

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Graf Leo von Caprivi, Eduard Gräbner, Ludwig Barnay.



Breslau

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 61. Bandes.

April. — Mai. — Juni.
1892.

	Seite
Ch. Achelis in Bremen. Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis.	214
Jacob von Falke in Wien. Das architektonische Wien.	60
Otto Felsing in Berlin. Charles Bradlaugh. Ein Charakterbild... ..	241
Ludwig Fuld in Mainz. Die Criminalität in Deutschland.. ..	93
Julius Gesellhofen in Breslau. Die todte Stelle. Novelle.	402
Robert Hassencamp in Ostrowo. Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland.....	76
J. Hutten in Tilsit. Des Vaters Vermächtniß.....	234
J. Janitsch in Breslau. Eduard Gräthner.....	202
Eily von Kretschman in Berlin. Helene, Herzogin von Orleans.....	110
Kurd Laßwitz in Gotha. Prinzessin Jaja. Ein Märchen.	130
Paul Lindau in Dresden. Hängendes Moos. Roman.	1. 153. 291

E. Marholm in Berlin.	
Henrik Ibsen als Frauenschilderer.....	101
Moriz Moszkowski in Berlin.	
Ueber den Wohlklang.....	361
Sigmund Münz in Wien.	
Zur Charakteristik Cavours.	368
E. Siegfried in Kiel.	
Federzeichnungen aus Holstein. III.....	384
Alexander Tille in Glasgow.	
Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust.....	352
Gustav Weisbrodt in Wien.	
Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.	414
Oskar Wilda in Breslau.	
Tod oder? —	271
Eugen Zabel in Berlin.	
Eudwig Barnay.....	342
* *	
Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler.....	44
Bibliographie	141. 276. 420
Bibliographische Notizen	149. 281. 427
Musikalische Notizen	147

Mit den Portraits von:

Graf Leo von Caprivi, radirt von Wilhelm Krauskopf in München;
Eduard Grühner, radirt von Luise Stolz in München; Eudwig Barnay,
radirt von Eudwig Kühn in Nürnberg.





Einundsechzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1892.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Band 61. — Heft 181.

— 4 —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

April 1892.

16.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXI. Band. — April 1892. — Heft 181.

(Mit einem Portrait in Radirung: Graf Leo von Caprivi).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Schlesische Buchdruckerei,

Kunst- und Verlags-Anstalt

normals S. Schottlander, Breslau.

Seit fünfzehn Jahren behauptet

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau

unter den vornehmsten Zeitschriften Deutschlands eine hervorragende Stelle.

Die 60 stattlichen Bände, die 180 Monatshefte, die von unserer Zeitschrift erschienen sind, bekunden, daß wir bestrebt gewesen sind, mit Eifer und, wie wir hinzufügen dürfen, auch mit Erfolg die Versprechungen, mit denen unser Unternehmen ins Leben gerufen worden ist, zu erfüllen.

„**Nord und Süd**“ hat der Pflege der modernen erzählenden Dichtkunst, der Verbreitung der Fortschritte und neuen Forschungen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft, der Entwicklung der Künste, den Bewegungen auf dem staatlichen Gebiete, die gleiche Sorgfalt und Aufmerksamkeit zugewandt. Niemals hat sich unsere Zeitschrift in den Dienst einer bestimmten Parteirichtung gestellt, vielmehr sich von jeder Einseitigkeit, von jeder Voreingenommenheit ferngehalten.

Die bedeutendsten Dichter und Gelehrten unseres Vaterlandes, denen sich erste Autoren des Auslandes angeschlossen haben, sind unserer Zeitschrift treue Mitarbeiter geblieben. Dem 151. Hefte ist seinerzeit ein Verzeichniß der Mitarbeiter von „**Nord und Süd**“ vorangeschickt worden; es zeigt die klangvollsten und besten Namen, welche Dichtung, Kunst und Wissenschaft unserer Epoche aufzuweisen haben.

Neben der Bedeutung des Inhalts und der gefälligen Form der Beiträge hat „**Nord und Süd**“ von jeher auch auf die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Anordnung des reichen Stoffes besonderen Werth gelegt.

Bestimmter und schärfer als allgemeine Auseinandersetzungen mag die einfache Angabe des Inhalts des nächsten (181.) Hefes bekunden, was wir erstreben, was wir vermögen.

Das Aprilheft beginnt mit **Paul Lindaus** neuestem Roman, der im zweiten Quartal vollständig in „Nord und Süd“ erscheinen wird. Die Handlung dieses Berliner Romans, der „**Hängendes Moos**“ betitelt ist, bewegt sich in denselben Kreisen, in denen die früheren, „Der Zug nach dem Westen“, „Arme Mädchen“ und „Spitzen“, spielen, also vorzugsweise in den Salons des Thiergartens, wo sich Künstler und Schriftsteller mit den Finanzgrößen zu begegnen pflegen.

Dem Aprilheft ist das **Bildniß des Reichszanzlers Grafen Caprivi** in einer meisterlichen Radirung von Wilhelm Kraustopf in München beigegeben. Der Aufsatz über den Nachfolger Bismarcks rührt von berufenster Feder her.

Ein humoristisch-philosophisches Märchen, „**Prinzessin Jaja**“ von **Kurd Laßwitz**, eine kunstgeschichtliche Studie über das „**Architektonische Wien**“ von **Jakob von Falke**, ein auf neuaufgefundenem Briefmaterial beruhender, eine bisher unbekannte Episode aus dem Jugendleben des Dichters ans Licht stellender Aufsatz „**Ein Liebesroman Christoph Martin Wielands**“ von **H. Gassencamp**, ein literarischer Essay, „**Isien als Frauenschilderer**“ von **L. Marholm**, ein juristischer Aufsatz, „**Die Criminalität in Deutschland**“ von **Ludwig Fuld**, endlich eine biographische Schilderung der sympathischen Fürstin **Helene Herzogin von Orleans** mit höchst interessanten, bisher noch nicht veröffentlichten Documenten von **Vilh von Kretschman**, bilden im Verein mit den ständigen Rubriken, welche unter Beigabe von Illustrationsproben in längeren und kürzeren Aufsätzen die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes besprechen, den Inhalt dieses Heftes.

Wir geben uns der freudigen Hoffnung hin, daß unser reibliches Bemühen, uns die Gunst und Theilnahme unserer alten Mitarbeiter und Freunde zu erhalten und zu den alten neue hinzuzugewinnen, nicht vergeblich sein wird.

■ Sämmtliche Buchhandlungen und Post-Anstalten nehmen Bestellungen zum Preise von 6 Mark pro Quartal (3 Hefte) entgegen, ebenso können die bisher erschienenen Hefte zum Preise von 2 Mark pro Heft nachbezogen werden. ■

Bestell-Schein.

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung von

..... Exmpl. „Nord und Süd.“ XVI. Jahrg. Preis pro Quartal 6 Mk.

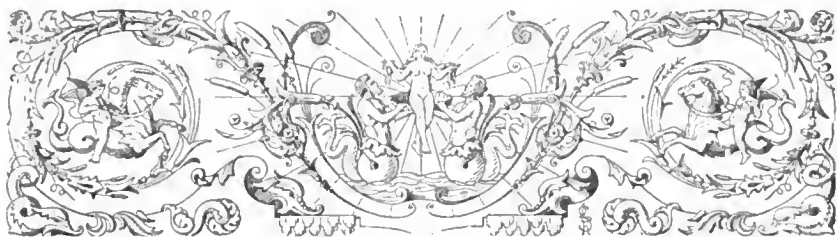
..... Exmpl. „Nord und Süd“ Heft à 2 Mk.

Ort:

Name und Stand:



Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer in Breslau.



Hängendes Moos.

Roman.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

1873.

Felix Welsheim war seines Glückes Schmied. Er war stolz darauf und erzählte Jedem, der es hören wollte, und auch denen, die nicht danach verlangten, wie er im tollen Jahre 1848 als kaum fünfzehnjähriger Junge nach Berlin gekommen war — mit zerrissenen Stiefeln und einem Haarvermögen von sechs guten Groschen — und wie er als Laufbursche im Hause E. Tillmann & Söhne seine kaufmännische Laufbahn begonnen hatte. Es war ein altes patriarchalisches Geschäft, still, solide, nicht gerade bedeutend, aber sehr respectabel und respectirt. Der damalige Chef Ewald Tillmann war der Enkel des Begründers der Firma, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit allen Ehren behauptete.

Der würdige Herr Tillmann hatte in dem jungen Felix mit gutem Blick einen brauchbaren und aufgeweckten Burschen erkannt und Gefallen an ihm gefunden. Versuchsweise gab er ihm Aufträge, die über die Anforderungen, welche man an einen Laufburschen zu stellen berechtigt ist, hinausgingen, und nachdem diese zu seiner vollsten Zufriedenheit erledigt waren, ließ er Felix eines Morgens in sein Cabinet kommen und eröffnete ihm, während er schmunzelnd sein glattrasirtes Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger einklemmte, daß er ihn als Lehrling ins Geschäft nehmen und ihm als besondere Begünstigung ausnahmsweise den Lohn, den Felix als Laufbursche bezogen hatte, als Salair belassen wolle — unter der Bedingung, daß kein Mensch im Comptoir etwas davon erführe. Fünf Jahre später konnte Herr Tillmann seinen Schülking als „jungen Mann“ auf die Börse schicken; und Felix Welsheim machte sich da so gut, bekundete ein so ausge-

iprocheues kaufmännisches Talent, operirte so umsichtig und erfolgreich, auch für seine eigene Rechnung, daß er nach weiteren vier Jahren, — als ihm der alte Tillmann einmal sehr heftige Vorwürfe darüber machte, auf eigene Faust speculirt, Geschäfte gemacht und ein ihm vertrauensvoll mitgetheiltes Geschäftsgeheimniß zu seinem eigenen Vortheil in strafbarer Weise ausgebeutet zu haben, — sich sittlich entrüstet und seinem Wohlthäter den Stuhl vor die Thür setzen durfte.

Darauf hatte Felix Welsheim lange gewartet. In den ersten Monaten des Jahres 1858 wurde sein Name als Inhaber eines Bank- und Commissionsgeschäfts in das Handelsregister eingetragen. Das Glück begünstigte alle seine wichtigeren Unternehmungen. Im Hochsommer 1866, als bei Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges eine zeitweilige Depression aller Werthe eingetreten war, hatte er mit äußerster Anspannung seines ganzen Credits eine riesige Speculation in Grundstücken unternommen, die ein glänzendes Ergebnis brachte. Felix Welsheim galt jetzt als ein vermögender Mann und er war in Wahrheit viel reicher, als die Leute dachten. Er verließ nun seine hübsche, aber bescheidene Wohnung in der Krausenstraße und mietete die erste Etage eines neuen Prachtgebäudes in der Victoriastraße. Keiner seiner Freunde und Bekannten zweifelte daran, daß er in diesen schönen und elegant eingerichteten Räumen sein einsames Junggesellenleben nicht lange mehr weiterführen werde. Und die Vermuthung, daß er auf Freiersfüßen gehe, befestigte sich immer mehr, da er sich allmählich von allen Convivien in den Privatgemächern der Lindenrestaurants zurückzog, sich mit einer kleinen Schauspielerin dritten Ranges an einem Theater vierten Ranges, mit der er manchmal gesehen worden war, in angemessener Weise abfand und im folgenden Winter in allen größeren Gesellschaften erschien. „Welsheim kommt auch,“ flüsterten die Wirthinnen bedeutungsvoll den Müttern verheirathungslustiger und heirathsfähiger Töchter zu, und sie waren sicher, mit dieser Mittheilung eine freudige Wirkung zu erzielen.

Aber der Winter ging vorüber und der Frühling und der Sommer, ohne daß Welsheim unter den Töchtern des Landes die Eine, die er suchte, gefunden hätte. Endlich im Herbst lernte er in Scaborough ein junges Mädchen kennen, das ihm ungewöhnlich gefiel, und dem er sehr energisch und mit den ernsthaftesten Absichten den Hof machte. Es war Fräulein Leonie Delponte, eine Holländerin portugiesischen Ursprungs, die zwanzigjährige Tochter eines wohlhabenden Amsterdamer Kaufmanns, die von ihrer umsichtigen Mutter auf eine glänzende Partie hin sorgfältigst erzogen war, seit drei Jahren in den fashionablen Wädern, an der Riviera und in Paris unter günstigster Beleuchtung ausgestellt wurde, den erwarteten Millionär oder Fürsten ältesten Stammbaums an sich zu fesseln aber bis zur Stunde noch immer nicht vermocht hatte. Seit einiger Zeit war denn auch über Mutter und Tochter zugleich eine sonderliche Uurube gekommen, und so fand Felix Welsheim, als er sich der Familie Delponte näherte, einen anscheinend

günstigen Boden. Als Frau Delponte merkte, daß der junge deutsche Banquier ihrer Leonie sicherlich in den nächsten Tagen einen Antrag machen werde, telegraphirte sie an ihren Mann in Amsterdam, er möge in Berlin zuverlässige Erkundigungen einziehen. Die Auskunft lautete befriedigend und Leonie erhielt die Erlaubniß, die Bewerbungen des Herrn Welsheim mit sittsam gesehnten Lidern sich gefallen zu lassen und ihn zu gehöriger Stunde erröthend an Mama zu verweisen. Die Geschichte nahm ihren vorchristmässigen Verlauf. Anfang October des Jahres 1868 verlobte sich Herr Felix Welsheim mit Fräulein Leonie Delponte, Mitte December fand die Hochzeit statt, und Ausgang Januar 1869 kam das junge Paar, das seine Flitterwochen in Cannes und Nizza verbracht hatte, in Berlin an.

Leonie machte in der Berliner Gesellschaft nicht geringes Aufsehen. Sie war sicherlich, wenn nicht eine der schönsten, wenigstens eine der elegantesten und pikantesten jungen Frauen. Ihr kleiner Kopf mit den üppigen dunkeln Haaren saß herrlich auf dem schlanken Halse, ihre Schultern, ihr Nacken, ihre Arme erregten die Bewunderung der Männer und den Neid der Weiber. Sie kleidete sich mit bestem Geschmack einfach und doch eigenartig. Das Reizvollste an ihr aber waren ihre merkwürdigen Augen, nicht übermäßig groß, eigentlich auch nicht schön, aber von einem ganz sonderbaren verlangenden Ausdruck, mit wasserblauer Iris, unruhig, flatternd, mit irrendem, weit schweifendem Blick, der Personen und Gegenstände nur flüchtig streifte, hastig weiterhuschte und sich in die Leere zu verlieren schien.

Leonie war sehr kokett. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und da sie die verwegensten Behauptungen mit erstaunlicher Redlichkeit aufstellte, erwarb sie sich schnell den Ruf einer geistreichen Frau. Mit iber Sicherheit einer Fürstin sprach sie in der That über alles Mögliche und Unmögliches, und sie sagte gewöhnlich das Gegentheil von dem, was die Anderen sagten. Durchgefallene Stücke fand sie hervorragend, erfolgreiche elend, Kunstwerke, die Sensation machten, erklärte sie für stümperhafte Holzhackearbeit und in dem verkommenen Urheber irgend eines wüsten Verbrechens witterte sie den Märtyrer der socialen Vorurtheile.

Einen entschiedenen Vorzug vor den Damen, die ihr social gleichgestellt waren, besaß Leonie unzweifelhaft: sie war großstädtischer. Sie hatte mehr gesehen und gehört und sich die anmuthige Ungezwungenheit im Umgange in höherem Maße anzueignen gewußt, als die meisten Ihresgleichen. Sie war eine der Wenigen, vielleicht die Einzige, die zu einer Zeit, als Berlin noch in den Windeln des weltstädtischen Wesens lag, einen Kreis um sich zu bilden gewußt hatte, der mit dem Charakter des kosmopolitischen Salons einige Aehnlichkeit besaß. Mit angeborenem und durch eine gute Erziehung vervollkommenem Tact wußte sie zwischen den verschiedenartigen Elementen, die sich ohne besondere Einladung an den Dienstag-Abenden bei ihr zusammenzufinden pflegten, eine angenehme und behagliche Einheitlichkeit herzustellen. Jeder der jungen Herren, ob er nun der Diplomatie oder dem Heere, der

Kunst oder Wissenschaft angehörte, als Industrieller oder an der Börse eine Rolle spielte, bildete sich ein, von der reizenden Wirthin besonders bevorzugt zu werden, und glaubte mit einiger Berechtigung aus einem mühelos aufgefangenen, sonderbar verheißungsvollen Blick der schwärmerischen Augen so etwas wie eine Zusage auf eine verfängliche Frage, die stummberedte Versicherung, am Vorabende eines schönen Ereignisses zu sein, herauslesen zu dürfen.

Welsheim hatte während des deutsch-französischen Krieges sein Vermögen verdreifacht. Er gehörte jetzt zu den beachteten Persönlichkeiten der Berliner Börse. Man kannte seine Beziehungen zu Leuten, die in der Lage waren, über die politischen Vorgänge gut unterrichtet zu sein, und umringte ihn, wenn er über diese oder jene Tagesfrage orakelte. Er sah dann immer sehr feierlich aus, legte die Stirn in tiefe Falten, steckte die beiden Hände in die Hosentaschen und wiegte den Körper, der mit dem zunehmenden Wohlstande auch an Gewicht gewonnen hatte, auf Sohle und Absatz hin und her. Seine Scherze brauchten garnicht gut zu sein, um die Runde während der Börsestunden zu machen und alsbald von der Burgstraße ihren Weg nach dem Thiergarten zu nehmen. Mit einem Worte, Welsheim war ein wichtiger Börseemann geworden, Anfänger fühlten sich geschmeichelt, wenn er mit ihnen sprach, und er selbst blickte nun mit lächelnder Ueberlegenheit auf den alten Tillmann, den er längst überflügelt hatte, herab.

Dieser in seinem geschäftlichen Wirkungskreise so einflussreiche und gebieterische Mann schrumpfte in seiner eigenen Häuslichkeit zu beklagenswerther Nichtigkeit zusammen. Leonie hatte sich nie viel aus ihm gemacht, es schien ihr ganz selbstverständlich, daß sie ihn beherrschte. Sie allein entschied, ohne auch nur den Versuch der Einmischung, geschweige denn des Widerspruches zu kennen, über alle wesentlichen und unwesentlichen Fragen. Sie bestimmte die Einladungen, die zu erlassen waren, die Annahme oder Ablehnung der eingegangenen, die Theaterabende, den Sommeraufenthalt, die Neuanschaffungen. Felix hatte nicht einmal eine beratende Stimme dabei. Wenn er sich manchmal wunderte und mit einer gewissen Unbeholfenheit, die zu dem selbstbewußten Auftreten des Geschäftsmannes einen seltsamen Gegensatz bildete, um eine Aufklärung in aller Bescheidenheit zu bitten sich unterfing, so schnitt sie mit den Worten: „mon ami, cela ne te regarde pas,“ — in solchen Fällen pflegte sich Leonie der französischen Sprache zu bedienen — jede weitere Erörterung lächelnd ab.

Unter den jungen Leuten, die an keinem Dienstag im Salon der reizenden Frau Leonie fehlten, schien sich der junge Schriftsteller Dr. Hugo Hall der besonderen Gunst der gefeierten Wirthin zu erfreuen. Im Jahre 1872 war Dr. Hall bei Welsheims eingeführt worden. Er zählte damals 29 Jahre. Er hatte ursprünglich Naturwissenschaften, insbesondere Botanik studirt. Der Erfolg eines Bändchens recht hübscher Gedichte hatte ihn dazu veranlaßt, sein Studium an den Nagel zu hängen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er erfreute sich des Rufes einer ganz ungewöhnlichen

Begabung, ja des Genies, obgleich er bis zur Stunde noch nichts geleistet hatte, um diesen Ruf zu rechtfertigen. Die Aufsätze, die er in langen Zwischenräumen veröffentlichte, machten zwar durch das Paradoxe des Inhalts und die bizarre Form einiges Aufsehen, aber sie wirkten doch wie die gequälten Hervorbringungen eines krankhaften Geistes. Aber Diejenigen, die von der Bedeutung Halls überzeugt waren, mochten diesen Kleinigkeiten auch gar keinen besonderen Werth beilegen; sie meinten, Hall habe noch ganz andere Pfeile in seinem Köcher, und die Welt werde staunen, wenn er einmal losschösse. Das kommende Werk Hugo Halls, von dem Niemand sagen konnte, ob es in Prosa oder in Versen abgefaßt, ob es ein Roman oder ein Drama sei, war schon berühmt, ehe noch eine Zeile davon geschrieben war. Und dazu hatte vor allem Frau Leonie Welsheim beigetragen.

Nicht wenig wurde der anticipirte Ruf des Dichters durch die Persönlichkeit gefördert. Hugo Hall war in der That ein sehr schöner Mann, groß, breitschultrig, elastisch und gewandt in seinen Bewegungen. Er sah aus wie ein echter Germane. Er trug das aschblonde Haupthaar kurz geschoren, ebenso den losen Backenbart, am Rinn war der weiche blonde Bart spitz zugeschnitten. Die hohe und gewölbte faltenlose glänzende Stirn ließ auf nicht gewöhnliche Geistesgaben schließen, der schön geformte Mund mit den üppigen Lippen verrieth sinnliche Neigungen. Das große, grünblaue, dunkel wirkende Auge wechselte beim Sprechen beständig den Ausdruck und begleitete die Worte mit einem sehr berebten Commentar. Hall gefiel allen Frauen, und wenn nicht alle Zeichen trügten, Leonie ganz ausnehmend. Er war sich der wohlgefälligen Wirkung, die er auf das weibliche Geschlecht ausübte, auch sehr wohl bewußt und offenbar bestrebt, sich diese Macht zu erhalten. Obgleich es ihm recht kümmerlich ging und er beständig von Geldsorgen gepeinigt wurde, gab er für seine Kleidung doch gerade so viel aus, wie die bekanntesten Stutzer. Sobald er in Damengesellschaft sich befand, setzte er sich in Scene, beobachtete seine Haltung, und gab, je nach Bedarf, seinem ausdrucksfähigen Gesicht den Charakter des grübelnden Denkers, des weltchmerzlichen Melancholikers, des wildlebenshaften Eroberers, des reinen Thoren.

Gleich bei der ersten Begegnung hatte Leonie einen besondern Eindruck auf ihn gemacht, und sie selbst, die grundsätzlich jeden jungen Mann in dem Wahn bestärkte, daß sie ihn vor allen übrigen bevorzuge und ihm in kaum noch statthafter Weise gewogen sei, hatte sich für den schönen Hugo Hall mit den schwermüthigen und doch so feurigen Augen lebhafter und wahrer interessirt, als sie es sich selbst gestehen mochte. Sie hatten, nach den unvermeidlichen Banalitäten bei der Anknüpfung einer jeden neuen Bekanntschaft, kaum fünf Minuten miteinander gesprochen, so merkten sie auch schon und gleichzeitig, daß sie als ebenbürtige Gegner einander gegenüberstanden, die in den kleinen Fechterkünsten der Salonplänkelei gleichermaßen bewandert und gewandt waren. Sie hatten auch Beide das instinctive Gefühl, daß es zwischen ihnen bei den oberflächlichen Scherzen schwerlich sein Werden

haben würde, daß etwas Gewitterchweres zwischen ihnen lag, daß sie verhängnißvoll aneinander getrieben werden würden, und Beide fürchteten sich davor. Sie waren Beide ohne irgend welchen erkennbaren Grund in einer gereizten Stimmung gegen einander, als ob sie sich gegenseitig gekränkt fühlten.

Leonie, die nur über Abwesende böshafte, mitunter auch witzige Bemerkungen machte, war allen ihren Gästen gegenüber von ausgefuchter Artigkeit. Es war ihr aber geradezu unmöglich, Hugo auch nur eine freundliche Trivialität zu sagen. Sie war spitzig, unverbindlich, beinahe ungezogen. Hugo, der durch gute Behandlung sehr verwöhnt war, war davon durchaus nicht überrascht; er schien es erwartet zu haben und ganz in der Ordnung zu finden. Er reizte durch seine Kühle und erkünstelte Ueberlegenheit die junge Frau nur noch mehr. Sie erzürnte sich sogar ganz ernstlich und schied von ihm mit einer beabsichtigten Unhöflichkeit.

„Sie haben nicht das Recht, in der Weise zu lächeln,“ sagte sie ihm, während die Blicke aus ihren wasserblauen Augen die feinnigen umhüpften, „dazu sind Sie wirklich noch zu jung und noch nicht berühmt genug.“

Sie wandte ihm den Rücken und trat, sich langsam lächelnd, an eine Gruppe plaudernder Gäste heran. Diesen gegenüber fand sie mühelos den Ton bestrickender Liebenswürdigkeit wieder. Obwohl sie sich anscheinend um den unberühmten Dichter, den sie so unfreundlich abgetrumpft hatte, gar nicht mehr kümmerte, dachte sie doch an keinen Andern als an ihn, und er allein schien in dem überfüllten Salon ein lebendiges Wesen zu sein, alle Anderen waren ihr Schatten und Schemen. Und als sie ihn auf einige Zeit aus den Augen verloren hatte und meinte, er habe sich ohne Abschied unauffällig entfernt, überfiel sie eine sonderliche Unruhe. Sie brach die Unterhaltung, an der sie theilgenommen hatte, jäh ab, entschuldigte sich mit den Pflichten der Wirthin und suchte ihn.

Hugo hatte allerdings zunächst die Absicht gehabt, sich aus dem vielgerühmten Hause, dessen Wirthin so herausfordernd unverbindlich gegen ihn gewesen war, unbemerkt davon zu schleichen, aber er war geblieben, weil er eben bleiben mußte. Er redete sich zwar ein, daß er Frau Leonie den Triumph nicht gönnen dürfe, ihn beim ersten Angriff aus dem Felde geschlagen zu haben. In Wahrheit aber handelte es sich für ihn weder um Sieg noch um Niederlage. Er fühlte sich in Leonies Nähe gebannt. Ob sie ihn gut oder schlecht behandelte, war gleichgiltig, die Hauptsache war, daß er bei ihr war, sie sehen und hören konnte. Er sah, wie an dem Reflexe ihrer eigenartigen Anmuth sich alle Gesichter aufhellten, wenn sie mit ihrem entzündenden Lächeln an diese oder jene Gruppe herantrat, er bewunderte die schöne, schlanke Gestalt, die Pracht des blendenden Nackens, des lieblich gerundeten Halses, mit dem wundervollen, durch kokett kleine Lödchen begrenzten Ansatze des vollen, weichen, fast schwarzen Haares, und er dachte nicht mehr daran, daß er sich über Leonie eigentlich zu beklagen hatte. Er fühlte sich wohl im Begehren, er hatte auch eine gewisse stolze Ahnung des Gewinnens.

Jetzt bemerkte er, wie Leonie mit jener besondern Art des Grüßens und Lächelns, die den Wunsch, nicht durch eine Anrede aufgehalten zu werden, deutlich ausspricht, langsam den Salon durchschritt und ihre Blicke systematisch durch den ganzen Raum schweifen ließ. Noch hatte sie ihn in der Vertiefung des Erkers hinter dem mächtigen Blumenaufsatz nicht erpäht, noch hatte er Zeit, sich diejenige Stellung und seinem Gesicht denjenigen Ausdruck zu geben, die ihm am angemessensten und wirksamsten erschienen. Er entschied sich für lässige Bornehmheit in der Haltung und heitere Unbefangenheit der Physiognomie. Da plötzlich sah sie ihn. Ihre Blicke kreuzten sich in Nu, dem unmeßbaren Bruchtheile einer Sekunde, aber es durchfuhr sie Beide, und ihre Herzen hämmerten. Dann ging sie ruhig, lächelnd, wie sie vorher gelächelt hatte, vorüber und sagte einer jungen Frau: „Wo treiben Sie nur die köstlichen Gardenien auf? Meinem Gärtner gebe ich den Laufpaß. Man bekommt von ihm seit Monaten nichts als elende Krüppel auf Draht.“

Die Dame gab ihr die Adresse ihres Gärtners, den sie angelegentlich empfahl. Leonie dankte mit großer Wärme. Sie hatte garnicht hingehört. Als ob sie sich um Gardenien, um Blumen mit Stengeln oder auf Draht in diesem Augenblick bekümmert hätte!

Sie sprach mit Hugo Hall kein Wort mehr. Erst als er sich gegen zwei Uhr Morgens als einer der letzten Gäste empfahl, sagte sie ihm, und jetzt mit wirklicher Freundlichkeit: „Man sieht Sie doch bald wieder?“

„Sobald Sie gestatten nächsten Dienstag, wenn es nicht indiscret ist.“

„Ah! das ist viel zu lange! Bis dahin würde sich die Meinung, die Sie jetzt von mir haben dürfen, zu fest setzen. Und mir liegt daran, daß Sie mich bald besser kennen lernen.“

„Ich denke schon das Allerbeste von Ihnen, aber es würde mir natürlich eine Ehre und Freude sein . . .“

„Haben Sie sich für morgen Abend schon vergeben?“

„Wenn ich Sie morgen sehen darf, nein.“

„Also begleiten Sie uns morgen ins Schauspielhaus! Von dem neuen Stücke wird so viel Gutes gesagt. Liedtke, die Erhardt und der alte Doering sollen ja brillant sein. Haben Sie die Premidre gesehen?“

„Nein, gnädige Frau!“

„Ich darf also auf Sie rechnen? . . . Ich schicke Ihnen morgen Nachmittag das Billet . . . Wir werden allein sein . . . mit meinem Manne.“

„Zu gütig, gnädige Frau. Also auf morgen!“

„Auf morgen.“

Sie reichte ihm die Hand, von der sie, während sie gesprochen, den Handschuh gestreift hatte. Er führte die kleinen Finger an seine Lippen und empfahl sich mit respectvoller Verbeugung.

Als bald darauf der letzte Gast das Zimmer verlassen hatte und Welsheim mit einem Kuß auf die Stirn seiner Frau gute Nacht wünschte, sagte Leonie:

„Ich brauche für morgen eine Loge im Schauspielhause.“

Welsheim blickte erstaunt auf.

„Du hast mir doch heute Vormittag, als ich Dich fragte, gesagt . . .“

„Heute Vormittag hatte ich eben keine Lust, und jetzt brauche ich sie, lieber Freund!“

„Aber, liebes Kind, das wird sehr schwer halten! Nach dem gestrigen Erfolge ist das Haus für morgen bereits vollkommen ausverkauft . . .“

„Du wirst schon Mittel und Wege finden,“ lächelte Leonie. „Ich habe das vollste Vertrauen zu Dir.“

„Ich will mir alle Mühe geben . . . aber versprechen kann ich nichts.“

„Ich bin ganz unbesorgt . . . Ich habe heute so viel Gutes von dem Stück gehört . . .“

„Ja, ja . . . Na, was ich thun kann, soll geschehen.“

„Ach ja,“ warf Leonie, die sich bereits der Thüre zugewandt hatte, gleichgiltig hin, „den jungen Doctor, den Ringstetter uns zugeführt hat, den Schriftsteller . . . wie heißt er doch gleich?“

„Doctor Hall.“

„Ja! Den Doctor Hall habe ich gebeten, uns zu begleiten. Du kennst wohl seine Adresse und wirst die Freundlichkeit haben, ihm das Billet im Laufe des Nachmittags zu schicken . . . Nochmals, gute Nacht!“

Am andern Mittag erstand Welsheim an der Börse für den dreifachen Preis die Loge und schickte das Billet an Herrn Dr. H. Hall bei Frau Regierungsräthin Breuer, Brüderstraße.

* * *

Seit jenem Abend, den Hugo Hall mit Leonie Welsheim — unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Felix Welsheim — in der Loge des Schauspielhauses verbracht hatte, waren sechs Monate vergangen. Es war im April des Jahres 1873, als Dr. Ringstetter, der ebenso geistvolle wie böshafte Herumträger aller unangenehmen Geschichten, seiner verehrten Gönnerin nebenher mittheilte, daß ihr jugendlicher Schützling wohl nur auf die Vollendung und den Erfolg seines Schauspiels, an dem er seit seiner Bekanntschaft mit Leonie mit großer Begeisterung arbeitete, warte, um sich mit seiner Wirthstochter, einem Fräulein Martha Breuer, mit der er schon seit länger als einem Jahre verlobt sei, zu verheirathen.

Leonie hatte die Mittheilung zunächst für einen ziemlich geschmacklosen Scherz gehalten. Aber Ringstetter gab eine solche Fülle von Einzelheiten, die durchaus glaubhaft wirkten, daß sie an der Wahrheit der überraschenden Neuigkeit nicht mehr zweifeln durfte. Sie affectirte nun eine übertriebene Lustigkeit, fand die Sache zu amüsant, zu komisch und lachte so stürmisch, daß Ringstetters Verdacht über die intimen Beziehungen, die sich zwischen den Beiden geknüpft hätten, erheblich verstärkt wurde. Sie erkundigte sich un-

auffällig, für Ringstetters Feinfühligkeit aber doch nicht unauffällig genug, nach der Kleinen und erfuhr, daß diese Martha Breuer heiße und die Tochter der verwittweten Frau Regierungsräthin Breuer, geborenen Wölldorf, sei, einer mittellosen Wittwe, die zu ihrer kärglichen Pension durch Verumietzung von Zimmern einige Thaler hinzuforgte, gerade genug, um für sich und ihr fränkisches Kind die Kosten der unerläßlichsten Bedingungen des Daseins bestreiten zu können. Hugo Hall wohnte schon seit über fünf Jahren bei Frau Emilie Breuer. Die blasser Martha mit den unheimlich glänzenden großen blauen Augen und den an den Backenknochen seltsam gerötheten, sonst so bleichen Wangen und der durchsichtigen Haut, durch die die Nerven an den Schläfen bläulich hindurchschimmerten, hatte ihn gerührt und gefesselt. Er hatte manche Abende in dem kleinen Hinterstübchen der Regierungsräthin verbracht, hatte Martha, die mit leuchtenden Blicken seinen Worten lauschte, seine Gebichte vorgelesen, und ohne daß er zu sagen vermocht hätte, wie er dazu gekommen war, hatte er um Marthas Hand angehalten und sich nachher eingeredet, daß er in sie verliebt sei. Martha war von dem Antrage nicht minder überrascht als Hugo, der ihn gestellt hatte. Von Kindheit an leidend und in großer Dürftigkeit aufgewachsen, hatte sie still und wunschlos für sich hingelebt; es war ihr nie eingefallen, daß sie ein Weib sei und geliebt werden könne. Sie hatte fast gar keinen Verkehr. Es war ihr nie der Hof gemacht worden, und wenn sie von einer ihrer Bekannten gelegentlich einmal irgend eine Bemerkung über diesen oder jenen jungen Herrn hörte, so lächelte sie, weil sie nichts zu sagen hatte. Sie wich fast nie von der Seite ihrer Mutter, die beständig über das traurige Loos der unbemittelten Wittwen, über die theuren Zeiten, die Härtherzigkeit der Menschen und die Ungerechtigkeit des Schicksals klagte, und arbeitete, so weit ihre Kräfte es gestatteten, im Geheimen für ein großes Stickereigeschäft, um monatlich ein paar Groschen zu den Kosten des Unterhalts beizusteuern. Sie hielt sich für vollkommen reizlos. Mit Unrecht. Denn sie war ein liebes, einfaches, gescheidtes und, wenn man genauer hinsah, sogar sehr hübsches Mädchen. Aber man mußte eben genauer hinschauen, auch ihre Schönheit war wie verschüchtert. Die Fülle der prachtvollen blonden Haare, die die hauptsächlichste Kraft des schwachen Kindes aufzujaugen schienen, ließ sich in der einfachen Tracht kaum errathen. Nur wenn sie lachte, und sie lachte selten, sah man die schönen, glänzenden, milchfarbenen Zähne. Sie war ziemlich groß, mager und mit achtzehn Jahren noch unentwickelt wie ein Kind. Sie brauchte einige Zeit, um sich klar zu machen, was Herr Dr. Hall, der bisher nur der Miether der großen Stube gewesen war, mit seinem Antrage eigentlich hatte sagen wollen. Als ihr der erste lange Kuß, den Hugo auf ihren kleinen Mund drückte — der erste Kuß, den sie mit geschlossenen Augen erwiderte, der ihre schmalen Lippen siedend durchglühte und dann eisig kühlte — die Erleuchtung brachte, überkam sie ein Gefühl namenloser Glückseligkeit; es war, als ob in ihrem Innern plötzlich der Frühling ausgebrochen, als ob auf einmal ihre

jungfräulich keusche Weiblichkeit vom Eise befreit sei. Sie fühlte sich Weib und hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und dankbarer Liebe an dem Mann, der ihr das wunderbarste Geheimniß des Daseins offenbart, der sie erweckt hatte. Die holde Kleinheit, die vertrauende Ergebenheit des Mädchens hatten Hugo tief gerührt. Er meinte, unbewußt wirklich das Richtige getroffen und durch die gütige Fügung des Geschickes die Eine, die ihn bestimmt war, die er liebte, oder die er lieben würde, gefunden zu haben. Und so war denn die erste Zeit des Brautstandes sonnig und schön. Martha war wie umgewandelt. Ihre lässigen müden Bewegungen hatten an Lebendigkeit und Bestimmtheit gewonnen, ihre bleichen Wangen hatten sich leicht geröthet, sie war frischer und gefünder geworden. Hugo arbeitete mit mehr Lust und Liebe denn je. Jetzt hatte er ein Ziel vor Augen, er fühlte, daß er ernste Pflichten übernommen hatte; und es war sein ehrliches Bemühen, diesen Pflichten zu genügen.

Der Winter kam. Es war Hugo ein Leichtes, seiner Braut, die ihn blindlings glaubte, klar zu machen, daß er als Schriftsteller, der das moderne Leben der Großstadt zu seinem besonderen Studium sich außersehen hatte, sich nicht vergraben dürfe, daß er Gesellschaften, so sehr sie ihn auch, wie er betheuerte, langweilten, aufsuchen müsse. Ebenso verstand es sich von selbst, daß Martha, für deren einfachste anständige Kleidung der erfunderische Scharfsinn der Mutter schon auf's Aeußerste sich anzuspannen hatte, ihn dorthin nicht begleitete. Ohne Klage blieb sie daheim und lächelte ihm nach, wenn er im Frack, der ihn so gut kleidete, mit der kunstvoll leicht geschlungenen weißen Cravatte sich verabschiedete. Manchmal regte sich freilich in ihr der geheime Wunsch, auch eine der glänzenden Festlichkeiten, die Hugo, wie ihr schien, allzu geringschätzig behandelte, mitzumachen. Aber sie war verständig genug, um einzusehen, daß sie Unmögliches begehrte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß später, wenn Hugo den verdienten Lohn seines Talentes empfangen, alles anders, besser werden würde. Sie wollte geduldig ausharren. Ja, geduldig! Es mußte wohl recht schwierig sein, das Leben und Treiben der bevorzugten Welt, in der ihr Bräutigam sich bewegte, kennen zu lernen. Die gesellschaftlichen Pflichten Hugos mehrten sich unausgesetzt. Er mußte fast allabendlich ausgehen und kam gewöhnlich erst zu sehr später Stunde nach Hause. Sie hörte ihn jedesmal kommen, hörte schon die Hausthür sich öffnen und schließen und den Schlüssel im Schlosse der Corridor-thür. Dann erst schlief sie ein. Oft mit recht schwerem Herzen. Weshalb nur Hugo, wenn er so spät nach Hause kam, am andern Tage unaufgefordert eine frühere als die richtige Stunde angab? Gewiß, um sie zu schonen. Er war ja so gut. Und sie bedurfte wieder einiger Schonung. Denn die vergänglichsten Rosen, die der Liebesfrühling auf ihre Wangen getrieben hatte, waren in den langen schlaflosen Nächten längst wieder gewelkt. Martha sah mitunter gespensterhaft fahl aus, und ihre feucht glänzenden, seltsam strahlenden Augen erschienen in den schattigen Ringen, die sich um sie gezogen hatten, unnatürlich groß.

Von der Verlobung war nach gegenseitiger Uebereinkunft wenig Aufheben gemacht worden. Da die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, daß sich die Beiden zusammen zeigten, so würde das Bekanntwerden nur zu unangenehmen Echerereien und lästigen Fragen veranlaßt haben. Hugo hatte offenbar ganz Recht: was brauchte die gleichgiltige Welt von ihrem Glücke zu wissen!

Da aber keine Thatsache verborgen bleibt, so hatte doch Dieser und Jener erfahren, daß Hugo über sein Herz und seine Hand schon verfügt hatte. Er selbst sprach aber nicht davon; und es stand ihm Niemand so nahe, um ohne Aufforderung mit ihm davon zu sprechen. Seinem Benehmen im Salon hätte aber auch der Scharfsichtigste den heimlich Verlobten nicht an-gemerkt. Er benahm sich hübschen Mädchen, und besonders hübschen jungen Frauen gegenüber so ungebunden und frei wie nur möglich. Seitdem er in den intimsten Kreis der Frau Leonie Welsheim gezogen war, mußte eine solche Vermuthung vollends gegenstandslos erscheinen.

Bis zur Stunde hatte Leonie in der That nichts geahnt. Als Ringstetter ihr den Streich versetzte, fühlte sie etwas ganz Sonderbares, nie Ge-kanntes in ihrer Brust, als ob ihr Herz plötzlich in eisiges Wasser getaucht sei — ein schmerzliches Unbehagen, das sie zwang, während des hohlen lauten Lachens unwillkürlich die Lider zu senken. Und als Ringstetter sich verabschiedet hatte und sie allein war, verzerrte sich ihr Gesicht, sie sah mit einem Schlage zehn Jahre älter aus, als sie war. Sie machte einige hastige Schritte und drückte dann den Knopf der elektrischen Klingel. Ihre erste Empfindung war, sich den Hut aufzusetzen, den Wagen vorfahren zu lassen und das Mädchen aufzusuchen. Daß die Geschichte wahr war, galt ihr als zweifellos; sie erklärte ihr Alles, was ihr bisher unverständlich gewesen war: die plötzliche Niedergeschlagenheit Hugos inmitten der tollsten Ausgelassenheit, seine Scheu, sich oft öffentlich mit ihr zu zeigen, seine dunkeln Redewendungen, — Alles mit einem Worte. Sie mußte das Mädchen sehen, sie mußte ihr sagen . . . Was mußte, ja, was konnte sie ihr sagen? Womit den auffälligen und compromittirenden Besuch rechtfertigen — vor ihr und vor ihm? . . .

„Es ist gut!“ sagte sie dem Diener, der in der Thür erschienen war. „Ich bedarf Ihrer nicht!“

Jean verneigte sich und verschwand wieder.

Leonie setzte sich auf das niedrige Polster im Erker und blickte durch das durchsichtige Gewebe hinüber auf die grauen Stämme, die eben das erste Grün ansetzten. Die Frühlingssonne schien goldig herab. Das heitere Licht des schönen Nachmittags taugte schlecht zu ihrer finsternen Stimmung. Sie athmete tief und seufzte so laut, daß sie selbst darüber erschraf. Sie ließ Alles, was sich zwischen ihnen ereignet hatte — seit ihrer ersten Be-gegnung und seit dem verhängnißvollen Theaterabend, an dem sie seine auf der Lehne des Sessels ruhende Hand warm an ihrer Schulter gefühlt und doch keinen Versuch gemacht hatte, ihre Stellung zu verändern — an ihrem

Geiste vorüberziehen. Sie klagte sich an, daß sie an demselben Abend seinen langen, bedeutungsvollen, vielbegehrnden Händedruck beim Abschied ebenso innig und vielverheißend erwidert und dabei merklich gezittert hatte, obwohl sie ohne besondere Anstrengung ruhig hätte bleiben können. Sie hatte Hugo nicht nur in ihrer Umgebung geduldet, sie hatte ihn in ihre Nähe gezogen; nicht wie mit den Anderen hatte sie oberflächlich mit ihm kokettirt, sie hatte ihm unausgesetzt gezeigt, daß ihre Gefühle für ihn ernster waren. Sie hatte ihm das Recht zugestanden, ihr über ihre Gefallsucht Vorwürfe zu machen, sie hatte sich mit unverkennbarer Freude von ihm schulmeistern lassen, hatte seine Wünsche, diesen und jenen ihrer Freunde mit verletzender Kälte zu behandeln und ihrem Hause zu entfremden, erfüllt und mit einem wunderlichen Frohgefühl die Regungen seiner Eifersucht wahrgenommen und sich ungerecht quälen lassen.

Gewiß war sie die Mitschuldige . . . Aber der Schuldige war Er! Wenn er sie wirklich liebte, sie allein, dann sollte ihm Alles vergeben sein! Aber wie sollte sie ihm das jetzt noch glauben, — ihm, der seit einem halben Jahre mit einer Lüge oder doch mit einer verschwiegenen Wahrheit ihr gegenübertrat? Der einer Anderen dasjelbe gesagt hatte und zur Stunde noch immer sagen mußte, was er ihr durch den begehrliehen Blick seiner blauen Augen, durch den Druck seiner Hand, durch das leise Aufseufzen seiner Brust, durch sein ganzes Sein und Wesen unablässig sagen wollte? Er hatte eine Braut, die er vor Gott und der ganzen Welt in seine Arme schließen und küssen durfte, ohne angstvoll nach der Portiere zu spähen und bei dem leisesten Geräusch zusammenzufahren. Und das hatte er vor ihr verschweigen können!

Sie fühlte, wie ein flammendes Roth ihre Wangen färbte. Sie war außer sich — nicht bloß vor Zorn. Sie hatte ein Gefühl der tiefsten Beschämung und Demüthigung . . . daß ihr sein Herz streitig gemacht wurde — von einer solchen Person! Es war ja offenbar eine ausgefeimte Kokette, die ihn in ihre Netze gezogen hatte. Was konnte an ihr sein, die die erniedrigende Situation, sich verschweigen zu lassen, ruhig hinnahm? . . .

Leonie öffnete einen Flügel des Fensters und ließ die reine frische Luft in das Zimmer strömen, in dem das Kaminfeuer noch immer brannte. Ihr Kopf war wirr und wüth, und die Kühle that ihr wohl. Vergeblich hatte sie sich bemüht, zu einem Entschlusse zu gelangen, wie sie ihr Verhalten Hugo gegenüber zu regeln habe. Einfaches Ignoriren wäre vielleicht das Vernünftigste gewesen. Aber sie sagte sich, daß sie außer Stande sein würde, diese Komödie durchzuführen. Sollte sie ihm eine heftige Scene machen und mit einem Clat den Bruch herbeiführen? Sollte sie ihn verletzen und langsam entfernen? Sollte sie zum Aeußersten schreiten, ihm die Alternative stellen, zwischen Jener und ihr zu wählen, und um den Preis des Opfers, das ihre Eifersucht heischte, ihm gewähren, was er unablässig forderte, und was sie ihm bis zur Stunde verweigert hatte?

Alles erschien ihr gleichermaßen unmöglich, am unmöglichsten aber, daß

es zwischen ihr und Hugo beim Alten bleiben könne. Sie mußten jetzt nothgedrungen auseinandergeprengt oder völlig aneinandergetrieben werden. Leonie schauderte fröstelnd und schloß das Fenster. Sie war erstaunt, als sie auf die Uhr blickte und berechnete, daß seit Ringstetters Abschied wenigstens eine Stunde verfloßen war. Zum Ausfahren war's nun auf alle Fälle zu spät. Welsheim war vermuthlich schon nach Hause gekommen, in einer halben Stunde wurde das Diner aufgetragen.

Sie wußte nicht recht, was sie mit sich anfangen sollte. Ohne besonderen Voratz trat sie in ihr Toilettenzimmer und musterte die Frühlingsgarderoben, die gestern aus Paris eingetroffen waren. Die auffälligste sagte ihr heute gerade am meisten zu. Sie rief ihre Kammerjungfer Germaine, die sie aus Holland mitgebracht hatte, und sagte ihr, sie wolle sich zum Diner umkleiden.

„Ist denn Gesellschaft?“ fragte Germaine, der Leonie erlaubt hatte, auch zu sprechen, ohne gefragt zu sein, und die sogar selbst Fragen zu stellen sich verstaten durfte.

„Nein,“ antwortete Leonie mit einer Schroffheit, die dem guten Mädchen auffiel.

„Aber für den Herrn allein ist das Kleid doch zu schade,“ meinte Germaine.

„Ich wünsche es anzuziehen. Also bitte,“ erwiderte Leonie noch barscher als vorher.

„Wie gnädige Frau befehlen,“ bemerkte Germaine unterwürfig. Und nach einiger Zeit, während ihre geschickten Hände das Worth'sche Wunderwerk der schlanken Gestalt der Herrin anschniegten, setzte sie kleinlaut hinzu: „Gnädige Frau sind heute recht ungehalten. Haben gnädige Frau Verdruß gehabt? Gnädige Frau sehen wirklich recht angegriffen aus!“

Welsheim hatte eine ausnehmend gute Börse gehabt und war seelenvergnügt.

„Ah!“ rief er bewundernd aus, als Leonie in dem lichten Kleide in den Salon tauschte, „das lasse ich mir gefallen! Wirklich famos! Ja, diese Franzosen! . . . Wenn wir erst soweit wären! . . . Laß Dich doch erst einmal ordentlich anschauen. So rasch wird die Suppe nicht kalt werden.“

„Bitte, komm!“ sagte Leonie, die sich der Thür zum Speisesaale schon genähert hatte.

„Zu Ehren der neuen Toilette,“ begann Welsheim das Gespräch bei Tisch, „sollten wir eigentlich irgend etwas unternehmen. Für mich allein ist sie wirklich zu schade.“

Leonie mußte bei der Erinnerung daran, daß Germaine vor einer halben Stunde dasselbe mit denselben Worten gesagt hatte, unwillkürlich lächeln.

„Wie Du meinst,“ entgegnete sie mit gespielter Gleichgiltigkeit. Sie war fest entschlossen, sich von ihrem Manne dazu überreden zu lassen, den Abend gemeinsam mit Hall zu verbringen. Aus tausend Gründen hielt sie es für das Richtige, daß ihre erste Begegnung mit ihm unter dem Zwange, den die Gegenwart ihres Mannes ihr auferlegte, stattfände. Zugleich wurde

sie auch von dem Verlangen verzehrt, das Mädchen zu sehen, heute noch. Sie ahnte, daß nur ihr Mann in unverfänglicher Weise ihr dazu verhelfen könne; sie wußte zwar für den Augenblick noch nicht recht, wie das überhaupt zu machen sei, aber sie erhoffte von ihrem oft erprobten Mittel, Welsheim ihre eigenen Wünsche zu suppeditiren, das Beste. Unruhig flatterten ihre Blicke von einem Gegenstand zum andern.

„Wollen wir in irgend ein Theater gehen? . . . Nein? Mir auch recht! . . . In den Circus? . . . Auch nicht? Schön . . . da fällt mir ein, in den Reichshallen soll jetzt ein gutes Programm sein, ausgezeichnete amerikanische Turner, eine bildhübsche Chansonettensängerin aus Wien, eine sehr lustige Pantomime . . . Was meinst Du? Ich lasse eine Loge holen . . . wir nehmen noch ein paar gute Freunde mit . . .“

„Gleich ein paar?“

„Ober einen guten Freund . . . ganz nach Deinem Belieben . . . Doctor Hall zum Beispiel?“

Leonie fürchte die Brauen.

„Weshalb denn nicht?“ fuhr Felix fort, und mit veränderter Stimme setzte er hinzu: „Ich begreife Dich nicht, Leonie! Seit einiger Zeit bist Du gegen unsern armen Doctor geradezu verlezend kalt. Nein, nein! Bestreite es nicht! Ich habe gute Augen, und mir entgeht nichts. Du thust dem armen Menschen wehe! Er verehrt Dich — Du darfst es mir glauben! Sei doch ein bißchen freundlicher zu ihm! Dir ist es ein Leichtes, und Du erfreust einen braven Kerl!“

„Du irrst . . . ich habe nicht das Geringste gegen den Doctor . . .“

„Dann wirkst Du jedenfalls unfreundlicher, als es Deine Absicht ist.“

„Das mag sein.“

„Aber es ist mir, offen gesagt, unangenehm. Ich habe für Hall sehr viel übrig, und es würde mir leid thun, wenn Du ihn durch Deine Schroffheiten, die vielleicht gar nicht böse gemeint sind, verschrecktest. Du siehst ja, Andere, die sich früher so wohl bei uns fühlten, haben es sich auch nicht gefallen lassen und sind schließlich weggeblieben — darunter sehr nette Menschen, die Dir früher ausnehmend gefallen haben. Du hast wirklich einen etwas zu starken menschlichen Verbrauch.“

Leonie zuckte die Achseln.

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen,“ sagte sie mit schläfrigem Ausdruck. „Gehen wir meinethalben in die Reichshallen und holen wir den Doctor ab, wenn Du es durchaus willst. Wir können ja im Wagen vor der Thür warten.“ Ohne ihrem Manne Zeit zu der Einwendung zu lassen, daß es ihm garnicht eingefallen sei, Hugo abholen zu wollen, fuhr sie fort: „Es ist allerdings ein bißchen sonderbar, daß wir vor der Wohnung eines Zungesellen vorfahren. Aber ich bin vornrtheilsfrei, und da Du es wünschest . . . deutlicher kann ich dem Doctor freilich nicht zeigen, daß ich nichts gegen ihn habe; hoffentlich wirst Du damit endlich zufriedengestellt sein.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte Welsheim etwas zerstreut, während er das Glas, aus dem er eben getrunken hatte, auf den Tisch setzte und die Serviette an seine Lippen führte. Hatte er denn wirklich Leonie den Vorschlag gemacht, Hall abzuholen? Er konnte sich dessen garnicht erinnern, aber es sagte ihm zu, und da Leonie damit einverstanden war, wandte er sich zum Diener: „Um halb acht den Landauer!“

Als Leonie zur festgesetzten Zeit mit einem entzückenden Gut auf dem kunstvoll frisirten Kopfe und einem neiderweckenden Ueberwurfe im Salon erschien und die Handschuhe bedächtigt zuknöpfte, sagte sie zu Welsheim, der mit den beiden Operngläsern in der Hand schon seit einigen Minuten auf sie wartete:

„Wir wollen doch lieber direct in die Reichshallen fahren. Jean kann ja den Doctor in unserm Namen bitten . . .“

„Aber nein,“ erwiderte Welsheim etwas ungehalten. „Dazu ist es nun zu spät. Mein Gott, sei doch nicht so zimperlich! Die Sache ist doch völlig harmlos . . . in meiner Gesellschaft.“

„Wenn Du meinst . . . Wohnt Doctor Hall eigentlich hübsch?“

„Ich bin nie in seiner Wohnung gewesen.“

„Sieh Dich ein bißchen um, wenn Du bei ihm bist. Es würde mich interessieren, einmal einen Blick in die Werkstatt eines Dichters zu werfen. Man kann eigentlich einen Menschen erst richtig beurtheilen, wenn man gesehen hat, wie er haust.“

„Er wird wohnen, wie die meisten jungen Leute wohnen.“

„In dem Punkte kann ich Dir allerdings nicht widersprechen, daß das Atelier eines Künstlers, das Arbeitszimmer eines Schriftstellers etwas Anderes ist, als die Wohnstube des ersten Besten. Es ist, wie Du ganz richtig bemerkst, eine Art Museum, neutrales Gebiet . . .“

„In der That!“ bekräftigte Welsheim ein wenig überrascht. Er konnte sich gar nicht entsinnen, eine solche Bemerkung gemacht zu haben. „In der That . . . wie ein Museum.“

„Aber erlaube, lieber Freund,“ fiel Leonie, die gerade den letzten Knopf bewältigt hatte, mit lustigem Eifer ein, während sie ihren Arm in den seinigen legte und Felix zu beschleunigten Ausbruch antrieb, „der Vorwurf der Zimperlichkeit, den Du mir machst, trifft mich doch nicht, wenn ich ein wenig zögere, in die Höhle des Löwen hinabzusteigen. Er wird mich freilich nicht zerfleischen, der Löwe, ich habe ja an Dir eine starke Stütze und den berufenen Bertheidiger . . .“

„Wie meinst Du?“ fragte Welsheim.

Sie waren vor der Hausthür angelangt.

„Brüderstraße, zu Doctor Hall,“ bechied Felix den harrenden Diener, der nach einer kurzen Verbeugung den Schlag vorsichtig schloß, auf den Boden kletterte und in kerngerader Haltung seinen Platz neben dem dicken Ruffächer einnahm.

„Amüsiren würde es mich natürlich,“ sagte Leonie, als der Wagen auf den Gummirädern fast geräuschlos und in scharfem Trabe der Stadt zurollte, „den guten Doctor in seinem Heim aufzustöbern. Ich persönlich finde ebenso wenig dabei wie Du. Aber ich weiß nicht, ob die Leute . . .“

„Du wolltest mit hinaufkommen?“ fragte Felix, wiederum einigermaßen überrast.

„Wenn es Dir Spaß machen würde . . . ich würde es ruhig wagen,“ antwortete Leonie mit ihrem reizendsten Lächeln, während sie ihre kleine linke Hand auf die Rechte ihres Mannes legte und Fingerübungen machte. „Du sollst mir nicht ein zweites Mal vorwerfen, daß ich zu ängstlich sei . . . in Deiner Gesellschaft.“

„Daß Du mit mir einen guten Freund abholst — mir erscheint's durchaus unverfänglich. Ich fürchte nur, wir könnten den guten Doctor einigermaßen in Verlegenheit bringen, wenn wir ihm unangemeldet, so mir nichts dir nichts in's Haus fallen.“

„Das wäre ein köstlicher Spaß,“ lachte Leonie übermüthig. „Mitunter hast Du wirklich ausgezeichnete Einfälle! Würde der gute Doctor Augen machen, wenn er uns auf einmal vor sich sähe! Wie kommt solcher Glanz in seine Hütte! Denn es wird Dir nicht entgangen sein, daß ich mich heute ausnehmend schön gemacht habe . . .“

„Das stimmt,“ versetzte Felix mit stolzem Schmunzeln, während er Leonies Toilette, über die er sich schon gefreut hatte, abermals mit liebevollen Augen musterte. „Du hast Dich heute wirklich ganz besonders angestrengt.“

„Aber nicht mit Rücksicht auf den Doctor,“ lächelte sie. „Das schwöre ich Dir! Nun wirst Du mir am Ende gar noch einreden wollen, daß ich Halls wegen mein interessantestes Frühlingskleid angelegt und mein kostettestes Hütchen aufgesetzt habe . . . Du Undankbarer!“

„Du siehst wirklich wunderhübsch aus!“ rief Felix in zärtlichem Tone aus und führte die kleine Hand, die noch immer auf seiner Rechten munter fingerte, an seine Lippen.

„Ich verspreche mir einen großartigen Effect davon,“ fuhr Leonie in derselben heiteren Weise fort, „wenn wir Beide Hand in Hand in das Stübchen des Doctors eintreten.“

„Also ist es Dein Ernst? Du möchtest wirklich mit mir . . .“

„Ich möchte?“ fiel Leonie ein. „Ich möchte?“ wiederholte sie. „Aber Du vertauschest die Rollen, lieber Freund! Wenn Du das geringste Bedenken hast . . . ich kann ja ruhig im Wagen unten warten.“

„Du mißverstehst mich! Ich habe gar keine Bedenken.“

„Ich bleibe sogar lieber unten, ich wollte Dir nur den Spaß nicht verderben. Wenn Du aber meinst, daß die Leute . . .“

„Ach was! die Leute! Dummes Zeug! Eine Frau wird mit ihrem Manne doch wohl . . .“

„Also gut!“ Sie hatte seine Hand gedrückt, und die Beiden betrachteten

sich lächelnd. Leonie war froh, daß sie ihre Absicht, noch heute in die Häuslichkeit Hugos einzubringen, durchgesetzt hatte, und Welsheim freute sich über seine anmuthige, elegante, lustige Frau und glaubte nun, daß er sie dazu bewegen habe, mit ihm den Doctor zu überfallen.

Der Wagen hielt vor einem ungasstlichen Hause der alten Straße. Felix und Leonie traten ein. Die Treppen waren durch flackerndes Gas, das ohne Schutz und Dämpfung in einer dreispitzig auslaufenden Flamme brannte, ungenügend beleuchtet. Die Stiegen waren ausgetreten, die Abjaze in den einzelnen Stockwerken bildeten ein schmales, fast rechtwinkliges Dreieck, in jedem Schenkel dieses Winkels befand sich je eine weißlackirte Glasthür, deren Scheiben mit billigen Gardinen behangen waren. Es sah in dem Hause ordentlich und sauber, aber überaus dürftig aus. Im zweiten Stock rechter Hand war unter der Klingel mit einem Griff aus weißem Porzellan ein Porzellschild angebracht, auf dem in großen schwarzen gothischen Buchstaben die Aufschrift stand: „E. Breuer, verm. Regierungsräthin“; darunter befand sich mit Reißzwecken befestigt eine Visitenkarte, auf der „Dr. Hugo Hall“ zu lesen war.

Welsheim hatte die Schelle gezogen. Gleich darauf wurde eine Thür der Wohnung geöffnet und die Gardine ein wenig zurückgeschoben. Es entstand eine kurze Pause, wie eine Verlegenheitspause. Leonies Herz klopfte stürmisch, sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um ihre Fassung zu bewahren. Die Flurthür ging langsam auf, und auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen, in der unwortheilhaften Beleuchtung gespensterhaft bleich, mit schlechtem, ungewöhnlich starkem blonden Haar, dessen Wuchst das kleine Köpfchen niederzubrüden schien, mit großen glänzenden Augen. Sie trug ein einfaches dunkles Wollenkleid und eine saubere Schürze mit einem Besatz von gehäkelten Spitzen. Leonie ließ ihre Blicke in fieberhafter Hast über das schwächliche Mädchen fliegen und ihre Lippen, die lächeln wollten, verzerrten sich. Martha hatte bei dem Anblick der eleganten vornehmen Dame, die unwillkürlich eine hochmüthige Haltung angenommen hatte, eine höchst unbehagliche Empfindung. Leonie, die sich unter der Braut Hugos eine ganz andere Persönlichkeit vorgestellt hatte, fand die kümmerliche, schmalbrüstige Kleine einfach lächerlich.

„Ist Herr Doctor Hall zu sprechen?“ fragte Welsheim, indem er Martha seine Karte reichte.

„Ich glaube wohl . . . Wollen die Herrschaften gefällig nähertreten?“

„Ich warte hier,“ sagte Leonie zu ihrem Manne. „Du wirst ja sehen, ob der Doctor mich empfangen kann.“

„Wenn Sie mit meinem Stübchen fürlieb nehmen wollen, gnädige Frau, hier ist's doch zu ungemüthlich.“

„Sehr artig, mein Fräulein,“ entgegnete Leonie, sich leicht verneigend.

Sie folgte ihr in das Hinterstübchen und setzte sich auf den Stuhl, den ihr Martha angeboten hatte. Welsheim war in dem halbdunklen, engen und

minfligen Corridor stehen geblieben. Martha kam sogleich zurück, klopfte an die Thür des Vorzimmers und trat auf den Hereinruf, der von innen kam, ein. Unmittelbar darauf erschien Hugo, der mit voller Stimme, die hier überlaut klang, ausrief: „Ist es denn möglich? Das ist aber eine Ueerraschung! Bitte, treten Sie doch ein! Was verschafft mir denn das unverhoffte Vergnügen? . . .“

Die Thür wurde geschlossen. Man vernahm nur noch den Laut der Stimmen, nicht mehr die Worte.

Leonie hatte sich in dem ärmlichen Zimmer schnell umgesehen. Es war nicht viel zu sehen. Alte Möbel, die auch in ihren jungen Tagen nicht schön gewesen waren, gut gehalten, ein Sopha und zwei Sessel mit geschweiftem Holz, mit grünem Nipsbezug und gehäkelten Schuhdecken; auf dem Tisch, dessen bunte Plüschdecke ordentlich zusammengefaltet auf dem geschlossenen Piano lag, ein Tisch Tuch mit zwei Decken und einer Theetasse; in der Mitte, von der Petroleumlampe hell beleuchtet, ein kleiner Teller mit kaltem Aufschnitt, eine Butterbüchse, ein Brotkorb, eine Flasche Livolibier. An der Wand der Stuch der Madonna della Sedia, darunter die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks und Moltkes. Ueber dem Piano Beethoven in Stein druck. Ein hängendes Bücherregal mit ein paar Duzend Büchern in Fabrikeinband, über einem kleinen unbrauchbaren Schreibtisch; nahe dem Fenster ein Blumentisch mit einem Gummibaum, billigen Blumen vom Marke und einem Goldfischbecken. Daneben ein Nähtisch, an den ein Rahmen mit einer angefangenen Stiderei gelehnt war. Leonie wurde in ihrer flüchtigen Musterung dieser Armfeligkeit nicht gestört, denn die Frau Regierungsräthin war noch in der Küche mit dem Kochen des Theewassers beschäftigt. Ein merkwürdiges Lächeln, ein Gemisch von Mitleid und Verachtung hob ihre Lippen.

„Und das lebt auch!“ sagte sie, langsam nickend, und die Brauen bis in die Mitte der Stirn hinaufziehend, warf sie die inhaltschwere Frage auf: „Wozu?“

Da trat Martha in das kleine Zimmer. Sie wurde etwas verlegen, als sie die ungewohnte Erscheinung der jungen Frau in strahlender, übermüthiger, herausfordernder Eleganz in dieser schlichten Dürftigkeit wiederum erblickte und den herauschenden, süßlich matten, krankhaft sinnlichen Gardenien duft einjog, der Leonies Vorstedtstrauße entströmte. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie sie von der Dame mit einer beinahe unhöflich zu nennenden Aufmerksamkeit gemustert wurde. Es war ihr zunächst peinlich, dann unheimlich; und mit einem gewissen abergläubischen Bangen hob sie die Lider und richtete trotzig den festen, ruhigen Blick ihrer großen leuchtenden Augen auf die Unbekannte. Sie erschrak fast, als sie von den spitzen, scharfen Blicken Leonies getroffen wurde. In diesen kleinen, irrenden Augen mit der zitternden Pupille lag etwas geradezu Feindseliges. Eine unerklärliche Ahnung, die fast die Deutlichkeit einer Warnung hatte, jagte Martha, daß diese vornehme,

elegante, schöne Frau ihr Unglück bringen und tiefes Weh bereiten werde. Sie wich unwillkürlich zurück und machte sich mit der Tischdecke auf dem Piano in überflüssiger Weise zu schaffen, um Leonie den Rücken wenden zu können.

Die Beiden sprachen kein Wort und Beide athmeten mit scharfgeschlossenen Lippen hörbar.

Zum Glück währte dieses peinigende Zusammensein nur wenige Augenblicke, die Martha freilich lang genug erschienen. Hugo öffnete hastig die Thür und rief mit lauter Stimme, als wolle er seine Befangenheit über-
tönen:

„Das ist ja ungemein liebenswürdig, gnädige Frau! Eben sagt mir Ihr Mann . . . Wenn Sie vor einem bescheidenen und etwas wüsten Junggesellenheim nicht erschrecken . . . dürfte ich Sie bitten?“ . . .

Er reichte Leonie den Arm.

„Aber Sie dürfen sich nicht umsehen,“ setzte er hinzu, während er, ohne Martha anzusehen, mit Leonie das Stübchen verließ und die Thür hinter sich schloß.

Martha trat an die Thür und sah sie wie etwas Merkwürdiges an. Sie blieb da stehen, und da stand sie noch, als ihre Mutter mit dem Theetopf aus der Küche kam.

„Hugo hat Besuch . . . einen Herrn und eine Dame“ . . .

„Eine Dame?“ fragte Frau Emilie erstaunt. „Wer ist denn das?“

„Ich kenne sie nicht. Ich habe den Namen auf der Karte des Herrn, der ihr Mann zu sein scheint, nicht gelesen. Ich denke mir, es wird Frau Welsheim sein.“

„Ist das der reiche Banquier, von dem Hugo manchmal gesprochen hat?“

„Ja.“

„Wie kommst Du gerade auf den?“

„Ich weiß es nicht . . . Ich denke es mir.“

„Ich mußte überhaupt nicht, daß Herr Welsheim verheirathet ist.“

„Hugo hat aber einmal den Namen der Frau Welsheim genannt, er wurde dabei ganz verlegen. Seitdem hat er nie mehr von ihr gesprochen. Ich glaube, es ist Frau Welsheim.“

„Nun, wir werden's ja erfahren . . . Jetzt setz' Dich! Der Thee hat genug gezogen.“

„Ich glaube sicher, es ist Frau Welsheim,“ wiederholte Martha, als sie sich ihrer Mutter gegenübersetzte. Sie war ganz fahl geworden, auf der dünnen Haut der mageren Wangen flammten unter den Augen zwei rothe Flecken. Sie rührte das Essen kaum an.

Leonie war, als sie an Hugos Arm in das geräumige Arbeitszimmer getreten war, von einer Art von Galgenhumor befallen. Sie triumphirte, daß sie erreicht, was sie gewollt hatte. Es hatte ihr eine kitzelnde Genug-

thung bereitet, vor Martha von Hugo mit selbstverständlicher Artigkeit behandelt worden zu sein. Vor Allem hatte es ihr Spaß gemacht, daß Hugo in ihrer Gegenwart seine Braut keines Blickes gewürdigt, zu würdigen gewagt hatte. Das Frohgefühl dieses wohlfeilen Sieges übermog für den Augenblick alles Andere. Sie hatte jetzt alles Ungemach verschleucht, und sie war beinahe heiterer Stimmung, als sie Hugos Zimmer mit spähenden Blicken durchschritt.

„Also so sieht es bei einem Gelehrten und Dichter aus!“ sagte sie lächelnd.

Es war ein zweifenstriges Zimmer mit einem breiten Arbeitstisch, der quer vor dem einen Fenster stand, einem hohen mächtigen Bücherregal aus gestrichenem Holz, das beinahe die ganze Breite der den Fenstern gegenüberliegenden Wand einnahm, mit anspruchslosen, nicht schlechten Möbeln. Die Thür zu dem kleinen einfensterigen Schlafzimmer nebenan war geschlossen. Das Bücherregal war ganz gefüllt, mit zum größten Theil ungebundenen Schriften, die in den vier oberen Reihen in systematischer Ordnung aufgestellt waren. In den beiden unteren Schößen waren die Sachen untergebracht, die an Hugos früheres Studium erinnerten: Da stand ein Mikroskop, da lagen Herbarien und botanische Fachzeitschriften. Hier war auch an den beiden Ecken eine Art von Decoration angebracht, zur Rechten ein Büschel des schönen Pampasgrases, dessen goldig glänzende, milch crème-farbene Federchen mit der Zeit durch Staub und Cigarrenrauch aschgrau geworden waren; auf der linken hing beinahe von Manneshöhe ein sonderbares Pflanzengewebe in dichten Strähnen bis auf den Fußboden herab vor matt grangrünlicher Färbung, kraus verwüsteltes Moos, leicht gewellt, von schwermüthiger, aber schöner Wirkung, wie ein Wittwenschleier.

„Was ist denn das?“ fragte Leonie, die mit ihren kleinen behandschuhten Fingern die vegetabilischen Flechten vorsichtig betupfte.

„„Hängendes Moos“ nennen es die Laien. ‚Tillandsia usneoides‘ ist der botanische Name.“

„Sehr hübsch . . . wo wachsen denn diese Pflanzen?“

„In den südlichen Staaten der Amerikanischen Union und in Mexico kommen sie sehr häufig vor — als malerisch sehr schöner, aber verderblicher Schmuck der Bäume, namentlich der immergrünen Eichen und Cedern. Die Bäume, an die sie sich ansetzen, gehen gewöhnlich zu Grunde.“

„Es sind also Schmarozer?“ fragte Leonie.

„Das eigentlich nicht. Aber Sie dürften sie getrost Schmarozer nennen. Um Ihnen das Wesen der Tillandsia wissenschaftlich correct zu bezeichnen, müßte ich Ihnen eine Vorlesung halten, die Sie kaum interessieren möchte.“

„Im Gegentheil . . . es interessiert mich sehr!“

„Nun, ich kann's ja kurz machen. Parasiten oder Schmarozer im eigentlichen Sinne nennen wir Botaniker solche Pflanzen, die eigene Saugfortsätze in's Gewebe der Wirthspflanze hineinsetzen und aus deren Gewebe den Nahrungssaft ausaugen. Das thun die Tillandsien nicht. Sie hängen

sich an die Pflanze und wachsen nur auf den occupirten Theilen, ohne in deren Gewebe einzudringen. Wohl aber entzieht die Tillandsia, das überwuchernde und überspinnende hängende Moos, das Sie da sehen, dem überwachsenen Theile des Baumes, an den es sich angeheftet hat, Licht und Luft, also die Kohlensäure, aus der der Pflanzentheil sich aufbaut, sie erstickt ihn also und hungert ihn aus.“

„Werkwürdig! Und der Baum stirbt?“

„Der Baum stirbt, aber die Tillandsia hat ein äußerst zähes Leben und wuchert auf der Baunleiche fröhlich weiter. Jeder kleine Theil, der vom Wind abgerissen zu einem andern noch freien Pflanzentheile gelangt und dort haften bleibt, wächst wieder zu einem solchen Alles überspinnenden Geslecht heran und entzieht der betroffenen Pflanze Luft und Licht. Aber die Bäume, an denen diese schönen Schleier herabwallen, sehen ganz wundervoll aus — herrlich in ihrem langsamen Dahinsiechen, zu dem ihnen die Tillandsia, die sie mordet, gewissermaßen den wehmüthigen Trauerschmuck selbst schenkt.“

„Sonderbar, wie starke Uebereinstimmungen in den verschiedenen Reichen der Natur bestehen.“

„Sonderbar wäre es, wenn es anders wäre. Das Leben ist überall dasselbe, immer und ewig der Kampf um's Dasein, die Abwehr des feindlichen Angriffs, die Eroberung der Macht der Anderen — dieses unausgesetzte Ringen, Angreifen, Vertheidigen, Behaupten und Unterliegen ist eben nur an verschiedene Bedingungen gebunden. Der Mensch macht es wie das Thier, wie die Pflanze, und wir sind wahrscheinlich nur nicht heillosig genug, um das Gleiche beim Stein wahrzunehmen.“

„Ja, ja, das wird wohl so sein,“ fiel Welsheim ein, den die Unterhaltung zu langweilen anfing, der an die Pferde unten und an das Programm der Reichshallen dachte. „Und was wir Ihnen noch sagen wollten: wir wollen uns die Pantomime in den Reichshallen ansehen . . . Sie kommen doch mit? Ich habe eine Loge holen lassen. Unser Wagen steht vor der Thür.“

„Gewiß, sehr gern . . . danke vielmals . . . Einen Augenblick . . .“

„Wie viel Plätze hat denn die Loge?“ fragte Leonie.

„Sechs, glaube ich . . . Weshalb fragst Du?“

„Eine Idee . . .“ Und sich zu Hugo wendend, der schon die Thürklinken ergriffen hatte, um Hut und Ueberzieher aus dem Nebenstübchen zu holen, sagte sie in leichtem Tone: „Wer ist denn das hübsche junge Mädchen, das uns die Thüre geöffnet und mich so artig bewillkommnet hat?“

Hugo fühlte, daß er etwas bleich wurde. Er hatte es kommen sehen, daß diese Frage an ihn gestellt werden würde. Deshalb hatte er jetzt zum Aufbruch gedrängt. Nun war es ihm aber ganz angenehm, daß die Unannehmlichkeit sogleich abgethan wurde.

„Fräulein Martha Breuer,“ antwortete er ruhig. „Die Tochter der Frau Regierungsrätthin Breuer, bei der ich schon seit Jahren wohne.“

„Ein zartes niedliches Geschöpf . . . Wird Ihnen die Nachbarhaft mit einem so jungen und so niedlichen Mädchen nicht manchmal ein bißchen . . . wie soll ich sagen? ein bißchen unheimlich?“

„Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Ueber kurz oder lang werde ich Ihnen auch sagen dürfen, weshalb nicht. Für den Augenblick habe ich besondere Gründe, Sie zu bitten, auf einer weiteren Erörterung nicht bestehen zu wollen . . . Wenn ich Sie also um eine Minute Geduld bitten darf . . . ich will mir nur meinen Hut holen.“

„Holen Sie Ihren Hut!“

Sobald Leonie mit Felix allein war, flüsterte sie ihm schnell zu: „Die Kleine sah so traurig, so gedrückt aus . . . Du solltest sie und ihre Mama einladen, mit uns zu kommen . . . wir haben ja Platz genug!“

Ehe Welsheim, dem Leonie heut eine Ueberraschung um die andere bereitete, noch antworten konnte, war Hugo mit dem Hute in der Hand und dem Ueberzieher über dem Arm zurückgekehrt.

„Ich wäre bereit . . .“

„Meine Frau meint,“ begann Welsheim, aber er brach den Satz jääh ab, als er sich von Leonies unwilligem Blick getroffen fühlte. „Das heißt, die Idee ist eigentlich von mir, aber meine Frau hat nichts dagegen . . . Ich denke mir, es würde Fräulein Breuer . . . und der Frau Rätthin natürlich auch . . . es würde den Damen am Ende Spaß machen, sich auch . . . wir haben ja Platz genug in der Loge . . . und im Wagen zum Nothfall auch, wenn wir ein bißchen zusammenrücken . . . ich könnte mir ja auch auf dem Schloßplatz eine Droschke nehmen . . .“

Hugo hatte überrascht zugehört . . . Eine Einladung an Martha und Mutter? . . . Er durchschaute Alles. Leonie hatte erfahren, in welchem Verhältnisse er zu Martha stand, und wollte sich seine Braut ein bißchen näher ansehen. Daher der unerwartete Besuch, den der sonst so geschiedte, seiner Frau gegenüber aber strafbar kindliche und mit Blindheit geschlagene Welsheim ermöglicht hatte . . . Jetzt nur keinen taktischen Fehler, keinen Widerspruch, der zu Weiterungen führen würde, sagte sich Hugo. Und mit verbindlichem Lächeln bemerkte er laut: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig! Wenn Sie erlauben, vermittele ich sogleich die Bekanntschaft. Ich hoffe, daß die Damen Ihre so überaus artige Einladung annehmen werden . . .“

Er hoffte nicht nur das Gegentheil; er war davon sogar fest überzeugt.

Die Drei traten auf den engen Corridor. Hugo öffnete, nachdem auf sein Klopfen „Herein!“ gerufen worden war, die Thür des Hinterstübchens und rief schon auf der Schwelle: „Die Damen sind mit dem Abendessen fertig? Um so besser! Ich möchte die Herrschaften miteinander bekannt machen. Herr und Frau Welsheim, Frau Regierungsrätthin Breuer, Fräulein Breuer.“ Während sich die Vorgestellten förmlich gegeneinander verneigten, fuhr Hugo fort: „Wir wollen in die Reichshallen gehen. Herr Welsheim

hat eine Loge. Wir sind bis jetzt nur drei . . . ja, und das Weitere muß ich Herrn Welsheim überlassen.“

„Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich mir erlaube . . .“ begann Welsheim etwas stockend, „aber ich denke mir: die Freunde unserer Freunde . . . es soll wirklich sehr hübsch sein . . . in den Reichshallen . . . und wenn die Damen sich einigermassen Vergnügen von der Vorstellung versprechen könnten . . . wir würden sehr glücklich sein, meine Frau und ich, wenn Sie ganz sans gêne den Abend mit uns in unserer Loge verbringen wollten.“

„Wir würden uns sehr freuen,“ flötete Leonie mit ihrer süßesten Stimme, um die Verlegenheitspause, die eingetreten war, zu füllen.

Frau Emilie Breuer sah auf ihre Tochter, auf deren fahlen Wangen die rothen Flecken brennend erglühten, und antwortete:

„Wir sind Ihnen für Ihre Freundlichkeit, die wir vollkommen zu schätzen wissen, sehr verbunden . . . meine Tochter und ich . . . aber Sie sehen ja, wir sind auf den Besuch eines Theaters so wenig vorbereitet, daß wir mit wirklichem Bedauern dankend ablehnen müssen.“

„Wegen der Toilette?“ fragte Leonie heiter. „Aber Sie wissen doch, daß man da keine Toilette macht. Ich bin zufällig viel zu gepuht! Sie sind richtig angezogen, ich nicht! Wenn ich Ihnen zu auffallend, zu elegant erscheine . . . ich fahre schnell nach Hause, in zehn Minuten bin ich umgezogen, ich komme eine halbe Stunde später. Es ist eine Kleinigkeit!“

„Ich weiß gar nicht, wie wir Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken sollen, aber es geht wirklich nicht! . . Nicht wahr, Martha?“

Martha blieb ihrer Mutter die erwartete Zustimmung schuldig. Ein schmerzhaftes Gefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte, preßte ihr Herz zusammen, etwas eisig Kaltes, das ihr fast den Athem benahm. Ihre Nasenflügel zitterten ein wenig, die Zunge wurde ihr trocken, sie hatte einen bitteren Geschmack im Munde. Hastig hob und senkte sich ihre schmale, flache Kinderbrust. Alle Glieder thaten ihr weh. Sie fühlte ganz deutlich: das ist das Weib, das mir mein Glück stehlen will, mir vielleicht schon gestohlen hat! Sie war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Aber es bereitete ihr ein unerklärliches Wohlgefühl, in ihrem Schmerze zu wühlen, die Qualen, die sie erduldet, zu verschärfen. Sie begriff Leonies Verlangen und theilte es.

In ihrer Mutter und Hugos größter Ueberraschung antwortete sie: „Ganz offen gestanden, mir würde es Freude machen . . . und da die Herrschaften so ungemein freundlich sind . . . wenn Du es erlaubst, nehme ich die Einladung an . . . Es ist natürlich nicht nöthig, daß die gnädige Frau erst noch einmal nach Hause fährt . . . Sie müssen eben mit mir fürlieb nehmen, wie ich bin.“

Martha und Leonie warfen gleichzeitig einen flüchtigen Seitenblick auf Hugo. In diesem Momente bestand zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen eine gewisse Gemeinsamkeit. Es bereitete Beiden ein sonderliches schaden-

großes Behagen, sich an der peinlichen Befangenheit Hugos, die er bei aller Selbstbeherrschung doch nicht völlig meistern konnte, zu weiden.

„Aber Sie sehen ja allerliebste aus!“ ermunterte Leonie in dem angenehmen Bewußtsein ihrer unerreichbaren Ueberlegenheit.

„Wenn es Dir so viel Spaß macht . . . meinetwegen!“ versetzte die Rätthin. „Aber mich müssen die Herrschaften entschuldigen. Ich kann wirklich nicht mitkommen!“

„Wie schade!“ rief Leonie. „Sie dürfen uns Ihr Fräulein Tochter ruhig anvertrauen. Wir begleiten sie natürlich nach Hause.“

Martha eilte in das Zimmer neben der Küche, in dem sie und ihre Mutter schliefen. Sie legte die Schürze ab, setzte ihren Hut auf, ohne auch nur in den Spiegel zu sehen, und zog das im vorigen Jahre in einem großen Mantelgeschäft zu herabgesetzten Preisen erstandene Jaquet an, Fabrikwaare, die eine schätzbare Eleganz heuchelte. Sie wußte, daß sie in der äußeren Erscheinung den Kampf mit Leonie nicht aufnehmen könne; bei der Vergegenwärtigung des Toilettenlurus, den die reiche Frau entfaltete, mochte sie sich gar nicht ansehen. Sie wollte gar nicht so schön sein, weil sie fühlte, daß sie nicht so schön sein konnte; sie wollte nur mitgenommen sein.

„Ich gönne es dem Kinde,“ jagte Frau Emilie, als Martha gegangen war; „es kommt so wenig hinaus!“

Hugo hatte das Verwickelte der Situation sogleich erkannt, er fühlte, daß er etwas thun müsse, um sie zu vereinfachen, und mit lächelndem Munde sagte er, zu Leonie gewandt: „Sie wissen gar nicht, wie tief Sie mich durch Ihre Freundlichkeit gegen Fräulein Martha verpflichten. Ich will's Ihnen sagen, obgleich wir eigentlich übereingekommen sind, davon noch nicht zu sprechen . . . aber es würde Ihnen sonst Manches ein bißchen sonderbar vorkommen können. Also: Sie dürfen mir gratuliren . . . ich bin schon seit längerer Zeit mit Fräulein Breuer verlobt.“

„Ist es denn möglich!“ rief Welzheim aus. „Und das erfahren Ihre besten Freunde nur zufällig?“ Er schüttelte fortwährend Hugos Hand. „Donnerwetter! Sie können aber schweigen, alter Freund! Also von ganzem Herzen das Schönste, Beste . . . Freut mich ganz riesig . . .“ Er ließ endlich Hugos Hand los und näherte sich der Rätthin, die inzwischen mit Leonie unter gegenseitigem nichts sagendem Lächeln einen Händedruck ausgetauscht hatte. „Auch Sie, Frau Rätthin, wollen mir gestatten . . . Freut mich wirklich unbändig!“

„Sie wissen, werthrer Freund,“ jagte Leonie, „daß wir an Ihrem Glücke aufrichtig theilnehmen.“

Er erfaßte die kleine Hand, die sie ihm reichte, und drückte sie — nicht wie man für einen Glückwunsch seinen Dank kundgiebt: Er drückte sie mit Leidenschaft, mit Begehrlichkeit, als wollte er sagen: zweifle nicht an mir, ich werde Alles aufklären, zwischen uns bleibt es beim Alten! Und Leonie erhörte seine flehende Bitte und preßte ihre Fingerpitzen so tief in

seine Handschale, daß er ihre langen Nägel unter dem Leder des schwedischen Handschuh deutlich fühlte. Ein doppeltes Verbrechen war begangen.

„Und da ist sie ja schon, die liebe kleine Braut!“ rief Welsheim der eintretenden Martha entgegen. „Ja, mein Fräulein, wir wissen Alles! Und wir wünschen Ihnen von Herzen Glück. Sie bekommen einen braven, tüchtigen . . . einen talentvollen Mann . . . ja, wir kennen unser Doctorchen . . . wir sind wohl seine besten Freunde . . . Freut mich wirklich ganz ungemein! Und wenn's heute eine halbe Stunde später wird, meine verehrte Frau Rätthin, oder ein Stündchen — dann werden Sie sich nicht beunruhigen. Ihr Fräulein Tochter ist gut aufgehoben! Und das lassen wir uns nun einmal durchaus nicht nehmen: auf das Wohl des Bräutigams müssen wir anstoßen und die Stöpsel müssen knallen.“

„Die Braut unseres Freundes Doctor Hall darf meiner wahrsten Sympathie versichert sein, ich gratulire Ihnen aufrichtig! Hoffentlich werden auch Sie sich wohl bei uns fühlen,“ sprach Leonie mit gleichnerischem Lächeln und reichte Martha die Hand, die von dem Verrathe an Martha noch warm war.

Martha empfand die Lüge, die in ihre eisige, hagere Hand gedrückt wurde, ganz deutlich, ihr großes feuchtes Auge richtete sich strafend und vorwurfsvoll auf Leonie, und ihre Stimme klang heiser und zitterte, als sie mit erzwungenem Lächeln entgegnete: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau!“

„Nun aber . . . verzeihen Sie, wenn ich zum Aufbruch mahne!“ rief Welsheim. „Wahrhaftig, schon drei Viertel auf neun!“ fuhr er fort, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte. „Wenn wir überhaupt noch etwas sehen wollen, müssen wir uns sputen.“

Die Vier verabschiedeten sich von der Frau Rätthin, die ihnen noch nachrief: „Aber nicht gar zu spät“ — worauf Welsheim, der schon im ersten Stock angelangt war, lachend erwiderte: „Heute stehen wir für nichts!“ Und zehn Minuten später nahmen sie in der Loge Platz: Welsheim hinter Martha, Hall hinter Leonie.

* * *

Von den Insassen in der Loge war nur Einer, der sich für die Vorgänge auf der Bühne interessirte: das war Welsheim. Die drei Anderen hatten ganz Anderes zu thun.

Ein größerer Gegensatz als der zwischen den beiden Damen, die auf den Vorderstühlen saßen, war kaum denkbar. Leonie strahlte im Luxus ihrer glänzenden Toilette. Sie fühlte sich wie zu Hause, vollkommen ungezwungen und frei, und musterte mit der durch die Gewohnheit erlangten Sicherheit durch ihr kleines Perlmutter-Duchesseglas die verschiedenen Logen und Parquetreihen, — lediglich, um sich darüber zu versichern, ob sie von Bekannten beobachtet werden könne. Sie schien befriedigt zu sein: sie sah nur fremde Gesichter.

Neben der schönen Weltbame wirkte Martha wie eine verschüchterte Gouvernante, die man aus Gnade und Erbarmen mitgenommen hat — unbeholfen und ängstlich. Sie kam sich jetzt im hellen Lichte der mächtigen Gasstrone so ärmlich, so gebildet vor. Während Leonie in lässiger Haltung, nach vorn gebeugt, den Ellbogen auf die Ballustrade stützte und in der vom knappen, vorzüglich sitzenden Handschuh umspannten Hand das reizende kleine Opernglas vor den Augen hielt, saß Martha gerade auf ihrem Sessel wie ein Schulkind auf der Bank und hatte die Hände auf den Schoß gelegt, weil sie bemerkt hatte, daß die oft getragenen, tieffaltigen dunkelbraunen Handschuhe an den Fingerspitzen eine verdächtige hellere Schattirung angenommen hatten. Das prächtige Kleid ihrer Nachbarin streifte ihr altes dunkles Wollenkleid. So verhaßt ihr der Anblick war, sie konnte nicht umhin, die Kostbarkeit des Stoffes, die leuchtende Schönheit der Farbe zu bewundern. Und leise seufzend hob sie das Auge, und es überkam sie ein Gefühl des Neides, als sie die in vornehmer Nachlässigkeit dastehende Frau betrachtete, den entzückenden Umhang, der etwas herabgeglitten war, um die anmuthige Rundung der Schultern zu zeigen, das graziose Hütchen, das federleicht auf dem von Künstlerhand geordneten Haar saß. Du lieber Gott! Das kleine Hütchen kostete mehr, als sie das ganze Jahr für den Aufwand ihrer Kleidung verausgaben durfte. Und diese herrlichen Brillantenboutons in den kleinen rosigen Ohren, und dieser Gardenienstrauß auf der Brust mit seinem penetranten Dufte sinnlicher Corruption . . . Ja, diese Frau durfte lächeln, durfte ihre wundervollen kleinen Zähne zeigen! Sie war glücklich, reich, gefeiert. Sie war das Bild des Wohllebens, der Gesundheit. Ihre runden Wangen waren blühend und frisch! . . .

Wie jämmerlich kam sich die arme Martha in ihrer dunklen Dürftigkeit daneben vor! Sie hatte sich zuviel zugemuthet. Sie fühlte sich niedrig, beschämt, kreuzunglücklich, — ohnmächtig gegenüber einer Gegnerin, deren Kriegskasse gefüllt war, und die in ihrem Arsenal Waffen von unerreichbarer Ueberlegenheit besaß.

Was Martha geahnt hatte, wurde ihr nun zur Gewißheit. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Hugo, den sie allein zu besitzen vermeint hatte, ganz und gar im Baune dieses übermüthig stolzen Weibes mit den unruhigen wasserblauen Augen war . . .

Wie glühend sie diese Leonie haßte, die sich jetzt nicht einmal mehr die Mühe gab, Freundlichkeit oder auch nur oberflächliche Theilnahme für sie zu heucheln, für die sie gar nicht mehr zu existiren schien, und die in geradezu schamloser Weise das laute Spiel des Orchesters dazu benutzte, um Hugo Verfängliches zuzutuscheln, arglos lächelnd und mit dem Fächer geschickt manövrirend. Ja, es waren sicherlich Verfänglichkeiten, die Leonie ihm zufächelte, wenn sie sich an den Rücken des Sessels lehnte und den Kopf nach hinten warf! Martha horchte mit fieberhafter Anspannung auf, aber sie vernahm nur abgerissene Laute der Beiden und das laute Klopfen ihres eigenen

Herzens, das seine Blutwellen durch den armseligen Körper jagte, an den Pulsen der Handgelenke, am Halse, an den Schläfen hart hämmerte.

Was hatten sie sich nur zu sagen? Was besprachen sie?

„Sie haben — es giebt kein anderes Wort: eine nichtswürdige Komödie mit mir gespielt, mein Lieber! Und jetzt, da Sie mir nicht mehr gefährlich sein können, will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß Sie mir gefährlich gewesen sind. Denn ich Thörin habe geglaubt, daß Sie mich liebten. Was haben Sie sich denn eigentlich bei Ihren Bewerbungen gedacht? Haben Sie sich etwa eingeredet, daß ich eine jener Frauen bin, die man gelegentlich einmal zur Geliebten nimmt? Dann haben Sie sich in mir getäuscht. Ich bin ein bißchen ernsthafter, als ich wirke.“

Das Haus ertönte von dem schallenden Beifall, der den halbschmerzlichen Lustsprüngen eines wundervoll gewachsenen, kaum dem Kindesalter entrückten Mädchens, das von einem schwebenden Trapez zum andern flog, gespendet wurde. Welsheim war ganz hingerissen von der Grazie und Sicherheit der jungen Künstlerin, und Hugo klatschte mit, während er, sich nach vorn beugend, mit zitternder Stimme erklärte:

„Ich habe Ihnen gegenüber niemals gelogen, weder in Worten noch in Handlungen. Ich habe nie daran gedacht, Sie zu unterschätzen. Die Frivolität, die Sie bei mir voraussetzen, liegt mir fern. Was ich durchgemacht habe, seit ich Sie kenne — ich kann's Ihnen nicht sagen . . . hier am allerwenigsten. Vielleicht werden Sie doch einmal einsehen, daß Sie mir schweres Unrecht anthun!“

„Und Ihre Braut?“

„Ich kann jetzt nicht davon sprechen! Es ist unmöglich! Ich weiche der Auseinandersetzung nicht aus! Im Gegentheil: ich bitte Sie inständig, mir die Gelegenheit dazu zu verschaffen.“

Vom Beifall der Stammgäste begrüßt, betrat jetzt die Wiener Volksfängerin die Bretter, eine stattliche Erscheinung, nicht mehr ganz jung, aber mit jugendlichen Bewegungen, flott und feich in ihrem Auftreten, die die Schönheiten des lieben Wien in allen denkbaren Varianten pries. Während des Gefanges, der von der Kapelle discret begleitet und vom Publikum aufmerksam belauscht wurde, stockte die Unterhaltung zwischen den Beiden, und Hugo benutzte die Gelegenheit, um Martha, die zum Erschrecken bleich aussah, einige gleichgiltige Worte zu sagen. Martha fühlte sich von der Vernachlässigung ihres Bräutigams tödlich verletzt. Ohne zu verstehen, was die Beiden sich zuflüsterten, wußte sie ganz genau, daß ein schöner Verrath an ihr begangen wurde. Sie war vor schmerzhafter Aufregung fast besinnungslos und machte eine schroff abwehrende Bewegung. Es eupörte sie, daß ihr jetzt ein Almosen hingeworfen wurde.

Bei der nächsten Nummer des Programms, japanische Akrobaten und Gaukler, war das Orchester wieder so laut, daß das unterbrochene Gespräch von Hugo wieder aufgenommen werden konnte.

„Ich begreife ja vollkommen, daß Sie an mir haben irre werden müssen,“ sagte er, seinen Bart streichelnd und mit der Hand seine Lippen bedeckend. „Es ist mir lieb, daß Alles so gekommen ist, denn nun werde ich den Muth finden, Ihnen etwas zu sagen, was mir auf der Seele brennt. Und es wird und muß mir gelingen, den Irrthum aufzuklären.“

„Ich glaube es kaum.“

„Sie müssen mir Gehör geben! Wann kann ich Sie sprechen — ungestört?“

Leonie fächelte sich und blickte auf die Bühne.

„Ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, wann und wo?“

„Morgen Mittag halb eins bei mir,“ antwortete Leonie, den Fächer in demselben Tempo wie vorher bewegend und ohne den Blick von der Bühne abzuwenden.

Martha hustete hart und trocken. Sie hatte Leonies Antwort gehört. Es durchschnitt ihr das Herz und wühlte grausam in der schmalen, franken Brust. Und wiederum entflammte auf den Backenknochen die unheimliche Röthe. Sie drückte ihr Taschentuch fest an den Mund, um den Schall des heftigen Hustens zu dämpfen. Als sie es vom Munde nahm, war es röthlich besleckt. Sie allein sah es, und ein Lächeln von unendlicher Traurigkeit hob ihre Lippen.

„Das ist aber eine böje Erkältung!“ bemerkte Welsheim mit Theilnahme. „In der Conditorei finden wir vielleicht Pastillen, jedenfalls Bonbons . . .“ Er wollte sich erheben.

„Ich bitte Sie dringend,“ entgegnete Martha, „bemühen Sie sich nicht! Es ist schon vorüber!“

Ihre Stimme klang so seltsam hohl, daß es Hugo auffiel.

„Dir scheint wirklich nicht wohl zu sein. Kann ich irgend etwas für Dich thun?“

„Bringe mich an eine Droschke . . . Es thut mir unendlich leid, wenn ich das Vergnügen des Abends störe,“ fügte sie hinzu, sich mehr an Welsheim als an Leonie wendend. „Aber ich muß Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich gehe. Es ist mir hier zu heiß und zu viel Rauch. Um meine Lunge ist es nicht zum Besten bestellt, ich muß mich in Acht nehmen. Es ist noch früh, ich komme vor Thoreszschluß nach Hause. Ich habe nur eine Bitte: incommodiren Sie sich meinethalben nicht!“

Sie hatte sich erhoben.

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein,“ erklärte Welsheim. „Wir haben Ihrer Mama versprochen . . . Unser Wagen . . .“

Martha hatte sich an Welsheim vorübergedrängt und war mit den Worten: „Entschuldigen Sie mich, bitte!“ an die Logenthür getreten. Ihr Ausbruch war so plötzlich, daß man an eine acute Aeußerung ihrer Krankheit glauben mußte. Sie verließ die Loge mit einer hastigen Verbeugung. Hugo war aufgestanden, hatte seinen Hut ergriffen und rief:

„Ich hoffe, bald zurückzukommen und sie Ihnen wiederzubringen. Es hat nichts auf sich, es geht schnell vorüber.“ Er folgte ihr.

Auch Welsheim schickte sich an, die Loge zu verlassen.

„Du wirst mich doch hier nicht allein lassen?“ sagte Leonie. „Du hörst ja, es ist nichts von Bedeutung.“

Der Vorsicht halber nahm Hugo für alle Fälle an der Thür eine Contremarke.

Martha hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich nicht würde beherrschen können, wenn sie mit Hugo jetzt zusammenblieb. Und sie wollte sich nicht verrathen.

„Laß mich allein nach Hause fahren!“ bat sie, als sie vor der Droische standen, deren Kutscher sich gemächlich zur Abfahrt vorbereitete. „Mir ist schon wieder ganz wohl in der freien Luft. Du erweistest mir einen Gefallen, wenn Du mich nicht begleitest.“

„Aber das ist doch unmöglich! Du wirst einsehen . . .“

„Weshalb soll es unmöglich sein? Das Haus ist noch offen. Du verpflichstest mich, wenn Du von der Geschichte kein Aufheben machst. Ich bin jetzt am liebsten allein.“

„Aber Martha . . .“

„Quäle mich doch nicht! . . . Daß Du mich gern begleiten würdest, daran werden Deine Freunde ja keinen Augenblick zweifeln. Sie werden verstehen, daß Du meinen ernstgemeinten Wunsch erfüllt hast . . . Also bitte, kein Wort mehr! . . . Kutscher, Brüderstraße!“

Sie zog die Wagenthür fest an und grüßte mit der Hand, als sich das Pferd zu einem bequemen Trab entschloß. Dann aber warf sie sich zurück, weinte und schluchzte so heftig, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde, weinte um ihn, den sie verloren hatte.

Zum Glück hatte die Rätthin das Licht schon gelöscht, als Martha vorsichtig in das Schlafzimmer trat. Die Mutter fuhr aus dem Halbschlaf auf: „Schon da? Was ist denn geschehen?“

„Nichts, Mama. Im Theater war so stickige, schlechte Luft, daß ich meines dummen Hustens wegen nicht länger bleiben mochte. Es war übrigens langweilig. Hugo hat mich begleitet . . . Schlaf wohl, Mama, gute Nacht!“

Sie bengte sich über ihre Mutter und küßte sie. Ohne Licht anzuzünden, entkleidete sie sich. Als sie im Bett lag, vergrub sie ihr Gesicht in das Kopfkissen und zog die Decke über sich, um unbemerkt weinen zu können. Ihre Mutter war, wie sie an den ruhigen, regelmäßigen Athenzügen erkannte, eingeschlafen.

Hugo mochte sich keine Rechenschaft davon ablegen, daß Martha ihn nicht besonders dringlich darum hätte bitten brauchen, sie nicht nach Hause zu begleiten. Es drängte ihn gewaltsam zu Leonie. Es war doch gut, daß er eine Contremarke genommen hatte.

Ein Lächeln der Befriedigung überflog Leonies Lippen, als Hugo in die Loge zurückkehrte. Er aber hatte eine Empfindung der Befangenheit und Scham und brachte ziemlich schwerfällig und unbeholfen die Erklärung hervor, daß Martha ihm geradezu befohlen habe, umzukehren. Es ginge ihr übrigens wieder vollkommen gut, sie fürchte nur die vom Tabaksqualm verdorbene Luft, sie sei heiter und vergnügt nach Hanse gefahren und habe ihn noch beauftragt, den Herrschaften zu danken und insbesondere die gnädige Frau herzlich zu grüßen.

Leonie schloß dankend die Augen.

Es war Hugo unmöglich, die rechte Stimmung wiederzufinden. Eine unerklärliche Macht hatte ihn in Leonies Nähe getrieben. Nun, da er sie fühlte, wenn seine Hand auf der Lehne ihres Sessels ruhte, da er sie in ihrem vollen Liebreiz vor sich sah und den betäubenden Duft ihrer Gardinen einjog, da sein Verlangen gestillt war, da er zwangloser als vorher mit ihr hätte plaudern dürfen, — denn Welsheim hatte Ange und Ohr nur für das, was auf dem Podium vorging, — nun verstummte er und wurde von einer tief verstimnenden Unbefriedigung beherrscht, die er nicht abschütteln konnte. Er machte sich Vorwürfe. Er dachte an Martha, die jetzt in der alten Droschke allein ihrer unerfreulichen Behauptung zufuhr. Er suchte nichts mehr zu beschönigen. Er sagte sich, daß er sich gegen ein armes krankes Kind, das er aus seiner Seelenruhe aufgeschauert hatte, in unverantwortlichster Weise benahm. Wenn ein Irrthum begangen worden war, so war es ausschließlich seine Schuld, und er allein hatte dafür zu büßen. Die Wahrheit, daß er sie nicht so liebe, wie er sich und ihr eingeredet hatte, durfte er ihr nicht eingestehen: es würde ihr das Herz gebrochen haben. Er trante sich Willenskraft genug zu, um diese Wahrheit ewig verborgen vor ihr zu halten. Sie sollte nicht leiden, die Aernste! Und wer weiß, das gerechte Geschick würde ihn für seinen Heroismus am Ende doch noch belohnen und ihn glücklich machen in der Erfüllung seiner sittlichen Pflicht. Er würde Martha anders lieben, als er zu lieben einst geträumt hatte, aber vielleicht nicht schlechter.

Sein Entschluß war gefaßt: er wollte sich dem verhängnißvollen Einflusse Leonies entziehen, so sehr er darunter auch leiden mochte. Sein Leben sollte fortan lediglich den Pflichten gehören, die er Martha gegenüber übernommen hatte. Freilich würde er einen harten Kampf zu bestehen haben . . . um so verdienstlicher und edler der Sieg. Nur sich selbst, nur seine eigenen Gelüste hatte er zu bekämpfen: er wußte, daß die stolze Leonie keinen Versuch machen würde, ihn zurückzuhalten, wenn er zu gehen entschlossen war. Er brauchte ihr nur anzudeuten, daß er sich in seinem Gewissen beunruhigt fühle, daß er den ferneren Verkehr mit ihr als ein Unrecht gegen seine Braut betrachte, um sicher zu sein, von ihr selbst den Lauspaß zu erhalten. Noch hatten sie nur in Gedanken und Worten gesündigt, noch waren nicht Fesseln zu sprengen, die sie durch geheime schuldige Thaten aneinandergeschmiedet hatten. Noch war es möglich, daß sie sich über Jahr und Tag einander

gegenübertreten konnten, ohne die Augen niederzuschlagen, daß sie über das Geschehene wie über eine holbe Jugendeselei lachen durften.

Es mußte sein!

Er gab sich keinen Täuschungen darüber hin, daß das Ausschneiden Leonies aus seinem Dasein eine erschreckliche Leere schaffen würde. Der Reiz ihrer Erscheinung war nur der erste Vermittler gewesen. So empfänglich seine Sinne auch für die äußeren Vorzüge waren, für Leonies eigenartige Schönheit, für die vom Wohlstande ihr gewährten Bedingungen, diese Schönheit mit ausgedehntester Sorgfalt zu pflegen und durch den Geschmack und Luxus und durch die ausgeklügeltsten Toilettenkünste zu heben, für die behagliche und prächtige Umrahmung ihrer Häuslichkeit, — nicht das war es gewesen, was ihn an Leonie gefesselt, was sein Herz und seine Seele ihr zugewandt hatte. Es war ihr feinfühliges Verständniß für seine geistigen Bestrebungen und Leistungen, ihre ungeheuchelte Theilnahme an dem, was er schuf, ihre stete Anregung und Förderung. Er gestand sich ganz ehrlich, daß er das Schauspiel, an dem er jetzt mit reinsten Schaffensfreude arbeitete, und das seiner Vollenbung zureifte, ohne sie so, wie es sich in den letzten Wochen gestaltet hatte, niemals hätte schreiben können. Er fühlte einen mächtigen Drang, ihr jede Zeile, die er niedergeschrieben hatte, vorzulesen. Niemals sagte sie eine Banalität, jede ihrer Bemerkungen traf in's Schwarze. Ihren Bedenken wußte sie die verbindlichste und klügste Form zu geben, sie verstand es, ihn zu überzeugen, ohne ihn jemals durch eine Schroffheit zu verletzen. Ihr Lob war warm wie Sonnenschein, der Verkehr mit ihr war ihm eine unausgesetzte Aufmunterung.

Hugo konnte nicht ahnen, daß Martha ebenso richtig und vielleicht noch tiefer mit seiner Arbeit fühlte. Martha war im Ausdruck aller ihrer Empfindungen unbeholfen. Sie besaß für ihre Gefühle nur ein höchst mangelhaftes Vocabular. Sie wagte nicht zu tadeln, sie verstand nicht zu loben. Sie hörte ihm mit ihren seltsam leuchtenden Augen aufmerksam zu, lächelte befriedigt oder verlegen, schwieg oder sagte Nichts sagendes. Und so stellte sich bei Hugo regelmäßig eine lähmende Verstimmung ein, wenn er seiner Braut die eben geschriebene Scene vorlas, während er von Leonie mit gehobener Arbeitsfreudigkeit an sein Pult zurückeilte. Martha belastete ihn mit Ulei, Leonie gab ihm Schwingen. So war es gekommen, daß Hugo seit einiger Zeit überhaupt darauf verzichtet hatte, Martha, von der er meinte, daß sie ihn ja doch nicht verstände, mit dem, was er schuf, bekannt zu machen, während ihm Leonies echte, kluge und mittheilsame Theilnahme der Sporn zu fröhlichster Thatkraft geworden war.

Aber gleichviel! Auch damit hatte er sich nun abzufinden, nachdem er es als seine Pflicht erkannt hatte, dem unerträglich und unmöglichen Doppelspiel ein Ende zu machen und der armen Martha gegenüber zu handeln, wie er als ehrlicher Mann handeln mußte. Er gab die Hoffnung nicht auf, Martha mit der Zeit heranzubilden und zu seiner Höhe zu erheben.

Alles das schoß durch Hugos Hirn, als er jetzt wieder hinter Leonie saß, nun ernst und schweigend. Schweigend seit einigen Minuten, die Leonie eine Ewigkeit dünkten.

Ohne Hugos Gesicht sehen zu können, errieth sie, was in ihm vorging. Sie wollte sich indessen von der Richtigkeit ihrer Vermuthungen noch überzeugen. Wenn sie sich doch täuschen möchte!

„Da wir leider auf das Vergnügen verzichten müssen,“ begann sie vorsichtig, „Fräulein Breuer heut Abend in unserer Gesellschaft zu sehen, hat unser Zusammenbleiben nach der Vorstellung eigentlich keinen Zweck mehr — es fehlt ihm der Mittelpunkt. Ich denke, wie verschoben die intime Feier auf einen andern Tag . . .“

„Die Feier, meinethalben!“ fiel Welsheim ein. „Aber wir können doch gemüthlich zusammenbleiben und irgendwo ein Glas Wein trinken . . .“

Hugo schwieg.

„Was meinen Sie?“ fragte Welsheim.

„Ich kann der gnädigen Frau eigentlich nicht Unrecht geben,“ antwortete Hugo trocken.

Leonie erblickte ein wenig, sie preßte die Lippen zusammen und athmete durch die Nase. Sie hatte sich also nicht getäuscht! Wie würde er sonst, gestern noch, noch vor ein paar Stunden, alles Erdenkliche gethan haben, um das Zusammensein mit ihr zu verlängern! Und jetzt, da er nur ein Wort zu sagen brauchte, um das zu erreichen, war er außer Stande, dieses eine Wort über seine Lippen zu bringen, und er beeiferte sich, durch die Thür, die Leonie ihm geöffnet hatte, zu ent schlüpfen.

Nach einer kurzen Pause nahm Leonie wieder das Wort: „Uebrigens muß ich gestehen, daß meine Wißbegier befriedigt ist. Ich denke, wir brechen auf . . .“

Hugo schwieg wiederum.

„Aber das Beste kommt ja erst! Die Pantomime!“ warf Welsheim ein.

Leonie wartete eine Secunde, ob Hall sich melden würde. Da er in seinem Schweigen beharrte, sagte sie mit gespielter Mattigkeit: „Ich fühle mich ein wenig angegriffen . . . Mir wär's lieber . . .“

„Wenn Du Dich unwohl fühlst, ist mir Dein Wunsch natürlich Befehl. Ist es aber keine zu starke Zumuthung . . . mir würde es Spaß machen, mir die Pantomime anzusehen . . .“

Jetzt mischte sich endlich Hugo ein: „Da die gnädige Frau abgespammt zu sein scheint . . . wir versäumen sicher nicht viel, wenn wir uns die Pantomime schenken. Es ist ja immer die alte Geschichte: Prügel, Fußtritte, Stolpern und Fallen . . .“

„Also gehen wir!“ sagte Leonie, indem sie sich unwillig erhob.

Welsheim schickte sich in das Unvermeidliche und folgte mit Bedauern seiner Frau, der Hugo den Arm geboten hatte.

„Also es bleibt dabei,“ flüsterte er ihr zu, als sie die Treppe hinabstiegen, „morgen Mittag halb eins?“

Leonie schloß zustimmend langsam die Augen.

Welsheims Einladung, seinen Wagen mit zu benutzen, lehnte Hall dankend ab. Er wolle noch ein paar Freunde und Collegen aufsuchen, die er in einer in unmittelbarer Nähe gelegenen Restauration sicherlich finden werde.

Leonie heuchelte Kopfweh, wie immer, wenn sie nicht sprechen wollte.

Als sie zu Hause angekommen waren, wo in dem kleinen Speisezimmer, in dem nur in den ziemlich seltenen Fällen, daß sie keinen Gast hatten, die Mahlzeiten eingenommen wurden, die Vorbereitungen zum Abendessen getroffen waren, bat Leonie ihren Mann, sie zu entschuldigen, daß sie ihm nicht Gesellschaft leiste, sie fühle sich wirklich recht elend und wolle sich gleich zur Ruhe begeben. Sie fügte sogleich hinzu, Felix brauche sich durchaus nicht zu beunruhigen. Ein paar Stunden Ruhe, und Alles würde vorüber sein. Sie bot ihrem Mann die Stirn zum Kusse und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, das neben dem ihres Vatten lag. Sie schloß die Verbindungsthür.

Germaine hatte der gnädigen Frau Hut und Ueberwurf abgenommen und harrte nun der weiteren Befehle der Herrin.

Es war ein großer Raum, dem Garten zu gelegen, in hellen Farben gehalten. Auch die Möbel waren aus lichtigem Ahorn gefertigt; das breite Bett stand in einer tiefen Nische mit verschließbaren Vorhängen, die in Uebereinstimmung mit den Bezügen der niedrigen Polstermöbel aus einem leichten Seidenstoff in zarten Tönen mit einem Blumenmuster im Poppstile gefertigt waren. Am Fuße des Bettes stand eine Ottomane mit einem schnellenden Kissen und einer federleichten Decke aus Eiberdaunen. Dort pflegte Leonie am Nachmittage hinter den halb herabgelassenen Vorhängen zu ruhen. Gegenüber zwischen den beiden breiten Fenstern befand sich eine mächtige Schifftonne, mit einem großen Spiegel in der Mitte, der bis auf den Fußboden hinabreichte, an beiden Seiten größere und kleinere Kästen, die einen verschließbar, die anderen offen, in denen allerhand Krimskrams untergebracht war: Handschuhe, Fächer, Taschentücher, Fichus, der einfache Schmuck, den sie gewöhnlich trug, auch Briefe und Schreibereien aller Art, leichte Lectüre, alles Mögliche mit einem Worte. An jeder Seite des Spiegels waren dreiarmige Leuchter angebracht, in denen jetzt die Kerzen brannten, denn Leonie liebte auch am Abend Tageshelle.

Sie hatte eine Weile auf der Couchette gefessen und ziemlich gedankenlos auf die Rosensträube und den kastanienbraunen Rand des Aubussonteppichs geblickt. Sie erhob sich nun mit einer gewissen Anstrengung und winkte ihrer Germaine, die Kerzengerade in einer Ecke stehen geblieben und bemüht gewesen war, ihre Anwesenheit nicht durch die leiseste Bewegung, nicht durch einen Athemzug zu verrathen.

Germaine getraute sich nun, während sie das Kleid der Herrin abstreifte, mit gutmüthigem Ausdruck zu bemerken:

„Gnädige Frau sollten immer nur helle Kleider tragen. Gnädige Frau sehen heute Abend zu schön aus.“

Leonie lächelte müde.

„Gnädige Frau scheinen aber etwas abgepannt zu sein. Vielleicht trinken gnädige Frau eine Tasse Thee? Das thut so gut! Und es ist ja noch früh. Kaum elf Uhr.“

Während sie das sagte, hatte sie das Kleid wie lieblosend in die richtigen Falten gestreichelt und trug es nun in das anstoßende Toilettenzimmer, um es in dem riesigen Schranke an dem dafür schon bestimmten Platz aufzuhängen.

Leonie hatte nicht geantwortet.

Germaine war zurückgekommen, kniete vor ihr nieder, zog die fetteren Halbschuhe von Leonies kleinen Füßchen und legte ihr die Pantoffeln an.

„Darf ich der gnädigen Frau eine Tasse Thee bringen?“ wiederholte Germaine, wie verliebt zu Leonie aufblickend.

„Nein, ich danke . . . Sie können gehen.“

Germaines Gesicht nahm den Ausdruck großer Verwunderung an.

„Wollen sich denn die Gnädige allein die Haare lösen?“

„Ja! Gute Nacht!“

„Soll ich nicht wenigstens die Lichter am Spiegel löschen?“

„Ich thue es schon selbst.“

„Wünsche der gnädigen Frau recht wohl zu ruhen,“ jagte Germaine ganz betroffen. Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, schüttelte sie den Kopf. Das war ja etwas ganz Ungewöhnliches! „Ach Gott!“ seufzte sie mit einer gewissen Bangigkeit und begab sich nachdenklich in ihr Stübchen.

Leonie blieb lange Zeit halb entkleidet auf dem niedrigen Polster sitzen. Sie fühlte eine merkwürdige Schwere im Kopfe, eine dumpfe Denksfaulheit, ein allgemeines Unbehagen. Sie dachte eigentlich an gar nichts Bestimmtes. Sie war wie von einem wirren Traum befangen. Auf ihrer Stirn zeichnete sich immer schärfer und schärfer eine Falte, die senkrecht zwischen den dunklen Brauen zum Haaranfange aufstieg.

Mühsam erhob sie sich endlich und ging träge in das Toilettenzimmer, ohne den leichten Schlafrock, den Germaine bereit gelegt hatte, überzuwerfen. Sie setzte sich an den Toiletten Spiegel, ohne sich, wie sonst, aufmerksamer zu betrachten. Sie nahm eine Nadel um die andere aus dem üppigen, weichen, fast schwarzen Haar, das sich in welligen Strähnen löste und in sanften Ringeln auf ihren Nacken und die entblößten Schultern herabfiel. Dann warf sie den Kopf nach hinten und schüttelte ihn, so daß das volle Haar nun wie ein Mantel in gleichmäßiger Dichtigkeit sie umwallte. Sie bemerkte gar nicht, wie schön sie jetzt war. Gleichgiltig löschte sie die Kerzen und trat in das hellbeleuchtete Schlafzimmer zurück. Sie setzte sich wieder auf die Ottomane und versiel auf's Neue in ihre unerfreulichen Grübeleien.

Allmählich lichtete sich die Wirrnis. Aus der nebelhaften Verschwommenheit trat eine Gestalt in scharfen Umriffen und hellem Lichte hervor: Hugo!

Der vertraute Verkehr, der unausgesetzte geistige Austausch mit ihm war ihr zur Gewohnheit geworden. Sie hatte es als etwas Selbstverständliches zu betrachten sich gewöhnt, daß sie Hugo fast täglich sah, mit ihm Alles besprach, was für ihn von Interesse sein konnte und was sie selbst betraf — Dinge, von denen sie keinem Andern gegenüber sprechen mochte — daß sie seine Verbungen, die mitunter, durch die Gelegenheit geschürt, ziemlich stürmisch wurden, mit erdichteter Freundschaft und Schwesterlichkeit milde zurückwies. Hugo gehörte zu ihr und ihrem Dasein mehr als irgend ein Anderer. Und jetzt stand sie der Möglichkeit gegenüber, ihn zu verlieren, ja der Wahrscheinlichkeit! Ein böses Lachen umspielte ihren Mund. O über die Undankbarkeit der Männer! Sie hatte ganz Recht, mit ihnen allen wie mit Marionetten zu spielen! Unrecht hatte sie nur gehabt, zu Gunsten dieses Einzigen eine Ausnahme zu machen. Er war auch nicht mehr werth, als die Andern alle!

Ja wahrhaftig, der beste von ihnen allen war noch ihr Mann, der glücklich war, wenn er ihr einen Wunsch von den Augen ablesen konnte, der sie auf Händen trug. Wäre er nicht ihr Mann gewesen, so hätten sie die Beweise seiner Verehrung vielleicht sogar rühnen können. Daß sie ihm aber als unwissendes Kind auf Gnade und Ungnade zu eigen gegeben war, daß sie ihm angehörte, ohne Liebe — das war es, was sie ihm nicht vergeben konnte, was sie innerlich aufbrachte, was sie mit Widerwillen erfüllte, ja ein Gefühl des Ekels in ihr hervorrief. Jetzt fühlte sie, daß die Reinheit ihres Umgangs mit Hugo ihr zu einem nothwendigen idealen Gegengewicht gegen die rechtmäßig erworbene Intimität ihres Mannes, die ihr nun wie eine abscheuliche Unkeuschheit erschien, geworden war. Sie bedurfte des liebenden Freundes, um an der Seite des ungeliebten Mannes athmen zu können. Daß sie Felix nicht liebte, war ihr erst zum Bewußtsein gekommen, als Hugo ihr nahe gerückt war. Und für diese Erkenntniß, so qualvoll sie war, war sie dem Freunde dankbar aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Willig ertrug sie seine Launen, die Wallungen seiner lästigen Eiferucht. Was sollte aus ihr werden, wenn er ihr fehlen würde?

Mußte es denn wirklich sein? Konnte es sein?

Sie hob den Kopf, den sie in ihren trübseligen Betrachtungen allmählich auf die Brust hatte sinken lassen, und ihr Blick traf von ungefähr ihr Bild im Spiegel gegenüber. Es machte einen so unerwarteten Eindruck auf sie, daß sie das Auge fester als gewöhnlich auf das Spiegelbild richtete. Die Frau, die sie in voller Beleuchtung da erblickte auf dem hellen Polster etwas nach vorn gebeugt, mit dem aufgelösten vollen Haar, das sich zufällig so gelegt hatte, daß es die rechte Schulter und den wunderbaren Arm frei ließ, im Spitzenhemd, das von dem dunkelfarbigen Atlascorsett umspannt war, mit den graziösen Pantoffeln, die auf dem kleinen Fuß tanzten — ja, die Frau war schön und begehrenswerth.

Sie erhob sich und trat ganz dicht an den Spiegel heran. Sie lächelte

und schüttelte mit kindischer Freude den dunkeln natürlichen Mantel, der vom Scheitel herabfiel. Ohne es zu wollen, nahm sie die feste Positur einer spanischen Tänzerin an, die sich zum Bolero anschickt und hob unwillkürlich die eine Seite ihres Rockes etwas auf, um mit Wohlbehagen ihre zarten Knöchel unter der verschönernden Umhüllung des hellen straffen Seidenstrumpfs zu betrachten. Und den Kopf langsam nach hinten beugend, mit halbgeschlossenen Augen, öffnete sie lächelnd den Mund und hauchte: „Hugo!“

Mußte sie ihn denn wirklich verlieren? Konnte es sein?

Zu Tode erschreckt fuhr sie mit einem leisen Aufschrei zusammen. Die Thür öffnete sich, und Welsheim erschien auf der Schwelle. Mit einem Sprunge war sie in die Nische geflüchtet und warf nun in fieberhafter Hast den Schlafrock über.

„Ja, was ist denn das?“ fragte er in höchstem Erstaunen. „Ich denke, Du liegst seit einer Stunde in tiefem Schläfe, und als ich vorsichtig in mein Zimmer trete, sehe ich durch die Thürspalte den Lichtschimmer . . .“

„Wie kann man Einen nur so erschrecken!“ rief Leonie unwillig. „Ich zittere an allen Gliedern!“ Und in steigender Entrüstung fuhr sie fort: „Es ist doch unerhört, daß eine Frau auch nicht ein Plätzchen hat, so groß wie eine Hand, an dem sie nicht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überfallen werden darf.“

Leonie hatte sich noch nie zu einer Festigkeit Felix gegenüber hinreißen lassen. Sie hatte bisher mit Kühle und Gelassenheit Alles durchgesetzt.

Welsheim sah ganz verduzt auf die weiße Gestalt, die sich hinter dem Vorhange vor ihm verbarg.

„Verzeihe,“ stammelte er betroffen. „Aber es ist doch ganz natürlich, daß ich hier eintrete . . . Du klagst über Unwohlsein . . . ich sehe Nicht . . . ich bin beunruhigt und trete ein . . . es ist doch ganz natürlich!“

„Nun ja!“ lenkte Leonie ein. „Aber Du hast mich so furchtbar erschreckt . . . Ich habe bis jetzt auf dem Divan gelegen . . . ich fühlte mich so unwohl . . . ich wollte mich gerade zur Ruhe begeben, als Du unerwartet . . .“

„Verzeihe! . . . Und wie geht es Dir denn jetzt?“

„Besser, ich danke.“

„Na, dann schlafe recht wohl!“

Er hatte sich Leonie genähert, seinen Arm um sie gelegt und drückte sie an sich. Leonie suchte sich der Umarmung sanft zu entwinden.

„Ich bitte Dich!“ sagte sie leise.

Er schloß sie noch fester an sich und küßte sie.

„Ich bitte Dich!“ wiederholte sie.

„Und Du hast mir verziehen?“ flüsterte Felix zärtlich, Leonie noch immer in seinem Arm haltend.

„Ja, aber ich bitte Dich, laß mich jetzt allein. Ich bin matt zum Umsinken.“

„Gute Nacht denn!“ flüsterte Felix, sie abermals zärtlich küßend.

„Gute Nacht!“ erwiderte Leonie und athmete tief auf, als Felix sie freigab.

„Soll ich die Lichter ausmachen?“

„Nein, ich danke. Ich will sie brennen lassen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Als Felix die Thür hinter sich geschlossen hatte, schauderte Leonie zusammen. Mit einem wahren Ekel warf sie den Schlafrock ab, der in seinen Falten noch die Spuren seiner Umarmung wies. Sie entkleidete sich hastig und geräuschlos, als habe sie Angst, dem nebenan ihre Gegenwart zu verrathen, ließ die Kerzen brennen und gab sich nicht einmal mehr die Mühe, ihr Haar aufzustecken. Sie zog die Vorhänge ihrer Nische so fest zu, daß kein Lichtschimmer durchdrang und huschte ins Bett.

Noch einige Minuten lag sie angstvoll mit klopfendem Herzen da, dann beruhigte sie sich allmählich und schlief ein . . .

Zu verhältnißmäßig früher Stunde, viel früher, als Martha erwartet hatte, hörte das fiebernde arme Kind den Schlüssel in der Corridorhür. Hugo hatte sich geraden Wegs von den Reichshallen nach Hause begeben.

„Gott sei Dank,“ seufzte sie leise und preßte ihre Handfläche auf die linke Seite, als wolle sie den harthämmernden Schlag ihres Herzens dämpfen.

* * *

Mit wirklicher Theilnahme erkundigte sich Hugo am anderen Morgen nach Marthas Befinden.

„Oh, es geht mir wieder ganz gut,“ sagte sie, aber die erschreckende Bleiche ihres Gesichts und die dunklen, bräunlichen Ringe um ihre schönen Augen strafte sie Lügen. „Sage Mama nicht,“ flüsterte sie schnell, „daß ich allein nach Hause gefahren bin.“

„Ich habe mir ernsthafte Vorwürfe gemacht, daß ich Dich nicht begleitet habe.“

„Mir war's lieber so.“

„Wichtig war es nicht!“ versetzte Hugo und schlug die Augen nieder.

„Habt Ihr Euch noch gut unterhalten?“

„Frau Welsheim hat die Sitzung schnell aufgehoben, und mir war's so am liebsten. Ich bin bald nach Dir nach Hause gekommen.“

„Ja, ich war noch wach und habe Dich kommen hören.“

„Gefallen Dir Welsheims? Wir müssen in den nächsten Tagen unseren Gegenbesuch machen.“

„Wenn Du meinst . . .“

„Es sind liebe Leute, und wenn Du sie näher kennen lernst . . .“

„Ich zweifle nicht an ihrer Liebenswürdigkeit. Ich fürchte nur, wir passen nicht recht zusammen. Sie sind sehr reich, ich bin arm. Halte mich

nicht für eitel, wenn ich Dir sage: der Luxus der eleganten Dame beschämt mich ein wenig.“

„Das begreife ich vollkommen. Das Mißverhältniß zwischen dem Leben, das Welsheims führen dürfen, und dem Dasein, das uns beschieden ist, ist auch die hauptsächlichste Veranlassung dazu gewesen, daß ich Eure Bekanntschaft nicht früher vermittelt habe. In einen gegenseitigen intimeren Verkehr habe ich nicht gedacht. Ich habe nur die Erfüllung der Pflichten der Artigkeit im Auge . . .“

„Ich thue das, was Du für das Richtige hältst . . . Hast Du heute etwas Besonderes vor?“ fragte Martha mit vollkommener Selbstbeherrschung in unverfänglichem Tone.

„Nichts Besonderes,“ gab Hugo zur Antwort. „In der Mittagsstunde muß ich auf kurze Zeit ausgehen . . .“

Martha sah ihn ruhig an. Nichts verrieth, was in ihr vorging.

„Mit einem Freunde, den ich gestern Abend getroffen habe, habe ich eine Verabredung,“ fühlte sich Hugo veranlaßt hinzuzusetzen.

„Gestern Abend?“ wiederholte Martha, „Du sagtest mir doch, daß Du von den Reichshallen direct . . .“

Hugo verbarg seine Verlegenheit, die er als ertappter Lügner empfand, hinter gespielter Lustigkeit.

„Du inquirirst ja wie ein Untersuchungsrichter. Wenn ich gestern sagte, meinte ich natürlich vorgestern . . . Weswegen fragst Du überhaupt?“

„Ich wollte Dich bitten, mit mir einen Spaziergang zu machen. Das Wetter ist so schön, und ich glaube, es würde mir gut gethan haben.“

„Den ganzen Nachmittag stehe ich zu Deiner Verfügung!“

„Daß es nur gut sein,“ versetzte Martha ohne alle Bitterkeit. „Ich sehnte mich gerade nach der Mittagssonne. Wenn Du mich nicht begleiten kannst, gehe ich vielleicht allein . . . ich habe ohnehin einige kleine Besorgungen: ich muß mir Seide und Wolle zum Sticken holen, die Noten umtauschen . . .“

„Das könntest Du doch auch am Nachmittag besorgen . . .“

„Wir haben ja noch Zeit, darüber zu sprechen,“ lächelte Martha . . .

Hugo war es peinlich gewesen, Martha vor seiner verabredeten Zusammenkunft mit Leonie noch einmal zu begegnen, — die erste Nothlüge war ihm schon schwer genug geworden und ungeschickt genug ausgefallen. Er schlich sich so geräuschlos wie möglich aus seiner Wohnung. Dieser Vorsicht hätte es gar nicht bedurft. Es war keine Gefahr vorhanden, daß Martha ihn hören würde, sie hatte bereits eine Viertelstunde vor ihm die Wohnung verlassen, mit ebenso klopfendem Herzen und ebenso leise. Aus einer gelegentlichen Aeußerung Welsheims hatte sie gestern Abend erfahren, daß er in der Victoriastraße wohne; sie hatte im Adreßbuche nachgesehen und sich versichert, daß sie richtig gehört hatte. Sie nahm nun die erste Pferdebahn, die sie zur Potsdamerbrücke führte. Es war etwa ein Viertel auf Eins, als sie in

die Victoriastraße einbog. Sie ging langsam an dem Hause vorüber, in dem die Verhaßte ihren Geliebten jetzt erwartete. Wenn er ihr hier begegnen würde, — ihr war's einerlei! Mochte er dann vor Scham in den Boden sinken, mochte er im Gefühle des an ihr begangenen Unrechts den Bruch herbeiführen, — sie war auf Alles gefaßt. Sie wollte klar sehen um jeden Preis, wollte sich nicht länger belügen lassen, — das war ihr einziges Verlangen, dessen Erfüllung der Trost, der sich dieses sonst so weichen und duldsamen Mädchens bemächtigt hatte, ihr gewährleistete. Sie ging langsam die ganze Straße bis zum Thiergarten hinab, dann überschritt sie den Fahrdamm und kehrte um. Wiederum betrachtete sie das Haus mit fiebrender Aufmerksamkeit. Wenn auch die gestickten Gardinen und die schweren Draperien den Blick in das Innere wehrten, so blickte sie doch mit weitgeöffneten Augen hinauf, und ihre Phantasie lüftete die festgeschlossenen Vorhänge. Sie sah die prachtvollen Räume viel feenhafter und verführerischer, als sie in Wirklichkeit waren, und sah auf dem Divan ausgestreckt ein unheimlich schönes Weib mit herrlichem schwarzen Haar, mit merkwürdigen Augen, wie sie den fabelhaften Geschöpfen des Meeres angedichtet werden, sah, wie sie verlangend die Hände ausstreckte . . .

Martha klopfte das Herz zum Zerspringen; das widerwärtige Bild, das ihre erhitzten Sinne ihr vorgegaukelt hatten, zerrann auf einmal, um dem noch widerwärtigeren Bilde der Wirklichkeit Raum zu geben. Sie sah, kaum fünfzig Schritte von sich, auf der gegenüberliegenden Seite, wo Welsheims Haus stand, Hugo, der ziemlich schnellen Schrittes daher kam und, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, sich noch mehr beeilte.

Er hatte Martha nicht gesehen. Schnell entschlossen durchschritt sie den kleinen Vorgarten des Hauses, vor dem sie gerade stand, und zog die Glocke. Die Thür wurde geöffnet, aber sie blieb eine Weile davor stehen . . . Nun hatte sie sich überzeugt, Hugo war eingetreten.

Die Portierfrau, die den Kopf durch das Fensterchen gesteckt hatte, antwortete auf ihre Frage: ob hier eine Frau Regierungsräthin Breuer wohne, verneinend, setzte aber hinzu, im Nebenhause wohne eine Frau Rätin; ob die Breuer heiße, könne sie nicht sagen. Martha dankte und entfernte sich.

Obwohl sie nur das gesehen hatte, was sie zu sehen ganz sicher gewesen war, war sie doch, nachdem sich das Erwartete nun erfüllt hatte, wie betäubt.

Mit dumpfem Kopfe ging sie durch den Thiergarten, der an dem milden Frühlingsmittag sehr belebt war, über die Linden langsam nach Hause, fast ohne Bewußtsein, wie eine Nachtwandlerin, ohne einen Blick auf ihre Umgebung zu werfen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte führten. Sie war ganz verwundert, als sie auf einmal merkte, daß sie richtig angekommen war. Sie sagte ihrer Mutter, daß sie gar nicht dazu gekommen sei, in der Musikalienhandlung die Noten umzutauschen. Das schöne Wetter habe sie zu einem kleinen Spaziergange verlockt. Aber sie habe ihre Kräfte überschätzt. Plötzlich sei eine große Mattigkeit über sie gekommen. Nur mit Mühe habe

sie sich bis hierher geschleppt. Nun fühle sie sich so angespannt, daß sie ein wenig in dem kleinen Stübchen neben der Küche ausruhen wolle.

Frau Emilie bedauerte das arme Kind, legte ihr ein Kopfkissen unter, breitete das Plaid über ihre Füße und ließ das grüne Rouleau herunter. Dann entfernte sie sich behutjam. Martha blickte unverwandt auf die geschmacklose Malerei dieses Rouleaus: ein verliebtes Paar in mittelalterlicher Tracht, von einem Altan, der in einen kornblumenblauen See gebaut war, Schwäne fütternd. Sie starrte auf das Bild, das sie tausendmal gesehen hatte, ohne es anzublicken. Erst heute fiel ihr die Uebernheit und Häßlichkeit auf. So lag sie lange da, mit weit offenen Augen die kindisch gemalte Gruppe betrachtend, unfähig, einen Gedanken zu fassen; sie fühlte auch nichts, — nicht einmal die schmerzhaft empfindung, die ihre Hand unwillkürlich an die linke Seite der Brust führte und sie dort drücken ließ . . .

Martha hatte mit ihres Geistes Augen ahnungsvoll die Erscheinung ihrer Nebenbuhlerin richtig erschaut.

Hugo war ganz betroffen, als er, in das kleine Boudoir neben dem Erkersalon geführt, Leonie gegenübertrat.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so empfangen,“ sagte sie ruhig, während sie sich auf die Chaiselongue setzte und Hugo einlud, auf dem ihr nächststehenden Sessel Platz zu nehmen. „Ich habe mich in der Zeit geirrt und bin mit meiner Toilette nicht fertig geworden. Ich wollte Sie nicht warten lassen.“

Sie hatte in der Erinnerung an das Bild, das ihr gestern der Spiegel gezeigt hatte, ihre Haare nicht aufgesteckt, die wiederum in wundervollen schwarzglänzenden Wellen bis über die Hüfte hinabfloßen. Hugo blickte mit ehrlicher Bewunderung auf die Pracht und Fülle dieser Haare. Er sah jetzt zum ersten Male die schöne Rundung des Kopfes, die sonst durch die modische Frisur unkenntlich gemacht wurde. Leonie trug einen Schlafrock in orientalischem Schnitt aus crèmesfarbenerm Cachemir, mit sehr weiten Ärmeln, die bei jeder Bewegung die Hälfte des nackten Armes und mehr noch dem Blicke darboten. Um die Hüfte war eine starke aus Seide gewirbelte Schnur mit Quasten von derselben gelblich weißen Farbe geschlungen.

Hugo blickte schweigend auf die schöne Frau. So verführerisch liebreizend, so morgensüß hatte er sie nie gesehen. Er schwieg so lange, daß Leonie auf's Neue das Wort nehmen mußte.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Wir werden nicht gestört werden. Felix ist auf der Börse. Ich habe mir jeden andern Besuch verboten. Was haben Sie mir nun zu sagen?“

„Ich bitte Sie, hören Sie mich nachsichtig an! Und werden Sie nicht ungeduldig! Ich will mich so kurz wie möglich fassen. Ich habe Ihre Bekanntschaft gesucht — ich gestehe es ehrlich; aus Neugier. Man hatte mir viel von Ihrem Hause, von Ihren Eigenschaften als Wirthin erzählt. Ich wollte Sie und Ihre Gesellschaft beobachten, wollte bei Ihnen lernen — wenn

ich mich zugleich dabei amüsiren würde, um so besser! Ich war damals schon verlobt. Aus materiellen Gründen waren wir, Fräulein Martha und ich, übereingekommen, die Verlobung erst unmittelbar vor unserer Vermählung bekannt zu machen. Ich hatte keine Veranlassung, hatte nicht einmal das Recht, damals mit Ihnen von der Sache zu sprechen.“

„Damals! . . . Aber dann?“

„Sie wissen, wie unbegreiflich schnell wir uns einander näherten. Als ich mit Ihnen zwei-, dreimal zusammengetroffen war, hatte ich mit Ihnen schon Dinge besprochen, wie sie nur in vollster Intimität zur Sprache kommen. Mein Vertrauen zu Ihnen war grenzenlos. Ich fühlte das mächtigste Bedürfniß, Sie in die geheimsten Verborgenenheiten meiner Seele blicken zu lassen. Ich hatte nie ein solches Verständniß, ein solches Mitfühlen gefunden, niemals eine solche Anregung. Was soll ich nach Umschreibungen suchen! Ich war in Sie verliebt! Meiner Braut hatte ich in meinem Herzen die Treue gebrochen! Hätten auch Sie mir die Beweise Ihrer Liebe gegeben . . . Sie haben es nicht gethan! . . . Ich kämpfte mit mir. Sollte ich ihr die Wahrheit sagen? Sie würde das schwache Kind vernichtet haben. Und vielleicht täuschte ich mich über meine Gefühle! Vielleicht war es doch nur ein vorübergehender Rausch . . . Vielleicht brachte mich Ihre leidenschaftslose Ruhe wieder zur Vernunft. Ich hatte nicht den Muth, dem armen Geschöpf den tödtlichen Streich zu versetzen. Und sollte ich's Ihnen sagen?“

„Ja!“

„Nein! Denn ich liebte Sie bis zum Wahnsinn. Ich konnte nicht ohne Sie athmen . . . Sie aber hatten meine Werbungen als Liebender zurückgewiesen, hatten mir nur gestattet, Sie als Freundin zu verehren.“

„Ach so!“ griff Leonie jetzt mit bitterm Lächeln ein. „Und die Freundin hatte keinen Anspruch auf Ihr Vertrauen! . . . Fühlen Sie denn nicht, wie jämmerlich Ihre Argumente sind, wie Sie sich winden und drehen? Sie lassen Ihre Braut in dem Wahn, daß Sie sie lieben. Sie thun Alles, was Sie vermögen, um mich glauben zu machen, daß Sie mich lieben. Lüge hüben, Lüge drüben! Und nun wollen Sie mir auseinandersetzen, daß das Alles ganz in Ordnung ist? Strengen Sie sich nicht weiter an! Wir sind mit einander fertig. Und wenn Sie mir noch einen letzten guten Rath gestatten wollen, so ist es der, haben Sie nun wenigstens den Muth, auch Ihrer Braut klar zu machen, daß Sie mit ihr fertig sind! Sie haben mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie Ihre Braut geopfert haben würden, wenn ich Ihre Geliebte geworden wäre.“

„Wenn Sie es geworden wären!“ rief Hugo, durch den höhnißchen Ton Leonies gereizt. „Ja, was dann geschehen wäre, — ich weiß es freilich nicht! Aber Sie sind's nicht geworden! Sie sind mir im wahrsten Sinne des Wortes eine Freundin gewesen, eine theilnahmvolle, fördernde Freundin, der ich, was immer geschehen mag, stets dankbar sein werde. Was wollen Sie also? Sind Sie meine Freundin, so können Sie in meiner Braut keine

Nebenbuhlerin erblicken. Daß ich Ihnen meine Verlobung verschwiegen habe, darf Sie dann vernundern, verstimmen, vielleicht sogar verletzen, aber Sie haben nicht das Recht, mir eine Treulosigkeit, eine Lüge vorzuwerfen.“

„Ich bin doch eine begehrlichere Freundin gewesen, als Sie sich denken, mein Lieber. Ich habe Alles von Ihnen gewollt: all Ihre Zuneigung, all Ihr Empfinden, Ihr ganzes Herz! Und ich habe Ihnen Alles dafür gegeben, Alles, was mir gehörte, — meine Seele! Was nicht mehr mir gehörte, habe ich dem, dem es zu eigen ist, allerdings nicht wieder gestohlen, um es Ihnen heimlich zu geben, wie ein Dieb dem Hehler. Das ist's, was Sie mir jetzt zum Vorwurf machen, was Sie in ihrer sittlichen Auffassung berechtigt, seit langen Monden vor mir etwas zu verschweigen, was Ihnen auf den Lippen brennt, was Sie, wie Sie ganz genau wissen, mir sagen mußten! Fechten Sie nicht mit hohlen Worten! Ihre Verlobung war eine Treulosigkeit an mir, Ihre Freundschaft eine Treulosigkeit an Ihrer Braut.“

„An meiner Braut habe ich mich versündigt! Ja! Ich will's auch ehrlich bekennen, und sie wird mir vergeben.“

„Was!“ rief Leonie fast entsetzt. „Sie wollen das arme thörichte Ding durch Ihre Sophistereien bethören? Wollen ihr die kindische Fabel von dem vorübergehenden Rausch aufstischen, die Sie in ihrer schuldbewussten Befangenheit eben vor mir zum Besten gegeben haben? Wollen sie an eine Verirrung glauben machen? Wollen den reuigen Sünder spielen, der den rechten Weg zu ihrem Herzen wiedergefunden hat? . . . Sie sollten sich schämen! Ob Sie mich je geliebt haben . . . ich weiß es nicht. Ich habe es geglaubt! Daß Sie aber das blasse Mädchen nicht lieben, daß weiß ich so gewiß, wie ich weiß, daß Sie mir jetzt Abscheu einflößen! Gehen Sie!“

Sie hatte sich erhoben, und auch Hugo war aufgestanden. In ihren kleinen Augen blitzte Zorn und Haß. Alles empörte sich in ihr bei dem Gedanken, daß er jetzt, der Fesseln, die ihn an sie gebunden hatten, ledig, zu ihr, dem krankem unbedeutenden Wesen zurückkehren würde. Ah, die unerfahrene Thörin, die einfach in ihn vernarrt war, würde ihm beim ersten Kusse glauben und verzeihen. Mit der würde er spielend fertig werden . . . Es wühlte grauam in Leonies Brust, ihr Herz krampfte zusammen, sie war fast von Sinnen vor Eifersucht. Sie lachte hohl auf, als sie einen Blick auffing, der nach dem Gute spähte . . . er wollte gehen, wie sie es ihm befohlen hatte! Er konnte so von ihr gehen!

„Sie verjagen mich! Ich muß gehorchen! Wenn ich später einmal . . .“

Leonie schüttelte heftig den Kopf, den die dunklen Locken wunderbar umspielten.

„Nie!“ rief sie mit fast kreischender Stimme.

„Und so soll ich von Ihnen scheiden? Ohne Ihnen auch nur ein Wort des Dankes sagen zu dürfen für Alles . . .“

Leonie schüttelte wiederum die dunkel glänzenden Wellen.

„Gehen Sie!“ wiederholte sie, jetzt mit leiser Stimme. „Ich hasse Sie!“

Sie standen sich dicht gegenüber. Der berauschte Duft, der dem herrlichen Haar entströmte, umnebelte Hugos Sinne. Er hörte ihre hastigen Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Eine schmerzhafteste Falte zeichnete sich auf ihrer Stirn. Ein klagender, vorwurfsvoller — ein trauriger und unendlich zärtlicher Blick traf ihn — traf ihn mitten in's Herz. Und dieser Blick entzündete die Gluth, die der verliebte Thor zu ersticken gewöhnt hatte, wiederum zu lodrender Flamme. Er dachte an nichts mehr auf dieser weiten Welt als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte. Er hatte alles Andere vergessen, alle bösen Worte, die er gehört, alle guten Absichten, die er mitgebracht hatte. Ihn war zu Muthe, als ob eine unsichtbare Faust seinen Kopf duckte. Auch er athmete schwer und mit offenen Lippen schlürfte er den Athem aus ihrem Munde. Sie blieb regungslos. Er lächelte sonderbar. Als aber sein Arm sich um ihre schmiegsame Hüfte legte, als er die schlankte Gestalt sanft an seine Brust zog und dann fest an sich drückte, als seine glühenden Lippen die ihrigen berührten, da sank ihr Kopf wie leblos nach hinten, und sie zitterte und bebte heftig am ganzen Leibe, wie das gebezte Reh, das kein Entrinnen mehr sieht.

„Geh! geh!“ hauchte sie schmerzlich lächelnd, ohne ihre Lippen von den feinen zu trennen.

Er preßte sie noch inniger an sein klopfendes Herz, und er fühlte, wie sie ihn seufzend mit ihren nackten Armen umschlang.

Sie hielten sich umfassen, Mund an Mund, mit halb geschlossenen Lidern, lächelnd und seufzend, und hauchten sich kosend Unverständliches zu. Sie hatten sich Alles vergeben. Sie wußten nicht einmal mehr, daß sie sich etwas zu vergeben hatten. Sie betrachteten sich verwundert, ungläubig, selig.

Er kniete vor ihr, bedeckte ihre Hand mit Küßen, küßte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund und streichelte, dankbar zärtliche Laute lallend, das weiche duftende Haar, das von dem niedrigen Divan bis auf den Teppich herabfiel. Sie lächelte unter seinen Liebkosungen und erwiderte sie mit halb geöffneten Lippen und halb geschlossenen Lidern, glücklich und versöhnt.

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe,“ flüsterte sie ihm in's Ohr.

„Ja!“

„Und Du liebst mich auch? Nur mich?“

„Nur Dich! Du weißt es ja!“

„Ja!“ hauchte sie kaum vernehmbar.

Wohl trat vor ihrer Weider Seele jetzt schattenhaft die Gestalt eines blassen, kranken Mädchens mit leuchtenden Augen. Aber sie zerfloß in Sonnenglanze, der die Glücklichen erhellte, wie gespenstischer Spuk im Frühlichte.

Marthas Name wurde zwischen ihnen nicht mehr ausgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)



Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler*).

Don

* * *

Als Fürst Bismarck am 20. März 1890 die Entlassung erhalten hatte, erhielt der überraschende Vorgang alsbald eine Deutung, die sich als Legende festgesetzt hat. Unter vielen Legenden, die die Geschichte erzeugt hat, ist die auf den Abgang des Fürsten Bismarck bezügliche jedoch eine der falschesten. Sie sagt: Fürst Bismarck ist gegangen, weil Alter und Jugend in der Regel nicht einträchtigen Schrittes wandeln können.

Hier traf jedoch die Regel so wenig zu, daß vielmehr die Nothwendigkeit sich aufdrängte, dem verheerenden Feuer dieses Alters Einhalt zu thun. In dem berühmten Heldenbuch des persischen Dichters Firdusi findet sich eine ergreifende Episode von Rustom, dem Helden, dessen ungebändigte Kraft den eigenen Sohn erschlägt. Fürst Bismarck hatte Vieles geschaffen, aber es beliebte ihm nicht, wie dem Saladin Lessings, Gottes Gärtner zu werden. Alle die Bildungen, denen er selbst Platz geschaffen und die Wege gewiesen, genügten ihm nicht mehr, schienen ihm im Wege zu stehen; er schickte sich an, sie auszureißen und wegzuworfen.

Diese Andeutung muß hier genügen. Einzelheiten über jenen Vorgang sind genug veröffentlicht worden, und vieles davon stimmt mit den That-

*) Auch bei der Veröffentlichung dieser Abhandlung glauben wir daran erinnern zu sollen, daß die Redaction von „Nord und Süd“ sich niemals für verpflichtet oder auch nur für befugt gehalten hat, ihren Mitarbeitern im freien Ausdruck ihrer Ueberzeugung und in der Entwicklung ihrer Meinungen irgendwelche Beschränkung aufzuerlegen.

sachen überein. Indeß handelt es auch hier sich um das geistige Band; wer will, mag dieses der obigen Andeutung entnehmen.

Wir wenden uns jetzt der Betrachtung zu: wie hatte Fürst Bismarck regiert? welche Wege konnte und mußte sein Nachfolger einschlagen, um regieren zu können?

Derjenige Charakterzug des Bismarck'schen Regiments, der es vielleicht für alle Zeiten zu dem einzigen seiner Art stempeln wird, besteht in Folgendem: der Fürst regierte mit einer fast unumschränkten Macht, der allerdings häufige und zahlreiche Widerstände sich entgegenwarfen, die aber ausnahmslos zerprengt oder zertreten wurden. Diese Macht aber, und das ist das kaum Vergleichbare, wurde nicht auf der Grundlage einer absoluten Regierungsgewalt geübt, sondern auf der Grundlage einer Verfassung, die dem öffentlichen Geist jede Freiheit der Bewegung gestattete, neben parlamentarischen und bundesstaatlichen Gewalten, und für einen Theil der Regierungsfunktion an der Spitze eines collegialischen Ministeriums. Vielleicht wird eine spätere Zeit einmal fragen, wie war es nur möglich, bei einem solchen Ueberfluß organischer Formen, die jede Art von Widerstand begünstigten, eine so durchgreifende Herrschaft so lange Jahre auszuüben? Man kann nicht sagen, daß Ähnliches niemals in der Geschichte vorgekommen. Es giebt in der Vergangenheit noch einige Beispiele einer Macht, die nicht auf einem gewaltigen Apparat mechanischer Mittel, wie er für die despotischen Herrscher errichtet wird, sondern allein auf der Macht der herrschenden Persönlichkeit beruhte, die einen Gehorsam erzwang, der darum ein freiwilliger blieb, weil er durch keine Art von physischem Zwang herbeigeführt wurde. Nur an den Grad reicht kein früheres Beispiel. Fürst Bismarck blieb der herrschende Staatsmann, weil von allen Männern oder Parteien, die einen Widerstand gegen ihn versuchten, kein einziger und keine einzige den Glauben erwecken konnte, daß sie auch nur einen Tag im Stande seien, den verwickelten und immer wieder gefährdeten Staatsbau zusammenzuhalten. Fürst Bismarck hatte diese Fähigkeit so lange mit nie versagendem Erfolg bewährt, daß die deutsche Nation in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl jede Besorgniß verloren, ja beinahe den Gedanken verlernt hatte, daß dem Gebäude, in dem sie wohnte, eine ernste Gefahr drohen könnte. Dieses allgemeine unerschütterliche Vertrauen, das im Grunde selbst die Hasser des Fürsten theilten, machte es ihm leicht, jeden Versuch des Widerstandes mit rücksichtslosen Waffen vor der öffentlichen Meinung niederzuschlagen, bevor er einige Ausbreitung und Dauer erlangen konnte.

Allerdings begann dieses Vertrauen nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers sich zu lockern. Es giebt aber keinen physischen Körper, worin die Erschütterung sich so schnell fortpflanzt, wie in dem Strom des moralischen Einflusses. Was wir hier sagen, wollen wir scharf unterschieden wissen von der elenden Abhängigkeit der Staatsmänner, die in parlamentarisch regierten Ländern immerfort vor der öffentlichen Meinung zittern,

deren Athemzüge sie sorgfältig belauschen, deren Launen sie schmeichelnd zuvorkommen müssen. Es wäre mehr als lächerlich, die Rolle eines solchen Höflings der öffentlichen Meinung dem Fürsten Bismarck zuzuschreiben. Wenn die öffentliche Meinung seinem Einfluß unterlag, so folgte sie nicht dem erprobten Diener ihrer Launen, sondern sie schraf in sich zusammen, wie der Löwe im Käfig vor dem furchtbaren Blick des Wändigers. Wenn aber auch nur einmal der Zauber dieses Blickes verfaßt, so ist es um den Wändiger geschehen.

Das Vertrauen auf den Fürsten Bismarck war im Schwinden, noch ehe der Kaiser es ihm entzog. Dieses Vertrauen war erlangt worden durch ein unvergleichliches Geschick und eine unvergleichliche Kühnheit in der Herbeiführung und Durchführung großer Actionen, die aber nicht willkürlich gesucht wurden, sondern auf dem Wege des deutschen Volkes lagen, den es zurücklegen mußte, um tausendjährige Fehler und Veräumnisse nachzuholen. Vielleicht war die Reihe dieser nothwendigen Actionen noch nicht abgeschlossen, vielleicht war das größte Felsenthor, das eine den heutigen Weltansichten entsprechende Zukunft aufschließt, noch zu sprengen. Der Fürst aber erklärte die Reihe der großen Actionen für geschlossen, Deutschland für „saturirt“. Gewiß, im Kampfe muß die Sprache dem Staatsmanne dienen, die Gedanken zu verbergen, so oft das nöthig ist. Ob jenes Wort einen solchen Zweck hatte, lassen wir objectiv dahingestellt. Nach subjectivem Dafürhalten war es dem Fürsten damit völliger Ernst. Aber nun begann eine Reihe kleinlicher Actionen, deren Verständniß auch dem willigen Ahnungsvermögen eingewurzelter Bewunderung unzugänglich blieb. Die zahlreichen Bedürfnisse praktischer Institutionen, deren Förderung das Volk von seinem gesicherten Staatsbau erhofft hatte, blieben unerhört, unerwogen. Dann kam die gedrohte Anwendung chirurgischer Waffen gegen Uebel, die diese Waffen nicht erfordern und ihnen unzugänglich sind. Endlich kam die Aussicht doch noch einer großen Action, vielleicht der letzten, aber nach einer Seite und mit Bundesgenossen, gegen die sich der unaustilgbare Instinct des deutschen Volkes auflehnte.

So standen diese Dinge, als der Kaiser sich zu der Trennung von dem Kanzler entschloß, ein Entschluß, dessen Schwere er der Nation nicht verborgen hat. Den Nachfolger fand er leicht, Fürst Bismarck selbst hatte ihn wiederholt und schon bei Lebzeiten des alten Kaisers bezeichnet, so daß die Augen der Herrscher auf ihn gelenkt waren, lange bevor Fürst Bismarck an Rücktritt dachte. Ob die Bezeichnung in den Tagen, welche zum Abschied führten, wiederholt worden, ist gleichgiltig. Aber bloße Fabel ist alles, was von anderen Stimmen erzählt wird, die in den Tagen der Krisis die Berufung des Generals von Caprivi empfohlen haben sollen. Die Wahl und der Entschluß gehören dem Kaiser und nur ihm. So kommen wir denn zu dem Mann, dessen Kenntniß, soweit sie der Oeffentlichkeit gebührt und erlangbar ist, der Zweck dieses Aufsatzes ist. Aber auch im weiteren Verlauf

der Betrachtung werden wir uns mehr mit der Natur der Aufgabe, als mit der bereits erreichten Lösung beschäftigen. Denn die Aufgabe reicht weit über den Zeitraum, der ihr bis jetzt zugemessen war.

Georg Leo von Caprivi wurde am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg geboren. Der Vater, Leopold von Caprivi, starb als Geheimer Obertribunalrath und Kronsyndikus den 25. December 1865 zu Berlin, nachdem er die Staffeln der richterlichen Laufbahn bis zur höchsten im preussischen Staate erstiegen. Die Mutter, Emilie, geb. Köpfe, war die Tochter des rühmlich bekannten Directors am Grauen Kloster zu Berlin; sie starb am 10. Januar 1871. Leo von Caprivi war der älteste von fünf Geschwistern. Kindheit und erste Jugend verfloßen während des wechselnden Aufenthaltes, wie er dem Vater als aufsteigendem Beamten geboten war. Dieser wurde von Charlottenburg nach Olasz, dann nach Frankfurt a./D. und im Anfang der vierziger Jahre nach Berlin versetzt. Der älteste Sohn empfing den ersten Unterricht zu Frankfurt a./D., den Anfang des höheren Unterrichts auf dem dortigen Gymnasium, und beschloß den Gymnasialkursus auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin, das er Ostern 1849, achtzehn Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife verließ, um sofort als Avantageur im Garderegiment Kaiser Franz einzutreten. Er hat noch als Reichskanzler bemerkt: „Ich habe nie anders gewußt und gewünscht, als daß ich Soldat werden würde, und wenn ich heut noch einmal anfangen müßte, würde ich es wieder.“ Im Herbst 1850 wurde er in demselben Regiment Offizier, besuchte die Kriegsakademie, wurde von da Regimentsadjutant und hat darauf als Topograph zwei Sommer in Ostpreußen den Vermessungsarbeiten obgelegen. Er bemerkt darüber: „Ein sehr mühevoller Dienst, aber eine liebe Erinnerung. Man kommt mit Menschen aller Stände, namentlich mit kleinen Landwirthern in Verbindung und nimmt an ihren Anliegen Theil.“

Von der Kriegsakademie ward Leo von Caprivi vorübergehend zur Dienstleistung bei der Gardeartillerie commandirt. Schlank und hoch aufgewachsen, ward er nach einem anstrengenden Tage von einem Blutsturz betroffen, von dem er sich langsam erholte. Er konnte den Dienst nur fortsetzen bei einem sehr eingezogenen Leben, denn zehn Jahre hindurch erfolgte mit allmählich größer werdenden Unterbrechungen noch Blutausswurf. Die Vorgesetzten mußten den jungen Offizier bereits sehr geschätzt haben, sonst wäre ihm das Verbleiben im Dienst wohl nicht gestattet worden. Er aber, indem er außerhalb des Dienstes den Kräften die unerläßliche Schonung angedeihen ließ, ergab sich in dienstfreier Zeit sehr ernsten Studien.

Im Jahre 1861 wurde er aus dem Regiment Kaiser Franz als Hauptmann in den Generalstab versetzt und zwar zum ersten Armeecorps nach Königsberg. Nach zwei Jahren kam er Ende 1863 zur fünften Division, als sie im Begriff war, nach Holstein zu gehen, und wurde im folgenden Jahr bei der Demobilmachung als Generalstabsoffizier zur combinirten Division (Sanstein) versetzt, die mit den Oesterreichern zusammen in den Herzog-

thümern stehen blieb. Damals richtete er das preussische Zeltlager auf der Lockstädter Heide ein, das nach langer Zeit das erste seiner Art war. Im Winter 1865 auf 1866 war er eine kurze Zeit Compagniechef im Regiment Nr. 64 in Prenzlau. Als jedoch die Vorbereitungen zum Kriege begannen, wurde er anfänglich in das damals im Entstehen begriffene Nachrichtenbureau des großen Generalstabs commandirt, bei Ausbruch des Krieges jedoch zum Major im Generalstab befördert und dem Stabe des Prinzen Friedrich Karl zugetheilt. Was er durch diesen Heerführer gelernt, hat er stets dankbar anerkannt. Nach dem Kriege wurde er bei dem Generalcommando des Gardecorps beschäftigt und kam von da im Frühjahr 1870 als Generalstabschef des zehnten Armeecorps nach Hannover. In dieser Stellung hat er unter dem commandirenden General von Voigts-Rheke Theil am französischen Krieg genommen. Nach dem Frieden wurde er zuerst sechs Jahre lang Abtheilungschef im Kriegsministerium, bis er im Jahre 1877 die fünfte Infanteriebrigade in Stettin bekam, von da die zweite Gardeinfanteriebrigade und 1882 eine Infanteriedivision in Mek. Von hier berief ihn bekanntlich 1883 Kaiser Wilhelm I. zum Chef der Admiralität an Stelle des Generals von Stosch. Nach fünfjährigem sehr bedeutenden Wirken in dieser Stellung, dessen Spuren noch heute überall hervortreten, erhielt er 1888 als commandirender General das zehnte Armeecorps, nach zwei Jahren aber bereits den höchsten Posten, den der Kaiser und König zu vergeben hat.

Wir haben den Leser nicht zu ermüden geglaubt, wenn wir die Stufen dieser Laufbahn Schritt um Schritt aufgezählt haben. Der Leser wird erkennen, daß hier das regelmäßige Aufsteigen eines Offiziers vorliegt, dem das Geschick weder eine hervorstechende Gelegenheit zum alleinigen Hervorthun, noch auch, wenigstens im Anfang, eine überraschende Beförderung durch das günstige Urtheil der Vorgesetzten zuwendet. Schritt vor Schritt geht er vorwärts und verläßt in Kurzem jede Stellung, weil er sich in jeder bewährt und die Befähigung zur nächst höheren darthut. Ueberraschend sind nur die beiden Stufen: die Berufung zum Chef der Admiralität und die Berufung zum Reichskanzler, zu einem Posten, der sich in dieser Art bei keinem anderen Volke findet und zwar darum nicht, weil kein anderes Volk einen solchen Posten braucht, der aber nur Bedeutung und Nutzen gewinnt, wenn man den seltenen Mann für ihn hat.

Wenn wir ausgesprochen haben, daß dem in regelmäßigem Schritt aufsteigenden Offizier keine außerordentlichen Gelegenheiten zur Auszeichnung erschienen seien, so wollen wir darum natürlich nicht übersehen, daß die ganze Geschichte der preussischen Armee in dreißig Jahren eine ununterbrochene Gelegenheit zur Auszeichnung geboten hat. Als der junge Hauptmann zum Generalcommando des ersten Armeecorps nach Königsberg versetzt war, brach der polnische Aufstand von 1863 aus: Truppenzusammenziehungen, Vereisung der Grenzen fielen ihm zu. Die Stellung bei der fünften Division in Holstein während des Jahres 1864 ergab keine Gelegen-

heit zu bedeutsamer Thätigkeit, doch wurde sie sehr reich durch die Anschauung der Dinge im Rücken einer Armee.

Durch die Schilderung eines Ausländers, des französischen Obersten Stoffel, hat zuerst die deutsche Laienwelt eine Vorstellung von der Function der Generalstabsoffiziere an Seiten der commandirenden Generale erhalten. Im Feldzug von 1870 auf 71 war, wie oben erwähnt, Oberstlieutenant von Caprivi dem commandirenden General des zehnten Armeecorps als Generalstabschef zur Seite gestellt. Von dem geistvollen und liebenswürdigen Charakter des Generals hat er stets mit Wärme und Hochachtung gesprochen. Um sich der Leistungen des Corps zu erinnern, genügen die Namen Bionville, Metz, Beaune le Rolande, Le Mans. Wer etwas näher die Kriegsgeschichte jener Zeit kennt, weiß, daß die Führung des zehnten Armeecorps bei Bionville und bei Le Mans entscheidend eingriff, indem sie die Verantwortung auf sich nahm, von den erhaltenen Befehlen abzuweichen, sobald sie erkannte, daß die angenommenen Voraussetzungen nicht zutrafen. Bei Beaune le Rolande hat das zehnte Armeecorps eine Aufgabe gelöst, die weit über die Kräfte der schwachen Truppenzahl hinauszugehen schien. Dem Generalstabschef eines Armeecorps fällt im Felde auch die Aufgabe zu, die Schlagfähigkeit der Truppen durch Unterbringung in den Quartieren, durch Ernährung, durch Ergänzung von Mannschaften, Pferden und Munition, durch Sorge für die Kranken und Verwundeten zu erhalten. Das zehnte Armeecorps hatte durch die ununterbrochenen Märsche und Gefechte zuletzt beträchtlich an Schlagfähigkeit eingebüßt, aber wenige Wochen nach dem Eintritt des Waffenstillstandes in und um Tours war die Truppe wieder tadellos.

Dem flüchtigen Ueberblick dieser Leistungen ist ein Zug hinzuzufügen, der den späteren Reichskanzler charakterisirt. Nach einem der köstlichsten Worte Goethes besteht die wahre Aufklärung des Menschen darin, daß er die Vorzüge seines jedesmaligen Zustandes begreift. Eine solche Aufklärung ist wesentlich die Bescheidenheit eines edlen Menschen, die ihn als gegebenen Vorzug seiner Lage ansehen läßt, was er seiner Lage abgewinnt. Leo von Caprivi erkannte die Gunst des Geschickes als junger Offizier im Kaiser Franz Regiment, die ihn in einem kameradschaftlichen Kreis voll wissenschaftlichen Strebens und von tüchtigen Vorbildern geführt; er erkennt freudig den Nutzen der Beschäftigung als Topograph nach der wissenschaftlichen und nach der menschlichen Seite. Nach einem gefährlichen Krankheitsanfall, dessen Folgen lange Jahre hindurch die peinliche Frage auslegen, ob der so theuer und lieb gewordene Beruf nicht aufgegeben werden muß, wird dieser Prüfung der Anlaß zum Erwerb einer tieferen und breiteren Bildung entnommen, als sie dem Soldaten meist erreichbar ist. Als später der Divisionscommandeur in Metz einen Wirkungskreis gefunden, der, soviel man weiß, kein vorzugsweise aufgesuchter ist, da findet der General in dem Zusammenstehen verschiedener Contingente des deutschen Heeres, in der bayrischen Brigade, die seiner Führung untergeben ist, in dem Pulvergeruch, der die Stätte eines

großen Kampfes noch erfüllt, überall Nahrung und Anregung für den militärischen Blick.

Der Richterstand und der Gelehrtenstand, diese im deutschen Volk zu bescheidener Tüchtigkeit ideal ausgeprägten Elemente, sind es, denen die Eltern des jetzigen Grafen von Caprivi angehören. Die Ehe der Eltern war eine vollkommene, das Familienleben ein schönes, die Jugend der Kinder eine glückliche. Aber im jugendlichen Alter durch die standhaft überwundene Sorge um die Gesundheit, in späteren Jahren durch die Anstrengung der sich rasch ablösenden und immer bedeutenderen Dienststellungen in Anspruch genommen, ist Graf v. Caprivi unvermählt geblieben.

* * *

Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat nach Goethe ein gebildeter Soldat. Als unser greiser Kaiser den General von Caprivi von der Führung einer Infanteriedivision hinweg zum Chef der Admiralität berief, hat offenbar die Vereinigung von soldatischem Ernst und hoher Bildung seine Wahl angezogen. Es kam ihm weniger auf die technische Vorbildung an, als auf die Bildung, die denjenigen Punkt erfasst, auf welchem die Gleichheit aller Geistesthätigkeit beruht. Man weiß, daß die kaiserliche Wahl nicht fehlgegriffen.

Der nämliche Eindruck muß den Fürsten Bismarck bestimmt haben, wenn er schon jahrelang vor seinem Rücktritt den General von Caprivi als den geeigneten Nachfolger auf dem Kanzlerposten bezeichnete. Mit Sicherheit hat der große Staatsmann erkannt, was, abgesehen von allen besonderen Eigenschaften, das Unerläßliche für seinen Nachfolger sein würde: die Schnelligkeit und Bestimmtheit des Willens, die Fähigkeit sich in jeder fremden und ungewohnten Aufgabe zu orientiren.

* * *

Als Fürst Bismarck noch im vollen Wirken stand, war es eine ebenjo verbreitete als gedankenlos hingebrochene Rede geworden, der Kanzlerposten mit dieser Ausstattung und mit dieser Organisation des übrigen Reichsdienstes sei lediglich auf den Fürsten Bismarck zugeschnitten, und das Erste nach seinem einstigen Abgang werde eine neue Organisation, vor allem die Einsetzung eines collegialischen Reichsministeriums sein müssen.

Fürwahr, eine gedankenlose Rede! Die Voraussetzung jedes collegialischen Ministeriums ist eine streng einheitliche Staatsverfassung und ein überwiegender Wille innerhalb des Ministeriums. Kann die Einheit nicht hergestellt werden durch die natürliche Bedeutung einer Persönlichkeit im Ministerium, so müssen Name, Herkommen, vererbtes Ansehen die geistige Bedeutung ersetzen, wie es oft genug in England geschieht. Der politische Zustand Deutschlands macht eine solche Einrichtung unmöglich. Hier muß ein geistig bedeutender Mann gefunden werden, wo man ihn auch suchen müsse. Dieser Mann aber, wenn

gefunden, kann zu der natürlichen Schwierigkeit der Aufgabe nicht auch die Last übernehmen, einem vielköpfigen Rath selbständiger Collegen die unentbehrliche einheitliche Direction aufzureden. Diese Last muß ihm durch formale Ueberordnung abgenommen werden. Denn der deutsche Kanzler hat den Bundesrath und den Reichstag zu leiten. Diese Arbeit soll er nach jener Meinung leisten, nachdem er die Einheit des Regierungswillens seinen Ministercollegen abgestritten hat, denen er nicht einmal mit dem Ansehen eines englischen Parteihauptes gegenübersteht. Mit den von der Reichsarbeit erschöpften Kräften soll er dann auch noch das preussische Ministerium, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus unter einen Hut bringen. An solche Möglichkeiten auch nur zu denken, verbietet jede ernste Ueberlegung. Wenn das deutsche Reich, wie es nun einmal durch die Geschichte geworden ist und auf lange Zeit nicht anders sein kann, fortbestehen soll, so kann es dies nur gerade mit derselben Regierung, wie sie Fürst Bismarck eingerichtet hat, der sich gerade darin als den großen Praktiker des Staatslebens gezeigt hat, als den Praktiker, der den gegebenen Widerspruch der Thatsachen auszugleichen weiß, ohne den Thatsachen eine unzeitige Gewalt anzuthun. Eine Reichsregierung ist in Deutschland möglich durch die pyramidenförmige Organisation des Reichsdienstes und ferner durch das Uebergreifen der höchsten Reichsstellen in den Staatsdienst Preußens, des größten Bundesstaates. So wird diese Einrichtung menschlicher Voraussicht nach noch eine lange Lebensdauer haben, und es liegt nicht außerhalb der Natur, daß in einem großen Volk von reicher Bildung, wie das deutsche, sich immer die ungewöhnliche Begabung für den Kanzlerposten findet, so lange weder Vorurtheil noch Parteimacht im Stande sein werden, dem Kaiser die Auswahl unter allen seinen Unterthanen und Reichsgenossen zu verstränken.

* * *

Einen Kanzler mußten wir wieder bekommen, das stand bei allen Männern von Urtheil bereits vor dem Abgang des Fürsten Bismarck fest. Aber sehr klein wird die Zahl derjenigen gewesen sein, die sich ein Bild der Aufgabe zu machen vermochten, die den Nachfolger des Fürsten Bismarck erwartete. Im Kampfe, wenn auch nicht immer im Waffenkampfe, mit einer gegen Deutschlands Auserstehung mißtrauischen und mißwollenden Staatenwelt hatte Fürst Bismarck diese Auserstehung bewirkt. Die Last dieser Aufgabe ermöglichte ihm, in den eigenen Augen wie in den Augen des Volkes, die Last mancher anderen Aufgabe unaufgehoben liegen zu lassen. Die Aufgaben, die er mit der sicheren Erkenntniß des Nothwendigen sich gewählt, waren ihrer Natur nach untheilbar. So ergab sich, nicht durch einen unausgesetzten Druck von oben, sondern durch eine Nothwendigkeit, die auch dem Instinct der großen Mehrzahl der Nation einleuchtete, die Dictatur des Staatsmannes. Dictatur aber ist gleichbedeutend mit dem Stillstand jeder freien Regiamkeit der Kräfte auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens. Bei keinem Volk ist

das Bedürfniß dieser Regsamkeit größer als bei dem deutschen, dem am vielseitigsten begabten. Jahrhunderte lang hatte das deutsche Volk den Reichthum seiner Kraft nutzlos verbraucht in gegeneinandewirkender Zersplitterung. Gern ließen alle verständigen Vertreter dieser Kräfte sich Stillstand gebieten, um zuzusehen, wie ein herkulischer Arm das Gestrüpp eines Jahrtausends hinwegräumte, um ihnen Allen erst einmal Raum zu schaffen. Aber die Dauer eines solchen Stillstandes hängt mehr von der Möglichkeit ab, dem inneren Bedürfniß Ruhe zu gebieten, als von der äußeren Nothwendigkeit, durch welche diese Ruhe erfordert wird. Die Arbeit für die Sicherung der Machtstellung Deutschlands wird vielleicht niemals zu Ende kommen und wird jedenfalls in den nächsten Jahren drängender und anspannender als jemals werden. Aber die innere Entwicklung und die Schöpfung praktischer Institutionen, deren jene überall noch entbehrt, läßt sich nicht länger zurückdrängen, daher auch nicht der größere Antheil der Nation an der Weiterführung ihres Staatsbaues. Schon in den letzten Jahren der Bismarckschen Regierung erhob sich allmählich lauter das Murren über die Versumpfung so vieler, nicht länger aufschiebbarer, gesetzgeberischen Aufgaben.

Nun erwäge man die Schwierigkeit für den Nachfolger des Fürsten Bismarck! Alle Welt erwartet und verlangt mit Recht, daß den nationalen Kräften ein größerer Antheil an der Staatsführung vergönnt werde, die an sich selbst, wenn nicht heroischer und großartiger, doch reicher und vielseitiger werden muß. Aber diese allseitige Erwartung bedachte bisher eines nicht: wie zerrissen noch immer in den theoretischen Voraussetzungen, aus denen die praktischen Bildungen hervorgehen sollen, der deutsche Volksgeist ist. Es ist ein großes Wort, das Goethesche: Verein' und leite. Es wird mit Recht gepriesen vor dem andern: Theil' und herrsche. Nur ist die Ausführung unermeslich schwerer und am meisten in Deutschland. Das deutsche Volk erträgt zahllose Dinge, die ihm gewaltjam aufgelegt werden. Es wird ihm unendlich schwer, aus freier Ueberzeugung große wie kleine Einschränkungen sich selbst aufzulegen und darin sich ohne Murren zu bewegen. So erwachsen dem Nachfolger des Fürsten Bismarck Schwierigkeiten, die nicht bloß in der ebenbürtigen Fortsetzung großer Leistungen liegen, sondern vielmehr solche Schwierigkeiten, die ein ganz neuer Theil des begonnenen Staatsbaues bei seiner Herstellung ergibt.

Fürst Bismarck konnte Unvergleichliches vollbringen, oft im Widerspruch mit dem kurzsichtigen und irgeleiteten Instinct seines Volkes. Das kann der Nachfolger kaum bei den Arbeiten, die nunmehr zu vollbringen sind. Deshalb reicht auch die Begabung des leitenden Staatsmannes, wie umfassend man sich dieselbe auch denken möge, für die glückliche Weiterarbeit nicht aus. Die besten Köpfe des Volkes müssen die hohe Pflicht erkennen, sich um den leitenden Staatsmann zu scharen, den sie nach unbefangener Prüfung als würdig seiner Aufgabe erkennen durften. Sie dürfen nicht in den Lärm der Kinder fallen, die bei dem ersten Mißverständniß, bei dem ersten befremdlichen

Wort Alles vom Tisch werfen wollen. Sie dürfen auch nicht die schlechte Gewohnheit der sogenannten parlamentarischen Regierung einführen wollen, die aus jeder Irrung einen Ministersturz macht, unbekümmert, ob ein Ersatz und welcher sich finden wird. Die Geschichte Deutschlands haben sich heute so zusammengezogen, daß sie nicht warten werden, bis das parlamentarische Wechselspiel wieder einen Mann heraufgeholt hat, der ihnen als Meister entgentreten kann.

* * *

Die erste That des neuen Kanzlers war eine Unterlassung, aber eine bedeutungsvolle. Das Socialistengesetz, das mit dem 1. October 1890 einen der vielen, immer wieder hinausgeschobenen Ablaufstermine erreichte, wurde stillschweigend fallen gelassen. Die Regierung brachte keinen Antrag auf eine neue Verlängerung ein, aber sie begründete auch diese Unterlassung nicht. Der am 25. Januar 1890 mit Ablauf seiner Wahlperiode geschlossene Reichstag hatte eine durch den damaligen Reichskanzler, Fürsten Bismarck, als Vertreter der verbündeten Regierungen verlangte Verschärfung des Socialistengesetzes, namentlich die Expatriirung der Socialisten in gewissen Fällen, nicht annehmen wollen, während für eine Verlängerung des bisherigen Gesetzes auf die Zustimmung des Reichstags gerechnet werden konnte. Die Erwartung war nun, daß das bisherige Gesetz, vielleicht mit einigen Milderungen, dem neuen Reichstag alsbald würde vorgelegt werden. Daß der neue Reichskanzler sogleich entschlossen war, ohne Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie durchzukommen, war ein Beweis von staatsmännischem Muth, dem eine auf dem Fuße folgende Erfahrung das Zeugniß staatsmännischer Weisheit zugesellt hat. Eine falschere Auslegung konnte diesem Schritt nicht gegeben werden, als die, er sei erfolgt, um die Socialdemokratie zu versöhnen. Diese Auslegung war ein ohnmächtiger Versuch, Muth und Weitblick des neuen Kanzlers zweifelhaft erscheinen zu lassen. Aber der Kanzler handelte vielmehr aus der vollkommen bewährten Erkenntniß, daß die Socialdemokratie mit der zurückgegebenen Freiheit der Bewegung nicht nur nicht im Stande sein würde, irgend welche Erfolge zu erreichen, sondern daß sie wohl oder übel die gespenstisch drohende Hülle, mit der sie ängstliche Gemüther geschreckt hatte, würde abwerfen müssen, um in ihrer thatfächlichen Schwäche dazustehen. Als das Ausnahmegesetz im Jahre 1878 gegeben wurde, war die Maßregel gleichwohl richtig. Wenn ein starker Mann auf seinem Wege von einer Rottte Buben verfolgt wird, die sich durch ihren Lärm bis zur Wildheit berauschen, dann ist es Zeit, daß er einmal kehrt macht, die Faust gegen den Schwarm erhebt und den ersten Besten, der sich herandrängt, niederzuschlagen droht. Damit wird der Lärm verstummen. Wenn nach einer Weile der Wanderer den Weg fortsetzt, wird jener Lärm nicht wieder beginnen, denn selbst den Lärmmachern wird die Komödie schal, wenn ihre Ohnmacht aufgedeckt worden. Den Socialistenführern, die ihre Schaaren wieder sammeln durften, folgten

diese Schaaren, aber sie verlangten nicht mehr das Signal zum Lärm, sondern entweder das Signal zur ernstesten That, oder, wenn diese noch nicht an der Zeit sei, Belehrung über ein nahe oder entferntes Ziel und über die Wege dazu. Anstatt dieser Belehrung konnten die Führer nur prahlerische, unverständliche Nebenarten geben. Nun geschah, was in solchen Fällen immer geschieht: die Masse theilte sich. Ein Theil beschloß, bei den alten Führern auszuhalten; ein anderer Theil zog neuen Führern nach, die sich heftiger und bedrohlicher als die alten geberdeten, aber den Boden der That ebensowenig zu betreten wagten; ein dritter Theil predigte den isolirten Kampf der Einzelnen mit allerlei Mordwerkzeugen, ein Handwerk, das Vielen doch so gefährlich als zwecklos dünkte; ein vierter Theil endlich beschloß, den Weg der Vernunft, wenn auch zögernd und unter Vorantragen einer möglichst prahlerischen Fahne, zu betreten; man wolle Schritt für Schritt ohne Anwendung blutiger Mittel die alte Gesellschaft aus den Angeln heben. Da tönt denn wieder die Stimme der alten Führer: das könne nur die Dictatur des Proletariats, deren Erkämpfung das Erste sein müsse. Kurz, der Wirrwarr ist vollständig. Er zeigt eine, durch vernunftwidrige Vorpiegelungen aufgeregte Masse, die sich streitet, ob jene die Gaukler und diese die Propheten seien, oder umgekehrt; ein Schauspiel, über dessen Ungefährlichkeit über kurz oder lang die verzagtesten Herzen nicht in Zweifel sein werden. Es kann nicht lange dauern, bis die Masse sich ganz verläuft, bis alle Einzelnen aufhören, die Fäuste zu ballen. Dies wird nur geschehen in gleichem Schritt mit der Linderung der socialen Leiden, bis zu ihrer völligen Beseitigung. Diese aber ist keine Utopie. Unverschuldetes wirthschaftliches Glend braucht nicht in der Welt zu sein. Mit der Beseitigung solchen Glendes ist freilich noch nicht das Paradies auf Erden hergestellt, jenes Paradies, das von der Disharmonie der menschlichen Leidenschaften immer wieder in einen Schaulplatz zeitweiliger Verfinsternung und wüsten Lärmes entstellt wird. Der kindische Wahn oder die kindische Lüge der Socialdemokratie ist die Versicherung, sie könne alle Menschen nicht nur wirthschaftlich gleichstellen, sondern auch alle Menschen gut und friedlich machen. Dazwischen kommt dann wieder die fanfaronnade du vice, daß in der Socialdemokratie es der Güte der Menschen nicht mehr bedürfe, weil da alle Laster freigegeben seien, aber damit auch alle Laster aufgehört hätten.

Es gehört wirklich eine starke Muthlosigkeit dazu, um zu fürchten, daß aus dieser Verwirrung ohnegleichen ein ernsthafter Angriff auf die Gesellschaft hervorgehen könne, wobei ja Niemand leugnet, daß einzelne Krawalle möglich sind. Auch diese sind nicht nöthig, nämlich nicht für die Socialdemokraten, so lange das allgemeine Stimmrecht ihnen die bequeme und wohlfeile Gelegenheit giebt zu Demonstrationen, die schwachen Leuten imponiren.

Es ist das große Verdienst unseres neuen Kanzlers, daß er die Kette von einem Gefangenen genommen hat, der nur in seiner unnütz verlängerten Gefangenschaft schrecklich schien. Seit er frei herumgeht, schreckt er Niemand

als die Leute, die vor allem erschrecken. Der denkende Menscheng Geist, der in der Gesellschaft wirkt, an der Jahrtausende geschaffen haben, richtet den Blick wieder ernst und ruhig auf seine nächsten Aufgaben, in deren Mittelpunkt allerdings die Heilung des wirthschaftlichen Elendes steht. Wo die Mittel dieser Heilung liegen, das läßt sich schon heute fast mit Sicherheit erkennen, aber die Angabe davon gehört nicht hierher.

* * *

Eine weitere bedeutende Handlung des Grafen von Caprivi während seiner nunmehr zweijährigen Kanzlerschaft ist die Errichtung der mitteleuropäischen Handelsverträge. Auch diese Leistung ist einer, allerdings vereinzelt, dafür aber unglaublichen Kritik ausgesetzt gewesen. Man erwäge, welcher Zustand dem deutschen Handel am 1. Februar 1892 bevorstand, wenn Deutschlands Regierung die Dinge hätte gehen lassen. Deutschland hatte fast mit allen Nationen, selbstverständlich immer Rußland ausgenommen, Meistbegünstigungsverträge. Der bezüglichliche Vertrag mit Frankreich beruhte auf dem Frankfurter Frieden, und war, als der einzige dieser Art, unkündbar. Nun hatten aber die meisten Staaten Handelsverträge nicht nur mit Deutschland, sondern ebenso unter einander und namentlich mit Frankreich. Diese Verträge beschränkten sich nicht auf die Meistbegünstigung, sondern enthielten vielfache Bindungen von Tariffsäken im Sinne mäßiger Zölle. Dieser Zustand war äußerst günstig für den deutschen Handel, denn Deutschland ist ein vorzugsweise ausführendes Land, und die deutsche Industrie strebte mit entschiedenem Erfolg nach der Vergrößerung ihres Marktes. Dies gelang ihr, abgesehen von der Güte ihrer Leistungen, hauptsächlich durch die Handels erleichterungen, die ihr vermöge der Meistbegünstigungsverträge in den Schooß fielen. Aber zum 1. Februar 1892 waren alle diese Verträge gekündigt worden. Namentlich Frankreich gewährte keinem Staat mehr die Bindung von Tariffsäken und erhielt und erlangte demnach auch nicht für sich Einräumung von Gegenleistungen, deren Vortheil Deutschland ebenso zu Gute gekommen wäre, wie Frankreich selbst. Mit dem Wechsel aller Conventionaltarife hatten alle Staaten ihre Zollautonomie erlangt. Das bedeutete: Die deutsche Industrie wäre von allen mühsam eroberten Märkten durch neue Zollerhöhungen, deren Umfang bei dem allgemeinen Zollkrieg nicht abzusehen war, ausgeschlossen worden. Das bedeutete für die deutsche Industrie, wie man ohne Uebertreibung sagen darf und sagen muß, den Ruin. Freilich, es gab kluge Leute bei uns, die in aller Schnelle von Frankreich etwas gelernt hatten. Dieses Land ist zu seinem Unglück unter die Herrschaft einer Majorität gerathen, für deren Ansprüche und Berwegenheit es kein Maß giebt, zum Entsetzen der erleuchteten Köpfe Frankreichs, die den Schaden ihres Landes voraussehen, aber gegen den herrschenden Unverstand nichts vermögen. Die französischen Schützöllner nun hatten die kostbare Erfindung gemacht, einen Maximal- und einen Minimaltarif einzu-

führen. Der Minimaltarif sollte allen Nationen zu Gute kommen, die Frankreich Erleichterungen gewähren; die anderen Nationen sollten mit dem Maximaltarif erfreut werden. Nun ist aber der Minimaltarif bereits so hoch, daß es gar keinen Vortheil bringt, seinen Genuß mit Zugeständnissen zu erkaufen. Wenn Frankreich zur Strafe der Nationen, welche auf der Basis dieses Minimaltarifs nicht verhandeln wollen, mit dem Maximaltarif droht, so wird dies nur Gelächter erregen, da der Minimaltarif bereits ein reiner Prohibitionstarif ist. Diese Weisheit, an der Frankreich, wie wir bald erwähnen werden, nicht einmal festhalten konnte, ward nun die Weisheit einzelner deutscher Durchgänger. Die Herren riethen, entlehnter Weisheit froh, allen Ernstes, Deutschland solle einen hohen Minimaltarif einführen und dann die anderen Völker kommen lassen. Nur schade, daß kein einziges gekommen wäre. Deutschland ist ja ein bedeutender Abnehmer für Rohstoffe und Colonialartikel, aber nur für wenige Industrieartikel. Unsere Durchgänger, die jauchzend den französischen Vorgängern nachrennen wollten, hätten uns ganz einfach jeden europäischen Markt verschlossen. Dazu kam nun noch die Zerrüttung der überseeischen Märkte in Mittelamerika und Brasilien, das plötzliche Prohibitionssystem der Vereinigten Staaten und die Vollenbung der russischen Absperrung.

Graf von Caprivi hatte, kaum im Amt, einen Blick auf diese bereits in nächste Nähe gerückte Zukunft geworfen, als er die ungeheure Gefahr erkannte. Mit der Kaltblütigkeit des Soldaten, der die Gefahr gleichzeitig erkennt und die Mittel findet, ihr zu begegnen, leitete er sogleich die Verhandlungen mit Oesterreich, Italien, der Schweiz und Belgien in die Wege, denen weitere Verhandlungen folgen werden. Das Resultat ist bekannt, die neuen Verträge sind an demselben Tage in Kraft getreten, wo die alten abliefen. Als der Abschluß der Verträge bekannt wurde, war die Wirkung auf Frankreich so stark, daß die französische Regierung sofort erklärte, sie könnte sich bei künftigen Zollverhandlungen nicht an den Minimaltarif binden. Die sonst, wenn es sich um die Folgsamkeit gegen ihre souveränen Beschlüsse handelt, so ungeberdige französische Deputirtenkammer nahm die Erklärung schweigend hin. Damit ist der Minimaltarif, der der höchste Preis sein sollte, auf die Stelle eines bloßen Vorschlags herabgedrückt, und der Maximaltarif stillschweigend unter den Tisch gefallen. Immerhin tritt dieser Minimaltarif jetzt in Kraft und bleibt bestehen, so lange nicht Verhandlungen von unsicherem Erfolge abgeschlossen sind, die man, nachdem der französischen Regierung der Schrecken über die deutschen Verträge in die Glieder gefahren, in Aussicht nimmt. Wie groß aber der Schaden einst sein wird, bevor man dahin gelangt ist, die willkürlich geschaffenen Ursachen wieder zu entfernen, das zu ermessen wird eines Tages für die Franzosen ein nicht erfreuliches Geschäft sein. Deutschland, und das ist das Verdienst seines Kanzlers, ist auf zwölf Jahre gegen neue Beeinträchtigungen seines Handels geschützt und hat einzelne, obgleich noch nicht umfangreiche Erleichterungen seines Handels

schon jetzt erlangt. Während dieses relativ günstigen und namentlich durch seine gesicherte Dauer werthvollen Zustandes haben die Staatsmänner und die Fachmänner Zeit auf Mittel zu denken, um namentlich der deutschen Landwirthschaft eine unentreibbar gesicherte Existenz zu verschaffen. Diese Mittel sind zu finden, nachdem die blinde Angst auf einen längeren Zeitraum zur Ruhe gebracht ist.

Als General von Caprivi den Reichskanzlerposten übernommen hatte und eine Art von Programm entwickelte, sagte er, es werde eine größere Selbständigkeit der Minister hervortreten. Diese Aeußerung entsprang dem Vorgefühl einer Lage, welche die Lösung mancher zurückgestellten Aufgaben der inneren Politik erforderte. Unmöglich kann der leitende Staatsmann alle Zweige der inneren Politik gleichmäßig durchbringen. Sollte eine gestaltende Arbeit auf diesem Gebiet beginnen, so mußte die Thätigkeit der Fachminister hervortreten, aber nicht bloß die Thätigkeit, sondern vor allem die Verantwortlichkeit. Diese Verantwortlichkeit kann nicht bis zur Loslösung von dem Zusammenhang der ganzen Politik getrieben werden. Der leitende Staatsmann bleibt als Reichskanzler wie als preussischer Ministerpräsident für die schöpferischen Versuche in jedem Fach verantwortlich, insofern er keine Maßregeln oder Vorschläge dulden darf, welche den einheitlichen Charakter der gesammten Politik in Frage stellen. Dagegen muß er berechtigt sein, die Verantwortung für einzelne Mißgriffe abzulehnen, und eine solche Ablehnung darf ihm nicht als Schwanken oder unzureichende Beherrschung seines Amtes zum Vorwurf gemacht werden.

Schon im Herbst 1890 traten drei preussische Minister mit eingreifenden und umfassenden Gesetzesvorschlägen hervor, jeder auf einem Gebiete, auf dem eine unzulängliche Gesetzgebung sich schon lange fühlbar gemacht hatte.

Die Steuerverfassung im Reich wie in Preußen war in einem höchst unvollkommenen Zustand, der auch bei weitem nicht überwunden ist. Man hatte die alte, folgerichtig aufgebaute Steuerverfassung Preußens unter dem Druck neuer Verhältnisse vielfach zerrissen, und auf die Risse nach augenblicklichem Bedürfniß Lappen von zweifelhafter Brauchbarkeit gesetzt. Im Reich vollends hatte man die schlechte reichswidrige Einrichtung der Matrikularbeiträge fortbestehen lassen und unter dem Druck der separatistischen Parteien sogar die natürliche Vermehrung der Reichseinnahmen mit ihren Erträgen von einer nicht hoch bemessenen Grenze an unnatürlich in die Canäle der Einzelstaaten geleitet, von wo sie als Matrikularbeiträge sogleich wieder dem Reich zufließen müssen. Das alles war nur geschehen, um den separatistischen Parteien augenblickliche Dienste abzukaufen. Ein anderer Grund der so schlecht gebliebenen Steuerverfassung war die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen jedes praktische Werk, das aus der Totalität einer theoretischen Conception entstehen soll. Der große Praktiker war ein unbefehrbarer Empiriker, wie es viele Praktiker sind, und der Empiriker hält sich nur an das Nächste, Dringende, lebt von der Hand in den Mund.

Nun sollte an diese elende, lediglich durch Willkür elende Steuerreform endlich die bessernde Hand gelegt werden. Ein sehr bedeutender Fachmann war an die Spitze des Finanzministeriums gestellt worden. Der Finanzminister erkannte auch den ersten nothwendigen Schritt ganz richtig. Der Anfang mußte mit der Reform der Personalsteuer in Preußen gemacht werden. Aber der Reformvorschlag des gewiegten Finanzmannes bewegte sich im Geleise der populären öffentlichen Meinung. In dem vorgelegten Entwurf sollte die Selbstdeclaration des Einkommens die Grundlage der künftigen Steuereinschätzung bilden. Der Entwurf wurde mit Jubel zum Gesetz gemacht, und soeben ist die erste Einschätzung nach diesem Gesetz vollzogen worden. Das Schädliche kann leicht populär werden, so lange die Erfahrung der Schädlichkeit noch nicht gemacht ist, wenn es gleichzeitig den schlechten Instincten der Menschen entgegenkommt. Jeder Steuerzahler kennt irgend einen andern, der nach seiner Meinung zu wenig bezahlt. Daß dieser Andere tüchtig blute, ist der höchste Wunsch des Neiders. So groß ist dieser Wunsch, daß der Neider zunächst nicht an sich denkt. Nur leise wandelt ihn die Besorgniß an, daß auch er mehr bluten muß; aber er denkt, das wird nicht so schlimm werden, oder er werde Mittel finden, für die eigene Person sich die Sache möglichst vom Halse zu halten. Es ist unvermeidlich, daß in der Praxis die zahlreichen Mißstände der Sache, die der kurzfristige Neid noch nicht gesehen hat, mehr und mehr hervortreten. Das ist gefährlich, da es die Gelegenheit zu zahllosen und ungerechten Beschwerden giebt, die mit Vergnügen der Regierung zur Last gelegt werden. Darum muß eine Regierung auf der Hut sein, durch anscheinend populäre Forderungen sich nicht in ungeahnte Schwierigkeiten verstricken zu lassen.

Wir haben diese Kritik nur ausgesprochen, um ein Beispiel zu geben, wie wir die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers verstanden wissen wollen. Der Kanzler kann nicht productiver Techniker in allen Fächern sein. Wenn ein bedeutender Techniker einen Vorschlag macht, der noch dazu die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung für sich hat, so ist es nicht Sache des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten, diesem Vorschlag, auch wenn der Kanzler die Mängel vollständig übersieht, entgegenzutreten, denn dazu müßte er zu der ungeheuren Last seines Amtes noch die schöpferische Leistung im Finanzgebiet auf sich nehmen.

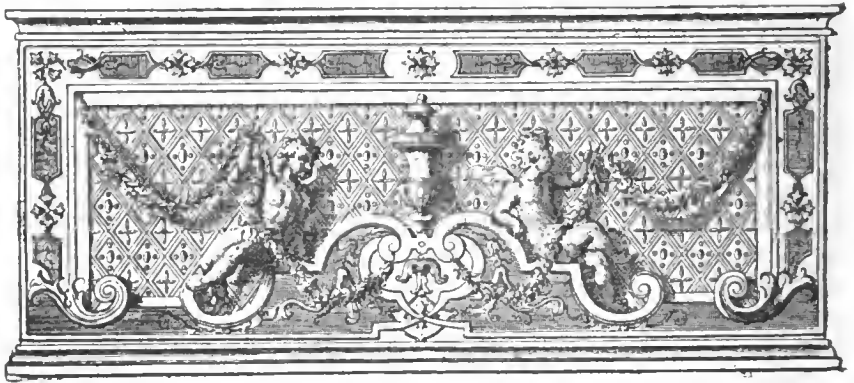
Der zweite Gesetzesvorschlag betraf die ländliche Gemeindeordnung. Er ging von einem ebenso vorsichtigen als seiner Sache sicheren, und wo sie erforderlich war, mit der nöthigen Entschlossenheit vorgehenden Techniker aus. Hier mußte der Reichskanzler jedoch, damit der Vorschlag zum Gesetz werde, die Autorität seiner Stellung in die Waagschale werfen, indem er die Folgen des fortgesetzten Widerstandes nicht verhehlte. Er durfte es, und er ließ es an dem entscheidenden Wort nicht fehlen.

Der dritte Gesetzesvorschlag betraf die Ordnung der Volksschule im preussischen Staat und war von dem Cultusminister Goshler eingebracht. Aber das

Abgeordnetenhaus war durch zwei umfassende Gesetzentwürfe vollauf beschäftigt, und der Gesetzentwurf über die Volksschule begegnete mannigfaltigen Anständen. Die katholische Fraktion erhob selbstverständlich ihre nie zu befriedigenden Ansprüche; aber auch der Liberalismus, unter welchem Namen noch immer zwei im Wesen grundverschiedene Parteien zusammengefaßt werden, fühlte sich abgestoßen durch die verlangte Beschränkung der Gemeindebehörden in den großen Städten in Bezug auf die bisherige Zuständigkeit gegenüber der Volksschule. So kam der Entwurf nicht zur Berathung. Der Minister, der seines Amtes mit großem Verdienst gewaltet, ging, nachdem er in dem Sperrgelbergesetz die Sicherheit der Haltung in einem Grade verloren hatte, der ihn um die moralische Autorität im Parlament bringen mußte.

In den Streit, der jetzt in Deutschland überall um die Vorlage des Nachfolgers auslodert, nicht am wenigsten in den Bundesstaaten, für die das preussische Volksschulgesetz, wie man denken sollte, gar keine praktische Bedeutung hat, können wir in dem Zusammenhang dieses Aufsatzes nicht eintreten, um so weniger, als vorläufig der Ausgang noch ganz und gar nicht vorausgesehen werden kann.





Das architektonische Wien.

Von

Jacob von Falke.

— Wien. —

I.

Das große Wien von heute steht mit einem kleinen Theil seiner Häuser auf dem Boden der alten Römerstadt Vindobona. Ist gar nichts von dieser Stadt übrig geblieben? Gibt es gar kein, Reste von ihr als ein paar Inschriftsteine oder einige mit Zeichen versehene Ziegel, welche man aus der Tiefe ausgegraben hat? Gibt es keine Erinnerungen als den Lauf einiger Straßen, die ihre ehemalige Stelle im alten befestigten Römerlager behauptet haben? Freilich von Tempeln, Basiliken Theatern keine Spur, auch nicht Trümmer und Fundamente sind uns geblieben. Und doch gibt es eine lebendige Erinnerung von classischer Art, eine Erinnerung an das antike römische Haus, das einst auf diesem Boden stand. Zwar die Wände und die Grundmauern sind verschwunden aus dem oftmals umgewählten Erdreich, aber der Plan, die Anlage ist noch heute wirksam. In seiner Anlage hat das antike Haus fast zwei Jahrtausende überlebt, hat den Wechsel der Kunststile überstanden und ist noch heute im echten und alten Wiener Wohnhause deutlich erkennbar.

Zwei Grundformen des Wohnhauses unterscheiden sich nach Nord und Süd, wie in alten Zeiten so noch heute, wenn auch in der Mannigfaltigkeit des modernen Lebens, im Laufe der Geschichte, in der Verschiedenheit von Klima und Land die Unterschiede sich oft vermischt haben und vielfach Mischformen entstanden sind. Das nordische Haus, das Hallenhaus, wie ich es nenne, dem Ursprunge nach von der Halle als einzigem Raume ausgehend, enthält alle Gemächer unter einem Dache und führt ihnen Luft und Licht von außen zu. Umgekehrt lagern sich im südlichen Hause, im Hofhause,

alle Räume im Viereck um einen offenen, mit einem gedeckten Umgang versehenen Hof; nach außen geschlossen, erhalten sie ihr Licht vom Hofe aus, und im Umgang des Hofes befinden sich die Thüren. So das griechische Haus, so das römische Haus mit seinem offenen Atrium in der Mitte, so noch heute das Haus des Orientalen, und, trotz aller Veränderungen und Erweiterungen, trotz der Erhöhung in drei und vier Geschosse das Wiener Haus von alter traditioneller Bauart.

Das Wiener Haus ist ein Hofhaus, das in der Regel nur eine schmale Seite der Straße darbietet. Die Hauptmasse der Räume lagert sich um den viereckigen Hof (das Atrium), den Arkaden oder Galerien unten wie oben umlaufen, oder statt der offenen Galerien — schon in späterer Bauweise — auch geschlossene Gänge. Der Haupteingang führt von der Straße direct in den Hof, wie das Vestibül des antiken Hauses, und genau an jener Stelle, rückwärts zur Seite des Vestibüls, wo der antike Ostiarus, der Thürhüter, sein Geläß hatte, liegt heute die Wohnung des Hausmeisters. Auch die Lage der Stiege entspricht derjenigen im antiken Hause, wo sie vorhanden war.

Sucht man in Wien nach Häusern dieser Art, so findet man sie überall im Inneren der Stadt wie in den ehemaligen Vorstädten; man erkennt den Grundplan in den Palästen, in den Bürgerhäusern wie in den niedrigen, langgestreckten Häusern der Vorstädte. Selbst die Bauart des modernen Wien hat den Grundplan nicht vernichten können, so viele der alten Häuser ihr auch zum Opfer gefallen sind, so eines der schönsten Arkadenhäuser, das vor wenigen Jahren noch am Graben stand. Vielleicht sind es die Häuser in dem Viertel zwischen der Wollzeile und dem alten Fleischmarkt, Häuser, die größtentheils noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen, welche den geschilderten Typus am deutlichsten erhalten haben, und hier in der Bäckerstraße findet sich noch eine andere Reminiscenz von antiker Sitte und Bauart, eine Kleinigkeit zwar, aber sie ist doch charakteristisch und erwähnenswerth. Es ist die Einrichtung des Eingangs und der Auslage im Kaufgewölbe. Der Rundbogen des Eingangs in den Laden ist halb getheilt; die eine Hälfte bildet die Thüre, die andere Hälfte die Auslage, diese aber ruht auf einer festen, nur bis zur Thüre reichenden Parapetmauer, welche gleichsam einen Tisch bildet. Und als solcher, als Ladentisch, bestand sie gerade so im antiken Hause, dessen der Straße zugekehrte Seite gewöhnlich Verkaufsläden hatte. In den Häusern des alten Pompeji kann man noch vielfach die gleiche Einrichtung sehen, und auch sonst findet man sie wohl in italischen Landstädten, schwerlich aber irgendwo im Norden Europas.

Das sind freilich Spuren des Alterthums, zu denen man nur auf gelehrtem Wege gelangt. Wer ohne diese Kenntniß die Straßen der Stadt durchwandert und sich die Häuser betrachtet, der sieht sie schwerlich; er findet überall nur die Zeugen viel, viel späterer Zeiten. Zerstörende Katastrophen sind in Gestalt einer zweifachen Belagerung über die Stadt dahingegangen und haben fast Alles vernichtet, was vor ihnen bestand. Von der mittelalter-

lichen Stadt können wir in den Straßenzügen verfolgen, wie sie nach und nach gewachsen ist, wie sie den Gürtel ihrer Ringmauern von jener kleinen Bindobona aus mit ihrer Basis über dem Donaucanal immer weiter hinaus verlegen mußte, hinaus über den heutigen „Hof“ zu dem, was heute der „Graben“ heißt, und dann weiter zu den Mauern und Bastionen, die wir vor dreißig Jahren haben fallen sehen. Innerhalb dieser Mauern, welche schon am Ausgang des Mittelalters das alte Wien umschlossen, ist nichts übrig geblieben aus gothischer oder gar romanischer Bauepoche als kirchliche Bauten. Die alte Burg der Babenberger, die einst am „Hofe“ stand, ist verschwunden unter dem Kriegsgebäude, und nur der Name des Platzes, „Der Hof“, zeigt an, daß hier einstmals ein höfisches, ritterliches Leben bestand und der Adel im Turnier sich tummelte. Die neue Burg, die Burg der Habsburger, man kann sie wohl auf dem Papier reconstruiren, wie sie als gothischer Bau unter Friedrich III. bestand, aber was heute besteht, das gehört der Renaissance oder noch späteren Epochen an mit Ausnahme der gänzlich eingebauten Kapelle.

Nur die Kirche hat sich conservirt. Nur die Kirche hat Baubentmäler des Mittelalters bewahrt, denen der ursprüngliche Charakter geblieben ist, andere freilich sind vom Kunstgeschmack späterer Zeiten fast unkenntlich umgearbeitet worden. Immerhin ist es eine stattliche Reihe und sie reicht bis in die Epoche des romanischen Kunststils, in diese freilich nur mit einem einzigen Monument. Es ist die Fassade von St. Stephan, eigentlich nur ein Theil derselben, das „Riesenthor“ mit seiner nächsten Umgebung und Einfassung, mit kleinen gekuppelten Arkaden, mit den Thierbübern zur Seite, echten Schöpfungen damaligen Geschmacks, über welchen nur bescheidenen Ueberresten sich schon die Gothik in Fenstern und Rosetten breit entfaltet hat. Dennoch lassen sie uns, so unbedeutend sie scheinen, jene werdende, noch gährende, aber phantasievolle Zeit des christlichen Mittelalters im Geiste aufsteigen, jene Zeit, als am Hofe der Babenberger sich die Sänger und Dichter sammelten und ein fröhlich ritterliches Leben gedieh.

Aber wie gesagt, nur allein ein Theil der Fassade gehört noch dieser so anziehenden und reizvollen Epoche an. Der ganze übrige gewaltige Kirchenbau von St. Stephan ist der strengen Gothik entwachsen. Er ist eine Schöpfung der nachfolgenden Periode, da die Städte sich frei machten und emporblühten, da das Bürgertum sich kräftig entwickelte, sich zu fühlen begann und doch den frommen Sinn der alten Zeit sich bewahrt hatte, einen frommen Sinn, stark genug, um die Riesendome der Gothik entstehen zu lassen. Solch ein Zeugniß dieses Sinnes ist auch St. Stephan, die Schöpfung einer nüchternen, mehr berechnenden Kunst in der Ausführung, aber von grandiosem Gedanken und von nichts weniger als nüchterner Wirkung sowohl in den hohen langgestreckten Hallen des Inneren wie in dem reichen Zierwerk seiner Fenster und Giebel, wie auch in dem kühn aufbreitenden, mächtigen, mit Zacken und Spitzen und Fialen und Kreuzblumen und all den übrigen Ornamenten

der Gothik geschmückten Thürme. Auch an ihm, an dem ganzen Dome von St. Stephan, kann man verschiedene Zeiten und Epochen ablesen, insbesondere an den mannigfachen Sculpturen und steinernen Denkmälern, welche in seine Wände eingemauert sind, Denkmälern persönlicher oder geschichtlicher Erinnerung oder frommen Glaubens, aber sie reichen, mit wenigen und nicht bedeutenden späteren Ausnahmen, kaum über die Epoche der Gothik hinaus.

Noch ein anderes kirchliches Baudenkmal hat seinen mittelalterlichen Charakter rein bewahrt, aber er zeigt das Wesen der Gothik nicht so von der grandiosen als von seiner liebenswürdigen Seite. Das ist die reizende Kirche Maria Stiegen oder Maria an Gestade, so genannt, weil sie über der Stiege am Rande jener Höhe gelegen ist, welche das Gestade des heutigen Donaucanales begleitet. Leider liegt die Kirche sehr versteckt und nur mit ihrem Thürme macht sie sich aus der Ferne sichtbar. Die übrigen gothischen Kirchen Wiens haben ihren charakteristischen Schmuck verloren und stehen starr und nüchtern da wie die Minoritenkirche und die der Augustiner, oder sie haben eine Barockfacade erhalten wie St. Michael, oder sie sind ganz und gar umgebaut worden, wie die von außen so überaus leere und reizlose Kirche der Schotten, die erst in allerjüngster Zeit beginnt sich mit edlerem Schmuck und Geräth im Innern zu versehen.

Das ist so ziemlich Alles, was vom Mittelalter in Wien übrig geblieben, das Eine ebenso wohl ein Denkmal der Kunst wie des frommen und hohen Sinnes der Bürgerschaft, das Andere ein Zeugniß des wechselnden und wandelnden Geschmacks der Zeiten, vielleicht auch ein Ausdruck des Zwanges und der Nothwendigkeit, denn die Katastrophe der ersten Türkenbelagerung wird diese Bauten schwerlich verschont haben.

II.

Nach der ersten Türkenbelagerung im Jahre 1529 mußte ein neues Wien, nunmehr ein Wien der Renaissance entstehen, und von diesem neuen Wien sind noch zahlreiche Häuser übrig geblieben, ungeachtet der Türkenkugeln des Jahres 1683 und der großen Veränderungen, welche die bauliche Umwälzung unserer Tage auch in der inneren Stadt Wien hervorgerufen hat. Wenn man z. B. die Bäckerstraße oder die Sonnenfelsgasse hinabgeht, kann man die Häuser des sechzehnten Jahrhunderts leicht erkennen. Sie machen sich bemerklich durch ihr im Rundbogen oder Flachbogen abgeschlossenes Portal, das, von Säulen oder Pfeilern flankirt, auch wohl mit wenig Ornament in den Zwickeln, gewöhnlich den einzigen Schmuck der schlicht gehaltenen Facade bildet. Schlicht und einfach erscheinen die Fenster, das ganze Haus, nur der Durchgang und der Hof mit seinen Galerien zeigen den antiken Grundplan, wie er oben geschildert worden.

In ihrem schlichten Charakter bilden diese Häuser fast einen Gegensatz zu der zierlichen, reich geschmückten Art der Häuser in den deutschen Städten, die eben zu jener Zeit jene malerischen, mit Detail überdeckten Bauformen

angenommen hatten, welche man als deutsche Renaissance zu bezeichnen pflegt, in der That eine Umwandlung gothischer Formen in eine andere Detailsprache. Der Deutsche konnte sich von seinem Sinne für Phantastik, für eine reiche, bunte, wechselvolle Erscheinung nicht befreien. In Wien war es anders. Daher nichts von jenen reichverzierten Fassaden, wie jene berühmten am Heidelberger Schloß, nichts von den hohen spitzen Dächern mit ihren Thürmchen, Dachreitern, Giebeln und Fähnchen und sonstigem eisernen Schmuck, nichts von den mit Plastik geschmückten Thoren und Fenstern, wie wir dergleichen noch in Nürnberg, Rothenburg, selbst an den Ziegel- und Holzhäusern des nördlichen Deutschland, z. B. in Lübeck, Hildesheim, Braunschweig mit Vergnügen betrachten. An diesen schlichten Wiener Häusern mit ihren einfachen Fassaden erkennt man vielmehr den großen geraden Kunststimm der Italiener, deren Einfluß auch in der Folgezeit, im Gegensatz zu deutscher Art, sich fort und fort geltend gemacht hat. Wenn etwas, was noch aus dem sechzehnten Jahrhundert in Wien übrig ist, an deutschen Einfluß und deutsche Art erinnert, so ist es an der kaiserlichen Burg das goldig und farbig aufgefrieschte Portal und der Durchgang zum Schweizerhof, ein Bau, den nach der Inschrift Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1552 aufführen ließ. Uebrigens auch hier die schlichte Fassade von der Tiefe des Grabens herauf.

Diesen Charakter der italienischen Renaissance, den wir an einzelnen Häusern auch in seinem formalen Wandel verfolgen können, hat die Barockzeit gründlich geändert. Wien ist in Folge der Zerstörung durch die zweite Belagerung eine Stadt des Barockstils im eminenten Sinne geworden, kirchlich wie weltlich. An den Kirchen der inneren Stadt hat die Renaissance wenig geändert, noch hat sie neue aufgeführt. Nur die alte Universitätskirche zur Seite der Aula ist im Aeußeren wie im Innern ein schönes und interessantes Beispiel einer echten Renaissancekirche. Es war der Barockzeit vorbehalten, hier gründlich umzugestalten und neu zu schaffen.

Die schwere Belagerung des Jahres 1683 hat so viel Zerstörung gebracht, daß wiederum ein neues Wien geschaffen werden mußte und nicht bloß eine innere Stadt, sondern auch in der anwachsenden Kaiserstadt ein Kranz von Vorstädten. Was davon vorhanden gewesen, lag in Trümmern. Eben in der Epoche dieser Belagerung aber war es geschehen, daß der von Italien ausgegangene Barockstil über die Alpen gekommen war und in den österreichischen Landen nicht bloß eine eigene, fast selbständige Gestaltung angenommen hatte, sondern nun auch eine glänzende Bauperiode in großem Stile hervorrief. Er war fertig in seiner Art, als die Türkenfugeln das Renaissance-Wien zerstörten, und als leitender und herrschender Baustil trat er ein, das gesunkene Wien wieder aufzurichten. Und reicher, geschmückter, grandioser in den baulichen Ideen ließ er es jedenfalls wieder erstehen. Und ganz besonders ist es geschehen mit Bevorzugung der weltlichen Seite. Wien hat in dieser Periode eine Unzahl von Barockkirchen erhalten, wie die sämtlichen älteren Pfarrkirchen der Vorstädte; beispielsweise seien genannt die

Kirche der Serviten in der Rossau, die Pfarrkirchen in der Alserstraße, in der Mariahilferstraße, St. Rochus auf der Landstraße, Johann im Innern der Stadt die Kirche auf dem Hof, die Kirchen der Dominikaner, der Schotten, aber sie alle können sich an Großartigkeit und Schönheit mit den weltlichen Gebäuden nicht messen. Nur die Karlskirche allein macht eine Ausnahme, ebenjowohl durch die Besonderheit ihres Baues wie durch ihre überaus glückliche und imponirende Erscheinung.

Jene Pfarrkirchen alle, deren Seitentheile meist ganz vernachlässigt sind, haben in ihren Façaden etwas ungemein Nüchternes und Leeres, das mit barocken, meist rohen steinernen Heiligenfiguren nur einen äußerlichen Aufputz erhielt. Selten zeichnen sie sich durch gute Verhältnisse aus, wie sie sonst wohl Barockfaçaden besitzen; die Anordnung und Vertheilung kleiner Fenster giebt ihnen zuweilen mehr hausähnlichen als kirchlichen Charakter. Der Mangel an Thürmen, der eine besondere Unschönheit der alten Stadt Wien bis auf den heutigen Tag bildete, macht sie unwirksam für das schöne Gesamtbild, welches die große Stadt darbietet, wenn man sie von den umgebenden Höhen aus betrachtet. Ganz anders die Karlskirche, das geniale Werk Fischer's von Verlach. Schon die Kuppel allein macht diese Kirche zu einem der anziehendsten und wirksamsten Punkte des Stadtbildes und läßt sie auffallend von allen Seiten her erscheinen. Die Lage auf leichter, freier Anhöhe, die großen Verhältnisse der Façade, der glückliche Gedanke der beiden Denksäulen, welche die Façade flankiren, das alles bringt eine Wirkung hervor, die, wir wollen nicht sagen, einzig in ihrer Art ist, denn wir gedenken der Peterskirche, wohl aber für Wien einzig unter all den Bauwerken, welche die Zeit nach der zweiten Belagerung geschaffen oder umgeschaffen hat.

Die Barockzeit hat Wien zu einer Stadt der Paläste gemacht. Nach der Befreiung von der Türkennoth war der Alp, die stete Sorge der Verwüstung, vom Lande gefallen, und es erwachte ein wahrer Wetteifer in der Ausführung großartiger Bauten. Die Provinzen sahen Stifter und Klöster entstehen, welche durch Lage, Größe und Ausstattung in gleicher Weise imponirten, auf den Herrensitzen der Aristokratie erhoben sich in regelmäßiger breiter Entfaltung prachtvolle Schlösser an Stelle der zum guten Theil noch aus dem Mittelalter herrührenden Burgen mit ihren Thürmen und Gräben, ihren engen Stiegen und kleinen niedrigen Räumen. Und so füllte sich auch die Stadt Wien mit den Palästen der Aristokraten, mit Palästen der Behörden und der Gemeinde. Die Epoche von der Belagerung 1683 bis zur Thronbesteigung Maria Theresiens, vielmehr bis zum siebenjährigen Kriege schuf ein neues Wien, prächtiger als es je vorher gewesen. Und die neue Gestaltung betraf, wie schon gesagt, nicht bloß die innere Stadt innerhalb der Festungswälle, von der bisher nur die Rede sein konnte, sondern auch den Kranz der Vorstädte, welche rings um den Gürtel des Glacis aus der Asche wieder erstanden.

Die Paläste der Barockzeit unterscheiden sich wesentlich von den Wohn-

gebäuden der Renaissance und nicht bloß künstlerisch nach dem veränderten Zeitstil, sondern auch in ihrer Anlage. Sie sind nicht mehr Wohngebäude allein, sondern sie dienen der Würde, der Repräsentation eines großen und vornehmen Hauses. Wohnlichkeit darf man in ihnen nicht suchen, wohl aber den Stolz und die Herrlichkeit des Grand seigneur.

Allerdings behalten diese Barockpaläste den alten Hauptplan mit dem viereckigen Hof in ihrer Mitte, finden doch auch sie ihre Vorbilder in Italien, wo das antike Hofhaus fort und fort in den Burgenpalästen des Mittelalters, wie in den Palästen der Renaissance und der Barockzeit deutlich erkennbar geblieben. Aber die Arkaden und Galerien geben sie auf und ersetzen die Verbindung, den leichten Zugang zu den Gemächern, welche durch jene ermöglicht war, durch eine Menge von Nebenstiegen. Eine breite Entfaltung findet die Hauptstiege; sie wird zu einem Stiegenhause und dadurch zu einem nothwendigen und charakteristischen Theile des Barockpalastes. Im Liechtenstein-Palais in der Hofbau sind es sogar zwei ganz gleiche Prunkstiegen, von denen die eine nur um der Symmetrie willen geschaffen worden. Und wie das Stiegenhaus, so wird eine gewaltige, hohe, reich und kunstvoll geschmückte Halle, wie sie das genannte Liechtensteinpalais und das Belvedere-Palais enthalten, fast gleicherweise zur Nothwendigkeit, wenigstens zur ausgesprochenen Eigenthümlichkeit dieser Paläste. Stiegen und Hallen prunken mit plastischem Schmuck, mit allegorischen Statuen in den Nischen, mit kostbarem Gestein, mit dem Glanze der geschliffenen Marmorwände, mit mächtigen Säulen und ihren vergoldeten Kapitälern, mit freien, bewegten Figuren um das Gesims und mit den flotten und freien perspectivischen Malereien auf dem breiten Spiegelgewölbe. Der wohl erhaltenen Beispiele giebt es noch heute in Wien genug; es sei nur der beiden Liechtenstein-Palais gedacht, jenes in der Hofbau und jenes in der heutigen Bankgasse, der beiden Palais des Prinzen Eugen von Savoyen, des Belvedere und des heutigen Finanzministeriums, des fürstlich Kinsky'schen Palais auf der Freieung, des Trautheim-Palais, das heute von der ungarischen Garde bewohnt ist, des Palais Schönborn, zu denen ich, obwohl anderen Zwecken bestimmt, aber von gleichem architektonischem Geiste geschaffen, noch die alte Aula, die heutige Akademie der Wissenschaften und das alte Rathhaus hinzufügen will.

Dem großartigen Innern dieser Paläste entspricht das Aeußere, allein nicht gleichförmig, denn es lassen sich hier in dem Schmuck und dem Aufbau der Fassade zwei Richtungen unterscheiden, die eine prunkender, reicher, barocker, die andere einfacher, fast ungeschmückt, entsprechend der classischen Richtung der Architektur, welche durch das ganze siebzehnte Jahrhundert neben der Barocke einherging und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zum Siege gelangte. Jene bilden wohl die Mehrzahl und beherrschen den Eindruck. Gewaltige Portale mit Pfeilern, die zum Theil über Eck gestellt sind, mit kräftigen Karyatiden oder Hermen als Trägern, Pilaster in der ganzen Höhe hinauf, große Fenster mit weitvorspringender Verdachung, desgleichen

das krönende Dachgesimse, das macht sie auffallend und sofort dem Blicke kenntlich, obwohl sie zumeist in engen Straßen liegen. Wie bescheiden dagegen erscheint das Aeußere der anderen Richtung, welcher beide Diechtenstein-Palais angehören! Jenes in der Stadt zeigt nur zwei barocke Portale als einzigen Schmuck, und jenes in der Rossau hat bei höchst bescheidenen Profilen nur Wirkung durch seine überaus schönen Verhältnisse und seine tiefe Durchgangshalle mit den offenen Bogen.

Sowie diese Paläste zweien Richtungen einer und derselben Kunstperiode angehören, so ist es selbstverständlich, daß sie, wie die noch zahlreich erhaltenen Wohnhäuser des Bürgerthums aus dieser Zeit, den Wechsel des Geschmacks innerhalb dieser Epoche in seinen Varianten erkennen lassen. Man kann unschwer unterscheiden, was noch unter Kaiser Leopold und Joseph I. entstand und was der architektonisch so glänzenden Regierungszeit Karls VI. angehört oder schon in Maria Theresias Zeiten fällt. Höchst auffallend ist aber, daß der schon gleichzeitig mit der österreichischen Barocke in Frankreich und Deutschland erblühende Stil des Rococo so gut wie gar keine Monumente uns hinterlassen hat, keines von irgend besonderer oder vorragender Bedeutung. Vor wenigen Jahren sah man noch in der Kärnthnerstraße ein kleines, überaus zierlich mit Rococo-Ornamenten überdecktes, wie mit Schmuck behängtes Haus. Auch dieses ist verschwunden, ein Opfer für die größere Ausnützung des Raumes. Es ist aber begreiflich: denn während das Rococo seine Blüthezeit in Frankreich bis 1750 und in Deutschland noch etwas länger hatte, stand der Barockstil in Oesterreich noch in voller Uebung, und als auch er zu erlöschen begann, hatte auch das Rococo schon seine Lebenskraft verloren.

Es mag dazu beigetragen haben, daß der Wechsel der Stilarten gerade in die Epoche der großen Kriege fällt, welche Maria Theresia gegen Friedrich den Großen zu führen hatte, eine Epoche, welche jedenfalls einen Stillstand in der allgemeinen Baukunst hervorrief. Und als der Hubertusburger Friede den siebenjährigen Krieg beendet hatte und Oesterreich sich wieder zu erholen begann, da neigte sich der Kunstgeschmack schon der strengeren Richtung, dem Classicismus, dem kommenden Empirestil zu. In dieser Epoche entstand dann aufs Neue eine Reihe Paläste, welche sich durch ihre großen Verhältnisse sowie durch ihre mächtigen Säulenstellungen auszeichnen. Das älteste derselben ist wohl das heutige Palais Pallavicini (ehemals Graf Fries) am Josephsplatz mit seinen schönen Caryatiden am Portal, das einen starken Contrast bildet mit seinem Gegenüber, der kaiserlichen Bibliothek und den Redoutensälen, die aus Karls VI. Epoche stammen, sowie mit seinem Nachbar, der noch kräftig gehaltenen Reitschule. An jenen Gebäuden, welche auf drei Seiten den Josephsplatz einschließen, sieht man den Barockstil schon zahmer werden und mit den Profilen gewissermaßen seine Hörner einziehen.

Das großartigste Bauwerk der neuen classicistischen Epoche, welche man, zeitlich mit der Regierung Kaiser Franz I. und künstlerisch mit dem schweren, in dorischer Ordnung erbauten äußeren Burgthor abschließen muß, dürfte wohl

das gewaltige Liechtenstein-Palais in der Herrengasse sein, das sich in der engen Straße leider nicht in seiner vollen Wirkung genießen läßt. Glücklicher ist in dieser Beziehung das der gleichen Epoche angehörige Palais Harrach auf der Freyung, sowie das landständische Haus mit seinen mächtigen Halbsäulen. Man mag mit dem Stile nicht einverstanden sein, man mag ihn kalt, nüchtern, schematisch, phantasielos nennen, immerhin imponiren diese Paläste vor allen ihren Nachfolgern bis auf die jüngste Bauperiode durch die Größe des architektonischen Gedankens und die Mächtigkeit ihrer Verhältnisse.

Diesen ganzen Wechsel nun von etwa anderthalb Jahrhunderten haben die Vorstädte Wiens — nimmehr die Bezirke innerhalb der Linie — mitgemacht. Aus jenen Kunstperioden vor der zweiten Türkenbelagerung haben sich kaum die spärlichsten Ueberreste erhalten, nichts, was uns zu einer Bemerkung veranlaßt hätte. Anders aber seitdem. Wie gesagt, die Vorstädte haben an dem ganzen künstlerischen Wandel und Wechsel seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts theilgenommen, sie haben ihre Paläste und Häuser barock und antikisirend, ihre Ornamente in allen Varianten der Zeit, und doch ist das Gesamtbild ein wesentlich anderes.

Zu jener Zeit, da die Verkehrsmittel nicht so ausgebildet waren wie heute, da es nicht so leicht und bequem war, einen außerhalb der Stadt oder gar in weiter Ferne gelegenen Sommeritz zu erreichen, zu jener Zeit mußte der breite Gürtel der Vororte den Ersatz bieten. So entstanden hier ringsum zahlreiche Sommerpaläste des hohen Adels wie Landhäuser des Bürgerthums, die einen wie die anderen, die großen wie die kleinen, frei gelegen mit Vorgärten oder Vorhöfen, in mehr freier architektonischer Gestaltung, als die grade Straßenlinie und die angeschlossenen Nachbarhäuser im Innern der Stadt es erlaubten. Beispiele großen Stils bieten noch heute des Prinzen Eugen Belvedere und das Palais Schwarzenberg zwischen Heumarkt und Rennweg, das Palais des Erzherzogs Rainer und aus späterer Epoche das Palais Dietrichstein auf der Währinger Straße. Sie allein mit ihren französischen Gärten, mit ihren Alleen, Terrassen und Wasserkünstern ergaben ein völlig anderes Straßenbild, aber es traten in völligem Gegenatz ihnen die Häuser der kleinen Leute, zahlreicher Handwerker und Fabrikanten, kleiner Beamten, welche die größere Billigkeit in die Vorstädte hinaus verwies, hinzu und veränderten das Bild in sehr charakteristischer Weise. Im Gegensatz zu den Palästen und Gärten bildeten sie gerade Straßenzüge, theils dem Verkehr zu den Linien folgend, theils concentrisch mit dem Gürtel der Glacis.

Es ist wie eine andere Welt, wenn man die Straßen dieser Art in den Vorstädten durchwandert, dort, wo sie noch einigermaßen unberührt erhalten sind, wie z. B. zwischen der Franz-Josephsbahn und der Rusdorfer Straße, im ehemaligen Althan, Thury und dem vom Fürsten Hans Adam von Liechtenstein erbauten Liechtenthal. Gerade Straßen, kleine niedrige Häuser, einstöckig oder auch nur ein Erdgeschos, kleine Fenster, tiefe, schmale Höfe und häufig Gärten dahinter: so stellen sich uns diese Quartiere von Wien dar. Die Häuser

haben wenig Schmuck, nur an der Thüre und an den Fenstern, und doch erkennt man an dem Wenigen noch die Zeit ihrer Erbauung, welche, wie die von Siechtenthal, meist in das Ende des siebzehnten und in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt. Hier sieht man auch nicht selten noch Rococo-Ornamente, freilich von höchst bescheidener Art, auch wohl allerlei Haus- und Wahrzeichen, Figuren und Thierbilder in Reliefs oder freier Plastik.

Nicht lange wird es dauern, so wird man auch von diesen für die alten Vorstädte so charakteristischen Häusern nichts mehr erblicken. Die wachsende Großstadt nützt den Raum besser aus; der Verkehr, der nach den Linien und zu den Bahnhöfen hindrängt, hat in den Hauptstraßen schon längst Reihen großer drei- und vierstöckiger Häuser und zum Theil glänzender Läden entstehen lassen; selbst die Tramway, wo sie hindringt, räumt auf, macht Platz und stellt hohe Häuser an die Stelle der niederen. Aber nicht allein die kleinen Häuser und Quartiere des Kleinbürgerthums und der gewerblichen Arbeit trifft dieses Schicksal, auch alte vornehme Gartenpaläste werden niedergerissen und die Gärten verbaut und von Straßen durchschnitten, wie es z. B. dem Metternichgarten zwischen Rennweg und Reissnerstraße ergangen ist. Die Bauperiode der letzten Jahrzehnte, die sogenannte Stadterweiterung, hat wiederum ein neues Wien geschaffen, das Wien der modernen Renaissance.

III.

Das neue Wien, das in unseren Tagen geschaffen worden, ist eine Stadt der Zinshäuser, aber auch eine Stadt der Monumentalbauten. Beide neben einander sind die charakteristischen Erscheinungen. Die alten Paläste der Barockzeit stehen da, groß, vornehm, verschwenderisch im Raume, verschwenderisch mit der Kunst, Repräsentanten großer und stolzer Familien. Neben diesen Familien haben sich heute die Finanzgrößen erhoben; sie wollen glänzen, aber auch den Nutzen der Arbeit und des Vermögens haben. So sind die Paläste der Ringstraße nicht als Familiensitze erbaut; sie sollen stattlich sein, aber auch Zinsen tragen. Sie müssen vielen Familien zur Wohnung dienen und verleugnen diesen Charakter nicht. Das Glück aber hat es gefügt, daß neben ihm eine größere Anzahl monumentaler Bauten, sowohl von weltlicher wie von kirchlicher Bestimmung, entstehen konnte, zahlreicher und großartiger als die Barockzeit sie uns hinterlassen hat.

Das alte Wien hatte zwischen den Mauern der innern Stadt und den Vorstädten den breiten freien Gürtel der Glacis übrig gelassen, wie aufgespart für eine neue Umsturzepoche. Die Mauern fielen, die Gräben wurden gefüllt und das Glacis der Vebauung frei gegeben. Hier hat sich nun das neue Wien eingeschoben und ist strahlenförmig in die Vorstädte, zum Theil auch in die innere Stadt eingebrungen. Das Stadtbild ist damit ein völlig anderes geworden. Stadt und Vorstädte sind mit einander verbunden, der Raum zwischen ihnen ausgefüllt, aber nicht ohne künstlerische Disharmonie, nach der einen wie nach der anderen Seite. Die Wegenwart

hat eben ihren eigenen Geschmack, ihre eigene Bauliebe gehabt und hat sie eingeschoben mitten in das Wien der Barockzeit. Sie hat selbstverständlich ein Recht dazu gehabt.

Die erweckte Baulust fand glücklicherweise eine Anzahl großer Talente unter den Architekten vor, Architekten, die bereit waren, nach der nüchternen, entsagenden, sparsamen Herrschaft des Baubureaus, der Phantasie vollen Spielraum zu gewähren, bereit, neue Ideen, neue Aufgaben glänzend auszuführen. Aber in welchem Kunststil! Der Barockstil stand nicht mehr oder noch nicht wieder in Achtung, der antikisirende Stil war eben im Bureaufatismus abgestorben, die Gothik, mehrfach versucht, hatte doch nicht Feuer fangen wollen, die Renaissance blieb übrig. Sie lag, was ich nicht ausführen will, gewissermaßen in der Luft. Die Architekten von damals hatten in Italien ihre Schule vollendet, und wenn sie daneben ihre eigene Passion hatten, so sahen sie wohl ein, daß sie derselben nur unter besonderen Verhältnissen und bei besonderen Aufgaben genügen konnten, das will sagen bei Monumentalbauten. Im Stil der Renaissance ließ sich das, was das moderne Wohnhaus brauchte, durchführen, und so wurde das Zinshaus des modernen Wien im Renaissancestil erbaut. Erst später, gegen den Schluß dieser Bauepoche, entstanden auch einzelne Barockhäuser. Anfangs, bei den ersten Häusern, die am Kärnthner Ring und am Franz-Josephs-Quai sich erhoben, traten die Eigenschaften der Renaissance noch mit großer Schüchternheit auf; die Profile wagen sich nicht heraus, das Dachgesimse ist unbedeutend, die Eingangsthür klein, niedrig, die Fenster nur ganz flach umrahmt, das Erdgeschoß wie eingesunken, die Verhältnisse der Geschoße zu gleichförmig — kurzum, es mangelte an Muth und Kunst zugleich. Aber der Muth kommt und die Schwingen wachsen. Die Profile treten immer kräftiger heraus und die Fassade gewinnt Schatten und Licht, Balkone und Erker gesellen sich hinzu und verstärken die Wirkung; die Fenster werden von Säulen, Halbsäulen oder Pilastern flankirt, in Bogen gestaltet und mit Giebeln gekrönt; das Dachgesimse wird mächtiger und erhält eine reiche Profilirung, selbst Thürme und Kuppeln; schmälere Gesimse trennen die einzelnen Geschoße und zieren das Haus wie ein schmückender Kranz; plastischer Schmuck tritt hinzu und Figuren lagern sich auf den Fenstergiebeln oder in den Zwickeln; die Thore wachsen über das Mezzanin oder bis an das zweite Stockwerk mit ihrer reichen Architektur von Säulen, Pfeilern, Karyatiden, Giebeln und Bekrönungen; sie wachsen oftmals fast zu groß, als sollte das ganze Haus zum Thore herauspazieren. Weitans in der Mehrzahl ist die Fassade ein Verputzbau in grauen Tönen; im Verhältniß gering ist die Anzahl der Häuser, welche im Ziegelrohbau die Naturfarbe der gebrannten Ziegel bewahrt haben, aufgebaut auf steinernem Sockel und eingefast von Haussteinen. Der Verputz ahmt die Quadertheilung nach, von einer derben Rustica angefangen bis zur feingeschliffenen Fläche. Es giebt auch Gebäude dieser Art von echtem Material.

Aber wenn weitaus überwiegend die Mehrzahl der Häuser sich in den verschiedenen grauen Tönen hält und die Wirkung nur in der Plastik, im Wechsel und Gegensatz von Licht und Schatten sucht, so ist doch ein malerischer Schmuck nicht ausgeblieben. Wie die Architekten immer entschiedener in die Renaissance eingingen, haben sie auch ihren Schmuck adoptirt. So sind die grauen oder schwarzen Sgraffiten eingeführt, zuerst bei dem österreichischen Museum, dann bei der Universitätsbibliothek, in den Höfen der Museen und bei verschiedenen Privathäusern, und sie haben Frieße und Füllungen mit Figuren und Ornamenten lustig verziert. Man ist noch weiter gegangen wie bei dem Heinrichshof und den Zinshäusern am alten Schottenthor und hat den Figurenkranz in Farben und Gold ausgeführt, trotz dem Klima, das solcher malerischen Verzierung keineswegs günstig ist. Man muß aber dem kühnen Unterfangen dennoch dankbar sein, denn solcher farbiger Schmuck giebt dem Stadt- und Straßenbild ein besonderes Leben und unterbricht das Einerlei der grauen Häuserfluchten wie ein fröhliches Lachen die Ruhe, den Gang einer gemessenen Unterhaltung.

Rein architektonisch betrachtet, läßt sich ein gewisser Fortschritt in der Gestaltung der Facaden leicht erkennen. Als Zinshäuser mußten diese Gebäude in den Höhenverhältnissen ihrer Stockwerke mehr Gleichförmigkeit zeigen als die alten Barockpaläste. Es galt diese Gleichheit künstlerisch zu überwinden. Bevor es gelang, bevor man auf ein entsprechendes Schema kam, ließ man die Geschosse ungetrennt oder schied sie alle gleichförmig durch schmale bandartige Gesimse — eine sehr langweilige Lösung. Dann versuchte man ein und das andere Geschöß architektonisch mit einander zu verbinden, so daß man dadurch verschiedene Verhältnisse erhielt. Man sieht das, wenn man die neuen Straßen durchwandert, gar mannigfach versucht. Am glücklichsten ist es jedenfalls in der Weise geschehen, daß man das Erdgeschöß mit dem Mezzanin (auch wohl mit dem ersten Stock, wenn kein Mezzanin vorhanden) künstlerisch als eine Einheit behandelt, ebenso das erste und zweite Geschöß verbindet, und sodann das dritte mit seinen Fenstern zu einem reichen krönenden Gesimse ausbildet. Dieses Schema ist dann auch am häufigsten zur Verwendung gekommen.

In solcher Ausbildung, welche sich ziemlich rasch vollzogen, zeigen die Straßen des neuen Wien im Geiste und in den Formen der Renaissance einen gleichmäßigen und harmonischen Charakter, den die wenigen und sehr gemäßigten Barockbauten, welche sich bisher inzwischen eingeschoben, nicht zu stören vermögen. Anders aber ist es mit den Monumentalbauten, in welchen die Passion, die Eigenart, die Phantasie des schaffenden Künstlers freier gewaltet hat. Daher sind alle Hauptstile der Architekturgeschichte, griechische Bauformen, romanischer Stil, Gothik und Renaissance und Barock, Byzantinisches und Arabisches, Italienisches und Deutsches, an ihnen vertreten, zum Theil rein und ungetrübt, zum Theil im Gemisch, und sie müssen sich friedlich nebeneinander vertragen. So umstehen den Platz von der Votivkirche zum

Schottenthore Gothik, deutsche und italienische Renaissance, Barockbauten mit zwiebel förmigen Kuppeln und farbige Bauten im Ziegelrohbau mit malerischem Schmuck, und so stehen sich am Rathhausplatze Gothik und Renaissance, griechische Architektur und Renaissance einander gegenüber. Gartenanlagen, freilich nicht immer in richtiger Weise gestaltet, sind es, welche sie trennen und zugleich künstlerisch verbinden. Es ist ja nicht anders an berühmten historischen Plätzen vieler alten Städte, an deren heutigem Bilde Jahrhunderte gearbeitet haben.

Vergleicht man die älteren und die jüngeren Monumentalbauten dieser kurzen, bis heute auf drei Jahrzehnte beschränkten Baupoeche, so macht sich auch an ihnen ein Fortschritt bemerkbar wie in den Wohn- und Zinshäusern, ein Fortschritt vom Suchen nach dem Richtigen, von schwankender Unsicherheit zu einem sicheren Vorgehen, zu größerer Reinheit und zu kühnerer Entfaltung des Willens und der Kräfte. Von solchem Suchen zeugt das Bankgebäude Ferstels in der inneren Stadt, das, unglücklich eingefeilt, seine Fassaden verschiedenen Straßen zugehrt. Nach der Herrngasse und der Strauchgasse zu baut sich ein romantischer Burgpalast auf wie aus der ritterlichen und höfischen Zeit des Sängerkrieges, während die Fassade nach der Freieung unannuthet wie ein italienischer Renaissancebau mit seiner offenen Arkadenhalle. Gemischten Charakters ist auch Van der Nülls Opernhaus, das sich als das erste Monumentalgebäude über dem alten Stadtgraben erhob. Wir wissen kaum zu sagen, welchem Stile wir diesen reich und phantasievoll geschmückten Bau, über dem ein südlicher, fast sicilianisch-normannischer Charakter liegt, zuschreiben sollen. Immerhin ist es mit seinen Arkaden der Unterfahrt und der hohen offenen, malerisch geschmückten Loggia eine Zierde der Ringstraße auch ohne des vielen Schönen und Gelungenen zu gedenken, das seine Kunst im Inneren darbietet.

Zu den Bauwerken gemischten Stils ist auch Schmidts imponirendes Rathhaus zu rechnen, das Werk eines Künstlers, „durch den die ganze Kunstgeschichte hindurchgegangen“. Wir citiren das Wort des Künstlers selber. Und in der That kann man Motive aus gar vielen Baustilen und Stilarten an diesem Gebäude entdecken, man wird aber dennoch nicht in Abrede stellen können, daß das Rathhaus wie ein gewaltiges Werk aus einem Guß erscheint, entspringen aus einem Kopfe, der weiß, was er will, und seine Aufgabe beherrscht. Und ebenso wenig läßt sich leugnen, daß es die Gothik ist, welcher die anderen Stilarten alle sich unterordnen müssen, freilich nicht die Gothik mittelalterlicher Kirchen, auch nicht die Gothik deutscher und niederländischer Rathhäuser, sondern jene phantasievollere Gothik, wie sie uns an den Palästen Venedigs am Canal Grande entzückt oder wie wir sie im alten Siena bewundern. Leitet die Hauptfassade unsere Gedanken nach Venedig, so erwecken die Seiten unsere Erinnerung an Siena. Die gleiche, venetianisch unannuthende Gothik hat Schmidt noch einmal angewendet, nur in zierlicherer Gestaltung, an dem Stiftungshause am Schotteuring, das, als Sühnhaus auf

der Stelle des verbrannten Ringtheaters gedacht, Kirchliches und Weltliches — nicht allzu harmonisch — mit einander verbinden sollte.

Sonst hat die Gothik nur des Kirchenbaues sich bemächtigt und zwar so ausschließlich, daß kirchliche und weltliche Bauten in dem neuen Wien fast in Gegensatz getreten sind — hier Renaissance, dort Gothik. Während als das reichste Denkmal dieses Stils, und der Gründung nach auch als das älteste, Ferstels Botivkirche langsam im Laufe der Jahre emporstieg und langsam nur im Innern seinen Schmuck und seine Ausstattung erhielt, entstanden in rascher Folge Schmidts Kirchenbauten, die hochgelegene Lazzaristenkirche mit ihrem beherrschenden Thurm, die Fünfschäuser Kirche mit ihrer gothisch construirten Kuppel, die einfacheren, mehr in schmucklosen Formen gehaltenen Kirchen unter den Weißgärbern und in der Brigittenau, zu denen noch die Sophienkirche Bergmanns zwischen dem Belvedere und der Favoritenstraße und die Kirche in Währing hinzugekommen sind. Sie alle stehen bedeutend an ihrer Stelle, obwohl nicht in stilgerechter Harmonie mit ihrer Umgebung, sie haben aber Eines für Wien gethan, sie haben die bis dahin an Thürmen arme Stadt reichlich mit Thürmen geschmückt und sind dadurch dem Gesamtbilde der Stadt wesentlich zum Vortheil geworden.

Die Gothik hat sich somit ein Verdienst um das neue Wien erworben, was man von dem griechischen Stil kaum sagen kann, der nur ein einziges, allerdings durch seine Kunst und seine Lage gleich bedeutendes Monument der Stadt eingefügt hat. Man kann den gewaltigen Bau des Reichsrathspalastes, der so recht aus der Vorliebe, aus der tiefsten künstlerischen Ueberzeugung Hansens hervorgegangen ist, für sich vollkommen anerkennen, man kann die classische Ruhe der Facaden preisen, obwohl man andererseits auch an dem Conglomerat von Tempeln und Häusern Anstoß nehmen mag, man kann den Reichthum seiner inneren Decoration rühmen, man wird aber niemals darüber hinwegkommen, daß dieser Bau isolirt steht, daß er eine Anomalie bildet, sowohl in dem ganzen neuen Wien, wie in seiner speciellen Umgebung. Er ist auch ohne Nachfolge geblieben.

Der Monumentalbau des neuen Wien gehört der Renaissance; sie hat seinen Charakter auf Jahrhunderte festgestellt. Es wird auch der Barockstil, der jetzt wieder in einige Vorliebe eintritt, daran nichts ändern können, denn die Plätze sind besetzt und die großen Aufgaben einstweilen erschöpft. Die Thätigkeit Semper's, Hasenauer's, Ferstels hat hier das entscheidende Wort gesprochen. Fertig steht die Universität, die wohl von allen diesen Bauten den meisten Raum einnimmt, eine schwer zu bewältigende Aufgabe, wenn man alle die verschiedenartigen Anforderungen bedenkt, die hier an den Architekten gestellt wurden, Anforderungen, welche ebenso wohl das Äußere wie das Innere betreffen: ein reich bewegter Bau in seiner Facade an der Ringstraße, eine ruhige Flucht der Seiten in den reinsten Motiven der edelsten Renaissance, als ob Musik ins Ohr töne, so treten sie in das Auge; eine originelle Gestaltung der Bibliotheksfacade auf der Rückseite mit ihren

Sgraffiten, welche die große Fläche bedecken. Fertig ist der Justizpalast von Wielemans, der mit seinem Schmuck, mit seinen Spitzen, Giebeln und Thürmchen mehr der pittoresken Gestaltung der Renaissance angehört, wie sie Deutschland und Frankreich ausgebildet haben. Fertig steht das neue Burgtheater mit seinem unregelmäßigen, von der Bestimmung und der Gestaltung des Inneren geschaffenen Luftprofil und seiner gebehnten Fassade, welche dem Architekten so viele und mannigfache Motive zu reichem und eigenartigem Schmuck geboten hat.

Alle diese Gebäude wirken zusammen aus der Ferne und nehmen wir noch dazu die gleichfalls im Stil der Renaissance und in monumentaler Art aufgeführten reich geschmückten Arkadenhäuser zu beiden Seiten des Rathhauses, so ist hier auf verhältnißmäßig kleinem Raum und gelagert in einen zum Garten gestalteten Platz ein großartiges Städtebild geschaffen worden, das in allen modernen Städten seines Gleichen sucht und nicht findet. Der Platz kann übersichtlicher gemacht werden, es kann und muß der heute absolut widersinnig angeordnete Garten geändert werden, um die Architektur zur vollen Wirkung gelangen zu lassen; es werden Brunnen mit Figuren und plastische Monumente sich einfinden — das ist Sache der Zukunft — aber auch so ist diese ganze Gegend vom alten Schottenthor zur Bellariastraße und darüber hinaus der Stolz des neuen Wien.

„Und darüber hinaus,“ sage ich, denn am Volksgarten hinauf wandernd, kommen wir an einen zweiten Platz, der, wenn einmal seine ihn ringsumgebende Architektur vollendet worden, ein Platz der Renaissance sein wird, wie er einheitlicher, geschlossener, großartiger kaum wird gedacht oder wieder geschaffen werden. Bis jetzt sind zwar nur die beiden Hofmuseen fertig, aber wie sie sich darstellen, in zwei Hauptgeschosse geschieden, im unteren eine schlichte, kräftige Rustica, im oberen eine edle, reiche und schmuckvolle Architektur, gekrönt von schön geschwungener Kuppel, im Innern in einer Weise ausgestattet, welche Architektur, Malerei, Sculptur und dazu die industriellen Künste zu einem großartig gedachten Zusammenklang vereinigt, so sind sie als Höhepunkte und Vollendung der ganzen architektonischen Bewegung zu betrachten, welche das neue Wien geschaffen hat. Noch mächtiger fast, doch völlig in stilgerechter Harmonie mit ihnen, wird sich der neue Bau der Kaiserburg neben ihnen erheben, dessen Größe und Gewalt wir jetzt aus dem aufsteigenden Gemäuer nur ahnen können. Ihr gegenüber wird einmal mit Nothwendigkeit — es kann nur eine Frage der Zeit sein — die Kaiserstallung durch ein anderes, dem Stil und der Großartigkeit des Platzes entsprechendes Gebäude ersetzt werden. Alsdann, und wahrscheinlich viel früher schon, wird das äußere Burgthor fallen, das, ein Denkmal der gräcifirenden Bureauepoche, plump und schwer in diese neue Welt einer heiteren Kunst hineinragt. So von allen Seiten von der Renaissance umschlossen, von der Ringstraße durchschnitten, mit Monumenten ausgestattet, mit Marmorbrunnen belebt, mit dem Grün eines architektonisch gehaltenen Gartens bedeckt, so

stellt sich dieser Museenplatz seinem Nachbar, dem Rathhausplatz, würdig, aber in größerer künstlerischer Einheit zur Seite.

Und diese beiden Plätze oder Gärten, wie man sie betrachten will, sind es nicht allein, mit denen uns das neue Wien beschenkt hat. Die Stadterweiterung in ihrem Plane hat uns manchen schönen Blick, manche schöne Aussicht geraubt. Wir erinnern uns beispielsweise des Blickes von der Höhe der Stadtmauer am alten Burgthore, welcher rechts fast die ganze Kette der grünen Berge übersah und links über das Glacis hinweg die Karlskirche zum Schlußeffect hatte; wir erinnern uns des Blickes von der Ferdinandsbrücke den Donaucanal hinauf bis weit in das Land hinein zum Leopoldsberg und Rahlenberg. Aber wir haben Ersatz erhalten durch andere Bilder, freilich von mehr geschlossener Art. Wir haben sie rund um die Ringstraße herum, stets in Verbindung von Architektur und Garten, von denen niemals auch nur eine Scholle hinweggenommen oder verbaut werden möge! Es ist das schönste Verdienst der Stadterweiterung, diesen „blüthenreichen Kranz duftiger Gärten“ uns gelassen oder geschaffen zu haben, eine Freude für Herz und Augen und eine Quelle der Gesundheit. Solchen Blick der geschilderten Art, frisches Grün und edlen Bau vereinigend, haben wir am alten Schottenthor hinüber zur Botifkirche, wir haben ihn desgleichen von der Ringstraße am Schwarzenbergplatze mit dem Monument im Vordergrunde, dann dem gewaltigen Hochstrahlbrunnen und dem Schwarzenbergpalais auf abschließender Höhe, wir haben ihn mannigfach im Stadtpark, dem wir nur ein leichteres, graciöseres Gebäude gewünscht hätten, als diesen gedrückten, schwerfälligen Curjalon.

Aber auch der Blick von außen her, rückwärts auf die Stadt zurück ist ein wesentlich anderer und reicherer geworden. Ist die nächste Umgebung, da, wo die Vororte sich in das Freie verlieren, ringum sehr wenig malerisch, so ist doch der Blick reizvoll und groß zugleich, wenn er etwa von der Spinnerin am Kreuze oder von den Höhen herab wie z. B. vom Heuberg über Dornbach, die große Stadt und die weite Ebene überfliegt, zumal wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die über der Stadt liegenden Dünste durchleuchten und vergolden. Was man früher vermisse, war die Bewegtheit des Stadtprofils; man vermisse den Reichthum mannigfach gestalteter Thürme, wie er so mancher deutschen Stadt zur Zierde gereicht. Diesen Mangel hat die Bauepoche der letzten dreißig Jahre beseitigt: sie hat das Wien der Gegenwart mit Thürmen und Thürmchen, mit großen und kleinen Kuppeln in bunter, phantasievoller Gestaltung reich geschmückt, ja sie hat in den Währinger Cottageanlagen, wenn man sie aus einiger Ferne betrachtet, das zierliche Bild einer altdeutschen Stadt mit ihren Thürmchen, Siebeln, Dachreitern, Erkern, allen ihren Einfällen einer glücklichen Laune, ein Bild wie aus dem Merian herausgeschnitten, dem großen Stadtbilde angefügt. Wenn uns noch ein Wunsch übrig bleibt, so ist es der, daß eine kommende Bauepoche die Stadt ringsum mit einem Kranze schöner Willen umgeben möge.



Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland.

Nach ungedruckten Briefen des Dichters an Sophie von La Roche.

Von

Robert Hassencamp.

— Ostrowo. —



Über keinen Theil aus dem Leben des Dichters Chr. Martin Wieland war man früher dürftiger unterrichtet, als über die erste Zeit seines Aufenthaltes in Biberach bis zu seiner Verheirathung, also über die Jahre 1760 bis 1765. In der Schweiz hatten sich schon bald nach seiner Ueberfiedlung in seine Vaterstadt vielerlei ungünstige Gerüchte über seine Herzensverirrungen, über seinen lockeren Lebenswandel verbreitet, und schon am 26. Oktober 1761 richtete sein ehemaliger Freund Martin Künzli an den Altmeister Bodmer die Aufforderung, Wieland nicht so seinem Schicksale zu überlassen, wie er es verdiene; sonst gehe er verloren: denn „multis — fügt er hinzu — ille bonus flebilis occidit, nulli flebilior quam tibi*.“ Und doch ließen uns, wenn wir der Wahrheit jener Gerüchte nachgehen wollten, die „officiellen“ Biographen und Sammlungen der Briefe des Dichters früher vollständig im Stich. Wieland selbst sprach sich später über den damaligen Lebensabschnitt nur mit großer Zurückhaltung aus; sein Biograph Gruber verschweigt die Herzensneigungen des Dichters aus damaliger Zeit fast vollständig, und die Briefe Wielands, die aus dieser Zeit veröffentlicht waren, vermeiden geflissentlich die Mittheilung über Persönliches**),

*) Abgedruckt bei Ludwig Hirzel „Wieland, Martin und Regula Künzli“, Leipzig 1891. S. 140.

**) Dies geht so weit, daß F. Horn in seiner Briefsammlung (C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, Berl. 1820) alle persönlichen Mittheilungen ausgemerzt und sogar die Personennamen getilgt hat.

wie es ja nicht anders zu erwarten stand, da Freunde und Verwandte des Wieland'schen Hauses es waren, die die Herausgabe der Briefe besorgt haben.

Etwas geküßet wurde der Schleier durch die Briefe der Julie von Bondeli an Zimmermann und Usteri, die Bodemann 1874 veröffentlichte*). Diese berichten über mancherlei Herzensneigungen und Herzensverirrungen des Dichters, speciell über ein Verhältniß mit einem katholischen Bürgermädchen seiner Vaterstadt, bei dem er keine edle Rolle gespielt hat, und zeigen so deutlich, daß jene Schweizer Gerüchte über Wieland doch nicht so grundlos waren. Julie von Bondeli, die frühere Geliebte des Dichters, stützt sich hierbei auf die Mittheilungen der Frau Sophie von La Roche, der ersten Braut Wielands, die mit ihrem Gatten seit 1761 in dem bei Biberach gelegenen Warthausen lebte. Mit der Familie des Dichters verwandt und auch jetzt wieder mit ihm in einen nahen Verkehr tretend, kann diese entschieden als eingeweiht in dessen Verhältnisse gelten, und die auf ihre Mittheilungen gestützten Angaben der Bondeli sind daher als glaubwürdig zu bezeichnen. Trotzdem hat man vielfach die Richtigkeit der Angaben der Bondeli angezweifelt, und namentlich hat ein specieller Landsmann des Dichters, Osterdinger, nicht Anstand genommen, die Mittheilungen der Briefe über das oben berührte Verhältniß des Dichters als reinen Frauentatsch zu bezeichnen.**)

Und doch haben sich jetzt diese Nachrichten als entschieden wahr herausgestellt. Im vorigen Jahre hatte nämlich der Schreiber dieser Zeilen das Glück, auf eine Sammlung von etwa 140 Wieland'schen Briefen zu stoßen, von denen bis jetzt nur die wenigsten gedruckt sind; fast alle sind an Sophie von La Roche gerichtet, und der größte Theil gehört dem Biberacher und Erfurter Aufenthalte des Dichters, also den Jahren 1760—1772 an. Wie diese Briefe nach vielen Richtungen hin gerade über die persönlichen Verhältnisse des Dichters neues Licht verbreiten, so bestätigen sie auch die oben berührten Angaben in den Briefen der Bondeli und lassen uns hierbei einen tiefen Blick in das Gemüths- und Seelenleben des Dichters thun.

Wesentlich auf sie stützt sich daher auch die folgende Darstellung, die jenen Herzensroman des Dichters dem Leser vorführen soll.

* * *

Am Abend des 21. November 1761 war die bessere Gesellschaft der reichsfreien Stadt Biberach zu einer Festlichkeit vereint. Der dortige Caecilienverein hatte nämlich am Tage seiner Schutzpatrouin ein Instrumental- und Vocalconcert veranstaltet, an dem Bürgeröhne und Bürgertöchter mitwirkten und an das sich ein großer Ball angeschlossen.***) Allerding's ging das Fest von

*) G. Bodemann „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis“. Hannov. 1874.

***) Osterdinger „Chr. Mart. Wielands Leben und Wirken in Schrauben und der Schweiz.“ Heilbronn, 1877.

***) Vgl. Osterdinger a. a. O. S. 210.

den Katholiken aus, aber bei dem eigenthümlich paritätischen Charakter des Gemeinwesens — alle Beamtenstellen vom regierenden Bürgermeister bis zum Nachtwächter waren nämlich zwischen den beiden Confessionen ganz gleichmäßig vertheilt — war es natürlich, daß auch die protestantischen Herren Einladungen zu dieser Festlichkeit empfangen und ihnen Folge leisteten.

Unter ihnen war auch der achtundzwanzigjährige Wieland erschienen, der vor Jahresfrist zum Senator und Kanzleidirector seiner Vaterstadt erwählt war. Kurz vor dieser Festlichkeit war der Liebesbund zwischen ihm und der geistreichen Schweizerin Julie von Bondeli gelöst worden, und so empfand der Dichter gerade damals in seinem Inneren eine gewisse Nede und Vereinsamung; da er aber, wie er später an seinen Freund Zimmermann schrieb*), das zärtlichste Herz von der Welt besaß, so können wir uns nicht wundern, daß gerade an jenem Caecilienfeste, wo der festlich geschmückte Damenstolz von Viberach und Umgegend sich ihm vorstellte und ihm als einer literarischen Berühmtheit mancherlei Huldigungen entgegenbrachte, rasch wieder eine neue Neigung in unserem Dichter aufkeimte. Es war die neunzehnjährige Christine Hagel, die Tochter eines unbemittelten katholischen Bürgers, die schon während des Concertes durch ihre Anmuth und den ungemeynen Wohlklang ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf Wieland machte; nachher forderte er sie zum Tanze auf, und hier wußte das Mädchen durch sein thaurisches Wesen, durch seine einfache Natürlichkeit den entzündbaren Dichter völlig zu berücken.**). Auch das unschuldige Herz des Mädchens hatte Feuer gefangen, und da Christinens Eltern nicht weit von Wielands Amtswohnung ihr Heim hatten, man sich also leicht sehen und begegnen konnte, so entwickelte sich bald zwischen den jungen Leuten ein förmliches Liebesverhältniß.

Wielands erste Absichten waren bei diesem Verhältnisse keineswegs edel. Der ehemals so „seraphische Dichter“, den einst ein unschuldiges Liebeslieb von Gleim oder Uz in ein heiliges Feuer der Entrüstung hineintreiben konnte, hatte sich, seitdem er dem theologischen Schweizer Umgange entrückt war, unter dem Einflusse der französischen Literatur und schon ehe er im Schlosse des weltmännischen Grafen Stadion zu Warthausen Aufnahme gefunden hatte, zu einem Schüler Epikurs umgewandelt, der den Lebensgenuß auf seine Fahne geschrieben hatte: bei einem Manne, der schon 1760 an seine Cousine und ehemalige Brant Sophie von La Roche die Worte schreiben konnte, „alle Philosophie der Welt halte nicht Stich gegen die Veredsamkeit der Korallenslippen und des Maafterbusens einer schönen Frau.“***) werden wir es nicht wunderbar finden, daß er auch diese junge Mädchenblüthe zu knicken gedachte.

*) S. Wielands Brief an Zimmermann v. 7. Januar 1765 in „Ausgewählte Briefe Wielands an verschiedene Freunde.“ Zürich (bei Gekner) 1815 Bb. II.

***) Vgl. Osterdinger S. 210.

***) Ungedruckter Brief Wielands an Sophie La Roche v. 20. Oct. 1760

Aber Christine — oder, wie der Dichter sie kofend nannte, Bibi, — wußte bei aller Zuneigung für Wieland ihn doch so sehr in Schranken zu halten und die Werbungen seiner stürmischen Leidenschaft so entschieden zurückzuweisen, daß der Dichter von seinen wenig ehrenhaften Plänen abstand. Voller Bewunderung schrieb er später an Sophie La Roche: „Glauben Sie mir, es giebt wenig Mädchen, die im Besitze aller der Vortheile, die Erziehung und Verkehr in der Gesellschaft darbieten, sechs Monate hindurch all den Versuchungen Widerstand leisten würden, die ich angewandt habe, um dies kleine Felsenherz zu rühren.“*)

Ein zufälliger Umstand erleichterte es dem Dichter, sich von Christinen zurückzuziehen. Damals war gerade ein Fräulein Behringer in Biberach angekommen, eine sogenannte gute Partie, und Wielands Mutter, eifrigst bedacht, ihren Sohn unter die Haube zu bringen, wollte aus ihm und dieser Dame ein Paar machen. Wieland bemühte sich, auf die Wünsche seiner Mutter einzugehen, bot ja doch die Anknüpfung neuer Herzensbeziehungen ihm die beste Möglichkeit, Christinen zu vergessen: der Dichter suchte daher die Behringer liebenswürdig zu finden, umsomehr als er wahrzunehmen glaubte, daß sie von zärtlichen Gefühlen für ihn erfüllt sei; selbst den Namen „Bibi“, mit dem er seither Christine ausgezeichnet**), übertrug er auf Fräulein Behringer; immer mehr nehmen die Beziehungen die Form eines stillschweigenden Verlöbnißes an, Ringe wurden gewechselt***), und als Mai 1762 Fräulein Behringer wieder Biberach verließ, betrachtete sie sich als die Verlobte des Dichters.

Bibi aber blieb während dieser Zeit zurückgesetzt und vernachlässigt, allein gerade jetzt, als sie sich von Wieland verlassen sah, erkannte sie, wie tief die Neigung war, die sie zu dem Dichter hinzog. Als daher Wieland sie nach der Abreise der Behringer um eine Zusammenkunft ersuchte, leistete sie dieser Aufforderung Folge. Der Dichter theilte ihr seine demnächstige Vermählung mit jener jungen Dame mit, um die Wirkung dieser Nachricht zu erproben. Christine zitterte und konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten: sie zwang sich, ihre Bewegung zu verbergen, aber ihre Augen sprachen so beredt, daß mit einem Male Wielands Entschließungen ungeworfen wurden. Wieder erwachte die Neigung zu Bibi von Neuem in seinem Herzen, aber während der schwankende Dichter in den Sommermonaten des Jahres 1762 mehrfache Zusammenkünfte mit Christine hatte, wagte er doch nicht mit der Behringer zu brechen; er capitulirte, wie er sagte, mit seinem Herzen und glaubte eine platonische Liebe für Bibi mit seinen Beziehungen zu Fräulein Behringer vereinen zu können. †)

*) Ungedruckter Brief W.'s an Sophie La Roche vom 10. 10. 1763.

**) S. in eben demselben Briefe.

***) Vgl. die Mittheilungen der Frau v. La Roche im Briefe der Julie von Bondeli an Zimmermann v. 22. Novbr. 1763 bei Bodemann a. a. O. S. 270.

†) S. den ungedruckten Brief W.'s an Sophie La Roche v. 10. Oct. 1763.

Aber ein Conflict, der zwischen der Familie der Behringer und den Verwandten des Dichters ausbrach, veränderte die ganze Situation: durch die Vermittlung des Hofraths La Roche wurde eine Lösung des Verhältnisses mit jener jungen Dame herbeigeführt; Fräulein Behringer gab die Ringe zurück, und Wieland hatte — um die Worte der La Roche zu gebrauchen — wenigstens diesen Dorn aus seinem Fuße entfernt.*) Eine centnerschwere Last war mit dem Abbruche dieser Beziehungen dem Dichter abgenommen: er fühlte sich wie neugeboren und fand jetzt den Gedanken einer Vermählung mit Bibi nicht mehr so ungeheuerlich wie früher. Gerade als der Bruch mit der Behringer sich vollzog, war Christine verreist gewesen. Ungebuldig erwartete er ihre Heimkehr und suchte sie sofort auf, um ihr seine Liebe zu gestehen. Es bedurfte hierzu nicht langer Erklärung; ohne ein Wort zu äußern, fielen beide einander in die Arme. Wieland betonte dem Mädchen gegenüber, wie er lange fruchtlos gegen das Gefühl der Liebe angekämpft; jetzt sei er fest entschlossen, sie zu heirathen; aber freilich lägen die Verhältnisse so verzweifelt, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als ihr sein Lebensglück zu opfern und sich einer Reihe von Unannehmlichkeiten auszusetzen. Christine antwortete ihm, wie sie einzig und allein darnach trachte, seine Liebe zu besitzen; sie würde keinen Augenblick schwanken, mit Wieland auch in einer Einöde zu leben; aber ebenso sei ihr der Gedanke unerträglich, das Unglück des Dichters zu verschulden, und lieber wolle sie ihr Leben einbüßen, als ihn um ihrer Liebe willen Gefahren ausgesetzt sehen.

Inzwischen aber hatte Christinens Mutter ein Einverständnis des Mädchens mit dem jungen Manne wahrgenommen und eine Trennung der Liebenden für wünschenswerth erachtet. Wie aus den Wolken fiel daher der Dichter, als er hörte, daß Bibi bei einer adligen Familie in Wolfsegg als Jose ein-treten sollte. Alle Beredsamkeit, die ganze Stufenleiter der Zärtlichkeit bot er auf, um diesen Plan zu vereiteln und um dem Mädchen statt dessen die Leitung des eigenen Hauswesens zu übertragen. Aber so heftig der verliebte Wieland unter zahllosen Küffen und Bethuerungen seiner Liebe das Mädchen auch bedrängte, Christine setzte seinen Werbungen entschiedenen Widerstand entgegen, sie zerfloß in Thränen und mit rührenden Worten bat sie ihn, mit ihrer Ehre Mitleid zu haben und das einzige Gut, das sie auf der Welt besitze, zu schonen. Zum zweiten Male wurde durch ihre Standhaftigkeit der Verführer entwaffnet, und es stellt daher der Dichter Christine noch weit über Pamela, die Titelheldin des damals viel gelesenen Richardson'schen Romans, die sich gleichfalls den ihrer Tugend gestellten Schlingen zu entziehen wußte. Es reiste in Folge dessen das Mädchen nach Wolfsegg ab, um dort seine neue Stellung anzutreten.

Aber der Aufenthalt war ihr hier bald unerträglich: nicht nur, daß

*) Vgl. Julie v. Bonocli an Zimmermann v. 22. 11. 1763 bei Bodemann a. a. O. S. 270.

ihr der Geliebte fehlte, der durch hunderte von Aufmerksamkeiten ihr Herz zu erfreuen mußte, auch die Behandlung, die sie hier fand, war eine äußerst unwürdige. Christine verließ daher schon December 1762 ihre Stellung und begab sich, da auch die Mutter für Wielands Plan gewonnen war, in das Haus des Dichters. So fiel ihm das, was er so lange erfolglos angestrebt hatte, jetzt auf einmal von selbst in den Schoß.

Die nächsten Wochen schildert Wieland als eine Zeit des reinsten Liebesglücks. Trotzdem ihm Christine nur unschuldige Gunstbezeugungen bewilligte, bezeichnete er doch später „die bloße Erinnerung an diese reizenden Tage“ als hinreichend, „um einen Schimmer des Glücks über seine Seele selbst mitten unter Ketten und Sklaverei zu verbreiten*“). Ursprünglich war der Aufenthalt in seinem Hause nur bis März 1763 in Aussicht genommen; um diese Zeit sollte Bibi in ein Kloster nach Straßburg gebracht werden; aber das Project zerfiel sich aus unbekanntem Gründen (benn wenn Frau von La Roche an Julie von Bondeli schrieb, „weil Monsieur Wieland so viel Geld auf den Putz der Mademoiselle verwendet hatte, daß nichts mehr für die Reise und die Pension übrig blieb“**), so mag diese Begründung in erster Linie auf Stadtklatsch zurückzuführen sein) — und Christine blieb auch nachher noch im Hause Wielands. Hier lebte sie nur um ihn und nur für ihn, und auf sich und seine Geliebte wendet der Dichter die schönen Worte Shakespeares an***), die Miranda im Sturm an Ferdinand richtet:

„Ich bin Eu'r Weib, wenn Ihr mich haben wollt;
Sonst sterb ich Eure Magd; Ihr könnt mir's weigern,
Gefährtin Euch zu sein; doch Dienerin
Will ich Euch sein, Ihr wollet oder nicht.“ (Act III. Sc. 1.)

Wenig Verkehr pflog man mit der Außenwelt, selbst die dem Dichter verwandten Damen, Frau von La Roche und deren Schwester, die Bürgermeisterin von Hillern, bekamen Christine nur selten zu sehen, und eine Aufforderung, Bibi einmal in Barthausen singen zu lassen, wies er mit Entschiedenheit zurück †).

Trotzdem aber wurde das Verhältniß in der kleinen Stadt eifrig besprochen und beklatscht. Als Christine im December 1762 zu Wieland kam, weilte noch ein anderes junges Mädchen, von dem wir nur den Vornamen Felicie kennen, als Wirthschafterin unter seinem Dache; anfangs lebten beide Frauen in völliger Eintracht; allmählich aber mochte Felicie wahrgenommen haben, daß der Dichter Christine mehr auszeichne, und da erwachte die Eifer-

*) Brief W.'s v. 10. 10. 1763.

**) S. Bodemann a. a. L. S. 75.

***) In einem undatirten Briefe an Sophie La Roche, das Horn a. a. D. S. 52 abgedruckt hat.

†) S. den ungedruckten Brief an Sophie L. R. v. 15. 2. 1763.

sucht: es kam zu Zerwürfnissen, Felicie verließ nach einigen Monaten das Haus und betrachtete es nun als ihre Aufgabe, Wielands Beziehungen zu Bibi mit allem Detail an die Öffentlichkeit zu zerren und mußte dadurch selbst zwischen dem Dichter und der befreundeten Familie La Roche eine vorübergehende Entfremdung herbeizuführen*); auch der eigene Bruder Wielands, ein Kupferstecher in Wiberach, betheiligte sich an diesen Klatschereien, und daß auch Frau von La Roche nicht von aller Meibisance frei war, geht aus der eben angeführten Stelle des Briefes an Julie von Vondeli hervor.

Für alle diese Nadelstiche fand der Dichter Entschädigung im Verkehr mit dem geliebten Mädchen, aber der innige Umgang brachte es mit sich, daß bei dem sinnlich veranlagten Manne trotz aller guten Vorsätze die Leidenschaft doch wieder zum Ausbruche kam, und schließlich Christine seinem ungestümen Liebeswerben erlag. „Enfin le platonisme s'épuisa; il faut que tout finisse, je sentis ce qui me manquait, et je crois que toute apologie là-dessus est superflue; la nature a ses droits, et elle sera plus forte que toutes les chiennes de conventions sociales, dont elle est si souvent l'esclave“ — mit diesen banalen Redensarten juchte sich der Dichter zu entschuldigen.**)

Freilich zeigte er sich entschlossen, das Mädchen, das ihm Alles zum Opfer gebracht, als Gattin heinzuführen; er sah das Verhältniß als einen für immer geschlossenen Bund an, dem nur der Segen der Kirche fehle. Aber unter den obwaltenden Umständen thürmten sich gegen die Heirath noch mächtige Schwierigkeiten auf. Zunächst war Wielands Lebensstellung noch durchaus nicht gesichert. Bezüglich des einen und gerade des einträglichsten seiner beiden Aemter war nämlich zwischen beiden Religionsparteien ein heftiger Kampf ausgebrochen, da die Katholiken behaupteten, daß das vom Dichter bekleidete Amt eines Kanzleiverwalters eigentlich ihnen gehöre; der Rechtsstreit schwebte schon längere Zeit am Reichshofrath in Wien, und wenn er zu Ungunsten des Dichters entschieden wurde, so war es für ihn schlechterdings unmöglich, ein Weib zu ernähren. Andererseits erschien aber ein günstiger Ausgang nur dann wahrscheinlich, wenn ihn die protestantische Partei energisch unterstützte; dagegen stand nicht minder fest, daß sie ihm die Unterstützung entziehen würde, wenn er ein katholisches Mädchen heirathen würde; endlich war nicht zu vergessen, daß sein Vater protestantischer Pfarrer und Senior der Geistlichkeit von Wiberach und daher ebenso wenig wie die streng orthodoxe Mutter gewillt war, die Zustimmung zu einer Mischung des Sohnes zu ertheilen.

Schon wollte Christine etwa acht Monate im Hause Wielands, da sah sie sich genöthigt, bezüglich ihres Zustandes dem Geliebten ein Geständniß zu

*) Vgl. einen undatirten, aber sicher in den Sommer 1763 fallenden Brief des Dichters an Soph. La R.

**) Brief v. 10. 10. 1763 an Soph. La R.

machen, das diesen in die höchste Aufregung versetzen sollte. Jetzt galt es, das Mädchen möglichst rasch und möglichst unbemerkt aus dem Hause, ja aus der Stadt zu entfernen. Aber wohin sollte man Bibi bringen? Wir wissen, daß schon im März 1763 sie vom Dichter in eine klösterliche Pension nach Strassburg gebracht werden sollte, daß dies Project aber gescheitert war. Wie, wenn man — so calculirte Wieland — jetzt den Plan wieder aufnähme? Es stand fest, daß die streng katholischen Eltern den Vorschlag guthießen würden, und diese Art der Entfernung war ja auch die unverfänglichste für das Publikum der Stadt Viberach.

So verfiel er auf die Idee, das Mädchen in das Pensionat der englischen Fräulein nach Augsburg zu bringen, trotzdem der Aufenthalt in einem Kloster für Christine bei ihrem Zustande wohl am wenigsten geeignet war. Aber der leicht gesinnte Dichter mochte meinen, wenn die Geliebte nur erst einmal aus Viberach fort sei, dann sei es ein Leichtes, ihr später einen passenderen Aufenthalt ausfindig zu machen. Und als die englischen Fräulein das Mädchen wegen seines Alters nicht in ihre Pension aufnehmen wollten, da wandte sich Wieland an seine alte Freundin, die in Augsburg wohl bekannte und hoch angesehene Frau von La Roche und bat um ihre Empfehlung. Sophie ließ sich in der That auch dazu bestimmen, an die Vorsteherin zu schreiben; sie berichtete in diesem Briefe von der Jugend und dem guten Betragen des Mädchens und setzte durch, daß Christine im Sept. 1763 in die Pension aufgenommen wurde.*)

Wielands Verfahren seiner Freundin La Roche gegenüber war völlig unbegreiflich: er sah die Briefe selbst ein, die Sophie an die Damen des Instituts geschrieben hatte, und wagte es nicht, ein offenes Wort über die wirkliche Lage der Dinge zu äußern, setzte also seine Freundin den ärgsten Unannehmlichkeiten aus. Ja auch in dem ersten Briefe**), den er darauf an Frau v. La Roche schrieb, — dieselbe war bald darauf nach Bönigheim im Elsaß abgereist — scheute er sich noch immer, sein Herz der Freundin zu öffnen; er klagte über die Trennung von der Geliebten, deren Bild ihm selbst bei der Arbeit vorschwebte, aber auch hier äußerte er noch kein Wort über ihren Zustand. Und doch war der Dichter von der Nothwendigkeit, Christinen einen anderen Aufenthalt zu geben, völlig überzeugt, und der Gedanke an das Wie zermartete derart seine Seele, daß er zu literarischen Arbeiten so gut wie unfähig war, und daher auch der zweite Theil des Agathon, den er seinen Schweizer Freunden schon längst versprochen hatte, nicht fertig gestellt werden konnte***). Endlich faßte er sich ein Herz und legte am 10. October 1763 in einem zwölf Quartseiten umfassenden Briefe seiner Freundin La Roche General-

*) Vgl. den Brief der Bonbetti an Zimmermann v. 22. 11. 1763 bei Bodemann a. a. O. No. 36.

**) S. den ungedruckten Brief W.'s an Soph. La R. v. 18. 9. 1763.

***) Vgl. den Brief v. W. an Götner in „Ausgewählte Briefe W.'s“, Zürich (bei Götner) Bd. II.

beichte ab; er gab eine treue Geschichte seiner Beziehungen zu Christine, malte mit lebhaften Farben sein ehemaliges Liebesglück und schilderte zugleich mit rührenden Worten das Verzweifelte seiner gegenwärtigen Lage, um dann am Schlusse wieder den Rath seiner Freundin und ihres Gatten zu erstehen.

Zunächst sollte Frau von La Roche ihm dabei behilflich sein, daß seine Bibi unter irgend einem Vorwande aus dem Kloster entfernt werde; aber noch ein weiterer Dienst wurde von ihr verlangt: damals wünschte Wieland, Christine sobald als möglich (wenn thunlich, noch vor dem ersten Adventsonntage) zu seiner Gattin zu machen, aber die Ehe sollte zuerst eine Zeit lang geheim bleiben. Sophie sollte daher an eine angesehene Persönlichkeit in Mainz schreiben, um hier einen Dispens für ihn zu erwirken, kraft dessen jeder Priester der Erzdiöcese ermächtigt werde, die Trauung ohne öffentliches Aufgebot zu vollziehen. Sei es unmöglich, einen derartigen Dispens in Mainz zu erlangen, so möge sie sich wenigstens erkundigen, ob man nicht durch den Nuntius in Luzern zum Ziele kommen könne.*)

Sophie hatte ursprünglich die Meinung gehegt, daß Wieland sich Christinens habe entleiben wollen, als er sie zu den englischen Fräulein nach Augsburg sandte. Ziemlich böshaft hatte sie an Julie von Bondeli geschrieben:**) „W. ist zu dem Entschlusse gekommen, daß, wenn das Mädchen seine Gesinnungen für ihn ändern sollte, er sich deshalb nicht aufhängen, aber in seinem Leben nicht mehr lieben will. Augsburg ist der Ort, ihn diesen Dienst zu leisten. Der Bischof liebt die schönen Stimmen und hat außerdem einen italienischen Kaplan, einen Schelm und Schmeichler, als Vorsteher der englischen Damen; das Mädchen ist schlicht und einfach, Wieland hat sie eitel gemacht, ich glaube, sie wird Wurzel schlagen in diesem Lande, und der arme Wieland wird von allen Sorgen befreit sein.“ Das Geständniß des Dichters zeigte ihr, daß sie jenes Verhältniß falsch aufgefaßt, und wenngleich sie arg über ihn aufgebracht war, weil er sie den englischen Fräulein gegenüber in Verlegenheit gebracht hatte, sie war doch zu sehr Weib, um nicht die unglücklichen Liebenden in Schutz zu nehmen und sich an der Lösung jener verworrenen Angelegenheit zu betheiligen.

Sofort beantwortete sie Wielands Brief und wies darauf hin, daß nach La Roches Ansicht sich der Erzbischof von Mainz unmöglich auf die Dispensangelegenheit einlassen werde; muthmaßlich hatte jener darauf aufmerksam gemacht, daß der Dichter, falls seine Trauung von einem katholischen Priester vollzogen werden sollte, das Versprechen abgeben müsse, seine Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen. In Folge dessen änderte Wieland seinen Plan. „Meine Kinder müssen“ — so schrieb er darauf an Frau von La Roche — „zu der Religion sich bekennen, der ich angehöre. Es handelt

*) Vgl. des Postskriptum zum Briefe vom 10. 10. 1763.

**) S. den Brief der Julie an Zimmermann v. 29. 9. 1763 (Bodemann a. a. O. S. 75).

sich hier nicht um theologische Gründe, aber ich habe andere Motive, die für einen Ehrenmann entscheidend genug sind. Wenn ich ein Mittel wüßte, um meine Kinder vor dem brutalen und finsternen Aberglauben zu schützen, mit dem die Katholiken Wiberach und besonders die ehrenwerthe Familie meiner Kleinen erfüllt ist, wenn man mir die Freiheit ließe, sie nach meinem Wunsche zu erziehen, ohne daß sich Priester und Mönche hineinmischten, so würde es für mich gleichgiltig sein, ob sie katholisch werden oder nicht. Aber in meiner Lage, unter meinen Umständen würden bei Gelegenheit der Erziehung meiner Kinder Mißflänge entstehen, welche mir das Leben unerträglich machen würden.“ Deshalb will er jetzt seine Trauung durch einen lutherischen Geistlichen vollziehen lassen. Ein altes Factotum des Wieland'schen und La Roche'schen Hauses, ein gewisser Schmelz, soll daher nach Augsburg geschickt werden, um Christine aus dem Kloster zu holen; der Dichter will schon vorher nach Memmingen oder Ulm gehen und hier einen lutherischen Geistlichen auffuchen, der ohne viel Förmlichkeit nach der Rückkehr der Kleinen die Ehe einsegnen soll; dann will er diese eine Zeit lang in seinem Hause verbergen, bis er einen ruhigen, sicheren Aufenthalt für sie ausfindig gemacht, wo sie ihre schwere Stunde abwarten könne.

Der Brief, in dem Wieland von diesen Projecten seiner Freundin Mittheilung macht, verräth große Aufregung und Unruhe; „sein Herz blute ihm — so schreibt er ihr — wenn er an die Unannehmlichkeiten denke, denen man das liebe, kleine Geschöpf aussetze“; daneben aber laufen merkwürdige Phantastereien unter: so will er schon jetzt ein Buch über Kindererziehung, Theano betitelt, schreiben und seiner Geliebten widmen, ein Werk, das an Bedeutung den jüngst erschienenen Emil Rousseaus übertreffen solle.*)

Aber das Werk blieb ungeschrieben, — und die Zukunft nahm einen anderen Verlauf, wie sich Wieland geträumt hatte. Durch eine Wiberacherin waren die englischen Fräulein von seiner Confession und dem Charakter seiner Beziehungen zu Bibi aufgeklärt worden und hatten darauf schleunigst an deren Mutter geschrieben. Zugleich hatte aber auch Christine ihren Geliebten von der Sachlage benachrichtigt, und da die Mutter — eine fanatische Katholikin und ein „Tugenddrache“, wie sie der Dichter charakterisirt — nicht in Wiberach anwesend war, so hoffte Wieland mit dem schwerfälligen Vater leicht fertig zu werden; er ließ diesen kommen und setzte ihm auseinander, wie er entschlossen sei, Christinen von Augsburg wegzunehmen und nach Straßburg zu bringen; der Vater möge sie daher durch ein paar Zeilen davon in Kenntniß setzen, daß er selbst verhindert sei, sie abzuholen und daher gern zustimme, wenn Schmelz, der in eigenen Geschäften nach Augsburg reise, die Tochter nach Hause bringe. Der alte Hagel schien auch auf diesen Vorschlag einzugehen, doch weigerte er sich, den Brief an Ort und Stelle zu schreiben, und kaum hatte er sich aus Wielands Haus entfernt, da verließ er auch die Stadt

*) Brief Wielands an Sophie La R. v. 19. 10. 1763.

und begab sich zu seiner Gemahlin, um diese vom Stande der Dinge zu benachrichtigen. Troßdem sandte der Dichter seinen Vertrauten Schmelz mit zwei Briefen nach Augsburg; der eine war an die Oberin des Klosters gerichtet: in ihm wurde mit höflichen Worten die Zurücksendung Christinens erbeten; das andere Schreiben sollte der Geliebten heimlich zugesteckt werden: in ihm versuchte er ihr Muth zuzusprechen; auch betonte er, wie er selbst ein Freund der katholischen Religion und unablässig bemüht sei, einen Dispens zu erwirken, um die Heirath stattfinden zu lassen, wie ihn aber die Umstände nöthigten, diesen Schritt noch geheim zu halten. Ehe er aber von dem Erfolge der Sendung Kenntniß erhielt, war Christinens Mutter in Biberach angekommen und hatte dem Dichter einen Brief zukommen lassen, der mit folgenden Worten schloß: „Weil mir eine Zeit her alles sehr bedenklich und verdächtig vorgekommen, also haben wir uns entschlossen, von nun an wieder unsere Tochter zu uns zu nehmen und uns dieser Bekanntschaft völlig zu entschlagen, da wir unmöglich das Gewissen auf eine so gefährliche Art beschweren können.“ Wieland gerieth bei Empfang dieses Briefes außer sich: den ganzen Verkehr hatte seither die Mutter geduldet, selbst zugelassen, daß das Mädchen acht Monate unter seinem Dache weilte, und nun auf einmal diese Zartheit des Gewissens; dabei mußte sie noch subtil behandelt werden, denn sonst war das „brutale Gewissen“ im Stande, einen Skandal in der Stadt hervorzurufen. Er forderte daher die Mutter zu einer Zusammenkunft auf, aber aus unzulänglichen Vorwänden lehnte diese ab. *)

Verfolgen wir unterdessen, wie die Mission des Schmelz nach Augsburg abgelaufen war. Dieser hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in das Kloster der englischen Fräulein begeben, aber zu seinem Erstaunen erfahren, daß die Mutter des Mädchens vor wenigen Tagen daselbst erschienen sei und den bestimmten Befehl hinterlassen habe, ihre Tochter an Niemanden, wie an den Vater abzuliefern; unter vielen Worten der Entschuldigung lehnte man daher im Kloster ein Eingehen auf Wielands Wünsche ab. Bald darauf erschien auch in der That der Vater, um die Tochter in Empfang zu nehmen, und alle drei traten zusammen die Rückreise an. Im benachbarten Dorfe Roth machte der Vater mit dem Mädchen Halt, um einen Sohn, der hier in das Kloster eingetreten war, zu besuchen und mit dem Prälaten Rücksprache zu nehmen, Schmelz aber eilte nach Biberach, um dem Dichter über den Mißerfolg der Sendung Bericht zu erstatten.

Inzwischen hatte die erregte Mutter bei einzelnen katholischen Damen der Stadt erzählt, daß Wieland ihre Tochter heirathen wolle, aber die Forderung stelle, daß die Kinder in der evangelischen oder reformirten Religion erzogen werden sollten, und diese Mittheilungen hatten in der kleinen Stadt einen dem Dichter äußerst unangenehmen Klatzch heraufbeschworen. Noch einmal suchte er daher eine Unterredung mit der Mutter Hagel, und dieses Mal er-

*) Ungebrachter Brief W.'s an Sophie La R. v. 30. 10. 1763.

schien sie, „mehr einer Furie als einem Menschen gleichend.“ Sie gestand ihm, seitdem sie wisse, daß die Kinder ihrer Tochter in der evangelischen Religion erzogen werden sollten, habe sie keinen Augenblick Ruhe mehr; die Priester, denen sie sich in der Beichte anvertraut, hätten es als eine Todssünde bezeichnet, wenn sie auch nur den kleinsten Verkehr zwischen den beiden Liebenden dulde. Wieland versuchte sie zu beruhigen und erreichte auch die Erklärung: wenn er ein Mittel wüßte, den katholischen Clerus auf seine Seite zu bringen, würde sie der Heirath gern zustimmen, vor Allem aber müsse ihr Gewissen beruhigt sein.

Infolge dessen reiste der Dichter am 2. November 1763 nach Roth, von dem Wunsche geleitet, den Prälaten des Klosters zu gewinnen und dadurch auf Christinens Mutter einzuwirken. Der geistliche Herr gewährte ihm sofort eine Unterredung, und Wieland setzte hier auseinander, wie er fest entschlossen sei, die Heirath mit Christine zu vollziehen; er wünschte daher den Rath des Prälaten über die Mittel, die Verbindung am besten zu ermöglichen. Mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit nahm der Priester sein Verlangen auf; er wiederholte Wort für Wort die Unterhaltung, die er mit der Tochter gehabt — dieselbe war inzwischen mit ihrem Vater nach Biberach zurückgekehrt —, er betonte, wie thöricht die Mutter gehandelt, das Mädchen so rauh zu behandeln und von Priester zu Priester zu laufen, unter denen es doch auch ungeschickte Ignoranten gebe, die es nicht verständen, ein eingeschüchtertes Gewissen zu beruhigen; er sähe kein kanonisches Hinderniß, das dieser Verbindung entgegenstände, vorausgesetzt, daß sich der Dichter dazu entschließen würde, seine Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Schließlich aber wies er darauf hin, wie die Angelegenheit eigentlich nicht seiner Kompetenz unterstehe, und er daher schon dem Vater und der Tochter gerathen habe, alle anderen Geistlichen bei Seite zu lassen und sich in dieser Sache einzig und allein an den Dechanten von Biberach zu wenden. *)

Aber Bibis Rückkehr aus dem Kloster, Wielands Reise nach Roth, die Redereien der Mutter hatten in der Stadt eine gewaltige Aufregung hervorgerufen, und der Dichter hielt es daher für dringend geboten, Christine wieder möglichst rasch aus Biberach zu entfernen, um die Masse von Gerüchten verstimmen zu lassen. Ein Plan nach dem anderen wurde entworfen, um sofort wieder verworfen zu werden; schließlich verfiel er auf die Idee, sich auch seinerseits an den Dechanten zu wenden und dessen Vermittelung anzuflehen. Ein Biberacher Bürger, Joh. Dan. Dettenrieder sollte ihm hierbei behilflich sein; es war dies ein Büchsenmacher von Profession, der aber auf dem von Wieland eingerichteten Liebhabertheater große schauspielerische Talente verrieth, und daher auch später zur Bühne übertrat und unter dem Namen „Abt“ in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst keine unbedeutende

*) Ungedruckter Brief B.'s an Sophie La R. v. 9. 11. 1763.

Rolle spielte. *) Auf Wielands Bitten begab sich dieser mit einem Billet zum Dechanten, um ihn um eine geheime Unterredung in der Nacht vom 3. zum 4. November zu ersuchen; der Dechant sagte zu, und von seinem treuen Achates Dettenrieder begleitet, trat der Dichter um elf Uhr seine nächtliche Expedition in den Pfarrhof an. Der Dechant bestätigte ihm zunächst aus eigener Wahrnehmung, daß in den katholischen Kreisen viel von seinem Verhältnisse zu Christine gesprochen werde; wesentlich sei dies die Wirkung der Reden der Mutter Hagel; es sei daher dringend nöthig, einen Scandal zu vermeiden, und dies könne nur durch einen Abbruch seiner Beziehungen zu Christine geschehen. Der katholische Magistrat sei fest entschlossen, sich dieser Heirath zu widersetzen und überhaupt keine Verbindung katholischer Mädchen mit Männern anderer Religion zu dulden. Nur durch einen Proceß gegen beide Magistrate könne er die Heirath erzwingen; dann aber werde er sicherlich Stellung und Bürgerrecht einbüßen. Ohnedies kein mannhafter Charakter und durch diese Perspective völlig geknickt, erklärte der Dichter sich bereit, auf die Forderung des geistlichen Berathers einzugehen; er versicherte, er habe als Mann von Ehre an dem Mädchen handeln wollen, werde aber fürder keinen geheimen Briefwechsel mit ihr unterhalten und sich überhaupt gänzlich den Wünschen des Dechanten unterordnen, den er als seinen Schutzengel ansehe. In höchst gedrückter Stimmung verließ Wieland um ein Uhr den Pfarrhof.

Der Dechant aber bestimmte am folgenden Tage Christinens Eltern, ihre Tochter schleunigst aus der Stadt zu entfernen; auf etwaige Fragen nach dem Grunde der Abreise sollten sie angeben, sie hätten entdeckt, daß durch die Beziehungen ihrer Tochter zu Wieland deren Religion Gefahr drohe, und sie seien daher entschlossen, sie gänzlich seinem Anblicke zu entziehen. Infolge der Rücksprache des geistlichen Herrn mit den Eltern scheint dem Mädchen von diesen hart zugesetzt worden zu sein, so daß sie am folgenden Tage durch Dettenrieder an den Geliebten die Frage stellen ließ, ob es denn wahr sei, daß er der Mutter schriftlich erklärt habe, er wolle nichts mehr mit ihr zu thun haben und überlasse sie völlig ihrem Schicksale. Wieland wollte Christinen eine Nachricht zukommen lassen, aber die sorgfältige Bewachung der Mutter verhinderte es; nur von ferne konnte er die Geliebte in der Dachstube ihres Hauses erblicken, und um ihr durch eine Geste wenigstens zu erkennen zu geben, daß sie sich seiner Liebe versichert halten könne, preßte er seine Hand auf das Herz; Christine aber sank von Gemüthsaufrregung überwältigt zusammen.

Mehrere Stunden überließ sich der Dichter dem lebhaftesten Schmerz, der dann einer düstern Melancholie Platz machte. Von Neuem brach die Verzweiflung aus, als er am 5. November erfuhr, daß man am Morgen seine geliebte Christine weggeführt habe, und selbst in dem Briefe, den er vier Tage später an die Vertraute richtet, klingt jene verzweiflungsvolle Stimmung

*) S. Osterbinger a. a. O. D. 205.

„durch. „Am vergangenen Sonntag Morgen“ — schreibt er hier — „hat man sie weggeführt, und ich weiß nicht, wohin; die Mutter besuchte mich noch in der Nacht vor ihrer Abreise und versicherte mir, . . . sie werde um jeden Preis verhindern, daß ich etwas von ihr erfahre; ihr ganzes Heil hänge davon ab, für die Zukunft jede Verbindung zwischen uns zu hemmen, jede Erinnerung ihrer Tochter an mich erscheine ihr als Todsünde; diese und tausend ähnliche Dinge führte sie an. Taub blieb sie allen Worten gegenüber, die ich an sie richtete; ich erniedrigte mich dazu, sie zu rühren, aber sie blieb unerbittlich.“*)

Nähezu zwei Wochen blieb der Dichter ohne jede Kunde, wohin man das Mädchen gebracht, und sein Brief vom 22. November 1763 an Frau von La Roche halt daher wider von Ausbrüchen der Verzweiflung, von Anklagen gegen sich selbst und gegen die Grundsätze der Gesellschaft, deren Opfer die beiden Liebenden geworden wären, und um so trauriger erschien ihm sein Loos, als ihn grade damals die Ungewißheit über den Ausgang seines Processes auf das Heftigste peinigte.

Endlich empfing er von Christine ein Lebenszeichen: in einem Briefe theilte sie ihm ihren Aufenthalt mit, deutete an, wie ein Briefwechsel zwischen ihnen zu ermöglichen sei, und beschwor den Geliebten, ihr eine Zusammenkunft zu gewähren. Sie befand sich siebzehn Wegstunden von Diberach entfernt in der Nähe von Ulm bei einem Glaser, dessen Frau mit der Mutter Hagel verwandt war. Wieland erwog sofort die Möglichkeit einer Zusammenkunft, und da grade damals der Dichter in Ulm in der Buchhandlung von Bartholomaei jun. seinen Roman *Don Silvio di Rosalva* verlegen ließ, so wollte er unter dem plausiblem Vorwande, mit diesem Herrn wegen des Druckes Rücksprache zu nehmen, nach Ulm reisen und von dort aus Christine besuchen.**)

Frau von La Roche hatte allerdings eine solche Begegnung widerrathen, aber ein neues Schreiben Christinens — man sieht, daß trotz aller dem Dechanten gegebenen Versprechungen die Correspondenz recht rege war — hatte die frühere Bitte wiederholt und den 6. December als Tag der Zusammenkunft vorgeschlagen. Die Lebhaftigkeit, mit der sie ihre Wünsche äußerte, bestimmte Wieland nachzugeben, und so trat er am 6. December seine Reise an. „Ich habe also“ — schreibt er nach der Heimkehr — „dieses theuere Wesen gesehen, und so groß ist die unbeschreibliche Sympathie, die uns beide beherrscht, daß wir für alles, was wir erlitten haben, tausendfach belohnt sind durch einen einzigen dieser Augenblicke, wo unsere Thränen sich in unseren Augen mischten.“ Er lobt sodann in diesem Briefe ihr gutes Aussehen: „Sie wächst und verjöhnt sich, daß es ein Segen ist“; „das Aussehen eines Mittelbings zwischen Jungfrau und Mutter, das sie an sich hat, steht ihr ausnehmend gut.“ „Ich hoffe,“ — sagt er dann an einer anderen Stelle jenes Briefes — „wenn der hündische Proceß glücklich ausgehen

*) Brief W.'s an Sophie La R. v. 9. 11. 1763.

**) Brief W.'s an S. La R. von 22. Nov. 1763.

wird, dann werde ich noch zum Ziele gelangen. Freilich ist es nöthig, daß sie noch einen bestimmten Schritt thun wird, der ihr viel Mühe kosten und große Unannehmlichkeiten mit sich bringen wird; aber es ist unbedingt nöthig, und die heiligsten Pflichten erfordern es.“*)

Trotzdem näherte sich das Verhältniß schon seinem Ende und in einem Briefe, den etwa zwei Monate später Wieland an seine Freundin Sophie richtet, spricht er sich in einem wesentlich elegischen Tone über seine Beziehungen zu Dibi aus. „Beurtheilen Sie“ — heißt es hier — „die beinahe unerträgliche Härte meiner Lage! Ich muß nicht nur von ihr getrennt leben und in Umständen, wo ich die Sorge um sie nur mir allein anvertrauen möchte, sie plumpen und feilen Seelen überlassen, sondern, um das Maß des Unglücks voll zu machen, muß ich sie noch durch Hoffnungen täuschen, die ich selbst nicht habe. . . . Wie viel Schwierigkeiten stellen sich selbst dann noch zwischen mich und meine Ruhe, wenn mein Rechtsstreit zu meinen Gunsten entschieden sein sollte! Die Kleine darf und muß nur meine legitime Frau sein, und mein Kind muß anerkannt sein. Sie sehen also, was sie zu thun gezwungen ist, bevor sie mir angehören kann. Aber was werden die Folgen sein? Alles dies ist schrecklich, und wenn der Himmel nicht, meiner Verfolgung müde, mir ein Asyl außerhalb jener verruchten Stadt Biberach zeigt, wie wird es dann jemals möglich sein, meine Pflichten und mein Glück mit den Umständen in Einklang zu bringen!“**) Dieselbe düstere hoffnungslose Stimmung verrieth sich auch in dem am 16. Februar 1764 geschriebenen Briefe des Dichters, und dies ist das letzte datirte Schreiben der Sammlung, in dem er seiner Freundin gegenüber Christinens gedenkt.

Wodurch es zu einem Abbruch der Beziehungen kam, darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Gerade bei einer so excentrischen und schwankenden Natur, wie Wieland, ist es leicht erklärlich, daß die monatelange Trennung von dem Gegenstande seiner Neigung eine Erkaltung seiner Liebe zur Folge haben mußte; die Unsicherheit seiner Zukunft peinigte ihn; die Unterredung mit dem Dechanten und mancherlei Verhandlungen mit den Häuptern des evangelischen Senats hatten ihn zur Genüge dargethan, welche Hindernisse seiner Verbindung mit einem katholischen Mädchen entgegenstanden, und so mag der Dichter, ohnehin kein inannhafter Charakter, der die Schwierigkeiten mit Energie aus dem Wege zu räumen weiß, selbst mit der Zeit eine Lösung des Verhältnisses angestrebt haben. Den letzten Anlaß zur Trennung bot, wie es scheint, jene Forderung, die Wieland selbst in den Briefen vom 21. Dec. 1763 und 9. Februar 1764 Sophie gegenüber andeutet. Hier spricht er zwar nur mit allgemeinen Worten von einem Schritte, den Christine thun müsse, ehe sie seine Gattin werde; aus dem ganzen Zusammenhang aber ist ersichtlich (und obendrein wird es durch einen

*) Brief W.'s an Sophie La H. v. 11. 12. 1763.

**) Brief W.'s an Sophie La H. v. 9. 2. 1764.

Brief der Bondeli an Zimmermann bestätigt*), daß hierunter ihr Uebertritt zum Protestantismus zu verstehen ist. Christine hatte sich sicherlich nur mit schwerem Herzen darauf eingelassen, daß ihre gemeinschaftlichen Kinder in der protestantischen Religion erzogen werden sollten; als nun aber die weitergehende Forderung an sie herantrat, setzte das Mädchen, wie dies bei der einfachen frommen Erziehung, die es genossen hatte, bei der ganzen geistigen Atmosphäre, in der es gelebt, nicht anders zu erwarten war, wohl einen energischen Widerstand entgegen; hatte sie dem Manne auch Alles geopfert, ihren Seelenfrieden wollte sie nicht preisgeben — und diese Weigerung scheint dann zur Lösung des Verhältnisses geführt haben.

Wann der Bruch vollzogen wurde, ist gleichfalls ungewiß. Im Frühlinge des Jahres 1764 scheint der Briefwechsel noch fortgedauert zu haben; im Mai oder Juni wurde sodann Christine von einem Mädchen entbunden, das in der Taufe nach der Schutzpatronin der Musik, die gleichsam die erste Ursache seiner Existenz war, den Namen Cäcilie empfing; außerdem wurde es nach seiner Mutter Christine und nach der Frau von La Roche, der Wieland schon vorher eine Patheustelle angeboten hatte**), Sophie genannt. Das Kind wurde in Rempten untergebracht, die Mutter begab sich nach Augsburg, wo sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brodt verdiente. Der Dichter aber war durch ihr Loos so gerührt, daß er sich nochmals zu einer Begegnung mit Christine verstand, und bei Nacht legte die arme kleine Mutter fünf Wegstunden zu Fuß zurück, um den alten Freund wiederzusehen.***) Bald darauf scheint Wieland definitiv seine Forderung bezüglich des Religionswechsels gestellt, und die Weigerung Christinens dann den Bruch zur Folge gehabt zu haben.

Das Kind Christinens aber mag wohl bald nach seiner Geburt wieder verchieden sein, wenigstens finden wir seiner in keinem Briefe mehr gedacht. Nach dem Tode des Kindes ist dann wahrscheinlich auch die Mutter wieder in die Heimat zurückgekehrt; ja, es hat sogar den Anschein, als ob sie noch einen Versuch der Annäherung an Wieland gemacht habe; wenigstens vermahrt sich dieser in einem Briefe an Frau von La Roche, der zwar nicht datirt ist, aber muthmaßlich in die zweite Hälfte des Jahres 1764 fällt, dagegen, daß er mit Christine wieder einen Verkehr angebahnt habe; er erklärt, er habe keinerlei Antheil an der Rückkehr des Mädchens, habe sie noch nicht gesprochen und nur einmal von ferne gesehen, muß aber zugestehen, daß Christine ihm einen Zettel zugesteckt habe.†)

Bald darauf aber scheint der Dichter jenes Weib, das er noch vor wenigen Wochen als das theuerste Wesen auf der Welt bezeichnet hatte, völlig

*) S. Bodemann, a. a. D., S. 273.

**) Brief v. 9. 2. 1764.

***) S. den Brief der Julie v. Bondeli an Zimmermann v. 25. 7. 1764 (Bodemann a. a. D. S. 290).

†) Brief Wielands an Sophie La R.; in der Sammlung mit c. 9 bezeichnet.

vergesen zu haben: noch im Laufe des Jahres 1764 erörterte er in einem Briefe an Frau von La Roche halb scherzhaft, halb im Ernste das Project, daß ihm seine Jugendfreundin ihre älteste Tochter Maximiliane, die damals noch in den Kinderschuhen steckte, als Gattin aufheben möge,*) und als gegen das Ende des Jahres 1764 Sophiens Schwager, der Bürgermeister von Hillern, aus dem Leben geschieden war, hatte der Dichter nichts Eiligeres zu thun, als bei der trauernden jungen Wittwe Cateau von Hillern, als er ihr den Beileidsbesuch machte, um ihre Hand anzuhalten und — sich bei dieser Gelegenheit einen Korb zu holen.**) Im Laufe des Jahres 1765 aber reichte er dann der weder schönen noch geistreichen, aber nicht unbemittelten Dorothea Hillenbrand die Hand und ging einen Ehebund ein, der nach den excentrischen und phantastischen Herzensneigungen der Vergangenheit die reine Prosa darstellte.

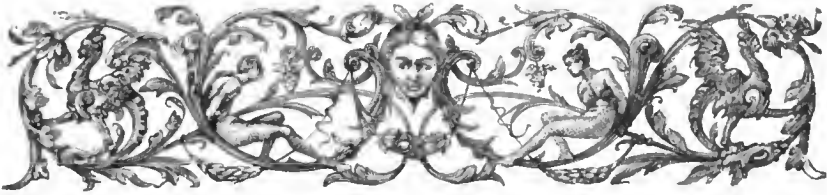
Und Christine? Nur durch das Kirchenbuch der katholischen Pfarrgemeinde in Diberach erfahren wir über sie einige kargliche Nachrichten.***) Unter dem 15. Februar 1767 findet sich nämlich hier die Eintragung, daß Marie Christine Naglin an diesem Tage mit Franz Stowasser aus Betschau in Böhmen, Actuar bei dem löblichen k. k. Regiment Ungern, getraut worden sei; aus demselben Jahre stammt dann auch noch die Nachricht von der Geburt eines Kindes, und von da ab erlischt auch ihre Spur in den Tauf- und Totenbüchern. Wahrscheinlich hat das Regiment bald darauf die Garnison gewechselt, und so ist denn auch damals das Ehepaar nach Osten gezogen.

Die Rolle aber, die Wieland bei diesem Liebesverhältniß gespielt, war keine edle, und man kann im Zweifel sein, ob man sich mehr wundern soll über den Mangel an Selbstbeherrschung bei der auflobernden Leidenschaft und über die Leichtigkeit, mit der er sich über das Verwerfliche seines Vorgehens hinwegtäuscht, oder über die Verzagttheit, die er bei den Schwierigkeiten zeigt, und die Kleinmüthigkeit, mit der er schließlich das Mädchen aufgibt, das ihm ihr Alles geopfert. Es ist daher auch erklärlich, daß Wieland an diese Episode seiner Jugend in seinen späteren Jahren nicht gern erinnert sein mochte und der Name Christinens nicht mehr über seine Lippen kam. Ein kleines Denkmal hat er ihr indessen in einem seiner Werke gesetzt: Christine Hagel war es, die der guten, kunstlosen, sanftherzigen Gullern, der schwarzen Hausgenossin Demokrits, im ersten Buche der Abderiten als Vorbild gebient hat.

*) Undatirter Brief W.'s an Sophie La R. (d. 19. der Sammlung.)

**) S. den Brief der Julie v. Bondeli an Zimmermann vom 19. Mai 1765 bei Bodemann a. a. O. S. 264. (Dort steht allerdings 1764, dies muß aber ein Irrthum sein, da damals noch Hillern lebte.)

***) Ich verdanke diese Nachrichten der gütigen Mittheilung des Herrn Stadtpfarrers Müller in Diberach.



Die Criminalität in Deutschland.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Seit dem Jahre 1882 gehört das Deutsche Reich zu denjenigen Staaten, welche alljährlich sorgfältige, auf Zahlen beruhende Rechenschaftsberichte über die Ergebnisse der Strafrechtspflege und den Umfang und Inhalt der verbrecherischen Thätigkeit veröffentlichen, durch die Beschlüsse des Bundesrathes vom 5. December 1881 wurde die Herstellung einer auf das ganze Reichsgebiet sich beziehenden Strafstatistik in Aussicht genommen und damit die Möglichkeit zur Ausfüllung einer Lücke geschaffen, die sich der Wissenschaft nicht minder wie der Gesetzgebung höchst empfindlich bemerkbar gemacht hatte. Die Statistik der deutschen Strafrechtspflege, deren Bearbeitung durch das statistische Amt des Reiches und das Reichsjustizamt erfolgt, erstreckt sich nicht auf die Gesammtheit aller strafbaren Handlungen; es sind von ihr ausgeschlossen alle Uebertretungen, sowie alle diejenigen strafbaren Handlungen, welche ein Landesgesetz verletzen, sodas also nur die Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze ihren Inhalt bilden; trotzdem beansprucht sie die höchste Bedeutung und Wichtigkeit und dieser Unvollständigkeit ungeachtet enthält sie ein getreues Bild der auf die Verletzung der Rechts- und Sittenordnung gerichteten Thätigkeit des deutschen Volkes. In den seit 1882 veröffentlichten Bänden, welche als Musterarbeiten auf statistischem Gebiete bezeichnet werden dürfen, ist ein überreiches Material zur Beurtheilung der socialen Zustände unseres Volkes enthalten; nicht nur der Criminalist kann aus ihm eine Fülle von Belehrungen schöpfen, sondern auch der Staatsmann und Volkswirth wird durch das Studium desselben Manches

lernen und von geradezu unschätzbarem Werthe sind diese statistischen Ergebnisse der Strafrechtspflege für den Völkerpsychologen, welcher es versteht, die Volksseele in ihren so mannigfachen Lebensäußerungen zu verfolgen und den mitunter so verborgenen und versteckten Wegen und Pfaden nachzugehen, auf welchen der Volksgeist wandelt; daß ohne die Kenntniß der Criminalstatistik auch der bedeutendste Culturhistoriker nicht im Stande ist, den derzeitigen Culturzustand der deutschen Nation in zutreffender Weise darzustellen, liegt auf der Hand. Leider wird diese Bedeutung der Criminalstatistik für die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens noch lange nicht in ausreichendem Maße gewürdigt und die so überaus verschiedenen Ansichten über die deutsche Criminalität der Gegenwart erklären sich nicht zuletzt daraus, daß die Statistik für die Meisten ein Buch mit sieben Siegeln ist, das man wohl dem Namen, aber nicht dem Inhalte nach kennt. Es mag daher wohl gestattet sein, einige der Hauptergebnisse der Criminalstatistik im Folgenden zur Kenntniß eines größeren Kreises zu bringen; von der Mittheilung von Zahlen sehen wir dabei so gut wie gänzlich ab, weil durch die Heranziehung dieses, für die wissenschaftliche Arbeit allerdings nicht zu entbehrenden Handwerkszeuges der Forschung die Darstellung eine schwerfällige und für den Leser ermüdende würde. —

Seit 1882 hat sich die Zahl der Verbrechen und Vergehen mit Ausnahme des Jahres 1888 ständig vermehrt; zur Zeit kommen auf 100 000 strafmündige Einwohner des Reichsgebietes 1102 verurtheilte Personen, dagegen 1418 strafbare Handlungen; die Zahl dieser vermehrt sich in erheblicherem Maße als die Zahl jener, woraus mit Recht gefolgert wird, daß das gelegentlich verübte Verbrechen mehr und mehr in den Hintergrund, das gewohnheitsmäßig begangene dagegen in den Vordergrund tritt, eine Thatsache, welche auch durch die höchst bedenkliche Zunahme der rückfälligen Verbrecher in mehr als genügendem Maße bewiesen wird. Die Zunahme der Criminalität ist eine weit stärkere als die der Bevölkerung; während diese sich in der letzten Periode nur um etwas mehr als 5% vermehrt hat, beträgt die Vermehrung der Verbrechen und Vergehen mehr als 12%, gewiß ein Zeichen dafür, daß die Bewegung der Criminalität eine wenig befriedigende genannt werden muß. An dem Gesamtbetrage der strafbaren Handlungen sind die einzelnen Delicte und Delictgruppen in verschiedenem Grade betheiligt. Wie bei allen westeuropäischen Völkern entfällt auch bei den Deutschen der Hauptbetrag der alljährlich begangenen Verbrechen und Vergehen auf die Vermögensdelicte; der Einbruch der besitzlosen Volksklassen in die Vermögens- und Eigenthumsrechte der Besizenden bildet die Strafthat, gegen welche der Staat am häufigsten einschreiten muß; unter den Vermögensdelicten ist der Diebstahl in seinen verschiedenen Formen bei Weitem das wichtigste Delict, er ist nicht nur für die ganze Gruppe, sondern auch für das ganze Budget der Verbrechen und Vergehen maßgebend und die Vermehrung oder Verminderung der diebischen Untastungen des Eigenthums drückt sich in der Bewegung der

Criminalität überhaupt deutlich genug aus. Die Vermögensdelicte haben sich in Deutschland 1882—1886 ständig vermehrt, mit diesem Jahre trat eine Verminderung ein, die leider jedoch nur eine vorübergehende war und im Jahre 1889 einer starken Vermehrung Platz gemacht hat; die Gründe, welche hierfür maßgebend sind, sind unschwer festzustellen; die Verbrechen gegen das Vermögen werden in erster Linie durch Noth und Elend hervorgerufen, der Zustand der wirtschaftlichen Verhältnisse, die Höhe der Lebensmittelpreise sind für ihre größere oder geringere Häufigkeit von erheblichster Bedeutung, und wenn in der Criminalstatistik ein Satz allgemein anerkannt ist, so ist es der, daß die Vertheuerung der wichtigsten Lebensmittel eine Vermehrung der Vermögensdelicte und speciell der Diebstähle fast regelmäßig zur Folge hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir die so außerordentlich beträchtliche Zunahme dieser Delicte im Jahre 1889 auf die Erhöhung der Preise der Lebensmittel zurückzuführen haben, und es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß eine rückläufige Bewegung erst dann zu constatiren sein wird, wenn die Massen der Bevölkerung wieder in der Lage sind, zu bescheideneren Preisen, die für ihren Lebensunterhalt nothwendige Nahrung sich beschaffen zu können. Der sociale Charakter der Verbrechen als Massenerscheinung zeigt sich bei keiner Delictsgruppe so deutlich, wie bei den Vermögensverbrechen, und nicht mit Unrecht hat man deshalb gesagt, daß in ihrer Zahl das Massenelend und die Massenarmuth zum Ausdruck komme. Je ärmer ein Landstrich, um so zahlreicher die Vermögensverbrechen, und die geographische Vertheilung derselben auf das Reichsgebiet bestätigt diesen Satz vollinhaltlich; in dem ärmeren Osten, an dem östlichen Grenzwall des Reiches erreichen die Verurtheilungen wegen Diebstahls die höchsten, in dem reicheren Westen und Südwesten die niedrigsten Zahlen.

Nächst den Vermögensverbrechen beanspruchen in dem Budget deutscher Criminalität die Verbrechen und Vergehen gegen die Person die größte Aufmerksamkeit; auch diese haben sich seit 1882 stetig vermehrt und besonders stark ist die Vermehrung bei dem wichtigsten Delicte der ganzen Gruppe, der Körperverletzung gewesen; in dem Jahre 1889 wurden wegen gefährlicher Körperverletzung 57 191 Personen verurtheilt, 1882 hingegen nur 38 291, die Statistik erweist also eine Vermehrung, die hinter der Verdoppelung nicht weit zurückbleibt; auch andere Delicte dieser Gruppe, so vor Allem die Sittlichkeitsverbrechen, weisen eine beachtenswerthe Zunahme auf, die jedoch auch nicht entfernt an die Vermehrung der ebengenannten Delicte heranreicht. Zweifellos muß hierin ein vollgiltiger Beweis dafür erblickt werden, daß die Verrohung in bedenklicher Weise zugenommen hat, und höchst bedauerlich ist es, daß die Bestrafung der Körperverletzung, dieses Rohheitsdelictes par excellence, in vielen, ja geradezu in den meisten Fällen, eine überaus milde ist. Die Vermehrung der Körperverletzungen hängt mit der Ausbreitung der Trunksucht in erster Linie zusammen; die geographische Vertheilung derselben zeigt, daß in denjenigen Theilen des Reiches, in welchen am meisten getrunken

wird, die Zahl der Körperverletzungen die größte ist; während die bayrischen Gebiete in Ansehung der Zahl der Vermögensdelicte eine weit günstigere Stelle erhalten, als die östlichen und nördlichen Theile des Reiches, übertreffen sie diese, was den Umfang und die Häufigkeit der Verletzungen der körperlichen Integrität anlangt, bei Weitem und es ist bezeichnend, daß in einem von der Natur so reich gesegneten und blühenden Landstrich wie in der Rheinpfalz verhältnißmäßig die meisten Körperverletzungen verübt werden.

Das Verhältniß der Geschlechter unter den verurtheilten Personen hat während der ganzen Beobachtungsperiode keine wesentliche Veränderung erlitten: es betheiligen sich die weiblichen Personen in Deutschland in etwa fünf Mal geringerem Maße an den Verbrechen als die männlichen; natürlich bleibt sich dieses Verhältniß bei den einzelnen Delicten nicht gleich, bei manchen ist der verhältnißmäßige Antheil der weiblichen Personen ein weit erheblicherer, bei anderen wiederum ein wesentlich geringerer, zu jenen gehören Mord, Todtschlag, Meineid, einfacher Diebstahl, Fehlerei und Brandstiftung, zu diesen die Sittlichkeitsverbrechen, Raub und die mit dem öffentlichen Leben zusammenhängenden Straftthaten; die Betheiligung des weiblichen Geschlechtes an Verbrechen giebt zu besonderen Bedenken keinen Anlaß, wenn auch wohl zu beachten ist, daß die Zahl der Rückfälligen unter den verurtheilten Frauen eine relativ erhebliche ist und daß sich unter den vorbestraften Frauen recht viele befinden, welche nicht einmal, sondern mehrmals bestraft wurden; es zeigt sich hier die Wahrheit der bekanteten Erfahrung, daß, wenn erst das Weib einmal in die Schlingen des Verbrechens gefallen ist, der ersten Verfehlung weitere folgen.

Sehr ungünstige Ergebnisse bietet die Strafstatistik in Ansehung der Betheiligung jugendlicher Personen am Verbrechen und vielleicht verdient kein Abschnitt der statistischen Darstellungen die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers in höherem Maße als der hierauf bezügliche. Die Betheiligung der im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren stehenden Personen an den strafbaren Handlungen ist seit 1882 derart gestiegen, daß auf diese Personen nummehr der zehnte Theil aller Verurtheilungen fällt; bei einzelnen Delicten ist dieselbe aber weit bedeutender, und die tiefe Entartung der jugendlichen Altersklassen wird vor Allen dadurch bewiesen, daß es die schwersten Verbrechen sind, an welchen sich die Jugend in besonders hervorragendem Maße betheilt; es gehören hierher nicht nur Brandstiftung, schwerer Diebstahl, Raub und Erpressung, sondern auch die schwersten Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß von den bestrafteu Jugendlichen ein sehr großer Theil, mehr als der dritte, erst im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren steht und daß auch diese Personen wegen der Verübung der schwersten Verbrechen verurtheilt werden mußten. Die Verurtheilung einer im jugendlichen Alter stehenden Person kann aber nach deutschem Strafrechte nur erfolgen, wenn der Richter feststellt, daß sie in geistiger Beziehung die nöthige Reife besaß, um die Strafbarkeit der be-

treffenden Handlung einsehen zu können; wenn nun die Verurtheilung solcher Personen wegen schwerer Uebelthaten von Jahr zu Jahr in steigendem Umfange erfolgt, so kann allerdings nicht daran gezweifelt werden, daß die jugendlichen Altersklassen in bedenklichster Weise entartet sind, und der Criminalist hätte wohl Veranlassung, sich an das schöne Wort zu erinnern, welches der große Herzens- und Menschenkenner im Hamlet ausspricht:

Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an
 Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,
 Und in der Früh' und frühem Thau der Jugend
 Ist giftiger Anhauch am gefährlichsten.

Auch die jugendlichen Verurtheilten weisen eine große Zahl Vorbestrafter auf und wie unter den erwachsenen Verbrechern, so hat sich auch unter den kaum dem Knabenalter entwachsenen Sündern der Antheil der Rückfälligen sehr erheblich vermehrt. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Umständen eine Verminderung des Verbrecherthums für die nächste Zeit nicht erwartet werden kann, und die Perspektiven, welche uns die Statistik der jugendlichen Verbrecher eröffnet, können nur als höchst unerfreuliche bezeichnet werden; sind erst diese jugendlichen Uebelthäter vollständig herangewachsen, so werden sie die Reihen der Verbrecherbataillone verstärken und vor Allem dazu beitragen, daß das Gewerbs- und Gewohnheitsverbrecherthum die Thätigkeit der Polizei- und Gerichtsbehörden noch in weit höherem Maße fesselt, als dies jetzt der Fall ist.

Der Antheil, welcher von den alljährlich begangenen Verbrechen auf die Angehörigen der verschiedenen Religionen fällt, ist in der Hauptsache während der ganzen Beobachtungsperiode derselbe geblieben; im Allgemeinen ist die Criminalität der Katholiken größer als die der Protestanten, während diese die jüdische Criminalität bei Weitem übertrifft; selbstverständlich darf man diese Verschiedenheit nicht auf die religiösen Lehren zurückführen; die relativ größere Criminalität der Katholiken erklärt sich einfach durch die Thatsache, daß die Gegenden, in welchen die Verbrechen und Vergehen besonders häufig begangen werden, von einer katholischen Einwohnerschaft vorzugsweise bewohnt sind, während für die Erklärung der geringeren Criminalität der jüdischen Bevölkerung in erster Linie auf deren größere Wohlhabenheit hinzuweisen ist; erheblicher als die Criminalität der christlichen Bevölkerung ist die der jüdischen bei Betrug, Urkundenfälschung und Erpressung, was durch die bekanntlich höchst rege Betheiligung derselben an Handel und Gewerbe zu erklären ist, mit welchen Berufen die Gelegenheit zur Verübung dieser Strathaten in reichem Maße verbunden ist. Einen praktischen Werth haben die Untersuchungen über die Stärke der einzelnen Religionen unter den Verbrechern überhaupt nicht, ein Einfluß der Religion auf die Criminalität muß, soweit die in Deutschland anerkannten, ihrem ethischen Gehalte nach in der Hauptsache übereinstimmenden Religionen in Betracht kommen, in Abrede

gestellt werden; das Moment der Religion trifft mit socialen Momenten zusammen, welche in ihrer Gesamtheit die mit Unrecht sonst der Religion beigelegte Wirkung haben, und die deutsche Statistik kann deshalb den Ausspruch eines geistvollen italienischen Gelehrten, der sagt: „Non e rapporto di causalita tra la religione e la moralita“ nur bestätigen.

Auch die Betheiligung der einzelnen Berufe an den Verbrechen hat sich so gut wie nicht verändert; wenn man davon absieht, daß die Mehrheit der Verbrecher zu den Berufslosen gehört, so zeigen die dem Handel und Verkehr Angehörigen ungünstigere Verhältnisse als die in der Industrie und Landwirthschaft Thätigen, während die häuslichen Dienstboten die günstigsten aufweisen; in anderen Ländern ist das Verhältniß nicht dasselbe, so ist die Criminalität in Frankreich bei den Dienstboten besonders groß, während auch dort die Landwirthschaft wesentlich günstiger gestellt ist, als Handel und Verkehr. Daß die unselbständigen Personen einen größeren Antheil zu den Verbrechen stellen wie die Selbständigen, kann nicht überraschen. Was die Betheiligung der verschiedenen Berufe an den einzelnen Delicten anlangt, so ist die landwirthschaftliche Bevölkerung bei gefährlicher Körperverletzung, Brandstiftung und Diebstahl stark, bei Sittlichkeitsdelicten und den eine gewisse Raffinirtheit erfordernenden Vermögensverbrechen hingegen nur schwach betheiligt; letztere bilden die Hauptdelicten der Angehörigen des Handels- und Industrie-standes; eine ziemlich ungünstige Stellung nehmen die sogenannten liberalen Berufe ein, sie stellen ein erhebliches Contingent zu den wegen Sittlichkeitsverbrechen verurtheilten Personen, eine Thatsache, die auch in anderen Ländern beobachtet worden ist. Es bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß auch das Moment des Berufes mit anderen socialen Momenten zusammen- trifft und deshalb nicht allein für die größere oder geringere Criminalität der einem bestimmten Berufe Angehörigen verantwortlich gemacht werden kann; die relativ günstige Stellung der Landwirthschaft erklärt sich vor Allen dadurch, daß der Gelegenheiten zur Verübung von Verbrechen in ihr die wenigsten sind; die Gelegenheit macht nicht nur, wie das Sprüchwort sagt, Diebe, sondern Verbrecher überhaupt.

Der Einfluß des Familienstandes auf die Criminalität läßt sich nur mit großer Vorsicht in richtiger Weise würdigen, da derselbe durch andere Momente wie Alter, wirtschaftliche Lage, Beruf zum größten Theile ver- wischt wird; die Ehe schlechthin als ein Palliativ gegen verbrecherische Ver- suchungen zu betrachten, kann nicht als richtig bezeichnet werden, doch stellen sich allerdings bei einer großen Anzahl von Delicten die Verheiratheten günstiger als die Ledigen; in den Altersklassen unter 40 Jahren ist die Criminalität der Unverheiratheten bei den meisten Verbrechen stärker als die der Ver- heiratheten, während unter den im Alter von 40 bis 60 Jahren Stehenden der auf die letzteren entfallende Antheil an den Verbrechen überhaupt erheb- licher ist wie derjenige, den die ersteren stellen; auch im Greisenalter ist die Criminalität der Verheiratheten, mit Ausnahme bei Mord und Todtschlag,

bedeutender als die der Ledigen, Geschiedenen und Verwitweten, und es muß hervorgehoben werden, daß der relative Procentsatz verheiratheter Personen unter den wegen Sittlichkeitsverbrechen Verurtheilten ein recht hoher ist. Französische und italienische Criminalisten haben dieser auffallenden Thatsache größere Erörterungen gewidmet und die Erklärung dafür vor Allem in dem Umstände gefunden, daß viele Ehen ohne Liebe geschlossen werden; „es giebt eine Art Auffassung der Ehe,“ sagt Tarde, „die der Libertinage und Debauche sehr nahekommt.“ Wir werden diese Erklärung auch für die deutschen Verhältnisse als zutreffend anzunehmen haben und demgemäß die vielverbreitete Anschauung zurückweisen müssen, daß die Ehe schlechthin eine Panacee gegen das Verbrechen bildet.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Zahl der rückfälligen Verbrecher von Jahr zu Jahr gestiegen ist; zur Zeit besteht fast der dritte Theil aller Verurtheilten aus vorbestraften Personen; eine besonders intensive Vermehrung hat die Zahl der mit mehreren Vorstrafen belegten Rückfälligen erfahren und für die geringe Wirksamkeit der Strafen ist es bezeichnend, daß der größte Theil der Rückfälligen in kürzester Frist seit der Verbüßung der letzten Strafe das neue Verbrechen begeht; gerade bei den schwersten Verbrechen ist die Zahl der Rückfälligen besonders groß und wohl oder übel muß die Strafrechtswissenschaft aus den Ergebnissen der Statistik den Schluß ziehen, daß ein Theil der Verbrecher zu den unverbesserlichen gehört, gegen welche sich die Gesellschaft nur dadurch zu schützen im Stande ist, daß sie dieselben dauernd unschädlich macht.

Werfen wir noch einen Blick auf die Angaben der Statistik über die Begehungszeit der strafbaren Handlungen, so erfahren wir, daß die meisten Verbrechen gegen die Person während des Sommers, die meisten Verbrechen gegen das Vermögen dagegen während des Winters verübt werden, nächst dem Winter bildet der Herbst die Jahreszeit, in welcher das Vermögen am häufigsten angetastet wird, während im Sommer und Frühling die Häufigkeit der Antastung annähernd dieselbe ist; für die Verbrechen gegen die Person ist nächst dem Sommer der Herbst die kritische Jahreszeit, während die Zahl dieser Delicte im Winter verhältnißmäßig am tiefsten sinkt. Der Höhepunkt der Sittlichkeitsverbrechen liegt in dem Sommer. Für die Erklärung dieser Vertheilung kommt einerseits der Einfluß der während des Winters stets fühlbareren wirtschaftlichen Noth in Betracht, andererseits aber der Einfluß der Temperatur. Wenn es auch übertrieben und geradezu falsch ist, mit Lombroso zu sagen, daß man ebenso einen Kalender der Verbrechen zusammenstellen könnte, wie auf Grund der Blüthezeit der Pflanzen einen botanischen Kalender, so ist doch andererseits nicht zu bezweifeln, daß die Steigerung der Temperatur die Widerstandskraft gegen gewisse Verbrechen abschwächt, und der Moralstatistik ist es längst bekannt, daß im Sommer nicht nur die Sittlichkeitsverbrechen, sondern auch die Selbstmord- und Irrensinn-Fälle ihren Höhepunkt erreichen. Die Anerkennung dieses Einflusses der Temperatur auf die ver-

brecherischen Neigungen zwingt uns natürlich nicht, der mechanisch-deterministischen Anschauung beizupflichten, welche behauptet, daß in Folge des während des Sommers geringeren Bedarfes an Stoffen zur Erhaltung der körperlichen Wärme ein Kräfteüberfluß eintritt, der im Zusammenhang mit einer größeren Reizbarkeit sich in verbrecherischen Handlungen äußert; die tiefere Betrachtung der Thatsache wird die Erklärung nicht sowohl auf dem physiologischen, sondern auf dem psychologischen Gebiete zu suchen haben, und die Verantwortlichkeit des Verbrechers für seine That wird durch die nachweisbaren Einflüsse der Temperatur nicht im Geringsten berührt.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ergibt sich, daß die Criminalität in Deutschland nach mehr als einer Richtung ein recht ungünstiges und unbefriedigendes Bild darbietet, und leider kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Mittel, mit welchen der Staat das Verbrechen bekämpft, sich mehrfach als unbrauchbar und ungeeignet erwiesen haben. Die Reform des Strafrechtes und der Strafrechtspflege wird gegenwärtig in weiten Kreisen mit großer Lebhaftigkeit erörtert, angesehenere Vereine beschäftigen sich mit ihr, in einer schwer zu übersehenden Literatur werden die verschiedensten Reformvorschläge entwickelt und mehr und mehr drängt sich auch den Vertretern der alten Traditionen die Ueberzeugung auf, daß ohne eine durchgreifende Aenderung der geltenden Gesetzgebung eine wirksame Bekämpfung des Verbrechens nicht zu erhoffen ist. Die Criminalstatistik rechtfertigt diese Bestrebungen in vollem Maße, sie weist aber andererseits auch darauf hin, daß man von der Aenderung der Gesetzgebung nicht allein eine Besserung erwarten darf, sie bietet Material genug, um den engen Zusammenhang des Verbrechens mit den socialen Verhältnissen deutlich erkennen zu lassen. Das Verbrechen ist eine sociale Erscheinung; von diesem Satze muß die Gesetzgebung, muß die Strafrechtsreform ausgehen, und so lange derselbe nicht allenthalben in gebührendem Maße anerkannt wird, kann die Bekämpfung der Criminalität auf Erfolge nicht rechnen. Die Aufsehen erregenden Straffälle unserer Zeit bestätigen die Richtigkeit dieses Satzes, dessen Verkennung und Ignorirung in erster Linie dafür verantwortlich zu machen ist, daß am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts die Befriedigung, welche die Strafrechtspflege gewährt, von Jahr zu Jahr eine geringere wird.





Henrik Ibsen als Frauenschilderer.

Von

L. Marholm.

— Berlin. —

Ueber meinem Tisch hängt ein alter Stich nach einem Frauenportrait des jüngeren Holbein in der Windsorgalerie. Es ist ein ganz Hedda Gabler'sches Gesicht — Hedda Gabler vor dreihundert Jahren. Eine linienschöne Person nach der neuesten damaligen Mode gekleidet, einen halben Heiligenschein auf dem Kopf, mit hochgezogenen Puffenärmeln und hohem Kragen, Alles recht fittlich eingezwängt und eingeschnürt, und dazu ein unergründliches Gesicht mit kalten verschleierten Augen und einem schmalen Mund, der nichts Gutes verspricht. Es ist eine wohlgezogene Dame aus guter Familie, die bestimmt nicht abspringt, weder vom Zug noch vom Wagen, aber vielleicht zu sich einsteigen läßt. Und sie sieht so bewußt unschuldig und anständig lockend aus, als hätte sie auch einen Eckert Löbberg gehabt, um sie theoretisch in das Leben der jungen Männer einzuweihen.

Hedda Gabler — das ist die Dame aus der höheren Bourgeoisie, reinlich skelettirt und präparirt, daß jeder des Studiums der Lebenserscheinungen und des Standesgepräges Beflissene sie mit Hilfe einiger Vorkenntnisse in ihrer inneren Structur, wenn ich so sagen darf, im Knochenbau ihrer Seele genau sondiren und studiren kann. Und um als alter Lebenskenner ein wenig von der Spur abzulenken, auf der er jagte, gab Ibsen die Parole aus: diesmal ist's bloß eine psychologische Studie, nichts von Gesellschaftskritik und Entrüstungspessimismus. Liebe gute und schlechte Gesellschaft, du kannst ruhig sein!

Aber die Gesellschaft war nicht ruhig. Diese Hedda Gabler war ein

Stück, das ihr mißfiel. Zunächst hatte es alle Damen gegen sich, die mit einem solchen moralischen Ungeheuer kleinen Stils jede Gemeinschaft ablehnten, dann alle Damenwehrer, die das ganze Geschlecht durch sie gekränkt fanden, endlich die meisten Männer, die nichts Psychologisches, weder männliche noch weibliche Psychologie, darin zu entdecken vermochten.

Und das war nicht bloß so in Deutschland und nicht bloß so in England, der Heimat der Frauenemancipation und sittlichen Entrüstung, auch in des Dichters eigenem Skandinavien wurde man sehen. Die Priester, die das heilige Feuer auf den Altären des großen Geschiedenen hüteten, spitzten die Ohren: Was ist das, fängt er nun an, aus dem Grabe zu reden? und die keuschen Priesterinnen des reinen Jbsencultus beobachteten ein drohendes Schweigen. Es entstand eine Stille daheim und draußen um das gefährliche Stück — die Stille vor dem Gewitter, wo es Schloffen regnet.

Einem anderen Dichter hätte es gleich auf den Pelz gebrannt. Aber der große Name des großen Propheten hielt Hände und Zungen noch im Zaume.

Und unter uns, Jbsens freien Geistern: so ganz glücklich ist der greise Augur diesmal auch vielleicht nicht gewesen? Es ist diesmal ein bißchen mehr vom Schnürchen sichtbar im dramatischen Puppenspiel als gewöhnlich, und die beiden Pistolenhüße in diesem bürgerlichen Bummelmilieu bringen uns nun vollends um die Illusion. Und nun noch gar: in verschiedenen Schönheitsgraden sterben! und mit und ohne Weinlaub im Haar leben! — a, lieber Gott, wo spricht man denn so, und vor Allem: wo, in der oberen oder unteren Welt, denkt man denn so?

Man muß das Gerüst abtragen und sein Handwerkszeug bei Seite schaffen, verehrter Meister, wenn das Haus fertig ist.

Und doch! so glatt ist die Geschichte nicht abgemacht. Es versteckt sich noch etwas im Stück, das nirgendwo mit einem Wort gesagt ist, das aber zuweilen zuckt und klopft wie ein kranker Nerv; und wer diesen Nerv zu fassen bekäme, der hielte das intimste Leben dieser Dichtung in der Hand. Nur daß man bei Jbsen nie weiß, ob man wirklich an den centralen Nerv rührt oder nicht rührt — vielleicht weil dieser Nerv keine Seelenschwingung ist, in der des Dichters ganzer Ichcomplex mitbebt, sondern ein Gedanken-zucken im Gehirn, das von anderen Factoren kommt.

Der Punkt aber, auf dessen Berührung die Walze in „Hedda Gabler“ sich zu drehen anfängt und das ganze Stück sich reinlich herunterspielt mit starker Resonanz und aufgeschlagenem Deckel ist: die Anflösung eines Ideals.

In „Nora“ formulirte Jbsen das moderne Frauenideal; in „Hedda Gabler“ löste er es auf. Was dazwischen liegt, ist langsame Miniarbeit. Der Vergemann ist (siehe die intimen Selbstbekenntnisse in Jbsens Gedichten) in die Tiefe gestiegen und gräbt und hackt im Dunkeln. Kein Tag scheint zu ihm hinein, er weiß selbst nicht, was er sucht, und er weiß nicht, was

er findet. Sind es Diamanten, sind es Kohlen? Im Dunkeln sitzend, wie er, entdeckte er das „unterdrückte Weib“ und holte es herauf und glaubte, er hätte den Schatz gehoben und den Diamanten gefunden. Aber als er ihn zu bearbeiten anfing, sah er, daß es nur Bergkrystall zu sein schien, und als er näher untersuchte, hielt er bloß Kohle in der Hand.

„Nora“ war der ungeschliffene Diamant, „die Frau vom Meere“ der geschliffene Bergkrystall, „Hedda Gabler“ ist Kohle, aber eine schlechte Gattung, die keine Wärme giebt.

Wie wurde Henrik Ibsen, „le célèbre bas-bleuiste“, wie ihn ein ebenso berühmter Landsmann nannte, zum Strindberg'schen Misogyn?

— „Der Mann schuf das Weib — woraus doch?“ sagt Nietzsche. „Aus einer Kippe seines Gottes, des Ideals.“

In diesem kleinen Bonmot des großen Lebenskenners, scheint mir, haben wir Alles beisammen, was je vom Manne über das Weib gesagt, gedacht, gefühlt und gesungen worden ist — die ganze Dichtung des Mannes vom Weibe in nuce.

Alle seine Eitelkeiten und alle seine Bedürfnisse, die zartesten Melodien seiner Seele und die brutalsten Forderungen seiner Sinne, all sein Können und Nichtkönnen, seine ganze Feinheit und seine ganze Dummheit hat der Mann verewigt in seinem Liebe vom Weibe.

Das Weib schwieg. Oder wenn es sich hören ließ, so war es nichts Besonderes. In den alten Zeiten erhob es zuweilen ein Gezwickler wie ein Vogelweibchen — in den neuen Zeiten (man denke an die berühmten Schriftstellerinnen: George Sand, Georges Eliot, Frau Edgren zc.) bemoralisirte es den Mann. Und da das Geschlecht der modernen Schriftstellerinnen eine gewisse natürliche Anlage hat, sich in Hosen zu bewegen, so kann man sie eigentlich nicht unter die Kategorie „Frauen“ rechnen, sondern in eine Uebergangsformation.

Das intacte Weib hat sich nie verrathen, es hat nie über sich selbst aus der Schule geplaudert — warum? Das gehört nicht hierher — es hat geliebt und sich lieben lassen, so gut es konnte, es hat gehaßt und gequält, und das konnte es gut, und sein glücklich-unglückliches Versuchsobject hat gebichtet und gesungen, gejubelt und gelitten, gesungen und gebichtet . . .

Darum ist Alles, was der Mann vom Weibe geschrieben, eine Dichtung über des Mannes Vorstellung vom Weibe, ein Ausdruck von dem, was der Mann am Weibe bedarf, beim Weibe sucht, vom Weibe verlangt, bei ihm findet oder nicht findet, eine Spiegelung des wechselnden Spiels der Mannesseele durch alle Zeiten.

Darum schuf auch jeder Mann, jede Nation, jedes Zeitalter einen bestimmten Typus von Frauen.

Die französische Oberflächensensualität variierte durch die Jahrhunderte den Typus der saugenden, quecksilbernen Rokette, die beiden großen deutschen Frauendichter Goethe und Keller schufen das unreflectirte, innig-sinnliche

Naturkind, John Bull hat seit der Renaissance sich als Mann so gewissenhaft versimpelt, daß er gar keinen weibenschlichen Typus mehr, nur noch Elfen und ähnliches reines Phantasiezeug zu schaffen vermochte, in der neuen skandinavischen Dichtung sind die Frauen eine internationale Leihcollection, mit Ausnahme der Strindberg'schen Hyäne und des Ibsen'schen „denkenden Weibes.“

Das Strindberg'sche Weib-Fatum, der grauenhafte Vampyr, der das Blut des in Wollust und Abscheu zuckenden Mannes saugt — ein Bild für eine Max Klinger'sche Radirung, für Félicien Rops' Nachstück-Mysterien — kann nicht mit Worten ergründet und geschildert werden, kann nicht plastisch veranschaulicht werden — dazu bedarf es des Hellbunkels, der wirklich-unwirklichen Körperlichkeit in den Schöpfungen eines großen Malers. Bleibt übrig: das Ibsen'sche Weib.

Und das Ibsen'sche Weib hält jetzt seinen Zug durch Europa.

Grund genug, sie zu betrachten, wie sie vor uns steht in seiner Dichtung — wie sie vor uns steht im Leben.

Hedda, Ellida („Meerfrau“), Rebecca („Rosmersholm“), Gina, Hedwig („Wildente“), Frau Alving („Gespenster“), Nora, Petra („Volksfeind“), Selma („Bund der Jugend“), Lona („Stützen der Gesellschaft“), Solweig („Per Gynt“), Agnes („Brand“), Schwanhild („Komödie der Liebe“) — da haben wir Ibsens Production, seitdem er Ibsen wurde, er selbst, der Suchende, der Zersetzende, der große Mißtrauer.

Der erste, ganz allgemeine Zug an allen diesen Frauengestalten ist: sie sind unverstanden.

Der zweite, ebenso allgemeine Zug ist: sie sind unverheirathet oder unglücklich verheirathet, d. h. sinnlich unbefriedigt; diese sinnliche Unbefriedigung setzt sich dann jedesmal ebenso ganz im Allgemeinen in geistige Unbefriedigkeit um, ergo haben wir das denkende Weib, das lesende Weib, das sich bildende Weib, mit anderen Worten: die Dame aus der Bourgeoisie, die Zeit hat.

Ibsens allererste Periode gehörte dem traditionellen, aus Deutschland importirten historischen Drama; das romantisch-kritische, lyrisch-dramatische Gedicht („Brand“, „Per Gynt“) mit seinen überlieferten Männerretterinnen, weiblichen Engelsgestalten) schob sich dazwischen; alle seine übrigen Impulse als Dichter empfing er von der Gesellschaftskritik, näher bestimmt: von der Kritik der Mittelklassen.

Er war der Rebell gewordene Bourgeois, der gegen das Fleisch und die Ideale seines Milieus die Skorpionengeißel schwang, der Dichter der Bourgeoisie, in dem die Bourgeoisie sich selbst auflöste.

Jede seiner Dichtungen ist die Auflösung eines bürgerlichen Ideals, und jedesmal ist es das Weib der Bourgeoisie, durch das der Auflösungsproceß ans Licht gestellt wird.

Sein erstes gesellschaftzeretzendes Stück war jene bitterste aller Parodien

auf die legitimen Verbindungen, die je geschrieben worden: „die Komödie der Liebe“. „Niemand ist das Institut der Ehe lächerlicher gemacht und die Basis des Bürgerthums: seine Ehrbarkeit, unbarmherziger zerzaust worden. Und zugleich ist der Ibsen'sche Grundton für des Mannes Verhältniß zum Weibe, oder was dasselbe ist: des Weibes Verhältniß zum Manne, hier schon hart und sicher angeschlagen. Das Weib kann nicht mit dem Manne leben, mit keinem Manne; Schwanhild, die Falk liebt, giebt sich ihm nicht, weder für heute noch für immer — damit ihre Liebe intact bleibe: sie heirathet einen alten *Raisonneur*, und Falk zieht begeistert ab und singt ein Lied auf die ewige Jugend.

Es ist die Negation des Lebens selbst, die Naturlosigkeit des Einzelnen, der allein stehen will, aus der sich dieses bürgerliche Stück eines Bürgerlichen geformt hat. Ein tiefes, psycho-physisches Krankheitsmoment des Milieus? des Dichters? aller beider?

„Die Stützen der Gesellschaft“ sind eine Glorification des Weibes, des Weibes, das allein stehen kann, der alten Jungfer. Es sind drei alte Jungfern in dem Stücke, eine active und zwei passive, die die reine Gottesvorsehung auf Erden sind. Es war wirklich sehr hübsch von Ibsen, die Vielübersehenen auf den Hochsitz geführt zu haben — aber die Hauptjungfer, *Lona*, ein wunderliches Mann- und Emancipationsweib, will sich nicht verheirathen, hat einmal eine böse Erfahrung gemacht, will sich nicht selbst drangesen im schauerlichsten und seligsten aller Wagespiele, will lieber am Ufer stehen und Vorsehung agiren. *Selma* („Bund der Jugend“), *Petra* („Volksefeind“), *Gina*, *Hedwig* („Wildente“) — vier echte Bourgeoisieproducte; *Selma*, das Zierpüppchen (*Nora* im Keim), die Poesie des reichen Kaufmannshauses, wie der reiche Kaufmann Poesie versteht, die nicht länger Poesie sein will und ihrem gutmüthigen Mann, als Alles zusammenbricht, Liebe und Ehe kündigt, weil er sie nicht hat „theilnehmen lassen“ an seinen Sorgen und Geschäften; *Petra*, die erwerbende Tochter eines dürftigen Bürgerhauses, das arme Neutrum, das vergessen hat, daß es Weib ist, und dem gegenüber der junge Mann das Weib in ihr vergift; *Gina* (in Ibsens tiefstem Stück) das Mittagstisch- und Haushaltungsfräulein ohne persönlichen Wahlinstinct, und ihr Kind, die bleichsüchtige, hysterisch-eraltirte *Hedwig*, echte Wirklichkeitserassungen und ebenso echte Weibnegationen in dem centralen Lebensmoment des Weibes; *Nora* endlich und *Frau Alving*, die beiden großen Anfrauen des ganzen Geschlechts der denkenden und schreibenden Gattinnen, das in Scandinavien in ihren Spuren empor schoß, *Nora*, dieses Doppelwesen, in dem die Beobachtung und die Reflexion des Dichters wie zwei getheilte Stämme nebeneinander wachsen, und *Frau Alving*, in der Ibsen selbst sich als Weib verkleidete, sie sind, jede einzeln und alle zusammen, die Freimachung des Weibes vom Hause, das durchschnittene Tischtuch auf dem bürgerlichen Tisch, die aufbrechende Fäulniß der bürgerlichen Ehe, die edlen Frauen, die an den schlechten Männern zu Grunde gehen würden, wenn sie

nicht die starken Frauen wären, die sich von den schwachen Männern losreißen und als Consequenz der einen naturwidrigen Seite dieses Processes, wie weiland Daphne in einen Lorbeer auf ihrer Flucht vor dem Mann verwandelt ward, in Neutra verwandelt werden auf ihrer Flucht vor der Ehe.

Bis hierher hatte Ibsens Dichtung zwei Seiten, die in scharfem Contrast zu einander standen: die eine ganz negativ, pessimistisch, richtend, war lauter Blätter im Schuldbuch des Bürgerthums als Gesellschaftsklasse, als die Gesellschaftsklasse, welche die herrschende ist, und welche er zugleich, auf Grund ihres moralischen Bankerotts, als die zerfallende betrachtet. Der Ort der Handlung ist immer ein fictiver, kosmopolitisch gefärbter; daß die handelnden Personen auf dem Continent für so norwegisch gelten, ist nicht Ibsens Schuld, er hatte sie, als geborener Norweger und späterer Einsiedler, kosmopolitisch genug angelegt. Die andere Seite ist ganz positiv, ganz Gläubigkeit als Ausgangs- und Zielpunkt: — die Verherrlichung des Weibes als Gefäß des Guten, als Gesellschaftsretterin, als das Gewissen des Mannes.

Da kam die „Wildente“. Die schärfste Personencharakteristik und der schwankendste Grund. Man wußte nicht mehr, wo man den Dichter hatte. Gregers Werle, der mit moralischen Forderungen in Tagelöhnerwohnungen rennt, die Lebenslüge, die auch ihre moralische Bedeutung hat, — das war Ibsen selbst, der über Ibsen Gerichtstag hielt. Und wie ein Antlitz, das sich in trübem Wasser spiegelt und verzerrt, glitten die Frauengestalten Gina und Hedwig an Einem vorüber. Lauter arme geplagte schuldig-unschuldige Menschen, keine Ideale, keine Moraltrumpeten. „Die Wildente“ war Ibsens Mannesthat.

Ein paar Jahre später kam „Nosmersholm.“ Ein Stutzen durch die ganze Linie der geschmeichelten Frauen und ihrer Schmeichler. Keine Gesellschaft mehr, die durchgehohelt, kein Weib mehr, das verherrlicht wird. Das bürgerliche Milieu steht nicht mehr im ersten Plan, es verblaßt zur Hintergrunddecoration; den ganzen Raum nehmen zwei Menschen ein, zwei Persönlichkeiten schlechtweg: ein Mann und ein Weib in ihrem Kampf um und gegen einander. Und der Mann ist eine Adelsuatur, fein, schwach, von sensibler Noblesse, das Weib eine Plebejerin von Geburt und Seele, grobkörnig und rücksichtslos, zur Verbrecherin veranlagt. Auch hier der schwache Mann und das starke Weib — aber wie anders fallen Licht und Schatten.

Doch eins wirft der Dichter in die Wage des Weibes und bringt sie zum Sinken: das Weib ist muthig und tüchtig zum Leben, der Mann ist feig und lebensunfähig.

— Und es kam die „Meerfrau“.

Man stutzte, man fragte sich: was ist das?

Das ist ein Stück zur Verherrlichung der wahren Ehe, sagten getrost die Ibsenverehrerinnen und weinten.

Um! diese hysterische Frau Ellida, die unaufhörlich auf einen Anderen wartet und mit ihrem Mann in einer platonischen Ehe lebt, die zum Schluß

in eine Ehe zur Erziehung der — sehr erwachsenen — Stieftöchter verwandelt wird — das sieht doch eher wie eine Analyse des Weibes aus. Was thut Frau Ellida? Sie schwärmt muthig, sie träumt groß — und als der Geträumte vor ihr steht, und als das große Glück kommt, das inmer zugleich die große Gefahr ist — da erkennt sie ihn nicht, da graut ihr vor ihm, und sie sucht Schutz bei ihrer sicheren, angetrauten Nachtmütze, dem guten, gedulbigen Wangel.

Sieht man nicht Ibsen hinter der Brille ein Auge zuweilen und mit dem andern zwinkern?

Ein Axiom, worauf die Verherrlichung des Weibes in seiner Dichtung sich aufbaute, war: das Weib ist edel.

Nora ist edel. — Rebecca ist nicht edel.

Ein anderes Axiom war: das Weib ist muthig und lebensstüchtig.

Rebecca ist muthig — Ellida ist feig.

— Und es wurde „Hedda Gabler“.

Hedda Gabler ist, was man in der älteren Sprache einen „Drachen“ nannte. Alles was sie thut und sagt, ihr Lächeln und ihr Liebeln ist Bosheit — sie ist von einer ewigen Schadenlust geplagt, es ist ein ohnmächtiges, feiges Lebensverlangen in ihr, das sich unablässig in einen neidischen Lebenshaß verwandelt, einen Lebenshaß, der sich bis auf die Frucht in ihrem Schoß erstreckt.

Aber sie ist noch mehr; sie ist ein Symbol.

Ibsen hat den Faden wieder aufgenommen, den er seit der „Wildente“ liegen ließ. Hedda Gabler ist die Tochter der höheren Bourgeoisie, jener Bourgeoisie, von deren Bankrott seine Gesellschaftsdramen handelten. Hedda Gabler ist die an Seele, Muth, Inhalt bankerotte Tochter eines bankerotten Standes, eine hohle Form für eine äußerliche Lebensregel, die Sterilität einer erschöpften Klasse, als Weib verkleidet.

Hedda Gabler ist aber noch etwas.

Sie ist die Rehrseite von Frau Alving. Frau Alving ist das gute Weib, das bestimmt war, an den Männern zu verderben, Hedda Gabler ist das böse Weib, an dem die Männer verderben.

Und noch eins ist Hedda Gabler. Sie ist die Auflösung des Weibes als „Ideal“, des Ibsen'schen Ideals, das er im Weibe verkörperte, des absoluten Guten, Starken, Klugen, Reinen, Muthigen zc., zu dessen Trägerinnen er die Frauen in seinen Dichtungen machte; sie ist die Abfagung an die Kniebeugungen vor dem Weibe; sie ist die Abfage an die Frauenphalanx, die er sich selbst im Norden großgezogen, die Frauenrechtlerinnen und Mannbekämpferinnen, die Eheunlustigen und Liebesverleugnerinnen, die Mißform des modernen Weibes, zusammengedrängt in Hedda, die die Frucht in ihrem Schoß haßt und verleugnet.

Darum wurde es so unheimlich still im Norden, als der große Verstorbene, le célèbre bas-bleuiste, anfing, aus dem Grabe zu reden.

— Ueberblickt man Ibsens Lebensarbeit, so kann man sagen: er hat jedes Ideal seiner Zeit, das er ergriffen hat, aufgelöst.

Er ergriff den absoluten Glauben, den christlichen Grundgedanken in „Brand“ — und löste ihn auf. Er ergriff die romantische Willkür in einer Spießbürgerseele in „Per Gynt“ — und löste sie auf. Er ergriff die Gesellschaftsordnung in seinen socialen Dramen — und löste sie auf. Er ergriff das Weib —

Ibsen ist kein Erotiker, und er wußte instinctiv wenig vom Weibe. Sie ist für ihn als solches keine Attraction, sie ist für ihn ein Begriff und eine Figur im Brettspiel. Und er fing an, die Figur hin- und herzuschieben. Seine ersten Frauen waren dialektische Gespenster. Er kannte das Weib noch nicht hinreichend durch eigene Anschauung, darum formte er es nach der literarischen Ueberlieferung, d. h. nach den Dichtungen früherer Generationen vom Weibe; so entstand die Verherrlichung der Mutterliebe (Agnes in „Brand“), die Verherrlichung des Wartens (Solweig in „Per Gynt“), Dichtungen voll poetischer Schönheit, denn Ibsen war in seiner Jugend ein großer Lyriker.

Seine socialen Dichtungen gingen von der Unzufriedenheit aus, und er suchte und fand das unzufriedene Weib. Hierbei ist seine Schaffensmethode beachtenswerth. Seine Männergestalten sind bunt, aber bei seinen Frauen und seinen Sentenzen liegt die Evolution auf der Hand. In einem seiner frühesten Stücke („Bund der Jugend“) enthält Selma schon „Nora“ im Keim, Petra ist wie eine Photographie nach Lona, Dr. Rank wird später zu Osvald, Frau Alving ist das Temperament, das sich zu Rebecca auswächst, sie steht vor der Möglichkeit des Mordes zweifelnd, Rebecca begehrt ihn — beide ohne moralischen Schauer. Aber zugleich hat in Frau Alving die Frauenverherrlichung ihr Culmen erreicht, und wie sie sich vorher in der Motivirung der weiblichen Handlungen in aufsteigender Linie bewegte, bewegt sie sich jetzt in absteigender. Auf Rebecca folgt „die Frau vom Meere,“ auf „die Frau vom Meere“ „Hedda“ — Baijje, Baijje, Baijje! Es ist specieell immer eine Eigenschaft (wie ich oben angedeutet), die Ibsen von der einen Gestalt in die andere hinübernimmt und dann durch eine Reihe von Gestalten entweder steigert, oder auflöst. J. B. Rebecca lebensverlangend und nuthig, Ellida lebensdurstig, aber nicht nuthig, Hedda nicht mehr nuthig und nicht mehr lebensdurstig, aber feig und neugierig. Und in jeder läßt er ein Stückchen Ideal übrig, das in der nächsten zersezt wird; das letzte Flicken Idealität, das Hedda dem nächsten Stück vermacht, ist: „in Schönheit sterben“.

Der constructive Weg, auf dem Ibsens Gestalten entstehen, deckt sich damit auf. —

— Aber ist alle Mannesdichtung über das Weib: Vorstellung des Mannes vom Weibe und Bedürfniß des Mannes nach dem Weibe, so ist das, was das Weib über sich geschrieben liest, Richtschnur für das Weib, zu werden, wie der Mann es sich denkt. Es ist des Weibes Natur, sich in

eine Form zu prägen und nach einer Form zu verlangen, in die es sich prägen könne. Wohlgemerkt, das ist und bleibt immer nur eine Oberflächenprägung in der Art sich zu geben, zu reden, zu denken, zu reagiren, zu fordern. Was auf dem Grunde liegt, das folgt ganz anderen Gesetzen, die selten vor den Augen des Mannes sichtbar werden. Und so geschah es, daß Ibsen, der seine Frauengestalten nicht aus dem Leben griff, seine Lonas und Moras und Rebeccas nach etlichen Jahren sich im Leben entgegenkommen sah; die Lonas gründeten höhere weibliche Fortbildungsschulen, wurden und erzogen Studentinnen, die Moras wurden Schriftstellerinnen und verfaßten eine durch den ganzen Norden reichlich strömende Entrüstungsliteratur, und die Rebeccas freiten mit dem Recht des dreißigjährigen Mädchens ans Leben um den Mann, den sie glücklich zu machen für würdig hielten.





Helene, Herzogin von Orléans.

Don

Willy von Kretschman.

— Berlin. —



In allen Zeiten hat es Frauen gegeben, die, sei es aus Abenteuerlust, sei es aus Vaterlandsliebe oder Rachsucht, das Spinnrad mit dem Schwert, die Nadel mit der Pistolet vertauschten. Von den jagenhaften Amazonen an bis zu den in Männerkleidung kämpfenden Frauen des amerikanischen und des preussischen Freiheitskrieges wird uns von einer ganzen Anzahl mehr oder weniger berühmter Heldinnen berichtet. Romantischer Zauber verklärt meist ihre Gestalten und eine gewisse stammende Bewunderung können wir ihnen nicht versagen. Ein größeres, ein bedeutungsvolleres Heldenthum aber ist es, das uns in den Frauen entgegentritt, die, ohne einen Augenblick ihre Weiblichkeit zu verletzen, der Gefahr muthig ins Auge sahen und sie oft, gerade durch ihre Weiblichkeit, besser abzuwenden vermochten, als kriegerischer Sinn es gethan hätte. Die Gattin Karl Augusts erhielt ihrem Gemahl das Land; sie allein hatte den Muth, dem fremden gefürchteten Eroberer entgegenzutreten und ihn durch ihre würdevolle Haltung zu entwaffnen. Königin Luise that es ihr gleich. Das ist das wahre Heldenthum der Frau und gilt tausend Mal mehr als das einer Jeanne d'Arc oder Charlotte Corday, und in die Reihen dieser Frauen gehört Helene, Herzogin von Orléans.

Ihre ersten Biographen, eine französische Gräfin und ein deutscher Professor, haben ihre Aufzeichnungen hauptsächlich ihrer persönlichen Bekanntschaft mit der Fürstin zu verdanken. Professor G. H. von Schubert*), der sich durch seine naturwissenschaftlichen Werke einen Namen machte, war während der ersten Lebensjahre der Prinzessin als Erzieher ihres Bruders in ihrer Nähe

*) Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orléans. Zusammengestellt von Dr. G. H. von Schubert. München 1859. J. G. Cotta.

und schildert dieselbe besonders eingehend. Später stand er in dauerndem Briefwechsel mit ihr. Seine Erinnerungen an sie leiden unter einer ermüdenden, schwülstigen Breite, die es uns heute fast unmöglich macht, das Buch mit Interesse zu lesen. Die Marquise d'Harcourt*), Hofdame der Herzogin, macht sich desselben Fehlers schuldig. Die Einseitigkeit beider Werke, die geschichtlichen Unrichtigkeiten, die blinde Vergötterung des Julikönigthums nöthigen uns oft ein Lächeln ab. Einem Biographen unserer Tage würde ein weit umfangreicheres Material vorliegen und er würde weit objectiver urtheilen, als es seinen beiden Vorgängern möglich war, die selbst noch zu sehr mitten in den Ereignissen standen. So sind zum Beispiel über die Jugendzeit und die Heirath der Prinzessin neuerdings durch Herrn von Hirschfeld**) eine ganze Anzahl Briefe veröffentlicht worden, die eine Beschreibung derselben wesentlich ändern würden.

Mir selbst stand das Bild Helenens allzeit lebhaft vor Augen. Habe ich doch von klein auf jenes Gypsrelief bewundert, das im Zimmer meiner Großmutter hing und das zarte, liebliche Profil der Fürstin zeigte. Mit folgenden Zeilen hatte sie es ihrer Weimarer Freundin, Jenny von Pappenheim, von Ludwigslust aus gesandt, als sie selbst noch jung und froh war.

„Um einen freundlichen Blick meiner lieben Jenny möchte ich bitten, indem ich ihr das unbedeutende Dingelchen in die Hand drücke, welches meine Züge vor ihre lieben Augen führen möchte. Ruhen sie von Zeit zu Zeit auf dem todtten Gyps, so werden sie auch Leben hineinhauchen und die Seele hervorrufen, die die ihrige liebt und versteht und sich in froher Vergangenheit vertraut mit ihr fühlte.“ — — —

Ja, sie verstand es, die Seele hinein zu hauchen; vielleicht daß es auch mir gelingt.

Im Jahre 1811 verließ Caroline Luise, Karl Augusts Tochter, Weimar, um dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin in die Heimat zu folgen. Welch ein Wechsel! Dort der glänzende Hof, hier das stille weltentrückte Ludwigslust, dort die gefeierte Tochter des gefeierten Fürsten, die Freundin Goethes, der Mittelpunkt eines Kreises erlebener, groß und frei denkender Geister, hier inmitten strengster Etiquette, fern der Außenwelt, nur im Verkehr mit den Gliedern eines ultra-orthodoxen, ultra-feudalen Hofstaates. So schwer sie dies auch empfand, die Liebe zu ihrem Gatten erleichterte es ihr. Friedrich Ludwig litt selbst unter dem strengen häuslichen Regiment, das ihn, [den thatkräftigen Mann, am Schaffen eines eigenen Wirkungskreises verhinderte und auch seinen lebhaftesten, dem Zuge der Neuzeit folgenden Geist zu fesseln suchte. In Caroline Luise fand er eine verständnißvolle Gefährtin und eine treue Mutter seiner Kinder Paul und

*) Madame la duchesse d'Orléans. Paris 1859. Michel Lévy frères.

**) Friedrich Franz II. und seine Vorgänger von Ludwig v. Hirschfeld. Leipzig 1891. Dunder und Humblot.

Marie aus der ersten Ehe mit der Tochter des Zar's. Aber auch die zweite Gattin raubte ihm der Tod schon nach fünfjähriger Ehe. Zwei unmündige Kinder weinten mit dem Vater an ihrem Sarge: Prinz Albrecht und Prinzessin Helene. Schon lange hatte Caroline Luise sich krank gefühlt, aber ihr lebhafter Geist, ihr eisernes Pflichtgefühl, ein Kennzeichen der weimarischen Fürstentochter, hatten sie aufrecht erhalten. Ihre letzte Sorge galt den Kindern. Sie bat den Erbgroßherzog, ihnen bald eine neue Mutter zu geben und nannte ihm mit immer leiser werdender Stimme ihre Freundin, Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg. Er folgte dem Rathe der Sterbenden und hat es nicht zu bereuen brauchen. Prinzessin Auguste widerstrebte lange seiner Werbung, und es war weder Neigung noch Politik, was sie schließlich zur Annahme derselben trieb, sondern nur die schwärmerische Liebe zu der Todten, die sich ebenso auf die verwaisten Kinder übertrug. Sie nahm die Pflicht, ihnen die Mutter zu ersetzen, als die ihr bestimmte Lebensaufgabe auf sich, die keine leichte für sie war. Wenige Jahre nach ihrer Vermählung starb der Erbgroßherzog, ihr die ganze Verantwortung überlassend. In dem stillen Schloß zu Ludwigslust, das sie die „Friedensburg“ nannte, wurde es nun noch stiller. Ihre älteste Stieftochter Marie hatte sich mit dem Herzog Georg von Altenburg vermählt, ihr Siefsohn Paul, der nunmehrige Erbgroßherzog, verlobte sich mit Prinzessin Alexandrine von Preußen, und Albrecht, Helenens Bruder, ging zur Vollendung seiner Studien nach der Schweiz. So konnte sie sich ganz der Erziehung Helenens widmen. In ihrer Umgebung, die natürlich auf die heranwachsende Prinzessin von einigem Einfluß sein mußte, waren die verschiedensten Elemente vertreten. Zuerst sei hier Fräulein von der Tann, die Freundin und Hofdame der verstorbenen Erbgroßherzogin, genannt. Sie war ihrer Herrin von Weimar aus gefolgt und brachte, wie diese, ein Stück weimarischen Geistes und Lebens nach dem stillen Mecklenburg. Nach dem Tode von Caroline Luise blieb sie bei ihren Kindern und sorgte dafür, daß Helene die geistige und leibliche Heimat ihrer Mutter auch als die ihrige betrachten lernte, daß ihr Blick ein klarer wurde, ihr Geist einen freieren Aufschwung nahm, als es in dem strengen, etwas engherzigen Mecklenburg sonst möglich gewesen wäre. Das Band verwandtschaftlicher Liebe, von dessen früherer Festigkeit unsere Generation kaum mehr eine Vorstellung hat, hielt die junge Prinzessin, wie ihre edle Mutter, zwar aufs Innigste mit den übrigen Familiengliedern zusammen, aber das geistige Band fehlte; die Bewohner der Friedensburg gingen ihre eigenen Wege, die sie immer weiter von denen des Großherzogs und seines Erben entfernten. So wurde es ihnen verdacht, daß alle Con-
fessionen an ihrem Hof Aufnahme gefunden hatten: Fräulein von der Tann war streng katholisch, ebenso die lebenswürdige Goustavie de Sinclair; Nancy Salomon, Helenens Gouvernante, war reformirt und nur die Lehrer, welche den wissenschaftlichen Unterricht erteilten, gehörten der lutherischen Landeskirche an. Das Resultat des Zusammenlebens mit so verschieden-

artigen Menschen, war für Helenens geistige Entwicklung von höchster Bedeutung: sie lernte früh duldsam sein, das Gute, in welcher Form es sich auch zeige, anerkennen, die Menschen nicht nach der Art ihres Glaubens, sondern nach der Art ihrer Thaten beurtheilen. Der angeborene selbstständige Zug ihres Charakters trieb sie ohnedies schon dazu, Alles selbst sehen, selbst beurtheilen zu wollen und das einsame Leben machte sie nachdenklich und ernst. Niemand in ihrer Nähe konnte sich rühmen, unbedingten Einfluß auf sie zu haben.

Wie fast jeder Mensch, so hatte auch die junge Herzogin einen Ort, der ihr in ihrem späteren Leben als das Paradies ihrer Kindheit erschien; es war dies der Heilige Damm bei Dobberan. Wer jemals durch jene dunklen, alten Buchenwälder schritt und, hinaustretend, plötzlich das blaue Meer im Glanz der Abendsonne vor sich liegen sah, der begreift wohl, daß ein phantasiereiches Gemüth hier seinen schönsten Träumen nachhängen mußte. War es doch auch in einer Zeit, wo zwar Werthers Ruhm nicht mehr ganz auf der Höhe stand, aber eine Art von Gefühlschwärmerei immer noch in der Luft lag. Prinzess Helene gehörte ganz in diese Zeit, nur daß ihr klarer Geist dem überströmenden Gefühl die Waagschale hielt. Am Heiligen Damm mag sie wohl zuerst von dem fernen, sonnigen Frankreich geträumt haben, das Fräulein von Sinclair ihr in so glühenden Farben beschrieb, von dem unglücklichen, durch innere Kämpfe zerrütteten Volk, das nur ein edler Herrscher wieder aufzurichten im Stande wäre.

In das Jahr 1827 fiel die erste größere Reise des damals 13jährigen Mädchens. Prinz Albrecht hielt sich in Zürich auf, wo die Erbgroßherzogin ihn mit Helene besuchte. So sehr diese den Verkehr mit ihm genoß, in den Naturschönheiten schwelgte, sehnte sie sich doch bald in ihre Heimat zurück, denn die Freunde ihres Bruders behagten ihr wenig. Im Hause Geyners des Schwieger Sohns von Lavater, versammelte sich ein Kreis schwärmender Jünglinge, der mit dem der Stolberge einige Aehnlichkeit hatte. Leider fehlte ihm nur der Hauch der Genialität und es erfüllte ihn ein unthätiger, stets an des Lebens „Jammertal“ mahnender Geist. Das war kein Umgang für die kräftige, lebensvolle, lebensfreudige Natur der Prinzessin. Weit besser gefiel es ihr in Thüringen, wo sie sich oft bei ihrer Stiefschwester, der Herzogin von Sachsen-Altenburg, aufhielt, und in Weimar, wo sie der Gast ihres Großvaters Karl August und später der seines Nachfolgers war. Alle Welt kam ihr dort freundlich entgegen, schien doch die Mutter in ihr fortzuleben. Dem greisen Dichterkönig fiel diese Aehnlichkeit zuerst auf; bedeutungsvoll genug! Ist es doch bekannt, daß er die Mutter aufrichtig bewundert und ihr Scheiden von Weimar schmerzlich empfunden hatte.

An dem abendlichen Theetisch der Großfürstin Maria Paulowna traf die junge Herzogin zuerst deren Hofdame Jenny von Pappenheim. Die Rede kam auf Goethe.

„Seine Größe lastet auf mir!“ bekannte Helene.

„Der Granit kann nicht die Eigenschaften des Eiberduns haben,“ entgegnete ihr die begeisterte Freundin des Goetheschen Hauses, „auf diesem liegt es sich weich, der Kranke und Müde ruht sich darin aus, der Erstarrte findet neue Lebenswärme und darum ist es ein herrlich Ding. Aber der Granit hält eine ganze Erde stark zusammen, er trägt Jahrhunderte, trägt eine Welt — wie kann er Sie erschrecken?“

Seit dieser ersten Unterhaltung traten sich die beiden jungen Mädchen immer näher. Jenny von Wappenheims Mutter war eine Essäfferin, sie selbst in einer französischen Pension erzogen, Beides trug dazu bei, Helene anzuziehen, deren Interesse für Frankreich sich nur gesteigert hatte. So selbstständig, wie sie dachte und fühlte, beurtheilte sie auch die von ihr mit glühender Aufmerksamkeit verfolgte Juli-Revolution und gerieth dadurch in ernstern Conflict mit ihren mecklenburgischen Verwandten. Sie erwartete von Louis Philippe, dem Bürgerkönig, das Heil für Frankreich, während der größte Theil der deutschen Fürsten nur einen Ufurpator in ihm sah und eine Krone aus den Händen des Volkes nicht des Tragens werth erachtete, war sie doch nicht „von Gottes Gnaden“. Die junge, damals erst 16 jährige Prinzess wagte es, ihre entgegengesetzte Meinung auszusprechen, ruhig und bestimmt, unbekümmert um die versteinerten Mienen ihrer Umgebung.

Als sie das Jahr darauf nach Weimar kam, fand sie die Stimmung dort weit milder. Karl August war der erste deutsche Fürst gewesen, der mit Hilfe seines genialen Ministers von Gersdorff dem Lande eine Verfassung gegeben hatte, es dadurch für die Zukunft nicht nur vor inneren politischen Kämpfen bewahrend, sondern der Regierung auch den Stempel freierer Gesinnung auf die Stirne drückend. Sein Nachfolger änderte nichts daran und die aus allen Nationalitäten bestehende Gesellschaft war weit entfernt, auf irgendwelchem Gebiet reactionären Tendenzen zu hulldigen. Das Interesse an den politischen Ereignissen war kein großes, aber man schwärmte mit Lord Byron für Alles, was den Namen „Freiheit“ und „Volkseglückung“ trug, wenn man auch in der Praxis dem Auspruch Napoleons folgte: tout pour le peuple, mais rien avec lui!

Helene von Mecklenburg fand Verständniß für ihre Gedanken, um so mehr, als zu gleicher Zeit ein Fürst der thüringischen Lande, Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha, die auch aus den Fluthen der Revolution emporgestiegene belgische Krone annahm. Sie ahnte ja nicht, daß Louis Philippe kein Leopold war! — Während ihres Aufenthaltes in Altenburg lernte sie die Königin von Bayern und deren Sohn Otto kennen, über den sie sich in begeisterten Worten aussprach. Voll Enthusiasmus für seine Pflicht, wurde er Griechenlands König, um, des Throns beraubt, vom Volk verlassen, schließlich in der Heimat zu sterben; glücklich und hoffnungsvoll zog Helene nach Frankreich und beendete in der Verbannung ihr schmerzreiches Leben!

Zu den Ausländern in Weimar, die nicht nur ihres Ranges, sondern auch ihrer Persönlichkeit wegen, eine einflußreiche Stellung hatten, gehörte

der französische Gesandte Graf Alfred Baudreuil, der mit seiner schönen Frau im Mittelpunkt des geselligen Lebens stand. Durch ihre neu gewonnene Freundin, Fräulein von Pappenheim, machte Helene die nähere Bekanntschaft des geistreichen Franzosen. Er unterstützte die Liebe der jungen Fürstin für sein Vaterland nach besten Kräften; es kam ihm vielleicht damals schon der Gedanke an die wichtigen Folgen dieses Gefühls. Bei einer größeren Gesellschaft wurde von französischer Literatur gesprochen und schon den nächsten Morgen erhielt Jenny von Pappenheim einen Zettel mit folgendem Inhalt: „Verzeiht mir meine liebe Fräulein Jenny, wenn ich eine Bitte, die ich am gestrigen Abend so gern an Sie gerichtet hätte, heute noch schriftlich ausspreche? Um unbeschränkt über das Großartige und Gute der jetzigen französischen Literatur zu urtheilen, nicht allein mit den immer wiederkehrenden Wellen und Zephyren Lamartines zu spielen, wie Graf Baudreuil behauptet, so bitte ich Sie, meine Liebe, ihn um die Namen und Werke jener zwei von ihm so gerühmten Schriftsteller zu fragen, von denen der Eine, glaube ich, Dumas heißt und sie mir, wenn ein Wiedersehen mich beglückt, zu sagen. Leben Sie wohl, liebes Herz. Es bleibt Ihnen ewig die treue Ergebenheit Ihrer Helene.“

Fräulein von Pappenheim sandte ihr die besprochenen Werke und bekam sie nach einiger Zeit mit den herzlichsten Dankesworten zurück. Die Correspondenz blieb eine ziemlich regelmäßige und drehte sich, besonders als Helene wieder in Mecklenburg war, meist um literarische Fragen. Wie sehr sie an Weimar hing, beweisen folgende Worte:

„— Mag auch die Vergangenheit immer mehr zur Vergangenheit werden, mögen gleich tausend Eindrücke das Gemüth berühren, sie wird nimmer zurückgedrängt, sondern wie ein Glanzpunkt meines Lebens mir unvergesslich bleiben. Sie, liebe Jenny, waren eine der freundlichsten Erscheinungen derselben und Ihr Andenken wird sich nie verwischen —“

Das Ereigniß, wodurch bald darauf alle Blicke auf die Herzogin gerichtet wurden, berühren ihre Briefe nicht.

Ihre Stiefmutter erkrankte und lange Zeit schien der Tod gewiß; Helene pflegte sie aufopfernd und begleitete sie dann nach Teplitz, wo sie mit König Friedrich Wilhelm III. und, scheinbar zufällig, mit dem französischen Gesandten in Berlin, Herrn Bresson, zusammentrafen. Wie in Weimar mit Graf Baudreuil, so unterhielt Helene sich hier besonders gern mit Bresson, der mit voller Energie das Ziel zu erreichen strebte, dem Julithron durch Verbindung mit einem legitimen Fürstenhaus eine Stellung nach außen hin zu verschaffen, die ihm vollständig fehlte und sehr nöthig war. Ohne daß dieser Gedanken ausgesprochen wurde, verbreitete er sich bald als öffentliches Geheimniß durch Deutschland und faßte bei den zunächst Betheiligten am tiefsten Wurzel. Um dem schon beginnenden Familienstreit zu Hause aus dem Wege zu gehen, schlugen die beiden Fürstinnen in Jena ihr Winterquartier auf. Dort be-

gann für Helene ein geistig bewegtes Leben, nicht nur durch den häufigen Verkehr mit ihren Weimarer Freunden, sondern auch durch den Umgang mit den Gelehrten der Hochschule. Vor allen Anderen war es der Professor der Philosophie Scheidler, den sie schätzte und dessen Lebensauffassung die ihre war. „Meine Philosophie ist die der Tapferkeit,“ konnte sie sagen, wie er, und wenn er es aussprach, daß man den Schmerz bekämpfen müsse, daß keine Feigheit, keine Klage uns vor uns selbst erniedrigen soll, so hat sie diesen Worten nachgelebt. Jenny von Pappenheim hatte sie mit Scheidler bekannt gemacht, denn der wegen seiner Taubheit menschenförmige Gelehrte kam sonst wenig in gesellige Kreise. Sie war es auch, die Helene nach wie vor mit französischer Lectüre versorgte. So sandte sie ihr Viktor Hugo's Balladen und sein Drama „Hernani“ nach Eisenberg, dem lieblich gelegenen Landitz des Herzogs von Altenburg. Von dort aus schickte die Prinzessin ihr die Bücher zurück und schrieb dazu:

Eisenberg, den 10. April 1834.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, mein theures Fräulein, für die Freude, die mir Ihre Güte bereitete, und täuschen Sie nicht meine Hoffnung, die vertrauensvoll auf Ihre Nachsicht rechnete, als Ihr Büchlein Tage und Wochen — ja Monate bei mir ruhte. Meine Entschuldigung kann nur in meiner Vorliebe für dieses Werk und in dem sicheren, vielleicht zu sicheren Glauben an Sie bestehen. Nein, sicher genug kann nie der Glaube an die liebe, freundliche Jenny sein! Ein Herz wie das Ihre wird vergeben, wenn ich sage: daß der Besitzerin wegen ich das Büchlein hoch hielt und des Inhalts halber mir der Abschied schwer fällt. Sie sind der freundliche Engel meiner Lectüren gewesen, bleiben Sie es, und deuten Sie mir, ich bitte Sie, die Werke der Schriftsteller an, die Ihnen vielleicht noch Graf Vandreuil als empfehlenswerth nannte, ehe er schieb*); denn seinem Geschmaack glaube ich, kann ein flüchtiger Augenblick einen richtigen Blick verleihen, wir dürfen ihm getrost folgen, und die Perlen der neuen französischen Literatur mehr noch kennen zu lernen, nachdem so mancher rohe Stein, ein Auswurf der tobenden Zeit, mich erschreckt hatte, ist mein lebhafter Wunsch“ — —

Überall tritt uns ihr Interesse für Frankreich klar entgegen. Ihre stillen Träume sollten jäh unterbrochen werden. Schon seit einiger Zeit litt Herzog Albrecht, ihr Bruder, an einem qualvollen Kopfleiden, das er sich durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. Im Herbst 1834 erlöste ihn der Tod. Ihre tiefe Trauer kennzeichnet am besten der Brief, den sie an die Freundin schrieb, und aus dem einige Zeilen hier folgen:

Ludwigslust, 12. November 1834.

„Den innigsten, den liebewärmsten Dank meiner lieben, theilnehmenden Jenny für die Worte, die in meinem Schmerz zu mir

*) Graf Vandreuil wurde als Gesandter nach München versetzt, wo er schon im November desselben Jahres starb.

reden, und die in ihrer seelenvollen Tiefe mich so innig rühren und erheben, daß ich sie oft wieder durchlese. Ihr Herz wird durch Gottes Gnade vor einem solchen Verlust bewahrt werden. Er, der Sie liebt und schützt, wird Sie durch freudigere Wege zum Ziele führen. Das ist mein Wunsch, denn je mehr ich leide, möchte ich die, die mir theuer sind, mit Glück und Freude umringen können“ —

„Mein Brief war gesiegelt, da öffnete ich das Zeitungsblatt und fand die Todesnachricht des Grafen Daudreuil. Nichts konnte mir unerwarteter sein; noch heute dachte ich an ihn, an seine Liebenswürdigkeit und freute mich seiner Bekanntschaft. Auch er ist hinüber gezogen in das ‚stille Land‘; wie schmerzt es mich!“

Vom Jahre 35 stammt noch ein anderer, langer Brief, kurz nach dem 50jährigen Regierungs-Jubiläum ihres Großvaters geschrieben. Er enthält, wie die meisten Briefe jener Zeit, viel Gefühl und wenig Thatfachen. Das innere Leben galt für so viel wichtiger als das äußere, daß letzteres kaum erwähnt wurde. Auch in den späteren Briefen der Herzogin finden wir wenig davon, obwohl es sich jetzt so inhaltreich entwickelte.

Der Thronerbe Frankreichs, Herzog Ferdinand von Orléans, kam in Begleitung seines Bruders, des Herzogs von Nemours, nach Berlin. Mit offenkundiger Begeisterung begrüßte der liberale Theil der Bevölkerung die Söhne des Bürgerkönigs, deren Liebenswürdigkeit und vortheilhafte Erscheinung noch das Uebrige dazu beitrugen, sie beliebt zu machen. Friedrich Wilhelm III. empfing sie freundlich und begünstigte das nun offen zur Sprache kommende Heirathsproject. Mit Zurückhaltung, ja sogar mit Widerwillen wurde es an den anderen Fürstenhöfen aufgenommen, am meisten in Mecklenburg selbst, dem conservativsten aller Länder. Der König von Preußen war der einzige, der sich für die Verbindung entschieden hatte, ohne jedoch seinem Wunsche auf die Dauer Nachdruck zu verleihen. „Macht, was ihr wollt,“ scheint er ärgerlich gesagt zu haben, als die Entscheidung immer näher rückte und die Gemüther sich mehr und mehr erhitzten. Der Kaiser von Rußland drückte sich am deutlichsten aus. Er schrieb seinem Neffen, dem Großherzog Paul, der eben den Thron von Mecklenburg bestiegen hatte:

St. Pétersbourg, 11. février 1837.

— — — „Je crois remplir un devoir d'ami, en vous parlant d'une circonstance et d'un bruit qui s'est répandu, mais qui est trop déshonorant pour votre famille, pour que je ne vous en parle franchement.

Est-il vrai, qu'il ait été question d'un projet de mariage de Madame votre soeur avec le fils aîné de Louis Philippe!!! il y a quelque chose de si odieux à une chose pareille, que je me refuse d'y croire . . . vous ne devez pas y donner votre consentement comme appartenant à deux familles sur lesquelles rejaillirait la honte de votre consentement.“

Ebenso scharf urtheilte Prinz Wilhelm, unser späterer Kaiser, der Helene sehr schätzte und ihr Vorgehen nicht begriff. In einem seiner Briefe heißt es unter Anderem:

„— Wie habe ich mich in ihr getäuscht! Weder die deutsche Fürstin erkenne ich in ihr wieder, noch die besonnene, verständige Freundin! — Man mag die Dinge ansehen, von welcher Seite man will, so bleibt doch Louis Philipp ein Thronräuber, und er und seine Nachfolger tragen unrechtmäßiger Weise die Krone. Seine Dynastie mag sich nun Jahrhunderte lang erhalten oder nicht; — die Art, wie er zur Krone gelangte, wird die Geschichte mit unauslöschlichen Buchstaben als ein Unrecht bezeichnen“ — — —

„Was treibt sie zu einem Ehebündniß, vor dem mit Ausnahme sehr weniger Stimmen, alle ihr abrathen?“ — — —

Den Großherzog bestärkten diese Zuschriften nur in seinem Vorfaß, seine Einwilligung zu dieser Heirath nie und nimmer geben zu wollen. Es kam zu den ersten heftigen Auseinandersetzungen zwischen Bruder und Schwester, denn obwohl ihre Ansichten innerlich immer verschiedene waren, hatte doch bisher das Familienleben einen äußerlich herzlichen Eindruck gemacht, und Helene besonders hatte, dem Frieden zu Liebe, ihren abweichenden Meinungen selten Ausdruck gegeben. Sie lebte, sobald sie in Mecklenburg war, den Armen und Kranken, sich dem politischen Leben fern haltend, da sie doch nicht hoffen durfte, die ihr unsympathischen heimathlichen Zustände ändern zu können. Ihre Stiefmutter dachte ebenso; trotzdem versuchte auch sie die Verbindung mit dem Hause Orleans zu verhindern, nicht, weil sie im Princip dagegen war, sondern weil sie Frankreichs innere Wirren fürchtete und nicht den jugendlich-idealen Glauben ihrer Tochter theilte, die durch ihren Einfluß glaubte Frankreichs Volk glücklich machen zu können. Mit Prinz Wilhelm von Preußen fragen auch wir: was trieb sie zu diesem Ehebündniß? Liebe? Sie kannte den Herzog nicht. Ehrgeiz? Sie war weit entfernt davon. Und doch, so räthselhaft es uns erscheint, eine Erklärung ist nicht unmöglich. Wir haben Helene heranwachsen sehen. Durchaus verschiedene Elemente wirkten auf sie während ihrer Kindheit, keines davon vermochte ihren eigenartigen Charakter nach sich zu gestalten. Ihre Stiefmutter hatte naturgemäß am meisten Einfluß auf sie, der noch nachhaltiger geworden wäre, wenn sie nicht dem Grundsatz gehuldigt hätte, daß Geist und Charakter sich am besten aus sich heraus entwickeln und die Erziehung mehr eine leitende als eine bevormundende sein soll. Sie hatte damit in schärfstem Widerspruch zu dem verstorbenen Großherzog gestanden, und stand es jetzt zu ihrem Stiefsohn Paul.

Noch offenkundiger waren die Differenzen auf religiösem Gebiet zwischen ihr und ihm. Sie wie Helene waren von Herzen fromm gesinnt, aber weit entfernt von dem in Mecklenburg herrschenden Zelotenthum. So war die junge Fürstin geistig ihrer Umgebung entwachsen, ein Zustand, der selbst die liebteste Heimat zur Fremde macht.

Es giebt wohl keinen Menschen, der in der Jugend nicht vom Glück der Zukunft träumt. Gewöhnliche Naturen verstehen darunter äußeres Wohlleben mit möglichst geringer Anspannung der eigenen Kräfte, edle dagegen ein Leben, das ihren höheren Geistesgaben entspricht, Ansprüche an dieselben stellt und es ihnen möglich macht, nicht nur für sich, sondern auch für Andere erfolgreich thätig zu sein. Zu den letzteren gehörte Helene: ein Beruf, das war ihr Ziel. Dazu kamen ihre vielleicht etwas überspannt erscheinenden optimistischen Anschauungen und ihr Wunsch, den beengenden Verhältnissen Mecklenburgs zu entfliehen. Der Glaube an ein ihr von Gott bestimmtes Schicksal überzeugte sie vollends von der Richtigkeit ihres Handelns. Allem Abtrathen setzte sie den festesten Widerstand entgegen und nahm im Mai 1837 Abschied von der stillen Friedensburg. Noch heute zeigt man das Fenster, in das sie mit einem Diamanten die Worte einschrieb:

„So leb denn wohl, Du stilles Haus!
 Ich zieh' betrübt aus Dir hinaus;
 Winkt mir auch fern ein schönes Glück,
 Doch denk ich gern an Dich zurück.“

Mit Frühlingsblumen bekränzt war der Wagen, der die junge Braut diesen schönen Glück entgegenführte, Blumen streuten die Kinder auf ihren Weg, Blumen — und waren es auch nur einfache Sträußchen — brachte selbst der ärmste Mann der geliebten Fürstin, die es wie keine verstanden hatte, Thränen zu trocknen und Schmerzen zu lindern. Von ihren fürstlichen Verwandten gab Niemand als die treue Mutter ihr das Geleit. Ohne Erlaubniß, dem Drange seines Herzens folgend, ritt General von Both den Fürstinnen zur Seite und legte, heimgekehrt, seinen Degen zu Füßen des unverzöhnlichen Großherzogs nieder.

Ein Märchenzauber lag über Helenens Reise durch Deutschland: lachender Himmel, blühende Felber, Menschen, die das Fürstenkind anstaunten und liebgewannen, denn sie war selbst wie der Frühling. In Fulda ritt der Herzog von Broglie ihr mit glänzendem Gefolge entgegen und je näher der Zug, dessen Escorte preussische Schwadronen bildeten, der französischen Grenze kam, desto schöner schien die Erde zu blühen.

„Allen Schatten lasse ich hinter mir und fahre der Sonne entgegen,“ sagte Helene. Wie bald und wie blutig sollte diese Sonne untergehen!

Aus Rosen gebildet, leuchtete ihr von der Höhe eines gewaltigen Triumphbogens bei Saarbrücken zuerst das Wort „Frankreich“ entgegen; sie überschritt die Grenze, wo französische Regimenter ihr huldigend salutirten und das Volk sie jubelnd begrüßte. Wie ein Friedensengel stand sie auf dem Boden, auf dem 33 Jahre später so viel Blut fließen sollte. Der Herzog von Choiseul empfing Helene, und mit ihm, zu ihrer freudigen Ueberraschung, ihr Onkel, Herzog Bernhard von Weimar.

„Ich weiß, Weimar verläßt mich nicht!“ Mit diesen Worten dankte sie es ihm, daß er sie nicht wie eine Ausgestoßene in ihr neues Vaterland einziehen ließ.

In Metz war ihr Empfang noch großartiger, und die Begeisterung steigerte sich von Ort zu Ort. Der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit verbreitete sich mit Windeseile; die Herzen Aller flogen ihr entgegen, auch derer, die in der Verbindung mit einem streng-conservativen Fürstenhause eine Schädigung der französischen Interessen sahen. „Elle est digne de son fiancé!“ jagte man als ihr bestes Lob, denn so wenig beliebt Louis Philippe war, so sehr war es sein Sohn. In Chalons-sur-Marne erwartete er die unbekannte Braut. Freudige Ueberraschung malte sich in den Zügen Weiber, als sie sich zum ersten Mal ins Auge sahen, und als sie sich dann, strahlend im Glück, in Schönheit und Jugend dem Volke zeigten, umbraufte sie ein nichtendender Jubel.

„Voyez l'avenir de la France“ rief eine Stimme und viele Tausende wiederholten diese Worte, die in wenigen Jahren schon mit derselben Begeisterung: „vive la république“ rufen sollten.

Die Ankunft der jungen Braut in Fontainebleau bildete den Schluß- und Höhepunkt ihres Triumphzuges. Wenige Tage später fand die feierliche Vermählung statt, nach welcher das fürstliche Paar das Schloßchen Sillier bezog, in der Nähe von Louis Philippes reizendem Landsitz Neuilly. Hier lebte die königliche Familie wie die eines Privatmannes und auf den ersten Blick schien es, als könne man sich kein glücklicheres Leben vorstellen. Hier fühlte sich der König am wohlsten und zeigte sich von seiner besten Seite. So lernte auch Helene ihn kennen und lieben; erst nach und nach durchschaute sie mit ihrem prüfenden Blick, daß er wohl für die Seinen sorgte, aber nicht für sein Reich, sondern auf Kosten desselben, daß er ein guter Familienvater, aber kein Landesvater war, den sie in ihm zu finden gehofft hatte. Um so feuriger schloß sie sich ihrem Gatten an, der mit ganzer Seele an Frankreich hing und nur zu oft, trotz aller Kindesliebe, andere Wege einschlug als der König. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine liberalen Ansichten, aus denen er kein Hehl machte, hatten ihn populär gemacht; jetzt, als seine Gemahlin in weiblicher Art dieselben Wege einschlug wie er, sich auf das Eingehendste mit Armen- und Krankenpflege beschäftigte, bedeutende Männer aller Parteien an ihren Hof zog und eine bei französischen Prinzessinnen unbekanntes Kennniß der politischen und wirthschaftlichen Zustände zeigte — jetzt erreichte diese Popularität den höchsten Grad. Wenn Herzog Ferdinand mit der Gattin am Arm durch die Straßen schritt und das Volk sich dazu drängte, dann sagte er wohl mit dem ihm eigenen strahlenden Lächeln: „oui mes amis, c'est ma femme!“ Wie anders zeigte sich der Vater! Louis Philippe war steif und kühl, Königin Amélie ernst und gemessen; der Herzog von Nemours galt für grenzenlos hochmüthig und die halb frömmelnde, halb geistreich sein wollende Umgebung des Hofes wurde mit Recht verspottet und verlästert. Es ist durchaus falsch, wenn man behauptet, Helene habe in den Tag hinein gelebt, ohne die Währung im Lande zu bemerken, aber sie war zu optimistisch veranlagt, als daß sie auf den schlimmsten Ausgang gefaßt

gewesen wäre; auch sah sie in ihrem Gatten den zukünftigen Löser aller Conflict. Wie glücklich sie war, bezeugen die Worte, die sie an Professor Schubert schrieb:

„Ich habe meine Schritte nach Westen gerichtet, wohin die Stimme des Herzens mich zog, wo ich die Bestimmung meines Lebens ahnte, wo ich jetzt die Träume meiner Kindheit verwirklicht finde; wo die Kräfte meines inneren Lebens sich entwickeln und Nahrung finden im Kampfe um das Sein; wo ich einen hohen Beruf sehe, der mich zu ernstem Streben anspornt.“

Aus demselben Jahre stammt ein Brief an Jenny von Pappenheim, die sich inzwischen mit dem Freiherrn von Gustedt verlobt hatte. Er lautet, mit einigen Auslassungen, wie folgt:

Petit Trianon, den 8. October 1837.

„Wie sehr hat mich die Kunde Deines Glückes erfreut, meine liebe theure Jenny, wie innig theilt mein Herz die Gefühle, welche das Deinige erfüllen und ihm in der Zukunft so schöne gesegnete Tage verheißen. Laß mich es Dir aus voller Seele aussprechen, wie ich Dir das reiche Glück wünsche, welches der Himmel mir geschenkt hat. — — —

Nach allen diesen Bitten lege ich Dir noch die eine an's Herz: in allen Verhältnissen des Lebens auf meine Liebe zu rechnen und auf die warme treue Theilnahme, welche Dir immer widmen wird

Deine Freundin Helene.“

Am Weihnachtsabend 1837 schrieb sie an ihre Mutter:

„— — Dankbar bin ich auch heute, aber in anderer Beziehung dankbar, wie ich es vor einem Jahre war, als ich unter dem Tannenbaum von Frankreich träumte und mir vorstellen wollte, wie mein Geschick sich wohl gestalten möchte und nicht hoffen durfte, denn ich dachte damals nicht, daß Gott mir ein so reiches, so schönes Glück zu Theil werden ließe.“

Ein Jahr später wurde der Graf von Paris geboren, und die Herzogin sah sich einer neuen Lebensaufgabe gegenüber. Sie erzog ihn, ich möchte sagen, vom ersten Jahre an, nur in dem Gedanken an Frankreich, dessen König dieser Sohn werden sollte. Während ihr Gatte an dem Feldzug in Algier theilnahm, zog sie sich von den großen Hoffesten vollständig zurück und lebte nur ihrem Kinde. Dunkle Gewitterwolken stiegen unterdessen immer drohender am Horizont auf. Die Verschwörungen gegen das Leben des Königs nahmen in erschreckender Weise zu, die Presse sprach die Forderungen des Volkes immer deutlicher aus, der Lärm der Reform-Bankette drang bis zu den Ohren der Herzogin. Ihr weibliches Gefühl hatte sie bisher davon abgehalten, ihre Meinung dem König gegenüber laut werden zu lassen. Jetzt hielt sie es für ihre Pflicht. Doch Louis Philippe hörte nicht, wollte nicht hören, ebenso wie er den Niedergang seiner Regierung nicht sehen wollte. Achselzuckend nannte er sie „eine deutsche Schwärmerin!“ Er meinte, der Feldzug in Algier, der von den Franzosen so sehr gewünschte Kriegeruhm

würde die Gedanken auf andere Bahnen lenken und die Angriffe der Opposition glänzend abwehren. Er täuschte sich; nicht nach Algier richteten sich die Blicke Aller, sondern sie hafteten forschend auf ihm und seinem Hof; sie sahen, wie um Aemter und Würden gehandelt wurde, wie Bestechungen aller Art an der Tagesordnung waren, wie ränkevolle Priester, um derentwillen Karl X. gestürzt worden war, sich jetzt bei seinem Nachfolger wieder eingemischt hatten. Louis Philippe sammelte ein ungeheures Vermögen; seine Beamten suchten es ihm gleich zu thun und die sittliche Corruption, die mit dem Tanz um das goldene Kalb stets verbunden ist, nahm Jahr um Jahr zu. Scandalprocesse aller Art sorgten dafür, daß dieser Zustand nur allzu genau bekannt wurde. Man murrte, man drohte laut und leise — als aber Herzog Ferdinand wieder gekommen war, und mit Helene einst langsam durch die Straßen fuhr, damit Jeder sein reizendes Söhnchen bewundern konnte, da jubelte das Volk noch wie einst. Ja, noch lebte „l'avenir de la France.“

Eines Tages — der Herzog hatte seine Gemahlin nach dem Badeort Plombières begleitet — gingen Beide an einem Kirchhof vorüber. Ein Blumenhändler bot Todtenränze feil und nachdenklich meinte Herzog Ferdinand:

„Vielleicht schmückt dieser Kranz den Sarg eines Kindes.“ Erschrocken sah Helene ihn an, sie dachte ihrer Knaben. Der Prinz lächelte über ihren Aberglauben und sagte:

„Wer weiß, ob er nicht einem 32jährigen Manne bestimmt ist.“

Am nächsten Tage reiste der Herzog ab; eine Woche später jagte durch Nacht und Nebel ein dicht verhangener Wagen denselben Weg nach Paris zurück. Helene glaubte an das Krankenlager ihres Gatten zu eilen, sie fand schon den geschlossenen Sarg. Bei einer Fahrt nach Neuilly war der Herzog aus dem Wagen gestürzt und ohne wieder zu sich zu kommen kurz darauf gestorben.

„L'avenir de la France“ war todt; Helenens Glück, ihre Liebe, ihre Hoffnung lag auf immer begraben in der stillen Fürstengruft zu Dreux.

Schon zwei Jahre vor seinem Tode hatte der Herzog während seines Aufenthaltes in Algier sein Testament gemacht, das er von Toulon aus der Herzogin Clementine von Orléans sandte. Nichts Charakteristisches, als dieses Schriftstück, nichts zeigt genauer, welcher ausgezeichnete Mann der Gatte Helenens war, wie unendlich viel sie, ihre Kinder, Frankreich an ihm verloren haben.

Ecrit adressé par le duc d'Orléans à la princesse Clémentine d'Orléans en date de Toulon 9 Avril 1840,

(lors de sa 2^{ème} campagne d'Algèr, 2 ans avant sa mort, 5 mois avant la naissance du duc de Chartres. Dans les journées du 22 et 23 février 1848 ce testament a été saisi parmi toutes les correspondances intimes et documents de famille de Louis Philippe et de la duchesse d'Orléans; la Grande nation française ne respectant pas même les souvenirs les plus sacrés et les sentiments les plus délicats de ses victimes, les a éparpillés et abandonnés au public. Mr. d'Ahlefeld, secrétaire de la légation Danoise, a acheté ce do-

cument parmi d'autres papiers de ce genre et l'envoya à sa mère, qui le laisse circuler parmi les curieux.)

Si le devoir sacré que je vais remplir, doit être le dernier acte d'une carrière sans éclat mais sans tâche, je suis certain que toute ma famille ne verra dans l'expression de mes derniers vœux qu'une manière de plus de lui témoigner l'affection et la reconnaissance dont je suis pénétré en fournissant à tous les miens, lorsque je ne serai plus au milieu d'eux, le moyen de réaliser quelques-unes des pensées que j'aurai emportées avec moi. Mais avant d'indiquer ces vœux que je ne consigne peut-être pas ici dans une forme légale, sachant qu'entre nous cette précaution est inutile, j'éprouve le besoin, de faire agréer au Roi ma respectueuse reconnaissance, à lui qui a toujours été si bon pour moi ; à la Reine, à qui je dois tant et à ma tante qui m'a toujours traité comme un fils. — Quoique je sois certain que ma famille, dont je connais l'union indissoluble, fera pour moi ce que j'aurais fait en pareil cas pour chacun de ses membres, et se regardera comme associée intimement à toute mon affection pour ma chère Hélène, j'ose croire cependant qu'en recommandant de nouveau au Roi, à la Reine, à mon frère Nemours, à ma tante et à tous mes frères et soeurs celle qui m'a rendu si heureux, j'établirai un lien de plus entre elle et une famille, dont je me flatte qu'elle partagera en tous points les destinées. J'ai la confiance que lors même que ses devoirs vis-à-vis des enfans que je lui aurai laissés ne l'enchaîneraient plus au sort de ma famille, le souvenir de celui qui l'a aimée plus que tout au monde, l'associerait à toutes les chances de notre avenir et de la cause que nous servons. Hélène connaît mes idées ardentes et absolues à cet égard et sait ce que j'aurais à souffrir de la savoir dans un autre camp que celui où sont mes sympathies, où furent mes devoirs. C'est cette confiance si pleinement justifiée par le noble caractère, l'esprit élevé et la faculté de dévouement d'Hélène, qui me fait désirer qu'elle demeure sans contestation exclusivement chargée de l'éducation de nos enfans. — Mais je me hâte d'ajouter, que si, par malheur, l'autorité du Roi ne pouvait veiller sur mon fils aîné jusqu'à sa majorité, Hélène devrait empêcher que son nom fut prononcé pour la régence et désavouer hautement toute tentative qui se couvrirait de ce dangereux prétexte, pour enlever la régence à mon frère Nemours ou à son défaut à l'aîné de mes frères. En laissant, comme c'est son devoir et son intérêt tous les soins du gouvernement à des mains viriles et habituées à manier l'épée, Hélène se dévouerait toute entière à l'éducation de ses enfans, comme elle s'est dévouée à moi. — C'est une grande et difficile tâche que de préparer le comte de Paris à la destinée qui l'attend, car personne ne peut savoir dès à présent ce qui sera cet enfant lors qu'il s'agira de reconstruire sur des bases nouvelles une société qui ne repose aujourd'hui que sur les débris mutilés et mal assortis de ses organisations précédentes. Mais que le C^{te} de Paris soit un de ces instrumens brisés avant qu'il n'aient servi, ou qu'il devienne l'un des ouvriers de cette régénération sociale, qu'on n'entrevoit encore qu'à travers de grands obstacles et peut-être des flots de sang, qu'il soit Roi ou qu'il demeure défenseur obscur et méconnu d'une cause à laquelle nous appartenons tous, il faut qu'il soit avant tout un homme de son temps et de sa nation, qu'il soit catholique et serviteur *exclusif* et passionné de la France et de la révolution.

Je suis certain que toute en restant fidèle à ses convictions religieuses, Hélène élèvera scrupuleusement ses enfans dans la religion de leurs pères, dans cette religion qui fut de tous temps celle que la France a professée et défendue et dont le principe est si parfaitement d'accord avec les idées sociales nouvelles, au triomphe desquelles mon fils doit se consacrer. Sans vouloir ni

pouvoir tracer d'avance un plan d'éducation pour mon fils, j'indiquerai ici quelques points principaux, qu'il suivra. Je tiens à ce qu'il commence de bonne heure l'étude des langues étrangères et plus tard celle de l'histoire qu'il faudra lui faire sérieusement approfondir. Les talens d'agrément ne doivent l'occuper que très accessoirement, surtout pendant qu'il partagera l'éducation publique des ses contemporains. J'espère que d'ici là une réforme sérieuse de l'enseignement universitaire l'aura mis plus en harmonie avec les besoins de la société, mais quoiqu'il en soit, je demande formellement que mon fils soit soumis à cette épreuve de l'instruction publique qui peut seule dans un siècle où il n'y a d'autre hiérarchie possible que celle de l'intelligence et de l'énergie, assurer en lui le développement complet de ces deux facultés. Je désire même, sans vouloir faire entrer mon fils dans l'École Polytechnique, qu'il subisse l'examen public d'admission à cette école. Lorsqu'il commencera sa carrière et ses travaux militaires, que ses premiers services soient dans l'infanterie, dans cette arme nationale des Français depuis tant de siècles et dans les rangs de laquelle le peuple tout entier devra entrer le jour où l'on tentera d'émeuter contre la France, contre ses idées et sa dynastie la sentence depuis longtems rendue contre ses illustres continences.

Mais ce que je recommande surtout à ma chère Héléne, ce pourquoi j'ose compter aussi beaucoup sur la Reine, c'est la direction morale à donner à l'éducation de mon fils, ce sont les impressions qu'il ne trouvera ni dans les livres, ni dans les leçons de ses maîtres et que l'on ne saurait lui donner de trop bonne heure. — Héléne sait que ma foi politique m'est encore plus chère que ma foi religieuse : mes convictions étant près mes affections ce que j'ai de plus cher au monde, je tiens de les léguer à mon fils, non par le sot orgueil de me croire infaillible, mais par un sentiment profond et raisonné de fidélité. C'est d'ailleurs le seul héritage que je puisse laisser à mon fils n'ayant à lui transmettre ni fortune, ni un nom que je me sois fait, ni une épée dont je me sois servie ; mais je lui léguerai mieux que cela ; je lui laisserai ce qui peut teinter une âme élevée : de grands devoirs à remplir et d'immenses obstacles à surmonter pour les accomplir. En lui léguant la défense d'un pays et d'un principe menacés je dois lui léguer en même tems la foi dans leur bon droit et leur triomphe final.

Que ces pensées et ce dévouement, morts en moi sans avoir été appliqués, germent dans le cœur de mon fils ; que dans son affection pour la France il sache toujours être son complice et jamais son gardien ; qu'il ne pense à ses aïeux que pour sentir combien la grandeur de la race ajoute encore à l'étendue de ses devoirs ; qu'il apprenne qu'il n'est de la première famille du monde que pour être fier et digne de tenir toujours dans ses mains la destinée de la cause la plus belle qui depuis le Christianisme ait été plaidée devant le genre humain. Qu'il soit l'Apôtre de cette cause et au besoin son Martyre. — Voilà ce que Héléne répétera encore à mon second fils, si c'est un fils auquel elle doit bientôt donner le jour. S'il en est ainsi, sans exprimer un vœu arrêté je dois dire que j'ai quelquefois songé à donner à cet enfant les noms de Robert-Philippe et à prier le Roi de lui accorder le titre de Prince d'Algèr.

(folgen Bestimmungen, seinen Nachlaß betreffend.)

Si je n'avais pas écrit ainsi à la hâte cette note que je n'aurai pas le tems de recopier, j'aurais dû avant tout et avant de parler de qui que ce soit dire que n'osant rien laisser au Roi ni à la Reine, je les prie de choisir dans tout ce qui m'a appartenu le souvenir de moi, qui leur plaira le mieux.

Je serais heureux qu'ils veuillent bien le garder. Quant à tous les autres membres de ma famille à qui j'éprouve le besoin de léguer un gage quelconque de mon dévouement sans bornes, pour eux je charge Hélène de désigner dans ce qui m'aura appartenu ce qui pourra le mieux convenir à chacun d'eux : je ne les nommerai ici que pour leur dire adieu du fond du coeur et leur répéter encore combien leur destinée m'est chère. — Je commence par Nemours parce qu'il sera le chef de la jeune famille ; je l'ai aimé encore plus que l'on n'aime un frère ; c'est la confiance que m'inspire son loyal caractère que je le vois chargé d'un avenir aussi grand que celui qui s'ouvre devant lui et je sais qu'il justifiera la devise : uno avulso non difficile alter.

(Folgt Abchied von jedem einzelnen Familienglied.)

Je dis adieu à l'excellente G^{de}. duchesse de Meckleubourg que j'aime beaucoup et je laisse à Hélène le soin de dire si j'ai répondu à la confiance qu'elle m'a témoignée eu me donnant sa fille. Je demande à toute ma famille si la G^{de}. duchesse désirait s'établir en France de l'adopter comme une des nôtres.

Je recommande à tous mes frères et soeurs de tout sacrifier mutuellement à la conservation de l'union étroite qui règne entre nous et que j'aurais tant cherché à maintenir. Que tout soit commun entre eux, bourse, genre de vie, plaisirs, peines, penées et émotions de tout genre ; qu'ils ne soient que les différens membres d'un même corps animé par une seule âme. Que leur principe soit : tous pour un, un pour tous et qu'ils ne songent plus désormais à moi que pour remplacer ce que la famille aura perdu de force en ajoutant à leur valeur individuelle par leur travail et leur honorable conduite.

Après les membres de ma famille que je viens de nommer, je nomme les personnes qui ont le plus contribué au mariage qui a fait le bonheur de ma vie et à qui je dois le plus ! Je ne sais si j'ose ici prononcer le nom du Roi à qui je suis personnellement attaché*), Hélène jugera ce qui sera convenable, mais je nommerai M^{rs}. le prince de Wittgenstein, de Schilden, de Rantzau, les dames de Bassewitz et de Bontems (née Salomon), M^r. Thiers qui a entamé la négociation, le comte Bresson que je regarde comme un ami àur et éclairé, le duc de Broglie qui a pris part aussi à cette affaire et le comte Molé qui l'a conclue.

(Folgen noch verschiedene Meinungen.)

Je désire que toutes les notes et mémoires que j'ai rédigés soient autant que possible brûlés et détruits.

Enfin puisqu'il faut arriver à dire un mot de moi, je désire que mon enterrement ait lieu sans pompe. J'ai évité pendant ma vie autant que j'ai pu, les comédies, et je ne voudrais ni ennuyer le monde après ma mort, ni surtout faire aervir mon cadavre à une masquerade posthume, dont le résultat serait de faire bailler les indifférens et amuser les curieux. Mes vrais amis sauront bien où me trouver.

La dernière ligne de cet écrit sera pour demander pardon aux personnes que j'aurais pu offenser : pour dire encore adieu à ma famille à laquelle je

*) Friedrich Wilhelm III.

lègue mon esprit d'union, trésor précieux, qui les mènera bien loin s'ils savent s'en servir; — pour exprimer mes vœux ardents pour le triomphe de la cause française dans le monde et mon dernier mot sera pour mes enfans et ma chère Hélène.

signé: Ferdinand-Philippe
d'Orléans.

Toulon (Var) 9 Avril 1840.

Stumm, ohne Klage, versteinert in ihrem Schmerz, stand die Wittwe ihrem ungeheuren Unglück gegenüber. Aber sie gehörte nicht zu den Frauen, die unthätig, murrend wider das Geschick, die Hände in den Schoß legen.

„Ich lese,“ schrieb sie, „in den Augen meiner Kinder, in den Augen des französischen Volkes die Mahnung: Lebe für uns! Gott wird mich stärken, daß ich in Wahrheit leben kann für sie!“

Die Erziehung ihrer Kinder lag ihr besonders am Herzen. Es wurde ihr von der Familie des Königs verdacht, daß sie sich dabei keinem Einfluß unterwarf. Das Ziel, das sie verfolgte, kennzeichnet sie selbst folgendermaßen:

„Es ist mein Bestreben, den deutschen Geist, den, welchen ich in Weimar als den wahrhaft deutschen kennen gelernt habe, mit dem französischen zu verbinden, da ich glaube, daß sich darauf Frankreichs zukünftige Größe aufbauen wird.“

Nach und nach erschien sie wieder im Kreise der Familie und betheiligte sich an kleinen Ausfahrten. Bei einer solchen war es, wo die ganze königliche Familie nur durch die Geistesgegenwart eines Mannes dem Tode entging. Der König fuhr mit den Seinen zu einer militärischen Besichtigung. Man mußte eine Schleiße passiren, plötzlich öffnete sich dieselbe und schon stürzten die Vorderpferde in den fünfundzwanzig Fuß tiefen Abgrund, als der Kutscher sie mit riesiger Kraft zurückriß und den Wagen zum Stehen brachte. Auf's Schmerzlichste bewegt, dachte Helene an den geliebten Gemahl, der bei einem weit gefahrloser scheinenden Anlaß nicht gerettet werden konnte, und hielt nun mehr denn je daran fest, daß ihre Söhne zu Frankreichs Glück erhalten werden sollten. Das Jahr 1848 vernichtete auch diesen Glauben.

Es ist hier nicht der Ort, die allgemein bekannten Ereignisse, der Februar-Revolution zu schildern. Gedrängt durch die Ereignisse verstand Louis Philippe sich zu den gewünschten Reformen, aber schon waren die Leidenschaften entfesselt, es war zu spät. Kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so tobte die Menge und überschrie denjenigen, der das neue Ministerium verkünden wollte. „Man tödtet das Volk: Rache! Rache!“ tönte es von allen Seiten. Der König hatte keine andere Antwort als: „Ich danke ab.“ Mit einem hoheitsvoll klingenden Pathos sagte er, daß er zu Gunsten seines Enkels die Krone niederlege, in Wirklichkeit jedoch überließ er ein Weib und einen neunjährigen Knaben der Wuth des empörten Volkes. Die Regentschaft fiel nach dem Gesetz dem Herzog von Nemours zu, während die Franzosen auf die der Herzogin von Orléans gehofft hatten

und dem unbeliebten Nemours ebenso feindlich begegneten, wie dem König. Der Herzog benahm sich tadellos, er war der einzige der Familie, der seine Schwägerin nicht im Stiche ließ. Als sie die tobenden Menschenmassen gegen das Schloß anstürmen sah und Nemours sie einem sicheren Versteck zuführen wollte, nahm sie, ohne einen Ausdruck des Schreckens, ihre Knaben an die Hand, führte sie unter das Bild des Vaters und sagte, sich zu ihrer verzweifelten Umgebung wendend:

„Herzog Ferdinands Wittve flieht nicht; an dieser Stelle wollen wir sterben.“

Nach und nach verhallte der Tumult und neue Hoffnung belebte die Fürstin. Sie vertraute ihrer Popularität, vertraute dem Volk und glaubte es durch Milde wieder zu gewinnen. Im Namen des jungen Königs befahl sie dem General Bourgard dem Kampf Einhalt zu gebieten und verließ allein, nur mit ihren Kindern, das Schloß, um furchtlos unter das Volk zu treten. Da begegnete ihr Herr Dupin, der sie in die Kammer der Deputirten geleiten wollte. „Eine zweite Maria Theresia“, so nannte er sie. „Mein Leben gehört Frankreich und meinen Söhnen,“ erwiderte die Herzogin und folgte ihm. „Vive la république,“ klang es ihr entgegen, sie wich um keinen Schritt zurück. Aus dem blassen Antlitz strahlten die blauen Augen in nie gesehenem Feuer; unwillkürlich beugte Einer oder der Andere sich vor der königlichen Gestalt, die Schreier verstummten, man machte ihr Platz und plötzlich schien der Bann gebrochen: „Vive la duchesse d'Orléans“ tönte es aus vielen hundert Kehlen. Als sie die Deputirtenkammer betrat, war es derselbe Ruf, der sie begrüßte. Dort war man bisher, trotz vielen Hin- und Herredens, zu keinem Resultat gekommen. Das Erscheinen der Herzogin war die erste That in diesen Räumen.

Nachdem Herr Dupin ihre Regentschaft proclamirt hatte, kam es zu neuen lebhaften Debatten und man forderte sie auf, theils aus Angst vor dem Einfluß, den ihre Gegenwart hier ausüben mußte, theils aus Sorge um ihre Sicherheit, den Saal zu verlassen.

„Wenn ich gehe, so findet mein Sohn den Weg nicht zurück,“ sagte sie und blieb. Crémieux, einer der Führer der Opposition, ließ ihr auf der Spitze eines Bajonetts einen Zettel reichen. Er wußte, daß draußen ein blutdürstiger Volkshaufen stand, jeden Augenblick bereit, in ihr Marie Antoinettes Schicksal zu erneuern; vom Mitleid getrieben, forderte er sie auf, sich zu entfernen. Helene las, legte die Hand auf das Haupt des jungen Königs, schüttelte verneinend den Kopf und blieb. In Odilon-Barrot fand sie einen berebten Fürsprecher ihrer Sache, so beredt, daß jubelnde Zurufe sie wie ihren feurigen Anwalt von allen Seiten begrüßten. Dankbar verneigte sie sich und begann mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Wir sind gekommen, mein Sohn und ich —“

Wildes Geschrei ließ sie verstummen. Nationalgardisten und Schüler des Polytechnikums stürmten den Saal; ein Fleischer mit blutbespritzter

Schürze, das Messer in der Hand, ihnen voran. Entsetzt sprangen die Deputirten von den Plätzen; die Herzogin allein sah den Eindringenden ruhig entgegen und rührte sich nicht. Da erhob sich Lamartine, jener aus weltfremdem Idealismus und selbstgefälligem Pyrasenhelbenthum zusammengesetzte Poet. Seine Stimme galt etwas im Volk, wenn sie auch nicht so ausschlaggebend war, wie er es selbst in seiner Geschichte der Februar-Revolution gern glauben lassen möchte.

„Wo finden wir,“ sagte er, „unser Oberhaupt? Nur in der Volkssouveränität, aus der allein Ordnung, Wahrheit, Freiheit entspringt.“

Und das souveräne Volk drinnen und draußen brüllte Beifall, das souveräne Volk zertrümmerte die Thüren, das souveräne Volk riß die Frau, die Mutter, die Wohlthäterin von ihrem Sitz, griff mit blutiger Faust in das blasse Antlitz schulloser Knaben. Und Lamartine sprach von Ordnung, Wahrheit, Freiheit! Jetzt machte Niemand mehr der unglücklichen Herzogin Platz, Niemand jubelte ihr zu; Frankreich, das sie liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, hatte sie verlassen; die Unschuldige mußte hüßen für den entflohenen Schuldigen. Im Hôtel des Invalides fand sie einen vorläufigen Zufluchtsort, wo ihre wenigen Freunde sich um sie versammelten. Ihr Geist blieb klar und ruhig, selbst als Einer nach dem Anderen mit immer trüberer Nachrichten bei ihr eintrat.

„Ich bleibe, so lange Einer unter Euch es noch für nöthig hält,“ rief sie aus, „braucht Frankreich meinen Sohn, so flieht er nicht, und wird' obwohl er nur ein König von neun Jahren ist, auch königlich zu sterben verstehen.“

Endlich, nach laugen Bitten, entschloß sie sich zur Flucht. Jede Bekleidung verschmähend — „wenn man mich findet, soll man mich als Prinzessin finden —“ bestieg sie den Wagen, der sie zunächst einem einsamen Schloß in der Nähe zuführte. Auch dort noch hoffte sie! Vergebens! In dunkler Nacht, in Sturm und Regen, das Nöthigste entbehrend, floh sie mit ihren Kindern aus dem Lande, das sie in strahlendem Sonnenschein, unter Blumenportalen betreten hatte, begrüßt vom jubelnden Volk, vom geliebten Gatten.

Die treue Mutter traf in Gms mit der Herzogin zusammen. Sie war gebeugter, als Helene, ja diese lächelte sogar wehmüthig und tröstete sie: „Ich habe ja noch meine Kinder und hoffe Frankreich wiederzusehen.“

Ihr Schicksal fand auch in Mecklenburg, wo ihr Neffe inzwischen den Thron bestiegen hatte, die herzlichste Theilnahme. Friedrich Franz II., der seine Tante sehr liebte, sandte Boten über Boten, um sie nach Mecklenburg zu geleiten. Die verwittwete Großherzogin Alexandrine eilte selbst ihrer Schwägerin entgegen und wollte damit zuerst die Hand zur Versöhnung reichen. Daß Helene sie zurückwies, war menschlich natürlich. Sie hatte schwer unter dem Zerwürfniß der Familie gelitten, sie hatte den Warnungen des Großherzogs Paul und seiner Gemahlin kein Gehör geschenkt und jetzt, da

sie diese Warnungen erfüllt sah, fürchtete sie eine Begegnung mit derjenigen, die am meisten gewarnt hatte. Ihre tief verwundete Seele zog sich in sich selbst zurück, allem Mitleid aus dem Wege gehend. Erst zwei Jahre später entschloß sie sich zu einem kurzen Besuch in Mecklenburg, wobei sie sich ganz mit ihrer Familie ausöhnte, fand sie doch in Friedrich Franz II. einen Fürsten, der wie wenige seinesgleichen sein Land zu regieren, sein Volk zu beglücken verstand.

Zu ständigem Aufenthalt wählte sie sich die Heimat ihres Geistes: Sachsen-Weimar. Großherzog Karl Friedrich hatte ihr sein Schloß in Eisenach zum Asyl angeboten, das sie freudigen Herzens annahm. Nicht wie eine flüchtende, ihrer Krone beraubte Frau wurde sie empfangen, sondern wie ein hoher, geliebter Gast.

„Wie wohl thut es mir, nach all' dem Haß, wieder von Liebe umgeben zu sein,“ schrieb sie, „ich danke Gott, der mir so treue Verwandte gegeben, der dieses herrliche Land geschaffen hat und den Geist großer Ahnen immer wieder erweckt und, mein Herz sagt es mir, ihm ewig junges Leben geben wird.“

Reisen nach England, wohin Louis Philippe geflohen war, und nach der Schweiz bildeten die einzige Unterbrechung ihres stillen Eisenacher Lebens.

Der schwerste Schlag, der ihre mit gläubigem Vertrauen auf eine günstige Wendung des Schicksals aufrecht erhaltene Hoffnung vernichten sollte, traf sie am 2. December 1852. Mit lebhaftem Interesse hatte sie Frankreichs politische Wirren verfolgt; sie erkannte nur zu genau, wie nöthig ihm ein thatkräftiger Herrscher war und glaubte ihren Sohn dazu berufen. Da setzte Napoleon III. sich die Kaiserkrone aufs Haupt. Zum ersten Mal in ihrem Leben, brach sie auf Augenblicke unter dem Eindruck dieses Ereignisses zusammen, sie sah sich getäuscht in Allem, was sie gehofft, geglaubt, wofür sie gelebt hatte. „Was sind wir nun!“ rief sie aus, „Menschen ohne Ziel, ohne Zukunft, ohne Hoffnung.“

Ihr großer Charakter half ihr auch dieses Leid überwinden. Sie war es, die, als Louis Philippe gestorben war, ihre Pflicht in der Nähe seiner geprüften Wittve selbstlos erfüllte. Sie verließ Eisenach, um das letzte Jahr ihres Lebens in England zuzubringen.

Am 17. Mai 1858 schloß Helene von Orléans die müden Augen. Man nennt sie eine unglückliche Fürstin, sie selbst aber schrieb von sich und diese Worte geben ihr Bild am schönsten wieder:

„Mein Leiden wiegt, wenn ich zurückblicke, das genossene Glück nicht auf. Einen edlen Vater, eine vortreffliche Mutter nannte ich mein, die herrlichste Jugendzeit durfte ich in Weimar verleben, gehoben und getragen durch das Walten unsterblicher Geister, den besten Gatten gab mir Gott, die lieblichsten Kinder und die nie versiegende Hoffnung, daß Frankreich einst doch noch seine Größe ihnen verdanken wird.“



Prinzessin Jaja.

Ein Märchen.

Von

Kurd Laßwitz.

— Gotha. —



Es war einmal eine Prinzessin, die hieß Jaja; aber leider hatte es mit ihr einen Haken, und deshalb haben wir unsere Geschichte falsch angefangen. Eigentlich können wir gar nicht beginnen, denn der Haken war eben, daß die Prinzessin nicht wußte, ob sie war. Also fangen wir noch einmal von vorn an.

Es war also einmal eine Prinzessin, und die war nicht. Das ist aber auch noch nicht der richtige Anfang. Denn solange die Philosophen noch nicht klar darüber sind, was das wirkliche Sein wirklich sei und wie es mit dem Erkennen zusammenhängt, fragt es sich doch, ob die Prinzessin wirklich nicht war, oder ob sie bloß nicht wirklich war. Und da in den Märchen immer alle Dinge dreimal vorkommen und erst das dritte Mal die Sache gelingt, so sehen wir nicht ein, warum es nicht gleich mit dem Anfange auch so sein solle und erst der dritte Anfang der richtige werde. Und nun kommt er. —

Es war einmal ein Königreich, das hieß Drüberundbrunter, und dazu gehörte auch ein König, Namens Hähäh. Dieser König besaß eine einzige Tochter, die reizende Prinzessin Jaja, mit der es leider den Haken hatte. Und das war so gekommen.

Die Prinzessin hatte eine Pathin, natürlich eine Fee, und zwar eine echte, die noch von den alten heidnischen Göttern stammte. Das sind nämlich die vornehmsten, und von diesen sind wieder diejenigen die gebildetsten, die ihren Stammbaum auf den Olymp zurückführen können. Mit der Mythologie aber stand die Prinzessin wie die meisten jungen Damen von siebzehn Jahren

auf schlechtem Fußwege den vielen schwierigen Namen, und darum konnte auch Jaja die Fee Dysthymos Kräkeleia — so hieß die Pathin — nicht gut leiden.

Als die Prinzessin nun ihren achtzehnten Geburtstag feierte, kam auch Dysthymos Kräkeleia als Gratulantin und brachte ihr zum Geschenk einen Abreißkalender vom vergangenen Jahre, den sie in einem Schnittwaarengeschäft zu bekommen hatte. Denn die Fee hielt viel auf Geschenke, die nichts kosteten, außer wenn sie für sie selbst bestimmt waren. Das ärgerte nun wieder die Prinzessin, und als sie mit Kräkeleia bei der Chokolade saß, sagte sie ganz trübselig:

„Ach, liebe Pathin, mein Mythologielehrer versteht doch gar nichts. Neulich wußte er nicht einmal, wie Ihre werthe Frau Mama hieß.“

Das war aber ein Stich, denn die Fee hatte keine Mama, sondern bloß einen Papa, und das war eben das Feine an ihr. Die Fee sagte also etwas gereizt:

„Nun, Du solltest doch wissen, liebe Jaja, daß ich wie meine Schwester Pallas Athene keine Mutter habe. Wir beide rühmen uns, unmittelbar aus dem Götterkönig Zeus entsprungen zu sein.“

„So, so,“ sagte Jaja, „Sie sind auch aus dem Haupte des Zeus entsprungen?“

„Das gerade nicht, aber aus einem Auge des Zeus.“

„Und wo befand sich denn dieses Auge?“

„Nafeweises Ding!“ rief die Fee aufgebracht. „Ein Hühnerauge war's, aus dem ich entsprungen bin, unter der kleinen Zehe saß es. Sehr übler Laune war der Götterfürst, denn er hatte damals gerade vergeblich der schönen Freya nachgestellt, die droben hinter Grönland im eisigen Norden haust. Da hatte er sich Schneeschuhe untergebunden, und davon war das Hühnerauge gekommen. Als nun Pallas Athene aus seinem Haupte sprang, da ernannte er sie zur Göttin des Wissens und Forschens, zur Herrin aller berechtigten Fragen, welche die Menschen stellen dürfen. Mich aber, als ich aus dem Hühnerauge sprang, ernannte er zur Göttin aller überflüssigen Fragen, zur Herrin der Räthselmacher, Steuerabschätzer, Polizisten und Metaphysiker. Und weil Du so überflüssige Fragen gestellt hast, so verwünsche ich Dich hiernit zur Strafe für Deine Neugier. Und Du sollst nicht eher einen Mann bekommen, bis Du die unnützigste Frage der Welt gefunden und gelöst hast.“

Und damit verschwand Dysthymos Kräkeleia in Gestalt eines langen Fragezeichens.

Mit diesem Augenblicke kam ein großes Unglück über das Königreich Drüberunddrunter, es brach nämlich die Fragepest aus und gleich hinterdrein die Räthselseuche.

Daran war freilich Seine Majestät der König Gähäh selber schuld. Denn als er von der Verwünschung der Prinzessin hörte, war er gar nicht empört, sondern lächelte so allerhulbvolkst, daß dem Großvezier zwei Westenknöpfe vor Bonne absprangen, und sagte:

„Wozu habe ich denn meine Professoren, meine Oberbrahminen, meine Beziere und Oberhofchargen, wenn nicht wenigstens Einer darunter so dumm sein sollte, auf die allerunnützlichste Frage zu verfallen? Und im Nothfalle bin ich selber noch da.“

„Euer Majestät,“ sagte der Großvezier, „bemerkten soeben allerhöchst scharfsinnig, daß Ihre königliche Hoheit die Prinzessin auch die Lösung der Frage muß finden können.“

„Sehr richtig,“ entgegnete der König, indem er den Würdenträger allerhöchsteigenmächtig auf den Rock klopfte, „dazu wird meine Tochter, die Prinzessin, schon klug genug sein. Aber die Frage, die Frage! Dazu gehört Dummheit, und die kann ich von meinen Beamten verlangen.“

Nun ließ der König eine Concurrrenz ausschreiben. Wer die überflüssigste Frage in der Welt stellte, der sollte soviel goldene Erbsen bekommen, daß er darauf spazieren gehen könnte; wenn aber die Prinzessin die Frage nicht herausbekäme, so müßte er die Goldstückchen in den Stiefeln tragen.

Da zerbrach man sich in Drüberundbrunter die Köpfe, daß es drunter und drüber ging.

Der Oberhofwolkengucker, welcher das Wetter anzufagen hatte, ob die Prinzessin den Sonnenschirm, den En-tous-cas oder den Regenschirm nehmen sollte, stellte die erste Frage.

„Warum geht die Sonne immer rechts herum und nicht links herum?“

Die Frage wurde für genügend überflüssig befunden, doch die Prinzessin konnte sie nicht lösen, und so bekam der Oberhofwolkengucker die goldenen Erbsen, aber inwendig.

„Was ist eher, der Tag oder die Nacht?“ fragte der Obernachtswächter. Da mußte er auch die goldverengten Stiefel anziehen.

Der Oberbrahmine fragte, warum die Welt geschaffen sei; aber er hatte gleichfalls kein Glück damit. Und da er nun Urlaub nehmen mußte, so fragte der Unterbrahmine, ob er nun Oberunterbrahmine oder Unteroberbrahmine wäre. Das wußte die Prinzessin erst recht nicht. Nun jagten sich die Fragen wie die Flocken im Decemberwind. Ist es besser, zuerst den rechten oder den linken Strumpf anzuziehen? Ist die Tugend grün oder carmoisingestreift? Was ist das Ding an sich? Wer hat den Häringsalat erfunden? Was ist ein Matshakerl? Warum nennt man die Kartoffeln nicht Haiische? Aber keine Frage erhielt den Preis, entweder waren sie nicht überflüssig genug, oder die Prinzessin konnte sie nicht lösen. Da gab es in Folge der Goldstiefeln bald soviel Hühneraugen in Drüberundbrunter, daß Kräkeleia ihre Freude daran hatte.

Endlich kam der Oberhofgrundsatzfabrikant auf die seine Idee, die Sache müsse viel besser gehen, wenn man sie umkehre und nicht mit der Frage beginne, sondern mit der Antwort. Und wenn man die hätte, nachher könne man ja die Frage danach einrichten. Eine solche Einrichtung aber nennt man ein Räthsel.

Da ging den Leuten in Drüberunddrunter auf einmal ein Licht auf und sie fingen an Räthsel zu machen nach Herzenslust. Und damit die Prinzessin die Räthsel auch rathe, so hielten sie es für das Beste, sie alle auf den Namen der Prinzessin zuzuspitzen. Denn den müßte sie doch kennen, und wenn sie nur „Ja ja“ sagte, so wäre das Räthsel schon gerathen. Und dann wäre es immerhin eine erfreulich unnöthige Frage, nach dem Namen der Prinzessin zu forschen, weil ihn doch jedermann schon wisse. Mit dieser Philosophie stieg die Räthselseuche auf ihren Höhepunkt. Der Oberhofhurrahschreier schrie zuerst:

„Kommt Silber Eins vor Silber Zwei,
So schreit vor Freude man Zuchheit!
Doch kommt die Zweite vor der Ersten,
So möchte man vor Freude bersten.“

Das fand der König sehr gut.

Der Oberhofzoolog ließ sich ebenfalls hören und sprach:

„Drehst Du es um, so ist's das faulste Wesen,
Von vorn kam es sogar ein Esel lesen.“

Er meinte nämlich, daß man Jaja auf J=a — J=a aussprechen könne, und dann giebt es umgekehrt das Faulthier Uy=Uy.

Hierin erblickte jedoch der Staatsanwalt eine tendenziöse Zerstückelung und Körperverletzung des Namens der Prinzessin, und der unglückliche Oberhofzoologe wurde mit einer auf drei Jahre herabgemilderten Todesstrafe belegt.

Dies hielt die Bewohner von Drüberunddrunter indessen nicht ab, immer neue Räthsel zu machen. Die Kinder in der Schule, die Bettler vor den Thüren, die Minister im Staatsrath und die Liebenden im Mondschein schmiedeten Räthsel. Die Geschäfte stockten, die Straßen verödeten, selbst die Eisenbahnzüge blieben stehen, weil die Lokomotiven ansingen, Räthsel zu fabriciren. Das Königreich drohte zu verhungern, die Räthselseuche raffte Tausende dahin. Sechszunddreißig Millionen Räthsel waren eingeliefert und der König ließ sich eine neue Perrücke machen, nur um sich vor Verzweiflung die Haare ausreißen zu können. Denn er wußte nicht, welches Räthsel das beste sei. Die arme Prinzessin aber mußte Tag und Nacht die Räthsel vorlesen und auf jedes „Jaja“ sagen.

Das wurde ihr denn doch zu bunt. Deshalb ging sie zu ihrem Herrn Vater und sprach:

„Euer Majestät wollen geruhen zu bedenken, daß doch alle diese Räthsel eigentlich nur einunddie selbe Frage sind. Aber es ist gar nicht bewiesen, daß diese Frage auch die überflüssigste ist, denn sonst hätte mir die Fee Kräkeleia sicher schon ihr Zeichen gegeben.“

„Poß Bliß,“ sagte Hähäh, und schlug sich vor seinen allerhöchsten Schädel, „da hast Du Recht, meine Tochter.“

„Sehr wahr,“ bemerkte der Großvezier. „Dies kann unmöglich die unnützlichste Frage sein.“

„Das hab' ich mir gleich gedacht,“ meinte der Unterobershofbrahmine, „ich wollte es nur nicht sagen; aber wir waren offenbar auf dem Holzwege.“

Und nun sahen Alle ein, daß sie einen colossalen Unsinn ausgebrütet hatten. Der Staatsrath erließ ein Gesetz, daß bei Todesstrafe alles Rätshel-machen von jetzt ab verboten sei. Die sechsunddreißig Millionen Rätshel wurden in einem großen Freudenfeuer verbrannt und der Staatsanwalt fuhr im ganzen Lande umher und fahndete überall auf Rätshel. Aber natürlich fand er keines mehr. Der Oberhofgrundrathmacher aber, welcher die ganze Sache angestiftet hatte, bekam die engsten Stiefel, die aufzutreiben waren, mit Gold gefüllt und mußte darin die Landesgrenze überschreiten.

Die Prinzessin war nun zwar die Rätshel los, aber im Uebrigen war ihr nicht geholfen. Da ihr Niemand im ganzen Königreiche die überflüssigste Frage der Welt zu sagen wußte, so fing sie an, selbst darüber nachzugrübeln. Oft schickte sie ihre Hofdamen fort und ging allein in dem großen, weiten Parke spazieren, der von einer unübersteiglichen Mauer umschlossen war.

Mitten in diesem Parke befand sich ein Hügel, darauf stand ein uralter Thurm. Rings umher blühten die wilden Rosen und bunte Falter spielten um ihre Kelche. Hier wandelte die Prinzessin am liebsten, und ihre traurigen Augen glitten oft an dem grauen Gemäuer vorüber und an der seltsamen Gestalt, die vor der Thür des Thurmes saß und mit weltfernem Blick in die Weite sah. Wenn aber die Prinzessin sich abwandte, so folgten ihr die Augen des Wächters, und es glänzte darin geheimnißvoll, wie wenn der Nachthimmel sich im dunklen Bergsee spiegelt.

In dem Thurme hauste einsam und abgechieden von der ganzen Welt der Oberhoffrondiamantenzerklopfer. Es lag nämlich unter dem Thurm in einem festen Gewölbe der größte Schatz des Königreiches, wie es keinen zweiten gab auf der Erde. Das war 'ein funkelnder Diamant, rein und weiß, und so groß wie ein Menschenherz. Niemand durfte ihn sehen und Niemand hatte ihn gesehen, auch der König nicht. Niemand auch konnte in das Gewölbe dringen, vor welchem ein Zauberschloß befestigt hing, und außerdem war es Jedermann verboten, den Thurm zu betreten oder mit dem Oberhoffrondiamantenzerklopfer zu sprechen. Und dieser durfte nichts wissen von dem, was in der Welt vorging. Denn wenn von den Stimmen der Menschen oder dem Geräusch des Tages etwas bis zu dem Stein gedrungen wäre, so hätte der Stein blind werden müssen.

In einer schlaflosen Nacht war nämlich dem König eingefallen, daß vielleicht einmal der Feind eindringen und sich des Schatzes bemächtigen könne. Und da der König bei Nacht ein sehr kluger Mann war, so fiel ihm noch weiter ein, daß es das Sicherste sei, Jemanden anzustellen, der nichts weiter zu thun habe, als darauf zu warten, daß einmal der Feind käme.

Dann sollte er mit dem Zauberschlüssel, der an der Wand hing, das Gewölbe aufschließen und mit dem großen Hammer daneben den Stein in Stücke schlagen. Denn der Feind sollte auch seinen Aerger haben. Und deswegen hatte er das Amt des Oberhofkrondiamantenzerklopfers geschaffen.

Da aber Niemand Oberhofkrondiamantenzerklopfer werden wollte, so ernannte er dazu seinen jüngsten Hirtenbuben. Der saß nun schon zehn Jahre in oder vor dem Thurne und wartete. Weil er gar nichts zu thun hatte, so ging seine Seele in der weiten Welt spazieren, und weil er mit Niemand sprechen durfte, so sprach er mit den Rosen am Hügel und mit den Wolken, die vorüberzogen, und in der Nacht mit den lichten Himmelssternen. Der Stein im Gewölbe aber durchstrahlte ihn mit einem unsichtbaren Lichte, und er wußte es nicht.

Als nun die Prinzessin eines Tages wieder von dem Thurm fortging, wandte sie sich einmal plötzlich um und sah, daß die Augen des Oberhofkrondiamantenzerklopfers auf ihr ruhten, und es war, als läge eine tiefe Frage in ihnen. Da dachte Jaja, daß es doch ihre Pflicht sei, auf alle Fragen zu achten, die sich ihr darböten, ob nicht etwa die überflüssigste dabei sei. So ging sie denn noch einmal am Thurm vorüber; da sie aber den Jüngling nicht anreden durfte, so konnte sie ihn nur mit ihren Augen fragen; und der Jüngling sah sie wieder an, aber er sagte nichts.

Das ging nun so viele Tage lang. Immer häufiger wandelte die Prinzessin am Diamantenthurm, und immer häufiger begegneten ihre fragenden Blicke den fragenden Augen des Oberhofkrondiamantenzerklopfers, und wenn sie beide wieder allein waren, zerbrachen sie sich den Kopf, was wohl die fragenden Blicke zu bedeuten hätten. Von dem vielen Gehen aber bekam die Prinzessin einen zarten Anflug von einem ganz, ganz kleinen Hühnerauge, und darüber war sie sehr glücklich. Denn erstens mußte sie dabei merkwürdigerweise immer an den Jüngling mit den dunkeln Augen denken, und zweitens hatte ihr die Fee Kräteleia sagen lassen, wenn sie auf dem richtigen Wege nach der unnützen Frage sei, so werde sie es an ihren Zehen spüren.

Endlich faßte sich Jaja ein Herz, und in der Meinung, daß es ihr, als der Prinzessin, doch nicht gleich an den Kopf gehen würde, wenn sie das Gebot überträte, fragte sie den Oberhofkrondiamantenzerklopfer äußerst gnädig:

„Warum siehst Du mir nach, wenn ich vorübergehe?“

Der Jüngling schwieg eine Weile ganz erschrocken; denn seit zehn Jahren hatte ihn Niemand, angerebet und nun gar eine so schöne junge Dame; dann sagte er mit leiser, wohl lautender Stimme:

„Ich blicke Dir nach, Du Süße,
Und tausend, tausend Grüße
Send' ich Dir zu von fern;
Und danke betend wieder,
Daß Du uns steigt hernieder
Zu wandeln auf diesem Stern.“

Die Prinzessin erröthete ein wenig. Aber da auf einmal eine zweite Zehe sie zu schmerzen anfang, blieb sie stehen und fragte:

„Weißt Du denn nicht, wer ich bin?“

„Nein,“ erwiderte der Jüngling.

„Willst Du mich etwas fragen?“ fuhr sie fort. Und da der Jüngling schwieg, setzte sie hinzu: „Ich bin die Prinzessin Jaja.“

„Woher weißt Du das?“ fragte der Jüngling.

Nun schwieg die Prinzessin höchlichst überrascht. Alles hatte sie schon im Stillen in Frage gestellt, Sonne und Mond und den König Hähä und sogar ihr Schöpfungsdöckchen Fiffi. Aber ob sie selber sei, das war ihr noch nicht eingefallen zu bezweifeln.

„Alle Menschen sagen es,“ erwiderte sie endlich.

„Mir sagt es Niemand,“ sprach der Jüngling. „Ich weiß nichts von einer Prinzessin Jaja. Ich weiß nur, daß ich etwas Liebliches sehe und höre, und daß mir jetzt wohler ist, als wenn ich mit den Blumen und Wolken und Sternen rede. Warum muß es außerdem noch eine Prinzessin Jaja geben? Hier ist mein Glück und sonst weiß ich nichts.“

„Aber ich bin doch da!“ rief die Prinzessin und trat mit dem Fuße auf. Ach, das that weh! Und nun war sie böse, daß der Oberhofkrondiamantenzerklopfer an ihrer Existenz zweifelte. Sie drehte ihm den Rücken, ging mühsam nach Hause und zog sich Schlafschuhe an.

Aber schlafen konnte sie nicht. War sie vielleicht wirklich nicht da? Fast wollte es ihr so scheinen — es war Alles ganz anders als sonst. So fern und fremd, als wenn es nicht zu ihr gehöre, als gehöre sie sich selbst nicht mehr. Und es war auch Alles so gleichgiltig, mit Ausnahme — ja mit Ausnahme —. Wenn sie nur morgen wieder ausgehen könnte.

Das matte Ampellicht und der weiße Mondstrahl, der sich durch die Vorhänge schlich, schienen ein Zwiegespräch zu flüstern.

„Siehst Du die Prinzessin Jaja?“ fragte die Ampel.

„Nein,“ sprach der Mond, „ich sehe nur den Jüngling am Diamantenthurm, der zu mir heraufstarrt.“

„Im Vertrauen,“ sagte die Ampel, „ich sehe sie auch nicht mehr. Es liegt da zwar so etwas, das so aussieht; aber ich blicke in ihre Seele, die ist nicht mehr da, sie ist auf Deinen Strahlen zum Demantthurm gezogen.“

Die Prinzessin fuhr in die Höhe und klingelte.

„Der Oberhofbibliothekar!“ herrschte sie die Kammerzofe an. „Er soll mir sofort den Gothaischen Hofkalender bringen!“

Da half nun nichts, der Oberhofbibliothekar, der glücklicherweise noch im Casino saß, mußte heraus und auf die Bibliothek laufen. Zum Glück konnte er das Buch ausnahmsweise finden, denn es war das einzige Buch, welches die Bibliothek besaß, und so konnte er sich nicht irren.

Jaja riß ihm den Kalender aus der Hand und schickte ihn fort. Sie schickte Alle fort.

„Ich will wissen,“ rief sie aus, als sie allein war, „ob ich existire oder nicht! Hier muß es stehen, oder ich kann es nicht beweisen.“

Sie suchte und blätterte die ganze Nacht. Die Sonne stieg empor, da war sie mit dem Buche zu Ende, aber das Königreich Drüberunddrunter, den König Hähäh und die Prinzessin Jaja hatte sie nicht gefunden. Eine schöne Redaction!

Sie stand nicht im Gothaischen Hofkalender!

„Man kann es nicht beweisen,“ rief sie unter Thränen, „daß ich wirklich bin. O Kräkeleia, existire ich?“

Die Decke öffnete sich, Dysthymos Kräkeleia erschien und überreichte Jaja zwei große Filzschuhe.

„Die Frage hast Du gefunden!“ rief Kräkeleia hämisch lachend. „Nun magst Du diese Schuhe tragen, bis Dir auch die Frage gelöst ist, ob Du existirst.“

Der König, welcher über diese Frage höchst entsetzt war, die Minister und sämtliche Gelehrte des Königreiches bemühten sich zu beweisen, daß die Prinzessin existire — aber sie konnten sie nicht überzeugen. Die Schmerzen an den Füßen verschwanden nicht. Alle Mittel waren vergebens. Die Prinzessin wurde bleich und trübsinnig. Nur wenn sie sich in die Nähe des Thurmes tragen ließ und dann ein paar Schritte zwischen den Rosen machte, athmete sie wieder auf und vergaß ihren Kummer. Aber sie wagte den Jüngling nicht mehr anzureden, nur ganz von der Ferne warf sie einen Blick auf ihn. Auch er sah so traurig aus!

„Was machen wir?“ sagte der König zum Großvezier.

„Euer Majestät,“ erwiderte dieser, „geruhten soeben allerhöchst richtig zu bemerken, daß Ihre königliche Hoheit die Prinzessin — heirathen müsse.“

„Sehr wahr,“ sagte der König, „da habe ich wieder etwas sehr Gutes bemerkt.“

„Aber,“ fuhr der Kanzler fort. „Ew. Majestät geruhten zu wissen, daß die Prinzessin keinen Gemahl bekommt, ehe nicht die bewußte Frage gelöst ist.“

„Sehr gut! Was sagte ich doch gleich weiter?“

„Daß es demnach in allen Königreichen auszusprechen sei: Wem es gelinge, der Prinzessin Jaja von Drüberunddrunter zu beweisen, daß sie existire, der solle die Prinzessin haben und das halbe Königreich dazu.“

„Das halbe?“ fragte der König. „Sagte ich nicht ein Drittel?“

„Das halbe ist das Gewöhnliche,“ meinte der Kanzler „und wir können uns nicht lumpen lassen — sagten Ew. Majestät.“

„Nun gut denn!“

Als bald drängten sich die Prinzen der benachbarten Königreiche am Hofe von Drüberunddrunter.

Der Prinz von Sensualien führte seinen Beweis mit großem Aufwande an Pracht und Schaukunst. Ein Orchester und ein Chor von tausend

Stimmen brachte der Prinzessin ein Morgenconcert; er meinte, wenn sie das höre, so werde sie doch wohl merken, daß sie da sei. Die Prinzessin aber sagte nur zu ihrer Dame: „Auf welchem Ohr klingt es mir?“ Er sandte ihr drei Kubikmeter Rosen, aber die Prinzessin sagte nur: „Es riecht nach dem Demantthurm.“ Er ließ ihr zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen, das fünf Millionen Thaler kostete. Aber sie sagte nur: „Ich habe Funken vor den Augen.“

Da rief der Prinz:

„Nun sehen Sie doch, daß Sie existiren! Wie könnten Sie sonst Ohrenfausen und Funkensehen haben?“

„Das beweist nichts,“ entgegnete die Prinzessin. „Soviel weiß ich längst, es ist hier etwas, das hört, das riecht, das sieht. Ich rede sogar und kann trafen, und mir thun die Zehen weh. Aber daß ich es bin, daß ich existire, das ist ganz etwas Anderes. Ich nehme mich nur wahr, wie ich mir erscheine, nicht wie ich bin. Es fehlt mir etwas, ich weiß nur nicht was. Früher war ich Jaja, jetzt bin ich nicht mehr Jaja — ich bin zerflossen, zerstreut, zergangen in alle Dinge — ich bin nicht Ich und wer mich wiederbringt, der soll mich haben.“

Da kam der Prinz von Intellektel und bat um eine Unterredung.

„Prinzessin,“ sagte der Prinz, „denken Sie?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Jaja.

„Wenn Sie nicht wissen, so denken Sie doch. Und wenn Sie denken, so sind Sie. Und wenn Sie sind, so sind Sie die Meine!“

„Fehlgeschossen,“ entgegnete die Prinzessin. „Ich habe auch Philosophie gelernt. Wenn ich denke, so bin ich darum noch keine Substanz. Sie können nur sagen, es denkt in mir. Und es denkt in mir, daß Sie sehr langweilig sind.“

Hierauf kam der Prinz Willibald von Moralien.

„Prinzessin,“ sagte der Prinz, „wollen Sie mich?“

„Nein,“ entgegnete die Prinzessin.

„Also Sie wollen doch etwas?“

„Ja, mich selbst.“

„Also sind Sie doch ein wollendes Wesen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie können doch nicht wollen, wenn nicht ein Centrum, eine Einheit vorausgesetzt ist, auf welche das Gewollte bezogen ist, als auf dasjenige, welches durch das Wollen in dieser Einheit zu realisiren ist? Denn dies heißt doch Wollen? Nicht wahr? Oder was verstehen Sie sonst unter Wollen? Wollen Sie mir dies definiren?“

„Das habe ich nicht nöthig,“ sagte Prinzessin. „Sie sehen doch, ich will mich, und ich habe mich doch nicht. Also was wollen Sie?“

Da mußte der Prinz gehen.

Und so kamen der Prinzen noch viele und mußten wieder abziehen, wie

sie gekommen waren, d. h. ohne die Prinzessin; und es war nur ein Glück, daß ihre Personen vor den Augen Jajas nicht mehr Gefallen fanden, als die Beweise für das Dasein der Prinzessin vor ihrem Verstande. Denn eine unglückliche Liebe können wir jetzt nicht mehr brauchen, oder unser Märchen müßte drei Schlüsse haben, wie es drei Anfänge hatte. Zum Glück aber hat es nur einen. Und es hat wirklich einen!

Allmählich verliehen sich die Prinzen und die Aerzte kamen. Das war noch viel schlimmer. Denn die Prinzessin wurde immer kränker und die Füße immer schmerzhafter; sie konnte die Filzschuhe nicht mehr ablegen. Der Oberhoffanitätsrath gedachte schließlich, die Sache sehr einfach zu erledigen. Wenn die Frage gelöst wäre, so würden die Filzschuhe verschwinden. Also umgekehrt, wenn man der Prinzessin die Füße abnähme, so wären die Schmerzen auch fort sammt den Schuhen — und das müßte demnach auf dasselbe herauskommen.

Die Prinzessin, der schon Alles gleichgiltig geworden war, erklärte sich mit der Operation einverstanden. Aber ehe sie ihre Füße darangab, wollte sie noch einmal Gebrauch davon machen. Und so ging sie in ihren Filzschuhen zum Demantthurm.

Dort saß noch immer der Oberhoftrondiamantenzerklopfer und wußte nichts von der Welt und den Sorgen der Prinzessin. Nur daß er die Holbe gar nicht mehr sah, die sonst hier wandelte, bekümmerte ihn. Er fragte sich, warum sie ihm wohl zürne, da ward er traurig. Dann dachte er wieder daran, wie schön sie sei, da ward er froh. Und in diesem Wechsel gingen seine Tage hin, und jeden Tag sprach er von Jaja zu den Rosen, die hier nie verblühten. Und gerade als die Prinzessin in ihren Filzschuhen ganz leise heraufstieg, jagte er:

„Im Dunkel meiner Seele quillt
Empor die wirre Fluth der Fragen —
Doch klar und heiter naht Dein Bild
Wie Sonnenglanz in Nebeltagen.

Laß Deiner lieben Augen Licht
Dem fernem Träumer wieder scheinen,
Und meinem Glücke zürne nicht,
Daß es umschlossen in dem Deinen!

O wüßtest Du, wieviel Du mir
In Deinem Rächeln schon gegeben!
Nur meine Wünsche danken Dir,
Die um Dein Leben heimlich schweben.

Sei glücklich! Wie ein still Gebet
Klingt mir das Wort in Herzensgrunde,
So oft zu Dir mein Denken geht,
Und also klingt es jede Stunde:
Sei glücklich!“

Die Prinzessin athmete tief, und zwei große Thränen traten in ihre Augen.

Der Jüngling erschrak, als er sie jetzt plötzlich erblickte, sie aber winkte ihm freundlich und setzte sich auf die Steinbank vor dem Thurme.

„Wer soll glücklich sein?“ fragte sie.

„Du,“ sagte er und sah sie an, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

„Aber ich bin ja nicht,“ entgegnete sie traurig.

„Du bist nicht?“ fragte er ganz erstaunt.

„Die Prinzessin Jaja ist nicht, sagtest Du selbst.“

„Das weiß ich nicht, ob sie ist. Aber Du bist, hier bist Du, bist hiergewesen jeden Tag und jede Stunde!“

„Hier war ich?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Ist das wahr?“

„So wahr, wie ich bin. Denn Du bist die Luft, die ich athme, Du bist der Lichtglanz, den ich schaue, Du bist das Lied, das ich singe, und das Leben, das ich lebe — Du bist Alles in Einem, Du bist mein Ich.“

Da sprang die Prinzessin in die Höhe, denn auf einmal waren die Füßschuhe verschwunden, und mit einem Jubelschrei rief sie:

„Ich bin! Ich bin!“

Der Oberhoffrondiamantenzerklopfer aber nahm die Prinzessin in die Arme und führte sie in den Thurm. Und dort saßen sie und kümmernten sich nicht darum, wie es in Drüberunddrunter ging.

Als es aber herauskam, wohin die Prinzessin verschwunden war, und man sie mit Gewalt holen wollte, da ging der Oberhoffrondiamantenzerklopfer in das Gewölbe und pochte mit seinem Hammer an den Stein. Der sprang auf, und sie konnten hineingehen, und es war ein herrliches Schloß darin und ein blühender Zaubergarten, von dem wußte kein Mensch. Da waren sie nun und brauchten gar nichts zu beweisen. Und so lebten sie herrlich und in Freuden.

Als nun der König die Prinzessin im Thurme suchte, fand er dort Niemand als die Fee Kräkeleia, die sagte zu ihm:

„Euer Majestät geruhen zu bemerken, daß die Prinzessin jetzt einen Mann bekommen hat.“

„Richtig, richtig,“ erwiderte der König, „wie hieß doch gleich der Prinz?“

„Glaube!“ sagte die Fee und verschwand.

„Sehr gut,“ meinte der König. „Glaube? Glaube? Wo liegt doch gleich das Königreich? Nun es wird ja wohl im Hoffalender stehen.“

Damit ging er heim und freute sich, daß er das halbe Königreich erspart hatte.



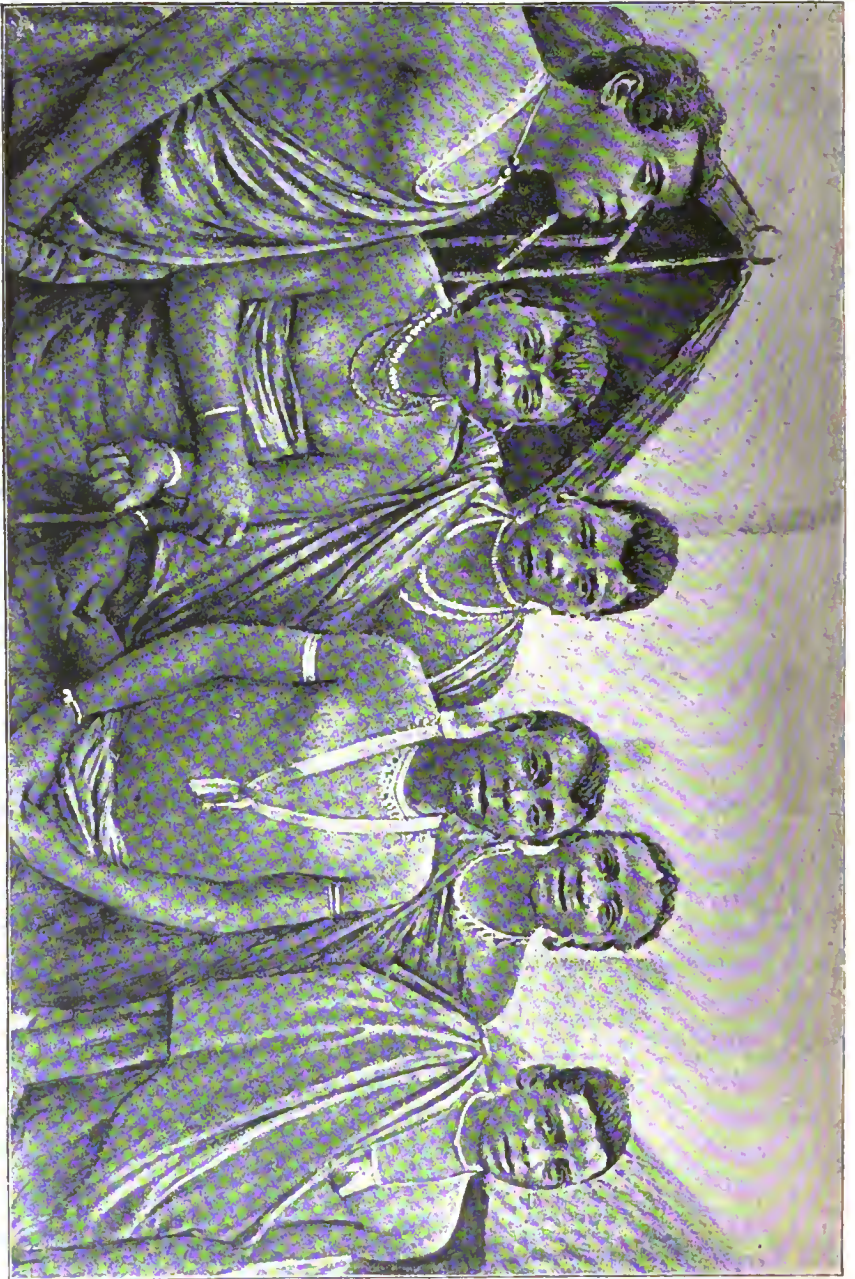


Illustrierte Bibliographie.

Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwicklung, dargestellt von Paul Reichard. Mit 36 Holzbildern nach Original-photographien. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer.

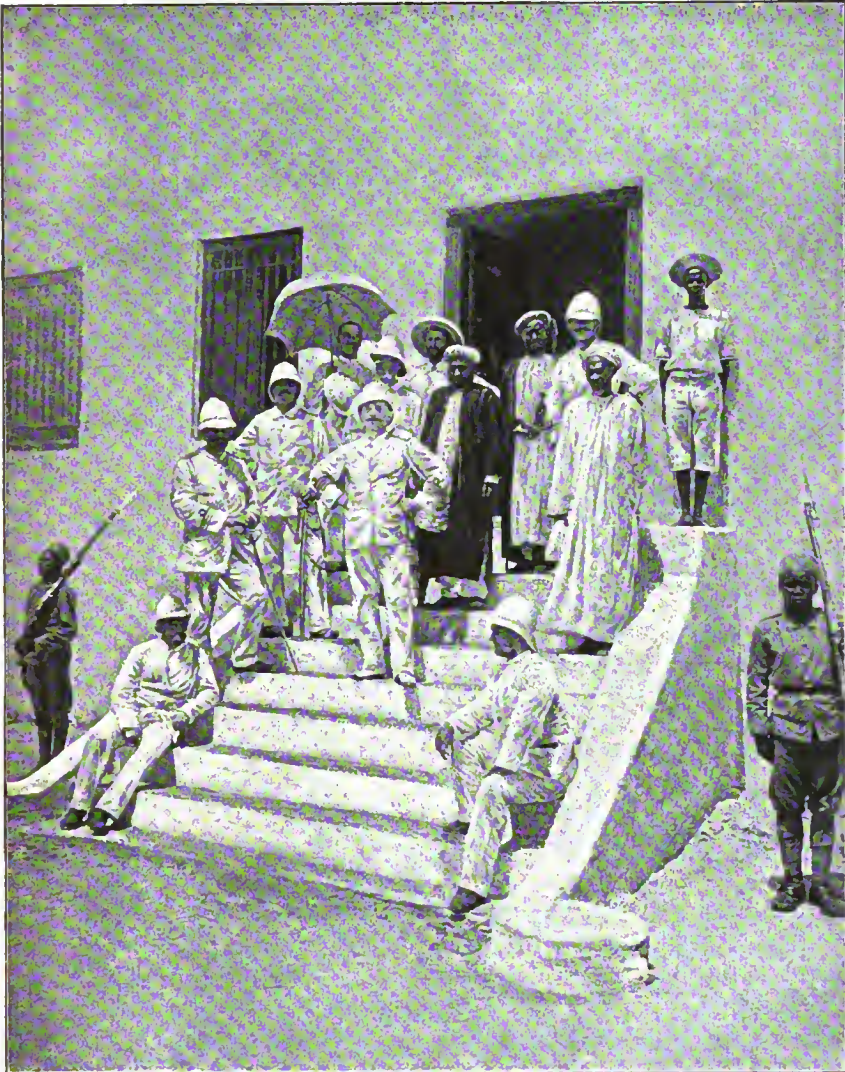
Wer sich über die politische und wirtschaftliche Entwicklung und über den gegenwärtigen Zustand unserer wichtigsten, größten und zukunftsreichsten Kolonie gründlich und eingehend unterrichten will, der nehme die ausführliche Darstellung Reichard's zur Hand, ein Buch, das den Kenner Afrikas und aller seiner Verhältnisse auf jeder Seite verräth und darum den Eindruck widerspruchsfloster Wahrheit in dem Leser hinterläßt.

Die ruhige Objectivität des Verfassers muthet uns besonders angenehm in dem Abschnitt an, wo er von dem Loos der Sklaven spricht. Da ist keine Spur von „Gefühlsduselei“ und „Humanitätsschwindel“ zu finden, sondern Reichard nimmt in der Sklavenfrage den einzig richtigen Standpunkt ein, wenn er (S. 477 f.) behauptet, die Sklaven, welche heutzutage immer werthvoller würden und immer weniger leisten wollten, seien keineswegs zu beklagen, es müßte denn sein, daß sie sich gerade im Besitze eines der wenigen grausamen Araber befänden. Der Neger-Sklave im Besitze des Arabers blickt vielmehr auf den europäischen Arbeiter mit einer Empfindung herab, die ein Gemisch von Mitleid und Verachtung ist. Ganz außerordentlich bezeichnend für diese Auffassung sind die Aeußerungen eines Neger-Sklaven über diesen Punkt; sie charakterisiren in wenigen Sätzen die Lage der sogenannten armen Sklaven. Der Betreffende hatte seiner Zeit die Reisen des Verfassers mitgemacht und erwiderte ihm auf die Mittheilung, daß es in Europa keine Sklaven gebe, wörtlich Folgendes: „Du sagst, in Europa gebe es keine Sklaven, ich sage Dir aber nur das Eine, sind etwa eure Matrosen keine Sklaven? Können sie doch nichts verrichten ohne den Befehl der Vorgesetzten. Sie schlafen, erheben sich, waschen, essen, trinken auf Befehl, sie müssen exerciren, arbeiten oder ruhen auf den Wunsch dieser Herren, sie müssen auf dem Schiffe bleiben oder an Land gehen, ohne eigenen Willen, und solche Menschen sollen keine Sklaven sein? — Wer könnte uns, die ihr Sklaven nennt, zu solchen Dingen zwingen? Niemand auf der ganzen Erde. Eure Matrosen und Arbeiter sind wirkliche Sklaven, ich habe es in London gesehen, wir aber sind Freie.“



Māori-Beute. Aus: Paul Reichard, „Māori“. Verlag von Otto Spamer, Leipzig.

Natürlich verschweigt Reichard die Schändlichkeiten des Sklavenraubs nicht, aber er macht doch auch auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam, daß diese entleg-



Wihmann revibiert Dor es Salaam.

Aus: Paul Reichard, „Ost-Afrika“. Verlag von Oitta Spamer, Leipzig.

liche Ufsitte gerade in den letzten Jahrzehnten einen so hohen Auffchwung genommen hat, zu einer Zeit, in der sich die Hauptkulturationen mit folchem Nachdrucke gegen den Sklavenraub auflehnen und alle Kräfte einsetzen, um ihn in ihrem Macht-

bereiche nach Möglichkeit zu unterdrücken. Die Ursachen dieser Erscheinung sieht er mit Recht in dem Ausblühen des Eisenhandels und in dem Widerwillen der Negersbevölkerung gegen regelmäßige Arbeit.

Es giebt kaum eine Seite des menschlichen und des Naturlebens in Ostafrika, die der Verfasser unberücksichtigt gelassen hätte. Selbst über die afrikanischen Speisen (S. 308 ff.) erhalten wir eine ziemlich vollständige Uebersicht und erfahren, daß man ein herrliches Menu durchaus afrikanischen Ursprungs in der Nähe des Tanganika einnehmen kann, bestehend in kräftiger Fleischbrühe mit Leberklößchen und Büffelmark, in Büffelsteak mit Gurkensalat, in saftigem Büffelsteak, in Spinat mit Sezeiern, in einer Art von Bratkartoffeln und einem methartigem Getränke von süßsäuerlichem Geschmacke und starkem, prickelndem Mousseur; als dritter Gang folgt dann noch junges gebratenes Geflügel und Compot. Der Reisende muß freilich meist mit weit weniger auskommen und erhält im ungünstigsten Falle des Morgens um 6 Uhr drei bis vier Sorghumbrötchen nebst einem Becher entseglischer brauner Brühe aus geröstetem Sorghum und nach einem Marsche von acht Stunden zwei Teller aus Sorghummehl, dazu vielleicht ein paar zwilbe Früchte.

Richards Werk ist nicht bloß inhaltlich überaus werthvoll, sondern auch in der Form angenehm und stilistisch vollendet, ein Vorzug, der gerade heutzutage sehr hoch angeschlagen werden muß. Die Illustrationen sind charakteristisch und deutlich.

H. J.

Ein Jahrbuch des allgemeinen Wissens.

Wir sind mit Recht stolz auf unsere Conversations-Lexika. In Beziehung auf diese werthvollsten Nachschlagebücher, diese unentbehrlichen Freunde und immer bewährten Rathgeber der gebildeten Leser ist unsere Literatur vor allen andern bevorzugt. Wir unterschätzen keineswegs die bedeutenden encyclopädischen Werke der andern Culturstaaten, vornehmlich Frankreichs, Englands und Nordamerikas; aber diese Werke besitzen im Vergleich zu den unsrigen doch sehr erhebliche Mängel. Sie sind zunächst im Verhältniß zu dem Gebotenen viel kostspieliger, ihre Herstellung ist langwieriger und schwerfälliger, und in Folge ihrer geringeren Verbreitung erscheinen sie in viel größeren Zwischenräumen, so daß viele Aufsätze veraltet sind und oft bahnbrechende Entdeckungen und Erfindungen auf lange Jahre hinaus völlig unberücksichtigt bleiben. Sie sind endlich — und darin erblicken wir ihren Hauptfehler — viel weniger universal. Sie behandeln Persönlichkeiten und Vorgänge im Auslande oft mit einer unelblichen Oberflächlichkeit und Kürzlichkeit.

Unsere beiden großen Conversations-Lexika — ob man sich nun für Meyer oder Brockhaus entscheidet, bleibt den Geschmack des Einzelnen überlassen; der Besitzer einer etnigermassen ansehnlichen Bibliothek wird sich sowohl den einen wie den andern verschafft haben und wird bei der Vergleichung die Vorzüge des einen wie des andern in demselben Maße schätzen — zeichnen sich durch die Freiheit des Standpunktes, durch die Gründlichkeit des Inhalts, durch die Sachlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Form und vor Allem eben durch ihre Universalität aus. Sie sind in Wahrheit kosmopolitische Werke, ledig aller Engbergigkeit, und beherrschen das gesammte weite Gebiet des menschlichen Erkennens, Wissens und Leistens.

Für heute wollen wir uns mit dem Meyer'schen Conversations-Lexikon beschäftigen, das im Jahre 1890 mit dem 17. Bande seine vierte gänzlich umgearbeitete Auflage abgeschlossen und seitdem einen Supplementband, den 18. der ganzen Folge, im gleichen Umfange wie die früheren, 1000 Seiten, mit zahlreichen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen, hat erscheinen lassen. Das schöne deutsche Wort: „Rast ich, so rost ich“ hat für kein anderes Werkzeug des Buchhandels mehr Gültigkeit, als für das Conversations-Lexikon, das sozusagen mit jedem jungen Tage der Gefahr des Veraltens ausgesetzt ist. Wenn unsere periodischen Blätter ihre Aufgabe, uns über die Persönlichkeiten, die plötzlich aus dem bescheidenen Halbdunkel in die grellste Beleuchtung gerückt werden, oder die, bis zur Stunde vollkommen unbekannt, auf einmal zu Berühmtheiten heraufwachsen, sowie über die wichtigsten neuen Entdeckungen und Feststellungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, über die hervorragendsten Kunstwerke, die soeben ent-

standen sind, und dergleichen Auskunft zu geben, nach Kräften erfüllen, so unterliegen diese Mittheilungen doch in hohem Maße dem Schicksal des Vergänglichem. Sie verschwinden sozusagen mit dem nächsten Blatte, das der kommende Tag bringt; und just wenn man sie braucht, sind sie nicht aufzutreiben. Aber auch über diese neuen Mängel und neuen Dinge will man zu jeder Stunde Authentisches feststellen können, und es ist natürlich, daß da das immer bewährte Nachschlagebuch, das Conversations-Lexikon, das seinen ruhigen Gang durch das Alphabet geht, in solchen Fällen den Dienst verlagern müßte. Im Jahre 1886, als der Band C erschien, konnte man beispielsweise noch nicht wissen, daß Graf Caprivi zur obersten Staffel der staatsmännischen Laufbahn steigen würde; und auch beim Abschlusse des Gesamtwerkes war der neue Stern am Himmel der italienischen Oper, Mascagni, noch nicht aufgegangen, die vielumtrittene Frage des Koch'schen Tuberkulin noch nicht auf's Tapet gebracht.

Nun verbietet es sich von selbst, daß das Auftreten einer noch so gewichtigen Persönlichkeit, ja, daß Vorgänge von weltumwälzender Bedeutung dazu angethan sind, jedesmal eine neue Auflage des Conversations-Lexikons herbeizuführen. Ja, wir möchten sogar die Bemerkung machen, daß sich die neuen Auflagen in den letzten Jahrzehnten etwas zu schnell auf dem Fuße folgen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Erscheinen einer neuen Auflage die vorhergegangenen bedeutend entwerthet. Als Artikel des Büchermarktes werden sie nahezu werthlos. Nun sind die Conversations-Lexika, wenn sie auch verhältnismäßig sehr wohlfeil sind, vielleicht sogar zu den allerwohlfeilsten Büchern gehören, doch für jeden Besitzer einer kleinen oder mittleren Bibliothek, der sein Budget für Bücherausgaben scharf zu überwachen hat, ein nennenswerthes Werthobject. Weiß der Bücherfreund aber, daß das Werk, das er mit beträchtlichen Opfern ersteht, schon in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit, in wenigen Jahren, so gut wie gar keinen Werth mehr repräsentirt, so bestimmt er sich doch zweimal, bevor er sich zum Kaufe entschließt, und unter dem Vorwande, die nächste Auflage abzuwarten, kauft er es überhaupt nicht. Die allzukunfts Aufeinanderfolge der Auflagen bildet also auch für die Unternehmer eine nicht zu unterschätzende Gefahr.

Um nun einerseits dem berechtigten Wissensdrang nach dem Neuesten und Interessantesten Genüge zu thun, andererseits aber dem Besitzer des Conversations-Lexikons nicht sein eigenes Besitztum zu verkleiden, vielmehr die Freude an ihm zu erhöhen, hat man den richtigen Ausweg gefunden: unmittelbar nach Abschluß der neuesten Auflage Jahressbände folgen zu lassen, die sich in ihrer äußern Gestalt dem fertigen Werke anschließen.

Das Jahressupplement 1890 bis 1891, das den 18. Band von Meyers Conversations-Lexikon bildet (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1891), enthält außer Nachträgen, Ergänzungen und etwaigen Correcuren der in dem Hauptwerk erschienenen Aufsätze, in derselben alphabetischen Anordnung wie das Gesamtwerk, Alles, was das Jahr gebracht hat: eine Uebersicht der politischen Ereignisse in allen Staaten der Erde, die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse, der Städte, der Armee, die Forschungsreisen, die Vorgänge auf dem Gebiete der Dichtung, der Kunst, des Unterrichtswezens, socialpolitische Abhandlungen, Aufsätze über Verkehrsweisen, Landwirthschaft, über die neuesten wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnisse, zugleich mit den Biographien aller der Persönlichkeiten, die in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich gelenkt haben, und die Ergänzungen zu den Biographien, die in dem Hauptwerk schon erschienen sind. — Wird das Hauptwerk hauptsächlich benutzt zum Nachschlagen, um sich über dies und das zu orientiren und gelegentlich zu unterrichten, so ist das Jahressupplement ganz dazu angethan, nicht bloß der gelegentlichen Benutzung, sondern zu ernster Lectüre in freien Stunden zu dienen. Die Aufsätze behandeln eben fast sammt und sonders Stoffe, mit denen wir uns erst in allerjüngster Zeit mehr oder minder ernsthaft beschäftigt haben, von denen wir jedenfalls haben sprechen hören, und über die es uns erwünscht sein muß, hier in möglichst knapper Form von einem Beherrscher des Stoffes unterrichtet zu werden. Das Jahressupplement hat also eine große innere Verwandtschaft mit den „Annaires de la Revue des Deux Mondes.“ Es ist nur viel umfassender und in seiner alphabetischen Anordnung viel praktischer eingerichtet.

Dazu kommen die sehr wichtigen und guten illustrierten Beigaben. Man werfe nur einen Blick auf die Karte „Deutsch-französische Grenzbesetzungen“! Man sehe, wie die Franzosen ihre Ostgrenze von Dinkbrun bis Besançon mit Festungen und Forts geradezu gespickt haben, und man wird durch diesen einen Blick leichter erkennen, welche Gefahren

uns drohen, welche Schwierigkeiten wir zu überwinden haben, als durch bogenlange Abhandlungen und stundenlange Parlamentsreden. Man betrachte die criminalistischen Karten von Deutschland, Frankreich und Italien, und man wird über die graufige Verschwisterung des Pauperismus mit dem Verbrechen die anschaulichste aller Vorstellungen erhalten: wie sich in unsern armen Provinzen an der Ostgrenze das Dunkel der begangenen Verbrechen immer tiefer und tiefer färbt und sich im Westen, am gesegneten Rhein und im reichen Westfalen, immer heller lichtet.

Soweit wir die einzelnen Aufsätze auf ihren sachlichen Inhalt haben prüfen können, haben wir uns ihrer Gründlichkeit und ihrer Objectivität nur zu erfreuen gehabt. Das Jahressupplement steht in jeder Beziehung auf der Höhe des Hauptwertes des Meyer'schen *Conversations-Lexikons*.
P. L.

Schiller.

Von Otto Brahm. Zweiter Band, erste Hälfte. Berlin, W. Herz.

Bekanntlich haben in jüngster Zeit drei Schriftsteller — jeder mit den Mitteln und Methoden der modernen Literaturforschung vertraut, aber jeder in selbständiger und eigenthümlicher Weise vorgehend — sich die Aufgabe gestellt, Schillers Leben und Wirken auf Grund des bis in die letzten Jahre hin immer noch vermehrten Quellenmaterials unserer Zeit neu vorzuführen. Der zuerst hervorgetretene Wettkämpfer, Prof. H. Weltrich in München, ist mit den zwei bisher erschienenen Hefen (1885, 1889) noch nicht so weit in der Darstellung vorgeschritten wie die beiden anderen, O. Brahm in Berlin und Prof. Minor in Wien; und unter diesen hat jetzt der erstgenannte einen Vorprung in der Veröffentlichung gewonnen. Aber auch er giebt für jetzt von seinem zweiten Bande nur die erste Hälfte, von der die ersten zwölf Bogen schon 1889 ausgedruckt waren. Während der zuletzt erschienene Band des großen Schillerwertes von Minor, das in Heft 157 und 166 dieser Zeitschrift besprochen ist, mit dem „Don Carlos“ abschließt, führt Brahm seine Leser jetzt in knapper, aber geistreicher und gehaltvoller Darstellung über die Leipzig-Dresdener Zeit hinaus und durch die wissenschaftlichen „Lehrjahre“ des Dichters hindurch bis an die Schwelle der letzten Periode, bis vor die Annäherung Schillers an Goethe 1794.

Die längere Unterbrechung — der erste Band erschien 1888 — hat dem Gedeihen der Arbeit nicht geschadet. Der zweite Theil ist ebenso anziehend geschrieben wie der erste, aber er ist im Urtheil und im Stil gereifter; scharf pointirten und kurz abgebrochenen Sätzen, wie sie der Schüler Scherer's früher besonders liebte, begegnen wir kaum noch, wohl aber einer fein durchdachten, die Gegensätze maßvoll abwägenden, an manchen Stellen auch im Satzbau meisterhaft abgerundeten Darstellung. Besonders treten diese Vorzüge bei der Besprechung des einzigen Dramas hervor, das in diesem Band fällt, bei dem „Don Carlos“. Dieser Abschnitt, der vor dem Erscheinen von Minors zweitem Bande bereits gedruckt war, zeigt sehr deutlich, daß Brahm's Buch auch neben dem großen, allgemeine literarhistorische und kulturhistorische Bezüge umfassenden Werke von Minor seinen eigenthümlichen und bedeutenden Werth hat und behalten wird.

Minor hat auf 74 Seiten Proöctav die über fünf Jahre sich erstreckende Arbeit Schillers am „Don Carlos“ dargestellt und die Ausarbeitung der einzelnen Motive und Gestalten des Dramas mit häufigen Seitenblicken auf gleichzeitige und frühere Parallelen verfolgt — aber eine befriedigende Würdigung des ganzen Dramas sucht man in seiner rein literarhistorischen Darstellung vergebens. Er kommt am Schluß (S. 594) auf das Urtheil Hebbels zurück: „Don Carlos ist in allen Einzelheiten anzuerkennen, nur nicht in seiner Totalität“. Brahm dagegen giebt zwar zuerst auch eine bei aller Knappheit scharf gezeichnete Uebersicht der Entstehung des Wertes in Schillers Geiste und der Veränderungen des ersten Planes (S. 48—69); aber er schließt daran mit scharfer Sonderung die Erörterung des für uns viel bedeutsameren dramaturgischen Problems (S. 69—91): wie ist Form und Gehalt des Dramas, das uns schließlich vom Dichter als ein Ganzes geboten wurde, zu kennzeichnen? In der klaren und fesselnden Beantwortung dieser Frage wird neben den anderen nie bezweifelten Vorzügen der Dichtung ausdrücklich anerkannt, daß auch vom dramaturgischen Standpunkte betrachtet das vollendete Stück ein Meisterwerk ist; ein Werk, dessen Einheit bei den mannigfachen Aenderungen und

Erweiterungen des Grundplanes nicht verloren gegangen, sondern mit wachsender Großartigkeit ausgebildet worden ist. Mit Recht betont Brahms S. 59 Schillers eigene — von Minor S. 543 kurz bei Seite geschobene — Aeußerung in der Rheinischen Thalia, daß auf der Situation und dem Charakter des Königs Philipp vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie beruhen werde.

Im ersten Entwurfe waren Philipp und Carlos die beiden Pole der Handlung; der zweite als der vorwärts treibende und strebende gab dem Drama den Namen. In dem nun später der Marquis Bosa höhere Bedeutung gewann und auch andere Personen und Motive neu ausgestaltet und gehoben wurden, verlor zwar Carlos erheblich an Bedeutung für das Ganze, nicht aber Philipp. Zu diesem behalten und erhalten alle Personen ihre wichtigste Beziehung; ja, er handelt und leidet mit echt tragischer Wirkung gegenüber jeder bedeutenden Gestalt des Dramas. Das gilt von Carlos und von Bosa und von der Königin ebenso wie von Alba und Domingo, selbst von der Prinzessin Eholi und nicht am wenigsten von der erst zuletzt auf der Bühne erscheinenden gewaltigen Figur des Großinquisitors. Jeder der angedeuteten Konflikte hätte für sich allein den Stoff zu einer Tragödie bieten können; in dem großen Drama aber, in welchem Schiller sie alle zusammenwirken läßt, hängen sie auch alle innerlich und äußerlich so fest zusammen, daß man keinen auflösen könnte, ohne den Bau des Ganzen zu gefährden. Und so ist dieses Ganze ein dramatisches Kunstwerk geblieben bei aller Fülle der aufgenommenen Motive und trotz der kleinen Bedenken, die man an einzelnen untergeordneten Stellen gegen die Wahrscheinlichkeit der Verknüpfung und Motivirung erheben kann. Referent, der seiner Auffassung schon einmal in dieser Zeitschrift kurzen Ausdruck gegeben hat (Band 49 S. 409), freut sich den Ausführungen Brahms durchweg zustimmen zu können. Sie sind wohl das Beste, was über Schillers „Don Carlos“ bisher geschrieben ist.

Wir haben uns bei dieser Partie des Buches so lange aufgehalten, daß wir unser Urtheil über die übrigen hier nur kurz zusammenfassen können. Nach wohlüberlegter Dekonomie der Anordnung ist es Brahms gelungen, alles Wesentliche aus Schillers Leben und Wirken klar und anziehend darzustellen und dabei doch den Leser nirgends durch breite Erzählung oder Besprechung von Unbekanntem zu ermüden; vielmehr wird selbst der Fachmann durch manche neue Mittheilung und manches treffende Urtheil überrascht. So können wir dem Werke nur noch einen ebenso schön durchgeführten Abschluß wünschen; für Alle, die das Verständniß der classischen Literaturperiode auch für unsere Zeit erhalten und neu belebt sehen wollen, ist das Erscheinen dieses Buches ein hoch erfreuliches Ereigniß.

Musikalische Notizen.

W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Zweiter Theil. Mit 2 Bildnissen und 10 Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Der zweite und letzte Band der neuen Ausgabe der Jahn'schen Mozartbiographie ist nach denselben Principien und mit derselben Gewissenhaftigkeit bearbeitet worden, wie der vor Jahresfrist erschienene erste. Er umfaßt die Zeit von 1784 bis zu Mozarts Tode und enthält außer zahlreichen Nachträgen und Berichtigungen zum ersten Bande noch eine stattliche Anzahl von historischen und analytischen Beilagen, sowie zum Schluß ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher in der bei Breitkopf und Härtel erschienenen Ausgabe enthaltenen Werke Mozarts. Deiters hat die in den letzten beiden Decennien

über Mozart erschienene Literatur mit kritischem Scharfsinn benützt und die daraus gewonnenen sicheren Resultate theils in Form von Anmerkungen, theils im Text selbst dem Werke einverleibt. Wo es anging, ist der Wortlaut der ersten Ausgabe dem der zweiten vorgezogen worden und manche wichtige Einzelheit, die in der zweiten Ausgabe der Raumersparniß wegen gestrichen worden war, ist wieder aufgenommen worden. Jahn's Darstellung ist selbstverständlich nicht nur in ihren Grundzügen, sondern auch in ihren charakteristischen Details pietätvoll beibehalten worden, und wo in Folge der Ergebnisse neuer Forschungen Änderungen unabweisbar waren, da sind diese in so umsichtiger und schonender Weise dem Text einverleibt, daß die nachbessernde Hand des Herausgebers nur für den Eingeweihten

merkbar ist. — Zahn's Mozartsbiographie ist auch im neuen Gewande ein klassisches Buch geblieben.

Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. Von C. Gerhard. Dresden-N., Verlag von Oskar Damm.

Eine Sammlung von zumeist bekannten Anekdoten, amüsant zu lesen, aber ohne jeden historischen oder künstlerischen Werth.

Die „Unsterbliche Geliebte“ Beethovens Ginevra Guicciardi oder Therese Brunsdwa? Von Dr. Mfr. Christlieb Kalischer.

Die von Thayer in Fluß gebrachte Frage, für wen die cis-moll Sonate (die sogenannte Mondscheinsonate) geschrieben sei, ist in der letzten Zeit zum Gegenstand eingehender Discussionen geworden, ohne daß ein unumstößliches Resultat erzielt worden wäre. Kalischer's Broschüre stellt das erschienene Material übersichtlich zusammen, vermag aber das herrschende Dunkel nicht aufzuhellen.

Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie von Emil Krause. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillern.

Der biographische Theil des schwächigen Bandes ist sehr dürftig ausgefallen, der kritische und analytische Theil ist ein solemn Panegyricus auf den Componisten und seine Werke, der nur bei unbedingten Brahms-Schwärmern Anklang finden wird. Die Schlusscapitel hingegen, die Verzeichnisse der bisher im Druck erschienenen Compositionen enthalten, sind von praktischem Werthe.

Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt. Von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die ursprünglich in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Artikel über bedeutende Musiker (Beethoven, Spohr, Marschner, Schubert, Liszt, Henselt und Volkmann) sind gewissermaßen Ergänzungen der wohlbekannteren „Musikalischen Studienköpfe“ derselben Verfasserin. Sie sind durchweg anziehend und interessant geschrieben, und besonders dadurch werthvoll, daß die dazu benutzten Briefe und Documente originalgetreu wiedergegeben sind.

Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Nach Originalquellen von Josef Sittard. Zweiter Band, 1733—1793. Stuttgart, Verlag v. W. Kohlhammer.

Der zweite (Schluß-) Band basiert ebenso wie der vor Jahresfrist erschienene erste auf einem mit kritischem Scharfsinn benützten, zum größten Theil bisher unzugänglichen Quellenmaterial aus den Archiven zu Stuttgart und Ludwigsburg. Im Mittelpunkt des Buches steht die Stuttgarter Oper unter dem Herzog Carl Eugen und seinem Capellmeister Nicolo Jommelli, die damals eine der glänzendsten in ganz Deutschland war. Mit dem Tode des kunstliebenden Carl Eugen schließt das Werk ab, welches für den strengen Fachmann, wie für das musikalisch gebildete Laienpublikum von hohem Interesse ist.

Die alten und die neuen Wege in der Musik nebst einem Vorwort. Von Dr. Heinrich Hudor. Dresden-N., Verlag von Oskar Damm.

Der Verfasser wünscht, daß unsere moderne Musik andere Wege einschlage, und verlangt, damit dieses Ziel erreicht werde, nicht mehr und nicht weniger, als daß wir das in Jahrhunderten mühsam Errungene schlanke über den Haufen werfen und wieder von vorne, vom einfachen Volkslied, anfangen. Die Broschüre enthält manche beherzigenswerthe Wahrheit, geht aber in ihren Forderungen derartig ins Maßlose und Ungeheuerliche, daß sie vermuthlich mehr Schaden als Nutzen stiften wird. — Interessanter finden wir eine sehr ausführliche Besprechung resp. Beurtheilung der Broschüre in den „Hamburger Signalen“ (4. Jahrgang Nr. 5 ff).

Vorträge über Musik. Gehalten am Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien von L. N. Zellner, 2 Bände. Wien, N. Hartlebens Verlag.

Diese Vorträge haben in erster Linie den Zweck, angehende Musiker mit der Natur des Klanges in wissenschaftlicher Hinsicht bekannt zu machen. Sie sind durchaus populär geschrieben und setzen beim Hören und Lesen keinerlei specielle Fachkenntnisse voraus. Der erste Band beschäftigt sich mit der physikalischen Entwicklung des Tonmaterials und verbreitet sich über die Natur sämtlicher gebräuchlichen Tonwerkzeuge; der zweite handelt von der Analyse der Klänge, vom Hören und von der künstlerischen Verwendung des Tonmaterials. —

Die Anschaulichkeit und Verständlichkeit der abgehandelten Materien wird wesentlich gefördert durch mehr als 300 Abbildungen im Texte, zahlreiche Notenbeispiele, Literatur-

nachweise, Register und sonstige wissenschaftliche Beilagen. — In der musikalischen Literatur steht das Zellner'sche Werk concurrenzlos da.

Bibliographische Notizen.

Illustriertes Conversations-Lexikon.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 7. Band, Q. R. S. mit 590 Textabbildungen, 6 Karten und 6 Thonbildern, Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Wir haben über die neue Auflage dieses volksthümlichen Werkes zu wiederholten Malen unseren Lesern berichtet. Es steht in Bezug auf Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts anderen Conversationslexika nicht nach, zeichnet sich vor ihnen aber durch den reichen Wortschatz aus. Da es seine Leser hauptsächlich im großen Publicum und unter der studirenden Jugend sucht, ist diese Beigabe nicht zu unterschätzen. Die Anschauung lehrt mehr noch als das gedruckte Wort. Das Werk nimmt auch auf diese Beistimmung im Text besondere Rücksicht. Er ist sorgfältig und taktvoll behandelt, gemeinverständlich und von größter Knappheit in den einzelnen Artikeln. Den Zusatz auf dem Titelblatt „ein Hausschatz für das Volk“ verdient das Werk mit vollem Recht. x.

Flora von Deutschland.

Illustriertes Pflanzen-Buch von Dr. Wilhelm Medicus. Mit 73 Farbendrucktafeln mit über 300 farbigen Abbildungen. Vollständig in 10 Lieferungen à 1 M. Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung.

Der Gedanke, eine illustrierte Flora von Deutschland zu schaffen, welche aus der überreichen Anzahl der einheimischen Gewächse eine gute Auswahl der wissenschaftlichen und wichtigsten trifft, austatt möglichst große Vollständigkeit zu erstreben, sagt dem Referenten sehr zu. Dennoch kann er sich nicht entschließen, das vorliegende Werk zu empfehlen, trotz des äußerst günstigen Gutachtens des Herrn Dir. Professor Dr. Glaeser, welches dem Werke vorausgeschickt ist. Zunächst wäre doch von einer derartigen Flora zu verlangen, daß sie die wichtigsten Gefäßkryptogamen nicht übergeht. Sodann möchte der Ausdruck „Victoriameilappige Pflanzen, Polysticholoboden“ anstatt „Gymnoptermeu, nachtlamige Pflanzen“ wohl kaum noch irgendwo in Gebrauch sein. Die

Ausdrucksweise läßt ebenfalls vielfach außerordentlich zu wünschen übrig. Ungeheuerlichkeiten wie z. B.: „Liefert vortreffliche Masten und Resonanzböden zu Clavieren, Geigen u. s. w., Streichhölzer u. A.“ und „Sehr verbreitet wächst sie doch nicht gern auf Sandboden“ und ähnliche dürfen in einem Werke, welches für eine weite Verbreitung bestimmt ist, nicht vorkommen. Die Abbildungen zeigen ja gegen diejenigen, welche man vor vielleicht 20 Jahren zu einem ähnlichen Preise erhielt, einen bedeutenden Fortschritt, auf der Höhe der heutigen Technik aber stehen sie durchaus nicht. Man vergleiche sie nur mit den Abbildungen aus der Thoms'schen Flora (Berl. von Köhler, Gera-Untermhaus) und man wird finden, daß sie mit diesen einen Vergleich ganz und gar nicht aushalten können, trotzdem letztere (abgesehen von dem größeren Umfange des Werkes) zu einem bedeutend billigeren Preise geliefert wurden. Manierirtheiten wie das Marienkäferchen auf der Abbildung der Knospfinne (Taf. 8) sollten auch in einem ernsthaften Werke, welches auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, nicht vorkommen. Wp.

Allgemeine Geschichte der Literatur

von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, von Gustav Karpeles, mit Illustrationen und Portraits. II. Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Karpeles' groß angelegtes Unternehmen, die Hauptströmungen der Gesamtliteratur kurz und zugleich allgemein verständlich zu schildern, liegt mit diesem II. Bande dem Leser abgeschlossen vor. Er umfaßt einen Theil der romanischen Völker, die germanischen und die slavischen, anhangsweise auch Finnen, Esthen und Ungarn. Den Hauptvorzug dieser neuen Universaliteratur bildet die Einfachheit und Art der Anlage und Eintheilung. Nur aus einer großen Kenntniß des Gesamtgebietes heraus war es möglich, in so klarer Weise das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das in seinen Nachwirkungen Bedeutende von dem Flüchtigem, das Hervorragende von dem Vorüber-

gehend Aufsehen Erregenden zu unterscheiden. Es ist begreiflich, daß ein Buch, das sich die Aufgabe stellt, die gesammte Literatur aller Völker zu erzählen, nicht ohne Mängel ist. Niemand ist heute im Stande, aus eigener Kenntniß das geistige Leben aller Nationen zu schildern. Da heißt es, sich aus den besten Quellen unterrichten und sorgfältig wählen. Das hat Karpelès mit großer Gewissenhaftigkeit gethan.

Er schließt sein Buch mit einer Aufgabe der Quellen, die mehr noch ein Rathgeber und Führer für den Leser ist, der sich nach einer, bestimmten Seite weiter unterrichten will.

Die Ausstattung des Buches ist vortreflich. Die mit Sachkenntniß ausgewählten Bilder, die nichts gemein haben mit den üblichen illustrativen Zuthaten, sind selbst für den gut unterrichteten ein wahrer Schatz; denn sie beruhen auf zuverlässigen Originalen und sind meist ausgezeichnet reproducirt.

Karpelès' Geschichte der Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart wird sicherlich eine große Verbreitung finden und sie verdient sie.

x.

Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung von Dr. Paul Hermanowski. In zwei Bänden. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung, H. Stricker.

Der Verfasser beabsichtigt in dem ersten Theil seines Werkes, die Kenntniß der deutschen Götterlehre auf Grund der Edden und alten Sagen weiteren Kreisen zu vermitteln; hauptsächlich zu dem Zwecke, um dadurch zu einer Verwerthung dieser Stoffe in Dichtung und bildender Kunst anzuregen. Der leitende Gedanke hierbei ist, daß es den modernen Künstlern einerseits an der nöthigen Kenntniß der nationalen Mythen und Sagen gebricht, und daß sie andererseits mit Rücksicht auf den Geschmack des Publikums vor ihrer Darstellung zurückzusehen, da immer noch die Mythe und die christliche Legende in erster Reihe unsere künstlerischen Vorstellungen bestimmen. Uns dünkt, der Verfasser übersieht doch die tieferen Gründe, welche diese Verhältnisse bedingen und sich durch alle wohlgemeinten Anstrengungen nicht werden beseitigen lassen: es ist der Mangel an plastischer Bestimmtheit, an lebendiger Individualisirung, welcher bei den Gestalten des altgermanischen Götterglaubens vorherrscht und sie für die künstlerische Verkörperung ungeeignet erscheinen läßt. Hierauf die Probe zu machen, bietet interessanter

Weise der zweite Theil des vorliegenden Werkes selbst das Material. Denn hier hat der Verfasser mit dankenswerther Sorgfalt alle bisher unternommenen Versuche, diesen Stoffkreis für die Schöpfungen bildnerischer Kunst zu benutzen, zusammengestellt und besprochen. Seine Begeisterung für die Sache aber that der kritischen Schärfe der Betrachtung dabei offenbar Eintrag, sonst hätte er sich selbst nicht verhehlen können, wie entmuthigend für seine Bestrebungen diese Ueberflucht ausgefallen ist. Fast durchweg Werke und Künstler zweiten Ranges — wenn wir von der Gruppe der Romantiker, Cornelius, Schnorr, Wendemann u. A. absehen, und von einer Vertiefung in den eigentlichen Geist der alten Mythen namentlich keine Spur. Bezeichnend auch für die Anspruchslosigkeit des Verfassers in dieser Hinsicht ist, daß er selbst Döblers Figurinen für die Costüme zu Wagners Nibelungenring, schließlich sogar die Decorationen im Wintergarten des Berliner Centralhotels in seine Aufzählung aufgenommen hat. — So fürchten wir bei aller Anerkennung für des Verfassers Gelehrsamkeit, Begeisterung und Gewissenhaftigkeit, daß er mit seinem Buche nur ähnliche Enttäuschungen erleben wird, wie alle diejenigen, welche bisher der bildenden Künsten Auswahl und Bildungsweise ihrer Stoffe vorgeschrieben unternommen haben.

M. S.

Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte aus Neue durchgesehene Auflage, besorgt durch Franz Muncker. 7. Band, Stuttgart, J. G. Böschens Verlagsbuchhandlung.

Der 7. Band dieser einzigen Lessing-Ausgabe bringt den Abschluß der Berliner Aufsätze aus dem Jahre 1775, die Arbeiten aus der darauf folgenden Leipziger Periode; Recensionen für die Berlinische privilegierte Zeitung, Vorreden zu Uebersetzungen und gesammelte Aufsätze für die Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Ausgabe der Singsgedichte von Logau und die Abhandlungen über die Fabel. Der neue Herausgeber ist auch bei diesem Bande mit der alten Sorgfalt und Vorsicht zu Werke gegangen. Die Recensionen hat er nur um drei zu vermehren gewagt. Aus den Aufsätzen „In der Bibliothek“ hat er reichlicher mitgetheilt, als man nach den Zweifeln anderer Herausgeber erwarten sollte. Er begründet sein Vorgehen durch die Streitigkeiten der Autorschaft. Die Logau'schen

Umgebichte sind ganz abgedruckt, jedenfalls eine große Bequemlichkeit für den Leser. Wer sich ernstlich mit Lessing beschäftigen will oder wer auch nur den ganzen Lessing kennen lernen will, ist unbedingt auf die Lachmann-Munder'sche Ausgabe angewiesen.

Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Von G. Hauffe. Borna-Leipzig, A. Jahnke.

Wer die Hauptgedanken des berühmten Herder'schen Werkes im Auszuge kennen lernen will, kann von dem Schriftchen Gebrauch machen. Eigenes hat der Herausgeber nicht hinzugefügt.

Goethes Tasso und Ruuo Fischer nebst einem Anhang: Goethes Tasso und Goldoni's Tasso. Von Franz Kern. Berlin, Nicolai.

Der Verfasser bekämpft mit Einsicht und Erfolg einige von Ruuo Fischer ausgesprochene Ansichten und giebt schätzenswerthe Beiträge zum Verständniß einzelner Stellen des Goethe'schen Dramas. Auch weist er überzeugend nach, daß es in allen Wesentlichen von dem Drama des Italiensers Goldoni völlig unabhängig ist, mag nun Goethe dasselbe gekannt haben oder nicht.

Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie aus dem Leben und für das Leben von Franz v. Kemmersdorf. Leipzig, Max Spohr.

Es ist ein sehr ernsthaftes Buch, das vor uns liegt, eine gedankenreiche Arbeit, die uns zu eigenem Nachdenken anregt. Der Verfasser, oder richtiger, die Verfasserin, hat keineswegs nur die Absicht, für die Emancipation der Frauen innerhalb unserer hentigen staatlichen und socialen Einrichtungen verschiedene Lanzen zu brechen; sie geht noch ein gutes Stück weiter und wendet sich gegen die Ungerechtigkeiten, die von jeher dadurch begangen worden, daß man die Frauen als das „schwache“ Geschlecht betrachtet, wodurch sich, theils durch Gesetz und theils durch Rechte, unbegründete Beeinträchtigungen als ewige Krankheit fortgeerbt haben. Es kann nicht unsere Absicht sein, die einzelnen Beweisführungen der Verfasserin nach ihrem Werthe zu prüfen — sehr häufig stimmen wir völlig mit ihr überein, um dann wieder

mit Entschiedenheit uns gegen sie zu wenden. Schlechthin mißlungen erscheint uns die Begründung ihrer Behauptungen durch die Casuistik, die sie jedem einzelnen Abschnitt ihrer Studie folgen läßt. Durch Beispiele wird es niemals gelingen, Abstractes erschöpfend zu beweisen; noch dazu aber leiden die meisten der angeführten Fälle an einer recht oberflächlichen Behandlung.

Zimmerhin aber wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung; was es will, ist jedenfalls ernstester Beachtung, und die Art, wie das Gewollte zum Ausdruck gebracht wird, freundlicher Anerkennung werth.

A. W.

Die Sitte. Schauspiel von Hans von Reinfels. Berlin, Verlag von Freund & Jedel (Carl Freund).

Wenn jemals der alte Erfahrungssatz, daß die Polizei, sobald sie sich um ästhetische Dinge bekümmert, anstatt dem Unheil vorzubeugen, gewöhnlich nur Unheil anrichtet, sich bewahrheitet hat, so ist es mit diesem Schauspiel der Fall. Herr Hans von Januszkiwicz (Hans von Reinfels) schreibt, von der Luft der „Freien Bühne“ angeweht, ein Stück, in dem er mit der Naivetät des Unerfahrenen einen Vorwurf wählt, der aus dem Stoffgebiete der gynäkologischen Abtheilung der Poliklinik gegriffen ist. Aus einem Verbrechen, von dem die Gesellschaft zu sprechen sich scheut, geht die Handlung hervor. Jede unsittliche Tendenz, jede Absicht, durch Zweideutigkeiten und Lascivitäten ein scandalöses Publikum an sich zu locken, hat dem Verfasser offenbar ganz fern gelegen. Der Vorwurf ist einfach häßlich. Und da die Arbeit an sich auf Beachtung kaum Anspruch erheben darf, würde das Stück unter normalen Verhältnissen, wie so viele andere dilettantenhafte Arbeiten, ohne irgendwelchen Schaden anzurichten, geräuschlos begraben worden sein, wenn ihm nicht das polizeiliche Verbot der Aufführung eine unverdiente Wichtigkeit beigelegt hätte. Der bescheidene Verfasser hat dies auch in der Vorrede, die er zu dem Stücke geschrieben, und die eigentlich das Beste an dem Buche ist, in richtiger Würdigung seiner Arbeit bereitwillig anerkannt. Der Polizei verdankt er wohl in erster Linie den Verleger und die Leser, die, wie er sich nicht verhehlt, das Buch mit „einer gewissen Enttäuschung“ aus der Hand legen werden.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Aeschrott, P. F.**, Die Behandlung der verwahrlosten und verbrochlichen Jugend und Vorschläge zur Reform. Berlin, O. Liebmann.
- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von Jos. Kürschner. 1892. Heft 23. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Berg, L.**, Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. München. Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt. M. Poessl.
- Berusa, A.**, Darf die Frau denken? Minden, W. Köhler.
- Bibliothek der Gesamtliteratur, 25 Pf.-Ausgabe.** Halle, Otto Hendel. No. 554—559. Afraja, ein nordischer Roman von Theodor Mügge. No. 560. Elektra, Tragödie von Sophokles, übersetzt von Dr. Reinhold Körner. N. 561 b. 562. Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen v. Julius Weber. XIX. Bch.: Die Nationen; 563 b. 564. Die Temperenzbewegung von Barton von John Habberton, in deutscher Bearbeitung von F. Dobbert. No. 565—566. Federzeichnungen aus Holstein von L. Siegfried.
- Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schnbring**, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums. Herausg. von J. Schabring. Leipz., Duncker & Humblot.
- Busch, E.**, Die Breslauer Frau Buchholzer. II. Serie. Breslau, L. Freund.
- Colomhi, Im Reisfeld. Ohne Liebe. Autorisirte Uebers. a. d. Italien.** von F. Stegmüller. (Engelhorn's allgem. Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Drucker, L.**, Ueber Verbrecher und Vertheidiger. Vortrag. Wien, Manz'sche K. u. K. Hof-Verlags- u. Univers. Buchh.
- Literarisches Echo, Rundschau für Literatur.** Herausg. von V. Ottmann. Jahrg. I. Heft 7. Leipzig, V. Ottmann.
- Eckstein, E.**, Hmroristischer Hausschatz für das deutsche Volk. Nene Ausg. Erster Band. Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Familien-Bücherschatz. Nene Folge.** Heft 16—22. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.
- Friedberg, Fr. v.**, Andreas Hofer. Ein historisches Trauerspiel in 5 Acten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Himmel und Erde.** Illustr. naturw. Monatsschrift. Herausg. v. der Gesellsch. Urania. IV. Jahrg. Heft 5. (Februar). Berlin, H. Paetel.
- Hipler, W.**, Der Rnin des Volksgewissens. Leipz., C. J. cobsen.
- Konnas, G.**, Sibirien! — Deutsch v. F. Kirchner. Nene Folge. Siebente Aufl. Berlin, S. Cronbach.
- Freie Kritik.** Unterrednngen eines freundschaftlichen Kreises über literarische Gegenstände. 2 Heft. Richard Voss' „Die neue Zeit.“ Leipzig. Liter. Anstalt.
- Lewalter, J.**, Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. Heft III. Hamburg, G. Fritzsche.
- Lieder eines Semiton.** Hamburg, H. Goldschmidt.
- Manuela, M.**, Rudolf von der Wart. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Meyers Kleines Conversations-Lexikon.** 5. gänzlich umgearbeitete u. vermehrte Auflage I. Band. 1. Heft. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Oulinga, Th.**, Ueber die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine. Ein Vortrag. Leipzig, G. Fock.
- Pastor, W.**, Donatello. Eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet. Giessen, E. Traenckmann.
- Polenz, W. v.**, Die Versnengung. Eine Studie. Dresden, H. Minden.
- Rethwisch, E.**, Ariadne. Trauerspiel in fünf Acten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Richter, E.**, Socialdemokratische Zukunftsbilder. Frei nach Hebel. Berlin, Verlag „Fortschritt“, Actienge.
- Runge, R.**, Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen. Leipzig, Abel & Müller.
- Schmidt, J. v.**, Die vormals Knrhessische Armee-division im Sommer 1866. Kassel, M. Brnne-mann.
- Schultz, E.**, Die Ketten der Gesellschaft. Schauspiel in vier Acten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Die heilige Schrift des Alten Testaments.** Uebers. u. herausg. von E. Kautsch. Erster Halbband. Freiburg i. B., Akad. Verl. gsbuchh. von J. C. B. Mohr.
- Schulze, F. W.**, Nicht versetzt! Das nie Klage-lied. Beleuchtung der Ueberbürdungs-Frage von neuen Gesichtspunkten aus. Wnzen, Ad. Thiele.
- Singer, M.**, Die Wahrheit siegt. Roman mit 6. Vorrede von A. Silberstein. Budapest, C. Grill.
- Stiehl, C.**, Musikgeschichte der Stadt Lübeck nebst einem Anhanke: Geschichte der Musia im Fürstenthum Lübeck. Lübeck, Lütcke & Hartmann.
- Stöckl, H.**, Auf der Schwelle des Lebens. Herzens-worte als Mitgabe für deutsche Tüchter bei Ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenden. Leipzig, Hirt & Sohn.
- Sybel, L. v.**, Wie die Griechen ihre Kunst erwarben. Akad. Knieberg-burtstagsrede. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsg.
- Syrtschek, J.**, Ernestine Walter. Bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Verdier, M. F.**, Die Römerin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Wimpffen, M. Freiherr v.**, Kampf ums Dasein und Association. Wien, C. Konegen.
- Winter u. Wünsche,** Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 3. Trier, S. Mayer.
- Wolzogen, E. v.**, Der Thronfolger. Zwei Bände. (Engelhorn's allg. Romann-Bibl. VIII. Jahrg. Bd. 12.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Zeitschrift für bildende Gartenkunst.** Herausg. von Hampel u. Tintelman. Zweiter Band. Berlin, E. Grundmann.
- Zeitschrift für Naturwissenschaften.** Herausg. von O. Loedcke. 64. Band. 4. u. 5. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Zaeßlin, E.**, Sannel Henzi. Trauerspiel. Basel, B. Schwabe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleßische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt normals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892^{er.} Frische Füllung. 1892^{er.}

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 53⁸⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Theresienbrunn 471 "
Neubrunn . . 473 "
Marktbrunn. 345 "
Felsenquelle. 47 "
Kaiser Karls-Qu. 334 "
Kaiserbrunn. 391 "

— † —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 61. — Heft 182.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1892.

16.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Paul Lindau in Dresden.	
Hängendes Moos. Roman. (fortsetzung.)	153
J. Janitsch in Breslau.	
Eduard Gräßner.....	202
Th. Uchelis in Bremen.	
Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis.	214
J. Hutten in Tilsit.	
Des Vaters Vermächtniß.....	234
Otto Felsing in Berlin.	
Charles Bradlaugh. Ein Charakterbild.....	241
Oskar Wilda in Breslau.	
Tod oder —?	271
Bibliographie.	276
Die Urgeschichte des Menschen. (Mit Illustrationen). — Die heilige Schrift des Alten Testaments.	
Bibliographische Notizen	281

Hierzu ein Portrait: **Eduard Gräßner.**
Radirung von **Luise Stolz** in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

———— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ————

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „**Nord und Süd**“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

BRUNNEN



Edward Grützner.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS 311

PHYSICS 311

PHYSICS 311

PHYSICS 311

PHYSICS 311

2000

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

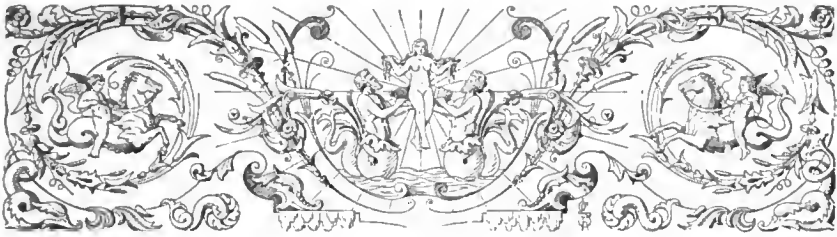
LXI. Band. — Mai 1892. — Heft 182.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard Gräßner).



Breslau

Schleifche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Hängendes Moos.

Roman.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

(Fortsetzung.)

In den Berliner Gesellschaftskreisen, die sich für das Theater besonders interessiren, war im Herbst des Jahres 1873 von nichts Anderm die Rede, als von dem neuen Stücke, dessen erste Auf- führung im Königlichen Schauspielhause unmittelbar bevorstand. Es führte den Titel „Herkules und Omphale“, und der Verfasser war Dr. Hugo Hall.

Von Hall hatte man seit einiger Zeit in der Gesellschaft des Thier- gartens ungewöhnlich viel gesprochen. Alle Welt wußte, daß der junge Dichter mit der eleganten und geistvollen Frau Leonie Welsheim auf dem allervertrautesten Fuße stand — alle Welt, außer dem glücklichen Herrn Felix Welsheim, der an der Börse großartige Geschäfte machte, der stolz auf seine schöne Frau und sein glänzendes Haus war.

Leonie und Hugo hatten sich eine Weile große Mühe gegeben, die strafbare Wahrheit vor der Welt zu verbergen. Es war ihnen zunächst auch gelungen. Mit der Zeit aber wurden sie zuversichtlicher und ließen sich diese oder jene geringfügige Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die von dem Einen bemerkt, einem Andern erzählt, eine symptomatische Bedeutung er- langte. Man brachte diese Kleinigkeiten mit den offenkundigen Thatfachen zusammen; das Besondere und das Allgemeine ließen sich sehr einfach er- klären, sobald man das Vorhandensein eines Liebesverhältnisses zwischen den Beiden voraussetzte. Und so verbreitete sich das Gerücht, an dessen Be- rechtigung kein Mensch mehr zweifeln durfte.

Man sah Leonie und Hugo beständig zusammen, man sah, wie sie bei jedem Anlasse Blicke der Verständigung und des Einverständnisses tauschten. Diejenigen, die dem Welsheim'schen Hause näher standen, machten die Wahr-

nehmung, daß alle Leute, die Dr. Hall mißfielen, von Leonie abgethan wurden und nach und nach aus dem Salon verschwanden; man bemerkte auch, daß sich Leonie seit einiger Zeit in einem gewissen Sinne zu ihrem Vortheile verändert hatte; wenn sie auch das Kokettiren nicht ganz lassen konnte — das war ihr nun einmal angeboren —, so trieb sie's doch lange nicht mehr so arg wie früher; sie war ängstlicher geworden, sie fühlte sich unter schärferer Controlo. Am verrätherischsten aber war ihre agitatorische Thätigkeit für Hall's Schauspiel. Jedermann, von dem sie meinte, daß er dem Stücke irgendwie nützen oder schaden könne, wurde von ihr mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt und mit allen Künsten weiblicher Schlaueit so lange bearbeitet, bis sie in dem Betreffenden eine günstige Stimmung erweckt hatte.

Sie hatte für die Dichtung, die unter ihren Augen entstanden war, das wahrste, wärmste und herzlichste Interesse. Sie war von deren Bedeutung tief überzeugt und erwartete einen durchschlagenden Erfolg. Sie fand, daß die Idee: die Bändigung des starken Mannes durch das zarte, schwächliche Weib, mit echter dramatischer Kraft erfaßt und ganz in modernem Geiste durchgeführt war. Als ihr Hugo — etwa zwei Monate nach dem ersten geheimen Kusse — den Schlußact vorgelesen hatte, war sie ihm stürmisch um den Hals gefallen, hatte ihn leidenschaftlich an sich gedrückt und selig ausgerufen: „Ich bin stolz auf Dich!“

Sie hatte ihm das Manuscript weggerissen, weil er ihr zu faumselig erschien. Welsheim hatte sich überall erkundigen und ein paar Stunden in der Stadt umherkutschiren müssen, um einen erfahrenen, verschwiegenen und gewandten Schönreiber, dem man den Schatz ruhig anvertrauen dürfe, aufzutreiben. Sie hatte diesem eine besondere Vergütung zugesagt, wenn er nur die Arbeit mit Anspannung aller seiner Kräfte sogleich in Angriff nehme und zu Ende führe. Sie ließ die sauber copirten Blätter bogenweise abholen und geizte mit jedem Augenblicke. Hugo hatte, bevor noch der Schluß vom Schreiber in ihren Händen war, schon den Brief an den Generalintendanten, Herrn von Hülsen, aufsetzen müssen. Sie hatte Mittel und Wege gefunden, den obersten Leiter des Schauspielhauses und den wichtigsten Vector, den Intendantzrath, schon vorher auf das kommende Ereigniß vorzubereiten, und es in der That durchgesetzt, daß ihr versprochen worden war, das Stück werde sogleich gelesen werden. Ende Juni wurde „Herkules und Omphale“ eingereicht, drei Tage darauf kam die Freudenbotschaft: Angenommen! Sie hatte es zwar nicht anders erwartet, aber sie war übergücklich. Und sie gestattete ihrem Manne, zur Feier des Tages ihr ein schönes Armband zu schenken, das sie sich schon lange gewünscht hatte.

Ihre Begeisterung für Hall's Schauspiel hatte auf den guten Felix abgefärbt. Welsheim, der hellste und klarste Kopf der Börse, der in der kaufmännischen Welt des wohlverdientesten Ansehens sich erfreute, der in allen Fragen des praktischen Lebens eine höchst beachtenswerthe Intelligenz zeigte,

war seiner Frau gegenüber von einer fast blöde zu nennenden Naivetät. Sie konnte mit ihm anfangen, was sie wollte. Sie redete ihm ein, daß er zu Allem, was sie gethan haben wollte, die Initiative ergreifen habe. Sie ließ ihn am Schnürchen tanzen wie eine Puppe; und er war im besten Glauben, daß er allein das Regiment führe und eine ungewöhnlich bequeme und folgsame Frau habe, die sich allen seinen Anordnungen füge. Er besaß das blindeste Vertrauen zu ihr. Für Hugo schwärmte er, und wenn er ihn ein paar Tage nicht gesehen hatte — weil Hugo dann zu Stunden kam, in denen der Gemahl an der Börse oder im Comptoir beschäftigt war —, so wurde er ganz beunruhigt und verlangte nach ihm.

Welsheim kannte das Hall'sche Stück natürlich nicht, aber er war Feuer und Flamme dafür.

Die Beziehungen zu Leonie hatten übrigens Hugo in der Gesellschaft ein besonderes Relief gegeben. Viele, die nie eine Zeile von ihm gelesen hatten, betrachteten ihn mit einem gewissen schmunzelnden Wohlwollen. Der Geliebte der schönen Leonie Welsheim, um die sich so Viele auf das Eifrigste bemüht hatten — und Alle vergeblich! — war offenbar nicht der Erste Beste.

„Da steht Dr. Hall!“ raunte die Eine der Andern zu.

„Der Freund der Frau Welsheim?“

„So sagt man.“

„Wo?“

„Da! Nicht weit von der Thür. Jetzt spricht er gerade mit seiner Freundin.“

„Ah . . . ja, jetzt sehe ich ihn! . . . Ein hübscher Mensch!“

„Sehr hübsch. Und er soll auch sehr talentvoll sein.“

Keine Wolke trübte den sonnigen Himmel dieser Ehe zu dritt. Welsheim war zufrieden, Leonie und Hugo waren glücklich. Mit einer merkwürdigen Philosophie hatte sich Leonie darein ergeben, daß ihr Geliebter Bräutigam war. Sie wußte sich nun geliebt und kümmerte sich nicht mehr um das unbedeutende armselige Ding; sie lächelte jetzt, wenn sie sich vergegenwärtigte, daß sie sich über ein Mädchen wie Martha überhaupt niemals hatte aufregen können. Sie hatte das kranke Kind im Hinterstübchen der Brüderstraße beinahe vollkommen vergessen. Zwischen Hugo und Leonie bestand ohne irgendwelche Verabredung die stillschweigende Uebereinkunft, die heikle Frage seiner Verlobung aus ihren Gesprächen vollkommen auszuscheiden. Leonie hatte die bestimmte Empfindung, daß sie nie im Leben davon wieder berührt werden würde.

Martha hatte die Sache weniger leicht aufgefakt. Von jenem Wege nach der Victoriastraße, den sie im Frühling unternommen hatte, um sich von Hugos Untreue zu überzeugen, hatte sie eine ernsthafte Krankheit heimgebracht, ein tüdichsches Fieber, das sie drei Wochen an's Bett fesselte.

Hugo erkundigte sich täglich drei-, viermal nach Marthas Befinden. Er hatte Mitleid mit ihr. Aber er schwelgte im Honigmonde seiner glückseligen

Untreue; all seine Gedanken und Empfindungen theilten sich zwischen Leonie und der Arbeit an seinem dritten Acte, der damals der Vollendung zureifte. Da blieb für Martha freilich nicht viel übrig. Er freute sich, wenn er auf seine regelmäßige Frage: „Wie geht's Martha?“ von der Frau Rätthin die eben so regelmäßige Antwort erhielt: „Gottlob ein bißchen besser!“ Er wiederholte dann: „Ja, Gottlob!“ und kehrte erleichtert und seelenfroh zu seinem Pulte oder zu seiner Leonie zurück.

Die körperliche Erkrankung war für Martha eine seelische Kräftigung gewesen. Sie hatte vollauf Zeit gehabt, in den hellen Stunden des Tages und den schlaflosen Stunden der dunklen Nacht über die Sache nachzudenken.

Wieviel erschütternd berebte Reden hatte sie durchdacht, um ihm die Schändlichkeit seines Verhaltens vorzuwerfen, um ihm die Schamröthe auf die Stirn zu treiben und ihn bußfertig wieder zu gewinnen! Wie viel eindringliche Briefe in ihrem Geiste an ihn geschrieben, die ihn beschämen, rühren, ergreifen mußten!

Aber die arme Martha gehörte zu jenen unglücklichen Geschöpfen, bei denen auf dem Wege vom Vorsatze zur That die Kraft versagt, die tief und richtig empfinden und sich unbeholfen und trivial ausdrücken. Sie wußte ganz genau, was sie sagen wollte, was sie aber in Wahrheit sagte, blieb hinter dem Beabsichtigten weit zurück, und erst wenn es zu spät war, fiel ihr Alles das wieder ein, was sie zu sagen unterlassen hatte.

Als es Hugo zum ersten Mal gestattet wurde, die Reconvalescentin, die drei Wochen in dem engen Stübchen neben der Küche bettlägerig gewesen war, in der Berliner Stube, mit dem schräg stehenden Fenster auf den Hof hinaus, zu begrüßen, schluchzte sie zum Steinerweichen. Sie saß auf dem großen Korbstuhle am Fenster neben dem Blumentisch mit dem Gummibaum und dem Goldfischbecken, den Kopf an das Kissen gelehnt, dessen weißer Bezug die erschreckliche Blässe des Gesichts stumpf gelblich, wächsern erscheinen ließ, die zarten durchsichtigen Hände auf das Plaid gestreckt, das die Mutter über ihre Füße gebreitet hatte. Sie empfand einen bohrenden Schmerz, als sie Hugo erblickte. Sie hatte ihm so viel zu sagen, und die Gelegenheit dazu war da, denn die Frau Rätthin hatte sich discret zurückgezogen. Als aber Hugo ihre magere, kalte Hand mit der seinigen umspannte, konnte sie kein Wort hervorbringen, sie war sogar außer Stande, ihm stillschweigend durch eine Geste, durch Entziehung ihrer Hand, durch einen strafenden Blick zu verstehen zu geben, was in ihr vorging. Und der Unwille über ihre völlige Hilflosigkeit und Ohnmacht brach sich in heißen Thränen, in einem convulsivischen Zucken und Schluchzen Bahn.

„Beruhige Dich nur! Es geht ja schon wieder besser, und bald wird Alles wieder gut werden!“ versuchte Hugo zu trösten. Aber seiner Tröstung fehlte die rechte Ueberzeugung. Er war von Marthas Aussehen ganz bestürzt. Er empfand mit dem unglücklichen Wesen tiefes Mitleid. Und als er ihre Thränen rinnen und den gebrechlichen Körper von den schluchzenden Stößen

erschüttern sah, wurde er wahrhaft gerührt; er biß die Zähne auf die Unterlippe, und er mußte sich ernste Mühe geben, um seine Erregung zu meistern. Er litt unsagbar unter der Lüge, die das Verhältniß zwischen Martha und ihm noch zusammenkittete. Dürfte er dem armen Kinde doch die Wahrheit sagen! Die Wahrheit, daß er einen schweren, verhängnißvollen Irrthum begangen, als er sie zu lieben geglaubt hatte, daß ihm davor graute, ihr Schicksal mit dem seinigen dauernd zu verknüpfen, daß er eine Andere liebte, Leonie, der sein ganzes Herz gehörte, ohne die er nicht mehr leben und schaffen konnte! Dürfte er ihr doch die Wahrheit sagen!

Unmöglich! Es wäre zu grausam gewesen! Zwischen der schonenden Lüge und der vernichtenden Wahrheit mußte er sich jetzt, da er das weinende schwache Kind, das ein rauher Hauch umblasen würde, vor sich sah, für die Unwahrheit entscheiden.

„Beruhige Dich doch, meine arme Martha!“ wiederholte er mehrere Male, ihre magere Hand streichelnd. „Es wird ja bald Alles wieder gut!“

Martha schüttelte den Kopf.

„Ja, gewiß! Du mußt nur recht verständig sein und Dich nicht so aufregen! . . . Vor Allem mußt Du gesund werden. Du hast einstweilen gar nichts Anderes zu thun als das. Das ist auch eine Beschäftigung, und eine sehr ernste. Du darfst Dich nicht so gehen lassen, liebe Martha! Du mußt mit Deiner ganzen moralischen Kraft gegen Deine physische Schwäche ankämpfen. Weine nicht mehr!“

Martha trocknete ihre Thränen. Ihr war das Herz so voll! Sie mußte es vor Hugo ausschütten. Sie rang nach Worten. Wiederum vergeblich. Mit Mühe brachte sie endlich heraus:

„Ich habe Dich damals gesehen . . . als Du zu ihr gingst.“

Hugo verstand sofort, was sie meinte. Aber er stellte sich schwerhörig, und um Zeit zu finden, sich auf die Antwort zu besinnen, sagte er: „Was meinst Du? Du hast mich damals gesehen? Wann?“

„Ehe ich so krank wurde, am Tage nach dem Besuche der Reichshallen . . . da habe ich Dich gesehen . . . in der Victoriastraße.“

„So? Nun, und weiter?“

„Weiter?“ wiederholte Martha, durch Hugos Ruhe ganz betroffen. „Ich habe Dich in ihr Haus treten sehen.“

„Das ist ganz natürlich, wenn Du zu der Zeit in der Victoriastraße gewesen bist. Ich hatte mich mit Frau Leonie verabredet und bin pünktlich zur Stelle gewesen.“

„Du sagtest mir aber doch, daß Du mit einem Freunde . . .“

„Das habe ich Dir allerdings gesagt, weil ich Dir eine unnütze Aufregung ersparen wollte . . . Nun habe ich keinen Grund mehr, Dir die Wahrheit vorzuenthalten. Ich bin zu Frau Welsheim gegangen, um mich ehrlich und freundschaftlich mit ihr auseinander zu setzen, um festzustellen, wie sich Euer Verhältniß zu einander gestalten würde, und danach das meinige

einzurichten . . . Ich bin von ihr geschieden mit dem Bewußtsein, daß sich harmonische Beziehungen zwischen Euch nicht herstellen lassen werden. Ich habe Frau Welsheim auch deutlich zu verstehen gegeben, daß wir ihr die schuldige Visite nicht machen werden, und sie hat mich vollkommen verstanden. Mein Plan ist gefaßt: da es in hohem Grade undankbar wäre, mit einem Male ein Haus zu meiden, in dem ich nur Gutes empfangen habe, bin ich entschlossen, langsam und allmählich die bisherigen Beziehungen zu lockern, bis sie sich von selbst lösen . . . So, nun weißt Du Alles! Nun mußt Du aber auch Vertrauen zu mir haben und darfst Dich und mich nicht mit thörichten Grillen quälen! Sprechen wir nicht mehr von der Sache! Das ist das Gescheibteste!“

Es klang so aufrichtig, so einfach und vernünftig, was Hugo sagte, daß Martha sich beinahe schämte, gegen ihren Bräutigam so schlimmen Argwohn gehegt zu haben. Die Quelle der Beredsamkeit, die sich in ihren trüben Monologen so üppig ergoß, war nun versiegt. Sie wußte nichts zu erwidern und drückte mit ihren matten Fingern dankbar Hugos Hand.

Sie sprach nun nicht mehr von Leonie, obwohl ihr der verhaßte Name oft auf den Lippen brannte. Sie ahnte, wie es um die Beiden stand. Mit ihrem instinctiven Spürsinn konnte sie fast die Stunden bestimmen, zu denen sie sich sahen. Aber sie schwieg. Sie betäubte sich mit der gefälligen Selbstbelügung, daß zwischen den Beiden gewiß nichts Schlimmes vorkomme. Und allmählich beruhigte sie sich in der That damit. Und so gewöhnte sie sich endlich an die Ausgänge Hugos, die ihr in der ersten Zeit so fürchtbar gewesen waren, und fragte ihn nicht, wo er gewesen war. Hugo zeigte sich für diese Discretion durch verdoppelte Freundlichkeit erkenntlich . . .

Was sollte sie ihm auch sagen? Wenn es ihr auch wirklich gelingen sollte, ihm ihr Innerstes zu offenbaren — was war dann die nothwendige Voraussetzung? Daß sie sich mit Abshen von dem Treulosen wenden müsse. Und die Folge? Daß sie ihn verlieren würde auf immerdar! Schon bei der Erwägung dieser Möglichkeit schauderte sie zusammen. Dazu fehlte ihr der Muth und die Kraft. Alles, nur das nicht! Lieber noch die langsame Peinigung, lieber die schmäbliche Gewöhnung. Nur keine Trennung!

Sie redete sich ein, daß sie eine Thörin sei, die selbstquälerisch Harmlosigkeit zu strafwürdigen Unerlaubtheiten aufbaufche. Wenn ihm jene schöne Frau etwas sei, so wäre es sicherlich nur eine vorübergehende Laune. Sein Herz, das wisse sie, gehöre ihr, der Braut. Weshalb habe er sich denn sonst mit ihr verlobt? Sie habe ihm keine Reize gestellt. Freiwillig sei er zu ihr gekommen, weil er sie liebe und ihre unbewusste Liebe empfunden habe. Zu ihr werde er zurückkehren, wenn er sich für den Augenblick wirklich durch die verderblichen Reize der Weltbame habe bethören lassen. Denn er fühle sehr wohl, daß ihn kein Wesen auf der Welt so wahr und warm, so leidenschaftlich und aufrichtig, so uneigennützig und treu lieben könne, wie sie seine Martha . . .

Der Sommer war in's Land gekommen. Berlin war heiß und ungemüthlich, der Thiergarten hatte sich entvölkert. Seit ihrer Verheirathung war Leonie alljährlich mit ihren Eltern im Hochsommer in Ostende oder Scheveningen zusammengetroffen. Welsheim war daher einigermaßen erstaunt gewesen, als ihm seine Frau eines Tages erklärt hatte, daß sie sich in den modischen Seebädern langweile, daß sich da für sie das aufregende Leben der Großstadt nur in einer anderen Form fortsetze, und daß es ihr viel angenehmer sein würde, wenn sie die heißen Tage in der Nähe von Berlin in stiller Zurückgezogenheit verbringen könne — etwa an einem der schönen Havelseen, oder sonstwo. Sie fühle, daß ihr das wohlthun würde. In demselben Sinne hatte sie ihren Eltern geschrieben und gleichzeitig ihren Besuch für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt.

Welsheim hatte am Wannsee eine hübsche Villa gefunden.

Was hatte Leonie nur zu ihrem sonderbaren Entschlusse veranlassen können? Sie hatte sich in Ostende immer vorzüglich unterhalten. Es wurde ihr gewiß nicht leicht, auf die Freude zu verzichten, ihr reizend kokettes Badeskostüm bewundern zu lassen. Aber Hugo hatte ihr wiederholt und in bestimmtester Form erklärt, daß er sie nicht nach Ostende begleiten und Berlin nicht verlassen werde. Leonie hatte ihn richtig verstanden: daß er sie nicht begleiten könne. Sie kannte Geldsorgen freilich nur dem Namen nach, aber sie errieth doch, daß Hugo die erforderlichen Mittel zum Aufenthalte in Ostende nicht aufbringen könne. Daß sie aber den Geliebten jetzt auf Wochen und Monde verlassen solle — daran dachte sie gar nicht. So entstand plötzlich ihre Schwärmerei für die malerische Umgebung von Berlin.

Sie fühlte sich übrigens in der idyllischen Ruhe des Wannsees wirklich sehr wohl. Hugo besuchte sie wöchentlich drei-, viermal, und es waren vielleicht die glücklichsten Stunden ihres Lebens, wenn die Beiden auf der Veranda saßen, zu ihren Füßen der glatte Spiegel des Sees, gegenüber die mit dunklem Nadelholz bestandenen Hügel des Ufers, — allein, zärtliche Blicke tauschend. Oder wenn sie Hand in Hand durch den Wald gingen, Heiteres beschwägend, Ernstes besprechend. Gegen sechs Uhr kam Welsheim, regelmäßig schwer bepackt, aus der Stadt, dankte Hugo mit kräftigem Händedruck, daß er Leonie die langen Stunden kürze, und schmollte, daß er mit einem früheren als dem allerletzten Zuge nach Berlin zurückfahre.

Die Nachmittage, an denen die Beiden zusammen waren, erschienen ihnen endlos in ihrem Glücke, aber der Sommer war vorübergerauscht, ehe sie sich's versahen. Die Abende des regnerischen Spätsommers wurden schon kühl und ungemüthlich. Und die Blumen im kleinen Vorgärtchen waren alle verblüht, bis auf die farbenprächtigen, aber so hölzern steifen, unpoetischen Georginen. Die Zeit der ersten Aufführung von „Herkules und Omphale“ rückte näher und näher. In der letzten Augustwoche übersiedelten Welsheims wieder nach der Victoriastraße.

Der Abschied von dem stillen Häuschen am Wannsee wurde Leonie wirklich schwer. Sie hatte sich nie glücklicher gefühlt. Sie sagte sich mit ungläubigem Erstaunen, daß sie im Grunde ihres Herzens doch besser sei, als sie geglaubt hatte. Die Liebe zu Hugo hatte in ihr die veredelnde Wandlung bewirkt, deren sie sich zu jeder Stunde inniglich erfreute. Sie hatte sich niemals einer solchen Echtheit und Stärke der Empfindung für fähig gehalten. Sie war also wohl gar nicht so leichtfertig, frivol und kokett, wie die dummen Leute glaubten, und wie sie es sich selbst eingeredet hatte? Ging sie nicht mit allen Fasern ihres Seins an ihm, an ihm allein? Hatte sie einen Gedanken, der einem Andern als ihm gegolten hätte?

Wenn sie diese Fragen in ihrem Alleinsein aufwarf und in einer Weise beantworten durfte, die sie ruhig, froh und zufrieden machte, so vergaß sie freilich, daß bis zur Stunde die Versuchung noch nicht an sie herangetreten war.

* * *

Endlich war der große Tag der ersten Aufführung gekommen. Es war der letzte Dienstag im September. Leonie hatte schon acht Tage vorher an alle ihre Freunde und Bekannten Karten geschickt, daß an demselben Abend und an jedem folgenden Dienstag von zehn Uhr an ihr Salon geöffnet sein werde. Sie hatte zur Verherrlichung der Wiedereröffnung der Saison und zur Feier des Erfolgs, an dem sie nicht einen Augenblick zweifelte, sich ganz besonders angestrengt. Die Blumendecoration, die sie bestellt hatte, war von unerhörter Pracht. Sie hatte auch dafür gesorgt, daß außer dem interessanten Kreise, den sie stets um sich zu vereinigen wußte, diesmal einige besonders bemerkenswerthe Gäste bei ihr debütiren würden: die Künstler, die die Hauptrollen im Hall'schen Schauspiele darzustellen hatten, ein namhafter Klavierpieler aus London, der sich zufällig in Berlin aufhielt, und der Tenorist Ernst Ballini, der zum Schluß der letzten Spielzeit im Opernhaus geradezu Sensation gemacht hatte und mit einer märchenhaften Gage für das königliche Opernhaus gewonnen worden war. Der Engländer und der deutsche Tenorist mit dem italienischen Namen hatten der unwiderstehlichen Leonie versprochen, bei ihr zu musiciren.

Alles das hatte sie ganz im Geheimen betrieben. Es sollte für alle Welt, es sollte ganz besonders für Hugo eine Ueberraschung sein. Für den Geliebten hatte sie noch andere kleine Aufmerksamkeiten erdacht. Das Büffet wurde kunstvoll um eine von Barbedienne bezogene Bronzegruppe, die den zu Füßen der Dymphale spinnenden Herkules darstellte, gegliedert; es sollte das erste Geschenk sein, das Welsheim seinem genialen Freunde machen würde. Auf der großen Torte war der auf Atlas gedruckte Theaterzettel eingefügt. Selbstverständlich wurde auch der kolossale Lorbeerfranz mit gestickten Schleifen, die den Namen des Stückes und das Datum der ersten Aufführung trugen, im Versteck bereit gehalten.

Die helle Freude an diesen Echerzen dämpfte ein wenig die große Aufregung, die sich während der letzten Tage ihrer bemächtigt hatte, und die am Entscheidungstage sicherlich bedenklich geworden wäre, wenn sie nicht gerade durch diese Vorbereitungen zu ihrem ersten Empfangsabende über die Maßen in Anspruch genommen worden wäre. Sie war viel aufgeregter, als Hugo, der durch die anstrengende und nervenabspannende Arbeit auf den Proben müde geworden war und schließlich dem Ereigniß mit einer gewissen stumpfen Ruhe entgegen sah.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kam Hugo zu ihr. Sie hatte sich, um ein wenig zu ruhen, auf die Chaiselongue im Erker gelegt und empfing ihn, ohne sich zu erheben. Hugo küßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und setzte sich auf das kleine Puff, das er dicht an die Chaiselongue geschoben hatte.

„Ich brauche doch nicht aufzustehen?“ fragte sie lächelnd. „Ich muß mit meinen Kräften heute haushälterisch umgehen, ich werde sie noch sehr nöthig brauchen . . . Aber weshalb siehst Du denn so griesgrämig aus?“ setzte sie mit veränderter Stimme hinzu. „Du solltest Dich heute nur freuen! Sei ganz unbesorgt! Es wird Alles gut werden! Mein Vertrauen ist felsfest.“

„Ich denke weniger an mein Stück und an dessen Schicksal, als . . .“

Er machte eine kleine Pause. Leonie richtete sich ein wenig auf, sah ihm gerade in's Auge und fragte, plötzlich sehr ernst geworden: „Woran denkst Du denn? Woran anders kannst Du überhaupt heut denken?“

„Ich will's Dir ehrlich sagen. Du wirst mich leicht verstehen. Ich bin in einiger Verlegenheit, wie ich's heut Abend nach der Vorstellung machen soll . . .“

„Ach, Du meinst für den Fall, daß der Erfolg ausbliebe? Es würde Dir dann unangenehm sein, in Gesellschaft zu gehen? Nun, mein liebes Herz, mit dem Factor rechne ich gar nicht. Du wirst Erfolg haben, großen Erfolg, verlaß Dich drauf. Und wenn das Unmögliche doch geschehen sollte . . . nun, dann schließen wir eben die Thür, kleben einen rothen Zettel an und sagen die Vorstellung im Salon wegen plötzlicher Erkrankung der Primadonna ab. Es würde nicht einmal eine Nothlüge sein, denn ich würde krank werden. Aber daran ist ja gar nicht zu denken!“

„Wenn auch Alles so glänzend verlaufen sollte, wie Du es hoffst,“ erwiderte Hugo unsicher und stockend, „auch dann würde ich mich in einer äußerst mißlichen Situation befinden.“

Leonie richtete sich jetzt ganz auf und setzte sich. Verwundert blickte sie ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht, . . . wirklich nicht! Was meinst Du?“

„Was soll ich nach der Vorstellung beginnen?“ rief Hugo mit lebhafter Geberde und erhob sich.

„Was Du beginnen sollst? Du sollst zu mir kommen! Das ist doch sehr einfach.“

„Nicht ganz so einfach wie Du meinst. Du weißt doch . . .“ Er stockte und sagte dann leiser, in tieferem Tone: „Ich habe Verpflichtungen!“

Es war das erste Mal, daß Leonie von diesen Verpflichtungen etwas verspürte. Sie hatte mit der Zeit ganz vergessen, daß auch eine Andere als sie Ansprüche an Hugo habe. Es kochte wild in ihr auf, sie fühlte im ersten Augenblicke den Drang, ihrer Empörung leidenschaftlichen Ausdruck zu geben; aber sie meisterte ihre Erregung und sagte nach langer Pause gebohrt: „So?!“

„Die Geschichte ist mir über alle Begriffe unangenehm, aber was soll ich machen? Wohin mich meine Neigungen führen würden, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich habe mir gar nicht denken können, daß ich den heutigen Abend anders als bei Dir, meiner unermüdblich thätigen Mitarbeiterin, zubringen würde . . . Aber . . . Als ich eben . . . vor einer Stunde der Rätthin die beiden Parquetstücke gebe, sagt sie mir dankend: ‚Und heute Abend nach der Vorstellung wollen wir recht vergnügt sein und Ihren Erfolg feiern. Martha freut sich schon seit Wochen darauf. Sie hat für Sie auch — im Vertrauen gesagt — eine Kleinigkeit gearbeitet!‘ Ich war ganz bestürzt und fand kein anderes Wort als: natürlich! natürlich! . . . Was soll ich nun machen? Rathe mir!“

Leonie ließ ihre Blicke unstät durch den Raum schweifen, beugte sich ein wenig vor und sagte dann mit ungewohnt tiefer Stimme: „Ja, mein Freund, da muß ich zurücktreten, so leid es mir thut! Das sehe ich ein. Es thut mir sehr, sehr leid! Das kann ich nicht leugnen. Alle Freunde, die uns heute nach dem Theater besuchen, erwarten mit Bestimmtheit, Dich hier zu finden . . . Dein Fernbleiben ist ganz dasselbe wie die officielle Anzeige Deiner Verlobung. Und das wolltest Du doch eigentlich vermeiden. Von mir und meinen Empfindungen will ich dabei gar nicht reden. Wie gesagt, es thut mir herzlich leid!“

Auch Leonie war nun aufgestanden und rauschte, mit der langen Schleppe ihrer Matinée den Teppich fegend, an ihm vorüber.

„Du bist mir böse?“ fragte Hugo kleinlaut, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu nähern.

„Nicht böse! Ich bin nur sehr traurig! . . . Man soll sich nie auf etwas zu sehr freuen . . . Ich will Dich heut gewiß nicht quälen . . . aber Du kannst Dir ja denken, wie es mich kränkt und schmerzt, daß wir den heutigen Abend nicht zusammen genießen können . . . Vielleicht ist auch ein bißchen Eitelkeit im Spiele . . . Ich werde ein curioses Gesicht machen, wenn ich meinem Manne, wenn ich jedem einzelnen Gaste auf die natürlichste Frage: ‚Nun, und wo steckt denn Dr. Hall?‘ antworten muß: ‚Der Doctor hat eine andere Einladung angenommen.‘ Das ist recht unangenehm . . .“

und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man zwischen uns Gott weiß welche heftige Scene voraussetzen wird."

"Das habe ich mir ja Alles selbst gesagt! Ich darf vor Dir kaum wiederholen, welche unsinnigen Combinationen mir durch den Kopf geschossen sind, um mich aus dieser entsetzlichen Situation zu befreien. Ich würde vor dem Aeußersten nicht zurückgeschreckt sein — nicht vor dem Bruche." Leonie sah ihn scharf an. „Aber es ist unmöglich — unmöglich in dieser brutalen Pöblichkeit. Martha ist ein bedauernswerthes schwaches Geschöpf. Der Schlag würde sie niedererschmettern. Und wenn sie mir auch längst nicht mehr das ist, was sie mir sein sollte, — denn ich liebe nur Dich, Leonie, Dich allein! — so habe ich doch für die Arme, die mir nie ein Leid zugefügt hat, ein genügend starkes Gefühl anhänglicher Freundschaft und schonender Menschlichkeit, um sie nicht geradezu zu vernichten. Das ist keine Uebertreibung! Es ist volle, herbe Wahrheit! Mit welchen Empfindungen könnte ich bei Dir sein, an Deiner glänzenden Festlichkeit theilnehmen, wenn ich mir sagen müßte, daß zur selben Stunde ein armes Wesen mit dem Tode ringt, und daß ich es verschuldet habe? Ich habe nie an Martha gedacht, wenn ich in Deiner Nähe war. Heute Abend würde sich die Erinnerung an das Mädchen zwischen Dich und mich drängen, uns eisig anwehen und alle Lust ersticken!"

"Nun, lieber Freund, wir können noch eine Stunde schwätzen und werden nicht einen Schritt weiterücken. Wir müssen uns in das Unvermeidliche schicken . . . Vielleicht ließe sich noch irgend etwas ersinnen, um die leidige Sache wenigstens gesellschaftlich möglich zu machen . . ."

"Wenn ich später käme?"

"Wie lange würdest Du denn voraussichtlich da bleiben müssen?"

"Ach, da kann ich schon einen Vorwand finden, um die Sitzung abzukürzen! Martha's Gesundheitszustand . . . ich kann mich zu einer späten Stunde mit den Schauspielern verabredet haben . . . das läßt sich schon ganz plausibel machen! Gegen Mitternacht bin ich sicher frei!"

"Nun, dann schreibe mir ein paar Zeilen. Spiele den Nervösen! Du bist nach der Vorstellung zu aufgereggt, um Dich sogleich in den Strudel der Gesellschaft zu stürzen. Du mußt ein bißchen ruhen, ein Stündchen mit Dir allein sein! Du kommst später! . . . Ich lache Dich ein wenig aus! Du bist eben ein Original, dem man allerlei nachsehen muß. Und wenn Du dann wirklich gegen Mitternacht kommst, wird man Alles ganz in der Ordnung finden."

"Ja, so geht's!" rief Hugo. „Ach, mir fällt ein Stein von der Brust! . . . Ich hatte ja auch daran gedacht. Aber ich fürchtete, Du würdest so ungehalten sein, daß Du für meine Situation gar kein Verständnis haben und Dich lediglich von Deinen durchaus berechtigten Gefühlen leiten lassen würdest. Ich hatte nicht den Muth, Dir die Theilung vorzuschlagen . . . Ich danke Dir, Leonie, von ganzem Herzen! Du liebst mich wirklich! Ich

habe nie daran gezweifelt! Ich danke Dir für diesen neuen Beweis Deiner Liebe!“

Er war an Leonie, die langsam eine Gloire de Dijon-Rose des Blumen-auffasses entblätterte, herangetreten und hatte seinen Kopf gebeugt, um sie zu küssen. Sie bot ihm die Stirn, er fühlte, daß sie unwillkürlich den Kopf zurücklehnte, sobald seine Lippen ihre Haut gestreift hatten.

„Du hast Recht, an meiner Liebe nicht zu zweifeln!“ sagte sie. Ihre Stimme hatte einen andern Klang als gewöhnlich. „Und nun schicke ich Dich fort . . . Felix kann jeden Augenblick kommen . . . Ich möchte nicht, daß wir die unangenehme Geschichte vor ihm noch einmal besprechen müßten . . . Also ich sehe Dich heute Abend . . . im Theater auf der Bühne . . . und gegen Mitternacht darf ich Dich hier erwarten?“

„Adieu, Leonie! Und jetzt — vor dem entscheidenden Abschlusse laß Dir noch einmal sagen, wie ich Dir danke! Wie ich Dich liebe! Wie immer der Würfel fallen mag, was ich Dir schulde, ist unermesslich! Ich danke Dir!“

Er zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Ich sage Dir kein Wort . . . Du weißt, wie ich fühle! Geh, mein Herz! . . . Wir sehen uns . . . während der Schlacht . . . und nach dem Siege!“

Als Hugo sie verlassen hatte, setzte sie sich in den Erker und starrte auf den regnerischen Himmel. Sie sah sehr ernst, weniger traurig als streng und hart aus. Was in ihr vorging, faßte sie in die Worte zusammen, die sie als Facit aus ihren Betrachtungen zu ziehen schien: „So kann's nicht weiter gehen! Eine Nebenkönigin vertrage ich nicht!“

Heute bereitete es ihr eine wirkliche Freude, als sie Welsheims Stimme im Nebenzimmer hörte. Er gab dem Diener noch einige Weisungen für den Abend. Sie erhob sich, trat an die nur durch Portiären geschlossene Thür des großen Salons und rief ihn. Felix eilte zu ihr und küßte sie auf die Stirn — zufällig auf dieselbe Stelle, die vor einer Viertelstunde Hugos Lippen gestreift hatten. Jetzt aber beugte sie sich nicht zurück.

„Hast Du zehn Minuten für mich übrig?“ fragte sie.

„Wie kannst Du nur fragen? Immer zu Deinen Diensten!“

„Nun dann setz Dich hier zu mir. Ich habe mit Dir ernsthaft zu sprechen . . . über Deinen Freund Dr. Hall. Du weißt, ich habe ihn auch sehr gern . . . und er beunruhigt mich.“

„Wieso?“

„Er hat mich vor kurzem verlassen. Er war hier . . . um sich heut Abend zu entschuldigen.“

„Was?! Der Doctor will nicht kommen?! Das ist ja einfach unmöglich! Und unsere Gesellschaft? Und meine Gruppe von Barbiedienne?“

„Ich habe es schließlich durchgesetzt, daß er zu späterer Stunde doch noch kommt, und eine genügende Ausrede für die Verspätung erfunden. Das hat also nichts weiter auf sich. Was mich beunruhigt, ist etwas Anderes.“

Die beabsichtigte Abjage erfolgte, weil das Mädchen in der Brüderstraße . . . Du weißt ja, seine Braut . . .“

„Fräulein Breuer?“

„Weil Fräulein Breuer den Abend von ihm verlangt hat. Er wäre ja natürlich viel lieber zu uns gekommen. Er nimmt diese Verlobung also ganz ernsthaft, obwohl ich sicher bin, daß er das Mädchen nicht liebt, nicht lieben kann — er glaubt sich eben durch ein unüberlegtes und übereiltes Wort für's Leben gebunden — und das halte ich für sehr bedenklich.“

„Du hast vollkommen Recht!“

„Du hast ja das Mädchen gesehen: hinfällig, brustkrank, unbedeutend . . . und die Umgebung, diese Dürftigkeit und Uermüchtheit! Der Doctor würde da einfach zu Grunde gehen, die Ehe mit der unglücklichen Person wäre nichts weniger als das Grab seines Talentes, seiner Zukunft!“

„Ja, ja! Das fürchte ich auch!“

„Und das sollten wir, seine guten Freunde, ruhig mitansehen?“

„Nein, das dürfen wir nicht! Aber was ist da zu machen? Soll ich einmal ein ernsthaftes Wort mit dem Doctor reden? Ich schmeichle mir, einigen Einfluß auf ihn zu besitzen.“

„Ich unterschätze Deinen Einfluß nicht, aber dem Doctor wird schwer beizukommen sein, wie ich befürchte. Ich habe eben Alles reiflich durchdacht und habe eine andere Idee. Das Mädchen ist entschieden lungenkrank . . . die durchsichtige Haut, die wächserne Gesichtsfarbe, die rothen Flecken auf den Backenknochen, der unheimliche Glanz der Augen — jeder Zweifel erscheint mir ausgeschlossen. Es ist traurig, aber es ist nun einmal so! Das arme Kind muß nach dem Süden geschickt werden, in ein milderes Klima. Der Rätlin fehlt es offenbar nur an Geld. Das Geld mußt Du ihr unter irgend einem anständigen Vorwande zur Verfügung stellen. Wir werden nicht zu hungern brauchen, wenn wir ein paartausend Mark weniger haben, und für die Leute ist es ein Vermögen, eine dauernde Hilfe. Wenn die Rätlin mit ihrer Tochter aber erst einmal in Meran, Montreux oder in San Remo sitzt, dann hast Du gewonnenes Spiel! Dann wird auch der Doctor einem vernünftigen Worte, auf das er offenbar nur wartet, zugänglich sein. Dann ist es an der Zeit, Deinen Einfluß auf ihn geltend zu machen. Ich würde es aber für das Wichtigste halten, vor Allem mit der Mutter ernsthaft zu sprechen. Wenn sie ihr Kind liebt, wird sie selbst die Initiative zur Entlobung ergreifen.“

„Ja, ja! Das leuchtet mir Alles vollkommen ein! Ich bin auch selbstverständlich bereit, der Mutter die nöthigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um ein halbes Jahr, meinethalben auch ein Jahr mit ihrer kranken Tochter im Süden zu bleiben. Ich weiß nur in der That nicht, wie ich ihr das beibringen soll.“

„Eine Mutter, die ihrem leidenden Kinde helfen kann, sieht über Alles hinweg! Uebrigens wird es am Ende nicht einmal erforderlich sein, daß Du

selbst als Wohltäter hervortrittst. Das ließe sich vielleicht durch eine Mittelsperson machen — den Hausarzt oder sonst wen! Du bist so gescheit! Du wirst, da Du von der Nothwendigkeit überzeugt bist, daß etwas für den Doctor geschehen muß, schon das Richtige treffen. Ich theile übrigens Deine Meinung vollkommen.“

„Ja, ja!“ jagte Welsheim, nachdenklich sein Kinn streichelnd. „Das wollen wir schon machen! Ich lege mir die Sache bereits im Kopfe zurecht . . . Und weißt Du? Keine Zeit verlieren! Solche Geschichten muß man nicht auf die lange Bank schieben! Es thut mir leid, daß ich nicht auf der Stelle . . . aber heut geht's ja natürlich nicht. Na, morgen ist auch noch ein Tag! . . . Ich suche mir die Rätthin auf und sage ihr . . . Na, laß mich nur machen! . . . Uebrigens an der Börse war heute die Stimmung für Hall's Schauspiel sehr fest . . . Und ich darf sagen, ich habe das Meinige dazu gethan! . . . Es wurde von nichts Anderem gesprochen . . . Von nichts Anderm — ist zuviel gesagt! Unser heutiger Eröffnungsabend macht Furore, sage ich Dir! Zwanzig Leute haben mich gefragt: Ist es denn wahr, Ballini kommt heute zu Ihnen . . . und singt? Ein Bombeneffekt, sag' ich Dir! Ballini hat nämlich noch nie in einer Privatsoirée gesungen. Er hat im Frühjahr dem Geheimrath Genthiner, der ihm eine Stange Gold geboten hat, rundweg abgeschlagen, bei ihm zu singen . . . Er wird doch nicht im letzten Augenblicke . . .?“

„Sei ohne Sorge! . . . Aber Du erinnerst mich daran, daß ich noch allerlei für den Abend anzuordnen habe . . .“

„Natürlich, natürlich! Ich ja auch! . . . Die Blumen habe ich eben noch beim Gärtner im Vorüberfahren inspicirt. Wundervoll! Er kommt mit zwei Leuten Schlag sieben . . . Der Conditior hat mir eben auch noch gelobt . . . Na, es wird Alles klappen! Ich wollte eigentlich — es war eine Idee von mir — das Eis als Gruppe Hercules und Omphale serviren lassen . . .“

„Um des Himmels willen!“ rief Leonie entsetzt.

„Es geht nicht! Ich hab's aufgegeben. Der Conditior meinte, es würden fürchterliche Kerle . . . oder vielmehr ein fürchterlicher Kerl . . . mit einem Worte, es geht nicht. Ich habe mich für den üblichen Schwan entschieden — für Ballinis Tisch . . . eine Anspielung auf Lohengrin, Du verstehst? . . . Der Conditior bot mir noch eine Minerva an . . . mit der Gule . . . Symbol der Dichtung, meinte er . . . für Hall's Tisch . . . Ich habe aber auch verzichtet . . . das ist mir zu complicirt . . .“

„Du hast wohl daran gethan! . . . Wir essen heut um halb sechs.“

„Schön.“

„Bestell den Wagen zu dreiviertel auf sieben.“

„Ist schon geschehen . . . Nun will ich Dich also nicht mehr aufhalten . . . Du hast ja noch genug zu thun . . . Du bist wirklich als Wirthin ein Genie! . . . Und Deine Toilette?“

„Sei ganz ruhig! Ich werde Dir keine Schande machen.“

„Das weiß ich, das weiß ich! Wenn ich Alles so genau wüßte! . . . Also um halb sechs! . . . Ich mache mich auch vorher fertig . . . Du wirst nicht zu warten brauchen!“

Er küßte seine Frau auf den Scheitel und entfernte sich, schnell wie immer.

Leonie conferirte noch mit dem Koch und dem Diener. Dann verschuchte sie der Klavierstimmer, der den Steinway im großen Salon stimmte, aus den Vorberräumen, und sie flüchtete in ihr Toilettenzimmer, wo Germaine eben damit beschäftigt war, das erst am Vormittag eingetroffene Kleid von Worth vorsichtig auszubereiten. Sie hatte dabei wieder das eigenthümlich verliebte Lächeln, mit dem sie nur die gnädige Frau und deren neue Toiletten betrachtete.

* * *

Es war prächtvolles Premierenwetter. Der Abend war sehr kühl, beinahe kalt. Es hatte am Tage viel geregnet. Seit einer Stunde etwa hatte es aufgehört, aber der Himmel war immer noch schwarz.

Im hellen Theaterfaale war es behaglich warm. Von drei Viertel auf sieben an füllten sich die Parquetreihen und die Logen. Einige Minuten nach sieben war das Haus, das vollkommen ausverkauft war, beinahe ganz gefüllt. Die Abendkasse war gar nicht geöffnet worden, und die Billethändler, die glänzende Geschäfte gemacht hatten, waren schon vor sieben Uhr unsichtbar geworden. Auf Leonie, die diesmal ausnehmend pünktlich war, richteten sich alle Gläser, als sie in der Loge erschien. Sie schien es gar nicht zu bemerken, war vollkommen ungezwungen und reichte den beiden Herren, die sie zu sich geladen hatte, Dr. Ringstetter und Herrn von Janow, einem jungen, in der Berliner Gesellschaft allgemein beliebten Sportsman, anmuthig die Hand. Sie sah entzückend aus. Welsheim fühlte sich sehr geschmeichelt, als er bemerkte, welchen Effect seine schöne und elegante Frau machte.

Die Aufregung, die sich Leonies jetzt wiederum bemächtigte, färbte ihre runden Wangen rosig. Sie lächelte sich ein wenig und tauschte mit den Herren hinter ihr einige gleichgiltige Worte, um sich auch im Profil zu zeigen; dann nahm sie ihr kleines Opernglas vor die Augen, wechselte mit den Bekannten Grüße und lächelte stärker als bei den Andern, als sie die auffällig tiefe Verbeugung eines Herrn, der in der gerade gegenüberliegenden Loge saß, erwiderte. Der Herr theilte übrigens mit Leonie die Ehre, vom Publikum, namentlich von dem weiblichen, mit auszeichnender Aufmerksamkeit bedacht zu werden. Wie seine Verbeugung, so hatte der ganze Mensch etwas Auffallendes: sein Gesicht, seine Gestalt, seine Kleidung, seine Haltung, seine Bewegungen. Der Kopf war zwar nicht bedeutend, aber eigentlich schön zu nennen, — wenigstens fanden ihn die Damen schön. Die Züge waren regelmäßig, die Augen groß und lebhaft, die Gesichtsfarbe war gesund. Das volle kastanienbraune Haar war sorgfältig frisiert und durch das Brenneisen

sanft gelockt. Dem helleren, vollen und weichen Schnurrbart war ein kühner Schwung gegeben, er ließ die Oberlippe vollkommen frei und strebte an den Mundwinkeln fest auf. Der Herr lächelte viel, vielleicht ein bißchen zu süßlich, und er zeigte beim Lächeln zwei Reihen prachtvoller Zähne. Die zu rundlichen Wangen gaben dem Gesichte etwas Weibisches. Das sehr tief ausgeschnittene Hemd, das den ungewöhnlich starken Hals bis zur Kehle frei ließ, war vorn durch drei große Brillantknöpfe geschlossen, die in bläulichem und röthlichem Feuer blitzten. Die breite Cravatte war in wohlüberlegter künstlicher Vernachlässigung leicht geschlungen. Er trug den Frack vom extravagantesten Schnitte der allerneuesten Mode mit großer Gewandtheit. Er bewegte sich viel und sprach lebhaft mit seinen Nachbarn; wer genauer hinsah, konnte ihm anmerken, daß er sich beobachtet wußte. Seine tiefe Verehrung gegen Leonie war denn auch vom halben Parquet bemerkt worden.

„Diese Künstler machen doch Alles anders als gewöhnliche Sterbliche,“ sagte Leonie, sich wieder nach hinten wendend. „Haben Sie gesehen, wie Vallini mich gegrüßt hat?“

„Ob ich's gesehen habe?“ entgegnete Ringstetter. „Er grüßt eben . . . wie eine männliche Primadonna.“

„Machen Sie jetzt keine boshaften Bemerkungen über ihn! Sie wissen, daß Sie ihn heute Abend bei mir treffen werden. Ich muß ihn gut behandeln.“

„Heute? Dann wollen wir also morgen weiter über ihn sprechen. Vallini ist übrigens an gute Behandlung gewöhnt.“

„Das höre ich,“ versetzte Leonie. „Er soll allen Weibern die Köpfe verdrehen . . . Das genügt mir schon, um ihm ohne Furcht gegenüberzutreten. Mir würde er nie gefährlich werden.“

„Na, er soll so etwas vom Rattensfänger . . . oder vom Postillon von Lonjumeau haben,“ warf Herr von Janow ein. „Haben Sie ihn singen hören?“

„Natürlich! Und er hat mich entzückt wie alle Welt. Er hat ja eine ganz wundervolle Stimme, ich habe nie einen bessern Manrico gehört . . . Der Künstler hat mich hingerissen, aber der Mensch interessiert mich nicht . . . Ach so, das darf ich ja jetzt noch nicht sagen! . . . Ich kann schöne Männer nicht leiden.“

„So?!“ fragte Ringstetter mit malitösem Lächeln.

„Sie wollen mich wegen meiner Freundschaft für Dr. Hall händeln? Nun denken Sie sich: ich finde den Doctor ganz und gar nicht schön. Er sieht klug aus, interessant, aber schön ist er nach meinem Geschmack nicht. Vallini ist schön, und deshalb gefällt er mir nicht, so sehr ich für seine Stimme und seinen Gesang schwärme.“

„Das ist wirklich so!“ bekräftigte Welsheim. „Meine Frau ist in der Beziehung komisch. Ich kenne sie doch gewiß genau . . . aus schönen Männern macht sie sich gar nichts.“

„Sie unterschätzen sich,“ erwiderte Ringstetter. Und sich zu Leonie wendend, setzte er hinzu: „Für eine Dame, auf die Vallini nicht wirkt, kokettiren Sie übrigens ziemlich heftig mit ihm.“

Die Beiden hatten sich in der That sehr ausdrucksvoll angelächelt.

„Er will ja heute bei uns singen,“ antwortete Leonie. „Da muß man schon ein Uebrigcs thun . . . Worauf wird denn eigentlich gewartet? Es muß doch längst sieben sein.“

„Sie sehen ja, das Publikum ist noch sehr unruhig. Des schlechten Wetters wegen hat alle Welt Wagen genommen. Da dauert's immer ein bißchen länger. Uebrigens ist das akademische Viertel noch nicht vorüber,“ sagte Ringstetter, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte.

Von keinem Menschen im Hause wurde Leonie mit gespannterer Aufmerksamkeit gemustert, als von Martha Breuer, die neben ihrer Mutter auf der der Welsheim'schen Loge entgegengesetzten Seite des Hauses im Parquet am Eingange links saß, gerade unter Vallini. Sie hatte die schöne Frau seit dem Abende in den Reichshallen nicht wiedergesehen. Sie war darauf vorbereitet, daß sie ihr heute wiederbegegnen würde, und hatte beständig nach ihr Umschau gehalten. Als sie Leonie in die Loge treten sah, stockte ihr der Athem, sie erbleichte und kniff die Lippen zusammen, um den Seufzer, der sich gewaltsam aus ihrer Brust drängen wollte, zu ersticken. Sie fühlte dieselbe schreckliche Kühle auf der linken Seite und denselben stechenden Schmerz wie damals, und ihre großen Augen hatten denselben unheimlichen Glanz. Der Anblick war ihr qualvoll, aber sie vermochte es nicht, den Blick abzuwenden. Sie beneidete die Frau da oben um die Schönheit ihrer Erscheinung, um ihre Frische, die Eleganz ihrer Toilette, die unbefangene Sicherheit ihres Benehmens. Sie war empört darüber, wie diese Leonie jetzt schwätzen und lachen konnte, wie sie sich im Saale umjah und nickte. Sie dachte nicht daran, daß es sie noch viel mehr empört, wenn sie in Leonies Gebaren die Zeichen der Aufregung wahrgenommen haben würde.

In Wahrheit war Leonie viel erregter als Martha. Martha legte sich von der Bedeutung des Abends für Hugo nicht Rechenenschaft ab, während Leonie ganz genau wußte, um was es sich handelte.

Die Glocke hinter der Bühne schlug an. Das dumpfe Gemurmel verstummte sogleich. Es wurde ganz still. Ein zweiter Anschlag des Timbres, und der Vorhang wurde rauschend aufgezoqen.

Leonie fieberte während der ersten Scenen, die das Publikum aufmerksam, aber ohne sichtbare Zeichen des Wohlgefallens anhörte. Sie war innerlich entrüstet über diese frostige Gleichgiltigkeit, über diesen Mangel an Verständnis. Es erschien ihr unfaßbar, daß einige reizende Feinheiten des Dialogs, von denen sie sich eine sichere Wirkung versprochen hatte, kaum ein freundliches Lächeln hervorrufen, daß sie so gut wie unbeachtet bleiben konnten. Jetzt auf einmal vergegenwärtigte sich ihr die Möglichkeit eines Mißerfolges.

Und in ihrer überreizten Phantasie sah sie das Schreckensbild in graufiger Anschaulichkeit, sah ringsumher die schadenfrohen, höhnisch grinsenden Gesichter und hörte die widerwärtigen scharfen Zischlaute des Spottes und der Schande.

Das Blut stockte ihr, ihre Lippen wurden kalt und bebten. Sie war wie abwesend, zwischen sie und die Bühne schob sich etwas wie ein dichter Schleier, der den Durchblick hemmte, sie wußte kaum noch, was da oben vorging, obwohl sie das Stück auswendig kannte. Ohne andere Absicht, als ihre Bekommenheit zu verbergen und sich eine Haltung zu geben, nahm sie das Glas vor die Augen und blickte geradeaus. Sie starrte in die Leere und sah nichts. Plötzlich aber wurde ihre Aufmerksamkeit rege. Sie merkte jetzt erst, daß sie während einer verhältnißmäßig langen Zeit gedankenlos beständig ihr Gegenüber ins Auge gefaßt hatte.

Vallini fühlte sich anscheinend geschmeichelt. Er lächelte zärtlich, schloß einigemal langsam und beziehungsweise die Augen und streichelte seinen starken weichen Schnurrbart in einer Weise, die mit einem verstohlenen Fußhändchen einige Aehnlichkeit hatte. Und als er merkte, daß Leonie nach wie vor das Glas fest auf ihn gerichtet hielt, wurde er noch zuversichtlicher, nahm gleichfalls den Opengucker vor die Augen und bewegte in einer eigenthümlich schwachmachten Art die Lippen, als ob er ihr leise ein süßes Geheimniß zuflüstere. Gerade in diesem Augenblicke erwachte Leonie aus ihrer Erstarrung. Sie sah plötzlich dicht vor sich zwei große kreisförmige Scheiben, die die gedämpften Lichter des Kronleuchters widerspiegeln, sah hinter halb offenen Lippen glänzende Zähne, sah ein merkwürdiges Lächeln. Sie erschrak und nahm das Glas schnell von den Augen . . .

Ah, dieser Vallini hatte sich einen guten Augenblick ausgefucht, um mit ihr zu liebäugeln! Zuhören sollte er, sollte die Gewalt der Hall'schen Dichtung auf sich wirken lassen, anstatt sie selbstgefällig anzugaffen und anzuschmachten!

Und für solche Leute schrieb der arme Hugo! Das waren seine Richter! Er war ihr auf einmal unausstehlich, dieser verwöhnte, siegesbewußte Geck, der sich im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit hatte einbilden können, daß sie in diesem Augenblicke mit ihm tändelnde Zeichen der knospenden Sympathie austauschen würde!

Martha hatte allmählich Leonie ganz vergessen. Das Stück nahm sie ganz in Anspruch. Sie achtete nicht auf ihre Umgebung und hätte auch wohl schwerlich zu sagen gewußt, ob die Zuschauer der Dichtung kühl oder mit warmer Theilnahme folgten. Sie stauete darüber, wie klug und schön Alles gesagt sei, und war stolz bei dem Gedanken, daß Hugo dieses Werk geschrieben habe. Sie lächelte glücklich und ließ keinen Blick von der Bühne

Gegen Schluß des ersten Aufzuges hatte sich die Stimmung erheblich erwärmt, und als der Vorhang fiel, war der Beifall voll und echt. Die Hauptdarsteller erschienen unter lautem Händeklatschen zweimal vor der Gardine. Martha hatte es nicht anders erwartet und mit den Anderen fröhlich mitgeklatscht. Leonie war von dem einmüthigen Applause, der für sie durchaus

unerwartet kam, ganz bestürzt. Dann athmete sie wie befreit auf und lächelte, — lächelte in einer eigenen Weise, verlegen, wie über eine unverstandene Pointe.

Während des ersten und zweiten Aufzuges war nur eine kurze Pause. Die Zuschauer blieben auf ihren Plätzen sitzen und unterhielten sich nur mit ihren nächsten Nachbarn. Aber die Unterhaltung war so lebhaft und laut daß die Theaterkundigen schon jetzt einen guten Barometerstand erkennen und einen erfreulichen Erfolg in Aussicht zu stellen sich getrauten.

Der Einzige, der seinen Sitz verließ, war Vallini.

Es klopfte bald darauf an Welsheims Loge.

Lächelnd wie immer trat der schöne Künstler ein, grüßte die Herren und küßte Frau Leonie die Hand.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden meiner gnädigen Gönnerin erkundigen . . . Und darf man fragen, wie Sie sich amüsiren?“

Leonie, der in diesem Augenblicke jede Unterhaltung überaus unangenehm war, und die sich über Vallinis Besuch ärgerte, antwortete mit einem möglichst einfältigen Lächeln.

„Nicht wahr?“ fuhr Vallini fort, als ob Leonie auf seine Frage etwas erwidert hätte. „Es scheint sich zu machen? Ich finde es wenigstens bis jetzt sehr nett.“

Leonie sah den Tenoristen ganz betroffen an. „Sehr nett“ fand dieser Mensch die geistige Schöpfung Halls! Das Wort traf sie wie eine thätliche Beleidigung. Vallini sah Leonies sonderbaren Blick, aber er mißverstand ihn und sagte abschwächend: „Bis jetzt, sage ich! Wollen abwarten, wie es weiter geht . . . Ein bißchen zu ernst kommt mir die Geschichte vor. Es ist nicht genug zum Lachen. Und wenn ich ins Theater gehe, dann will ich lachen!“ Er schien sich auf diesen Satz etwas einzubilden, denn er blickte nun, im Lachen seine Zähne zeigend, die vier Insassen der Loge den Einen nach dem Andern an, als ob er eine sehr beachtenswerthe Sentenz ausgesprochen hätte und Zustimmung forderte. „Da habe ich vor Kurzem in München ein Stück gesehen,“ fuhr er fort, und den angefangenen Satz unterbrechend, bemerkte er zu Leonie: „Sie haben wohl gelesen, daß ich in München war? Alle Zeitungen waren voll davon. Einen Erfolg habe ich gehabt . . . kolossal! Auch Majestät hat die Gnade gehabt, mich besonders auszuzeichnen. Ich habe dreimal vor Majestät zu singen die Ehre gehabt, zweimal auf Schloß Berg, einmal in Hohenschwangau . . . jedesmal in einer besonderen königlichen Equipage abgeholt . . . Die Kollegen, die sich sonst übrigens charmant benahmen, waren einfach paß! . . . Majestät ließ mir auch am Tage meiner Abreise durch den Hofmarschall persönlich mit den schmeichelhaftesten Worten Allerhöchster Anerkennung eine prachtvolle Uhr mit der königlichen Chiffre in Brillanten überreichen . . . Ach richtig, ich kann sie Ihnen ja zeigen, ich habe sie zufällig bei mir . . .“ Er zog in der That eine sehr werthvolle Uhr aus der Tasche, die er mit einer offenbar

durch häufige Uebung erlangten Gewandtheit vom Karabinerhaken löste, und reichte sie Leonie mit den Worten: „Sie schlägt die Stunden, Viertelstunden und Minuten.“

Mit verlegenem Lächeln nahm Leonie die Uhr entgegen. Der Mensch neben ihr war ihr jetzt geradezu verächtlich. Jetzt sollte sie sich um seine Triumphe in München, jetzt um seine mit Brillanten besetzte Repetiruhr bekümmern — zu dieser Stunde, in der Hugo fiebernd hinter den Coulißen stand, in der die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde!

„Sehr kostbar! In der That!“ begnügte sie sich zu bemerken, um wenigstens irgend etwas zu sagen. Und nachdem sie die Uhr gerade lange genug, um nicht unhöflich zu erscheinen, in der Hand behalten hatte, gab sie sie mit dem Worte: „Prachtvoll!“ dem glücklichen Besitzer zurück.

„Bitte meine Herren! Es ist keine Indiscretion,“ sagte Ballini und überließ das werthvolle Stück der Musterung der drei Herren, und sich wieder an Leonie wendend, fuhr er fort: „Es wird mich sehr interessiren, den Dichter heute Abend bei Ihnen kennen zu lernen. Ja, diese Dichter haben's gut! Sie schreiben, wann sie wollen, was sie wollen, wie sie wollen, — im Schlafrock, wenn's ihnen so paßt, — unjereins hat immer mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten. Wir sind abhängig von allem Möglichen, von den Mitwirkenden, vom Orchester, von der Akustik des Saales, von der Witterung! In Dresden, wo ich mit ganz riesigem Erfolge neulich gesungen habe — Sie werden es wohl in den Blättern gelesen haben? so ein Erfolg ist seit Jahren nicht dagewesen, die braven Sachsen tobten wie die Besessenen — was wollte ich doch sagen? Ach ja! In Dresden mußte ich die letzte Vorstellung absagen, weil ich mich erkältet hatte . . . ganz einfach erkältet! Für einen gewöhnlichen Sterblichen, für einen Schriftsteller oder Maler, ist eine Erkältung eine Lappalie. Der bleibt zu Hause, trinkt Kamillenthee, und die Sache ist abgemacht. Für unjereins ist es ein Verlust von so und soviel, und davon abgesehen, — ich bin weiß Gott nicht eitel, aber es ist doch eine Unannehmlichkeit, wegen so einer dummen Erkältung auf alle die Ovationen, die vorbereitet waren, verzichten zu müssen. Es wäre ein großartiger Abend geworden! Ein paar Duzend Vorbeerkränze hat man mir noch ins Hotel geschickt — mit Schleifen . . . wunderbar! Aber das ist doch schließlich nicht dasselbe, nicht wahr? Und der gesammte Hof hatte sich angefangen . . . Sie können sich denken, wie fatal mir die Sache war! Majestät geruhten, als die Abänderung der Vorstellung pflichtschuldig gemeldet wurde, Allergnädigst zu bemerken: ‚Schade! ich hatte mich auf den Abend gefreut.‘ Majestät hatten sich gefreut, und wegen der elenden Erkältung . . .“

Das Licht der Lampen wurde gebäupft, und der Glockenschlag verkündigte den Beginn des zweiten Aufzugs.

„Pardon!“ unterbrach sich Ballini. „Ich will meine Nachbarn nicht stören. Wir sehen uns ja noch.“ Er empfahl sich schnell mit tiefem Gruß.

Leonie seufzte erleichtert auf, als der eitle Narr die Logenthür hinter sich geschlossen hatte. Ringkletter und Janow tauschten mit überlegenem Lächeln Blicke des Einvernehmens, und Welsheim bemerkte wohlwollend: „Er hat eine so schöne Stimme, und er singt heute Abend bei uns!“

Während des zweiten Actes befestigte sich der Erfolg. Die gutgeführte Handlung fesselte ungemein, und die lyrisch stimmungsvolle Schlussscene brachte eine tiefe Wirkung hervor, die beim Fallen der Gardine in stürmischen Beifall ausbrach. Nach wiederholtem Hervorruf der Schauspieler wurde auch das Verlangen nach dem Dichter laut. Hall ließ sich ein wenig nöthigen, gab aber, als ihn die erste Heldin energisch bei der Hand faßte, den sanftsten Widerstand auf und erschien, vom Jubel des ganzen Hauses begrüßt, hinter der Rampe, geführt von der Künstlerin, deren vortrefflichem Spiel er viel zu danken hatte.

Martha war selig. Erst jetzt, da sie den Geliebten auf den Brettern sah, gefeiert als den Helden des Tages, vermochte sie die Bedeutung dieser Stunde einigermaßen zu erfassen, und ein Schauer der Wonne überrieffelte sie. Ihre großen Augen funkelten mehr als je, und die hektische Röthe ihrer Wangen erglühte wunderbar und unheimlich. Aber ihr Glück währte nur einen Augenblick. Hugo mußte ganz genau, wo sie saß. Sie dürstete nach dem Blicke, der ihr Einssein besiegelte. Eine mächtige Enttäuschung überfiel sie und drückte sie zu Boden, als sie sah, wie Hugo, der sich auf der Bühne merkwürdig unansehnlich ausnahm und sich ungewöhnlich linksich verbeugte, seine Blicke flüchtig nach der entgegengesetzten Seite des Hauses richtete und mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck nach dem ersten Range hinauf sah — da, wo Leonie saß. Martha beobachtete auch, wie die elegante Frau den Blick des Freundes aufgefangen und mit einem müden, langsamen Schließen der Lider und einer kaum merklichen Neigung des Kopfes erwibert hatte. Martha war sehr unglücklich und führte die Linke an die Brust. Sie fühlte wiederum jene häßliche Kälte, die ihr so wehe that.

Geräuschvoll erhoben sich die Zuschauer, um in den schmalen Gängen und in der primitiven Conditorei ihre Meinungen über das Stück zum Besten zu geben, ihre Weisheit auszukramen und das Bonmot des Premièrenwinkholbs zu vernehmen und weiterzutragen. Die allgemeine Stimmung war dem Schauspiel und dessen Verfasser so günstig wie nur denkbar. Auch die Kritiker schienen zufrieden zu sein. Sie bewahrten eine wohlwollende Zurückhaltung. Absprechend im eigentlichen Sinne waren nur einige wenig erfolgreiche Collegen und diejenigen Theateragenten, zu deren Debit das Stück nicht gehörte.

Während Martha mit gebeugtem Rücken dasaß und auf die leeren Sitze vor sich starrte — sie hatte ihre Mutter gebeten, bei ihr zu bleiben —, bildete Leonie in ihrer Loge Cercle. Sie strahlte und nahm die Huldigungen der zahlreichen Besucher als etwas Selbstverständliches entgegen. Man gratulirte ihr zu dem Erfolge wie dem guten Kameraden: als wär's ein Stück von ihr. Sie hatte ihre volle Sicherheit wiedergewonnen und ärgerte sich nicht

mehr über Ballini, der auf ein paar Minuten in der Loge erschien, um zu erklären, daß das Stück in Hamburg großartig gespielt werden würde. Er habe da vor Kurzem eine Schauspielerin gesehen, die für die Hauptrolle wie geschaffen sei.

„Ueberhaupt Hamburg!“ fuhr er fort. „Das ist doch noch eine Theaterstadt! Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben, wie man mich dort gefeiert hat. Es war einfach kolossal! . . . Ich habe sofort für's nächste Jahr wieder abgeschlossen . . . aber unter andern Bedingungen!“ fügte er lächelnd hinzu. „Ich sehe gar nicht ein, wozu wir den Directoren allein das Gold in die Tasche singen sollen. Wir Künstler geben Alles, unsere ganze Seele, unser Herzblut . . . Habe ich nicht Recht?“

„Natürlich haben Sie Recht!“ bekräftigte Ringstetter mit steinernem Ernste. „Herzblut kann gar nicht theuer genug bezahlt werden. Und Sie vergessen noch den göttlichen Funken . . .“

„Richt wahr? . . . Ah, da sehe ich die blonde Commerzienrätin, der ich längst einen Besuch schulde. Sie verzeihen?“ Mit Handkuß und höflicher Verbeugung empfahl sich Ballini, um dem nächsten Besuche Raum zu geben.

„Der Glückliche!“ rief ihm Janow nach . . .

„Da oben sitzt Fran Welsheim,“ sagte Frau Emilie zu ihrer Tochter.

„So?“ antwortete Martha gedankenlos und müde.

„Sie benimmt sich recht auffällig,“ setzte die Rätin hinzu.

Martha wandte langsam den Kopf nach Leonies Loge.

„Sie scheint sich über Hugos Erfolg zu freuen,“ sagte Martha gleichgiltig.

„Das Stück ist aber auch zu schön! Und wie sich das auf der Bühne Alles ganz anders macht! . . . Auf den letzten Act bin ich am gespanntesten. Den hat uns Hugo gar nicht vorgelesen . . . Ich habe mich eigentlich darüber gewundert, aber jetzt ist es mir ganz lieb. Nun hat man doch noch die Freude vor sich . . . Aber Du bist ja so still, Kind? Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Doch, Mama! Ich kann nur so schlecht sagen, was ich sagen möchte.“

„Strenge Dich nicht an. Du mußt nach dem Theater recht frisch sein. Kind, ich bin sehr glücklich! Das ist wirklich der schönste Abend, den ich seit langer, langer Zeit verbracht habe!“

„Ja, Mama!“

Währenddem hatte sich das Haus allmählich wieder gefüllt. Jetzt drängten sich nur noch einige Nachzügler durch die engen Reihen des Parquets. Mit wohlwollender Spannung und in erwartungsvollem Schweigen harrten die Zuschauer der Dinge, die da kommen sollten. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Bis zur Mitte des Aufzugs war die Stimmung überaus günstig. Da kam eine verstimmende Scene, die den Erfolg des ganzen Abends zu gefährden schien. Das Publikum wurde unruhig, räusperte sich, hustete; das geheimnißvolle Band zwischen den Künstlern auf den Brettern

und den Zuschauern im Hause lockerte, löste sich . . . es sah höchst bedenklich aus. Aber ein glückliches Wort führte die entscheidende Wendung zum Guten wieder herbei. Und von diesem Augenblicke bis zum Schlusse steigerte sich die Theilnahme stetig, und als der Vorhang zum letzten Male fiel, brach ein wahrer Beifallssturm los.

Leonie hatte Recht gehabt: es war ein großer, ein durchschlagender Erfolg!

Drei-, viermal mußte Hall auf den Brettern erscheinen, zuerst mit seinen Künstlern, schließlich allein, und jedesmal wurde sein Erscheinen mit brausendem Jubel begrüßt; jedesmal grüßte er in etwas unbeholfener Weise, zunächst ins Allgemeine hinein, dann aber mit einem verstolzenen Blicke noch besonders zu Leonies Loge hinauf. Jedesmal dankte Leonie in derselben Weise durch langsames Schließen der Augen und ein sonderbares Lächeln des halbgeöffneten Mundes, und jedesmal wurde dieser vertraute Austausch von der fiebernden Martha beobachtet.

In dem Augenblicke, als der überglückliche Hall sich zum letzten Male verneigte, fiel ihm plötzlich Martha ein; als er den Kopf erhob, blickte er nach der Richtung hin, wo er sie zu finden mußte. Es war eine Secunde zu spät. Der herabfallende Vorhang war schon so tief, daß Hugo nur noch die ersten beiden Parquetreihen auf einen flüchtigen Moment erspähen konnte. Dann trennte ihn die graufarbene Leinwand von seinen Zuschauern, die nun den Ausgängen zu drängten.

Auf der Bühne empfing der Dichter noch die überschwänglichen Beglückwünschungen der Künstler, die glücklich über den Erfolg waren. Er wurde umarmt, geküßt. Er stammelte einige Worte des Dankes, drückte dem Regisseur noch ein Duzend mal kräftig die Hand, holte aus dem Conversationszimmer seinen Hut, Ueberzieher und Schirm und ging dann ganz langsam und nachdenklich über die labyrinthischen Gänge und Treppen nach dem Ausgange auf die Charlottenstraße.

Das Wetter war abscheulich geworden. Es regnete in Strömen. Der Schein der Laternen spiegelte sich in den kleinen Pfützen, die sich zwischen den Steinen des mangelhaften Pflasters gebildet hatten und sich unter den herabfallenden Tropfen ringelten. Dabei war es kalt. Hugo merkte es kaum; in seinem Innern war warmer Sonnenschein. Der scharf muffige, stockige Geruch der geschlossenen Droschke, die der Portier hatte vorfahren lassen, belästigte ihn nicht. Er war wie entrückt, und er fuhr ganz erstaunt auf, als der Kutscher vor dem Hause in der Brüderstraße hielt.

Während er wiederum sehr langsam die Treppe hinaufstieg, beschlich ihn wohl ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß er nicht gleich zu Leonie eilen durfte; aber mit der armen Martha hatte er doch aufrichtiges Mitleid, und es war ihm eine gewisse Beruhigung, daß er ihr jetzt, wie er sich einredete, ein Opfer zu bringen hatte. Wenn es doch nur ein Mittel gäbe, ihr schonend die brutale Wahrheit beizubringen, daß er, bei aller Würdigung

ihrer guten Eigenschaften, sie nicht liebte, daß sein Herz einer Anderen gehörte! Dies Doppelspiel war ihm mit der Zeit unerträglich geworden. Er mußte ihm ein Ende machen. Wüßte er nur, wie er seinen Irrthum eingestehen, wie er dafür büßen solle, ohne das unglückliche Mädchen unter seiner Schuld allzusehr leiden zu lassen.

Zögernd hatte er den Drücker in das Schlüsselloch gesteckt. Er sah sehr ernst aus. Dann gab er sich einen Ruck, richtete sich auf, fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er ein unerfreuliches Bild, das er vor sich sah, wegwischen, und trat geräuschvoll ein.

Sogleich öffnete sich die Thür der Berliner Stube, Martha erschien auf der Schwelle, Frau Emilie hinter ihr. Die arme Braut war keines Wortes fähig, sie schlang ihren Arm um Hugos Hals und schluchzte vor Rührung, als ob ein Unglück zu beklagen gewesen wäre. Hugo war ganz ergriffen, auch ihm war das Weinen jetzt näher als das Lachen. Langsam und freundlich entzog er sich Marthas Umarmung, um nun an die Rätthin heranzutreten, die ihm freudestrahlend die Hand entgegenstreckte. Als er ihre Hand an seine Lippen führen wollte, überkam auch die arme Frau Emilie die Rührung; sie umarmte ihn herzlich und küßte ihn auf die beiden Wangen. Martha konnte sich noch immer nicht beruhigen, die heftigen Stöße des Schluchzens erschütterten ihren zarten Körper.

„Ist es nicht ein merkwürdiges Mädchen? So freut sie sich nun!“ rief Frau Emilie mit liebevollem Vorwurf. „Sei vernünftig, Kind! Komm! Laß Dich von Deinem Bräutigam zu Tisch führen.“

Jetzt erst bemerkte Hugo den festlichen Schmuck des Tisches. Es war Alles eben so gut gemeint wie dürftig. Außer der Petroleumlampe standen heut noch zwei brennende Kerzen auf dem Tisch. Der kalte Aufschnitt war in doppelter Portion aufgetragen. Auf Hugos Platz lag ein armseliges kleines Kränzchen von Lorbeer, mit einer von Marthas Hand gearbeiteten wundervollen Schleife: „Meinem geliebten Hugo. Martha.“ auf dem einen, auf dem andern Bande: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.“, umrahmt von gestickten Lorbeer- und Eichenblättern. Neben Hugos Teller lag in einer Bowle, die zu einem Eiskühler verwerthet war, eine halbe Flasche Champagner.

Frau Emilie weidete sich stillvergnügt an Hugos freudigem Erstaunen über diese ungewöhnlichen Anstrengungen; sie schmunzelte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, wir können uns sehen lassen?“

Von Marthas Arbeit war Hugo tief gerührt und wahrhaft beschämt. Er wagte kaum, sich zu bedanken. Er fühlte sich des liebevollen Geschenkes unwürdig. Mit herzlicher Innigkeit küßte er die zarten schmalen Finger, die die mühsame Arbeit so kunstvoll gefertigt hatten.

„Also Ihr seid zufrieden gewesen,“ nahm er endlich das Wort, während die Rätthin sich damit plagte, den Draht der Verkorkung zu lösen. „Und

ich darf auch zufrieden sein, nicht wahr? Es scheint mir doch ein wirklicher Erfolg gewesen zu sein?"

„Ich finde es wunderschön,“ entgegnete Martha, die sich allmählich sammelt hatte.

„Und welchen Eindruck hast Du vom Publikum gewonnen?"

„Ach Gott, darauf habe ich wenig geachtet.“

„Du meinst doch aber auch, daß das Stück gefallen hat?"

„So weit ich es beurtheilen kann, gewiß! Aber ich verstehe mich so schlecht darauf, das Publikum richtig zu schätzen. Das mußt Du ja viel besser wissen.“

Sie sagte das ganz einfach und aufrichtig. Hugo war aber einigermaßen enttäuscht. Er hatte eine begeisterte Zustimmung zu seiner Auffassung mit Sicherheit erwartet.

„Und was meinen Sie?" fragte er die Rätbin, die endlich den gequollenen Pfropfen aus dem Flaschenhalse herausgebracht hatte.

„Ich glaube, es ist ein sehr schöner Erfolg. Es wurde ja auch soviel geklatscht, nicht wahr? Es war ganz gewiß ein Erfolg, und darauf, mein lieber Hugo, wollen wir anstoßen!" Sie hatte die nicht genügend abgekühlten Gläser kaum bis zur Hälfte füllen können, da der Schaum beim Eingießen gleich bis an den Rand gestiegen war. Sie stießen an, die Gläser klirrten, Hugo leerte den Inhalt bis auf die Reige, die beiden Damen nippten nur.

Es trat eine Pause ein. Hugo wurde von dem Verlangen verzehrt, von dem Stücke und von dessen Wirkung im Einzelnen, von der Aufnahme, die es gefunden hatte, etwas zu hören. Martha hatte ihm auch tausend schöne Dinge zu sagen, aber ihre Unbeholfenheit im Ausdruck verschloß ihre Lippen. Sie lächelte wehmüthig und nickte Hugo zu.

„Aber so greifen Sie doch zu!" ermunterte die Rätbin, die Hugos Glas auf's Neue gefüllt hatte.

„Was hat Dir denn nun am besten gefallen?" fragte Hugo, der die Nöthigung der Rätbin ganz überhört hatte.

„Mir hat das ganze Stück gefallen,“ antwortete Martha.

„Nun ja,“ versetzte Hugo, den die Einfölbigkeit sehr unangenehm berührte. „Aber es gelingt Einem doch nicht Alles in gleichem Maße. Da ist eine Scene, die den Zuschauer packt, da eine andere, die weniger anspricht. Ich meine, was hat nun besonders stark auf Dich gewirkt?"

„Ich verstehe schon,“ entgegnete Martha, nach Worten ringend. „Aber ich kann's wirklich nicht so sagen. Ich dachte, der erste Act sei der beste. Aber der zweite hat mir gerade so gefallen, und der dritte auch.“

„Und die andern Leute, Deine Nachbarn, was sagten denn die?"

„Die fanden ja auch alles wunderschön, wie ich glaube. Ich habe mich aber, wie ich Dir schon sagte, so wenig um die Andern gekümmert. Da mußt Du schon einen Klügeren fragen!"

Hugo bekämpfte den wachsenden Unwillen und leerte das Glas zum zweiten Male.

„Aber Sie essen ja gar nichts!“ mahnte die Rätthin. „Der kalte Wein auf leeren Magen, — es kann Ihnen ja nicht bekommen.“

„Ich habe gar keinen Appetit, ich danke!“ erwiderte Hugo. Er sah nach der Uhr. Die Minuten krochen schwerfällig dahin. Er war verdrießlich, ungeduldig, gelangweilt. Um diese Stunde wurde er in dem glänzendsten Salon der Hauptstadt erwartet. Da war Alles vereinigt, was ihn froh und glücklich machen konnte. Da waren geistvolle Männer, die ihm in kluger und redegewandter Form das sagen würden, was er jetzt so gern hören wollte. Da waren schöne Frauen, die ihn mit süßen Schmeicheln verwöhnten. Da war sie, die schönste, die klügste, die theilnehmendste, die geliebte Frau, Leonie! Da wurde er unringt, gefeiert, da fühlte er sich als der Held des Tages. Und all die klugen und gebildeten Männer, und all die eleganten Damen in der glänzendsten Umgebung, in den wohlbehaglichen, geschmackvollen Räumen des Luxus und des Ueberflusses! Und nun saß er hier in diesem ärmlichen Stübchen gegenüber einer einfachen älteren Dame in dunklem Wollenkleid, neben einem wortkargen, bedauernswerthen kranken Mädchen. Die beiden Kerzen flackerten trübseelig. Das kleine, fast schon geleerte Gläschen erhöhte die betrübende Wirkung der dürftigen Tafel, und die reichgestickten Schleifen blickten ihn vorwurfsvoll an. So sollte sein erster Triumph gefeiert werden?!

Martha merkte es Hugo an, daß seine Gedanken in die Weite schweiften, daß er nach etwas Anderem verlangte, als sie ihm bieten konnte. Zweimal setzte sie an, um etwas zu sagen, das ihn Freude machen, das die Stimmung auffrischen würde. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Träge und mühsam schleppte sich die Unterhaltung hin. Hugo hörte kaum noch, was gesagt wurde, und sprach mit, ohne recht zu wissen, was. Er war zerstreut, abwesend. Martha wußte ganz genau, wo er jetzt im Geiste weilte. Und als er wieder verstohlen nach der Uhr blickte, überkam sie die schmerzliche Lust, ihm den Ausbruch zu erleichtern.

„Ich finde es eigentlich nicht in der Ordnung, daß Du einen Abend wie diesen so still mit uns allein verbringen sollst . . .“

„Wenn ich's Dir ehrlich sagen darf . . . ich habe eigentlich eine Verabredung mit den Schauspielern . . . das ist so Sitte! Das heißt: es eilt gar nicht! Ich habe gleich erklärt, daß ich wahrscheinlich erst spät kommen würde . . . wenn es Dich irgendwie unangenehm berührt . . .“

„Ich verstehe es vollkommen,“ fiel Martha ein, „Du brauchst auf uns keine Rücksicht zu nehmen. Ich würde ohnehin nicht mehr lange in Deiner Gesellschaft bleiben können, denn ich fühle mich doch recht angegriffen.“

Sie erhob sich, und Hugo folgte ihrem Beispiel mit merklichem Eifer. Er küßte dankbar ihre kalte Stirn, drückte der Rätthin die Hand und wollte

sich möglichst schnell entfernen, als ihm Marthas Kranz einfiel. Er kehrte um, trat an den Tisch und nahm das so gutgemeinte, liebevolle Geschenk.

„Daß den Kranz lieber hier!“ sagte Martha. „Ich habe noch eine Kleinigkeit daran zu arbeiten.“

„Aber was fällt Dir ein?“ rief Hugo freich, der nun auf einmal wieder lustig geworden war. „Wenn Du glaubst, daß ich mich von meiner ersten Tropfäe heute trennen werde, dann bist Du im Irrthum! Morgen will ich ihn Dir allenfalls anvertrauen, wenn wirklich noch etwas daran zu basteln ist . . . aber heute: mein ist der Kranz, und mir gehört er zu!“

Martha schwieg.

„Nochmals herzlichen Dank und gute Nacht!“ rief Hugo und verließ hastig das Zimmer.

Die Räthin schüttelte den Kopf, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Merkwürdig!“ sagte sie langsam. „Ich hatte mir den Abend anders gedacht.“

Martha war auf's Tiefste gekränkt. Sie fühlte sich belogen und betrogen. Wenn es wirklich die Schauspieler waren, die er jetzt aufsuchte, dann wollte sie ihm Alles vergeben, wollte reuig Abbitte leisten, — drängte es ihn aber zu jener Anderen, dann . . .

Sie mußte Gewißheit haben.

„Geh nur schlafen, Mama! Dir fallen ja die Augen zu. Ich besorge schon Alles!“

„Aber Du sagtest doch, Du fühltest Dich . . .“

„Das habe ich nur so gesagt, um es Hugo bequem zu machen.“

„Ja, ja . . . Hugo . . . Kind, weißt Du, wenn ich offen mit Dir sprechen darf, es gefällt mir Manches nicht . . .“

„Es ist spät, Mama, beinahe elf Uhr. Leg Dich zu Bett. Wir sprechen zu gelegener Zeit über Alles, was Du willst.“

„Gut, mein Kind! Und Du fühlst Dich wirklich . . .“

„Vollkommen wohl! Gute Nacht, Mama!“

„Na, dann gute Nacht, mein liebes Herz! Trödle nicht zu lange hier herum . . . Ich bin wirklich müde zum Umsinken! . . . Gute Nacht!“

Die Räthin, die während der letzten Worte schon mit dem Aufknöpfen des Kleides begonnen hatte, zog sich langsam zurück. Martha blies die Kerzen aus und stellte sie an ihren alten Platz, deckte den Tisch ab und setzte sich dann, Unerquidliches grübelnd, auf das harte Sopha. Ihr Herz that ihr wieder recht wehe, und sie drückte fest die Handfläche auf die linke Seite der Brust.

Sie hörte nun, wie Hugo, der sich zur Gesellschaft umgezogen hatte, seine Wohnung verließ und lauter als sonst die Treppe hinabstieg. Sie hörte auch, wie die Hausthür zugeworfen wurde.

Es regnete noch immer. So unbehaglich sich die Gäste des Welsheim'schen Hauses auf der Fahrt im nasskalten Regen des Herbstabends auch fühlen mußten, sobald sie die Schwelle überschritten hatten, überkam sie eine gemüthliche und warme Stimmung. Die breite Thür des Hauses stand offen. Die Treppe war taghell beleuchtet. Den Eintretenden wurden von den geschäftigen Dienern die feuchten Sachen sogleich abgenommen. In den hübsch eingerichteten Garderobenzimmern waren alle Vorkehrungen getroffen, um die geringfügigen Schäden, die die Toiletten etwa erlitten hatten, wieder gut zu machen. Und die Empfangsräume selbst zeigten zur Feier des Tages eine geradezu verblüffende Pracht. Das Erkerzimmer war in Wahrheit in einen Blumengarten umgewandelt. In der Mitte des Runddivans erhob sich ein Aufbau von weißen Kamelien und tiefrothen Rosen von wunderbarer Schönheit. Der ganze Erker war zu einer Laube mit blühenden Blumen aller Art hergerichtet. Schlingpflanzen rankten sich an den Seiten bis zur Decke hinauf und umschlangen die Ampel, deren Licht sie fast erstickten. Womöglich noch kostbarer und üppiger war der Blumenschmuck im großen Salon. Da standen in den vier Ecken vier mächtige, über manns hohe japanische Bronzefasen von tiefbrauner Färbung, um die sich in hellerem, goldigem Tone schuppige Ungeheuer, Drachen mit weitgeöffneten Kachen, phantastische Krokodile und fabelhafte Schlangen wanden. Die Riesensträuße in diesen Vasen waren von herrlichster decorativer Wirkung in Form und Farbe. Die Ausstattung in dem anstoßenden kleinen Salon war nicht minder reich und geschmackvoll. Der Speisesaal war für's Erste noch geschlossen.

Die Gäste waren entzückt von all der Pracht, die ihnen entgegenstrahlte und entgegenduftete. Mit doppelter Empfänglichkeit empfanden sie im Gegenjaß zu der Nasskälte und dem Dunkel des unfreundlichen Abends hier die gemüthliche Wärme, die leuchtende Schönheit und Helle, und schlürften mit äußerstem Wohlbehagen den heißen Thee, der ihnen gleich beim Eintreten angeboten worden war. Sie waren Alle in fröhlicher Laune, Alle voll Freude über den glänzenden Verlauf des Theaterabends, die meisten kannten Hall persönlich, die Andern freuten sich auf die interessante Bekanntschaft. Leonie war in ihrem Glück von bestrickender Anmuth. Sie ließ den Brief, den Hugo auf ihre Veranlassung geschrieben hatte, die Kunde machen und scherzte in reizender Weise über die entzückende Kindlichkeit des Dichters, der sich erst in die Einsamkeit zurückziehen müsse, ehe er sich in den Kreis seiner besten Freunde und anfrichtigen Bewunderer hineinwage. Aber dem Original — wenn sie zu Damen sprach, sagte sie: dem Genie — müsse man alle kleinen Schrullen nachsehen.

Die meisten der Welsheim'schen Gäste waren ungefähr gleichzeitig, gleich nach Beendigung der Vorstellung, eingetroffen. Etwa eine halbe Stunde später kamen einige der Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke in wichtigen Rollen beschäftigt gewesen waren, und mit denen Wels-

heim durch Hall's Vermittlung gesellschaftliche Fühlung gewonnen hatte. Sie wurden mit Complimenten überschüttet. Ballini, der von den Wirthen und den Gästen mit besouderer Auszeichnung behandelt wurde, meinte sogar: man thue für die Schauspieler vielleicht doch ein bißchen des Guten zu viel. Was bleibe da für die übrig, die in die Stimme ihre ganze Seele hineinlegten, die ihr Herzblut gäben? . . .

Diejenigen, die aus diesem oder jenem Grunde der Vorstellung nicht beigewohnt hatten, ließen sich über das Stück und den durchschlagenden Erfolg berichten. Es war fast von nichts Anderm die Rede. Darüber herrschte nur eine Stimme, daß in Hugo Hall der deutschen Bühne ein ungewöhnlich begabter Dichter erstanden sei, der sicher eine große Zukunft habe. Ballini fand, daß man eigentlich ein bißchen zu viel von dem Dichter spreche, und er fühlte beständig den Drang, die Unterhaltung von dem Erfolge des Abends auf andere Erfolge hinüberzuleiten, die er vor kurzem gelegentlich seiner Gastspiele in Karlsruhe, Stuttgart, Breslau u. s. w. gefeiert habe.

So etwa um elf Uhr waren die Gäste, auf die man voraussichtlich rechnen durfte, vollzählig vereinigt. Die Gesellschaft, die etwa sechzig bis siebzig Personen zählen mochte, war glänzender und interessanter denn je. Es waren eigentlich nur Leute da, die sich durch angeborene oder erworbene Eigenschaften hervorthaten, darunter ein paar Duzend der allerbekanntesten Persönlichkeiten der Hauptstadt.

Der Augenblick war gekommen, da Leonie mit ihrem unwiderstehlichsten Lächeln an den Klaviervirtuosen, dessen freundliche Mitwirkung sie sich schon gesichert hatte, herantreten durfte, um ihm zu sagen, daß es reizend sei, wenn jetzt ein wenig musicirt würde, Alle freuten sich so unendlich darauf, den berühmten Künstler zu hören . . . Der Pianist ließ sich nicht lange bitten. Er schlug einige kräftige Accorde an . . . die Unterhaltung stockte. Er erzielte mit dem technisch meisterhaften Vortrage der zweiten Liszt'schen Rhapsodie eine große Wirkung.

Nach Ballini's Auffassung wurden dem Klavierspieler vielleicht sogar ein bißchen übertriebene Huldigungen dargebracht. Mit einem Instrumente, dem der bloße Schlag Töne entlockt, sei es kein Kunststück, eine Wirkung zu erzielen, da handle es sich doch nur um eine mehr oder weniger mechanische Ausbildung, um etwas, das sich schließlich lernen lasse. Wie anders der Künstler, der selbst, mit seinem eigenen Organe sich die Mittel zur Hervorbringung der künstlerischen Wirkung erst zu schaffen habe, der mit seinem Herzblute arbeite, der seine ganze Seele in den Ton lege! Da sei dann allerdings in gerechtem Ausgleich der Eindruck ein ganz anderer, als ihn irgend ein lebloses Instrument hervorbringen könne. Er erinnere sich zufällig der Wirkung, die er vor kurzem in Petersburg mit einer einfachen Cantilene von Bellini erzielt habe. Großfürstin Olga, Kaiserliche Hoheit, hätten Thränen vergossen. Und nachher dieser Sturm der Begeisterung! Aber er spreche da von bekannten Dingen: es habe ja in allen Zeitungen gestanden.

„Nun, mein hochgefeierter Herr und gottbegnadeter Sänger,“ sagte Leonie, die jetzt an Ballini herantrat, „Sie ahnen, um was ich betteln möchte! Seien Sie großartig! Machen Sie es mir nicht zu schwer!“ Sie lächelte so lieblich, wie sie es nur irgend vermochte, neigte den leicht vorgebeugten Kopf ein wenig auf die Seite und blickte wie ein Kind, das um Zunderwerk bittet, rührend und verlangend zu dem schönen Künstler auf. Es war vollkommen abgemacht, daß Ballini singen würde, er hatte bestimmt zugesagt, er hatte die Noten im Ueberrock und mit dem Begleiter Nachmittags probirt. Aber er hielt es doch für richtig, den Naiven zu spielen.

„Ich ahne in der That nicht, schönste Frau, worauf Sie hinaus wollen?“

„Also Sie ersparen mir die Bitte nicht? Was könnte ich als Wirthin erst von Ihnen erbitten? Sie würden uns entzücken, wenn Sie uns irgend eine Kleinigkeit vorsingen wollten.“

„Aber, holdeste Gnädige, Sie wissen doch, daß ich niemals . . .“

„Ich weiß Alles! Ich weiß vor Allem, daß Sie galant sind und es nicht über's Herz bringen werden, mir eine Bitte abzuschlagen, die ich im Namen aller der schönen Frauen und Mädchen ausspreche, die jetzt zu uns heruberschnapen . . . sehen Sie nur, man weiß ganz genau, was ich von Ihnen will . . .“

„Sie sind unwiderstehlich! Also, wenn es durchaus sein muß! . . .“

„Es muß durchaus sein!“

„Aber Sie müssen mich entschuldigen, ich bin heute gar nicht gut disponirt . . . und was soll ich Ihnen vorsingen?“

„Was Sie wollen!“

„Ich denke, etwas Italienisches? Vielleicht die Cavatine aus dem ‚Trovatore‘? Aber die Stretta müssen Sie mir schenken, die traue ich mir heute nicht zu.“

„Ganz wie Sie wollen! Wenn Sie überhaupt irgend etwas singen, bin ich Ihnen schon unendlich dankbar.“

„So?“ sagte Ballini mit ziemlich cynischem Ausdruck. „Dankbar? Huten Sie sich, daß ich Sie daran erinnere.“

„Ich bin nicht furchtsam . . . Darf ich jetzt dafür sorgen, daß es ruhig wird?“

„Zufällig habe ich die Noten gerade bei mir, ich habe heute Nachmittag studirt, ich hole sie . . .“

Der Begleiter war schon benachrichtigt und hatte sich an den Flügel gesetzt. Er praludirte im Pianissimo, während Leonie die Gesellschaft auf das Ereigniß vorbereitete. Als Ballini neben den Flügel trat, wurde es mauschenstill im großen Salon, in dem jetzt alle Gäste zusammengeströmt waren.

Er sang wundervoll. Seine Stimme besaß einen ganz merkwurigen Wohlklang, namentlich in der hohen Lage, dazu die reizvollste Frische und

männliche Kraft. Während des Gesanges lief es den Zuhörern warm und kalt über den Rücken. Sobald Ballini den Mund aufthat, ging eine unbegreifliche Wandlung in ihm vor. Alles Vordringliche, Geckenhafte, kindisch Eitle und Hohle — mit einem Worte: alles Lächerliche des Menschen wurde wie durch geheimen Zauber gebannt. Er machte nur noch den Eindruck des ernstesten, tüchtigsten, echtfühlenden, bedeutenden Künstlers. Er rührte, er ergriff, er war hinreißend. Für seinen Schmerz fand er so erschütternde Töne melodischen Schluchzens, der Ausschrei seiner Verzweiflung war so gewaltig, daß diejenigen kühleren Beobachter, die sich eben noch auf die Lippe gebissen hatten, um nicht aufzulachen, wenn er von seinen Triumpfen erzählte und seine Trophäen in Gestalt von kleinen Orden, Medaillen, Brillantknöpfen, Uhr, Ringen &c. zur Schau stellte, jetzt wie ungläubig den Kopf schüttelnd lauschten und auf die Frage: ob dieser großartige Sänger und dieser kleinliche Narr denn wirklich derselbe Mensch seien, keine Antwort fanden. Daß sich das große Wunder der Kunst in einem so winzigen menschlichen Wesen offenbaren könne, — das erschien ihnen als der Wunder größtes.

Alle waren wie bezaubert, und als der letzte Ton verhallte, äußerte sich das allgemeine Entzücken in der ungestümsten Weise. Ballini wurde umringt, angejubelt — namentlich von den Frauen, auf die auch die Persönlichkeit des Sängers einen ganz besondern Eindruck machte. Selbst unter den Klügsten gab es nur sehr wenige, die wie Leonie die Lächerlichkeit und Narrethei des Menschen herausfühlten. Er hatte in seinem Gesicht, in seiner Haltung, in seiner Gestalt etwas Unbestimmbares, von dem die Männer nichts verspürten, das aber die Weiber sehr deutlich witterten, und das sie reizte.

Leonie, die für den unvergleichlichen Kunstgenuß am wärmsten und treuherzigsten dankte, war wohl von Allen die am wenigsten Aufrichtige. Sie hatte sich gleich nach den ersten Tönen unbemerkt in den Speisesaal geschlichen, um sich zu vergewissern, daß Alles in Ordnung sei, hatte da noch mancherlei angeordnet und war gerade rechtzeitig auf der Schwelle des großen Salons erschienen, um sich von der Wirkung Ballinis auf ihre Gäste zu überzeugen. Es that ihr innerlich leid, daß sie so gut wie nichts gehört hatte, denn sie war für Musik und namentlich für Gesang sehr empfänglich.

Die ganze Gesellschaft war in gehobener Stimmung, es war gegen halb zwölf, und Leonie wollte gerade die Herrschaften bitten, zu Tische zu gehen, als Hugo eintrat. Leonie hatte ihn zwar noch nicht so früh erwarten dürfen, aber ein ahnungsvolles Gefühl hatte ihr gesagt, daß er jetzt kommen müsse, und sie war gerade in dem Augenblick, da Hugo die Schwelle überschritt, an die Thür getreten. Sie äußerte ihre Freude so unverhohlen übermüthig und gratulirte ihm so herzlich, daß sich Aller Blicke auf die Weiden richteten. Nun drängte Alles zu dem glücklichen, erfolgreichen Autor. Man drückte ihm die Hand, und Jedermann äußerte seine volle Freude über den großen und wohlverdienten Erfolg des Schauspiels. Hugo war selig! Wie hatte er sich danach gesehnt! Er hatte schon zu zweifeln angefangen. Nun

fühlte er's: es war sonnige Wahrheit! Hier brauchte er keine Fragen zu stellen, um die erhoffte Antwort hervorzulocken. Unaufgefordert erzählte ihm jeder Einzelne, wie eigenartig der Vorwurf sei, wie interessant die Handlung, wie scharf die Charakteristik, wie geistvoll der Dialog! „Herkules und Omphale“ sei endlich einmal wieder etwas Neues, es bedeute für unsere dramatische Kunst einen Schritt vorwärts! . . . Er hörte es ein Duzend mal, er konnte es gar nicht oft genug hören.

Ballini war innerlich recht ärgerlich über diese enthusiastischen Kundgebungen. Er sagte sich, daß eine jede Gesellschaft, also auch diese, doch nur über ein bestimmtes Quantum von Begeisterung zu verfügen habe, und was von diesem Vorrath zu Gunsten eines Anderen verbraucht werde, werde ihm entzogen. Schließlich war es doch seine künstlerische Leistung gewesen, die die Leute in die gebefreudige Stimmung versetzt hatte. Er hatte gesäet, was Herr Dr. Hugo Hall nun erntete. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit. Zum Stimmungsmacher für dramatische Anfänger war er denn doch noch zu gut! Aber es geschah ihm ganz Recht! Weshalb hatte er sich breit schlagen lassen, hier etwas von seinem Wesen, von seinem Herzblut, seiner Seele zu geben! Weshalb hatte er die Einladung überhaupt angenommen?

Weshalb? Ballini lächelte, als er in seinem stummen Selbstgespräche die Frage aufwarf und mit ehrlicher Unverschämtheit beantwortete. Er wollte sich einen sehr hohen Preis zahlen lassen, nicht weniger, als Leonies äußerste Gunst. Sie gefiel ihm, die elegante Dame mit den prachtvollen schwarzen Haaren und den flatternden Blicken der kleinen wasserblauen Augen. Er wußte, wie alle Welt, daß sie mit Dr. Hall auf dem intimsten Fuße stand, und an Weiber, die sich in ihrem ehelichen Dasein nur einen einzigen Schritt vom Wege zu Schulden kommen lassen, nie einen zweiten, glaubte er nicht. Er war mit dem ausgesprochenen Programm, der schönen Leonie den Kopf zu verdrehen, in dieses Haus getreten. Er zweifelte keinen Augenblick an einem endlichen Erfolge. College Orpheus hatte wildere Thiere durch die Macht des Gesangs gebändigt.

Er lächelte noch immer, als Leonie, der Hugo auf dem Fuße folgte, an ihn herantrat.

„Ich möchte die Herren doch mit einander bekannt machen: unser lieber Freund, Herr Dr. Hall, unser großer Sänger, Herr Ballini.“

Ballini lächelte noch holdseliger und noch siegesbewußter, als er sich gegen Hall verneigte. Es blickte ihm durch den Kopf: dem Herrn werde ich noch einmal ernste Ungelegenheiten bereiten. Und als ob Hugo diese nicht gesprochenen Worte hätte vernehmen können, fühlte er in der vollkommenen Verbeugung Ballinis etwas von einer Herausforderung, und er erwiderte sie mit erzwungener, gerade auf das Nothwendige knapp bemessener Artigkeit. Ohne irgendwelche wahrnehmbare Veranlassung sah er in diesem Ballini etwas Feindseliges, Störendes. Und seltsam! auch Leonie fühlte ganz deutlich, daß sich die beiden Männer, die sich vollkommen gesellschafts-

richtig gegen einander benahmen und ihre Gefinnungen durch kein erkennbares Zeichen irgendwie verriethen, gewaltsam absteifen wie die Pole. Ihr geistiges Ohr hörte zwischen den Beiden einen gereizten, bedrohlichen Wortwechsel, sie fühlte, daß es ihre Pflicht sei, den unsichtbar glimmenden Brand zu ersticken.

„Sie haben viel versäumt,“ sagte sie, sich an Hugo wendend. „Herr Ballini hat uns durch den Zauber seiner Stimme und die Meisterschaft seines Vortrags begeistert — uns Alle! Eine herrlichere Feier Ihres Erfolges war undenkbar.“

„Bitte, bitte,“ versetzte Ballini. „Wenn ich Ihnen eine Freude bereitet habe, so bin ich schon genug belohnt.“ Er betonte das „Ihnen“ sehr scharf und begleitete das Wort mit einem zärtlichen Blicke. „Wollen Sie aber verschwenderisch sein, so erweisen Sie mir die Ehre, Sie zu Tisch führen zu dürfen.“

Leonie blickte verlegen auf Hugo.

„Sie kommen leider zu spät,“ nahm dieser nun das Wort. „Die gnädige Frau hat die Güte, mit mir als Tischherrn fürtlieb zu nehmen.“

Die beiden Herren machten wieder eine kaum merkliche Verneigung zu einander. Hugo entführte Leonie, während sich Ballini an eine sehr hübsche junge Dame wandte, die in seiner nächsten Nähe stand und schon lange darauf brannte, dem herrlichen Künstler ihre Bewunderung auszudrücken.

„Du hättest Ballini irgend ein freundliches Wort sagen sollen,“ raunte Leonie dem Geliebten zu.

„Der Mensch ist mir in hohem Grade unangenehm.“

„Weshalb?“

„Ich weiß es nicht. Er ist mir eben antipathisch.“

„Und ich habe ihn eigentlich nur eingeladen, um Deinen Abend — denn es ist Dein Abend, mein Liebling — zu verschönern.“

„Ich weiß es, und ich danke Dir.“

Er drückte zärtlich ihren Arm, als er sie durch den kleinen Salon in den Speisesaal führte, dessen breite Schiebethüren eben geöffnet wurden.

Der decorative Schmuck des Raumes entlockte den Gästen laute Aeußerungen aufrichtiger Bewunderung. Das Buffet, in dessen Mitte sich die Bronzestatue der reizenden Omphale mit dem zu ihren Füßen knieenden Herkules auf einem hohen, von Blumen umrankten Sockel erhob, war in seiner ganzen Anordnung geradezu großartig. Es war eine kunstvolle Vereinigung von „Motiven“ aus dem Thier- und Pflanzenreich, die das Entzücken jedes Stilllebenmalers hervorrufen mußten. Jeder der kleinen Tische, die so gestellt waren, daß der Verkehr mit den Nachbarn sich mühelos herstellen ließ, zeigte seinen besondern, von den anderen abweichenden Blumenschmuck: auf dem einen stand als Mittelstück ein prächtiger Strauß von La Frances, auf dem andern von Marschal de Niel-Rosen, ein dritter war mit weißen Nelken, ein vierter mit Flieder, ein anderer mit Maiglöckchen, ein anderer mit Gardenien geschmückt; die größeren Bouquets für die Damen,

die kleinen Sträußchen für die Herren entsprachen dem Hauptstücke in der Mitte.

Hugo war aufrichtig ergriffen, als er all die Herrlichkeiten um sich sah und sich sagte, daß Leonies Liebe für ihn dieses Fest bereitet habe. Zitternd preßte er ihren Arm, der in dem seinen ruhte, fest an seine Brust, und Leonie flüsterte ihm leise zu, was er eben gedacht hatte: „Ja, mein Liebling, das habe ich Alles für Dich gethan! Ich bin sehr glücklich!“

„Ich auch!“ rief Hugo, tief aufseufzend.

„Und nun verdirb mir die reine Freude nicht, daß Du Dich überschwänglich für die Kleinigkeit bedankst,“ flüsterte sie weiter, als sie vor der Bronze standen. „Ich habe sie Dir kommen lassen. Stell sie bei Dir auf. Und wenn Du sie ansiehst, denke an den Abend Deines ersten Triumphes und an mich.“

Hugo war keines Wortes mächtig. Er schüttelte den Kopf und sah Leonie mit einem heißen Blicke zärtlichster Dankbarkeit an.

„Gefällt sie Ihnen, die Dymphale?“ fragte Welsheim, der an sie herangetreten war und an Hugos Ueberraschung sich erfreute. Er dämpfte gleichfalls seine Stimme. „Es braucht Niemand zu wissen, daß ich mir den kleinen Scherz erlaubt habe . . . Ich bitte Sie, theurer Freund, kein Wort des Dankes! . . . Aber hübsch ist sie, das ist wahr! Ja, diese Franzosen! Wenn wir erst so weit wären! . . . Aber nein! Sie sollen mir nicht danken! Stellen Sie das Ding in Ihr Zimmer zur Erinnerung an Ihren ersten Erfolg . . . und an uns!“

Die Gesellschaft hatte inzwischen Platz genommen, und während des Essens herrschte die fröhlichste Laune. Gegen ein Uhr, als das Eis aufgetragen war, erhob sich Welsheim und klopfte an sein Glas. Welsheim war ein sehr guter Tischredner. Er sprach kurz, deutlich, gewandt und fand immer ein paar hübsche Wendungen, die große Heiterkeit erregten. Heute glückte es ihm besonders. Jeden Satze folgte lautes Lachen, und Alle stimmten jubelnd in den Toast auf den jungen, siegreichen Dichter, auf Welsheims guten Freund Dr. Hugo Hall ein.

Während die Gläser der fröhlichen Gäste an einander klirrten, erhob sich an einem der Eckische, an dem sich die Jüngsten zusammengethan hatten, der Toastgesang: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben . . .“ Die jugendlichen Tonangeber hatten zu hoch eingesetzt, und bei den beiden Schlußtakten versagte ihnen die Stimme. Sie entschlossen sich sofort bei dem: „Dreimal hoch!“ zu dem kühnen Sprunge in die tiefere Octave.

Nun aber setzte Ballini mit voller Kraft ein und schmetterte die beiden letzten Töne, h und e, mit einer Gewalt, einer Fülle und Schönheit in den Saal, daß sich Alle ganz betroffen ansahen. Und zum zweiten und drittenmale erklangen diese wundervollen Töne — so voll und rund, so schmelzreich und gewaltig, so schmetternd jugendlich, wie sie schöner nie aus einer menschlichen Kehle gekommen sind. Ein jubelnder Siegesruf, ein sinnliches

Frohlocken — es war etwas unbeschreiblich Eindruckvolles, das die Gäste, die sich erhoben hatten, unwillkürlich zwang, den Kopf ein wenig zurückzubeugen, die Lippen zu öffnen und mit verwundertem Blick zu dem kecken Herold, zu dem singenden Mäher im Streite hinüber zu blicken.

Zum dritten und letzten Male ertönte Vallinis „Dreimal hoch!“ — Die Uebrigen waren verstummt. Er stand da, in der hocherhobenen Rechten das Champagnerglas schwingend, und während er den letzten höchsten Ton von sinnberückender berauscher Schönheit lange anhielt und aus dem Fortissimo ganz allmählich in das ersterbende Piano aushallen ließ, blickte er unausgesetzt mit feurigem, leidenschaftlich begehrlchem, unheimlichem Blick auf Leonie, die aus offenem Munde seufzend athmete und ihn wie hypnotisirt anstarrte.

Wiederum klrzten die Gläser fröhlich aneinander. Sobald sie auf den Tisch gesetzt waren, erhob sich ein allgemeines Jubeln, von langem, lautem Klatschen begleitet.

„Willst Du nicht mit mir anstoßen?“ fragte Hugo leise mit einem Tone leichten Vorwurfs.

„Verzeihe!“ entgegnete Leonie, und wie aus starrem Schlaf erwachend ergriff sie schnell das Glas — und stieß es so ungestüm an das ihres Geliebten, daß es in Scherben zerbrach und der Wein wieder aufschäumend sich auf das Tisch Tuch ergoß.

Hugo sah sie verwundert an.

„Das bringt Glück,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, ohne daß es ihr gelungen wäre, ihre Befangenheit vor dem scharfblickenden Auge des Freundes zu verbergen.

„Glück und Glas, wie schnell bricht das!“ versetzte Hugo in ahnungsvoller Beklommenheit.

Leonie fand kein Wort der Entgegnung. Sie war noch immer wie gebannt. Noch immer hallte der wundersame Ton in ihrem Ohre nach. Er hatte sie wie ein elektrischer Schlag getroffen. Er hatte sie bezwungen, unterjocht. Sie fühlte, wie der Mensch da drüben einen fremden Willen in sie hereingeschmettert hatte, wie dieser Mensch ihr herrisch befahl, all seine gedehnten Albernheiten zu vergessen und ihn zu bewundern. Und sie beugte sich gehorjam vor der stärkeren Gewalt des unwiderstehlichen Zauberers. Sie ertrug seinen verwegenen Blick, ohne ihn zurückzuweisen, sie mußte immer wieder zu ihm hinüber blicken und erwiderte sein Lächeln. Sie hatte die Herrschaft über sich verloren. Sie that es ohne Neigung, ohne Heuchelei, — einfach, weil sie es thun mußte. Sie hatte vergessen, daß Hugo neben ihr saß, und bemerkte auch nicht, wie nachdenklich und ernst er geworden war, wie sie Beide, die sich immer etwas zu sagen hatten, seit geraumer Zeit völlig verstummt waren, während rings um sie her Alles scherzte, schwatzte, lachte.

Plötzlich hörte sie ganz dicht an ihrem Ohr leise: „Ich denke, es ist Zeit, die Tafel aufzuheben.“ Es war Welzheim, der hinter sie getreten war und sich zu ihr herabgebeugt hatte.

Sie schrak zusammen. „Wie meinst Du?“ fragte sie erstaunt.

„Wir wollen aufstehen. Die Herren schmachten nach der Cigarre.“

„Ja so! . . . Gut!“

Sie erhob sich, die Anderen folgten ihrem Beispiel, und sie nahm gedankenlos Hugos Arm. Während sie sich langsam in die Vorderräume begaben, sagte Hugo wirklich besorgt: „Was hast Du nur? Du bist auf einmal wie umgewandelt.“

„Du hast aber auch immer etwas an mir auszusetzen! Mir fehlt nichts!“ antwortete sie beinahe gereizt.

„Wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte,“ fuhr Hugo fort, von Leonies Unfreundlichkeit schmerzlich berührt, „so würde ich beinahe glauben, daß Dich der wohlbekannte Mattenfänger mit seinem hohen e auch gefirrt hat. Du hast seit dem Hoch, das der Herr auf sich gefungen hat, kein Wort mehr mit mir gesprochen. Du wirst mir zugestehen, daß es etwas grausam Ironisches wäre, wenn gerade der heutige Abend und gerade eine Huldbigung, die eigentlich mir gelten sollte, eine verhängnisvolle Erübung unserer Beziehungen herbeiführte . . . Du hast mit dem Herrn Blicke getauscht, die . . .“

„Du bist unausstehlich!“ erwiderte Leonie mit unverhohlenem Unwillen. Sie war empört darüber, sich von Hugo durchschaut zu wissen. „Ich kam in meinem Salon doch nicht bloß Augen und Ohren für Dich haben.“

„Das habe ich auch nie verlangt. Aber ich gestehe Dir ganz offen, gerade dieser Herr Ballini . . .“

„Was hast Du nur gegen Ballini? Der ist Dir wohl auch schon wieder zu viel? Den soll ich wohl auch wieder Deinen Launen opfern, wie so manche Andere? Nun, ich muß Dir sehr bestimmt erklären, daß das nicht geschehen wird, und daß ich Herrn Ballini für eine sehr werthvolle Acquisition halte. Er ist ein angenehmer Mensch und ein großer Künstler. Er gefällt mir und den Anderen . . . Schließlich habe ich doch auch noch ein Wort hier zu sagen und brauche mich nicht in alle despotischen Grillen ichweigsam zu ergeben.“

Sie waren während dieses Gespräches, das mit leiser Stimme, aber sehr scharfer Articulation geführt wurde, im großen Salon angelangt. Leonie verließ, ohne den Drang nach einer versöhnlicheren Wendung zu verspüren, Hugos Arm und tauschte mit ihren Gästen Grüße und die üblichen Wünsche für eine gesegnete Mahlzeit. Sie lächelte zerstreut und blickte nach rechts, wo Ballini sich eben von seiner Tischnachbarin trennte. Sie fand ihn jetzt schön. Sie stand jetzt gerade so unter der Wirkung seines männlichen Wesens wie die anderen thörichten Weiber, die sich in ihn vergast hatten, und über die sie sich noch vor einer Stunde lustig gemacht hatte. Mit einem geheimen Wohlgeföhle sah sie, wie er sich ihr näherte, und als er ihre Hand drückte —

ganz anders als alle Andern — und seine Lippen sich fest auf ihr Handgelenk preßten, überließ sie ein Schauer und sie zitterte.

„Wann darf ich Ihnen für den schönen Abend danken?“ fragte Ballini.

„Wann Sie wollen — nur nicht zu spät.“

„Morgen, wenn Sie gestatten . . . aber ich gestehe Ihnen, daß ich im Allgemeinen etwas menschenscheu bin. Wann hätte man wohl die größte Wahrscheinlichkeit, Sie in möglichst kleiner Gesellschaft zu finden? Ich meine . . .“

„Ich verstehe schon. Nun, wenn Sie morgen in der Mittagsstunde zu mir kommen wollen, so werden Sie wohl Gefahr laufen, sich mit mir allein zu langweilen.“

„Also morgen Mittag!“

Er küßte Leonies Hand abermals, und er fühlte, wie sie zitterte. Mit befriedigtem Lächeln wandte er sich zu anderen Damen.

Hugo hatte Alles beobachtet. Er hatte, ohne ein Wort hören zu können, das Geschehene so vollkommen verstanden, als ob sich Leonie mit ihm verabredet hätte. Er zog sein Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Er blickte ausdruckslos auf Leonie, an die Welsheim gerade herangetreten war.

Ja, war denn dieser Welsheim mit Blindheit geschlagen? Sah er denn nicht, was doch so offenbar war, wie Leonie im Begriffe stand, mit einem geckenhaften Damenjäger, dem die launische Natur etwas kräftigere Stimmbänder gegeben hatte als andern Sterblichen — das war aber auch sein einziger wirklicher Vorzug —, wie Leonie im Begriff stand, sich mit diesem Narren von Ballini zu compromittiren? Wie sie in wahnwitziger Tollkühnheit vor seinen Augen, vor den Augen des Vatten, den ersten Schritt auf dem Wege that, der zur Schande, zum Bruch der ehelichen Treue führt? Das Alles sah dieser Welsheim nicht, der doch sonst ein so geschickter Mensch war?

Ein Gefühl der Mißachtung hob seine Lippen, Leonie und Felix erschienen ihm auf einmal, seitdem er sie mit Ballini zusammen gesehen hatte, in einem ganz andern Lichte. Er vermied es, auf sich und sein Verhältniß zu den Beiden einen Rückschluß zu ziehen.

Er trat an Leonie heran: „Ich will mich unbemerkt empfehlen,“ sagte er ihr leise. „Wann sehe ich Dich morgen?“

„Nicht zu früh. Ich will ausschlafen. Die Gesellschaft wird wohl noch lange bleiben. Komme doch zu Tisch, um sechs Uhr wie gewöhnlich.“

„Ich möchte Dich allein sprechen.“

„Keine Strafpredigten, ich bitte Dich! Ich halt's wahrhaftig nicht mehr aus. Ich erwarte Dich um sechs Uhr.“

„Warte nicht auf mich.“

„Wie Du meinst!“

„Ich danke Dir noch einmal herzlich für alle Deine Aufmerksamkeiten.“

„Bitte.“

„Leonie!“ flüsterte Hugo mit Wärme, und seine Stimme bebte. „Ist es denn denkbar, daß ich so von Dir scheiden soll . . . gerade heute?“

„Ja, was soll ich Dir denn noch sagen? Du bist ungerecht. Du siehst, wie ich Alles daran setze, um Dir eine Freude zu machen, und Du quälst mich mit Dingen, die ich nicht ändern kann. Ich bin Wirthin, ich habe Rücksichten auf meine Gäste, auf meinen Mann zu nehmen. Wenn Du das durchaus nicht einsehen willst, so kann ich Dir nicht helfen . . . Man sieht auf uns. Wir können die Sache heute nicht erledigen . . . Und überhaupt: thu' mir den Gefallen und halte mir keine Sermonen mehr. Ich halte es wahrhaftig nicht aus. Ich müßte ja Nerven wie die Stränge haben . . . Sei vernünftig! Komm morgen zu Tisch!“

„Nein!“ erwiderte Hugo kalt.

„Ein drittes Mal werde ich Dich nicht bitten,“ versetzte Leonie in denselben Tone und wandte sich zu der ihr nächststehenden Gruppe.

Als Jean im Vorzimmer Hall den Ueberzieher und Schirm reichte und das Trinkgeld mit halbverschlucktem Danke in die Westentasche gleiten ließ, fügte er deutlicher hinzu: „Vor einer kleinen halben Stunde hat eine Dame nach Ihnen gefragt, Herr Doctor.“

„Eine Dame?“ fragte Hugo zerstreut. Die Sache hatte für ihn in seiner jetzigen Stimmung geringes Interesse.

„Sähen mir so eine Theaternärrin zu sein,“ schnunzelte Jean.

„So? . . . Wohl möglich!“

Ohne an die Sache weiter zu denken, trat er hinaus in die häßlich kalte, dunkle, regnerische Herbstnacht. Der Kutscher der ersten Droschke wollte vom Hof klettern. Hugo hatte seinen Schirm aufgespannt und ging zu Fuß den Linden zu. Er war sehr niedergeschlagen. In seiner Traurigkeit konnte er das Vorgefallene noch gar nicht übersehen. Er dachte an nichts Besonderes. Mit vorgebeugtem Oberkörper sich gegen den Regen schützend, ging er mit immer schnelleren Schritten nach Hause.

* * *

Als Martha mit äußerster Vorsicht die Thür der kleinen Schlafstube öffnete, hörte sie die regelmäßigen Athemzüge ihrer Mutter, die bereits fest eingeschlafen war.

„Mama!“ rief sie mit halblauter Stimme.

Keine Antwort. Martha kannte den gesegneten Schlaf ihrer Mutter. Sie war ganz sicher, daß ihre Mutter vor dem nächsten Morgen nicht erwachen würde. Behutsam schloß sie die Thür, trat auf den Fußspitzen in die Berliner Stube zurück und schrieb auf einen Briefbogen in großen Buchstaben: „Beunruhige Dich nicht, liebe Mama! Ich muß unbedingt ausgehen. Spätestens um ein Uhr bin ich wieder zu Hause. Ich habe Dich nicht wecken wollen. Ich erzähle Dir Alles. Du wirst mir nicht mißtrauen.“

Martha.“ Sie legte den Zettel an sichtbarster Stelle unter die Petroleumlampe, so daß ihn für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß Frau Emilie aufwachen und sich nach Martha umsehen sollte, ihr Blick sogleich treffen mußte. Dann zog sie ihren Regenmantel an, setzte ihren Hut auf, nahm Schirm, Schlüssel und Wachskerzchen und verließ inöglöglichst geräuschlos die Wohnung.

Der andauernde starke Regen hatte die Straßen zu dieser Nachtstunde, in der es Unter den Linden gewöhnlich noch belebt ist, nahezu gänzlich entvölkert. Martha ging hastigen Schrittes voran, sich unter dem aufgespannten Schirm überflüssiger Weise noch verbergend. Unweit des Brandenburger Thores wurde sie von einem ihr entgegenkommenden Herrn angesprochen. Sie verstand ihn nicht und ging weiter. In dem finstern, stillen Thiergarten, in dem sie nur das monotone Klauschen des Regens hörte, wurde sie ängstlich. Sie beeilte sich so, daß ihr der Athem beinahe verging. Das Herz klopfte ihr mächtig. Sie fühlte sich beruhigter, als sie in die Victoriastraße einbog.

Schon von weitem sah sie den Schimmer der glänzenden Beleuchtung des Welsheim'schen Hauses auf der andern Seite der im Uebrigen so dunklen Straße. Sie blieb vor dem Hause, vor dem eine lange Reihe von Equipagen und Droschken hielt, eine Weile stehen. Sie sah das matte Licht der blumenumrankten Ampel im Erker, sah die glänzenden Kronen in den beiden anstoßenden Räumen, sah nun zu ihrem Befremden die Fenster offen stehen und wunderte sich, daß die festlich erhellten Räume menschenleer zu sein schienen. Nur einmal sah sie einen Schatten schnell vorüberhuschen. Es schien ein Diener zu sein. Auf die einfache Erklärung, daß die Gesellschaft jetzt in dem dem Garten zu gelegenen Speisesaale vereinigt sein werde, verfiel sie nicht.

Sie überschritt den Fahrdamm, wand sich durch den schmalen Raum zwischen den Hinterrädern eines Wagens und den Köpfen der vor den nächsten Wagen gespannten Pferde und trat entschlossen in die offene Thür. Das Treppenhans war hell, warm und behaglich.

Als sie einige Schritte gemacht hatte und eben die Treppe hinaufsteigen wollte, hörte sie lautes Lachen und Klatschen, die Gläser fröhlicher Gäste klrirten aneinander, sie hörte Hochrufen und dann den Toastgesang aufstimmen: „Hoch soll er leben!“ Der Chorus wurde unsicher. Und nun setzte eine herrliche Tenorstimme ein und schmetterte das „Dreimal hoch!“ mit wunderbarer Kraft in den Saal. Martha blieb unwillkürlich auf der untersten Stufe stehen und horchte. Noch zweimal hörte sie die bezaubernd schöne Stimme. Dann klrirten wiederum die Gläser, und es wurde unter allgemeinem Jubel lange und laut geklatscht.

Martha stieg langsam die Treppe hinauf. Der im Vorraum harrende Diener stand an der geschlossenen Thür des Speisezimmers, aus dem ein

merkwürdiges Rauschen, Summen und Surren bis auf den Flur drang. Er hatte ebenfalls dem Gesange gelauscht. Jetzt hörte er sie und wandte sich zu ihr.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Martha leise. „Ist Herr Dr. Hall vielleicht hier?“

„Jawohl.“

„Ich danke.“

Als sie sich abwandte, hörte sie, wie ein Glas mit lautem Klirren in Scherben zerbrach. Sie faßte an ihr Herz, als ob auch da etwas gesprungen sei.

Jean sah ihr etwas erstaunt nach, aber er war ein viel zu gut geschulter Diener, um sich lange zu wundern.

Martha war so ruhig, daß sie selbst darüber erstaunte. Sie fühlte nur eine tödtliche Mattigkeit. Sie schlich trotz des Unwetters langsam ein paar Häuser weiter. Dann trat sie unter eine Gaslaterne, nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und überzählte die Baarhaft. Sie war beruhigt, als sie sich überzeugt hatte, daß sie etwa einen Thaler bei sich hatte. Nun kehrte sie um, nahm eine Droschke und ließ sich nach der Brüderstraße fahren, nachdem sie dem Kutscher den geforderten Fahrpreis gezahlt hatte. Während sie auf dem harten Rißen der über das schlechte Pflaster holpernden schlecht-befeberten Droschke unsanft hin- und hergestoßen wurde, überdachte sie das Geschehene und das, was nun geschehen mußte, mit kühler Nüchternheit. Nur ihre Vernunft arbeitete, ihr Empfinden war völlig abgestumpft.

Unbemerkt, wie sie gegangen war, kam sie wieder in ihrer Wohnung an. Die von ihr geschriebene Benachrichtigung an ihre Mutter lag unangestastet unter der Petroleumlampe. Sie spannte den nassen Schirm auf und stellte ihn auf den Flur, entledigte sich des Regenmantels und des völlig durchnähten Schnurmerks. Sie gebrauchte dazu ungewöhnlich lange Zeit. Nach jeder Bewegung mußte sie einige Augenblicke ruhen, um die erschöpften Kräfte wieder zu sammeln.

Sie zerriß den Bettel, den sie für ihre Mutter bestimmt hatte, legte einen neuen Bogen vor sich und starrte auf das weiße Blatt. Sie nahm mehreremal die Feder zur Hand, aber sie war so schwach, daß sie nicht schreiben konnte. Ihre Hände sanken schlaff herab, und an den Rücken des Stuhles gelehnt, ließ sie den Kopf mit seiner schweren Haarlast nach hinten fallen. Bei jedem Athemzuge kam aus ihren weit geöffneten Lippen ein rasselnder, röchelnder Laut, der sich in kurzen Zwischenräumen zu einem harten, spitzigen, trockenen Husten verschärfte. Von Zeit zu Zeit drückte sie ihre Handfläche fest an ihre Brust.

Endlich gewann sie es über sich. Bedächtig, mit ruhiger Hand schrieb sie mit ihrer gleichmäßigen, großen Schrift, deren energische Züge nicht auf eine so zarte, schwächliche Urheberin schließen ließen:

„In der Nacht vom 30. September zum 1. October 1873.

Lieber Hugo!

Ich gebe Dir Dein Wort und Deine Freiheit zurück. Ich kann die Deine niemals werden. Später, wenn ich ruhiger sein werde, will ich Dir die Gründe zu meinem Entschlusse sagen, wenn Du sie von mir hören willst. Für den Augenblick ist es am besten, wenn wir uns nicht sehen und nicht sprechen.

Martha.“

Sie schrieb die Adresse und nahm den Brief, ohne ihn zu schließen, mit in die Schlafstube.

Mit großer Anstrengung entkleidete sie sich. In dem Augenblicke, da sie sich hüstelnd niederlegte, hörte sie Hugo kommen. Sie wunderte sich, daß er so früh aufgebrochen war. Mit weit offenen Augen blickte sie in das Dunkel. Sie hörte die ruhigen Athemzüge ihrer Mutter, das Rauschen des Regens, und hörte die rauhen, schnarrenden und pfeisenden Töne, die ihr eigenes Athmen mislautend begleiteten.

Als sie sich vergegenwärtigte, daß sie Hugo auf lange, lange Zeit nicht wiedersehen werde, vielleicht nie mehr, wurden ihre Augen feucht, und sie fühlte das heiße Naß über ihre Wangen rollen. Der Gedanke aber, daß das Band zwischen Hugo und ihr auf immer zerrissen sei, schmerzte sie viel weniger, als sie geglaubt hatte. Sie empfand sogar ein gewisses befreiendes Gefühl, daß es mit der unwürdigen Lüge nun vorbei sei. Sie hatte während dieser letzten Monate zu viel gelitten, um jetzt noch besonders schmerzensfähig zu sein. Sie war sehr ernst, wehmüthig, traurig gestimmt, aber sie war ruhig und ergeben.

Endlich verfiel sie in einen unerquicklichen dumpfen Halbschlaf, aus dem sie zu vollem Bewußtsein wieder erwachte, als sich ihre Mutter zur gewohnten Stunde, gegen halb sieben Uhr, erhob.

Martha richtete sich ein wenig auf.

„Guten Morgen, Mama!“

„Was?! Schon wach? Guten Morgen!“

„Ich habe fast gar nicht geschlafen. Ich fühle mich recht schwach und werde wohl nicht aufstehen können. Vielleicht schickst Du das kleine Portiermädchen mit ein paar Worten zu Doctor Lohausen?“

Die Köchin hatte sich über das Bett gebeugt und Marthas Stirn herzlich geküßt. Sie nahm die heiße trockene Hand zwischen die ihrigen.

„Du sieberst ja wieder, mein armes Kind!“ sagte sie mit liebevoller Besorgniß. „Soll ich Dir von den Tropfen geben?“

„Ich will lieber warten, bis der Arzt kommt. Beunruhige Dich nicht. Es ist gewiß nichts Schlimmes. Nachher, liebe Mama, wenn Du Dich angezogen und gefrühstückt hast, möchte ich mit Dir etwas besprechen. . . Nachher!“ wiederholte sie mit unathemtem Lächeln, den fragenden Blick ihrer Mutter beantwortend.

Eine halbe Stunde darauf saß die Rätthin neben dem Lager ihrer kranken Tochter und hörte mit ernster, beinahe finsterner Miene auf ihre Worte.

„Bitte, laß mich ruhig ansprechen, liebe Mama! Ich bin zu schwach, um nach Unterbrechungen den Faden wieder aufzunehmen. Ich habe die Gewißheit, daß Hugo mich nicht liebt, — mich nicht so liebt, daß ich seine Frau werden kann. Er hat mir nichts vorzuwerfen, und er will mich schonen. Deshalb hat er die Wahrheit verschwiegen. Er hat sich über seine Gefühle getäuscht, als er sich mit mir verlobt hat. Das ist ganz gewiß wahr, Mama. Er liebt eine Andere, ich weiß auch wen. Ich habe mir Alles überlegt. So, wie es bisher war, kann es nicht bleiben. Wir reiben uns auf. Wir müssen die Verlobung aufheben. Lies den Brief“ — sie zog das Schreiben unter ihrem Kopfkissen hervor — „und gib ihn nachher Hugo.“

Die Rätthin hatte mit steinerner Miene dagelesen und die, zwar mit schwacher Stimme, aber mit voller Entschiedenheit gesprochenen Worte ihrer Tochter vernommen. Mit derselben Ruhe las sie den Brief und schob ihn in den Umschlag zurück, ohne das, was in ihr vorging, durch die geringste Bewegung zu verrathen.

„Du hast richtig gehandelt,“ sagte sie nach einer Weile. „Ich habe es längst vorhergesehen, daß es so kommen würde. Deine Zuversicht allein hat mich in meinem Urtheil wankend gemacht. So benimmt sich kein Bräutigam, der seine Braut liebt . . . Und nun, mein gutes Kind . . . ich sage Dir nicht: schlag Dir die Sache ans dem Kopfe . . . Unsinniges verlange ich nicht! . . . ich sage nur, sei so vernünftig, so gefaßt, wie es Dir irgend möglich ist. Rege Dich nicht gar zu sehr auf, meine liebe, arme, gute Martha! Werde mir nicht krank! Thu mir das nicht an, mein gutes Kind, hörst Du? . . . Ach, wenn man sich doch von hier losreißen könnte!“

„Daran ist ja nicht zu denken! Aber beunruhige Dich nicht, ich werde ganz vernünftig sein.“

„Jedes Opfer würde ich bringen, jedes! . . . wenn ich Dich anspacken und mit Dir irgend wohin ziehen könnte — gleichviel wohin! Nur heraus aus diesem schrecklichen Hause, aus dieser schrecklichen Stadt, wo Dich Alles an Trauriges erinnert! . . . Der Gedanke ist mir ja nicht jetzt erst gekommen. Seit Wochen, seit Monaten denke ich an nichts Anderes! . . . Wie sollst Du hier wieder zu Kräften kommen, Du armes Kind! In diesem trüben Licht, in dieser schlechten Luft, in diesen beständigen Aufregungen! . . . Ach, es ist hart, hart, hart!“

Sie blickte mit unendlicher Beharrlichkeit und Zärtlichkeit auf ihr krankes Kind, das mit geschlossenen Augen vor ihr lag.

„Vielleicht hilft der liebe Gott weiter!“ seufzte sie. „Wir thun ja nichts Schlechtes.“

Martha nickte trübe lächelnd, ohne die Augen aufzuschlagen.

Durchnäßt und von dem überschnellen Laufen erhitzt, war Hugo nach Hause gekommen. Er hatte seine Lampe angesteckt und in großer Hast die nassen Sachen abgeworfen. Er konnte nicht daran denken, sich zur Ruhe zu begeben. Das Bett löste ihm Widerwillen ein. Er warf seinen Schlafrock über und ging langsam in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Jetzt versuchte er sich zu sammeln, aber es wollte ihm schlecht gelingen. Es hatte auch gar zu stark auf ihn eingestürmt in diesen letzten Stunden! Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger in dem wogenden, wüthenden Meer seiner Empfindungen hin- und hergeschleudert. Wirklich nur ein paar Stunden? Alle diese starken Erregungen in der knappen Frist einiger weniger Stunden? Dieses Fieber vor und während der Aufführung seines Stückes, diese himmlische Freude im Augenblick des entschiedenen Sieges, dieser köstliche Lohn für alle Arbeit, die so überreiche Entschädigung für alle Stunden des Zweifels an sich, der tödtlichen Ungewißheit über seine Zukunft, dieses befehlende Frohgefühl, den rechten Weg eingeschlagen zu haben und nun mit Vertrauen und Zuversicht dem hohen Ziele entgegenstreben zu dürfen — und dann der Rückschlag, die Unbehaglichkeit über seinen unwahren und unredlichen Verkehr mit der armen Martha, der unüberwindliche Drang, die Freuden des Abends mit der verständnißvollen, inniggeliebten Leonie zu theilen. Und da in den glänzenden Festräumen die Befriedigung der kitzelnden und streichelnden Eitelkeit, das Behagen, sich von einer auserlesenen Gesellschaft gefeiert zu sehen, und das Glück, sich von der Geliebten geliebt zu wissen. Und dann — und dann das Unfaßbare, das Unbegreifliche, das Unmögliche! Das jähe Zerreißen des Bandes, das sich in diesem Augenblicke fester denn je gewoben zu haben schien, Leonies Abwendung von ihm, der sie mit keinem Worte unsanft berührt hatte, sie dankbarer verehrte, leidenschaftlicher liebte, als er sie je geliebt hatte!

Alles das untobte, umrauschte ihn wie ein Sturm auf hoher See. Er vermochte das Einzelne nicht zu erfassen und auch nicht die Gesamtheit. Er war fast ohne Bewußtsein. Er fühlte nur den starken Drang, gegen feindliche Gewalten, die auf ihn einbrangen, anzukämpfen, zu ringen, sich zu wehren, sich zu retten. Aber immer wieder packte ihn etwas Lückisches, Hohnisches, Ueberlegenes und stieß ihn in den Strudel zurück. Und diese rohe, stärkere Gewalt verkörperte sich in der Gestalt eines süßlich lächelnden, schönen Mannes, der ihm lächerlich und fürchterlich zugleich erschien: er sah ihn überall, diesen Ballini. So sehr er sich auch bemühte, sich Leonie zu vergegenwärtigen, das dunkle Räthsel ihrer kühlen Abwendung zu lösen, immer war es das fatale, lächelnde Antlitz Ballinis, das sich unverschämt vordrängte, und als er in der Erinnerung an Leonies Verhalten sich trostlos fragte: „Wie ist es nur denkbar?“ hallte in seinem Ohr der wundersame Klang einer menschlichen Stimme nach: „Dreimal hoch!“ die die Frage zu beantworten schien.

Was sollte das Alles bedeuten? Er sah keinen Ausgang aus dieser heillosen Wirrnis. Er mußte nur, daß dieser Tag, der einer der glücklichsten seines Daseins gewesen war, ihm zugleich das größte Leid gebracht hatte: Leonie war für ihn verloren, unwiederbringlich dahin!

Tief aufseufzend ließ er sich auf den Stuhl vor seinem Arbeitstische fallen. Wie sollte er ohne Leonie leben, athmen, schaffen? Jetzt erst in der schneidenden Herbheit des Verlustes machte er sich klar, was sie ihm gewesen war, wie sie den alleinigen Inhalt seines Daseins gebildet, all seine Gedanken und Gefühle in Anspruch genommen hatte. In ihrer Begehrlichkeit, die er als den Ausdruck ihrer Liebe himmlisch gefunden, hatte sie ihm keinen Vertrauten, keinen Freund, keine Freundin, kein harmloses Vergnügen gestattet; sie hatte ihm Alles sein wollen und hatte ihm auch Alles ersetzt. Sie war seine Freundschaft, seine Familie, seine Anregung, sein Trost, seine Liebe mit einem Wort. Sie hatte ihn dem armen Mädchen entfremdet, von dem er nicht ahnte, daß es zur selben Stunde fiebernd im Nebenzimmer lag und über geraubtes Glück stöhnte. Alles, Alles war ihm Leonie gewesen! Sie hatte ihn seelisch entmündigt und am Gängelbände ihrer Liebe geleitet, wohin sie wollte. Sie hatte sich an ihn gehängt, er war glücklich darüber gewesen und hatte in dem stolzen Gefühle, das herrliche Weib gewonnen zu haben, nicht gefühlt, daß sie ihm Licht und Lust genommen hatte.

Unwillkürlich blickte er auf die hängenden Pflanzensträhnen an seiner Bibliothek. Leonie hatte sich bei ihrem einzigen Besuche über den ebenso schönen wie verderblichen Schmuck der Räume, der auch die stärksten Eichen durch Entziehung von Luft und Licht zu Grunde richtet, von ihm belehren lassen.

„*Tillandsia usneoides*“, sagte er und lächelte befremdlich.

Es war gegen sechs Uhr Morgens, das kalte grünliche Licht des trüben Herbstmorgens brach schon durch die Scheiben, als Hugo sich endlich entschloß, sein Bett aufzusuchen. Aber er schlief unruhig und schlecht, und zwei Stunden später hatte er sich schon wieder erhoben und sich angekleidet. Er wollte zum Portier gehen, um sich die Morgenblätter holen zu lassen. Als er die Thür zur Treppe öffnete, stand das kleine Portiermädchen gerade vor ihm. Es brachte für die Frau Rätthin den Bescheid, daß Herr Dr. Lohausen so früh wie möglich kommen werde. Hall erbot sich zur Vermittlung der Botschaft, gab der Kleinen Geld und sagte ihr, sie solle für ihn alle Morgenzeitungen, die sie austreiben könne, besorgen. Dann trat er in sein Zimmer zurück und klingelte. In der gewohnten Frist brachte die Rätthin den Frühstückstasse.

Der strenge, steinerne Ausdruck im Gesicht der Rätthin fiel Hugo sogleich auf.

„Ist es denn schlimm?“ fragte er theilnahmvoll. „Doctor Lohausen läßt Ihnen sagen, er werde bald kommen. Hat die arme Martha einen Mißfall gehabt?“

„Es geht ihr nicht zum Besten. Aber ich hoffe, es ist nichts Bedenkliches . . . Martha hat sich sehr aufgeregt. Sie hat einen ernststen Entschluß gefaßt. Dieser Brief wird Ihnen Alles sagen.“

Bermundert nahm Hugo Marthas Schreiben aus der Hand der Näthin, die mit fest aufeinandergepreßten Lippen regungslos stehen blieb. Er öffnete den Brief und las ihn. Er überflog die wenigen Zeilen, dann las er sie langsam noch einmal. Er wagte den Blick nicht zur Mutter zu erheben.

Halb gedankenlos sagte er ihr: „Aber, bitte, setzen Sie sich doch!“

„Ich danke.“

„Sie sehen mich in großer Bestürzung,“ brachte er nach einer langen Pause mühsam hervor. „Ich habe es gefürchtet . . . ich weiß, daß ich an Martha schweres Unrecht begangen habe . . . ich weiß nicht . . . jetzt nicht, wie ich es büßen soll. Ich bin der allein Schuldige! Ich habe meine Schuld längst gefühlt, ich hätte sie früher bekannt, wenn ich es über mich vermocht hätte, dem armen, schwachen, guten Kinde wehe zu thun . . . ich habe noch immer geglaubt und gehofft . . . ich kann es jetzt nicht sagen . . . ich bin übermächtig schwer, von all den Aufregungen müde gemacht, wie zerschlagen . . . Erweisen Sie mir die letzte Gunst, zu einer andern Stunde mich anzuhören, ich bitte Sie! Sagen Sie mir, was ich thun soll, was ich thun kann, um mein Gewissen, das mich schwer drückt, um die Leiden der armen Martha zu erleichtern. Jedes, selbst das schwerste Opfer würde ich mit wahrer Begierde bringen, denn ich fühle mich entsetzlich niedrig in meinem Schuldbewußtsein . . . Ich will nichts erklären, nichts beschönigen . . . Ach Gott, auch das noch! das arme, edle Mädchen! . . . Sagen Sie mir, ich bitte Sie herzlich darum, was kann geschehen?“

Frau Emilie hatte keinen Versuch gemacht, Hall, der sich immer mehr erregt hatte, zu beschwichtigen oder zu unterbrechen. Sie bewahrte ihre eisige Kälte und Starrheit. Als sie nach einer längeren Pause merkte, daß Hall auf eine Antwort wartete, sagte sie ohne besondern Ausdruck: „Da wird, Gott sei's geklagt, nicht viel zu machen sein. Einstweilen haben Sie wohl nichts Anderes zu thun, als Marthas Wunsch zu erfüllen, sie nicht mehr zu sehen und ihr nicht zu schreiben. Es liegt gar kein Bedürfniß zu einer weiteren Aufklärung vor. Ich würde mich auch als Mutter jetzt jedem Meinungsaustausche zwischen Ihnen und meiner Tochter widersetzen und, wenn sie nicht schon aus freien Stücken das Richtige getroffen hätte, ihr jeden Verkehr mit Ihnen verboten haben.“

„Ich werde noch heute Aufstalten treffen, Ihnen die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir in Ihrer eigenen Wohnung zu ersparen.“

„Darum wollte ich Sie allerdings ersuchen.“

Hugo ging in großer Erregung durch das Zimmer.

„Ich wage nicht, Sie um Verzeihung zu bitten . . . Sie können mir nicht verzeihen . . . aber ich bin sehr unglücklich!“

Die Näthin erwiderte nichts.

„Das wäre also die letzte Nacht gewesen, die ich in Ihrem Hause verbracht habe!“ rief Hugo in wahrer Ergriffenheit. „Eine traurige Nacht! Und so muß ich von Ihnen gehen, weggejagt wie ein Missethäter, wie ein Undankbarer . . . der ich bin! Und ich darf Ihnen nicht einmal danken . . . für all Ihre Güte . . . in schweren Tagen! Und nun, da die von uns früher so sehnlich herbeigewünschte, so vertrauensvoll erwartete Wendung zum Guten eintritt, nun laufe ich davon wie ein Schelm und lasse Sie in Trauer und Haß zurück . . .“

Er schwieg wieder eine Weile; in der Hoffnung, daß Frau Emilie ihm irgend ein tröstliches oder versöhnliches Wort sagen würde, fühlte er sich aber betrogen. Als hätte sie den Aufschrei seines Gewissens, seiner tiefen Reue gar nicht gehört, sagte sie mit geschäftlicher Nüchternheit nach einer langen Pause:

„Ich darf also von heute an über die beiden Vorderzimmer verfügen.“

„Jawohl. Ich werde noch im Laufe des Vormittags meine Siebensachen fortzuschaffen suchen. Sobald es irgend möglich ist.“

Die Rätthin machte mit dem Kopfe eine leichte Bewegung der Zustimmung.

„Dann hätten wir uns wohl nichts weiter zu sagen,“ sagte sie in demselben kalten Tone, während sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Hugo trat an sie heran, er richtete auf sie einen innigen, stehenden Blick und wollte ihre Hand ergreifen. Die Rätthin wandte sich ab und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, hinaus. Er sah ihr mit bitterem Lachen nach und nickte. Auf seiner Stirn trat die Zornader scharf hervor, er stampfte leicht auf, riß von der Bibliothek das hängende Moos ab, setzte den Fuß darauf und rief zwischen den Zähnen:

„Wo man sie anfacht, morsch in allen Gliedern!
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen!“

Und indem er die grangrünen Pflanzenflechten mit der Fußspitze von sich schob, sagte er: „Zum Einpacken ist's noch zu gebrauchen. Das ist das Ende der Herrlichkeit!“

Das Portierkind brachte die Zeitungen.

„Sage Deinem Vater, er solle mir zwei zuverlässige Dienstmänner rufen, und frage ihn, ob er mir beim Einpacken behülflich sein kann. Dann möchte er so bald wie möglich heraufkommen.“

„Schön, Herr Doctor!“

Hugo las die Zeitungen schnell durch. Sie waren ohne Ausnahme sehr günstig und selbst die wenigst freundlichen constatirten den durchschlagenden Erfolg. Wie anders würde das sonst auf ihn gewirkt haben! Aber er war fast stumpf. Er mußte daran denken, seine Sachen zusammenzupacken. Als er Marthas Kranz mit der Schleife ergriff, wurde sein Auge feucht. Er war eben nervös.

Drei Stunden hausten der Portier und die Dienstmänner unter Hugos Weisung in den beiden Zimmern. Die geliehenen Körbe und Kisten waren

gefüllt. Es sah müßig und öde in der Wohnung aus. Gegen Mittag war die lästige Arbeit gethan. Hugo ging aus. Er nahm die erste beste Wohnung, die ihm ungefähr geeignet erschien: etwas größer, etwas theurer und etwas besser gelegen: in der Taubenstraße. Um ein Uhr verließ er das Haus in der Brüderstraße mit schwerem, schwerem Herzen.

In der neuen Wohnung war es zunächst überaus ungemüthlich. Die Kisten und Körbe standen unausgepackt in der großen Wohnstube. Hugo dachte mit einem wahren Grauen an die Aufstellung seiner Bücher. In seinem Reisekoffer hatte er das Nothwendigste zusammengethan, und schon das Einordnen dieser unentbehrlichsten Gegenstände beschäftigte ihn auf's Außerste.

Er fühlte sich zwar wie zerfchlagen, aber in diesem fremden, unordentlichen Zimmer, in dem ihn Alles so ungewohnt und lieblos anstarrte, hielt er's nicht aus. Das Wetter war schön geworden, die Sonne schien, es war zwar ziemlich kühl, aber heiter und hell. Er schlug die Richtung nach dem Thiergarten ein.

Er ging sehr langsam, und wer ihn so sah, bleich, verstört, mit dunklen Ringen um die Augen, mochte ihn für einen Reconvallescenten halten, der mit Anstrengung die Krankenstube verlassen hat, um sich des sonnigen Lichts zu erfreuen und in der frischen Luft Stärkung zu suchen. Zum Glück begegnete er keinem Bekannten.

Das Bild der kranken verlassenen Martha, das ihn während der letzten Stunden unbarmherzig gepeinigt hatte, zerrann, als er unter den Bäumen des Thiergartens daher schlich. Es war der Weg, den er täglich eingeschlagen hatte, wenn er zu ihr ging: zu Leonie, der unbegreiflichen Geliebten! Und wiederum umfluthete ihn brausend das Meer stürmischer Empfindungen, gegen das er in der verkloffenen Schreckensnacht bis zur Erschöpfung angekämpft hatte. Konnte sie ihn denn wirklich verlassen? Sollte er das wundervolle Weib nie wieder zitternd an seine Brust drücken, den frischen Mund nie wieder küssen? Sollte nie wieder ein sehnsüchtig zärtlicher Blick aus den hellgraublauen irrenden Augen auf ihn fallen, sollte er kein innig herzliches Wort mehr von ihr hören?

Aber freilich, sie hatte ihren Mann mit ihm betrogen — weshalb sollte sie nicht auch ihn mit einem Andern betrügen können? Das Mißtrauen, der verhängnißvolle Fluch der Untreue, die ihn beglückt hatte, hatte völlig Besitz von ihm ergriffen, er war eifersüchtig bis zur Raserei auf Vallini, in den sich Leonie so gut wie viele andere Weiber vergafft haben konnte . . . vergafft hatte.

Womit hatte er es ihr nur angethan? Sie war klug, kritisch; er war ein eitler thörichter Narr. Sie mußte ihn durchschauend haben. Aber mußte es denn, um wahr, auch verständlich sein? War nicht das Unwahrscheinliche in Liebesfachen beinahe die Regel? Wer durfte sich berühmen, die Geheimnisse eines Frauenherzens zu ergründen? Wer konnte die wahnwitzigen Gelüste, die tollen Launen der Weiber verstehen? Liebe, sinnliche und seelische

Begungen — vielleicht war es wirklich nichts Anderes als etwas Mechanisches? Vielleicht hatte Lucrez Recht, vielleicht waren all die edlen und erhabenen Gefühle, deren Sitz wir in das Herz verlegen, körperliche Ausströmungen, die auf ihrem Wege mit andern sich begegnen, deren Bestandtheile den ihrigen sich anschniegen oder nicht, die sich anziehen oder abstoßen, die Wohlgefühl oder Widerwillen hervorrufen, Sympathie oder Antipathie, Liebe oder Haß erzeugen? Vielleicht war jenem albernen Menschen das unerkennbare geheimnißvolle Fluidum zu eigen, das gerade auf Leonies Sinne und Seele lähmend, überwältigend einwirkte, das sie willenlos machte? Hatte er selbst doch ihre überlegene Macht gespürt! Sie hatte ihn in Fesseln geschlagen, ohne daß er sich auch nur zu wehren gewagt hätte. Sie hatte die Stimme der Pflicht in ihm verstummen gemacht, hatte sein Herz gegen das bedauernswerthe Opfer seiner Unüberlegtheit verhärtet. Vielleicht hatte nun auch sie ihren Meister gefunden und in grausamer Ironie des Schicksals gerade in diesem unbedeutenden Menschen, der nichts weiter war als ein sogenannter schöner Mann mit einer herrlichen Stimme.

Er dachte an den für ihn so verhängnißvollen Tag, an dem er mit dem festen Entschlusse, mit ihr das freundschaftliche Verhältniß zu lösen, um an seiner Braut keine geistige Untreue mehr zu begehen, zu ihr gekommen und als ihr Geliebter von ihr geschieden war. Und mit einer wunderbaren Kraft der Veranschaulichung traten alle Vorgänge jener Stunde wieder vor seine erregten Sinne. Aber jetzt war nicht er der Mitbetheiligte; er war nur der unsichtbare Zuschauer, der gewaltsam genöthigt wurde, ein ihm widerwärtiges Schauspiel anzusehen.

Wie damals lag Leonie in einem kokett phantastischen Morgenkostüm auf dem Divan. Vallini saß vor ihr und sog begierig den rauschenden Duft ein, der ihren aufgelösten Haaren entströmte. Er hörte ihre Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Er dachte an nichts mehr als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte, seine offenen Lippen schlürften den Athem aus ihrem Munde. Sie regte sich nicht. Er schlang die Arme um sie, seine glühenden Lippen berührten die ihrigen, sie erbehte, erblaßte und hauchte ihm küßend die Worte zu: „Geh! geh!“ Und er verstand richtig: „Bleib, bleib!“ Und er umschlang sie fester, und sie lächelte unter seinen Liebkosungen . . .

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe!“ flüsterte sie ihm zu.

Und sie waren glücklich unbefangen, ohne Reue; und dem Liebesrausche folgte die nüchternste Verabredung, wie sie es am besten anfangen könnten, den Mann zu hintergehen und den lästigen Hausfreund, der gar keine Rechte habe und sich alle Rechte anmasse, und der sie jetzt noch obenein mit seiner dummen Eifersucht zu langweilen anfangen, abzuthun . . . Hugo krampfte das Herz zusammen, als er die verächtliche Miene beobachtete, mit der Leonie von ihm sprach, und das alberne Lachen des triumphirenden Laffen hörte.

Beim Abschiede küßten sie sich noch einmal leidenschaftlich. Vallini hüpfte lächelnd die Stufen hinab und ging leichten Schritts mit dem Ausdruck strahlender Selbstgefälligkeit, den Kopf, auf dem der glänzende neue Cylinderhut etwas schief saß, hochaufgerichtet, der Thiergartenstraße zu. —

Hugo war, ohne es zu wissen, gerade an der Ecke der Thiergarten- und Bellevuestraße angelangt, als er von einem auffällig eleganten, nur ein wenig zu extravagant modisch gekleideten Herrn, der den Hut etwas schief trug, in einer ihm widrigen Weise gegrüßt wurde. Lächelnd, mit dem Ausdruck strahlender Selbstgefälligkeit ging Vallini leichten Schritts an ihm vorüber.

Hugo fuhr wie aus dem Traume auf. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte dem Sänger nach, der frohgemuth unter den Bäumchen der Siegesallee seine Schönheit, Eleganz und Berühmtheit vor der erstanten Menge spazieren führte.

Was war denn nun Wahrheit, was Traum? War es ein visionäres Erschauen der Wirklichkeit gewesen? Und wo hatte diese in das mit dem geistigen Auge Erblickte eingesetzt? Der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Zögernd ging er die Victoriastraße hinan, zögernd trat er in das Haus ein.

Er hörte, wie der Schieber vor dem Guckloch bewegt wurde, aber es verging noch einige Zeit, bevor man ihm öffnete.

„Die gnädige Frau bedauert sehr . . . die gestrige Gesellschaft hat die gnädige Frau so angegriffen. Herr Doctor möchten gütig entschuldigen.“

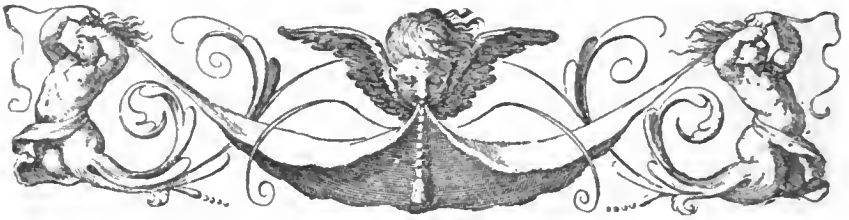
Jean brachte die ihm anbefohlene Lüge mit einiger Unsicherheit hervor; als Hugo ihn prüfend ansah, schlug der Diener, der sich durchschaut wußte, die Augen nieder.

Hugo ging in demselben langsamen Tempo mit schweren, schleppenden Schritten wieder dem Thiergarten zu. Als er sich auf der Straße plötzlich umwandte, sah er, wie Leonie, die hinter dem Blumenarrangement des Erkers Deckung zu finden geglaubt hatte, ihm nachblickte, aber wie eine tauchende Ente den Kopf sogleich duckte, als sie seine Bewegung wahrnahm. Zu spät! Hugo hatte sie sehr deutlich gesehen, sah sie jetzt noch hinter den Blumen: sie trug eine neue, ihm unbekannte, anscheinend sehr kokette, hellblaue Morgen-toilette, das aufgelöste, prachtvolle schwarze Haar umwallte ihr weißes Gesicht.

An der Ecke nahm er eine Droschke. Er fühlte sich so matt, daß er sich nicht mehr zutraute, den kleinen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Er gab der gemüthlichen Frau Bennemann, seiner neuen Wirthin, die ihn gutmüthig fragte, ob sie dem Herrn Doctor irgendwie behilflich sein könne, kaum eine Antwort. Er blickte sich in dem ungemüthlichen Zimmer gar nicht weiter um, streckte sich völlig bekleidet, mit Ueberzieher und Handschuhen, auf die bequeme Chaiselongue und verfiel nach wenigen Augenblicken in einen bleiern schweren Schlaf.

(Schluß folgt.)



Eduard Grözner.

Don

A. Janitsch.

— Breslau. —

In den Lebens- und Bildungsang unseres volkstümlichsten und liebenswürdigsten Humoristen der Palette hat das Schicksal selbst mit sichtlichem Humor vorbildlich eingegriffen. Als Knabe für den entagungsvollen Beruf eines Priesters der katholischen Kirche bestimmt, wußte er als Mann wie kaum ein Zweiter den behaglichen Lebensgenuß, die Freude an den Gaben dieser Welt, und als Virtuosen dieses Genusses mit Vorliebe den der Welt am meisten abgewandten Theil der Klerisei darzustellen. Und in der Werkstatt des Meisters der großen Historienmalerei in der künstlerischen Verklärung der Haupt- und Staatsactionen der grauen Vergangenheit geschult, ward die Darstellung der lebendigen Gegenwart seines eigenen Volkes, ja nur engbegrenzter, am geschichtlichen Leben nur mittelbar theilnehmender Kreise das Feld, auf dem er von Erfolg zu Erfolg schreiten, der Liebling und der Trost derer werden sollte, die beim herrschenden Pessimismus, bei der Phantasielosigkeit des jüngeren Geschlechts an der Trösterkraft der Kunst irre werden wollten.

Der äußere Hergang war in Kürze folgender. Eduard Grözner ward am 26. Mai 1846 zu Groß-Karlowitz bei Neisse in Schlesien als siebentes Kind eines Bauern geboren. Wie es in kinderreichen Familien in katholischen Ländern nicht ungewöhnlich ist, sollte der aufgeweckte Knabe Geistlicher werden und ward zunächst auf das Gymnasium nach Neisse gebracht. So ward dem bereinstigen Künstler von Anfang an ein doppelter Segen mit auf den Weg gegeben. Einmal die bäuerliche Herkunft, die unverbrauchte frische Kraft. Hat uns doch der Stand der Bauern und Kleinbürger von

jeher mit unsere tiefsten, schöpferisch reichsten und ursprünglichsten Geister geschenkt. Es sei von lebenden Künstlern nur an Defregger, an Menzel, an Lenbach erinnert. Zum anderen aber konnte die formale klassische Bildung, mochte sie von dem in einer ganz anderen, einer vielgestaltigen Welt sinnlich anschaulicher Formen lebenden Jüngling, in dem das Künstlerblut frühe sich regte, auch mit Widerstreben aufgenommen werden, doch nur wohlthätig disciplinirend auf den beweglichen Geist wirken, selbst wenn sie keinen organischen Abschluß fand. Allerdings war die Aussicht auf die Künstlerlaufbahn damit noch nicht frei gegeben. Laut genug mußte die innere Stimme sprechen, um in den der Entscheidung vorhergehenden Kämpfen durchzudringen. Der Name des trefflichen Beschützers, der, wie einst bei der Wahl des priesterlichen Berufs, so jetzt bei der nicht minder folgeschweren, im Ausgang unsicheren Wahl des Künstlerthums ausschlaggebend und fördernd eingriff, verdient auch in den Kunstannalen seine bleibende Stelle. Der Pfarrer Fischer war es, der, um dem Himmel eine Seele zu retten, ihm einen Priesterandidaten raubte — noch hatte der Culturkampf mit seiner Schärfung der Gegensätze nicht verwirrend eingegriffen und den freien unbefangenen Blick für die nothwendige Verschiedenartigkeit der Aufgaben und Ziele des menschlichen Lebens getrübt. Dieser treue Gönner wußte einen in München lebenden Landsmann, den Architekten Girschberg, zur Antheilnahme an dem Schicksal des aufkeimenden jungen Talentes zu vermögen, und durch dessen Vermittelung ward Grüzner im Jahre 1864 dem auf der Höhe des Ruhmes stehenden Meister Piloty zugeführt, in dessen Atelier er jedoch erst nach zwei Jahren aufgenommen werden konnte, nachdem er die unerläßlichen Vorstufen der Akademie mit der Leichtigkeit glücklicher Begabung zurückgelegt hatte.

Es war ein überaus günstiger Augenblick, als der junge Schlesier nach München kam, wo sich, von Piloty inauguriert, die zweite Blüthe der Malerei vorbereitete. Man mag den Werken dieses Meisters noch so skeptisch gegenüberstehen — und das Urtheil über sie hat sich fast zur Einstimmigkeit geklärt — man darf zugeben, daß nicht sie den Höhenpunkt bezeichnen, der Ruhm bleibt Piloty doch ungeschmälert, daß in seinem Atelier die Künstler herangebildet wurden, die in erster Reihe genannt werden, wenn die Bedeutung Münchens für die vaterländische Kunst vor Augen geführt werden soll. Lenbach, Defregger und Mathias Schmid, Maxart und Gabriel Max, Kurzbaner, Raupp, Wopfner und Leibl haben dort unter Pilotys Augen und im fruchtbaren Wechselverkehr den Grund zur Meisterchaft gelegt. Piloty hatte die für den Lehrer unschätzbare Gabe, die Eigenart der Schüler zu erkennen und in die rechte künstlerische Bahn zu lenken, mochte sie von der seinigen noch so weit abführen. Dies aber war gerade bei den hervorragendsten Talenten, die seiner Leitung anvertraut waren, der Fall. Piloty selbst bewegte sich ausschließlich auf dem Gebiete der Geschichte, die er mit äußerlichem Pathos auffaßte und mit einem unverhältnißmäßig großen Apparat von Nebendingen, costümlichem, architektonischem und anderem Beiwerk in Szene setzte. Wenn

er dabei auf die glänzende Wiebergabe des Stofflichen einen größeren Nachdruck legte als auf die geistige Vertiefung der Charaktere, so ward dies seiner eigenen Kunst verhängnißvoll, aber es sollte sich anderseits als schulbildend in hohem Maß erweisen. Mit seiner Ironie hat hier der Genius der Kunst gewaltet. Was übertragbar war, hat Piloty seinen Schülern getreulich mitgetheilt, im übrigen ging Jeder seine eigenen Wege. Diese aber führten meist gerade in entgegengesetzter Richtung zu der des Meisters; nur in wenigen der von ihm in die große Kunst eingeweihten Schüler wirkten seine Anregungen auch in Betreff der Wahl der Stoffe weiter, wie in Max Adamo und den Ungarn Liezen-Mayer, Alexander Wagner und Benczur. Diese Ausläufer der Pilotyschule blieben aber mehr abseits von der Entwicklung unserer nationalen Kunst. Zu Pilotys Lehrmethode gehörte unumgänglich das Malen eines der geschichtlichen Vergangenen entnommenen, womöglich tragischen Herganges, hierbei konnte der Schüler seine Fähigkeiten, der Lehrer seine Methode und künstlerischen Grundsätze entfalten. Wie vortrefflich diese Schulung im großen Stil wirkte, trat auch bei denen zu Tage, die alsbald nach dem Verlassen des Meisterateliers der Weltgeschichte den Rücken zuekehrten. Aber sie wirkte eben nur äußerlich. Sie hat jedenfalls die Sicherheit und Klarheit der malerischen Anordnung gefördert und die Künstler vor den Umwegen des die Stilgesetze verleugnenden Naturalismus bewahrt. Das Gesammtergebniß fiel aber doch anders aus, als der Meister vielleicht erwartet hatte. Gerade aus seinem Atelier sollten die großen Volksmaler hervorgehen, welche nicht den Schätzen der Vergangenheit nachgruben, zur tiefen Wirkung ihrer Bilder nicht historischer Costüme und erborgten Flittertandes bedurften, sondern fest in der Gegenwart wurzelten, statt großer Staatsactionen das lebendige Treiben des Volkes selbst schilderten, das weit ab von dem glänzenden Kreis der Fürsten, Feldherrn und Staatslenker am reinsten und kräftigsten sich abspielt. Es wäre schwer zu bestimmen, was am meisten zu dieser Wendung beigetragen. Zum Theil mochte es der durch die Uebertreibung einer künstlerischen Manier ganz natürlich sich erhebende Gegensatz sein; mehr noch eine positive Seite des Pilotyschen Einflusses, indem der Nachdruck, den er auf die sorgfältige Beachtung und realistisch treue Wiebergabe der äußeren Erscheinung genau bestimmter Epochen legte, die Aufmerksamkeit auch auf den noch nicht der internationalen Ausgleihung anheimgefallenen Rest unberührten Volksthums hinlenkte. Allerdings zunächst mehr auf das unmittelbar in die Augen fallende Aeußere, in dem sich so viel malerisch verwerthbare Eigenart erhalten hatte. Für den selbständig und tiefer empfindenden Künstler war dies genug; seinem Spürsinn blieb es anheimgestellt, durch die äußere Schale auf den inneren Kern durchzudringen und den ihn mehr oder weniger sympathisch berührenden Lebensregungen zu lauschen. Daß es sich dabei nicht um eine gänzlich neu und unvorbereitet auftretende Richtung, sondern um die Kräftigung und Organisation einer lange vorhandenen Unterströmung handelte, zeigt gerade das Beispiel des größten dieser Volksmaler, Defreggers, dessen künstlerische Richtung

bei seinem Eintritt in Pilotys Schule bereits feststand. Die Anregung aber, die von einer so kräftigen, klar ausgeprägten Eigenart ausgeht, ist nicht hoch genug zu schätzen, wenn sie auch unmöglich in alle ihre feineren Verästelungen sich verfolgen läßt.

Der junge Grützner konnte diese reichen künstlerischen Eindrücke in aller Ruhe auf sich einwirken lassen; die nächste Sorge war, den Aufgaben, welche die Schule an ihn stellte, gerecht zu werden. Dank der Unterstützung Hirschbergs, der ihm die Mittel zum Unterhalt vorstreckte, konnte er den Studien ohne Unterbrechung obliegen und abwarten, bis der Genius sich regte. Die ersten, ihm von außen gestellten Aufgaben lassen von diesem noch nichts ahnen. Für Hirschbergs Haus malte er ein decoratives Deckenbild mit den sieben freien Künsten, im Atelier aber — doch hier möge sein eigener Bericht folgen, der das Erwachen des Genius und das Verhältnis zwischen Schüler und Meister am besten schildert: „Wie jeder Schüler Pilotys sollte auch ich ein Historienbild (ein ‚Unglück‘, wie wir es scherzhaft nannten) malen. Von den vielen Entwürfen, die ich damals machte, wählte Piloty die Geißelung Heinrichs II. von England am Sarkophage Thomas Becket's. Der halb entblößte König, umgeben von Geistlichen, die brennende Kerzen halten, hinten mißvergnügte Höflinge, das Ganze in düsterem romanischen Gewölbe, hätte wohl ein echtes Pilotyschulbild abgegeben, wenn nicht ich, je weiter ich damit kam, ebenso mißvergnügt geworden wäre über einen König, der sich von Geistlichen prügeln läßt, wie die Höflinge. Nun mußte Piloty seines Magenleidens halber auf mehrere Wochen nach Karlsbad. Als er zurückkam, stand zu seiner größten Ueberraschung ein fertiges Bild auf der Staffelei“ — das erste Klosterbild — „Heinrich II. aber lehnte verkehrt im Hintergrund an der Wand. Piloty drückte mir in herzlichster Weise die Hand und sagte: ‚Bravo, Sie haben Recht! malen Sie nun, was Sie wollen.‘“ Dieses Bild behandelte das später in den Jahren der Meisterschaft mehrfach wieder aufgenommene Motiv, wie der Pater Kellermeister, den Krug in der Hand, selig neben dem Weinsfaß eingeschlummert, vom Prior und einem fanatischen, verrätherischer Mitbruder überrascht wird. Wie Pilotys scharfer Blick sofort erkannte, hatte Grützner sich selbst gefunden. Bald folgte eine zweite Darstellung aus dem Klosterleben: ein Mönch mit verbundenem Kopf, ein Licht und die Sandalen in der einen, einen Krug in der anderen Hand, vorsichtig die Kellertreppe herabschleichend, um sich ein Betäubungsmittel gegen sein Leiden zu holen. Dann aber ein Fallstaff mit Dortchen auf dem Schoße. Damit war sein künstlerischer Charakter festgestellt. Dem hier entdeckten Stoffgebiete blieb er in der Folge treu; er erweiterte es gelegentlich durch Aufnahme des an Originalen nicht minder reichen Standes der Jägersleute, auch durch Zusammenstellung der Mönche mit den Letzteren — bezeichnender Weise auf dem neutralen Gebiete, wo der nationale Grundzug des Durstes die innere Zusammengehörigkeit am klarsten bethätigt; der Durst und das damit in Verbindung stehende Wirthschaftsleben führte ihn auch noch zu weiteren Seitensprüngen; aber immer

wieder kehrte er zur alten Liebe zurück, und was er auch darstellen mochte, es ward durchtränkt von jenem köstlichen grundgermanischen Geisteshauch des Humors.

Wir thun uns viel zu Gute auf diese nationale Mitgift, und mit Recht. Doch giebt es wenig Worte, mit denen größerer Mißbrauch getrieben wird, die mehr der Mißdentung und der Verwechslung ausgefetzt sind, als der Humor. Die Art des Humors, die in Grüners besten Werken zur Vollendung gekommen, war unserer bildenden Kunst lange entfremdet gewesen. Das Mittelalter kannte ihn wohl: an dem Chorgestühl, den Pfeilern- und Säulencapitalen, Friesen und Wasserspeiern der gothischen Kathedralen trieb er gerne sein ausgelassenes Wesen. In der Zeit innerer und äußerer Noth nahm er eine tendenziöse, moralisirende Färbung an. Der Humanismus und gar die Reformation sidten ihn am liebsten in der Form der Satire. Kolbein der Jüngere erweist sich auch hierin als einer der Größten, wie seine Illustrationen zum Lob der Narrheit und seine Todtentanzbilder darthun. Als das geistige Leben in Folge der theologischen Kämpfe und vollends der endlosen Kriege mehr und mehr verknöcherte, entartete auch der Humor, der fast nur noch in der Uebertreibung der lächerlichen oder thörichten Züge, in der Form derber Satire einen Ausfluß fand. Er flüchtete ganz zu dem freien Volk der Niederländer, wo ihn ein Franz Hals, ein Brouwer, Jan Steen und Andere zu glänzender Wirkung brachten. Im alten Deutschland fand er erst auf dem Umweg der Dichtung auch in der bildenden Kunst wieder Eingang. Aber wie klein spießbürgerlich tritt er noch bei Chodowiecki auf! Daß er alsbald ein wesentliches Element der Romantik bildete, ward maßgebend für seine Aufnahme in der von jener innerlichst beeinflussten Malerei. Ein Schwind und Richter vor Allem (von Schrödter, Ranlbach und den diis minorum gentium zu schweigen) zeigen ihn in seiner schönsten und reinsten Gestaltung als den anschaulich ausgebildeten Gegensatz zwischen dem wirklichen Leben und der Welt der Dichtung und der Ideale: im schönsten Sinne sentimental. Der Umschwung, der mit dem Erwachen des politischen Lebens der Nation eintrat, brachte auch hier eine tiefgehende Wandlung. Nicht länger war die künstlerische Phantasie genöthigt, das Ziel der Sehnsucht im Reiche der Träume zu suchen; wie die Nation in harter positiver Zucht lernte, mit gegebenen Thatsachen zu rechnen, so gewöhnte sich auch das Künstlerange daran, die Wirklichkeit muthig zu betrachten und auf die künstlerische Verwerthbarkeit hin zu prüfen. Und in der kräftigeren Luft des modernen Lebens gedieh alsbald jener objective Humor, der, mit innerer Freiheit über der Sache stehend, die künstlerische Darstellung des Widerstreites der concreten Erscheinung und des absoluten sittlichen oder ästhetischen Ideals zur Aufgabe hat. In seiner reineren Form, wie er schon bei Defregger auftrat, ist er tendenzlos. Aber seine Grenzen sind schwankend; ein geringes Maß von Tendenz, die nahe liegende Verjuchung, den zu Grunde liegenden Widerstreit stärker zu betonen, rückt sie hinaus nach der Seite der Satire

und Caricatur, wohin beispielsweise der Humor Adolf Menzels gerne neigt. Die Verwerthung dieser Fehler und Mängel als bewußt künstlerisches Motiv ist die letzte Steigerung, die in den grotesk-komischen Darstellungen eines Busch und Oberländer zu virtuoser Ausbildung gekommen ist.

Grözners Humor hält sich von den angebeutelten Extremen fern. Er carikirt nicht, er wird nicht bitter, tadeln und moralisirt nicht, vermeidet im Ganzen jede Tendenz. Grözner zeigt seine Lieblingsgestalten nur gerne in Situationen, die einen leichten Conflict mit der strengeren Auffassung ihres öffentlichen Charakters, Antes oder der Ethik überhaupt bilden. So wenn seine Mönche anstatt in der Uebung der Entsagung im behaglichen Genuß der irdischen Güter, der Speise und des Trankes, zumal des letzteren geschilbert werden; wenn er sie belauscht, wie die Lectüre eines pikanten Klassikers ein feines Schnunzeln auf den würdigen Gesichtern hervorlockt, oder wenn er die Attentate jovialer Jägerleute auf die Leichtgläubigkeit oder auch nur Gutmüthigkeit der Zuhörer malt. Er deutet jedoch den Conflict nur an, so daß er dem Beschauer kaum als solcher bewußt wird. Darum giebt er seine Lieblinge nicht dem Gelächter oder gar dem Hohne preis. Wir verlieren niemals ein gewisses Wohlwollen mit den gottseligen Trinkern, den Nimroden, die einen Münchhausen übertrumpfen. Wir lächeln, ohne uns zu ereifern; ja, dem Maler gelingt es wohl, eine solche Stimmung zu erzeugen, daß wir uns im Geist als behagliche Mitgenießende fühlen. So begleiten wir mit unserem Beifall unbewußt den Sieg der durch die Ascese vergeblich zurückgebrängten Natur. Da aber dieser Sieg nie in wüsten Genuß ausartet, und da auch die faustdicken Bügen der Jäger Niemand täuschen, außer etwa die Dummheit, und im Grund ein harmloser Ausfluß der Leidenschaft des Jagens sind, dem sich die singirten Zuhörer selbst mit einem gewissen ästhetischen Genuß hingeben — so verliert auch der Beschauer nicht die wohlwollende Theilnahme, es regt sich keine sittliche Opposition, und in die Freude an der gelungenen künstlerischen Darstellung mischt sich ein sympathisches Lächeln.

Naturgemäß machte auch diese Eigenart, so klar und entschieden sie bei ihren ersten Aeußerungen sich kundgab, eine Entwicklung durch. Wenn der Doctrinärismus sich eine solche derart a priori construirt, daß das Streben nach humoristischer Wirkung zur Anwendung immer stärkerer drastischer Mittel führe, so wird er hier durch die Thatsachen widerlegt. In welcher Weise die Klärung vor sich ging, mögen wenige Beispiele erläutern, vor allem die Vergleichung der wiederholten Bearbeitung jenes ersten Klostermotivs mit der ursprünglichen Fassung. Auf dem Jugendbild liegt der schlafende Kellermeister recht als das abschreckende Bild der Völlerei, mit plumpen Bügen, aufgeschwemmt wie eine Tonne, in der Hand einen Maßtrug(!) neben dem Weinfäß; der Verräther trägt jugendliche Züge, der Prior, dessen Leibesbeschaffenheit keinen großen Unterschied von derjenigen des überraschten Sünders zeigt, läßt mit keinem Zug des strengen Antlitzes etwas Anderes als den zornigen

Richter ahnen. Das einzig verjöhnende Element liegt in der Komik der Situation. Nur wenig Jahre trennen diese und die nächste Bearbeitung, aber sie genügen, um die letzten Anflänge an Pilotsches Pathos zu tilgen. Nun sind die gutmüthigen Züge des Schlafenden von einem seligen Lächeln verklärt, an dem jeder Versuch einer tragischen Wendung scheitern würde; und seine Hand hält lose ein der Lage angemessenes Weinglas. An dem fanatischen Verräther verlegt nicht mehr eine zu jugendliche Bildung, seine Züge tragen den Stempel der Lebenszeit, welche die Schwächen des Temperaments und das Mitleid eher überwunden haben mag. Mit dem gleichen feineren Sinn ist der Angelpunkt der Situation, die Auffassung des Priors, geändert. Die Mienen des schlafenden Bruders und seines Oberen stehen in lebendiger Wechselbeziehung: vor dieser schlummernden Seligkeit hält auch die Amtsstrenge des Priors nicht Stand, und um die Mundwinkel zuckt ein verrätherisches Lächeln.

Es soll nicht behauptet werden, daß nicht auch in der Zeit der ersten Meisterjahre hin und wieder ein Zuviel, gelegentlich ein an's Carikire streifender Zug sich einmischte, wenn die Situation und die übergroße Fülle von verschieden zu charakterisirenden Gestalten die Versuchung zu nahe legten, wie etwa bei dem berühmten „Gebetläuten im Klosterbraustübchen“, einem sonst köstlichen Bild. Da sitzen am einen Tisch die Honoratioren, Jägersleute und verwandte Geister am anderen, am Tischchen in der Fensternische ein feister Mönch; noch in der Dämmerung des Hintergrundes tauchen vereinzelte Gestalten von Gästen auf. Mitten in das behagliche Pocoliren hinein ertönt das Läuten der Gebetglocke — ein überaus fruchtbarer Moment für den Psychologen und Charakterzeichner, der ganz ergötlich das Verhalten jedes Einzelnen bei dieser Prüfung der Herzen und Nieren zu schildern weiß: aufrichtige Frömmigkeit hier, gewohnheitsmäßige dort, Heuchelei, Gleichgültigkeit, Verlegenheit — mitten darin aber die aufdringliche, geschäftsmäßige Devotion des aufwartenden Bruders, die beinahe des Guten zuviel thut.

Daneben stehen Bilder, die in ihrer knappen, klaren Fassung geradezu mustergiltig sind, wie etwa „Die schwere Wahl“, wo die hübsche Kellnerin vor die Entscheidung gestellt ist, von welchem der beiden gleich hübschen Forstleuten sie ein Sträußchen annehmen soll, oder „Die unfehlbare Niederlage“, ein Bild, dem Mancher wohl den Preis zuerkennen möchte. Auch hier spielt der Vorgang in einem traulichen Klosterstübchen. Ein behäbiger Pater hat sich mit dem nachbarlichen Gutsheeren in ein Spielchen Tarock eingelassen. Ihm zur Seite sitzt der mit der Tafel und Kreide bewaffnete Schulmeister, der mit weisem Rath die Karte des am Glück verzweifelnden Paters mustert. Ein dienender Bruder, der einen zum Füllen bestimmten Krug auf dem Rücken hält, steht hinter Beiden und neigt sich herüber, um beiläufig auch einen Blick in das lockende Geheimniß des Kartenspiels zu thun. Dieser geschlossenen Phalanx gegenüber sitzt der weibmännlich gekleidete Gegner mit einem unnachahmlich überlegenen Lächeln, das den Borgennuß des nahen

Sieges verkündet. Behaglich bläst er den Rauch der Cigarre von sich, während die Linke lässig mit den auf dem Tisch liegenden Karten der gemachten Stiche spielt, und die Rechte mit dem eigenen Spiel Karten an der Seite herabhängt. Die beiden Spielergestalten sind von geradezu vollendeter Charakteristik. In jene Jahre fällt auch das Werk, das wohl am meisten zur Verbreitung seines Namens beigetragen hat, das „Jägerlatein“, eine jener Schöpfungen, die ihren Ursprung ganz besonders begnadeten Augenblicken verdanken, die bekannte Scene, wo ein Jägermann beim Glase Bier dem Pfarrherrn im Beisein des Wirthspaares, des Försters und der Kellnerin seine erstaunlichen Abenteuer erzählt. Die Hauptgestalt gehört zu jenen Typen, die sich der Phantasie unvergeßlich einprägen. Diese herausfordernde Pose, das siegesfrohe Lächeln, der unruhig flackernde Blick — wir sehen es der Gestalt an, es sind die haarsträubendsten Lügen, die hier aufgetischt werden. Ist doch auch recht zur Bekräftigung dieser Meinung über dem Helben die Darstellung der wahren Begebenheit angebracht, wie Münchhausen auf einer Kanonenkugel durch die Luft fährt. Und trotzdem ist auch der Beschauer soweit von aller sittlichen Entrüstung, wie die Zuhörer auf dem Bild, wie der würdige Pfarrherr und die Wirthin, die mit theilnehmendem Lächeln zuhören, der Wirth, der schon in erschütterndes Lachen ausbricht, oder der Förster, der schmunzelnd mit sachmännischem Interesse die Phantasiesprünge verfolgt.

Es ist begreiflich, daß den Meister der Charakteristik zu Zeiten auch die Bühnenwelt, das Treiben hinter den Coulissen, angezogen hat, nicht minder begreiflich jedoch, daß die Welt des schönen Scheins, des künstlerischen Pathos mit ihren Piloty'schen Reminiscenzen ihn nicht lange hat fesseln können. Doch hat diese Abschweifung in den siebziger Jahren unter anderen das an feiner Charakteristik überaus reiche Bild der Mannheimer Galerie „Schauspieler vor der Vorstellung“ zur Frucht gehabt, das die nach dieser Seite gerichtete Liebesmühe als eine nicht verlorene erkennen läßt. Der Maler versetzt uns in die Garderobe, wo die letzten Vorbereitungen zur Aufführung Heinrichs IV. getroffen werden. Links wird gerade die gewichtige Gestalt Falstaffs zurecht geschnürt, Andere üben ihre Toilettenkünste, rechts sehen wir den Theaterfrieseur bei der Arbeit; und in der Mitte erkennen wir Haase's feine, geistvolle Züge, wie er, das Textbuch in der Hand, dem Darsteller des ausgelassenen Prinzen die letzten Feinheiten der Rolle demonstriert. Das Bild ruft den Eindruck vielbewegten Lebens hervor, es zeugt von einer sicheren Beherrschung der Massen, aber bei längerer Betrachtung macht sich der Mangel eines geistigen Mittelpunktes geltend, zu dem die schöngegliederten Gruppen in Beziehung ständen.

Das Theater und die Schenke gaben gemeinsam die Ueberleitung zu den Mephisto- und Teufelsbildern und sonstigem Spud, der den Künstler zu Zeiten von den geliebten Mönchen abzog. Einen glaubhaften Teufel darzustellen, ist noch keinem Maler gelungen, und so bilden auch die Trinkszenen

der bekannten Bilder „Der schlesische Jecher und der Teufel“ und „Auerbachs Keller“ den gelungeneren Theil. Die zunächst zu heiterem Spiel unternommene Beschäftigung mit den dämonischen Figuren lockte weiter zum Versuch der Darstellung tragischen Conflictes. Nur die Oberflächlichkeit mag mit dem leicht verschleierte Zwiespalt in der Menschenbrust ewig nur scherzen, den ernstern Charakter muß es dazu drängen, auch den Kampf der unveröhnbaren Gegensätze, die Nachtseiten der menschlichen Natur zu schildern. Nun hatte schon das erwähnte Jugendbild einen Anlauf in dieser Richtung genommen, die spätere Fassung des Zeloten in der Kutte, die Studie zum Mephisto zeigen ein Weiterführen des aufgenommenen Gedankens. Da ist es besonders anziehend, wahrzunehmen, wie der Versuch, einen tragischen Knoten zu schürzen, endlich klare künstlerische Form angenommen hat. Das im Besitz des Herzogs von Altenburg befindliche Bild „Die Versuchung“ ist — vielleicht, weil es den echten Grüzners so wenig ähnelt — weniger bekannt geworden, und doch ist es eins der besten Historienbilder der letzten Jahre, das die in ihrer Art vortreffliche Lösung eines uralten, interessanten, niemals zu erschöpfenden Vorwurfs der bildenden Kunst bietet. Wir erblicken einen in eine Kutte gehüllten Einsiedler in ärmlicher Klaue; die Umgebung spricht von Kasteiung und Entbehrungen; ein Buch liegt aufgeschlagen vor dem Knieenden, dessen Hände einen Todtenschädel umklammern — so hat ihn der unbewachte Augenblick überrascht, da die überreizte Phantasie, von den Gebeten und Meditationen abschweifend, ihm die Erinnerung an die Genüsse dieser Welt vorzauberte, deren Lockung er einst in diese Abgeschiedenheit entflohen war. Und die heimlichen Herzenswünsche haben sinnliche Gestalt angenommen: ein üppiges Weib ist vor ihm aufgetaucht, das in der hochgehobenen Linken einen Pokal schwingend, mit der andern Hand dem Träumer ein mit Wein gefülltes, zierliches Glas vorhält. Wir fühlen es, jetzt erst ist der Wendepunkt im Leben des Büßers gekommen. Werden die Opfer umsonst gebracht sein, wird er diesem Lächeln widerstehen? Die Charakteristik des Helden läßt dem Zweifel Spielraum; eine heroische Bildung, die ihn von vornherein zum Sieger gestempelt hätte, würde vielleicht das Interesse gemindert haben.

Wenn Grüzner gelegentlich noch mehrfach ernstere Töne anschlug, so hielt er sich doch mehr im Rahmen ruhiger Situationschilderung, wie etwa auf den Scenen aus der „Branntweinschenke“ auf dem Bild dieses Namens und dem entsprechenden Theil des Triptychons „Wein, Bier und Schnaps“, in denen andererseits wieder soviel lebenswürdiger Humor waltet, daß dem Ernst die tendenziöse Spitze abgebrochen wird, und der Eindruck der feinen Charakterbeobachtung und Darstellung ein überwiegend ästhetischer bleibt.

Alle diese Bilder gehen aber gleichwie zur Erholung und Ausspannung nebenher; das Hauptthema seines Schaffens blieb das Leben und Treiben der Mönche. Mochte ihn das Herz auch noch so stark nach anderer Seite ziehen, das Publikum, dem ein Grüzner, auf dem nicht mindestens eine

Rutte zu sehen war, nicht für voll erschien, zwang ihn zu den Klosterbildern zurück und ließ ihn stets auf neue Motive und Varianten sinnen. So legt sich der Fluch des Spezialistenthums auch auf die Kunst und fesselt den Genius, der sich zu höherem Flug aufschwingen möchte. Und wie viel Künstler, die einmal die berauschte Musik des allgemeinen Beifalls in vollen Zügen genossen, haben es denn über sich vermocht, dem süßen Gift freiwillig zu entsagen und, der tief innersten Stimme folgend, neue Wege zu ungewohnten Zielen einzuschlagen? Indessen muß beim Ueberblicken dieser überaus zahlreichen Szenen aus dem Klosterleben zugestanden werden, daß der Stoff einer Erfindungsgabe wie derjenigen Gröchner's unerschöpflich zu sein scheint. Er weiß dem scheinbar monotonen Thema immer wieder neue, anziehendere Wendungen zu geben, und bewährt auch darin seine feine Künstlernatur, daß er, weit entfernt, der Versuchung nachzugeben, durch Betonen komischer Züge derbere Wirkungen zu erzielen, neben den einmal gewohnten und stets wieder verlangten Szenen eine Gattung von Conversationsstücken herausbildete, deren Hauptreiz gerade im wohlwogenen Maßhalten, in der Zusammenstellung prägnant ausgearbeiteter Charakterköpfe besteht, die durch ein geistiges Medium, sei es die Rede oder die Musik, zu einander in Beziehung gebracht sind. Weniger geeignet, die Popularität des Künstlers zu erhöhen, üben sie durch ihre intime Haltung, die feinere geistige Stimmung, von der sie beherrscht sind, auf den Kenner einen um so größeren Reiz aus. Dahin gehört das im Besitz des Herrn Consuls Meyer in Hamburg befindliche lebenswürdige Bild „Siesta im Kloster“ mit dem kleinen Orchester, das nach aufgehobener Tafel dem Abt einen Ohrenschmaus darbringt. Das Motiv ward später in dem ebenfalls nach Hamburg (in die Sammlung Uhlemann) gekommenen Bild mit reicherer Durchführung zu der Scene erweitert, wie ein Chor und Streichquartett von Mönchen „Zu Ehren seiner Eminenz“ sich hören läßt. Dahin gehören die Darstellungen, welche die Gottesmänner beim Glas Wein, etwa verbunden mit der Lectüre, zuweilen von Klassikern zweifelhafter Heiligkeit, zeigen, wie das Bild „Ein pikanter Klassiker“ in der Leipziger Galerie, oder das friedliche anheimelnde Stillleben „Klosterfriede“ der Neuen Pinakothek; vor allem aber das in seinem feinen Humor so gewinnend vornehm gehaltene Bild „Ein willkommener Gast“ (in der Sammlung Schröder in Wiesbaden), das eine originelle Einführung des Falstafftypus in die Versammlung der Mönche mit den schönen Charakterköpfen enthält.

Gröchner führt die Unterscheidung zwischen den braunen und den weißen Ruten im Typus, im Charakter und in der Beschäftigung streng durch. Erstere sind durchgängig gröber in der Woll; der materielle Genuß, die Hantirung in Küche und Keller stehen bei ihnen obenan. Sie sind die Biertrinker; meist etwas derbe, aber gutmüthige Gefellen, mit denen es sich behaglich leben läßt. Dagegen finden sich die feineren, mitunter geistvollen Charakterköpfe unter den vornehmeren Weißröcken. Mögen sie beim

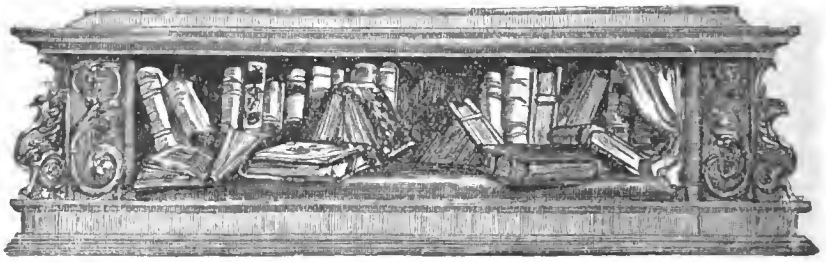
Wein oder der Lectüre, bei Musik oder bei behaglichem dolce far niente versammelt sein, oder am „Rasirtag“ unter dem Messer des alten Barbiers bluten — selbst unter dem Seifenschaum verlieren sie wenig von der sichereren Würde.

Neben allen diesen Darstellungen nehmen die Falstaffbilder eine besondere Stelle ein. Es mag vielleicht auf Rechnung der von Piloty ausgehenden Anregungen kommen, daß der junge Grünner überhaupt an die Verkörperung dichterischer Gestalten dachte, aber die Wahl des Stoffes und die Art der Auffassung zeigen klar, daß es sich dabei weder um ein Zugeständniß an Pilotys Richtung, noch um einen Rückfall in die alte Romantik handelt. Der Gegenstand ist zwar dem Dichter entnommen, und das Costüm gehört entlegenen Zeiten an; aber der Dichter selbst hat diese Gestalten dem Leben abgelaußt und mit solchem Wirklichkeitsgefühl ausgestattet, daß der nachschaffende Künstler wiederum nur in's volle Leben zu greifen brauchte, um der Absicht des Vorbildes sich zu nähern. Das Costüm aber ist darum belanglos, weil die Charaktere selbst so zeitlos, allgemein menschlich gültig sind, daß sie von der zufälligen Tracht unabhängig erscheinen. Es war keine leichte Aufgabe, den wüsten biden Schlemmer, grundsatzlosen Spötter, würdelosen Renommisten, zugleich aber witzigen und jovialen alten Junker nicht nur künstlerisch erträglich, sondern auch fast lebenswürdig und zumal glaubhaft darzustellen, wie es dem Künstler doch vor Allem auf den bekannten Kohlezeichnungen des Schlesiſchen Museums zu Breslau gelungen ist. Es braucht nur auf die Darstellung hingewiesen zu werden, wo der dicke Ritter mit gnädigem Lächeln, den verschmigten Knirps von Pagen hinter sich, auf das Wirthshaus zuschreitet, dessen Wirth ihn mit devotem Gruß an der Thüre bewillkommt, während die Wirthin und sein Dortchen ihm aus dem Erkerfenster lächelnd nachblicken. Wir haben hier einen der seltenen Fälle, wo sich die malerische Verkörperung mit der allgemeinen Vorstellung von der dichterischen Figur wirklich deckt, und kein Rest unbefriedigter Ansprüche übrig bleibt. Zur Erklärung genügt nicht der Hinweis auf den angeborenen feinen Sinn für das Humoristische und für das künstlerische Maßhalten. Hierbei macht sich vielmehr noch der allen jenen, aus Pilotys Schule hervorgegangenen Volksmalern gemeinsame nationale Grundzug geltend: auch Grünner steht hier wie überall fest auf dem Boden deutschen Volksthums. Dieser Falstaff, dieser Bardolph sammt seinen Spießgesellen, Dortchen und Frau Fluth und die ganze fröhliche Bande sind im Herzen so gut deutsch, wie alle die Mönche, Jäger und sonstige Zecher. Dadurch wird die Wirkung nicht wenig bedingt; denn nur so konnte der Künstler ganz wahr sein. Und so erklärt sich auch die eigenartige Erscheinung, daß der deutsche Künstler die Anerkennung des Auslandes gefunden, daß das Vaterland Shakespeares seine Verkörperung Shakespearischer Gestalten adoptirte.

Die Thatſache ist tröstlich, indem sie einen nachdrücklichen Hinweis auf die Schätze enthält, die unser Volksthum in sich birgt, und die unsere neuere

Kunststrichtung fast in Vergessenheit zu bringen droht, wenn sie im achtungswerthen, doch einseitigen Streben nach Wahrheit diese Wahrheit zu sehr außen sucht und darüber die innere Wahrheit der schöpferischen Phantasie und des Gemüthes aus den Augen verliert. Da dürfen wir es als eine glückliche Fügung betrachten, wenn inmitten der trüben hin- und herwogenden Fluthen Künstler, wie Eduard Grützner und seine Geistesverwandten, unentwegt, recht wie Felsen stehen und durch ihr treues Schaffen die alte Weisheit lebendig halten, daß es mit der Beherrschung der äußeren Formenwelt nicht genug sei, daß hinter der künstlerischen Form ein ganzer Künstler, hinter dem Künstler ein ganzes Volk stehen müsse.





Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis.

Von

Ch. Arhelig.

— Bremen. —

Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch in sich trägt und aus Allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundlagen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus.“

Diese Worte eines in seinem Fache wohlverdienten Forschers (Post, Ursprung des Rechts S. 8) kennzeichnen mit knappen Umrissen den allgemeinen

Standpunkt, welchen wir für die befriedigende Lösung unserer Aufgabe vorzusetzen müssen, es ist also der für die heutige Methodik der Wissenschaften so charakteristische Zug der thunlichst ausgedehnten und im Detail verlässlichen Vergleichung. Sehen wir von der angeedeuteten Wirksamkeit dieses Hilfsmittels der Untersuchung in den zahlreichen naturwissenschaftlichen Disciplinen ab, so ist es besonders die Analogie der Sprach- und Religionswissenschaft, die für uns hier in Frage kommt. Es bedarf an dieser Stelle keiner weitläufigen Auseinandersetzung, in welcher folgenreicher Weise durch sie unser geistiger Horizont erweitert, und wie im Besonderen durch die comparative Linguistik uns über Epochen der menschlichen Geschichte ein ungeahnter Aufschluß verschafft ist, die bislang den forschenden Blicken der scharfsinnigsten Historiker in undurchdringlichem Dunkel sich entzogen. Aber nicht nur das, nicht nur, daß das Alterthum eine ganz unverhoffte prähistorische Verlängerung erhielt, sondern es wurde nun ein völlig neuer Stammbaum der Menschheit entworfen — allerdings unter Hinzunahme naturwissenschaftlicher Hilfsmittel — (man denke nur an das gewaltige Werk von Fr. Müller!) und nach diesem Schema die religiösen, sittlichen, rechtlichen und künstlerischen Vorstellungen von Völkern reconstruirt, in denen jede unmittelbare literarische Kunde verschollen ist. Es darf nach diesen überraschenden Ergebnissen, die im Einzelnen natürlich noch häufig den Widerspruch herausfordern mögen, wie das bei jeder neuen, im raschen Fluge sich entwickelnden Wissenschaft der Fall zu sein pflegt, nicht Wunder nehmen, wenn auch andere Zweige der modernen Forschung sich derselben Perspective bemächtigten, vor Allem die auf dem weiten Material der neuen Völkerkunde basirte vergleichende Rechtswissenschaft. Reicht denn nicht, so möchte Mancher fragen, die exacte historische Auffassung aus, wie sie z. B. in der Savigny'schen Schule geübt wird? Die verneinende Antwort, welche wir auf diese Fragestellung zu ertheilen genöthigt sind, bildet in ihrem inductiven Beweise den wesentlichsten Inhalt der vorliegenden Betrachtung, in welcher wir naturgemäß wie bei allen derartigen streitigen Problemen den Hauptnachdruck auf die Erörterung und Klarlegung der Methode legen, während wir von den Ergebnissen unserer Wissenschaft nur unbestimmte Umrisse entwerfen können. Da zur Zeit Post einer der rührigsten Arbeiter auf diesem Felde ist und er zugleich die Principien der Untersuchung am ausführlichsten und klarsten entwickelt hat, so werden wir auf seine Werke ganz besonders Bezug nehmen und unsere Darstellung nur gelegentlich durch anderweitige Nachweise ergänzen. Es kann nicht ausbleiben, daß bei einer so jungen und, ehrlich gesagt, ziemlich anspruchsvollen Wissenschaft mannigfacher Widerspruch, namentlich seitens der Vertreter älterer, schon längst unbestrittener Anerkennung sich erfreuender Disciplinen erstehen wird, allein diese Discussion kann, falls sie wenigstens sachlich geführt wird, nur im Interesse der betreffenden Streitfrage selbst liegen, und selbst für diejenigen, welche in der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis nur einen verhängnißvollen Fehltritt sehen, wird doch der Umstand ein gewisser Trost sein, daß für die Geschichte

der Wissenschaften bekanntlich auch der Irrthum eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

Vor allen Dingen ist es nöthig, um überhaupt ein unbefangenes Verständnis für die Ziele unserer Wissenschaft zu gewinnen, sich des landläufigen, geschichtlichen Gedankens zu entäußern, als könne man in den bekannten drei Perioden die gesammte Geschichte der Menschheit umspannen. Diese Behauptung trifft nur unter der Voraussetzung zu (und auch dann nicht einmal vollständig), daß diese Entwicklung sich nur durch eine literarische oder monumentale Ueberlieferung verfolgen lasse. Aber auch abgesehen von der unleugbaren Thatsache, daß so gewaltige und bis ins Detail ausgewachsene Culturen wie z. B. die chinesische oder die aegyptische eine große Reihe von früheren Entwicklungsstufen bedingen, hat die moderne Völkerverkundung unwiderleglich dargethan, daß nicht, wie man vorgiebt, ein ununterbrochener sittlicher und geistiger Fortschritt in den einzelnen Perioden der Weltgeschichte stattfindet, sondern daß, zeitlich genommen, die verschiedensten Phasen des socialen Lebens von der höchsten und verwickeltesten an bis zur dürftigsten und unscheinbarsten neben einander liegen, daß man also eher von einer Geschichte dieser einzelnen Formen der menschlichen Gesittung sprechen kann, als von einem zusammenhängenden Bilde des gesammten menschlichen Geschlechts. Wie neben der uralten ägyptischen Cultur die rohesten Naturvölker ihr Dasein fristeten, von denen schon Strabo und Herodot erzählen, so kennen wir noch heutigen Tags trotz unserer überlegenen europäischen Civilisation eine Reihe von Stämmen, die sich kaum über die Anfänge der Thierheit erhoben haben. Jedes dieser Völker macht einen Proceß durch, in welchem man, aber auch nur bedingt, von einer Jugend, Mannesalter und Greisenzeit reden kann, aber dasselbe metaphorische Bild leidet auf die Menschheit überhaupt keine Anwendung. Deshalb abstrahirt auch der vergleichende Rechtsforscher völlig von dem üblichen Leitfaden der Chronologie, ein Umstand, der ihm besonders von dem strengen Historiker verdacht wird. Und doch liegt, bei Nicht besehen, eigentlich gar kein Grund zur gegenseitigen Entzweiung und Erbitterung vor; denn während natürlich für die geschichtliche Betrachtung die zeitliche Berechnung ganz und gar unentbehrlich ist, wenn auch nur als äußerer Rahmen, so hat dieselbe umgekehrt für die Ethnologie, welche sich nicht auf ein bestimmtes Volk beschränkt, sondern eben ihre Arbeit in den maßgebenden Analogieen über das gesammte Menschengeschlecht, so weit es wissenschaftlich uns zugänglich gemacht ist, erstreckt, gar keine Bedeutung. Ein und derselbe charakteristische Rechtsbrauch, ein und dieselbe Sitte findet sich bei den stammfremdesten Völkerschaften, wo andererseits auch an gar keine Reception zu denken ist, zu den entlegensten Zeiten, Jahrzehnte und Jahrhunderte getrennt, und umgekehrt die abweichendsten rechtlichen Vorstellungen zeigen sich zu ein und derselben Zeit, in demselben Jahr und Jahrzehent in dem großen Areal der Völkergeschichte. Auch Post ist dieser Vorwurf nicht erspart worden, den er folgendermaßen zu widerlegen sucht: „Man hält mit

vor, daß ich den verschiedensten Rassen aus den verschiedensten Culturzeiten Angehöriges zusammenstelle, während es nach Ansicht meiner historischen Gegner wissenschaftlich unerläßlich ist, nach Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und Jahrzehnten genau zu sondern. Dies würde richtig sein, wenn es sich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforschungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewisse Erscheinungen zu constatiren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur überall gleichmäßig sich zeigen. Hierfür sind Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgiltig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustriren, welche, obgleich sämmtlich nach Rasse, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprincip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgiltig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwicklung in einem einzelnen ethnischen Gebiete eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwicklungsstufen neben einander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt.“ (Bausteine für eine allg. Rechtswiss. I. 17).

Hat sich somit, wie oben ausgeführt wurde, die vergleichende Rechtswissenschaft das biogenetische Gesetz zu eigen gemacht, nach welchem die Geschichte des Individuums die der Rasse in gedrängten Umrissen wiederholt, so würde es sich doch immer fragen, weshalb denn das früher maßgebende geschichtliche Princip aufgegeben wurde, und inwiefern es sich für die psychogenetische Erklärung der Thatfachen des Volkslebens unzulänglich zeigte. Das mußte überall da eintreten, wo eben die hergebrachte historische Auffassung, die sich streng an chronologische und topographische Grenzen hielt, Erscheinungen begegnete, die von dieser Perspective aus völlig unverständlich blieben. Man half sich Anfangs mit Ausdrücken, wie Curiositäten, Abnormitäten, wunderliche Capricen des Volksgeistes u. s. w. über die Verlegenheit hinweg, während das Problem, namentlich, wenn es nicht sporadisch auftauchte, sondern in einer bestimmten Entwicklungsperiode regelmäßig wiederkehrte, dadurch natürlich nicht aus der Welt geschafft wurde. Um nur einige solcher Fälle zu erwähnen, so erinnern wir an die für jede rein historische Betrachtung schlechthin unlösbare und erklärliche Institution der Couvade, des Männerkindbettes, oder des seltsamen Brauches, daß unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen verheirathet werden, welche so lange mit anderen Männern leben, bis ihr künftiger Gemahl seine Reife erlangt, oder der für unser Europäer so wunderbar zusammengesetzten Mutterfamilie der malayischen Nairs, wo den Vater weder ein rechtliches noch ein sittliches Band an seine leiblichen Kinder knüpft, während er nach Belieben die Söhne und Töchter seiner Schwester

verkaufen und tödten darf, und Anderes mehr. In all diesen Fällen kann erst eine vergleichende, den engen historischen und ethnographischen Rahmen verlassende und den treibenden Grund in der specifischen Organisation der betreffenden Völkerschaften psychologisch erfassende Behandlung die Lösung des Räthsels finden. Daß dadurch zugleich erst ein wahrhaft pragmatisches Verständniß des Geschehenen ermöglicht wird, indem, wie Tylor bemerkt, an die Stelle des unwissenschaftlichen Zufalls und der bloßen Willkür eine strenge Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit der Entwicklung tritt, sei nur beiläufig bemerkt; die früher erwähnten, durch die mangelnde Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge veranlaßten Ausdrücke verschwinden damit von selbst, wenn auch begreiflicher Weise durchaus noch nicht überall das letzte Wort gesprochen ist. Andererseits hat man es der Ethnologie vorgeworfen, daß sie in ihrem Verfahren keine topographischen und ethnographischen Schranken beobachte, wie doch die vorsichtige vergleichende Sprachforschung; hierbei läuft nun der Irrthum unter, als ob die Grenze der Vergleichung bei beiden dieselbe wäre, resp. eigentlich sein müßte, was eben nicht der Fall ist. Es kann dieser hinkenden Analogie gegenüber häufig und nachdrücklich genug betont werden, daß die gleichartigen rechtlichen Ideen in der That gar nicht durch dieselben Grenzen beherrscht werden, wie die entsprechenden Parallelen in den verwandten Sprachstämmen. Würde die comparative Linguistik über die entworfenen Stammbäume des Menschengeschlechts hinaus ganz allgemein ihre psychologische Untersuchung fortsetzen, ohne jede Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit der einzelnen Zweige zu einander, so würden sich höchstwahrscheinlich noch gewisse Ergebnisse über den Entwicklungsgang der menschlichen Sprache und Vernunft herausstellen, im Uebrigen aber dürfte, abgesehen von einigen abstracten Sätzen, der positive Gewinn für die kritische Forschung sehr dürftig ausfallen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sprachen Solitärproducte einzelner Völkergruppen sind, unmittelbare, getreue Abdrücke gerade ihres Wesens und Geistes, während diese Beschränkung für das religiöse und rechtliche Bewußtsein nicht zutrifft. Rechtliche Anschauungen und Einrichtungen sind vielmehr so wenig durch ethnographische Rücksichten bestimmt, daß die stammfremdesten Völkerschaften (natürlich in den betreffenden gleichen Entwicklungsphasen) in beiden Beziehungen völlig mit einander übereinstimmen, so sehr, daß man Anfangs auf den bequemen Ausweg einer Entlehnung gerieth, etwa wie das römische Recht von uns recipirt wurde. Selbstverständlich ist mit diesem Grundsatz einer universellen Gültigkeit gewisser Rechtsnormen nicht gesagt, daß dem gegenüber nicht auch Bestimmungen von ausschließlich ethnographischem Charakter vorkommen, im Gegentheil kann nur eine sorgfältige Prüfung des Materials den charakteristischen Unterschied einer weiteren oder engeren Verbindlichkeit zu Tage fördern. Eine unbefangene Auffassung wird der Ausführung von Post nur zustimmen, mit der er den immerfort wieder ausbrechenden Streit zwischen der rechtsgeschichtlichen und vergleichend ethnologischen Untersuchung zu schlichten sucht:

„Wenngleich die Sammlung des ethnologisch-juristischen Materials bei den einzelnen Stämmen und Völkern stattfinden muß und eine möglichst detaillirte Beobachtung hier von höchstem Werth ist, so ist es doch bei der causalen Analyse der Rechts sitten eines einzelnen Stammes und Volkes äußerst empfehlenswerth, die correspondirenden Rechtsverhältnisse sowohl stammverwandter als auch stammfremder Völker stets heranzuziehen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, welche leicht aus dem beschränkten Material über eine bestimmte Rechts sätte bei einem bestimmten Stamme oder Volke entstehen können. Es ist dies nur eine Ausdehnung eines Gesichtspunktes, welcher sich in der rechtsgeschichtlichen Forschung bereits geltend gemacht hat. Eine Erklärung der Bestimmungen eines einzelnen deutschen Stadtrechts fällt natürlich sehr viel gründlicher aus, wenn dasselbe nicht aus sich allein erklärt wird, sondern wenn man verwandte Stadtrechte zur Erklärung heranzieht. Im weiteren Kreise hat neuerdings das Studium des indischen Rechts erheblich dazu beigetragen, die Erklärung germanischer, römischer, griechischer, keltischer Rechts sätten zu vervollkommen. Gibt es allgemeine Rechts sätten, welche sich über weite Völkergebiete erstrecken, so ist die Kenntniß dieser natürlich noch viel werthvoller, wenn es sich um die Erklärung einer solchen Rechts sätte bei einem einzelnen Volke handelt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man nicht versuchen soll, eine Rechts sätte zunächst aus dem engeren Kreise zu erklären, in welchem sie sich zeigt. Im Gegentheil soll man dies so weit wie möglich versuchen und namentlich die historische Forschung in den Einzelgebieten so weit wie eben möglich ausdehnen. Aber man wird bei der Forschung in einem einzelnen Rechtsgebiete stets an gewisse Punkte gelangen, wo das Quellenmaterial für irgend welche sichere Schlüsse nicht mehr ausreicht. Hier entstehen dann nothwendig Hypothesen ganz in's Wilde hinein, während die Heranziehung von Thatsachen aus weiteren Gebieten noch zu ganz sicheren Schlüssen führen kann.“ Und in directer Gegenüberstellung der beiden Antipoden: „Die Rechtsgeschichte arbeitet an der Hand der chronologischen Aufeinanderfolge der historischen Thatsachen. Die Ethnologie, soweit sie geschichtslose Völker behandelt, kennt einen solchen Zusammenhang nicht, sie hat keine Zeitrechnung. Sie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten, etwa wie die Geologie. Die Ethnologie findet in jedem beliebigen Zeitpunkt alle Arten von Rechts sätten, von der unentwickeltesten bis zu der höchst ausgebildeten, neben einander bei den verschiedenen Völkern der Erde vor. Das Material, auf welches sie ihre Schlüsse allein bauen kann, sind gleichartige Thatsachen, und diese liegen bei den verschiedenen Völkern der Erde nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende auseinander. Rechts sätten, welche bei einem Volke noch heutzutage praktisch geübt werden, gehören bei einem anderen dessen grauester Vorzeit an. Die Chronologie der ethnologischen Jurisprudenz ist nicht die Jahreszählung von irgend einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt an, sondern sie ist die Stufenfolge der Entwicklung irgend einer charakteristischen Rechtsanschauung oder

Rechtsitte bei den verschiedenen Völkern der Erde, bei denen sie vorkommt.“ (Einleitung in d. Studium der ethnol. Jurisprudenz S. 49).

Haben wir mit dieser Erörterung den allgemeinen Standpunkt gekennzeichnet, den die vergleichende Rechtswissenschaft einnimmt, und andererseits die psychologischen Gründe ihrer Entstehung und Aufgabe, soweit das möglich war, beleuchtet, so werden wir nunmehr ihre eigentliche wissenschaftliche Existenzfrage zu entscheiden haben, indem wir die Grundsätze ihrer Methodik einer Prüfung unterziehen; es versteht sich von selbst, daß von dieser Vorfrage der Anspruch auf die endgiltige Werthschätzung unserer Disciplin abhängt.

Bei der streng erfahrungsgemäßen Anlage der vergleichenden Rechtswissenschaft darf es nicht Wunder nehmen, wenn in erster Linie auf die Herbeischaffung eines kritisch verwendbaren Materials der größte Nachdruck gelegt wird. Ist doch die Erfahrung heute das Feldgeschrei jeder auch noch so beschränkten Unternehmung! Die wichtigste und ausgiebigste Quelle sind natürlich Gesetzesjournale irgend welcher Art, sofern sie wirklich authentischen Inhalts sind, und schon von diesem Gesichtspunkt aus weisen z. B. die Rechte der Germanen, Scandinavier, Griechen, Römer, Indier und Kelten mannigfache Analogien auf, die aber noch sämmtlich innerhalb des durch die vergleichende Sprachforschung vorgezeichneten Rahmens bleiben. Die Rechtswissenschaft befindet sich hier in der glücklichen Lage, die durch die Rechtsgeschichte gewonnenen Ergebnisse zu einer weiteren causalen Analyse verwerten zu können. Aber das ist begreiflicherweise nur bei schriftkundigen Völkern der Fall, und doch ist gerade die Ethnologie zum großen Theil auf solche Stämme angewiesen, welche des Schreibens noch nicht kundig sind. Die vielfach sich nur auf brutale Gewalt stützenden Richtersprüche, Gewohnheitsrechte und Satzungen, die nicht von den betreffenden Völkern selbst gesammelt und fixirt sind, sind uns nur zugänglich durch Forschungsreisende, Beamte*) civilisirter Staaten, Missionen u. s. w., also aus zweiter Hand, wobei vielfach Täuschung und Irrthum nicht ausgeschlossen ist. Das ist um so bedenklicher, als eine nachherige persönliche Controlle und Verificirung der betreffenden Schilderungen, wenn nicht völlig unmöglich, so doch nur in den seltensten Fällen für den Beurtheiler ausführbar ist; es bliebe somit seinem individuellen Ermeßen überlassen, ob er irgend einer, ihm nach seinen bisherigen Kenntnissen ziemlich unwahrscheinlich dünkenden Nachricht Glauben schenken soll oder nicht. Wäre dem in der That so, dann wäre das Mißtrauen der Historiker gegen die wissenschaftliche Sicherheit der Völkerkunde nur allzusehr berechtigt. Aber schon Schiller erkannte in seiner denkwürdigen Abhandlung über die Universalgeschichte die Möglichkeit, über diese Schwan-

*) Sehr schätzenswerth sind die Berichte der eigens zu diesem Zweck regierungsseitig eingesetzten Institute, wie z. B. der bekannten Smithsonian Institution in Washington oder ähnlicher Einrichtungen in Indien und Rußland, kurz, überall, wo bei dem Zusammenstoß einer überlegenen Civilisation mit dem Naturzustand die Originalität der culturarmen Stämme rettungslos unterzugehen droht.

fungen des subjectiven Gefühls zu einer einigermaßen befriedigenden objectiven Gewißheit durchzubringen. Indem er von dem fragmentarischen Zustand der geschichtlichen Ueberlieferung spricht, folgert er, daß streng genommen unsere Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden könne und nie den Namen einer Wissenschaft verdiene. „Jetzt aber kommt der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläuften niederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die in dem Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann.“ Vorsichtig setzt er hinzu: „Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte, ein mächtiges Hilfsmittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebenso viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.“ Daß unter dieser Perspective, je mehr das Material der modernen Völkerkunde wuchs, sich die überraschendsten Ergebnisse herausstellen sollten, konnte freilich der große Dichter seiner Zeit kaum ahnen, aber es ist immerhin doch bezeichnend, wie er auf den richtigen Ausweg aufmerksam machte. Ganz besonders glücklich hat mit jenem Hilfsmittel der berühmte englische Anthropologe C. Tylor operirt, ebenso verdienstlich durch die umfassenden Sammlungen, die er angestellt, wie durch die äußerst peinliche Behutsamkeit in der Verwendung des Materials. Wir können deshalb nicht umhin, uns auf eine Ausführung von ihm zu beziehen, welche gerade die von uns hier berührte kritische Sichtung des Stoffes betrifft. „Vor einigen Jahren (so erzählt er) legte mir einmal ein bedeutender Historiker eine Frage vor, welche diesen Punkt berührt, er sagte: „Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen, Glauben u. s. w. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie auf dem Zeugniß irgend eines Reisenden oder irgend eines Missionars beruht, welcher möglicherweise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes mehr oder minder unkundig ist, oder leichtsinnig ungesichtete Erzählungen nachspricht, von Vorurtheilen beeinflusst ist, oder vielleicht gar absichtlich betrügt?“ Diese Frage sollte in der That jeder Ethnograph beständig klar vor Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urtheil über die Glaubwürdigkeit aller Autoren, welche er anführt, zu folgen und womöglich mehrere Berichte zu erhalten, welche jeden Punkt an jeder Dertlichkeit bezeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaßregeln steht der Beweis, daß die Erscheinungen sich wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohamedaner in der Tartarei

und ein moderner Engländer in Dahome, oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien und ein Wesleyaner auf den Fidjji-Inseln in der Beschreibung irgend einer Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betrüge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrthum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Möglichkeit zu einer solchen absichtlichen oder unabsichtlichen Mystification wird oft durch solchen Stand der Dinge gewonnen, wo eine ähnliche Behauptung in zwei getrennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, die aller Wahrscheinlichkeit nach Nichts von einander gehört und von denen A. ein Jahrhundert vor B. lebte. Wie weit die Länder auseinander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Katalog der Civilisationserscheinungen sind, bedarf keines weiteren Nachweises für Jeden, der nur einen Blick auf die Noten in diesem Werke wirft. Und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollen. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Thatfachen aus verschiedenen Culturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Thatfachen in der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt. Erfahrung läßt den Forscher bald erwarten und finden, daß die Culturerscheinungen als Ergebnisse weitverbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mißtraut sogar einzeln dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen weiß, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der anderen Seite der Erde oder vom anderen Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der That dies Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur, ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid.' (Anfänge der Cultur I, 8). Daß Tylor besonders für eine zusammenhängende Geschichte des religiösen Bewußtseins der Menschheit durch die glückliche Verwendung des kritischen Hilfsmittels der survivals große Erfolge erzielt hat, sei hier nur beiläufig bemerkt. Wenn man vorurtheilsfrei diese Beweisführung erwägt, so wird es begreiflich erscheinen, daß für die Ethnologie das entscheidende Moment in der thunlichst breiten Basis des bezüglichen Materials selber liegt, obwohl nicht verschwiegen werden darf, daß trotz der Unsicherheit und Lückenhaftigkeit mancher Quellen vielfach die dadurch bedingten Probleme vornehmlich

nach einer einmal feststehenden Schablone erledigt werden. (Namentlich gilt das von vielen sociologischen Arbeiten, welche einem einseitigen Darwinismus huldigen). Der ganze Werth mithin des Analogieschlusses aus den zuständigen Parallelen*) kann erst zur Wirksamkeit gelangen, wenn eben Sammlungen vorliegen, welche alle Völker des Erdballs umfassen. Deshalb ist der fortwährende Mahn- und Schreckruf Ab. Bastians nur zu begründet, im Angesicht der Alles nivellirenden europäischen Civilisation zu retten, was noch unentwehrt ist und somit eine wichtige Phase in der Entwicklung der Menschheit, sei es in religiöser, rechtlicher oder künstlerischer Hinsicht, darstellt; eben aus diesem Grunde wendet sich gerade die Ethnologie den verlorenen Kindern des Genus Homo sapiens zu, den verkümmerten Sproßlingen, welche Bastian mit einem botanischen Gleichniß im Gegensatz zu den Phanerogamen treffend die Kryptogamen nennt. So sind und bleiben die Reisetagebücher unserer Forscher trotz aller Schwächen und Irrthumsmöglichkeiten doch die Hauptquelle für jede vergleichende rechtswissenschaftliche Untersuchung, und die Abneigung, jene Schriften unter diesem methodischem Gesichtspunkt zu betrachten, ist unseres Erachtens durchaus ungerechtfertigt. Wie wirksam aber die erörterte comparative Behandlung des Materials sein kann, das sei schließlich an der überaus drastischen restitutio in integrum veranschaulicht, die Herodot in unseren Tagen widerfahren ist. Der Vater der Geschichte hat eine Fülle böser Bemerkungen und schlechter Wiße hinnehmen müssen über seine Notiz, daß gewisse Völkerschaften, z. B. die alten Lykier sich nicht nach ihren Vätern, sondern nach den Müttern nannten. Nachdem nun besonders durch die eindringenden Forschungen holländischer Gelehrter die Structur des Matriachates, des Mutterrechts, völlig außer Frage gestellt ist, und sich auch anderweitige Nachrichten alter Schriftsteller in derselben Richtung bekäftigten, konnte über die Richtigkeit der herodoteischen Bemerkung kein Zweifel mehr aufkommen — die voreiligen Spötter hatten nur ihre eigene Ignoranz zur Schau getragen und mußten schleunigst ihren Rückzug antreten**).

Wenn wir uns nun zu der Bearbeitung des so gewonnenen Materials wenden, so haben wir die Grundzüge des einzuschlagenden Verfahrens schon durch die Charakterisirung der maßgebenden Vergleichung genügend gekennzeichnet, so daß wir uns mit einigen wenigen Zusätzen begnügen können. Nachdem die Rechte aller Völker der Erde, soweit sie eben uns zugänglich sind, gesammelt und womöglich monographisch geordnet sind, würde die vergleichende Rechtswissenschaft nach einem Entwurf der zuständigen Parallelen und Analogien ihr wüthseliges Werk beginnen, um zu ihrer eigentlichen Aufgabe zu gelangen, nämlich die treibenden Ideen oder die allgemeinen Gesetze

*) Vgl. besonders H. Andree. Ethnograph. Parallelen und Vergleiche 1878. Neue Folge 1889.

***) Vgl. zu diesem ganzen Passus Post, Bausteine I, 3. ff. Aufgabe einer allgem. Rechtswissenschaft S. 6 ff; was speciell die Lykier angeht, so ist es gleichfalls bedenklich, daß sich der Adel nach Mutterrecht vererbt, vgl. Bachofen, Mutterrecht S. 309.

zu ergründen, welche diese Erscheinungen im Volksleben hervorgerufen haben. Gewiß wird nicht bei jeder Gleichartigkeit sofort dieselbe Ursache anzunehmen sein, obgleich eine gewisse äußere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, aber wenn sich diese Gleichförmigkeit irgend einer socialen Thatfache schlechtbin überall wiederholt, wohin wir blicken, dann wird man nicht daran zweifeln können, daß wir es hier in der That mit einem allgemein menschlichen Erzeugniß zu thun haben. Post schildert die Aufgabe seiner Wissenschaft so: „Die wichtigste Gruppe von Rechtsinstituten sind natürlich diejenigen, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederfinden. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Rechte erblicken dürfen. Sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blüthenwerk eines concreten Rechtsgebietes entfaltet. Sie sind das Naturnothwendige im Rechtsleben, dasjenige, was in organischen Individuen das Skelett ist. Solche Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich bei stammfremden Völkern der Erde verstreut finden, aber nicht bei allen, werden ebenfalls auf die allgemeine Menschennatur zurückgeführt werden dürfen. Sie sind aber nicht nothwendige Erzeugnisse derselben, sondern sie können sich nur aus derselben unter ähnlichen Existenzbedingungen entwickeln. Es finden sich daher bei anderen Völkern oft auch die gerade conträren Rechtsitten. Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich auf einzelne Völkerguppen, Völker, Stämme oder noch engere ethnische Kreise beschränken, wird man auf die Eigenart solcher ethnischen Bildungen zurückführen müssen.“ (Allg. Rechtsw. S. 19). Es bedarf geringer Ueberlegung, um zu erkennen, daß es eine sehr vorsichtige und andererseits sehr weitsehende Behandlung des einschlägigen Materials erfordert, um hier keinen Fehlgriß zu thun und z. B. Erscheinungen zur ersten Gruppe zu rechnen, die bei genauerer Beleuchtung in die zweite Klasse gehören. (In der That entspringen gerade aus dieser vorschnellen Verallgemeinerung, dem alten speculativen Erbfehler unseres Volkes, die meisten Irrthümer der Ethnologen).

Mit dieser Erklärung der rechtlichen Vorstellungen und Gebräuche aus dem socialen Leben der betreffenden Völker würde sich zugleich ein bedeutender Ausblick auf den Ursprung des Rechts ergeben, soweit es überhaupt inductiv sich feststellen läßt. In dieser Perspective würde nämlich das Recht durch und durch social bedingt erscheinen und keineswegs als bloßer Ausfluß individueller Neigungen und Strebungen allein gefaßt werden dürfen. Es hängt dieser Umstand mit der für uns so bezeichnenden Uebersehung des Individuums überhaupt zusammen, diesen verhängnißvollen Ueberbleibsel des Nationalismus; beispielsweise ist dieser Irrthum das πρώτον ψεδος in dem ganzen modernen Utilismus. Demgegenüber ist immerfort darauf hinzuweisen, daß dieser isolirte Mensch, mit dem jene Anschauung ihre Beweise zu führen liebt, lediglich ein todes Abstractum, eine speculative Erfindung ist, die re vera nicht existirt.*) Soweit auch der kritisch geschulte Blick unserer

*) Vgl. Wundt, Ethik, S. 389.

Wissenschaft in die nebelumspinnenen Anfänge praehistorischen Menschenthums vordringt, so viel von dem mythologischen Gebilde des sprach- und vernunftlosen, einsam sein kümmerliches Dasein fristenden Urmenschen erzählt werden mag, für eine nüchterne, durch keine Parteilogik beirrte Forschung ergiebt sich immer mehr die Thatfache der socialen Existenz des Menschen vom Urbeginn der Tage an. Das gilt für alle organischen Schöpfungen des Menschengebietes, für Sprache, Religion, Sitte, Recht, Kunst, die deshalb auch der die Gesellschaft in eine Summe zusammenhangsloser Atome auflösende Individualismus weder in der antiken, noch in der modernen Philosophie, weder durch den Mund des göttlichen Plato noch in der Darstellung eines heutigen Utilitarianers, z. B. eines Bentham, richtig hat erklären können. Da dieses Moment für die Begründung der Ethik sehr ausschlaggebend ist, so kommen wir darauf wohl noch später zurück; für jetzt sei nur noch soviel bemerkt, daß schon um deswillen das Recht eine sociale Basis zu beanspruchen hat, und keine individualpsychologische, weil nicht die gleiche geistige Entwicklungsstufe zweier verschiedenen Völkerstämmen angehörigen Menschen dieselben concreten Rechtsanschauungen verbürgt. „Den schärfsten Beweis dafür (so folgert Post), daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein sociologisches Product ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des socialen Verbandes, in dem das Individuum lebt, oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellectuellem Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall. Es deckt sich nur soweit, als die sociale Organisation sich deckt.“ (Einleitung S. 20.) Andererseits freilich wäre es denkbar verkehrt, diesen Proceß in einem derartig einseitig mechanischen Lichte aufzufassen, daß man überhaupt von jeder Thätigkeit des Individuums abjäh. Das Rechtsbewußtsein des Einzelnen (ganz abgesehen zunächst davon, woher dies stammen mag) ist und bleibt der lebendige Urquell des Rechts, sowohl im praktischen Leben wie als gestaltende Kraft zur Neubildung anderweitiger Ideen, und dieser individualpsychologische Factor hält dem eben berührten socialen die Wage. Daher bestimmt Post sein schließliches Ziel ganz richtig so: „Die causale Analyse einerseits der psychologischen, andererseits der sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens führt schließlich an einem Punkte zusammen, von dem die sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens am letzten Ende auf Aeußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und andererseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf sociale Ursachen zurückgeht. So erscheint denn als letztes Problem einer allgemeinen Rechtswissenschaft das individuelle Rechtsbewußtsein. Eine vollständige Analyse desselben nach psychologischer und sociologischer Seite hin würde die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft lösen. Es

würde damit das Wesen des Rechts klargestellt sein, soweit uns überhaupt unser menschliches Erkenntnißvermögen eine solche Klarstellung gestattet.“*) (Vgl. Rechtswiss. S. 1).

Hoffentlich ist es uns gelungen, die wesentlichen Grundzüge in der Methodik der ethnologischen vergleichenden Rechtswissenschaft, so sehr man im Einzelnen die Verlässlichkeit des heute vorliegenden Materials noch beanstanden mag, als kritisch unanfechtbar zu erweisen; vielleicht ist es möglich, diese Geneigtheit durch einen, selbstverständlich äußerst knapp gehaltenen, Ueberblick über die besonders hervorragenden und weitgreifenden Ergebnisse der jungen Forschung zu verstärken. Der Uebersichtlichkeit wegen würden wir in erster Linie diejenigen erörtern, welche, um den gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, rechtsphilosophisch von Interesse sind, um dann einige Entdeckungen daran zu schließen, welche die vergleichende Untersuchung über die Entwicklung von Recht und Sitte bei den verschiedenen Völkern des Erdballs gemacht hat.

Ueber die Herleitung des Rechts aus den beiden Factoren, dem sociologischen und andererseits dem individualpsychologischen, haben wir uns schon oben geäußert; es bleibt nur noch übrig, das Verhältniß des Rechts zur Sitte überhaupt und sodann zur Moral zu besprechen. In den Anfängen socialer Organisation, in den sogenannten primitiven, auf Blutsverwandtschaft errichteten Geschlechtsgenossenschaften fällt Recht und Sitte noch völlig zusammen, so sehr, daß man kaum von einem genau umschriebenen Recht reden kann. Also z. B. die Verfügung eines Häuptlings über Gut und Blut der Seinigen ist mehr eine herkömmliche Sitte und Gewohnheit, als ein bestimmt garantirtes Recht, schon deshalb, weil dieselbe außerordentlich schwankt und nicht ein für alle Mal feststeht. Oder die für jene Verbände so charakteristische Erscheinung der Blutrache, wozu alle Glieder des Stammes verpflichtet sind, ist ebenfalls kein Recht, sondern nur eine, zwar religiös sanctionirte, Volkssitte. Formell genommen würde man am leichtesten zum Ziel gelangen, wenn man die Entstehung des Rechts an die des Staates knüpft und somit jenes nur als schriftliche Codificirung faßt; aber damit ist deshalb wenig gewonnen, weil im wirklichen Völkerleben sich jene Unterschiede der rein friedensgenossenschaftlichen und staatlichen Organisation sehr schwer mit unverkennbarer Deutlichkeit fixiren lassen, indem, wie ja an sich schon zu vermuthen, beide Formen in einander übergehen. Als ersten Anknüpfungspunkt eines wirklich ausgeübten Rechtes betrachtet Post den Friedensschluß, durch den eine Fehde beendet wird, und das Herkommen, welches sich für den Aus-

*) Soweit berührt sich die vergleichende Rechtswissenschaft mit der Rechtsphilosophie; dagegen unterscheidet sie sich dadurch von ihr auf das schärfste, daß sie nicht ihrem Vorbilde gemäß ein Idealrecht speculativ construirt, nach dessen Muster nun die übrigen concreten Rechtsfassungen gemessen und beurtheilt werden. Ein solches, auf ewige Gültigkeit Anspruch erhebendes System von absoluten moralischen und rechtlichen Ideen existirt *re vera* nicht, wie wir uns noch später überzeugen werden. (Vgl. Post, Allg. Rechtsw., S. 2).

gleich der Blutflecken zwischen mehreren Geschlechtsgenossenschaften bildet. „Dieses Keimgebiet trägt im Wesentlichen den Charakter unseres Volksrechts und ist, wie dieses, nur schwach garantirt; die Ausführung des Schiedspruchs wird durch Bürgschaft oder Geißeln gesichert, da es an jeder executiven Gewalt fehlt. Dieses Recht ist ein werdendes Recht, so gut wie unser heutiges Völkerrecht ein werdendes Recht ist. Hiernach würde die Ursache der Abscheidung des Rechtsgebietes von dem allgemeinen Gebiet der Sitte in den Existenzbedingungen zu suchen sein, unter welchen die primitiven ethnisch-morphologischen Bildungen ihr Leben entwickeln. Während die Sitte der Ausdruck des ethnischen Gesamtlebens einer ethnisch-morphologischen Bildung ist, beruht das Recht auf äußeren Factoren; es ist das Resultat conträrer Strömungen, welche vorübergehend zu einem Gleichgewicht gelangen.“ (Bausteine I, 48). Gegenüber dieser Gleichartigkeit beider Elemente verschärft sich im Lauf der Zeit der ursprünglich kaum wahrnehmbare Unterschied immer mehr, so daß beide Gebiete völlig auseinanderfallen, und das tritt namentlich dann ein, wenn mit sinkender Volkskraft eine allmähliche Zerfetzung der Sitte und des Herkommens sich vollzieht, wie z. B. sehr drastisch in der Periode der byzantinischen Codification. Oder aber der Bruch wird dadurch hervorgerufen, daß einem Volk gewaltsam ein fremdes Recht aufgedrungen wird, während das bisherige sich nur heimlich in gewissen volkstümlichen Anschauungen noch weiter fristet. Klarer läßt sich die Beziehung zwischen Recht und Moral bestimmen; während jenes die äußere Form der jeweiligen socialen Organisation darstellt, umschließt diese den inneren Gehalt derselben, der seinerseits wieder seine sociale und dementsprechend seine individualpsychologische Begründung hat. Die letztere ergibt sich aus dem, allerdings erheblichen Schwanfungen unterworfenen, Organ des Bewußtseins, des apriorischen instinctiven Gefühls, je nach Lage der Sache Recht von Unrecht unterscheiden zu können, und der damit verknüpften Verpflichtung, so zu handeln. Man thut sich in darwinischen Kreisen, welche mit dem Zauberwort der natürlichen Entwicklung alle Räthsel des Menschenlebens leichter Hand zu lösen vermeinen, nicht selten viel darauf zu Gute, die feltjame Verschiedenheit, ja Unverträglichkeit der sittlichen Ideale in einer bunten Musterkarte recht grell auszumalen. Diese Voraussetzung ist in der That unbestreitbar und wird auch von Allen aufrichtigen, mit den Ergebnissen der Ethnologie vertrauten Idealisten*) bereitwillig zugegeben; aber der meist daraus gezogene Schluß ist unseres Erachtens völlig verfehlt. Denn während daraus nur die Hinfälligkeit eines für alle Zeiten gleich giltigen und bindenden Moralgesetzes folgt, indem in der That in den verschiedensten Phasen der socialen Entwicklung die allerverschiedensten Normen des sittlichen Lebens zu Recht bestanden, glaubt man aus dieser Thatsache entnehmen zu dürfen, daß der Mensch auch moralisch genommen als tabula rasa auf die Welt gekommen sei und ihm

*) Vgl. z. B. Windelband, Prälubien, Freiburg. 1883, S. 282 ff.

das Gefühl des Sollens, einer maßgebenden Verpflichtung bestimmten Idealen gegenüber (sie mögen inhaltlich genommen denkbar verschieden sein) von selbst im Laufe der Zeit zuwachse. Wie diese Ansicht Locke's erkenntnistheoretisch und psychologisch unhaltbar ist, so ist sie es auch ethisch in ihrer modernen Wiederauffrischung durch die Naturwissenschaft, insbesondere durch die Descendenztheorie. Es kann hier natürlich nicht eingehend dieser Irrthum widerlegt werden, nur soviel sei bemerkt, daß es, wie schon angedeutet, völlig unverständlich ist, wie überhaupt irgend eine sociale Norm entstehen soll ohne jenes individuelle Bewußtsein, das sich ihm gegenüber ableugnend oder zustimmend verhält; es wäre ein dialektisches Kunststück ganz eigener Art, wenn sich erst nachträglich dies Gefühl der Verpflichtung einstellen sollte. In dem Eifer des Gefechts hat man Inhalt und Form mit einander verwechselt; während, wie gesagt, an der Relativität der sittlichen Gebote und Verbote schwerlich mehr zu zweifeln ist (vgl. die drastische Zusammenstellung bei Post, Bausteine I, 60 ff.) und schon deshalb eine centrale moralische Idee nicht mehr speculativ als die Urquelle aller realen Besonderungen im Völkerverleben aufgefaßt werden kann, ist es nicht minder einseitig und unüberlegt, damit auch jedes apriorische Gefühl für die Beobachtung irgend einer socialen Norm, jedes Sollen empirisch oder besser gesagt a posteriori aus den einzelnen Erscheinungen ableiten zu wollen.

Von den praktischen Resultaten der vergleichenden Rechtswissenschaft hier auch nur einen flüchtigen Auszug geben zu wollen, verbietet sich von selbst; es mag genügen, wenn wir einige besondere interessante und epochemachende Aufschlüsse aus der schier unübersehbaren Fülle des Stoffs herausgreifen. In dieser Hinsicht verdient namentlich die von allen staatlichen Gebilden abweichende Structur der primitiven Geschlechtsgenossenschaft, auf die zuerst Post die Blicke der gelehrten Welt gerichtet hat (Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe 1875), unsere Aufmerksamkeit. Sie ist, wie gesagt, in ihren Grundzügen so eigenartig construirt, daß es uns erst schwer fällt, uns in den Aufbau dieser Keimzelle aller späteren organischen Bildungen auf socialem Gebiete hineinzufinden. Charakteristisch ist vor Allem der communistische Zug, zunächst unzweifelhaft für das Grundeigenthum, dann wahrscheinlich auch für Frauen und Kinder, jedenfalls für den inneren Zusammenhang des Verbandes. Getragen wird die ganze Organisation durch die natürliche Grundlage einer gemeinschaftlichen Blutsabstammung, repräsentirt durch die deshalb auch häufig mit besonderer Ehrfurcht verehrte Stammesmutter. Je inniger der Zusammenschluß nach innen sich gestaltet und zwar wesentlich durch die jeden Einzelnen für die Gesamtheit der Glieder verpflichtende Solidarität, um so schroffer ist der Abschluß nach Außen. Post schildert diese Associationen so: „In den primitivsten, auf Blutsverwandtschaft gestützten ethnisch-morphologischen Verbänden giebt es überall kein individuelles Recht und keine individuelle Schuld, weder ein individuelles Eigenthum noch eine individuelle Ehe oder Vaterschaft. Vielmehr ist der Verband selbst, das

Geschlecht oder der Stamm als Ganzes hier alleiniges Rechtssubject: er allein hat Rechte und Pflichten. Alles, was gegen einen einzelnen Blutsfreund gerichtet ist, gilt als gegen die ganze Blutsfreundschaft gerichtet. Alles was ein Blutsfreund gegen den Genossen eines anderen Stammes thut, gilt als von der ganzen Blutsfreundschaft des Thäters gethan. Alles Eigenthum ist lediglich Stammeseigenthum, alle Schuld Stammeschuld. Die Weiber und Kinder gelten ebenfalls als Gemeingut des Stammes. Die Geschichte der Entwicklung der heutigen individuellen Persönlichkeit aus dem Communismus der primitiven Blutsfreundschaften ist die Geschichte der natürlichen Person. Sie scheidet sich erst ganz allmählich in Folge der Entwicklungsgeschichte der ethnisch-morphologischen Bildungen aus den auf Blutsverwandtschaft gestützten organischen Verbänden ab, und erst in hochentwickelten staatlichen Bildungen kommt sie zu vollem Ausdruck.“ (Bausteine I, 74.) Wie bemerkt, ein grellerer Contrast zu unseren heutigen Rechtsanschauungen ist kaum denkbar! Besonders befundet sich derselbe in der schon früher erwähnten Sitte der Blutrache, die sogar mit einem gewissen religiösen Nimbus umflossen ist. Begeht in dieser Friedensgenossenschaft ein Stammesgenosse einen Todtschlag, so verliert er durch diese frivole Schädigung des allgemeinen Befehlsstandes jeden Anspruch auf Schutz, d. h. er wird selbst friedlos und vogelfrei, Jeder darf ihn straflos erschlagen. Der gewöhnliche Hergang wird der sein, daß der Mörder im ersten Affect getödtet wird, und sich so die Störung wieder ausgleicht. Richtet sich die Bluttthat aber gegen einen Fremden, so wird das vermittelt der Blutrache einen Krieg zwischen den beiden Geschlechtern zur Folge haben, indem ja Alle solidariß für einander haften. Deshalb ist auch die individuelle Verschuldung dabei so gleichgiltig, wie etwa heutigen Tags bei einem Kriege zwischen zwei Staaten der einzelne Soldat die Verantwortung trägt, deshalb richtet sich auch die Reaction nicht gerade gegen den Thäter als solchen, sondern gegen die sämmtlichen Stammesgenossen, die sich nicht etwa zur Entlastung auf ihre persönliche Unschuld berufen können. Ebenso fehlen natürlich die feineren Unterschiede zwischen zufälliger und beabsichtigter Tödtung, Fahrlässigkeit und Ueberlegung u. s. w. Diese ersten Stufen der socialen Entwicklung sind auch für die Entstehung und Fortbildung der verschiedenen Formen des ehelichen Lebens sehr bedeutsam. Trotz aller Streitfragen*) im Einzelnen herrscht zur Zeit darüber völlige Uebereinstimmung, daß die Monogamie, wie wir sie heutigen Tags kennen

*) Der Erste, welcher die Blicke der wissenschaftlichen Welt auf diese Probleme lenkte, war Bachhofen in seinem Werk: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaekokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart 1861 und später Antiquarische Briefe 1880. Seitdem ist die Literatur ganz erheblich gewachsen; wir heben hervor: Mc. Lennan, Giraud Teulon und die Arbeiten des holländischen Gelehrten Wilken, der sich ganz besonders den Malaien zuwendet. Verfechter der Priorität des Patriarchats sind u. A.: Maine, on early law and custom 1883. Letourneau, la sociologie 1884 u. Starcke, die primitive Familie, Leipzig 1888.

und als die Grundnorm der Ehe ansehen, jedenfalls erst ein verhältnißmäßig spätes Culturproduct ist, das mithin nicht von Anfang an der Menschheit eigen gewesen sein kann. Daneben existiren noch, wie bekannt, die Polygynie und Polyandrie, wenn auch die letztere nur eine beschränkte und häufig aus rein localen Ursachen abzuleitende Geltung zu beanspruchen hat. Aber was wiederum mit der eben erörterten Wichtigkeit der gemeinsamen Blutabstammung in der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft zusammenhängt, das ist die anscheinend älteste Form der Verwandtschaft, das System der Mutterverwandtschaft, des Matriarchats, in welchem bei der unsicheren Constatirung der Vaterchaft lediglich die durch die Natur selbst provocirte Abstammung von der Mutter für die Kinder entscheidet. Diese Form der höchstwahrscheinlich ältesten Blutsangehörigkeit, wie sie sich am reinsten bei den Menangkabauischen Malaien auf Sumatra findet, beschreibt Post folgendermaßen: „Die Mutterfamilie setzt sich zusammen aus den Geschwistern, welche von einer gemeinsamen Mutter abstammen. Das Haupt dieser Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder. Dieser gilt als Vater der Kinder seiner Schwestern, während die Kinder seiner Brüder in die Familien fallen, denen die Frau angehört, welche sie heirathen. Der Vater ist daher bei dieser Art der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets den Kindern seiner Schwestern, deren Väter wieder nicht diesen Väter sind, sondern den Kindern ihrer Schwestern. Die Kinder gehören allemal in die Familie ihrer Mutter, nicht in die ihres Vaters. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir dies Wort gebrauchen, ist also bei dieser Art der Familie überhaupt nicht vorhanden, sondern er wird ersetzt durch ein anderweitiges Familienoberhaupt, für welches unsere Sprache kein Wort besitzt.“ (Studien zur Entwicklungsgesch. des Familienrechts S. 44). Gerade aber bei diesem System der Verwandtschaft (das dann nach dem Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in das bekannte Patriarchat hinüberführt, während der umgekehrte Verlauf niemals vorkommt), zeigen sich die Abweichungen von den regulären Formen des ehelichen Lebens, wie sie oben angegeben wurden, die ehelosen Zustände der Promiscuität, die man nicht als bloße Zerlegungen höherer Entwicklungsphasen auffassen kann*). Zweifellos univervelle Erscheinungen sind dagegen die Raub- und Raubehe, welche ja noch aus dem klassischen Alterthum uns bekannt sind, ebenso die Leviratshe, welche man anfänglich nur einigen semitischen Stämmen und den Indern zuzuschreiben geneigt war. Ferner scheint bis auf einige verschwindende Ausnahmen (nämlich da, wo das Matriarchat sich in der Gynae-

*) Das anschaulichste Beispiel hierfür liefern die Nairs an der Malabarküste, wo stets die aus den losen Verbindungen entsprossenen Kinder in die Familie der Mutter fallen, resp. in die ihres mütterlichen Onkels, vgl. Post, Studien S. 56; ähnlich bei den Australnegern, vgl. Köhler, Zeits. f. vgl. Rechtswissenschaft 7, 325 ff; für die Arier Dargun, Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben (Untersuchungen zur Deutsch. Staats- und Rechtsgesch., herausgegeben von Gierke), Breslau 1883.

okratie zu einer gewissen hohen autoritativen Stellung der Frauen zuspitzt) das Weib bis zur Entwicklung staatlicher Verhältnisse ein reines Vermögensobject gewesen zu sein, ohne eigene Rechte und Ansprüche; am härtesten gestaltet sich ihre Lage vielfach in dem auf der Suprematie des Mannes errichteten wesentlich gaugenoftenschaftlichen Patriarchat. Für die gleichfalls universale Entwicklungsphase der Geschlechterverfassung beansprucht die freilich im Einzelnen erheblichen Schwankungen unterworfenen Institution des Häuptlingthums eine allgemeine Gültigkeit, sodann für spätere Zeiten die Sonderung des Stammes in verschiedene Stände und Schichten, vor Allen der Gegensatz der Freien und der durch Kriegsgefangenschaft, Schuldsclaverei und freiwillige Ergebung in Unfreiheit, in dauernde oder zeitweilige persönliche Abhängigkeit Höriger. Und so ließen sich die entsprechenden Parallelen mit mehr oder weniger in's Detail gehender Genauigkeit auch für andere Gebiete des socialen Lebens, für das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, für das Erb-, für das Nach-, Buß- und Strafrecht, endlich für das Proceß- und Vermögensrecht häufen bis zur Monotonie (vgl. die übersichtliche Zusammenstellung bei Post, allg. Rechtswiss. S. 38 ff.) Wie schon früher angedeutet, für eine unbefangene Prüfung des sich über alle Völker des Erdballs ausdehnenden Materials (unbeschadet seiner Lücken im Detail) ergibt sich so viel, daß gegenüber den Abweichungen in den Rechtsanschauungen der einzelnen ethnischen Gruppen sich bestimmte, über alle ethnographische und chronologische Schranken bei Weitem hinwegreichende Analogien finden, die das Grundprincip des sonst häufig nur aus einer vorschnellen Generalisirung entstandenen allgemeinen Menschlichen ausmachen. Deshalb ist das Studium gerade der Naturvölker von so unendlichem Werth, weil sie uns den praktischen Commentar zu der Gestalt bieten, die wir in den Phasen der höheren Cultur nur noch in schwachen Anklängen, bisweilen aber überhaupt gar nicht mehr zu verfolgen vermögen. Die Geschichte aber dieser socialen Entwicklung enthält zugleich die Geschichte des menschlichen Geistes, sofern er sich in bestimmten Institutionen, Handlungen, allgemeinen Rechtsanschauungen u. s. w. niederschlägt, und das ist um so mehr der Fall, weil dieser ganze Proceß, wie wir gelegentlich schon betonten, mit weitgreifenden sittlichen und religiösen Ideen verknüpft ist. Auch für die Philosophie nach all' ihren Zweigen hin (abgesehen natürlich von der formalen Logik), insbesondere in diesem Zusammenhange für die Erkenntnistheorie, für das Problem der Entwicklung des bewußten Ich aus dem unbewußten seelischen Leben bietet die vergleichende Ethnologie eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen.*)

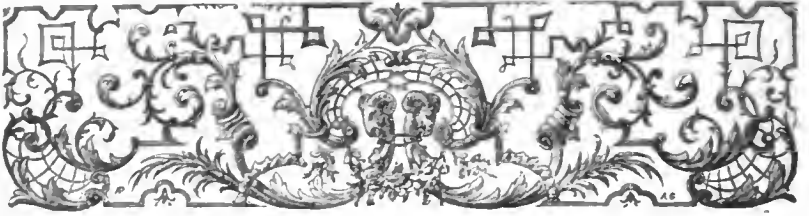
Aber, so wird der exacte Historiker fragen, wird nicht ganz unwillkürlich das vielfach noch unsichere Material selbst den vorsichtigen Forscher doch zu Fehlschlüssen verführen, um so mehr als die Tendenz von vorne herein

*) Vgl. meinen Aufsatz „Ethnologie u. Erkenntnistheorie“ im Ausland, Zeitschrift für Erb- u. Völkerkunde, Jahrg. 1890 S. 811. ff. u. 830 ff.

besteht, den betreffenden Folgerungen eine möglichst allgemeine Färbung zu verleihen? Darauf kann die Antwort nur lauten: Ja, und die thatsächliche Erfahrung bethätigt diesen Verdacht. Auch für die Völkertunde ist der allgemeine wissenschaftliche Standpunkt, mit dem der Forscher an sie herangeht, von ungemeiner Bedeutung. Steht man z. B., wie eine Richtung moderner Culturhistoriker, unter dem Banne eines einseitigen Darwinismus, ist man dem zu Folge bestrebt, überall in dem Menschen nur die Bestie zu sehen, so wird begreiflicherweise der Anfang seiner Entwicklung so thierisch und gemein geschildert, wie irgend möglich; gilt es doch um jeden Preis, den Unterschied des thierischen und menschlichen Wesens möglichst verschwinden zu lassen, um dann natürlich am Schluß mit einem Triumphliede auf die eigene, unvergleichlich hohe Gefittung zu enden. Großartige Schöpfungen des menschlichen Geistes, wie z. B. die Religion werden als blöde Ausgeburtten einer kindischen Einfalt, als ein verhängnißvoller Fehltritt des menschlichen Intellects bezeichnet und jede sittliche Empfindung als ein bloßes Product der äußeren Erfahrung dargestellt. Das sind Einseitigkeiten, die sich selbst rächen, um so gründlicher, je anspruchsvoller sie auftreten; aber man sollte solche Ueberschreitungen nicht die derartigen dogmatischen Machtprüchen völlig abgewendete Wissenschaft der Ethnologie entgelten lassen, der es eben zunächst nur — das kann nicht häufig genug betont werden — auf die Zusammenstellung und Sichtung des einschlägigen Materials ankommt. Sodann ist zu bedenken, daß selbst irrige Schlußfolgerungen zur Klärung des wahren Thatbestandes nicht wenig beitragen, und daß, je unabherrbarer der Stoff der Forschung anschwilt, um so dringender gewisse methodische Gesichtspunkte von nöthen sind, wenn nicht jede klare Einsicht, jede pragmatische Auffassung in dem Wust des bloß Thatsächlichen verloren gehen soll. (Daß auch diese Gefahr für unsere Wissenschaft leider keine leere Befürchtung ist, ist unter den Kundigen ein offenes Geheimniß). Im weiteren Sinne aber ist die vergleichende Ethnologie ein Glied der großen socialen Weltauffassung, wie sie durch die Statistik und Nationalöconomie einerseits und durch die Philosophie (insonderheit durch Comte und Spencer) andererseits vorbereitet ist. Die Namen eines Duclélet, Quatrefages, Schäffle, Villenfels u. A. sprechen genug. Vielsach mögen die Bestrebungen dieser Forscher Bedenken erregen (am meisten wird das wohl die übrigens staunenswerth gelehrten Schriften Villenfels treffen: Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 6 Bde., Mitau 1873 ff.), der grundsätzliche Standpunkt, daß trotz aller psychologischen Bedeutung des einzelnen Menschen das Individuum in der Betrachtung der Geschichte der Menschheit und insbesondere bei der Begründung großer, allgemeingiltiger socialer Geseze nicht die erste Rolle spielen darf, wird sich einer steigenden Anerkennung zu erfreuen haben. Die Anschauung Rousseaus, die übrigens in dem neueren Utilismus eine entsprechende Fortsetzung gefunden hat, die Gesellschaft ohne Weiteres arithmetisch als die Summe der sie zusammensetzenden Individuen aufzufassen und in diesem Atomismus alle

Schöpfungen des Universalgeistes, wie Religion, Recht, Sitte, Kunst, Staat u. s. w. als individuelle Producte oder noch rationalistischer aus bloßer Verabredung ableiten zu wollen, diese gänzlich unhistorische und unphilosophische Neigung ist leider auch unter uns noch nicht völlig erstorben. Vielleicht ist es uns gelungen, die umgekehrte sociale Perspective als die allein berechtigte und wissenschaftlich fruchtbare durch unsere Betrachtung zu erweisen. Aber die Sache hat noch eine weitere Consequenz; durch die Beseitigung des individuellen Maßstabes wird auch erst der wahre objective Standpunkt für die Forschung gewonnen, der gerade hier völlig unentbehrlich ist. Dieser Ueberzeugung giebt Post in folgenden Worten Ausdruck, mit welchen wir unsere Skizze schließen wollen: „Die individuelle Werthschätzung ist ein ganz schwankender Factor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebiets unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Cannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher speißt oder räubert, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei, sie verwirrt nur den Causalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist.“ (Einleitung S. 53.)





Des Vaters Vermächtniß.

Von

F. Hutten.

— Tilsit. —

Nur eben wich des Morgens Nebelflor,
Da schritten beide durch des Friedhofs Chor.
Ein Greis er schon, gebeugt und weiß von Haar,
Sie noch in voller Blüthe frischem Prangen,
Und doch — sein Auge blickt so freudig klar,
Das ihre hält ein Schatten trüb umfangan.

Ein feltner Tag! Die sommerwarme Luft
Durchwürtzt der Lindenblüthen süßer Duft;
Durch dichtes Laubgewirr nur zögernd dringt
Der Sonnenschein in muntern Lichtgebilden,
Vom Baum herab der Vögel Sang erklingt,
Und heil'ger Friede rings auf den Gefilden.

Mit Lächeln grüßt der Greis die Gräber alle,
Um dann zu seiner Tochter aufzusehn:
„Dies ist der Pfad, den ich alltäglich walle,
Der ebne Weg erleichtert mir das Gehn;
Drum bin ich auch mit Dir heut hergekommen,
Nun Du zum erstenmal mir heimgekehrt,
Seit Dich der Gatte an sein Herz genommen
Und Dich entführt dem elterlichen Herd.“

Ein bitterer Zug um ihren Mund sich zeigt,
 Doch als sie dann zum Greis sich niederneigt,
 Schenkt tiefe Rührung schnell ihn wieder fort.
 Sie faßt mit Inbrunst ihres Vaters Hände:
 „O, wähltest Du doch einen andern Ort;
 So ernst ist dieser, mahnt an Tod und Ende.“

Da lächelt er in seiner stillen Weise:
 „Nein, Anna, nein, man muß es nur verstehen.
 Wer bald am Ziele seiner Lebensreise,
 Der scheut sich nicht, dem Tod ins Aug' zu sehn.
 Wie, Thränen, Kind? Das ist kein Grund zum Klagen;
 Ich hab' ein reiches Leben hinter mir;
 Und müde seiner Freuden, Leiden, Plagen,
 Däucht's mir ein wonnevolles Schlafen hier.
 Was meine heißen Wünsche einst erbat,
 Ist mir gewährt — ich kann in Frieden ruhn, —
 Die Kinder sind versorgt und wohlgerathen,
 Und nicht umsonst war meines Lebens Thun.
 Nun wollt' ich Dich noch einmal wiedersehen,
 Dein Mann entließ Dich willig zu mir her,
 Und würd'ft Du frohern Blickes vor mir stehen,
 Hätt' ich auf Erden keine Sehnsucht mehr.“
 Und da sie schweigt: „Wer schon in weißen Haaren,
 Darf wohl nach Schlaf sich sehnen und nach Ruh',
 Doch wer, wie Du, noch in den besten Jahren,
 Der darf es nicht, der hat kein Recht dazu.
 Zum Kampfe kann ein froher Sinn nur taugen,
 Ein frischer Muth siegt, weil er siegen will.“
 Da stürzen ihr die Thränen aus den Augen,
 Und bebend bittet sie: „O Vater, still:
 Ich wollte nicht Dir Deinen Frieden stören;
 Doch nun Du selbst das Wort darauf gelenkt,
 Magst Du auch meinen ganzen Kummer hören
 Und mir verzeihen, wenn mein Wort Dich kränkt.
 Nicht fremd mehr sind mir Bitterkeit und Schmerzen,
 Denn Kurt“ — in Schluchzen ihre Stimme bricht;
 Und milde drauf der Greis: „Am Vaterherzen
 Dich auszuweinen, Kind, das schene nicht.
 Doch nicht im Gehen laß uns weiter sprechen,
 Ich weiß hier manche Bank zu stiller Rast,
 Dort magst Du Dein beklemmend Schweigen brechen,
 Dein Herz entladen seiner schweren Last.“

Sie schreiten weiter, und sein müder Gang
 Macht selbst den kurzen Weg beschwerlich lang,
 Doch endlich ist der Ruheplatz erreicht . . .

So tief in Busch und Rankenwert versteckt,
 Daß er Dornröschens Schloß beinahe gleicht,
 In dem sie schlummert, bis der Prinz sie wecket.

Dort rasten sie, doch schweigen beide fort;
 Ein eigner Zauber spinnt um diesen Ort.
 Zwei Welten grenzen an einander hier:
 Zur Rechten Gräber voller Blumenpenden,
 Geschmückt mit allem, was der Gärten Zier,
 Und Wildniß nur, wenn sich die Blicke wenden.

Und doch — derselbe grüne Dämmerchein
 Weht hier wie drüben um der Gräber Reihn;
 Der Vogel singt im Baum sein süßes Lied,
 Ob unter ihm das Grab geschmückt, zerfalle;
 Der Sommerwind um beide schmeichelnd zieht,
 Natur umfängt mit gleicher Liebe alle.

Die junge Frau hält ihren Blick gesenkt
 Und eignes Leid nur ihre Seele denkt.
 Der Greis betrachtet lang sie ernst und still,
 Dann leuchtet auf sein Antlitz, wie er sinnet;
 Und als das Schweigen sie nicht brechen will,
 Er selbst von Neuem liebevoll beginnet:

„Ich seh', Dir wird der Anfang schwer, mein Kind,
 So warte noch auf eine bess're Stunde.
 Wenn gar zu heiß das Weh im Herzen rinnt,
 Drängt sich von selbst das Wort hinauf zum Munde.
 Blick' um Dich jetzt und lerne nun verstehen,
 Was diesen Ort so theuer mir gemacht,
 Daß da, wo Andere nur Verwesung sehen,
 Erinner'ung mir und Leben neu erwacht.
 Ich habe jede Inschrift hier gelesen
 Von jedem Grabmal, jedem Kreuz und Stein,
 Auch Namen, die mir theuer einst gewesen
 Und eng verknüpft mit meinem Thun und Sein.
 Schon längst verfloßne schöne Jugendzeiten,
 Sie wachen mir bei ihrem Klange auf;
 Ich sehe alte Freunde um mich schreiten,
 Die lang vor mir vollendet ihren Lauf.
 Steh' dort die Gräber, sich so nah gerückt,
 Von einer treuen, liebevollen Hand
 In gleicher Weise immer reich geschmückt,
 Dort ruhen Zwei — die hab' ich auch gekannt.
 Sie liebten sich. Er war von altem Stamme,
 Ein Offizier, sie eine holde Maid;
 Nur Beide arm. So schien die heil'ge Flamme

Zu bringen ihnen Sorgen nur und Leid.
 Doch trennen Muths sie mit einander harrten,
 Bis ihre Stunde auch gekommen war.
 Dann ward durch reiches Glück belohnt ihr Warten,
 In Seligkeit verging so manches Jahr. —
 Was dann geschah — nie hab' ich es verstanden, —
 Ein Räthsel war's der menschlichen Natur.
 Er fiel in eines schönen Weibes Banden,
 Die ihn zum Spielzeug sich ansehen nur.
 Wohl suchten treue Freunde ihn zu warnen,
 Wohl war sein Herz von Scham und Reue schwer,
 Sie wußt' ihn immer wieder zu umgarnen,
 Nicht lösen konnt' er ihre Fesseln mehr;
 Und während noch daheim die Gattin glaubte,
 Er sei nur krank, sei nur von Arbeit matt,
 Verließ mit jener, die sein Herz ihr raubte,
 Wie ein Verbrecher heimlich er die Stadt. —
 Was soll ich Dir die bittern Kämpfe schildern
 Der Uermsen, als sie Alles nun erfuhr!
 Da gab es keinen Trost, das Leid zu mildern,
 Verzweiflung, ödeste Verzweiflung nur.
 Gekränkt, empört, in fassungslosem Bangen,
 Vor Gram an Körper und an Seele schwach,
 Gab sie der Ihren drängendem Verlangen
 Nach schneller Scheidung ohne Zögern nach.
 Sie that's, obgleich in ihrem Herzen innen
 Für ihn noch mahnend eine Stimme sprach:
 Er handelte im Rausch, er war von Sinnen,
 Als er so schmählich Dir die Treue brach.

Und als bei ihm der Caumel war verflozen, —
 Hin Ehre, Gattin, Kind und Häuslichkeit, —
 Da ist er durch die Lande weit gezogen,
 Betäubung suchend und Vergessenheit.
 Der Ausbruch erst von einem neuen Kriege
 Rief ihn zurück. Man nahm ihn wieder an;
 Da führt er seine Schaar von Sieg zu Siege,
 Er, stets der Kühnste, muthig stets voran.
 Und was er suchte, hat er dort gefunden,
 Entsühnung durch den Tod fürs Vaterland.
 Die Brust zerfchossen und den Leib voll Wunden,
 Den Sterbenden man auf dem Schlachtfeld fand.
 Als man in seiner Heimat das erfahren,
 Wie hat es die geschied'ne Frau berührt!
 Vergessen war, daß sie sich Fremde waren,
 Sie selber hat die Leiche hergeführt.
 Die Tochter mußst' ihr das Versprechen geben.
 Zu betten sie daneben auf dem Platz.

O Gott, für ein verfehlt, vereinsamt Leben
Ein ärmlicher, ein trauriger Ertrag.“

„Wie, Vater, habe ich Dich recht verstanden?
Beschönigst Du des Mannes freveln Wahn?
Sollt' sie verharren in den alten Banden,
Die treulos er und ehrlos abgethan?“

„Nein, Anna, nein, es darf sie Niemand schelten,
Weil sie das Band gelöst, das er entehrt,
Doch glaubst Du, daß dies zornige Vergelten
Befriedigung und Glück ihr je gewährt?“

„Das Glück war schon für immerdar entschwunden.“

„So denkst Du. Doch wenn lang die Lebensbahn,
Glaubst Du nicht, daß in manchen stillen Stunden
Sie sich gefragt: war es auch recht gethan?
Sie kannte ihn als nicht gemeinen Strebens,
Hat er in Lieb' und Treu ihr doch geweiht
Die reichsten Jahre seines jüngern Lebens
Und nie gewankt vor dieser letzten Zeit.
Wär' es da edler nicht von ihr gewesen,
Zu harren stille seiner Wiederkehr,
Um dann in seinen Augen selbst zu lesen,
Ob wirklich kein Verfühnen möglich wär?
Viel lernet man in einem langen Leben,
Und mit Bewegung hab' ich oft erkannt,
Momente giebt's, da ist allein gegeben
Der Ehe Schicksal in des Weibes Hand.
Wohl ihr, wenn sie das rechte Wort dann findet,
Das jede Wirrnig löst und Frieden schafft,
Daß nicht die Stunde ungenüßt entschwindet
Und Glück und Ruh für immerdar entrafft.
O bitter muß es sein, sich einst zu sagen,
Wenn schon dem Grab des Andern Leib gehört.
Ein wenig mehr Verzeihen und Ertragen,
Ein milder Wort hätt' jeden Trug zerstört. —
Doch jetzt genug davon. Gefrästigt habe
Ich völlig mich durch diese lange Ruh.
Nun führe ich Dich Deines Bruders Grabe
Noch auf dem andern Theil des Friedhofs zu.“ —

Sie schlagen nicht die breiten Pfade ein.
Auf Stützacklinien durch der Gräber Reihn
Geht seiner Tochter sacht der Greis voran.
Sie folgt ihm langsam mit gesenkten Blicken.
Nur schwer den Thränen sie gebieten kann
Und schwer des Herzens Seufzer nur ersticken.

An ihres Bruders Grab sie lange steht,
Die Hände stumm gefaltet im Gebet.
Sie fühlt im tiefsten Innern sich bewegt.
Und als sie ihre Andacht hat beendet,
Sie beide Arme um den Vater legt
Und spricht voll Zärtlichkeit zu ihm gewendet:

„O Vater, Schweres hast auch Du erfahren,
Da Dir der Sohn, der älteste ward geraubt.“
Da nickt' er ernst: „Ja, in den ersten Jahren
Nach seinem Tode hab' ich's auch geglaubt.
Doch stiller wird man mit der Zeiten Schwinden,
Sieht freiern Blicks dem Schicksalstreiben zu;
Und muß man recht des Lebens Last empfinden,
Gönnt man den Todten ihre Grabesruh. —
Jetzt aber laß uns Deiner denken wieder.
Willst Du mir hier Dein Leid nicht anvertraun?“
Da senkt sie langsam ihre Augenslider,
Um dann ihn voll und innig anzuschau:
„Mein, Vater, nichts hab ich Dir mehr zu klagen,
Du hast mein ganzes Fühlen umgewandt.
Kurt ist mir tren. Nie will ich mehr verzagen.“
Da legt er segnend ihr auf's Haupt die Hand.
„So hat mich denn betrogen nicht mein Hoffen,
Dir ist des Weibes echter Sinn geschenkt.
Doch bitt' ich dennoch, Anna, sei jetzt offen,
Erzähle mir, wie Dich Dein Mann gekränkt.“

Noch zögert sie, da sie zum ersten Mal
Entrollen soll vergangner Zeiten Qual.
Und was das Leben ihr bedrückt so schwer,
Ein ander Aussehn hat es angenommen,
So furchtbar selbst erscheint es ihr nicht mehr;
Doch endlich spricht sie zögernd und beklommen:

„Er steht im öffentlichen Leben, Treiben,
Nur müde seh' ich ihn und abgepannt.
Wie bitter schwer es ist, allein zu bleiben,
Hab' ich als seine Gattin erst erkannt.
Allein muß ich der Kinder Schritte lenken,
Allein verwalten unsre Häuslichkeit.
Gern möcht' ich theilen all sein Streben, Denken; —
Mich einzuführen hat er keine Zeit.
Oft hab' ich ihn gebeten und beschworen,
Zu leben seinem Amt und uns allein;
Liebt er mich noch, wie da er mich erkoren,
Er würde nicht so unerbittlich sein.
Wie sorgtest Du für Mütterchens Behagen,

Wie hast Du sie behütet und geschont.
 Ich muß allein des Lebens Lasten tragen
 Und kaum ein Wort des Danks mein Mähen lohnt.
 Wohl kann ich fest auf seine Treue zählen,
 Ihn reizt kein sündiges Verlangen hin,
 Doch daß mir Sonnenschein und Blumen fehlen,
 Begreift er nicht in seinem ernstern Sinn.
 Nur traurig Wundern hat er für mein Klagen;
 Ihm ist schon Lohn genug erfüllte Pflicht.
 Für andere sich zu mähen und zu plagen,
 Zum Schwersten nie an Kraft es ihm gebricht.“

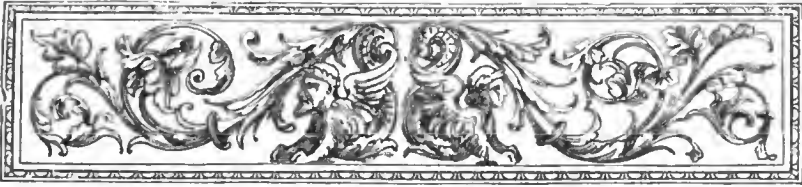
„Vielleicht thut er's aus Ehrsucht?“ fragt der Alte.
 Heiß steigt in's Antlitz ihr das rothe Blut.
 „Ob ich es gleich für übertrieben halte,
 Ich weiß gewiß, er thut's aus Opfermuth.“

Da spricht er warm: „Dann, Anna, sei zufrieden
 Und klage nicht verwehten Träumen nach.
 Dir ist, trotz allem, reiches Loos beschieden.
 Wer träumt, der schlummert, und das Weib sei wach.
 Stets wird's den Mann in's volle Leben drängen,
 Doch lockt ihn nur hinaus kein eitler Schein,
 Darf ihm die Frau nicht seinen Sinn beengen.
 Es kommt die Zeit, da wird er müde sein.
 Und hält sie dann bereitet ihm die Stätte,
 Wie freudig dankbar kehrt er ihr zurück;
 Und welche Lockung auch die Welt ihm hätte,
 Sein Weib, sein Kind bleibt seines Herzens Glück.“

So spricht der Greis und deutet ihr dabei,
 Wie heilig solche Pflicht des Weibes sei.
 Nicht neue Weisheit von der Lippe quoll,
 Wie sie vor seinen Schülern ihr entfloßen,
 Nur Worte, ernstern, treuen Mahnens voll,
 Wie einem Herz voll Liebe sie entsproßen.

Und ihr war jedes ein Vermächtniß werth.
 Denn als sie bald zum Gatten heimgekehrt,
 Sah nie mehr wieder sie den Vater dann.
 Noch eh' des Winters Toben angefangen,
 Sie trugen schon hinaus den stillen Mann,
 Den Weg entlang, den er so gern gegangen.





Charles Bradlaugh.

Ein Charakterbild.

Von

Otto Felsing.

— Berlin. —



Er ist nun todt und begraben, der Mann, dessen fanatisirte Gegner einst aussprenkten, er habe sich erküht, mit seinem Leben bleiben die Nichtexistenz Gottes beweisen zu wollen, indem er unter freiem Himmel in Gegenwart einer vieltausendköpfigen Menge seine Uhr hervorgezogen und ausgerufen habe: „Es ist eine Lüge, noch mehr als das, ein Schwindel, daß Gott existirt . . . ich will es Euch beweisen, meine Freunde: hier habe ich meine Uhr, und wenn Gott existirt, so fordere ich ihn hiermit auf, mich, den Gottesleugner, binnen drei Minuten vor Euren Augen todt niederzustrecken! Und er wird es thun, wenn er kann, to be sure! . . . Eine Minute! . . . Zwei Minuten!! . . . Drei Minuten!! — Well, he did n't knock me down, the so-called „God“, — and therefore I do declare him not to be existent!“*)

Bradlaugh wies vor Gericht durch eine geradezu ungeheure Zahl von Augen- und Ohrenzeugen nach, daß dies Geschichtchen eine schändliche Verleumdung sei, gleich hundert anderen nur erfunden, um ihn dem Abscheu der Parlamentswähler preiszugeben und seine Wahl zu hintertreiben; es hat ihm aber nichts genützt — zumal der Ausstreuer der Verleumdung noch vor der Urtheilsfällung starb — das Märlein wurde von Tausenden und Abertausenden geglaubt und immer und immer wieder gegen ihn in's Feld geführt.

*) Seht Ihr? Er hat mich nicht zu Boden geschlagen, der sogenannte „Gott“ — und deshalb erkläre ich feierlichst, daß er nicht existirt!

Aber trotzdem sie erlogen war, diese zuerst während der Wahlcampagne 1868 aufgetauchte „Gottes-Herausforderung“, trotzdem der angeblich von Bradlaugh gegen die Gottes-Eristenz geführte „Beweis“, abgesehen von der Blasphemie, in seiner Logik so brüchig war, daß sich schon deswegen das klar denkende, „streitbare Mitglied für Northampton“ seiner nie bedient haben würde — das Geschichtchen giebt dennoch eine geradezu schlagende Charakteristik des Mannes, dem es nachgesagt wurde, oder zum Mindesten eine wunderbar treffende Veranschaulichung einer Seite seines Charakters. Ja, er war ein „Herausforderer“, ein „bullfighter“ von seiner Knabenzeit an bis zum Tode! Er kannte kein anderes Kampfmittel, als mit dem aufreizenden rothen Tuche direct auf den Stier loszustürmen und ihn bei den Hörnern zu packen . . . und er hat ihn geworfen; jedes Mal und jeden. Wenn er auch häufig genug selber dabei auf den Sand gestreckt wurde, daß man ihn zerschmettert glauben mußte, nach unglaublich kurzer Frist war er wieder auf den Beinen, der Kampf begann von Neuem, und schließlich war es immer, ausnahmslos, Bradlaugh, der den Sieg davontrug!

Ich bin da in ein Bild aus dem Stierfechter-Leben gerathen. Aber wenn ich mit größter Anstrengung nach einem Vergleich gesucht hätte, ich hätte keinen bezeichnenderen finden können; schon Bradlaugh's Anblick, den ich mir in die Erinnerung zurückrufe, würde mir dieses Gleichniß aufzwingen: eine zwar große, aber bei ihrer Schulterbreite doch gedrungen aussehende grobknochige Figur, im wahren Sinne des Wortes: vierschrötig; ein Paar Arme mit Muskeln hart wie Stein; ein kurzer Nacken von einer Breite und massigen Kraft, wie ich keinen zweiten je gesehen, und darauf ein fast vier-eckiger gewaltiger Kopf mit sehr breiter, aber nicht gerade hoher Stirn, großen runden, leicht aufglühenden Augen von unbestimmter Farbe, und sodann einer ganz unverhältnißmäßigen, geradezu kolossalen Kinn-Entwicklung, die den Eindruck des Kopfes vollständig beherrschte und den Physiognomen einen Prachtbeweis für ihren Satz geben mußte, daß ungewöhnliche Stärke der Kinnpartieen eine auf's Höchste gesteigerte, zielbewußte Thatkraft und unererschütterliche Energie andeutet!

Bevor ich Bradlaugh persönlich kennen gelernt, war ich der Meinung, daß der größte Charakteristiker mit dem Zeichenstifte, Harry Furniß vom Londoner „Punch“, bei der Herausarbeitung der „revolutionären Kinnlade“ seiner Bradlaugh-Figuren denn doch stark übertrieben haben müsse; aber keineswegs, Furniß hatte sich sorgsam davor gehütet, hier auch nur um Haarsbreite von der Natur abzuweichen, vielmehr bei seinen Skizzirungen des „awful radical“, im vollen Bewußtsein der Gefahr, dieser Figur gegenüber durch Uebertreibung selber lächerlich zu werden, anstatt lächerlich zu machen, sie im Ganzen eher noch gemildert in ihren Besonderheiten als verstärkt. So zog er dem „unbefugten Vertreter für Northampton“ in seinen oft hundertköpfigen Umrißbildchen aus dem Parlament einen leidlich anständig auf dem Leibe sitzenden Gehrock an, während Bradlaugh stets einen fabrik-

mäßig angefertigten, sehr ordentlichen und sauberen Rock trug, der ihm aber so lodderig, geradezu herausgesagt, so „ruppig“ auf dem Leibe hing, daß sich selbst seine Freunde oft darüber entsetzten. — Man glaube nicht, daß der Anzug Bradlaugh's eine des Erwähnens nicht werthe Nebensächlichkeit wäre; Bradlaugh's Rock war im Gegentheil ein bedeutungsvolles Charakteristicum, allerdings weniger für seinen Träger selber als für die Anderen; denn es war Bradlaugh's äußerer Mensch womöglich noch mehr als sein innerer, der das Verhältniß dieses Mannes zu seinen Collegen im Parlament wie zur „Gesellschaft“, überhaupt bestimmte: eine recht beträchtliche Anzahl von Männern, die am Ende Bradlaugh's Ansichten hätten gelten lassen, so verwerflich sie ihnen auch scheinen mochten, nahmen Anstoß an seinem Aussehen und erklärten es, charakteristisch genug für englische Anschauungen, als „undenkbar, mit einem schon im Aussehen ungentlemanlike Menschen in Berührung zu kommen.“ Der Mann, der ungentlemanlike aussah, konnte auch kein gentleman sein; also . . . !!

Und freilich, den Eindruck eines Gentleman hat Bradlaugh nie gemacht. Er sah stets wie ein überberber Provinzschuster aus, den die Natur eigentlich zum Kohlenfachträger bestimmt hatte — und sah erst recht so aus, wenn er sich „sein machte“, wie z. B. an dem Abende, wo ich, vor nun fünfzehn Jahren, im Londoner Hause eines bekannten freidenkerischen Schriftstellers, zum ersten Male „came to shake hands with him“. Damals wußte ich noch nicht, daß er in der That seine Carrière als Laufburche und Kohlenträger begonnen hatte, und ich hätte mich gewundert, wie denn diese unzweifelhafte Sachträgergestalt in die Gesellschaft komme, wenn mein gastlicher Freund mir's nicht gesagt hätte, daß ich den Mann vor mir habe, dessen Namen damals entweder mit Begeisterung oder mit leidenschaftlicher Abneigung ganz England im Munde führte, vor dessen flammenden, die Zuhörer fanatisirenden Worten eine Regierung zitterte, die sich selber damals die stärkste der ganzen Welt zu nennen liebte!

Ein Mann wie Bradlaugh ist in keinem anderen europäischen Lande als eben nur im freien England denkbar, und zwar nicht etwa wegen der politischen Freiheit des Inselreichs, die doch immerhin ihre „draw-backs“ hat, sondern wegen der nur in diesem Lande vorhandenen Möglichkeit, daß sich dort jede, auch die sonderbarste Individualität frei entwickeln und frei ausleben kann. Bei uns in Deutschland z. B. würde ein „Bilderstürmer“ wie Bradlaugh . . . er zeichnete einen großen Theil seiner Flugblätter und Broschüren, namentlich im Beginne seiner öffentlichen Laufbahn, als „Iconoclastes“ . . . bei uns also würde ein Bradlaugh wahrscheinlich Zeit seines Lebens nicht aus dem Gefängnisse herausgekommen sein; in England aber konnte er ein Mann werden, der trotz Allem, was man mit Recht gegen ihn vorbringen kann, doch unbezweifelbar seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern sehr viel genützt hat, ein Mann, der für die unteren wie für die oberen Klassen mit vollkommener Hintansetzung aller persönlichen Interessen

viele Gesetzes-Wohlthaten erkämpfte, die auch von seinen erbittertsten Feinden anerkannt wurden, als sie ihnen zu gute kamen, und ihm schließlich noch kurz vor seinem Tode vom Vertreter der so oft und so maßlos heftig von ihm angegriffenen Regierung wie auch vom Sprecher desselben Parlamentes, daß ihn trotz wiederholter regulärer Wahl mit körperlicher Gewalt hatte zum „hohen Hause“ hinauswerfen lassen, die officiële Anerkennung eintrugen, er habe „dem Hause so werthvolle Dienste geleistet,“ daß Regierung wie Präsidium des Unterhauses „als Beweis der Achtung, welche ihm in seiner Eigenschaft als nützlichés Mitglied gezollt werden müsse,“ dem Antrage beiträten, jene Resolution vom 22. Januar 1880 aus den Protokollen zu streichen, in der ihm die Erlaubniß verweigert worden war, den parlamentarischen Eid oder ein Gelöbniß an Eidesstatt abzulegen! — Solch ein Vorgang, solch eine unüberbietbare Gemugthuung steht wohl in der Geschichte des Parlamentarismus einzig da, oder ist doch zum Mindesten etwas ganz Ungewöhnliches und Erstaunliches; aber außergewöhnlich in jedem Betracht und erstaunlich in sehr vieler Hinsicht war auch der Mann, der seine Feinde, d. h. die Feinde des von ihm gewollten Guten, in den Staub warf und, was noch schwieriger war, die thurmhohe englische Heuchelei wie die Felsengebirge der englischen Vorurtheile zerstückte und zerschmetterte, bis endlich, nach gerade elf Jahren, das Unterhaus zu dem Entschlusse kam, das schmachvolle Geschehene ungeschehen machen zu wollen, einen trotz aller richterlichen Bestätigung ungesetzlichen Schritt wenigstens thatsächlich als ungesetzlich auch anzuerkennen und die amtliche Beurkundung desselben amtlich wieder zu tilgen, bis endlich dasselbe Haus aufzuhören beschloß mit den Feindseligkeiten gegen Bradlaugh, welches dem zweimal rechtmäßig gewählten Volksvertreter die Ableistung des vom Gesetze verlangten Eides verwehrte und ihn trotzdem gerichtlich zu einer Geldstrafe von 10 000 *M.* für jede Sitzung hat verurtheilen lassen, an der er „unbeeidet und somit unbefugt“ theilgenommen hatte!

Wie Charles Bradlaugh — Charles Bradlaugh wurde, es ist ein Kapitel, wohl werth, gelesen und überdacht zu werden, denn es lehrt an einem gar nicht besser zu findenden Beispiele, wie ein Mann von Charakter und zäher Energie auch die für absolut unübersteigbar gehaltenen Hindernisse zu überwinden, oder vielmehr sie aus dem Wege zu räumen weiß!

Bradlaugh war als Sohn eines armen Schreibers im Jahre 1833 in London geboren. Da in seiner Familie bittere Noth herrschte, so mußte seine Erziehung für beendet erklärt werden, als er es mit 11 Jahren zur Bewältigung „der 3 R“ gebracht, nämlich zur Noth lesen, schreiben und rechnen mit den vier Species gelernt hatte (Reading, (W)riting, (A)rithmetic). Er wurde nun Laufbursche, dann Kohlenträger und zugleich Commis eines Kohlengeschäftes, und danach Kohlenträger und gleichzeitig Kohlenhändler für eigene Rechnung. Er sparte während dieser Zeit so, daß er hungerte; nur um Geld für Lehrbücher aller Art zu haben und autodidactisch seine Schul-

bildung zu vervollkommen. Dazu hatte er nur die Nächte frei; und doch gelangte er mit der Zeit dahin, daß er sich nicht nur die in den besseren Schulen des damaligen England gelehrten Schulwissenschaften, sondern auch das Hebräische und überdies theologische Kenntnisse so weit zu eigen machen konnte, daß er als Sonntagsschullehrer im Dienste der Kirche von England angestellt werden konnte; gewiß ein Beweis ganz außergewöhnlicher Energie. Diese Anstellung im Dienste der Kirche oder vielmehr die durch sie hervorgerufene eindringendere Beschäftigung mit den kirchlichen Bekenntniß-Satzungen, im Verein mit dem höchst unklugen Zelotismus der Geistlichkeit war es, welche ihn zum gewaltigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer des Atheismus machte, den England je gehabt. Und das kam so: der Kohlenhändler, Kohlenträger und Sonntagskirchenschullehrer fand nämlich aus, daß nach seiner Meinung . . . und er bewies damit die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnende Geistesstärke und streng folgerechte Denkweise . . . die 39 Artikel der Hochkirche von den grundsätzlichen Lehren des neuen Testaments in wesentlichen Punkten abweichen. Er setzte sich hin und schrieb einen mehr Belehrung und Aufklärung erbittenden als protestirenden Brief an den ihm vorgesetzten Geistlichen. Und dieser hochwürdige Priester, von dem man auch sagen kann: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“, entsetzte sich dermaßen über den „Ketzer“, daß er auf dessen Suspendirung vom Amte eines Sonntagsschullehrers und zugleich seine öffentliche Brandmarkung als Atheist drang — mit solchem Erfolge, daß durch Bradlaugh's überzeugende Beredsamkeit Hunderttausende von der Kirche abfielen, die sich eines Ketzers entledigen wollte, weil sie sich nicht die Mühe gab, ihn zu belehren, oder daran verzweifelte, einen so scharfen Kopf von der Richtigkeit des Gegentheils seiner Ansichten zu überzeugen! Denn noch war Bradlaugh nicht Atheist; noch hatte er keine feste Ueberzeugung gewonnen; erst die Ausstoßung mit Schimpf und Schande brachte ihn dazu, sich anhaltender mit den Lehren der englischen Kirche zu beschäftigen, dann zur Prüfung der christlichen Glaubenslehre und schließlich zur Prüfung der Frage überzugehen: existirt Gott? Bald war der über theologischen Problemen grübelnde Kohlenhändler und Kohlenträger zu der Ueberzeugung gelangt, unwiderlegliche Beweise dafür gefunden zu haben, daß nicht nur die kirchlichen Glaubenssätze der Church of England haltlos in sich selber seien, sondern auch daß der christliche Glaube nicht auf göttlicher Offenbarung, vielmehr auf Legenden beruhe, da die Bibel nicht das Wort Gottes, sondern eine Sammlung von theils unfritisch abgefaßten historischen Büchern, theils tendenziös entstellten Ueberlieferungen sei. Und bei der Untersuchung der Frage der göttlichen Offenbarung durch die Bibel kam er, oder glaubte er, bald genug zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß ein Gott überhaupt nicht existire, nicht existiren könne.

Ich beschränke mich darauf, die Thatfache dieses geistigen Umwandlungsprocesses anzuführen, und enthalte mich jeder Kritik.

Im Jahre 1850 schrieb Bradlaugh seine erste Flugschrift: „Einige Worte über den christlichen Glauben.“ Sie kostete ihm seine damalige Commis-Stellung und entzweite ihn mit seinen kirchlich gesinnten Eltern, ja, sie brachte die Geißlichkeit so gegen ihn auf, daß diese ihn fanatisch verfolgte, es ihm durch ihre öffentlichen und geheimen Denunciationen für lange Zeit unmöglich machte, überhaupt eine Stellung irgend welcher Art zu erlangen, oder er regelmäßig ein paar Tage nach Erlangung einer Stellung als verabscheuenswerther Gottesleugner mit Schimpf und Schande entlassen wurde! Aber all das stählte ihn nur. Bradlaugh war schon damals eine Toledanerklinge, die um so stärker zurückspringt, je mehr man sie zu biegen trachtet. Von nun an ward er zum Apostel des Atheismus, und es zeigte sich an ihm eine der hervorstechendsten Eigenschaften des englischen Volkes in höchster Potenz: in Sachen der Religion sind sie nicht lauwarm wie die meisten von uns Deutschen, sie hängen im Gegentheil entweder einem der vielen Bekenntnisse mit leidenschaftlicher Hingabe, oft sogar mit fanatischer Inbrunst an, oder sie sind ebenso fanatische Bekämpfer alles und jedes Glaubens*). Um seinen freidenkerischen und damit im Zusammenhange stehenden radicalen politischen Ansichten größere Verbreitung zu geben, wurde Bradlaugh ein Lecturor; er hielt Vorträge, auch populär-wissenschaftliche, die es besonders auf die Arbeiterschaft und dann auch auf die ärmsten und jeder irgendwie gearteten Belehrung entzogenen „Straßen-Araber“ abgesehen hatten, in gemieteten Sälen und unter freiem Himmel. Sie entsprangen der Erkenntniß, daß bei der unsagbaren Unbildung der Massen und ihrer Unfähigkeit, selbst Penny-Schriften und „Söhpnipämses“ (halfpenny-pamphlets) zu kaufen, durch Broschürenschreiben allein eine stärkere Wirkung auf die unteren Massen nicht zu erzielen sei und besonders nicht die von Bradlaugh durch fortgesetzte Belehrung derselben gewollte und geradezu leidenschaftlich, ohne jede Rücksicht auf sich selber angestrebte Verbesserung der Lage der „masses“. Bradlaugh ging daher, wie stets unmittelbar nach Erkenntniß des Weges zum Ziele, mit Feuereifer daran, die gewollte Wirkung durch das lebendige Wort zu erreichen.

Das war der richtige Weg; denn nun verbreitete Bradlaugh, wie schwerlich ein Anderer, unter den Massen Aufklärung in Bezug auf die „Wissenschaft vom täglichen Leben“, d. h. von den Daseins-Bedingungen wie ihrer Verbesserung, und pflanzte in die breiten, allem Wissen fernstehenden Schichten die fruchttragende Erkenntniß, daß es kein besseres, edleres und auch praktisch nützlicheres Ding giebt als Kenntnisse, die allein den Menschen geistig und social frei machen; er brachte ihnen auch Aufklärung über die Jämmerlichkeit ihrer damaligen politischen Lage bei und lehrte sie, nach Maßgabe ihrer

*) Es gab nach der letzten officiellen Aufstellung des Oberregistrators in England und Wales allein 299 verschiedene Religions-Genossenschaften! Für Irland und Schottland, wo das Sectenwesen die zahlreichsten und wunderbarsten Blüthen treibt, fehlt es an einer amtlichen Feststellung.

Fähigkeit nachzudenken über sich selber, Gott (resp. „Nicht-Gott“) und die Welt. Aber auch für ihn waren diese lectures von gar nicht hoch genug zu schätzendem Werthe: sie verschafften ihm einen zahllosen Anhang, ließen ihn zu einer Macht werden, mit der auch die ihn angeblich verachtenden, ihn beharrlich „brute“ (auf gut jüddeutsch „Biech“) schimpfenden, leidenschaftlichen Gegner rechnen mußten, und zogen ihn überdies zum ersten Volksredner Englands heran, was dorten weit mehr besagen will als etwa bei uns, weil in keinem anderen Lande der Welt, selbst nicht in Amerika, die volkstümliche Redekunst so entwickelt ist wie in England, wo eine Unzahl von debating-clubs in systematischer Anweisung und unausgesetzter praktischer Uebung gute Volksredner und Parlaments-Sprecher in Massen ausbilden. Augenzeugen aus jenen Tagen haben mir versichert, daß es ein fieberhaft erregendes Schauspiel war, den jugendlichen, während der ersten Hälfte seines Lebens geradezu ungeschlacht knabenhaft aussehenden Bradlaugh von einem Ecksteine der belebtesten Londoner Straßen oder einem Stuhle im Hydepark herunter in himmelanstürmender Beredtbarkeit über populär-wissenschaftliche, politische und theologische Thematata vor Tausenden sprechen oder ihn mit bekannten Politikern über die damalige Rechtlosigkeit der unteren Klassen und schließlich mit Laien wie Geistlichen jeder Richtung, hochkirchlerischen, katholischen oder jüdischen Priestern über die Existenz Gottes, die Echtheit der Bibel u. s. w. debattiren zu hören. Hunderte, vielleicht tausende von Malen forderte der sternartige und orkanstimmige Bradlaugh die in London umherziehenden Straßenredner der verschiedensten Secten zur Disputation heraus und stieg dabei — ich habe es noch im Jahre 1877 mehr als einmal mitangesehen — auf einen Stein, Stuhl oder in ein Cab, um mit einem auf der anderen Straßenecke in ähnlicher Stellung das Publikum zur Frömmigkeit mahnenden Geistlichen oder Laienprediger zu debattiren, während sich rings um Beide eine die Passage fast undurchbrechbar verjperrende Menge sammelte. Und mit solch flammender Eloquenz, mit so klar überzeugender Beweisführung wettete er auf „das volkverdummende, Pfründen schluckende, corrupirte Priestertum und dessen unwahre, vor dem einfachsten Verstande nicht stichhaltige Lehren“ ein, daß regelmäßig selbst die redegewandtesten Straßenmissionare den Versuch aufgaben, das Volk nach ihrer alleinseligmachenden Façon dem Himmel zu gewinnen, vom Eckstein herabsprangen und sich im Gewühl verloren, ehe noch Bradlaugh die letzten ihrer Zuhörer zu sich herüber geredet hatte.

Aber die Priesterschaft war überzeugt, auf andere Weise den Sieg über ihn zu gewinnen! Denn vom Gratis-Reden-Halten auf der Straße kann man nicht leben; die Saalmiethen kosteten mehr als nur den Betrag der halfpenny-Beiträge, sie verschlangen auch noch vollständig das wenige Geld, das dem Unermüdblichen seine Streitschriften langsam genug einbrachten, und eine Stellung zu finden wurde ihm nach wie vor durch die Geistlichkeit unmöglich gemacht: Die seiner Meinung waren, hatten theils keine Stellungen

zu vergeben, theils hüteten sie sich, den, wenn auch nicht formellen, so doch thatsächlichen, ihre Existenz stark gefährdenden Bannfluch der damals noch so mächtigen Priesterkaste auf sich zu laden, dieser auch gesellschaftlich in jenen Tagen noch mehr denn heute dominirenden, sich aus den ersten Familien des Landes recrutirenden und im Besitze unglaublich reich dotirter Pfründen befindlichen Kaste, deren Anhänger zwar miteinander uneins waren, aber gegenüber dem Bekämpfer ihrer Herrschaft wie der Grundlagen derselben stets eine einzige, compacte Masse bildeten! Es kam so weit, daß Bradlaugh am Verhungern war, ja daß er trotz rastloser Thätigkeit als Schriftsteller und Lecturer jahrelang dem Hungertode ins Auge sehen resp. von den geringen Darlehen seiner ja selber meist gänzlich armen Freunde leben mußte! Freilich wurden ihm von Zeit zu Zeit, entweder anonym oder doch von ihm persönlich unbekanntem Freunden der so glänzend verfolgten Sache und ihres Verfechters, größere Geldsummen zugesandt, manchmal bis zu tausend Pfund; aber trotz völlig freier Verfügung darüber und trotzdem ihm öfters geschrieben wurde, die Sendungen sollten ihm die Fortsetzung des Kampfes ermöglichen, verwandte er das Geld unter öffentlicher Quittung in der Presse bis auf den letzten Farthing für die Sache, zur Gründung von Abendschulen, Volksbibliotheken zc. und hungerte für seine Person weiter, oder nahm leihweise die Börse seiner Freunde in Anspruch: es sollte auch kein Schatten an seiner Rechtllichkeit wie Uneigennützigkeit haften — und es hat nie ein Schatten daran gehaftet! Selbst die manchmal von einer uns Deutschen fast unverständlichen, förmlichen Raserei der Wuth gegen ihn erfüllten Feinde Bradlaugh's, die ihn doch sonst so ziemlich jeder Sünde ziehen, wagten nie, seine Rechtllichkeit, seine völlige Selbstlosigkeit zu bezweifeln! Schließlich blieb ihm kein anderes Mittel als „to take ordres“, sich für die Armee anwerben zu lassen. Ein Triumphgeschrei ging durch die Reihen der Priester und der Gläubigen! Aber es verstummte bald; denn obgleich Bradlaugh diente und beinahe drei Jahre lang in Irland garnisonirt war, hörte er darum nicht auf, Flugschriften über Flugschriften zu schreiben, Zeitschriften herauszugeben, Abend- wie Sonntagschulen und freidenkerische Vereine zu gründen, ja, nach wie vor als Lecturer zu wirken! Und wiederum sehen wir in seiner Laufbahn eine Episode, die auf dem Continent absolut unmöglich wäre! Gerade in seiner Soldatenzeit, im Angesichte der (damals) schmachvollen, direct Rebellen und Pulververschwörer züchtenden Unterdrückungen der Irländer ward Bradlaugh erst so recht eigentlich zum Politiker! Er hielt zu Gunsten der ohne jede Rücksicht auf Recht und Gesetz unterdrückten und erst dadurch gefährlich gewordenen Irishmen an 112 Orten des Gesamtkönigreichs begeisterte und begeisternde Reden . . . und zwar in der scharlachrothen Uniform des 7. Dragoner-Regiments!

Zu jener Zeit war das unmöglich, obgleich wir ja erst kürzlich erfahren haben, daß in der englischen Armee auch heutzutage noch das „Undenkbarste“

möglich ist; damals war die Freiheit der Soldaten aber noch eine bei Weitem größere, da man froh war, wenn sich Jemand anwerben ließ, und „Tommy Atkinson“ (etwa: Fußkutscher) wurde deshalb geradezu verhätschelt. So wurde es möglich, daß selbst die sonst auf jedem Gebiete übermächtige, fest im irischen Volke wurzelnde und es (wie noch heute) lenkende katholische Priesterschaft es nicht vermochte, dem Dragoner Bradlaugh das Rede- und Schreibehandwerk zu legen. Und auch wenn „Th. Q. G.“ (The Queen's Government) hätte der Geislichkeit zu Hilfe kommen und dem Atheisten wie politisch gegen die Regierung „hegenden“ Dragoner den Mund stopfen wollen, es wäre, abgesehen von der „nothwendigen Rücksichtnahme auf die Gefühle seiner Kameraden“, nicht gegangen: der Soldat war zwar damals „the Queen's servant“, der Königin Diener, aber „only a servant as far as his contract goes“, nur so weit ein Diener, als es in seinem Anwerbe-Contract bestimmt ist, also nur in Bezug auf seine militärisch-dienstlichen Leistungen; darüber hinaus ist er, wie durch Anthony Trollope's Bemühungen jetzt auch der Civilverwaltungsbeamte „as free a man in politics, as free in his general pursuits, and as free in opinion, as those, who are in open professions and open trades.“^(*)

Als dem damals schon bestgehabten Manne in ganz England eine kleine Erbschaft zufiel, benutzte er diese, um sich freizukaufen; „der königliche Dienst“ ließ ihm doch nicht Zeit genug, seine Ziele so zu verfolgen, wie er es gerne gethan. Jetzt trat er als „clerk“ (früher = Schreiber, jetzt meist = Commis, von clericus) in den Dienst eines Advocaten, um die Jurisprudenz kennen zu lernen und zu seinen übrigen Aufgaben noch die hinzufügen zu können „to alter the law“, also die allerdings im höchsten Grade verbesserungsbedürftigen Gesetze und Rechte, oder vielmehr Unrechte, zu ändern, die Civil- und Strafgesetze zu verbessern, die völlig unorganische Zusammenpappung aus tausenden zum Theil uralter Flicken und Fetzen zu ändern, die darunter befindliche Menge von längst „obsolet“ gewordenen (aber bei geeigneter Gelegenheit zum Erstaunen der Welt wieder hervorgesuchten) gesetzgeberischen Akte Stück für Stück zu bessern, wie auch das vor Allem durch seine namenlose Kostspieligkeit nur den Reichen mögliche Proceffiren den Armen erreichbar zu machen und so eine „Rechtspflege“ zu ändern, die bis dahin ausnahmslos nicht für, sondern gegen die Armen wirkte.

Und wieder sehen wir in Bradlaugh's Laufbahn Etwas, das wo anders nicht möglich wäre: er hat die Rechte nicht studirt, lernt sie aber praktisch so kennen, daß er bei seinen mehr als 100 eigenen Proceffen nie eines Anwalts bedarf, sondern sie selber durchsicht, und zumeist siegreich, daß er die gelehrten Richter ein über das andere Mal ad absurdum führt,

^{*}) Ein Mann, so frei in Hinsicht der Politik, so frei im allgemeinen Gebahren und so frei in seinen Ueberzeugungen, wie Diejenigen sind, welche in den nicht von Staatsdienern ausgeübten Berufen und den Jedem offenstehenden Handelsgeschäften thätig sind. (Vide: An Autobiography by A. T.)

sie an Gehezeskenntnissen übertrifft, ihnen Formfehler nachweist und dadurch den Proceß zu seinen Gunsten oder zu Gunsten seiner Klienten entscheidet . . . denn Bradlaugh, der nie Etwas halb that, nie Etwas für sich allein wollte, stellte sein Wissen und seine Kraft jetzt auch als „Volkzanwalt“ in den Dienst der Allgemeinheit und führte unentgeltlich Proceße für unzählige Arme, die ohne ihn niemals zu ihrem Rechte gekommen wären — weil sie eben kein Geld hatten, um die doppelte Advocatur der solicitors und barristers zu bezahlen, und stets fürchten mußten, im Falle des Unterliegens ohne Advocaten-Beistand noch Gerichtskosten von einer Höhe zu zahlen, von der wir, die wir doch auch über die Höhe der Gebühren und Kosten jammern, uns kaum eine Vorstellung machen können! Und nebenbei: der Aermere unterliegt (oder unterlag doch) fast immer in England; sonst könnte nicht das Sprichwort landläufig geworden sein: only the longest purse wins = nur das „größte Portemonnaie“ gewinnt im Rechtsstreit!*)

*) Zur Erklärung für den nicht mit dem englischen Rechtswejen Vertrauten möge hier andeutungsweise bemerkt sein, daß der englische Kläger wie Verklagte, wenn er es nicht riskirt, seine in diesem Falle fast sicher verlorene Sache allein zu führen, stets zweier Rechtsanwältel bedarf, des solicitor oder attorney (der vor Gericht nicht plaidiren darf) und des von diesem mit dem Rechtshandel zu betrauenen barrister (der mit dem Publikum nicht verkehren darf). Das geringste Honorar, das der Erstere annehmen darf, ist der dritte Theil eines Pfundes Sterling; aber es ist wohl nie vorgekommen, daß ein solicitor auch nur auf die einfachste Anfrage so wenig „liquidirt“ hätte. Und das Mindeste, was ein barrister fordern darf, ist eine Guinee = 21 Mark; die wenigen barristers aber, welche allein unter der immensen Zahl ihrer Collegen von den solicitors gesucht werden (höchstens 5 Procent aller an der bar zugelassenen barristers haben etwas zu thun, dann aber gleich unglaublich viel), diese wenigen nicht „briefless“ barristers nehmen unter keinen Umständen weniger als 5 Guinees für das allereinfachste Gutachten! — Die Ausbildung der solicitors geschieht nicht auf Universitäten; wenigstens nicht ihre juristische Ausbildung; sie bestehen ein Examen, ungefähr das für Unterprima bei uns, gehen dann als sogenannte articulated clerks zu einem solicitor in die Lehre, dem sie ein Lehrgeld, premium, von 6000 Mark zahlen, und kommen, meist schon im 21. Jahre, nach zwei sehr leichten Fachprüfungen zu Amt und Würden. Die barristers legen eine ähnliche Vorprüfung, wie ihre sehr viel geringer und nicht als eigentliche Gentlemen angesehenen Collegen ab, werden Mitglieder der Juristen-Höfe (Inns of Court), die ursprünglich nur Gasthöfe der Juristenwelt waren und auch jetzt noch die officielle Speiseanstalt der in ihnen dem Studium obliegenden künftigen barristers sind; wird diesen doch der „Term“ (hier ein Vierteljahr) nur dann angerechnet, wenn sie mindestens drei Mittagsmahlzeiten in den Inns of Court mitgemacht haben! Auf „theoretisches Wissen“ giebt man da nicht viel; praktisches Sich-Einleben in das Justizwejen (allerdings auch das Nothwendigste bei der Art der englischen Gesetz-Gäufung!), Juristgeiit und gentlemanliches Benehmen, das wird verlangt! Die Examina sind meist nur Formsache. Manchmal fragt der Examiner den Prüfling nur nach dem Namen und erwidert auf dessen Nennung: „Sie sind verwandt mit der alten Familie, die in Northumberland ansässig ist? Ja? Ein höchst achtungswerthes Haus! Setzen Sie sich Herr, ich weiß genug von Ihnen!“ — Es muß hinzugefügt werden, daß vor einigen Jahren eine Reform des englischen Justizwesens unter Verschmelzung der beiden Anwaltskategorien vom Solicitor-General (etwa Reichs-Anwalt) Sir Edw. Clarke angeregt ist und sicher auch einmal durchgeführt werden wird.

Nicht immer freilich siegte Bradlaugh durch Logik und Gesetzeskunde allein; zuweilen bedurfte es in den von ihm geführten, häufig genug für unsere Anschauungen sonderbaren Rechtsfällen der raschen That. Ein Beispiel dafür: Eine Corporation von Arbeitern („cooperative association“, eine Art umfassenden, sich auf alle Lebensbedürfnisse erstreckenden Consumvereins) ging daran, sich ein großes, barackenmäßig aus Ziegelsteinen, Eisenträgern und Wellblech errichtetes Arbeiterheim auf einem Stück Boden zu erbauen, von dem man auf Grund vorliegender Documente annehmen mußte, daß seine Miethszeit noch mehrere Jahre dauere, und man durfte dem Usus zu Folge erwarten, daß der Grundbesitzer der Corporation das Grundstück nach Ablauf der Zeit wieder vermietthen werde. (Der Grund und Boden in England wird vom Grundbesitzer meist auf 99 Jahre an Diejenigen abgegeben, welche darauf Häuser bauen oder ihn sonst benutzen wollen. Diese nehmen ihn „in leasehold“. Sie können ihn mit den Häusern u. s. w. weiter vermietthen resp. ihr lease auf die noch restirende Zeit cediren, wie das namentlich in London geschieht, dessen mit Privathäusern bebauter Grund und Boden fast ausschließlich zwei oder drei ungeheuer reichen Herzögen gehört. Sind die 99 Jahre abgelaufen, so fällt das leasehold-Grundstück mit Allem, was darauf niet- und nagelfest ist, also auch mit den darauf errichteten Häusern volleigenthümlich an den „Land-Lord“ zurück.) Der Grundherr mußte hier in diesem Falle nun sehr gut, daß der vorletzte Grundmiether in den Arbeitern einen Irrthum über die Dauer des leasehold's erregt; aber er machte sie nicht darauf aufmerksam — denn was ging es ihn an, wenn sich die dummen Kerle betrügen ließen! — beschloß vielmehr, sich diesen Betrug zu Nuße zu machen. Er sah dem zu Folge nicht nur ruhig zu, wie das schöne, zwar große, aber doch nur leicht aufgeführte Gebäude errichtet ward, sondern erwies sich auch als „aufrichtiger Freund der Arbeiter wie der Bestrebungen, ihre Lage zu verbessern“, und steuerte bei den Sammlungen für den Baufonds unaufgefordert aus eigenem Vermögen einige Pfunde bei. Das Haus stand und wurde bezogen. Da erschien plötzlich der Grundherr mit gerichtlich ausgestellten Papieren in der Hand und erklärte, es sei aussündig gemacht, daß die Corporation, und auch er, durch den früheren lessee (Grundmiether) wie seinen ehemaligen, betrügerischen bailiff (hier: privater Liegenschaftsverwalter) ganz niederträchtig getäuscht worden wäre: im nächsten Jahre falle der Grund mit Allem, was auf ihm stehe, ihm, dem Gutsherrn, wieder zu. Er wäre verry sorry darüber, indeed, aber natürlich, seiner Rechte werde er sich nicht begeben; das könne ja doch auch Niemand von ihm verlangen!

Bradlaugh strengte einen Proceß gegen den betrügerischen Grundherrn an, der die Arbeiter durch die Beisteuer zum Baufonds mit bestem Erfolge in Sicherheit gewiegt, sich aber so vorgeesehen und überdies sein „großes Portemonnaie“ zur Erlangung der Beihilfe des „geriebensten“ Solicitors jammt des „besten“ Barristers benützt hatte, daß er vor Gericht Recht bekam und

ihm für den Morgen nach Ablauf der Pachtzeit die Zwangsausweisung der etwa widerseßigen Bewohner seines Hauses zugesprochen wurde! Alles war durchaus gesetzlich, wie auch Bradlaugh zugeben mußte. Aber wenn auch das verschrobene englische Recht keinen Ausweg wußte, um zum Mindesten den Landlord um die Früchte seiner abgeseimten Schurkerei zu bringen, Bradlaugh wußte einen Weg, und zwar ohne das Gesetz zu verletzen! In einer dunklen Nacht, der letzten vor dem Ablauf der Pachtzeit und dem Ausweisungstermin, nachdem die Genossenschaftler bereits die Tage zuvor ihre wenigen nicht nütz- und nagelfesten „outittings“ aus dem Arbeiterheim entfernt hatten, erschien Bradlaugh an der Spitze einer circa tausend Männer zählenden Arbeiterschaa die überall Ständer mit hochflackernden, ein röthliches Licht verbreitenden Fettgas-Strassenflammen aufpflanzten. Ein kurzes „Go on!“ aus Bradlaughs Munde, und die Leute stürzten sich auf das ihnen ja in dieser Nacht noch gehörende Haus und trugen es, Stein für Stein, mit wunderbarer Geschwindigkeit ab! — Als der Landlord am nächsten Morgen stillvergnügt in Begleitung des für alle Fälle mitgebrachten Sheriffs auf dem Platze erschien, um von dem nunmehr rechtlich und gesetzlich ihm gehörigen „Grundstücke mit Allem, was darauf ist,“ Besitz zu ergreifen, war das Haus nicht mehr darauf; an dessen Stelle fand sich nur die Anzahl von Mauersteinen vor, sorgsam und säuberlich aufgeschichtet, auf die er nach Maßgabe seines Geldbeitrags Anspruch hatte — Jeder hatte sein Eigenthum! Die furchtbaren Kosten des verlorenen Processes freilich mußte leider Bradlaugh resp. die Arbeiter-Genossenschaft zahlen, die der Landlord zu betrügen gesucht hatte! Zum Glück wurde die Summe wenigstens theilweise durch eine Subscription von dem entrüsteten Publikum aufgebracht, das sich überhaupt in immer größerer Zahl auf Bradlaughs Seite schlug und mit englischer Generosität den Beutel öffnete, wenn Bradlaugh unterlag, wo „Recht Unrecht“, Gesetzes-„Wohltthat Plage“ geworden war, und er es im allgemeinen Interesse auf sich genommen hatte „to alter the law“.

Auch in so mancher anderen höchst eigenartigen Lage wußte der ebenso energische wie findige Bradlaugh Nutzen zu ziehen von den Sonderbarkeiten der englischen Verhältnisse, die man gegen ihn auszubeuten versuchte. So hat er mir das folgende, mir dann von anderer Seite vollinhaltlich bestätigte Stücklein erzählt:

In Plymouth wurde er auf Anstiften der Geistlichkeit verhaftet, gerade als er in dem von ihm zur Abhaltung eines Vortrages gemietheten Saale die Einleitungsworte gesprochen: „Freunde, ich beabsichtige, zu Euch über die Bibel zu sprechen!“ Die Verhaftung war vollständig widerrechtlich, und Bradlaugh ging aus dem wider ihn angestregten Prozesse nach wochenlangem Redeturnier gegen die beiden bedeutendsten Kron-Juristen nicht nur als Freigesprochener hervor, sondern er konnte die ihm durch die Hüter der Gesetze widerfahrene Unbill auch so klärllich als Unbill beweisen, daß das Gericht nicht umhin konnte, ihm auf Kosten seiner geradezu wuthschäumenden Gegner

eine recht bedeutende Entschädigungssumme zuzusprechen. Sofort machte er sich daran, den verhinderten Vortrag zu halten. Aber . . . er konnte absolut kein Local dazu bekommen, denn die Wirthhe waren, wie das ja auch anderswo vorkommen soll, samt und sonders eingeschüchtert worden, theils durch die erbitterten Behörden, theils durch die Pech und Schwefel auf den Atheisten vom Himmel herabfliehenden Geistlichen, theils endlich durch die im eigentlichen Sinne des Wortes bis zum Tollwerden aufgehehten „Gläubigen“.*) Aber nicht genug, daß ihm kein Saal zugänglich war, die Behörden verboten ihm auch noch auf Grund irgend einer localen, nur für Regierungsfeinde, nicht aber für Regierungsfreunde aus dem Archivstaube hervorgeholten, „obsoleten“ Verordnung, seinen Vortrag unter freiem Himmel abzuhalten, indem sie erklärten, das wäre dann kein Vortrag mehr, sondern ein meeting, und ein meeting könnten sie verbieten auf Grund der Bestimmungen über u. s. w. u. s. w.! Aber Bradlaugh war ihnen „über“. Er zeigte durch Maueranschläge wie in der Presse an, er werde in der Nähe des Devonporter Parkthores seinen Vortrag halten — ohne das Verbot zu übertreten! Natürlich brachte diese räthselhafte Ankündigung hundert Mal so viel Leute auf die Beine, als sonst wohl zum Vortrage gekommen wären, und ebenso natürlich war die Polizei und sogar das Militär massenhaft zur Stelle; mau hatte selbst nicht vergessen, einen sherif mit fir und fertig ausgestelltem Verhaftsbefehle „wegen Zuwiderhandlung gegen die Befehle of Her Majesty's Government“ mitzubringen.

Nun muß hier eingeschaltet werden, daß Plymouth, Devonport und Stonehouse einen Städtecomplex bilden, der an den vielgezackten Ufern des hier meerbujenartig ausgebuchteten Flusses Tamar liegt, und ferner muß angeführt werden, daß „das zur See fließende Wasser“ dank der veralteten, wunderlichen englischen Abgrenzungsverhältnisse nicht der Jurisdiction jener Gemeinden unterstellt ist, sondern derjenigen des einige englische Meilen davon entfernten Seeortes Saltash. Darauf hatte der geistig so bewegliche, sich stets alle Umstände präsent haltende Bradlaugh seinen Plan gebaut. Er mietete ein großes Boot, richtete es vermittelst etlicher über leere Tonnen gelegter Bretter zur Rednertribüne ein, schlenderte dann langsam und gemüthlich durch die erwartungsvoll-verwunderte, auf die vielen in „Sonntagruhe“ liegenden Boote am Ufer nicht entfernt achtende Menschenmenge, ja, er hat den Sheriff-Bürgermeister, der schon seinen Verhaftsbefehl in der Brusttasche gelockert hatte und in Voraussicht der jetzt beginnenden Amtshandlung gerade die Cigarre wegwerfen wollte, zu dessen vollster Verblüffung, ihm doch erst noch ein wenig Feuer zu geben, und bahnte sich danach mit ein paar Freunden in vollster Gemüthruhe seinen Weg durch die von Minute

*) Es mußten in der That im Laufe dieser Wochen Mehrere in das Plymouther „Bedlam“ gesperrt werden, von denen Zwei Attentate auf den Verhafteten versucht hatten und der Anklage nur durch den von ihren Sachwaltern resp. Aerzten geführten Nachweis der Unzurechnungsfähigkeit entgingen.

zu Minute aufgeregter werdenden, aber ihm doch ein über das andere Mal einen lauten „cheer“ gebenden Massen bis zum Ufer am Devonport-Parthore . . . und mit einem Sage sprang er dann, zur größten Verwunderung der rathlosen Menge und der an Flucht glaubenden Gerichtsbeamten, auf das gemiethete Boot, ließ es etwa 3 Yards weit vom Ufer abbringen und schleuderte dann den ihn zu fangen gekommenen und nun vor grenzenloser Wuth förmlich aufbrüllenden Polizei-, Gerichts- und Militär-Mannschaften unter dem brausenden Jubel des Volkes eine donnernde Rede direct in's Gesicht — 6 Schritte vom Ufer, unter freiem Himmel und doch nicht wider das Verbot der Behörden der Dreistadt Plymouth! — Er sagte mir hierüber einmal: „I say (etwa: hören Sie), das Gesicht des Bürgermeisters, der schon im Begriffe stand, die Auftruchacte zu verlesen, des Polizeicommandanten, der 28 Polizisten mit Handschellen zur Seite hatte, und der militärischen Befehlshaber, die mit einer geradezu formidablen Truppenmacht erschienen waren, um einem etwaigen Befreiungsversuche ihres „Verhafteten“ zu widerstehen . . . es war ein Anblick, der sich nicht beschreiben, aber auch nicht vergessen läßt! Ich glaube aber sicherlich, daß die geistlichen Leiter des „christlichen Jünglingsvereins“, welche die Hauptanstifter der ganzen Sache waren, sich trotz des Sonntags nicht bloß auf Gebete und Segenswünsche beschränkt haben!“

Nicht inmer freilich suchte Bradlaugh seine Sache zu verfechten, ohne das Gesetz zu übertreten. Im Gegentheil setzte er sich zuweilen offenkundig und absichtlich in Widerspruch damit. Dann aber stets nur, wo er darauf ausging — und kein anderes zureichendes Mittel sah — ein von ihm für Unrecht erkanntes Gesetz entweder zu ändern oder ganz aus der Welt zu schaffen. Und jedes Mal hatte er dabei Erfolg. Es seien hier nur zwei der dadurch bedingten Kämpfe hervorgehoben. Der eine drehte sich um das Recht der gerichtlichen Zeugenhaft, und Bradlaugh erzielte im Verlaufe desselben — unbehindert durch die auf ihn herabregnenden Streitschriften, ungeachtet der von seinen Gegnern arrangirten, zahllosen Protest-meetings, unbeirrt durch die Denunciationen beim Kron-Ankläger und die nachfolgenden massenhaften Prozesse — daß das Gesetz geändert wurde, welches den „Dissidenten“ verwehrte, als Zeugen vor Gericht zu erscheinen, weil sie keinen Eid leisten wollten resp. durften. Diese Fehde schien lange Zeit einen unglücklichen Ausgang nehmen zu sollen; denn verschiedentlich wurde Bradlaugh gerichtlich verurtheilt und erhielt solche Kostensummen auferlegt, daß er zwei bis drei Menschenalter gebraucht hätte, um sie „abzusitzen,“ wenn nicht seine Anhänger mit Sammlungen für ihn eingesprungen wären; schließlich aber gelang es ihm, in einem Prozesse seine Freisprechung zu erzwingen und im darauf folgenden Prozesse, dem letzten in dieser Sache, sogar eine Entschädigung zugebilligt zu erhalten, allerdings nur in Höhe eines Farthings (eine thatsächlich nicht mehr existirende Rechnungsmünze im Werthe von ungefähr zwei Pfennigen). Es war das nur eine Form der gericht-

lichen Anerkennung, daß er im Rechte war. Und damit hatte er die Sache glücklich „durchgedrückt“; denn auf Grundlage dieses Proceßausgangs wurde auf sein Betreiben durch das Parlament (dem er noch nicht angehörte) das Gesetz über die Dissidenten-Zurückweisung abgeschafft. Heute kann Jedermann, wes Glaubens oder Unglaubens er auch sei, dank Bradlaugh, auf ein einfaches „Gelöbniß“ (confirmation) vor Gericht Zeuge sein, ist also nicht mehr durch seine religiöse oder antireligiöse Ueberzeugung in der vollen Ausübung seiner Rechte resp. Pflichten als Staatsbürger beschränkt!

Dieser Sieg war für Bradlaugh natürlich nur der erste Schritt auf der von ihm eingeschlagenen neuen Bahn. Sein Ziel war: die Abschaffung des Eides überhaupt oder die in das Belieben des Einzelnen, je nach seiner Ueberzeugung, gestellte Ersetzung des Eides durch eine eidesstattliche Versicherung in allen Fällen, und damit die Herstellung der bis dahin nur auf dem Papiere stehenden Gleichberechtigung aller Confessionen in Bezug auf die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Dieses Ziel konnte erst dann als erreicht gelten, wenn es gelang, den Dissidenten, also den Freidenkern, Secularisten, Unitariern u. s. w., sowie den ausgesprochenen Atheisten die Möglichkeit zu geben, auch das Ehrenamt auszuüben, welches der Engländer als das Höchste ansieht: die Möglichkeit, als gewählter Volksvertreter dem Unterhause anzugehören . . . denn diese Möglichkeit lag (bis zum Siege Bradlaugh's auch in diesem Punkte) nur dann vor, wenn sich die gewählten Freidenker und Atheisten entschlossen, gegen ihre Ueberzeugung den ihnen vor der Zulassung auf ihren Sitz „am Tisch des Hauses“ abgeforderten, sehr religiös gehaltenen Treueid abzulegen. Ja selbst dann konnten sie noch zurückgewiesen werden, wie es Bradlaugh thatsächlich später geschah, wenn nämlich das Unterhaus entschied, daß „bei der bekannten Gesinnung des ehrenwerthen Gewählten für X-shire die Eidesableistung nur eine gewijienlose Komödie sei.“

Eingangs habe ich schon angeführt, wie Bradlaugh durch einen elf Jahre dauernden Kampf diese Hindernisse sich und damit allen Anderen aus dem Wege räumte, ja daß das Unterhaus sich sogar gezwungen fühlte, gezwungen in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, die schriftliche Verewigung einer der, selbst in den Augen ehrenhafter Conservativer, trübseligsten Epifoden seines Daseins aus den Sitzungsprotokollen zu streichen. Aber ehe es dahin kam, hatte Bradlaugh auf diesem wie auf anderen Gebieten der Volksrechte noch manchen harten Strauß anzufechten und noch manchen Sieg in geringeren wie in wichtigen Dingen erkämpft, u. A. auch die zweite Gesetzesänderung von denen, zu deren Herbeiführung er sich, wie vorhin erwähnt, unleugbar einer ganzen Anzahl von Gesekwidrigkeiten bediente.

Dieser Kampf bezog sich auf die Freiheit der Presse.

Nirgend in einem europäischen Lande ist die Presse jetzt so frei wie in England; daß sie es ist, daß sie die schlimmste aller Preßfejseln los ward, dankt sie hauptsächlich, im Grunde sogar einzig und allein, dem zu jener

Zeit noch von der überwiegenden Mehrzahl der englischen Blätter so gehässig, so maßlos, so niederträchtig mit vergifteten Waffen bekämpften Bradlaugh!

Die Sache spielte sich im Jahre 1868 und dem folgenden ab. Bis dahin war die Presse nur so weit frei, als es der Regierung resp. Jenen gefiel, welche gerade „das Ohr der Regierung besaßen“; denn bis dahin mußte jede Zeitung eine Caution stellen, und diese wurde häufig genug unter den allernüchternsten Vorwänden eingezogen. Oft genug waren Versuche glimpflicher und unglimpflicher Art gemacht worden, die Zeitungscapution abzuschaffen; stets jedoch vergebens, bis sich Bradlaugh der Sache annahm. Er selber hatte kein persönliches Interesse irgend welcher Art daran. Hatte er doch seine Zeitschriften schon lange, bevor er an den Kampf um die Caution auch nur dachte, Anderen übertragen, wie er denn das Freidenkerblatt „The Investigator“ überhaupt nur von Anfang 1858 bis Ende 1859 redigirte und auch die 1860 gegründete, eine Zeit lang von ihm redigirte und später von ihm angekaufte politische Zeitschrift „The National Reformer“ zu jener Zeit Anderen übergeben hatte, da er mit seinen Rechtskämpfen, seinen lectures, seinen weit über hundert kleineren theologischen und politischen Flugschriften und größeren Werken dermaßen mit Arbeit überhäuft war, daß er sich selbst bei seiner geradezu verblüffenden Arbeitskraft nicht um die Redaction regelmäßig erscheinender Publicationen bekümmern konnte. Um aber eine Handhabe zu besitzen, den Cautionsstreit in der ihm einzig zusagenden Weise durchzuführen, nämlich wieder einmal den Stier mit dem rothen Luche zu reizen und dann direct bei den Hörnern zu packen, und zugleich nebenbei ein möglichst weittragendes Sprachrohr für seine politisch radicalen und antikirchlichen Auslassungen zu haben, gab er jetzt ein neues Journal heraus (ich meine, es war eine Wiederbelebung der ursprünglich von Holyoake gegründeten, dann aber eingegangenen Wochenschrift „The Freethinker“). Er bekämpfte u. A. darin die damalige conservative Regierung Disraelis, und zwar, nachdem er den betreffenden Behörden in aller Form schriftlich, wie auch in seinem Journale angezeigt hatte, „er beabsichtige nicht, die zwar durch ein Gesetz, aber ein schlechtes und abschaffungswerthes Gesetz, geforderte Caution zu zahlen, um die Regierung zu zwingen, gegen ihn vorzugehen und ihm so die Gelegenheit zu geben, das verabscheuenswerthe, eines freien Volkes unwürdige und seine Wortführer knechtende Gesetz aus der Welt zu schaffen.“

Zunächst beschränkte sich die Regierung darauf, seine Angriffe zu ignoriren. Sie hoffte, er werde auch dies Journal bald wieder abgeben; und mit seinem Nachfolger, wer es auch sei, glaubte sie leichter fertig zu werden als mit Bradlaugh. Disraeli hatte sich eben nicht die Motive klar gemacht, aus denen Bradlaugh das Journal erscheinen ließ, und vergessen, daß dieser Mann niemals in seinem Vorstürmen nachließ, ehe er das Ziel erreicht hatte! Schließlich war die Regierung gezwungen, den Kampf aufzunehmen.

Sie forderte Bradlaugh auf, 800 Pfund = 16 000 Mark Caution zu bestellen . . . und hätte sie nach Erscheinen der ersten darauf folgenden Nummer sicher eingezogen. Bradlaugh lehnte kalthertzig ab, der Aufforderung nachzukommen. Nun verbot ihm die Regierung, die Zeitung weiter erscheinen zu lassen . . . und Bradlaugh hatte, was er wollte! Er ließ die Zeitung nicht eingehen, druckte vielmehr auf den Kopf der nächsten, in 500 000 Exemplaren über das ganze Königreich verbreiteten Nummer mit großen, blutrothen Buchstaben so auffallend wie nur möglich die Worte: Printed in defiance of Her Majesty's Government (gedruckt in Herausforderung Ihrer Majestät Regierung)! Natürlich erhielt er einen Strafantrag, der auf eine ganz colossale Summe lautete; aber, merkwürdig, höchst merkwürdig! nach mancherlei gerichtlichen Proceuren erklärte die Regierung durch ihren Vertreter, sie verzichte darauf, eine Jury zu bilden . . . und der Proceß war ins Wasser gefallen! Wahrscheinlich, weil die Regierung Grund hatte zu der Annahme, sie würde doch keine Jury zusammenbringen können, welche bereit wäre, die auch von den Conservativen noch stärker als selbst der „freethinking radical“ Bradlaugh verabscheute „Knebelung der Presse durch eine Caution“ in Form einer Beurtheilung ihres Bekämpfers vor dem Lande zu vertheidigen.

Dann kam an Stelle Disraelis Mr. Gladstone ans Ruder, 1869, und der liberale, sich damals sehr radical geberdende Ministerpräsident nahm den Proceß gegen Bradlaugh wieder auf. Zunächst freilich versuchte Oib Gladby, dem bei der ganzen Sache gar nicht wohl war und auch angesichts der Mißliebigkeit der Zeitungscaption nicht wohl sein konnte, „die Sache unter der Hand todt zu machen“. Das mißlang aber total. Nun versuchte „the old Grand Man“ etwas Anderes. Er hatte ehemals dem law-alterer Bradlaugh in Bezug auf dessen Thätigkeit zu Gunsten der damals wirklich beneidenswerth behandelten Freu einen höchst schmeichelhaften Brief geschrieben und meinte, er stände gut genug mit Bradlaugh, um etwas wagen zu können. Da er nun nicht nur einen Proceß zur Aufrechthaltung der allgemein im Volke verhassten Zeitungscaption, sondern vielleicht noch mehr die so oft erprobte Energie, die glänzende Febergewandtheit und geradezu einzig dastehende Nebemächtigkeit des „Gesetzesübertreters“ schaute, so hatte er die . . . Kühnheit, diesem durch den Mund des Attorney-Generals Collier (des dritthöchsten Justizbeamten des Königreichs) anzubieten, er wolle den Proceß einstellen lassen und auch die Strafgeelder niederschlagen, wenn Bradlaugh seine Zeitung eingehen lasse und erkläre, daß er im Unrecht sei. Bradlaugh weigerte sich, obgleich er den liberalen Ministerpräsidenten vor der Öffentlichkeit nach Möglichkeit schonte, und der Proceß nahm seinen Lauf. Aber Bradlaugh war nicht ohne Grund zu dem Rufe eines der ausgezeichnetsten englischen Gesetzeskenner gekommen: Der ehemalige Kohlenträger und Advocatenreiber wies den gelehrten Perrücken auf der Richterbank Formfehler über Formfehler, Verstöße gegen das „statutarische“ Recht wie

gegen das common law (das sogen. „ungefährte“ Recht) nach und . . . die Regierung konnte trotz aller Anstrengungen und der unerhörtesten Beeinflussungen keine Verurtheilung erlangen — der Proceß wurde stillschweigend eingestellt! Natürlich bot das dem „Regierungstroker“ Bradlaugh die Handhabe, genau so wie beim Kampf gegen den Zeugeneid, durch seine parlamentarischen Gesinnungsgenossen und die auch in den anderen Parteilagern zu findenden Gegner der Zeitungscanition auf die officielle Abschaffung dieses Preßgängelbandes zu dringen, und seit der Zeit ist die englische Presse nicht nur dem Namen nach, sondern in der That frei!

Von der Zeit an hatte Bradlaugh eine Partei hinter sich. Denn so verschieden seine bisher zerstreut nach seinem Vorbilde kämpfenden Anhänger auch in ihren theologischen und politischen Glaubensbekenntnissen waren, zwei Forderungen waren ihnen doch Allen gemeinsam, und diese ketteten sie jetzt aneinander: einmal die Forderung der „Volksfreiheit“ (worunter sie die „Führung des Volkes durch das Volk“ im Sinne eines „much advanced liberalism“, also durch radical-liberale Politiker in Parlament wie Regierung verstanden) und zweitens die Forderung der „religiösen Freiheit“, die Jedem, dem kirchlich Gläubigen wie dem Atheisten, die gleichen Rechte gewährt und das gleiche Ansehen beläßt. Die sich nun enger und enger zusammenschließende Bradlaugh-Partei forderte mit dem Letzteren nicht etwa, daß der Staat von staatswegen „die Religion abschaffe“, sondern verlangte nur, der Staat solle dafür sorgen, daß ein Jeder ohne Schädigung und Beeinträchtigung glauben oder nicht glauben dürfe, was er wolle (resp. nach seiner ja über der Willens-Sphäre stehenden Ueberzeugung glauben müsse), verlangte also, daß der Staat an einem Grundsatz festhalte, der mit einem neueren social-demokratischen Schlagworte bezeichnet, lauten würde: Religion ist Privatfache des Einzelnen und geht als solche weder den Staat noch irgend einen Andern etwas an.

Durch eine solche Formulirung der Forderung der „religiösen Freiheit“ allein war es möglich, daß sich außer den zu einer ungeheuren Anzahl angegeschwollenen Atheisten auch die Secularisten und Unitarier, wie eine Menge von Secten verschiedenster Art zu Bradlaugh hielten, ihn in seinen Bestrebungen unterstützten und schließlich den keineswegs danach besonders lüsternten Bradlaugh zu bestimmen wußten, die Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen im Parlamente anzustreben. Dieser Wunsch wurde lauter und immer lauter, bis Bradlaugh sich ihm nicht mehr entziehen konnte, auch nach und nach bei näherer Beschäftigung mit dieser Idee nicht mehr entziehen mochte. Das Verlangen, Bradlaugh solle einen Parlamentsitz einzunehmen suchen, ging, so befremdend das für den ersten Augenblick auch scheinen mag, weniger von dem politischen Theil seiner Anhänger als von den mit den kirchlichen Verhältnissen Unzufriedenen aus, und es vereinigten sich in diesem Verlangen alle die verschiedenen Secten, welche Bradlaugh als den Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im wahren Sinne ansahen, sowohl die atheistischen Ver-

einigungen als auch die Gemeinde der Unitarier, Secularisten u. s. w., zu deren Mitgliedern theils Gottesleugner, theils Gottesgläubige gehörten.

Wie es kam, daß gerade eine so merkwürdige Toleranz zwischen den Gläubigen und Ungläubigen in einer Secte Platz greifen konnte, es wäre interessant zu schildern; und diese Schilderung würde wohl auch Vieles in der öffentlichen Laufbahn Bradlaugh's für uns Deutsche besser verständlich machen; sie würde mich jetzt indeß zu weit ab führen von meinem eigentlichen Thema, und so möge es genügen, wenn ich, um ein Beispiel anzuführen, darauf hindeute, daß der entschiedenste Atheist Bradlaugh eines der angesehensten Mitglieder u. A. der in ihrer Mehrzahl gottgläubigen Secularisten war und häufig genug an deren Sitzungen, „Andachten“ und Festen Theil nahm. Ich selber bin dort bei besonderen Gelegenheiten mehr als einmal mit ihm zusammengetroffen und erinnere mich zum Exempel, mit ihm nach beendigter „Andacht“ während eines von der Secularisten-Gemeinde mehr nach deutscher als nach englischer Weise gefeierten Weihnachtsfestes unter den breit ausladenden Nesten riesiger, kerzenstrahlender Tannenbäume gesprochen und bald darauf an seiner Seite ein englisches Weihnachts-Vorrecht der Herren ausgenützt zu haben, das Vorrecht nämlich, unter dem von jedem Thürbalken resp. von der Saaldecke herabhängenden Mistelzweige junge hübsche Damen zu attrapiren, resp. sie auf irgendwelche ganz abgefeimte Art dorthin zu locken, und dann herzhast abzuküssen.

Alle diese Gemeinden, die über das ganze Königreich zerstreut waren, im innigsten Zusammenhange mit den radicalen politischen Vereinigungen, beschloßen im Jahre 1868 Bradlaugh als Candidaten für das Parlament aufzustellen. Sie glaubten sich machtvoll genug, um Bradlaugh mit Glanz durchzubringen. Aber sie hatten denn doch die Macht der Gottesgläubigkeit und die Macht der Tradition unterschätzt, der zufolge das englische Volk Jahrhunderte lang in einem Atheisten etwas nicht viel weniger Entsetzliches sah als Seine Höllische Majestät selber, und sie hatten vor allen Dingen die Macht der mit rücksichtsloser Frechheit auftretenden Verleumdung unterschätzt! So kam es, daß Bradlaugh bei seinem Candidaten-Debüt nicht glänzend durchkam, sondern im Gegentheil glänzend durchfiel: er erhielt nur 1100 Stimmen; denn die überwiegende Mehrzahl der Sandwicher Wähler, die dem bisher in so vielen wichtigen Dingen erfolgreich gewesenem, heißblütigen Vorkämpfer für die Volksfreiheit und den Zerschmetterter des Aberglaubens wie der Pfaffenwirthschaft gern ihre Stimme gegeben hätten, schauderten denn doch vor diesem entsetzlichen „Gottesherausforderer“ zurück, von dem während des Wahlkampfes tausendfältig, mündlich wie in Schrift und Druck, die Geschichte von der in Northampton „in defiance of the Lord“ aus der Tasche gezogenen Uhr erzählt wurde. Damals that das Märchen zum ersten Male seine Wirkung, trotz der sofort gegen den abscheulichen (leider vor Austrag des Processes gestorbenen) Urheber der Verleumdung angestregten Klage, und es hat nicht aufgehört, seine Wirkung zu thun, bis Bradlaugh begraben ward! Auch an

dem Scheitern des zweiten Versuches Bradlaugh's, einen Sitz in dem herrlichen Palaste gegenüber Westminster-Abbej einzunehmen, trug das Märlein einen großen Theil der Schuld, worauf hier nur im Vorübergehen hingewiesen sein soll.

Inzwischen war der 4. September 1870 herangekommen, an welchem, zwei Tage nach Sedan und einem nach der Proclamirung der französischen Republik, Bradlaugh einen Schritt that, der zwar wieder sein fast überforschtes „Inszuggehen“ für seine Ideale, aber auch zugleich seine ganze Kurzsichtigkeit in Bezug auf die äußere Politik offenbarte, ja, ihn demselben Donquixotismus verfallen zeigte, in den sich auch, bei der nämlichen Gelegenheit und aus denselben rein idealen Gründen, leider der alte Garibaldi hineingeritten hatte: Bradlaugh ließ zwar nicht, wie dieser, „sein siegreiches Schwert“, wohl aber seine Feder wie seine, viele Tausende von Guineen an „Diebesgaben“ zusammenbringende lobernde Beredsamkeit der Sache Frankreichs, oder vielmehr der Republik Frankreich, von der er sozusagen eine Ummwälzung Europas erwartete, dieser Republik, die er im Jubelrausch über den Sturz des von ihm gründlich gehaßten Kaisers Napoleon in einem zauberischen Lichte sah und lange Zeit nicht aufhörte zu sehen, trotzdem ihn seine weitsichtigeren Freunde ernstlich vor diesem hier geradezu phantastischen Optimismus warnten, der nur zu deutlich bewies, daß ein sonst klar denkender, sehr ernsthaft zu nehmender Mann (und in diesem Falle ein sehr erfolgreicher Streiter auf dem Gebiete der inneren Politik) in eine direct lächerliche Umschleierung des Blickes geräth und zu fast kindischen Urtheilen kommt, wenn er die ihm ferner liegenden Dinge nur durch die Principienbrille ansieht! Die Verkörperung der Volksfreiheit erblickte Bradlaugh in der französischen Republik; er jauchzte auf bei der Nachricht von ihrer Proclamirung und ließ sich in seiner Starrköpfigkeit auch nicht um eines Haares Breite von der einmal vorgefaßten Meinung abbringen, selbst nicht durch die ernstlichsten Vorhaltungen des von ihm hoch verehrten, sich auf die preußisch-deutsche Seite neigenden Mazzini, dessen jahrealte, innige Freundschaft ihn diese Bejubelung und werththätige Unterstützung der französischen Republik kostete. Ach, und das war noch bei Weitem nicht das Schlimmste an der Sache! Denn nur zu bald sah Bradlaugh ein, wie er sich geirrt, indem er seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, die Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen, seine absolute Uebereinstimmung von Wort und That, auch bei allen Anderen voraussetzte; nur zu bald erkannte er, daß die Mehrzahl der Menschen, welche er für die Heraufbringer einer neuen Menschheitsmorgenröthe gehalten, die größten Scheufale, die ekelhaftesten Bestien, die Vollbringer unsagbarer Gräueln waren, und daß die an diesen Gräueln minder oder gar nicht schuldigen Genossen jener Unmenschen, welche ihn vorher Heroen oder zum mindesten Männer in des Wortes vollster Bedeutung dünkten, Jämmerlinge und Schwächlinge waren! — Mit aufrichtiger Betrübniß gestand er mir einige Jahre darauf ein, wie furchtbar ihn die

Erkenntniß seiner Selbsttäuschung gewesen, und er erging sich in zwar harten, aber nur allzu gerechten Urtheilen über eine Anzahl von Männern, die sich als wahre Vaterlandsfreunde von todverachtender Tapferkeit, als echte Republikaner aufgespielt hatten — Leute, die er zum Theil für kraftbegabte Staatsmänner gehalten — sich aber dann „zu seiner tiefsten Beschämung als bloße wortschwellige Schwärzer mit Mund und Feder, selbstjüchtig-eitle und dabei feige Patrone, sammt und sonders als großmäulige Prahlhänse oder als Speculanten in Patriotismus erwiesen hätten.“

Ueber das Gefühl dieser Beschämung halfen ihm selbst nach so langer Zeit weder die echt französisch schmeichelhaften Briefe der „Koryphäen der Republik“, noch auch half ihm das in die tiefste Tiefe seines Schreibtisches vergrabene Diplom als Bürger (oder Ehrenbürger?) der Republik Frankreich hinweg, und er schloß sein selbstgrimmes Bekenntniß mit den Worten: „Don't let's talk about it any longer! I was a downright fool, then!“*)

Ich sagte es schon vorhin, Bradlaugh habe Napoleon III. gründlich gehaßt (während er mit dem jüngst verstorbenen „republikanischen Prinzen“ Jérôme Napoleon auf sozusagen freundschaftlichem Fuße stand); aber wohl noch mehr als den Franzosenkaiser haßte Bradlaugh den Kronprinzen von England — den damals sehr verschwenderischen und übermäßig lebenslustigen Prince of Wales — und sodann noch, ebenso stark, „the count Bismarck“. Den Letzteren haßte er „als den Unterdrücker der Volksfreiheit“, als „den Verhinderer der Entwicklung freier Männer in Deutschland“.

Den Prinzen von Wales befehdete Bradlaugh von Anfang seines (Bradlaugh's) öffentlichen Auftretens an, hauptsächlich wegen der zu jener Zeit wirklich nicht gerade fürstlichen Lebensweise des Prinzen, und Bradlaugh's Angriffe wurden desto heftiger, je öfter . . . das Parlament des Prinzen Schulden bezahlen mußte. Soviel ich mich erinnere, ist das drei Mal in Form von Bewilligung eines Extrazuschusses zu der ohnehin recht reichlichen Apanage geschehen. Als der Prinz lebensgefährlich erkrankte, schwieg Bradlaugh; aber als der Prinz gesundet war, im Herbst 1876 oder im Frühjahr 1877, und ein Dankgottesdienst in der mächtigen Sankt Paulskirche unter ungeheurer Betheiligung von . . . Eingeladenen abgehalten wurde, die auf den blumenbestreuten Straßen und an guirlandenbehängten Häusern vorüber zur Kirche fahren konnten, weil die City-Corporation für eine „würdige Anschmückung“ Sorge getragen hatte, da regte sich der ganze gigantische Troß des atheïstischen Republikaners Bradlaugh, und er hielt am nämlichen (oder nächsten) Abende eine von mehreren Tausenden besuchte „Massen-Protestversammlung“ ab, welche einstimmig die vorgeschlagene Resolution annahm: „In Erwägung 1., daß . . ., in Erwägung 2., daß . . . in Erwägung 3., daß der Prinz von Wales durch keine

*) Neben mir nicht mehr drüber! Ich war eben damals ein completer Narr!“

einzig Handlung in seinem ganzen Leben dem englischen Volke Ursache gegeben hat, aus Anlaß seiner Genesung einen Dank-Gottesdienst abzuhalten, wohl aber durch viele Handlungen und fortbauernnd die höchste Unzufriedenheit der ganzen Nation hervorgerufen und ihre Langmuth längst erschöpft hat, beschließen die hier u. s. w., u. s. w., u. s. w. versammelten Tausende einstimmig (wie durch Gegenprobe und die Frage nach Enthaltung von der Abstimmung bewiesen wurde), ihre tiefe Entrüstung über diesen Mißbrauch einer sehr seltenen, nur für wirklich verdiente, in der That würdige und nützliche (useful) Persönlichkeiten eingerichteten Institution öffentlich bekannt zu geben und zugleich in eben derselben Entrüstung gegen den namenlosen Mißbrauch des Vorgebens zu protestiren, daß die in St. Paul's inscenirte byzantinische Kundgebung angeblich im Namen des ihr gänzlich fernstehenden und sie in keiner Weise billigenden englischen Volkes geschehen sei!"

In der That, dieser auf (indirecten) Wunsch des Hofes von der Regierung und dem Lord-Mayor nebst den Aldermen anberaumte Thanksgiving-Service in St. Paul's war byzantinisch in seiner förmlich theatralischen mise-en-scène; ich kann es bestätigen, denn ich habe ihn auf eine der wenigen an Deutsche gesandten Einladungen hin selber mitgemacht. Und ebenso kann ich aus eigener Anschauung bestätigen, daß das eigentliche Volk, nicht etwa nur die Plebs, ganz anders über die Sache dachte, als die „upper ten“, die oberen Zehntausend dachten oder doch wenigstens darüber zu denken vorgaben. Ich darf direct behaupten, daß sich vor der Paulskathedrale während, vor und nach dem Gottesdienste bei den zu Hunderttausenden in den sonst so sonntagsstillen Straßen der City auf- und abfluthenden Massen ganz etwas Anderes als Freude über die Genesung des zu jener Zeit wohl nur in seinen engeren Kreisen beliebten Thronfolgers zu erkennen gab, daß eine Stimmung über den „unangebrachten Thanksgiving-day“ vorherrschte, die in ihren Aeußerungen sogar vor offenbaren Rohheiten und Niederträchtigkeiten nicht zurückschreckte. Zu diesen zweifellosen Rohheiten gehörte z. B. der Gegenhock gegen den Verkauf der extra auf diesen Tag aus Bronze und Weißmetall geschlagenen „Jubel-Medaillen“: nämlich der Massen-Abfaß billiger, meist in Zinn oder Bronze gegossener „anti-jubilee-medals“, die auf der Aversseite den Kopf des Thronfolgers und auf der Reversseite den trotz der Karikirung noch immer schönen Kopf einer damals beim Prince of Wales, neben Anderen, ganz besonders beliebten Dame zeigten, während die Umschrift von dem „disaster“ (Unstern, Katastrophe) sprach, welcher das englische Volk befallen . . . nämlich durch die Genesung des Kronprinzen! Zu diesen Rohheiten gehörte ferner der Straßenverkauf von Karikatur-Blättern, „Thanks-givings-Muntern“ untergeordneter Witzeblätter und zum Theil broschürenartig angeschwollener Pamphlete, z. B. der Verkauf eines für diesen Tag verfaßten Gedichtes aus der Feder eines zwar dichterisch hochbegabten, aber gesellschaftlich stark heruntergekommenen ehe-

malignen Kriegsschiffskapitäns, der mit dem Teufel der Trunksucht Jahrzehnte lang einen Riesenkampf führte, aber immer und inuner wieder unterlag, wenn er ihn gerade besiegt glaubte. Dieses in einer Periode äußerster Enthaltensankeit, völligen Temperenzlerthums geschrieben, mit den bekannten Pseudonym-Chiffren des Verfassers „B. V.“ unterzeichnete Gedicht gegen den Kronprinzen enthielt auch eine Strophe gegen die Königin, von der der Verfasser als von einer „stuffed goose“, einer ansgestopften Gans sprach, weil sie anscheinend nur da zu sein hätte, ohne etwas für ihre Apanage zu leisten, und ihr Nichtsthun mit der Trauer um den vor Jahren erfolgten Tod ihres Gemahls beschönige, während ihr doch das englische Volk all die Jahre über so und so viele Millionen Pfund Sterling für die ihr obliegende „königliche Arbeit“ gezahlt habe! — Dieses auch vom republikanischen Standpunkte aus geradezu scheusälige „Gedicht“ wurde in nahezu einer Million Exemplaren vor den Thüren der Paulskirche wie in ganz London verkauft; die Pressen waren trotz des Sonntags von früh an bis weit nach Mitternacht im Gange. Es „bewies“ ja die Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit der Monarchie wie ihrer Descendenz und wurde daher mit Enthusiasmus gelesen und überdies nach der zufällig passenden Melodie eines allgemein bekannten „Rigger-Minstrel-Songs“ gruppenweise laut von den Käufern gesungen, besonders während der Auffahrt und Abfahrt des Kronprinzen wie der Geladenen. Und wer es nicht ganz mitjang, der wiederholte wenigstens johlend den Refrain, der da lautete: „ . . . and therefore: — A tomb 's the best gift, the best thing — For's Highness our future King!“*)

Die Polizei hätte dem Allen jawohl trotz der Pressfreiheit und der Freiheit des „Gewerbebetriebes im Umherziehen“ ein Ende machen können; für solche Fälle stehen der Polizei aller Länder, auch der freiesten, ja stets Mittel und Wege zu Gebote; aber sie „was under ordres from headquarters“, und ihr Oberhaupt hatte hinwiederum strengen Befehl von der Regierung, nur bei den zur Verlesung der Aufruhracte geeigneten Ruhestörungen einzuschreiten: man wollte die Sache nicht schlimmer machen, und das wäre sicher der Fall gewesen, wenn die Polizei den Versuch gemacht hätte, das „freieste Volk der Erde“ in seiner Freiheit der Schmähung des Thronerben und der Königin zu behindern! Vielleicht hätte die Regierung weniger Federlesens zum Mindesten mit den Verkäufern der Medaillen und Pamphlete gemacht, wenn sie gewußt hätte, daß „der d . . . Bradlaugh“ nicht dahinter steckte. Denn zu seiner Ehre muß es gesagt sein: er beschränkte sich auf die Protestversammlung und war durchaus dagegen, Manifestationen anderer Art zu veranstalten. Er erklärte Das sogar in der Versammlung: Jeder müsse glauben dürfen, was er wolle, und wenn die Leute an Gott glaubten und

*) „ . . . und drum: — Ein Grab (resp. Erbbegräbniß mit Grabmal) ist das beste Geschenk, das beste Ding für S. Kgl. Hoheit unseren künftigen König!“

ihm für die Errettung des Kronprinzen aus offener Todesgefahr feierlich danken wollten, so habe Niemand Recht oder Ursache, sich dagegen irgendwie aufzulehnen. Was den Nicht-Gläubigen recht sei, das sei doch auch den Gläubigen billig! — Es gab sogar wegen des Gedichts einen Zwist zwischen Bradlaugh und B. V., wie mir Bradlaugh bald darauf erzählte — denn ich gab dem Dichter des schändlichen Schmähsoms deutlich zu verstehen, daß er für mich nicht mehr existire, und kann mich da also nur auf die Autorität Bradlaughs berufen, der mir zu einer Art von Ehrenrettung B. V.'s mittheilte, dieser habe den gesammten Reinertrag den Armen seiner Secte zugewiesen, trotzdem er selber in allerbitterster Armuth lebte. B. V. habe demonstrieren wollen und das auf eine recht häßliche, von allen Seiten stark getadelte Weise gethan; aber er hätte „kein Geschäft“ (no bargain) daraus machen wollen, noch auch gemacht, so glänzend das bei dem über Erwarten starken Absatz des Doppelblattes auch ausgefallen wäre. Und Das, allerdings, ist schon etwas für einen geborenen Engländer!

Ganz kurze Zeit danach war dem nun schon viele Jahre lang auch auf die Hebung der materiellen Lage der unteren Klassen hinwirkenden Bradlaugh eine der allerstärksten Ursachen der Noth und der mit der Noth fast immer eng verbundenen Trunksucht klar geworden.

Man konnte die Arbeiter vom Trunk, von den Gin-Palästen fernhalten, die strahlend und glitzernd an fast allen Straßenecken Londons wie der großen Fabrikstädte prangen und nicht nur durch ihre verlockend schön aufgebauten verschiedenartigen Schnäpse, sondern auch, im Winter, durch ihre Gratis-Wärme die durchgefrorenen armen Leute mit den ausgetrockneten Kehlen mit nahezu unwiderstehlicher Gewalt anziehen. Um die noch einigermaßen menschlichen Arbeiter überhaupt, also die noch nicht ganz versumpften und verhierten Angehörigen der „masses“, diesen Höllenpalästen abwendig zu machen, war nach Bradlaugh's fester Ueberzeugung das beste Mittel . . . die Heirath. Aber gerade diese in dem einen Punkte ja unzweifelhaft Gutes bewirkende Maßregel mußte den anderen Punkt, die Noth, nur noch steigern; nicht nur dadurch, daß eine Frau zu erhalten war (falls sich diese nicht etwa selber als Fabrikarbeiterin erhielt, wie dies ja in vielen der furchtbar über-völkerten Fabrikstädte meist der Fall ist), sondern viel mehr noch durch die sich gerade in den ärmsten Klassen am zahlreichsten einstellende Schaar von Kindern, die bei den armen Arbeiterfamilien nur selten satt gemacht und nie wirklich „erzogen“ werden können, in den meisten Fällen aber theils durch den Hunger getrieben, theils wegen der ungenügenden Beaufsichtigung frühzeitig auf eine schiefe Lebensbahn gerathen. Das sehr einfach zu stellende, aber schwer zu lösende Problem: wie kann man die unteren Klassen zu häufigerem Heirathen, und zwar zum Heirathen in möglichst frühen Lebensjahren, bewegen und dabei doch der durch die Kinder ganz ungeheuer vermehrten Noth wehren? Das konnte nur geschehen, wenn man den Arbeitern

wie überhaupt den auf schmale Mittel angewiesenen Leuten die Möglichkeit an die Hand gab, den Kindersegen sozusagen nach Maßgabe der vorhandenen Einnahmen zu reguliren, d. h. die unerwünschte, weil ruinirende Familien-Verstärkung auf einem vom Gesetz nicht verbotenen, gesundheitlich und moralisch nicht verwerflichen Wege hintanzuhalten! Aber wie das? Das war die große Frage! Es gab ja der Mittel genug. Aber sie waren zum Theil in jeder Beziehung verwerflich, wie das häufig genug in Frankreich . . . und auch in „discreten“ Fällen nicht gerade selten bei uns wie in aller Welt angewandte Verfahren . . . oder sie waren, wenn nicht verboten und auch nicht schädlich, so doch in dem einen und dem anderen Punkte nicht empfehlenswerth!

Da kam Bradlaugh der Zufall zu Hilfe. Auf einer Vortragsreise durch Nordamerika (das er wie Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. mehrmals besucht und in seinen socialen Verhältnissen eifrig studirt hatte) kam ihm ein Buch des nordamerikanischen Arztes Dr. Knowlton in die Hände, welches „Fruits of Philosophy“ betitelt war*). Und in diesem Buche fand Bradlaugh das so lange gesuchte Mittel zur Verhinderung der Uebersvölkerung angegeben, ein Mittel, gegen welches sich keinerlei wie auch immer geartete Bedenken und Einwände geltend machen ließen.

Ich muß mich über dieses Thema kurz fassen; denn ich weiß nicht, ob mir nicht bei näherem Eingehen darauf am Ende ein ebenso großer und ebenso ruinöser Proceß erblihen würde, wie er schließlich trotz der Pressfreiheit gegen Bradlaugh angestrengt wurde — in Deutschland würde man es vielleicht, ungeachtet des Verfassungsparagraphen: „Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung in Wort, Bild und Schrift frei auszusprechen“, nur einem Arzte, und zwar nur in einer rein wissenschaftlich-medicinischen Schrift gestatten, über facultative Sterilität zu schreiben und dabei Mittel zur Herbeiführung derselben zu nennen! Also kurz gesagt: Bradlaugh gab das Buch in England neu heraus und verfaß es mit einer Vorrede, die in eindringlichen und überzeugenden Worten auf den geradezu volksbeglückenden, dem Glende der unteren Klassen zu steuern trachtenden Zweck des Buches hinwies. Diese Vorrede war nun weder von Bradlaugh allein verfaßt, noch auch von ihm allein unterschrieben. Als Mitverfasserin derselben wie als Mitherausgeberin des Buches figurirte auf dem Titelblatte außer Bradlaugh auch noch eine Dame. Das sollte den Zweck haben, gleich von vornherein aller Welt zu zeigen, daß selbst ein Frauengemüth an der Sache keinen Anstoß zu nehmen habe, daß das Buch zu wichtig sei, als daß nicht selbst eine Frau die natürliche Scham bei Seite setzen und „trotz alledem und

*) „Früchte der Philosophie.“ Unter philosophy versteht man in Amerika wie in England allgemein (mit Ausnahme des Gelehrtenstandes) die Natur-Philosophie resp. direct die eigentliche Naturwissenschaft.

allem“ öffentlich eine so heikle Materie vertreten und für die Bestrebungen des Neuherausgebers Propaganda machen mußte.

Ich füge hinzu, daß dieses Buch so decent geschrieben ist, wie es bei einer populär-wissenschaftlichen Schrift über solch ein Thema nur irgend zu ermöglichen ist. Es enthält theils eine Belehrung über Bau und Functionen einzelner Partien des menschlichen Organismus, theils Hindeutungen auf die Art und Weise, deren Erkrankungen zu vermeiden resp. sie zu heilen, und schließlich eben die Ansichten des Verfassers wie Neuherausgebers über eine auf gesetzlich, sittlich und gesundheitlich unanfechtbarer Grundlage beruhende, überdies leicht anwendbare und dabei nicht indelicate Methode zur Erzielung der Sterilität in jedem gewünschten Falle.

Das Buch hatte einen Kiesenabsatz, wie man sich denken kann, wurde aber eine Zeit lang von Polizei und Gerichten mit gutem Fug so wenig beachtet, wie alle übrigen Bücher und Broschüren ähnlicher Art. Mit der Zeit jedoch erregte es in gewissen Kreisen Anstoß, daß die (in einem dem Publikum allerdings nicht ganz klaren, aber nach meinem Wissen von der Sache durchaus nicht tabelnswerthen Verhältnisse zu Bradlaugh stehende) Mrs. Anny Besant, die Wittwe eines presbyterianischen Pastors, „die ganze Frauenwelt beleidige, indem sie solche obscönen Schriften unterzeichne, um zu zeigen, daß Frauen davor keine Schen zu haben brauchten“. Das war vorauszusehen, und es gehörte schon ein überaus starker Wagemuth dazu, gerade bei dem Thema einen Sturm der „beleidigten Sittlichkeit“ auf sich herabzubeschwören. Es wäre wohl allermindestens ebenso gut gewesen, wenn Frau Besant ihre Finger davon gelassen hätte: Das Buch wäre trotzdem in die Hände Derer gekommen, welche ein materielles Interesse an der Sache hatten, und vielleicht weniger häufig in die Hände von Frauen und Mädchen, welche sich sozusagen nur theoretisch dafür interessirten — denn eine Menge solcher Damen kauften das Buch, wo sie es nur kriegen konnten, ja, wenn sie es nicht kaufen konnten, so entführten sie es heimlich, wo es ihnen etwa beim Durchstöbern irgend einer privaten Bücherei aufstieß, wie z. B. auch mir ein Exemplar des Werkes von einer jungen, gänzlich unverheiratheten Dame, noch dazu in unserem pruden Deutschland, einfach „ausgespannt“ wurde!

Es gab aber bald noch andere „Steine des Anstoßes“, als Mrs. Anny Besant. Der größte davon war der, daß ein speculativer Buchhändler in Birmingham viele Tausende von Exemplaren dieses Buches, um seinen Absatzkreis auf das denkbar Weiteste auszudehnen, in den von der Beschreibung jener einzelnen Organe handelnden Capiteln mit Zeichnungen durchschießen ließ, die ganz sicher weniger texterläuternd als lasciv waren. Der hierdurch erregte Anstoß war begreiflicherweise sehr stark und höchst berechtigt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß die zahlreiche Schaar der Feinde Bradlaugh's diesen Umstand ausnützte, um, nicht etwa dem speculativen

Buchhändler, nein, dem von der Sache gar nichts ahnenden Bradlaugh wie seiner „Maitresse“ Besant einen Proceß „wegen strafbarer Obscönität“ an den Hals zu hängen!

Es gab einen Monstreproceß, bei welchem sich Bradlaugh zwar mit bewundernswerther Geschicklichkeit vertheidigte, wie ich als Augenzeuge versichern kann, nichtsdestoweniger aber sammt seiner „Freundin“ verurtheilt wurde, zu einer colossalen Strafsomme und in noch größere Kosten. Der Proceß hatte ihn trotz resp. wegen des Einspringens seiner Freunde wieder pfenniglos gemacht und in Schulden gestürzt, noch bevor er in zweiter Instanz gegen das Urtheil angehen konnte. Als das geschah, kam die ganze Gesetzeskunde dieses ungelehrten Advocaten zum Vorschein: es gelang Bradlaugh wiederum, den gelehrten Perrücken (die richterlichen Beamten, Anwälte u. s. w. tragen noch heute ihre Rothenperrücken) einen schweren Formfehler nachzuweisen, und der Proceß „fiel in die Themse“ . . . entweder war ein Rückverweisen an die erste Instanz nicht möglich oder aber man ließ, wie schon mehrfach „in Sachen contra Bradlaugh“, die Angelegenheit „aus höheren politischen Gründen“ stillschweigend im Sande verlaufen. Der wackere Buchhändler, durch dessen Schuld die ganze Geschichte gekommen war, blieb vollständig unbehelligt: er hatte etlichen angesehenen Persönlichkeiten, darunter hochstehenden Männern der Hierarchie, die Versicherung abgegeben, daß er keineswegs ein Freund Bradlaughs und Befenner seiner Theorien sei, daß er nur geschäftlich gehandelt und geglaubt habe, dabei auf dem Boden des Rechts zu stehen, und so wurde die Verfolgung nicht auch auf ihn ausgedehnt (resp. stillschweigend eingestellt), zumal der Mann hoch und heilig versprach, „die abscheulichen Schriften dieses awful anti-churchers“ sammt und besonders zu verbrennen. Es sollen freilich nur noch wenige Exemplare für dieses Autodafé übrig gewesen sein!

Die nächste und letzte Periode im Leben des „Kämpfers Bradlaugh“ wird am besten zu bezeichnen sein als die des Kampfes um seinen Parlamentsitz. Ich sage absichtlich nicht um „einen“, sondern um „seinen“ Parlamentsitz. Denn trotz aller Machinationen seiner Gegner, trotz persönlicher Verunglimpfungen der schändlichsten Art, trotz der Aufstachelung der englischen Brüderie, welcher namentlich Bradlaughs Verhältniß zu der als begabte Schriftstellerin wie brillante Volksrednerin, damals wenigstens, für eine Frauenemancipation im vernünftigen Sinne wirkenden Mrs. Besant benuncirt wurde — trotz alledem hatte Bradlaugh, dank seiner Energie, seiner unantastbaren Redlichkeit, seiner Erfolge um die Aufklärung des Volkes wie um die Hebung der rechtlichen und materiellen Lage der unteren Klassen seinen Gegenkandidaten in Northampton 1880 geschlagen und hätte nun, nachdem auch die Wahlprüfung nichts dagegen zu Tage gefördert, unbeanstandet seinen Sitz einnehmen können . . . wenn er sich dazu herbeigelassen hätte, den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Er that es nicht, verlangte, daß man ihm ein „Gelöbniß“

an Eidesstatt erlaube, und so kam's — es ist ja noch in Aller Gedächtniß — daß er nicht nur mit Gewalt durch die Specialpolizei des Parlaments aus dem Hause geführt wurde, sondern auch von einem an der ganzen Sache unbetheiligten Herrn Miller, der nicht einmal Parlamentsmitglied, sondern einfach ein Bradlaugh-Hasser war, auf Grund eines uralten Gesetzes verklagt wurde „wegen unbefugten Betretens des Hauses“ und für jede Sitzung 5000 Pfund Strafgeelder zu zahlen auferlegt bekam. Herrn Miller wurde die Sache allerdings sehr verleidet, denn er wußte in seiner aufgeheizten Unschuld in dem Gesezgewirre seines Vaterlandes nicht so gut Bescheid wie der Mann, den er haßte: Bradlaugh kehrte den Spieß um und ließ Herrn Miller gehörig bestrafen — ebenfalls auf Grund eines sonst von aller Welt vergessenen alten Gesetzes, nach welchem Jeder, der sich von Anderen zu einer Anklage aufreizen läßt, mit mindestens so und so viel Geld oder gar Gefängniß bestraft werden muß!

Inzwischen hatte Bradlaugh einen Schritt unternommen, der sicher nicht aus ihm selber hervorgegangen war und ihm die Sympathien vieler kostete. Seine getreuen Wähler von Northampton verlangten von ihm, er solle den Eid ablegen, falls er es etwa nicht fertig brächte, binnen kurzem den Eid auch im Parlament wie vor Gericht durch das „Geldbniß“ zu ersetzen. Da ihm nun die Unterhausmajorität als offenkundigem Atheisten die Ablegung des Eides verweigert hatte, so trat er eines Tages, gleich nach Beginn der Sitzung, an den Tisch des Hauses und . . . legte, ehe es Jemand hindern konnte, den Eid in der vorgeschriebenen Form auf die Bibel ab. Das war sicher nicht correct, da er vordem oft genug erklärt hatte, er lege dem Eide gar keine bindende Kraft bei, die Bibel sei ein Buch wie andere Bücher, er glaube nicht an den Gott, bei welchem er zu schwören habe! — Es gab einen Heiden-Scandal in dem „hohen Hause“, und Bradlaugh mußte sich zurückziehen. (Es kann übrigens auch sein, daß er bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit den Fäusten der Parlamentswache machte; ich erinnere mich des Datums dieser Gewaltmaßregel nicht genau.)

So dauerte der Kampf gegen die Majorität jahrelang, bis endlich die Majorität selber desselben müde ward und nicht mehr dagegen protestirte, daß Bradlaugh auf seinem Sitze „das thue, wozu ihn die Majorität der Wähler in's Unterhaus geschickt hätte.“ Es kam das Jahr 1885 und in ihm eine Neuwahl heran. Bradlaugh wurde wiedergewählt und nahm im folgenden Jahre bei Beginn der Session nicht nur unbehelligt seinen Sitz ein, sondern es wurde auch kein Protest mehr dagegen erhoben, als er gleich den anderen Mitgliedern des Hauses an den Tisch trat und auf die vom Mr. Speaker, dem Präsidenten, auch ihm vorgehaltenen Bibel den Abgeordneteneid ablegte. Vielleicht hätte er es doch noch durchgesetzt, daß auch hier an Stelle des Eides officiell die einfache „confirmation“ zugelassen wurde, wenn er nicht darüber hinweggestorben wäre.

Die Abgeordnetenthätigkeit Bradlaugh's wird hauptsächlich durch seine Bestrebungen bezeichnet, für die unteren Klassen und für die „Verbesserung der Geseze“ zu sorgen, so wie durch die zum Theil erfolgreichen, im Verein mit seinem Freunde Labouchere unternommenen Bestrebungen, die Klassen des Landes von Lasten zu befreien, welche die Klassen keines anderen Landes zu tragen haben. Beide Abgeordnete brachten nämlich die theilweise auch zur Annahme gebrachten Anträge ein, durch eine anständige Summe die Pensionen abzulösen, welche in früherer Zeit, oft sogar in früheren Jahrhunderten, verdienten Männern für sich und ihre Nachkommen zugewilligt worden waren, wodurch dem Lande eine ungeheure Kostensumme Jahr für Jahr erwuchs, ohne daß ihm dafür irgend etwas geleistet wurde. England spart, Dank Bradlaugh und Labouchere, durch diese Ablösungen jetzt einen recht ansehnlichen Jahresbetrag! Sodann beantragten die beiden Radikalen, die von der Regierung gewünschte Erhöhung der Apanagen der Kinder des Kronprinzen abzulehnen; beantragten, die Erhöhung der Apanagen der Prinzessinnen-Töchter bei ihrer Verheirathung mit „deutschen Prinzen“ zu verweigern, also z. B. dem Regierungs-Antrage auf vergrößerte Apanagirung der Prinzessin (Luise?) von Teck, wie in jüngster Zeit erst der Prinzessin Beatrice-Battenberg keine Folge zu gehen. Hierin waren die „entsetzlichen Radikalen“ allerdings bis jetzt noch nicht in allen Punkten glücklich.

Aber auch in manch anderer Weise als nur in der oben angedeuteten machte sich Bradlaugh als Abgeordneter dem Lande nützlich, und so konnte es denn geschehen, daß er wenige Tage vor seinem Hinscheiden die fast unglaubliche Genugthuung erhielt, daß nicht allein seine Verdienste um das Land von Seiten des Unterhauses wie von Seiten der Regierung mit ehrenden Worten anerkannt wurden, nein, daß Unterhaus wie Regierung auch auf den eingangs schon erwähnten Antrag eines Abgeordneten eingingen, diejenigen Seiten in den Parlamentsprotokollen zu streichen, in welchen die (wider alles Recht geschehene) Eidesverweigerung und die Gewaltthaten gegen Bradlaugh verzeichnet waren. Somit hat der „Kämpfer“ Bradlaugh noch ganz zum Schluß seines streitvollen Lebens einen unerhörten Sieg erfochten, — es war der einzige, bei welchem der Gewinn daraus nur ihm zu Gute kam! In allen anderen Siegen gewann er lediglich für Andere. Für Andere war der Erfolg; der Kampf, die Arbeit aber, die dazu erforderlich gewesen, war allein für ihn: wenn Jemand nach dem Volksmärchen rieth, „man“ müsse der Katz eine Schelle um den Hals hängen, damit man sie schon von Weitem höre und sich vor ihr schützen könne, dann hatte Bradlaugh nicht die Märchen-Antwort bereit: „Well, bell the cat yourself“ (hängt doch selber der Katz die Schelle um!), nein, er war stets und jeden Augenblick bereit, eben zu Gunsten der Anderen „to bell the cat himself“, selber den Stranz zu wagen!

Und so ist es denn gekommen, daß der ehemalige Laufbursche und Rohlenträger als gefeierter Volksmann und auch von der Gegenpartei endlich

der ihm gebührenden Anerkennung gewürdigter Abgeordneter gestorben ist, nachdem er seinem Volke in einem Leben des Kampfes unbestrittenermaßen viel, sehr viel Gutes erwirkt hatte; so ist es gekommen, daß der Mann, der arm gewesen und arm gestorben, trotzdem wohl mehr als eine Million zur Vertheilung und zur Förderung der von ihm aufgestellten Ziele durch seine Hand gegangen ist, jetzt auf Grund öffentlicher Sammlungen ein großes Denkmal gesetzt erhält vor einem als Heim seiner Parteigenossen neu zu erbauenden mächtigen Gebäude; so ist es gekommen, daß, wie bekämpfenswerth man auch seine antikirchlichen Anschauungen und seine politischen Bestrebungen erachten möge, Jedermann, er gehöre zu welcher Partei er wolle, dem ehrlichen Manne Bradlaugh und dem lediglich für sein Vaterland, nie aber für sich wirkenden Politiker mit reinem Gewissen persönlich die höchste Achtung zollen muß!





Tod oder — ?

Aus dem Tagebuch eines Unglücklichen.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Wie so manche qualvolle, bange Nacht hatte ich auch in dieser stundenlang munter gelegen, ohne die so heiß ersehnte Ruhe zu finden. Denn die folternden Gedanken und der entsetzliche, pressende, bohrende, wühlende Kopfschmerz, die mir schon so lange das Dasein zur Hölle machen, verschuchten den Schlummer von meinem Lager. Und doch war ich müde, ach so sterbensmüde!

O, wer kann euch beschreiben, ihr fürchterlichen, endlosen Nächte, in denen der Körper, der arme, erschöpfte, zer Schlagene Körper sich ruhelos hin und her wälzt und verzweifelte Wuth die schweißgetränkten Rissen zerwühlt; wo der Geist, der so gern in das Reich des Vergessens versinken möchte, vergebens dem Banne der Gedanken zu entfliehen sich müht, die zu meistern er nicht mehr im Stande ist, die jenen Geistern gleichen, die des Herrn und Meisters, der sie in's Leben rief, schadenfroh spotten, da er die Macht über sie verlor, die Zauberformel vergaß, durch die er sie zu bannen vermochte — wo die Kinder des Hirns, fragenhaft entstellt, bald schauerliche Gespenster, bald hämisch grinsende Kobolde, bald listige Teufelchen, bald ekelhafte Ungeheuer toll und wirr durcheinander jagen und tanzen und kugeln, sich oft zu phantastischen, naturwidrigen Wesen vereinigend, grotesk und widersinnig wie die Centauren und andere fabelhafte Geschöpfe des klassischen Alterthums. O, wie über alle Maßen fürchterlich ist dieser aufreibende Kampf, dieser Wechsel von halbem, martervollem Versinken in's Nichts und ohnmächtigem Sichaufraffen, dieses Träumen ohne Schlafen!

Stundenlang hatte ich schon diesen fürchterlichen Kampf gekämpft, da endlich versank der gequälte Geist auf kurze Weile in einen etwas tieferen Abgrund der Vergessenheit — und da hatte ich folgende Vision:

Einsam ging ich durch die öde herbstliche Landschaft; müde raschelte mein Fuß durch welkes Laub, und vereinzelt dürre Blätter fielen zitternd auf meinen Pfad; eine unendliche Zeit schien mir verfloßen zu sein seit jenen Tagen, da diese Blätter noch grün und lebensfrisch waren, da sich goldene Aehren dort wiegten, wo jetzt fahl und todt weite Stoppelfelder sich dehnten, über die krächzend eine einsame Krähe flog. Schauerlich tönte aus dem schwarzen, von verkrüppelten, gespenstischen Weibern umrahmten Teiche dunkler Unkenruf, und durch meinen schwermuthumschatteten Geist zogen unablässig die Verse meines Lieblingsdichters, des krankhaften Amerikaners Edgar Poe, die Anfangsverse des melancholischsten aller Gedichte, der Romanze „Ulalume“:

„The skies they were ashen and sober,
The leaves they were crisped and sere,
The leaves they were withering and sere . . .“

Ich ging weiter, ohne Ziel, ohne Willen; ich mußte gehen; und ich wanderte der untergehenden Sonne entgegen, und immer öder und unheimlicher ward die Gegend und immer tiefer die Schatten, die meinen Geist bedeckten; und immer leiser verklangen die Töne menschlicher Lust und menschlichen Leibes und menschlicher Arbeit, welche aus der weit hinter mir liegenden Stadt zu mir drangen; und nun zitterten wehmuthsvoll, süß lockend die Klänge der Abendglocken zu mir herüber und schmiegeten sich weich, lind schmeichelnd an mein Herz und lösten noch einmal den Bann starrer Fühllosigkeit, der sich eifrig auf dasselbe zu legen begonnen. Und ich wandte mich um und schaute nach der fernen Stadt, wo das Leben so verführerisch winkte; und ich sah, wie ihre Fenster im letzten Scheine der Abendsonne oder von Lichtern hinter ihnen goldig blitzten, wie aus den Essen der Häuser und Fabriken der Rauch fröhlich zum Himmel stieg. Und mein Herz begann wieder stärker zu schlagen und warm zu werden, und es fand wieder die schöne Fähigkeit des Wünschens, des Verlangens, des Sehns. Da wollte ich fort aus dieser verlassenem, trostlosen Dede und zur Stadt zurück, um dort unter Menschen ein Mensch zu sein. Aber ich konnte nicht, denn dicht hinter mir versank der Pfad, der zur Stadt führte, wie in einen schwarzen Abgrund. Ich konnte nicht mehr zurück, ich mußte den eingeschlagenen unheimlichen Weg weiter wandern, ohne Ziel, ohne Wollen, weiter in die endlose todt Dede, über die jetzt die Nacht ihren Fittig breitete; denn die Sonne war untergegangen; kalte Schauer durchfröstelten mein Gebirn, und meine Lippen murmelten:

„Then my heart it grew ashen and sober
As the leaves that were crisped and sere,
As the leaves that were withering and sere . . .“

Jetzt war es ganz einsam und still um mich, kein lebendes Wesen war rund umher zu sehen, kein Ton zu hören — schauerlich nur hallte der Klang einer Glocke wie einer Todten- oder Armenfünderglocke durch die beängstigende Stille. Und eine Stimme in mir sprach (oder kam sie von außen?): Das ist das Grabgelaute der sterbenden Welt! —

Der Vollmond war aufgegangen; der Mond, mein alter Freund und Vertrauter; aber sein Anblick erfreute und tröstete nicht wie einst meine schwärmende Seele. Er erschien mir greisenhaft, welt und todt, wie die dürrn Blätter zu meinen Füßen; und dann kam er mir vor wie der Delfleck in der Papierlandschaft meines Puppentheaters, hinter den wir ein Licht stellten, um Mondschein zu erzeugen. Ja, ja, gerade so fahl, so trübselig verschwommen blickte der Mond dort oben hernieder. Und war ich selbst jetzt mehr als eine Puppe, wie ich sie in meinen Kinderjahren am Drahte über die Bühne meines kleinen Theaters gezogen? Ja, unsichtbare Drähte führten mich, den Willen- und Gefühllosen — wohin? . . .

Und ich ging weiter, und mein Weg begann sich schließlich bergan zu ziehen und immer steiler und steiler zu werden, und ich schritt gleichgiltig weiter und kamm wie ein Mondsüchtiger gedanken- und furchtlos den gefährlichen, engen Pfad hinan, bis ich auf der Spitze eines kahlen Felsens stand, von dem auf der anderen Seite zwei Pfade wieder hinabführten in die endlosen Ebenen. Und ich machte Halt und schaute hinab auf die wüste Gegend, auf die der Mond ein schauerliches Licht warf, und meine Blicke schweiften über Meilen hinweg bis dorthin, wo Himmel und Erde sich einen; und meine Augen waren von so übernatürlicher Schärfe, daß ich auch den fernsten, kleinsten Gegenstand, auf den ich sie richtete, erkennen konnte. Und ich konnte genau verfolgen, wie der eine Pfad sich den Felsen hinab und in mancherlei Windungen durch die flache Landschaft zog, bis er sich am Horizonte verlor; und da sah ich plötzlich eine wunderliche Gestalt denselben daherkommen mit hastigen weiten Schritten, eine riesige Gestalt mit grinsendem Kopfe und langen, dürrn Gliedern, die kreideweiß im Mondenscheine glänzten. Und ich faßte die räthselhafte Gestalt, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit näherte, schärfer in's Auge — und da ich sie erkannte, schauderte ich — es war ein Skelett! Und in der Rechten trug sie, über die Schulter gelegt, einen Gegenstand, der im Strahle des Mondes blitzte — und es war eine Sense — und in der Linken trug sie ein fremdartiges Geräth — und ich erkannte es als ein Stundenglas.

Da wußte ich, wer das fürchterliche Wesen war, aber ich schauderte, auch nur seinen Namen zu denken; und mit unaussprechlichem Grauen sah ich, wie der furchtbare Sensemann auf den Ort zuellte, an dem ich mich befand. Da dachte ich dem grauen Unhold zu entfliehen und den zweiten Pfad hinabzueilen. Aber wie mein angstvolles Auge denselben flüchtig überschaut, bevor mein Fuß ihn betrete, sehe ich auf demselben ein anderes seltsames Geschöpf daherkommen. Ich spähe mit angespannten Sinnen, die

Natur des merkwürdigen Phantoms zu ergründen, das seinen Charakter beständig zu wechseln schien, das bald über dem Erdboden majestätisch dahinschwebte, bald in sonderbaren Sprüngen, in wüthendem Laufe daherstürmte, bald im Staube hinstoch oder gar sich auf dem Boden weiter wälzte. —

Und endlich erkannte ich einen Jüngling, der aber nicht gewöhnlichen Sterblichen gleich, dessen Miene und dessen Wesen etwas von einem Könige, von einem Halbgotte hatten; und er schwebte mehr, von unsichtbaren Fittigen getragen, denn daß er ging; auf seiner Stirn war ein Leuchten nicht irdischer Art, und in seinen Augen blühte ein Feuer, das mir göttlichen Ursprungs schien — und ich schaute den Jüngling genauer an — und ich sah, daß ich es selbst war und doch wieder nicht ich selbst; denn die Gestalt und die Züge meines Gesichts und mein ganzes Wesen erschienen hier erhöht, veredelt und verklärt; und die Hoheit und die Würde, die diese Gestalt ungab, war nicht mein. Und ich betrachtete den Jüngling mit Entzücken; aber darn plötzlich flöste mir seine Schönheit ein leises Unbehagen ein, und aus dem Unbehagen ward ein Grauen, denn die Schönheit erschien mir wie eine Maske, wie eine verzerrte Wahrheit, und das Majestätische und Erhabene seines Wesens dünkte mir übertrieben und hohl und lächerlich-gespreizt wie bei Theaterkönigen, die in falschem Purpur und eitlen Fittler prangen. Und wie ich so noch weiter hinschaue, da verzerrt sich plötzlich das schöne Gesicht zur scheußlichen Frage, und in rothem Brande, blutunterlaufen, flammen die Augen, und der Mund fletscht die Zähne und — doch bin ich es immer noch, und ich starre entsetzt der wüthend heranstürmenden Gestalt entgegen. Und wieder ändert sich diese, und eine scheußliche Bestie mit blutiger Zunge, schäumendem Rachen und fürchterlichem Gebiß rennt in wilden Sprüngen daher, und die giftigen grünen Augen — o diese gräßlichen Augen! — stieren mich an, mich bannend — und ich sehe und fühle, die Bestie bin ich selbst — und das Thier wird zur ekelhaften schuppigen Schlange, die sich am Boden hastig windet und deren Basiliskenblick mein Blut gefrieren läßt — und die Schlange bin ich selbst — und dann wälzt sich mit eklem Behagen ein Schwein in Roth und Morast — und da stöhne ich auf in der Folter eines namenlosen Entsetzens; und die Erscheinung rückt näher, jetzt wieder als schöner Jüngling, als Bestie, in all den wechselnden Gestalten, die ich schon geschaut, den Weg versperrend, auf welchem ich dem grimmen Senfmann entrinnen wollte; aber der dünkte mir jetzt das geringere Uebel gegen die zweite Erscheinung, deren grause Bedeutung mir klar zu machen, ich nicht wagte.

Und um den beiden Unholden zu entrinnen, wandte ich mich um und wollte den Weg zurückeilen, den ich gekommen — aber o Schreck! — er war verschwunden — für mich gab's keine Rückkehr mehr, kein Entrinnen aus der Doppelgefahr, die mich bedrohte. Und ich verglich die Fortschritte, welche das Skelett und das andere gräßliche Wesen auf den beiden Wegen machten, und erkannte, daß die Schnelligkeit Weider ungeheuer war, ich konnte aber

nicht ermesſen, bei wem ſie größer war und wer mich zuerſt erreichen würde. Aber ein beneidenswerthes Loos erſchien es mir noch, das grüüne Skelett an meine Bruſt zu drücken, als die Beute des andern Ungethüms zu werden, deſſen Namen ich mir noch immer nicht einzugeſtehen wagte. Und da faßte ich den Entſchluß, dem Gerippe entgegenzueilen, ſo ſchnell ich es vermöchte, und mich dem Streiche der tödtlichen Senſe entgegenzuwerfen, nur um nicht der Macht jenes Scheuſals zu verfallen.

Schon wandte ich mich dem Pfade zu, ſchon regte ich den Fuß, um ihn zu betreten — es war zu ſpät!

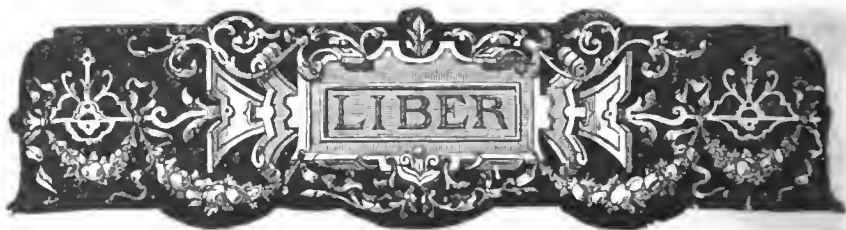
Aus den Waſiliskenaugen ſchoß ein Strahl herüber in mein Hirn — meine Glieder verſagten den Dienſt — mein Wille war gelähmt. Erſtarrt, regungslos, als ſei ich ein Theil des Felfens geworden, auf dem ich mich befand, ſtand ich da! Ich mußte harren, harren, ohnmächtig harren, weißen Beute ich werden würde; ſtarr verfolgten meine brennenden Augen das Vordrücken der beiden Geſpenſter, die nicht mehr fern von ihrem Ziele waren; und mein wild pochendes Herz warf die entſetzliche Frage auf: „Wer wird der Erſte ſein, der Tod oder — —?“

Da fand mein Herz mit einem Schlage den grauenvollen Namen, der den andern Dämon bezeichnete, und aus meiner gequälten Bruſt löſte ſich ein geller, erſchütternder Schrei, wie der ſtaumende Ausbruch eines Vulkans.

Und ich erwachte von meinem gräßlichen Geſchrei und lag, in kalten Schweiß gebadet, zu Tode erſchöpft, in meinem Bette. —

Ich habe in dieſer Nacht nicht mehr geſchlafen . . .





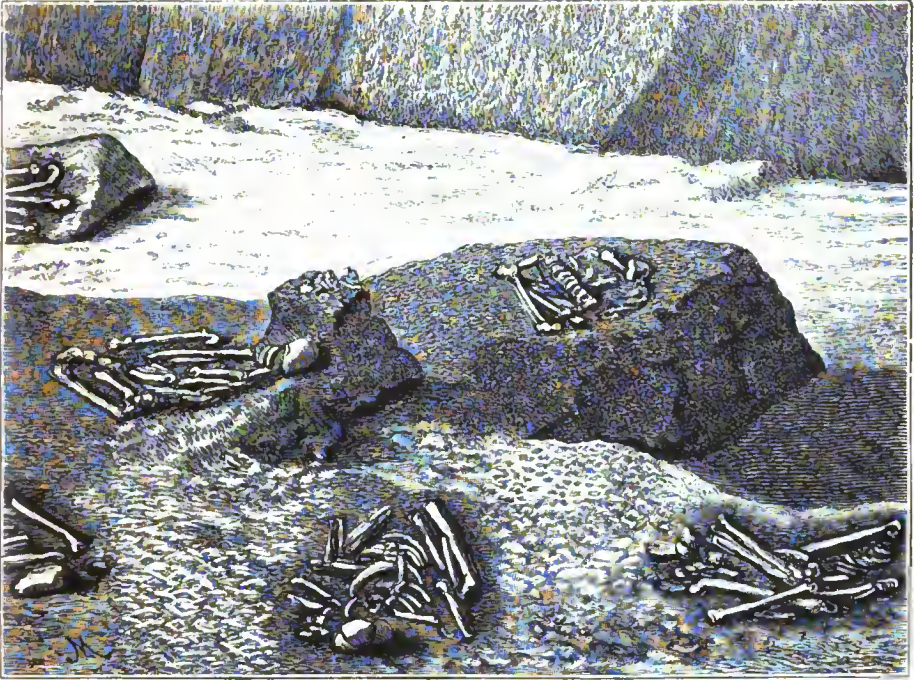
Illustrierte Bibliographie.

Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. Moriz Hoernes. Mit über dreihundert Abbildungen im Texte und zwanzig ganzseitigen Illustrationen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Bei dem raschen und erfolgreichen Fortschreiten der prähistorischen Forschung ist es keine leichte Aufgabe, die der Verfasser übernommen hat, den gegenwärtigen Stand dieser interessanten Wissenschaft in einem Alles umfassenden Bilde gemeinverständlich und doch streng wissenschaftlich zur Darstellung zu bringen. Wenn es dem Autor trotzdem gelungen ist, die großen Schwierigkeiten seiner Arbeit zu überwinden, so verdankt er dies nicht zum Mindesten seiner Berufsstellung in der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien, in der sich bekanntlich eine der reichsten vorgehichtlichen Sammlungen der Gegenwart befindet.

Das Werk weist mit großer Geschicklichkeit die zahlreichen Beziehungen auf, welche sich von der Urgeschichte der Menschheit in unsere hochentwickelte Civilisation, in unser persönliches Leben und unsere tägliche Umgebung hinein fortspinnen. Auf diese Weise gewährt es uns ein tieferes Verständniß für den Verlauf der Weltgeschichte überhaupt und damit auch für die Gegenwart. Denn die auf der ganzen Erde erhaltenen Denkmäler und Ueberreste vorgeschichtlicher Zeiten werden nach ihrer Entstehung, Bedeutung und kulturgeschichtlichen Zusammengehörigkeit untersucht und verglichen, so daß namentlich die Bedürfnisse jener großen Zahl von Freunden der prähistorischen Wissenschaft befriedigt sein werden, welche sich mit schönem Eifer und vielfach local begrenztem Interesse der Förderung vorgeschichtlicher Studien widmen, und denen ein Buch, wie das vorliegende, lange Zeit gefehlt hat. Wenigstens sind die älteren Werke, welche ähnliche Ziele verfolgten, längst nicht mehr ausreichend, um eine Vermittelung zwischen den fachgelehrten Kreisen und dem größeren Publikum herzustellen.

Der Verfasser selbst gesteht zu, daß er dem vorgeschichtlichen Menschen außerhalb Europas eine gewisse Zurückziehung angebeihen läßt; aber er erinnert mit Recht daran,



Menschliche Skelettreste, aufgedeckt in einem Wuschelhaufen bei Mugem (Portugal).

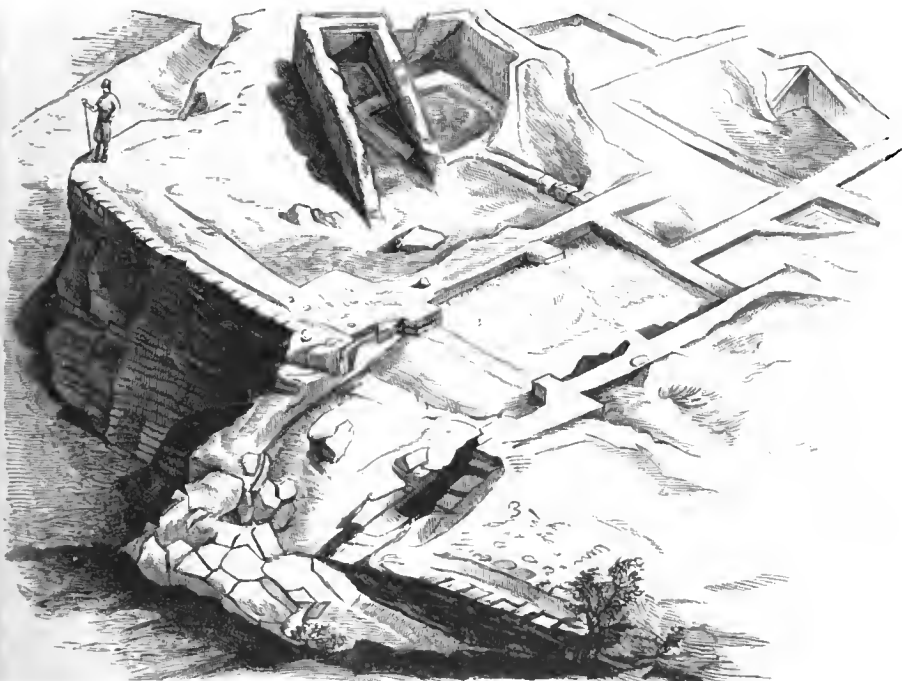


Weibgeschenke aus Olympia.

Aus: R. Hoernes: „Die Urgeschichte des Menschen“. K. Hartleben's Verlag, Wien.



Russ: Dr. Goernes: "Die Irgeflechte des Menschen". Dr. Schreyer's Verlag, Wien.



Der Schutthügel von Hisarlik-Troja (nach J. Durm).
Aus: M. Goernes: „Die Urgeschichte des Menschen“. A. Hartleben's Verlag, Wien.

daß auch die Urgeschichte nichts Anderes sein kann, als Geschichte, d. h. Darstellung auf einander folgender, in ihrem Zusammenhange mehr oder minder klar erkannter Begebenheiten und Zustände, nicht aber Anthropologie der primitiven oder älteren Menschheit überhaupt.

Aus dem reichen Inhalte des Buches heben wir nur die wichtigsten Abschnitte hervor: Ursprung, Begriff und Aufgaben der Prähistorie; Die ältesten Kulturzustände der Menschheit; Die älteren erdgeschichtlichen Zeiträume, Tertiär und Diluvium (die ältere Steinzeit); Die jüngere Steinzeit; Das erste Auftreten der Metalle; Die Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa; Süd- und Osteuropa und der Orient; Die Hallstattperiode; La Tène-Periode, Römerzeit, Völkerwanderung; Die alten und die neuen Völker Europas. Freunde des klassischen Alterthums machen wir besonders auf die vortrefflich geschriebenen Partien aufmerksam, die von der Insel Cypern, von Troja und von Mykenä und seinem Kulturkreise handeln (S. 469—515). Aber auch der Anthropologe wird an vielen Partien seine Freude haben, so namentlich an der Auseinandersetzung, die sich (S. 48 ff.) auf das Verhältniß zwischen Darwinismus und Urmenschenhum bezieht. Der Verfasser stützt sich hierbei auf die von Virchow 1889 während des gemeinsamen Congresses der deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft geäußerte Ansicht: „Im Augenblicke wissen wir nur, daß unter den Menschen der Urzeit sich keiner gefunden hat, der den Affen näher stände, als den heutigen Menschen. Die alten waren ganz wohl gebildete Menschen, sie trugen keine charakteristischen Zeichen an sich, welche wir nicht auch gegenwärtig an lebenden Bevölkerungen antreffen; kein einziger war von so elender Beschaffenheit, daß wir z. B. sagen dürfen, er zeige die niederste Schädelform u. s. w.“

Wir sind nach alledem überzeugt, daß das reich und schön illustrierte, überall anziehend und gründlich geschriebene Werk auf die Theilnahme der gebildeten Kreise rechnen kann, und wünschen ihm aufrichtig einen entbrechenden Erfolg.

H. J.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments.

In Verbindung mit Professor Baethgen in Greifswald, Professor Guthe in Leipzig, Professor Stamphausen in Bonn, Professor Stittel in Breslau, Vic. Marti in Basel, Professor Rothstein in Halle, Professor Ruetzsch in Bern, Professor Nyssel in Zürich, Professor Siegfried in Jena, Professor Socin in Leipzig überfetzt und herausgegeben von **E. Kaugisch**, Professor der Theologie in Halle. Erster Halbband. Freiburg i. B., 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine vorwiegend philologische Arbeit; deren Sorgfalt und gewissenhafte Correctheit von Fachleuten sehr hochgestellt wird. Das Format ist handlich, die typographische Ausstattung durchaus lobenswerth. Für das Auge verdirbt die oft recht unsystematische Eintheilung der Bibel, an die wir gewöhnt sind, die Eintheilung in mitunter ziemlich willkürliche Capitel und Verse, obwohl sie natürlich hat aufrecht erhalten werden müssen. Der Stoff ist hier nach seinem wirklichen Inhalte neu geordnet, und die einzelnen Abtheilungen sind durch Ueberschriften in augenfälligen Lettern klar bezeichnet. In allen Fällen, wo die Luther'sche Uebersetzung durch unverständliche und dunkle Wendungen das Erkennen des Sinnes erschwert, wird diese Uebersetzung von E. Kaugisch mit Gewinn zu Rathe gezogen werden können und vortreffliche Dienste leisten.

Wir wiederholen: es ist eine wissenschaftliche philologische Arbeit, die lebhaft vor diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten ist. Schon das Neukere bezeichnet diesen Charakter auf den ersten Blick: die in Klammer gesetzten Wörter, die der Uebersetzer zum leichteren Verständniß oder um die Form unserer modernen Sprache anzupassen, hinzugefügt hat, und die im Lapidarstile des Urtextes fehlen, die Fußnoten, die auf besondere Uebersetzungsschwierigkeiten und Vieldeutigkeiten hinweisen, die am Raube angebrachten lateinischen Buchstaben, die die Urquellen bezeichnen, u. s. w. So präentirt sich diese Uebersetzung also schon äußerlich als ein Werk, das sich vorzugsweise an den Gebildeten wendet und sich der kritischen Prüfung durch den sprachkundigen Fachmann unterstellen will, aber keineswegs den Anspruch erhebt, neben der Luther'schen oder gar an deren Stelle zum Gemeingut des geantanten deutschen Volkes zu werden. Man wird sogar nicht fehlgehen, wenn man in dieser Arbeit nur eine neue Huldigung für das monumentale Werk des gewaltigen Luther erblickt. Luther war nicht nur einer der größten Theologen und Philosophen, er war auch im erhabensten Sinne des Wortes ein Dichter und Künstler. Die Größe und Feierlichkeit, die Kraft und Schönheit, die Energie und der Wohlklang seiner Sprache sind unvergleichlich. Und die Luther'sche Uebersetzung wird immerdar in unserer Literatur der „rocher de bronze“ bleiben, an dem alle Häßlichkeiten und Ausartungen unseres geliebten Deutsch elendiglich zerschellen.

Der sprachlichen Genanigkeit zu Liebe hat der neue Uebersetzer die eindrucksvolle Schönheit und den poetischen Schöuung der Diction oft zum Opfer gebracht. Nicht immer mit zwingendem Grunde, wie uns scheinen will. Nehmen wir die ersten besten Beispiele. In der Schöpfungsgeschichte heißt es bei Kaugisch Vers 20 und 21:

„Da sprach Gott: Es wimmle das Wasser von Gewimmel lebendiger Wesen, und Vögel sollen über der Erde hinfiegen an der Weste des Himmels. Da schuf Gott die großen Seethiere und alle die lebendigen Wesen, die sich herumtummeln, von denen das Wasser wimmelt, je nach ihrer Art, dazu alle geflügelten Thiere je nach ihrer Art.“

Das „von Gewimmel wimmelnde Wasser“ ist vielleicht ganz richtig überfetzt, aber schön ist es nicht. Nun höre man Luther:

„Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebenden Thieren, und mit Gewögel, das auf Erden unter der Weste des Himmels fliege. Und Gott schuf große Wallfische und allerlei Thier, das da lebet und webet, und vom Wasser erreget ward, ein jegliches nach seiner Art; und allerlei gefiedertes Gewögel, ein jegliches nach seiner Art.“

Die Luther'sche Uebersetzung ist doch zum mindesten ebenso verständlich und ebenbürtig richtig wie die neue. Und wie ist da die Sprache in ihrer Einfachheit erhaben und wie durch den Rhythmus belebt!

Ein anderes Beispiel, 2. Mose 2, die Auffindung Mojes. In der neuen Uebersetzung:

„Da kam die Tochter des Pharaon an den Nil, um zu baden. Während nun ihre Begleiterinnen am Ufer des Nils entlang gingen, erblickte sie zwischen dem Röhrich das Kistchen; da schickte sie ihre Skavin hin und ließ es holen. Als sie es nun öffnete, war

ein weinender Knabe darin, sie aber fühlte Mitleid mit ihm, denn sie dachte gleich: es wird einer von den Knaben der Hebräer sein.“

Bei Luther:

„Und die Tochter Pharaos ging hernieder, und wollte baden im Wasser; und ihre Jungfrauen gingen am Rande des Wassers. Und da sie das Kistlein im Schilf sahe, sandte sie ihre Magd hin, und ließ es holen. Und da sie es aufthat, sahe sie das Kind; und siehe! das Knäblein weinete. Da jammerte es sie, und sprach: es ist der hebräischen Kindlein eins.“

Das dichterische Feingefühl Luthers, die rührende Einfachheit: „Und siehe! das Knäblein weinete. Da jammerte es sie.“ kam gar nicht in hellerem Lichte erscheinen, als in der Gegenüberstellung zur kluglosen Nüchternheit der modernen Correctheit.

Als Mose den brennenden Dornbusch am Berge Horeb erblickt, heißt es in der neuen Uebersetzung:

„Da dachte Mose: Ich will doch hingehen und dieses merkwürdige Schauspiel betrachten, warum der Dornstrauch nicht in Feuer aufgeht.“

Luther:

„Und sprach: Ich will dahin, und befehen dies große Gesicht, warum der Busch nicht verbrennet.“

Es ist möglich, daß „das merkwürdige Schauspiel“ richtiger ist, als „das große Gesicht“; aber wer auch nur einen Funken Poesie im Leibe hat, wird sich für das „merkwürdige Schauspiel“ bedanken!

Als Mose berufen wird, zu Pharaos zu gehen, heißt es in der neuen Uebersetzung:

„Da sprach Mose zu Jahwe: Mit Verlaub, Herr! Ich bin kein Mann, der reden kann, und bin es weder vormem gewesen noch selbst, seit du mit deinem Knechte redest; sondern meine Sprache und meine Zunge sind schwerfällig . . . Mit Verlaub, Herr! sende doch lieber irgend einen andern!“

Bei Luther:

„Mose aber sprach zu dem Herrn: Ach mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, seit der Zeit du mit deinem Knechte geredet hast; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge . . . Mein Herr, sende, welchen du senden willst.“

Unzweifelhaft ist hier die Luther'sche Uebersetzung unklarer, vielleicht auch mißverständlich, aber wieviel erhabener dafür! — „Mit Verlaub, Herr!“ So spricht etwa Teufel zum Gelehrten, aber nicht Mose zum Herrn. Und es können noch sehr viele gelehrte Theologen auftauchen, bis es ihren vereinten Kräften gelingen wird, im Bewußtsein des Volkes den großen „Herrn“ durch den philologischen „Jahwe“ zu verdrängen.

Das Werk von Hantsch, dem wir im Uebrigen seine Verdienste durchaus nicht schmälern wollen, ist ohne Zweifel eine vortreffliche Uebersetzung der biblischen Geschichte. Die „Heilige Schrift“ ist es nicht. Für die giebt es nur eine Verdeutschung, die von Dr. Martin Luther, dessen Wort, dem göttlichen Worte selbst vergleichbar, „wie ein Hammer Felsen zertrüßte“.

P. L.

Bibliographische Notizen.

Afrika. Von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Mit ungefähr 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Chromodruck und Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Durch unsere neue Colonialpolitik ist Afrika im letzten Jahrzehnt in den Vordergrund der öffentlichen Betrachtung gerückt. Die großartigen Erforschungsreisen, die seit Mitte dieses Jahrhunderts durch Afrika ungetreten worden sind, hatten dieser allgemeinen Theilnahme schon einen starken Unterbau

gegeben. Jetzt bringt fast jeder Tag etwas „Neues aus Afrika“. Die wichtigsten Probleme, denen die Geographie bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch vollkommen rathlos gegenüberstand, sind gelöst. Die Zahl der Werke, die in unserer Gegenwart namentlich über Central-Afrika, über die westliche und östliche Küste erschienen sind, ist Legion, und selbst dem Fachmann ist es kein Leichtes, über die gewonnenen Ergebnisse einen Ueberblick zu erlangen. Professor Wilhelm Sievers hat es nun also unternommen, den jetzigen Stand der Kenntniß

von der Geographie Afrikas in übersichtlicher Darstellung niederzulegen. Das Buch ist ungemein fesselnd und allgemein verständlich geschrieben. Es behandelt zunächst die Erforschungsgeschichte vom Alterthum bis auf unsere Zeit. Im zweiten Abschnitt schildert es in einer allgemeinen Uebersicht die Lage, Grenzen, Größe, die Inseln, Küsten und Höhen, und bespricht sodann in gesonderten Abtheilungen die Oberflächengestalt, das Klima, die Pflanzenwelt, die Thierwelt, die nicht staatenbildende Bevölkerung, die Staaten, die europäischen Colonien und endlich den Verkehr und die Verkehrsmittel. Zur Erläuterung sind dem Texte 130 Abbildungen beigegeben, außerdem noch 6 Tafeln in Chromodruck, 10 Tafeln in Holzschnitt und 12 Kartenbeilagen. Das Buch ist, wie sich dies bei dem Bibliothographischen Institut von selbst versteht, vorzüglich ausgestattet und verhältnismäßig billig.

— u —

Sibirien. Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Neue Folge und dritter (Schluß-) Band. Berlin, Siegfried Cronbach.

Den ersten Band dieser geistreichen Schilderungen haben wir in einem früheren Hefte dieser Monatschrift bereits lobend erwähnt. Heute liegt uns die neue Folge und der dritte (Schluß-) Band dieses Werkes vor, letzterer geziert durch das Portrait des Verfassers. Alles was dieser uns schildert, trägt den Stempel der Wahrheit, denn es ist Selbsterlebtes. Wir ersehen daraus, daß alle Schilderungen, die wir bisher über diese russischen Zustände erfahren haben, irreführend sind, und die bisher geübte Schönfärberei nur bewirkt hat, daß das Despotenthum in jenem Reiche, unbemerkt von der civilisirten Welt, seine schrecklichen Wege weiter wandeln konnte. Es sind diese Bücher so recht dazu angethan, uns die Augen zu öffnen über die wahren Zustände in Rußland und den Abscheu zu vertiefen, den ein großer Theil der Menschheit bereits vor einem System, das ein Schandfleck für unser Jahrhundert ist, empfindet; wir lernen von Kennan, wie selbstverständlich es ist, daß ein Despotismus, wie er an der Newa herrscht, Nihilismus und Terrorismus erzeugen muß.

Dazu weiß der Verfasser zu erzählen und zu fesseln. Jeder gebildete Leser wird ihm gern folgen und voll befriedigt das Werk aus der Hand legen.

Aus dem dritten Bande erfahren wir auch Einiges über den Lebensgang dieses interessanten Forschers, der allen Gefahren muthig getrotzt, nur um sich nichts entgehen zu lassen, was ihn zur Erforschung dieser Zustände führen konnte.

Wir wünschen dem Buche, das bereits in mehreren Auflagen erschienen ist, eine weitere Verbreitung und Anerkennung.

ps.

Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. Von Leo Berg. München, Verlag der Münchener Handeldruckerei und Verlagsanstalt M. Poëjll.

Ein sehr ernstes, gefaltvolles Buch, auf das alle gebildeten Leser, die an der literarischen Bewegung unserer Zeit Interesse nehmen, hier nur verwiesen werden sollen. Man braucht nicht auf Bergs Standpunkte zu stehen, um dem Ernst und dem Gedankenreichtum des sehr unterrichteten und gebildeten Verfassers die vollste Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Die Ruhe und Würde, mit denen hier die neuesten literarischen Streitfragen, die so leicht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen und schonungsloser Polemik reizen, erörtert und ergründet werden, die gerechte Würdigung, die die bedeutenderen Leistungen Andersdenkender finden, bilden einen erfreulichen Gegensatz zu den meisten andern Streitschriften, die sich mit denselben Theilen zu schaffen machen. Es wird sich uns vielleicht die Gelegenheit bieten, auf das Leo Berg'sche Werk, das sich nicht mit wenigen Zeilen abthun läßt, zurückzukommen. An dieser Stelle müssen wir es uns an dem einfachen empfehlenden Hinweis genügen lassen.

— 1 —

Altes und Neues. Studien und Kritiken von Wilhelm Lübke. Breslau, Schlef. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Schier unerschöpflich scheint das Füllhorn, aus welchem uns Wilhelm Lübke die zusammenfassenden Ausgaben seiner feineren Arbeiten spendet. Dies ist bereits die vierte Sammlung vermischter Aufsätze — und auch sie ist noch überreichlich bestellt. Fünfzig Arbeiten von allerdings meist geringerem Umfange finden sich hier vereinigt und geben in ihrer bunten Mannigfaltigkeit von der Vielseitigkeit der Interessen, welchen der berühmte Kunsthistoriker seine Feder geliehen, ein erfreuliches Bild. Es giebt wohl keine irgendwie bedeutendere kunstwissenschaftliche Publikation der letzten

Jahrzehnte in Deutschland, welcher Lücke nicht ein längeres oder kürzeres kritisches Geleitwort — meist in der Augsburger Allgemeinen Zeitung — mit auf den Weg gegeben hätte. Von diesen Besprechungen ist eine große Anzahl hier vereinigt, und dazu gesellen sich umfangreichere Studien, Reiseberichte u. dgl., welche in bekannter Frische und Lebendigkeit der Darstellung alle Gebiete der bildenden Künste umfassen. Der Verfasser nimmt auch zu den allerneuesten Erscheinungen des Kunstlebens, wie sie auf den Ausstellungen der jüngsten Jahre hervorgetreten sind, kritische Stellung, da er mit Recht, wie in der Vorrede hervorgehoben wird, der Ansicht ist, daß die Kunstwissenschaft gerade aus der historischen Betrachtung den Maßstab für eine unbefangene Würdigung der jüngsten Bestrebungen zu gewinnen suchen müsse.

M. S.

Aufgaben der Kunstphysiologie. Von Georg Hirth. 2 Theile. München und Leipzig, G. Hirth's Kunstverlag.

Der Aufbau alles Kunstschaffens und Kunstgenießens auf physiologischer Grundlage gehört unzweifelhaft zu den Voraussetzungen, von welchen die moderne Kunstwissenschaft — bewußt oder unbewußt — ausgeht. Eine zusammenhängende Darstellung dieser physiologischen Vorbedingungen muß daher mit Freude begrüßt werden, wenn sie sich auch vorläufig, wie in diesem Falle, nur als ein Versuch giebt. Der Verfasser ist an sein Thema mit Gründlichkeit und Ernst herangetreten, ausgerüstet mit einer umfassenden Kenntniß der Schriften und Untersuchungen der modernen Physiologen, sowie mit selbständiger scharfer Beobachtungsgabe. Seine Fähigkeit, derartige Probleme in klarer und gemeinverständlicher Form zu behandeln, hat er — abgesehen von den zahlreichen Publikationen auf kunstgeschichtlichem und kunstgewerblichem Gebiete, welche wir seinem geschickten Sammelwerke verdanken, — bereits durch eine höchst beachtenswerthe kleine Schrift „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“ und durch die kurze, aber inhaltreiche Einleitung zu dem „Cicerone“ für die Münchener und Berliner Gemäldegalerien ausreichend bewährt. Der Grundgedanke, von welchem er ausgeht, ist auf dem sicheren Boden naturwissenschaftlichen Denkens erwachsen und ebenso gesund wie einleuchtend, wenn auch noch nicht allgemein anerkannt. Alles Kunstschaffen wie Kunstkennen beruht ihm auf einer psychophysischen Organisation,

welche, einmal erworben, dauernd ist und jeder Neuerverbung ihr Gepräge aufdrückt. Sie wird befestigt durch emsiges Naturstudium, durch unablässige, fleißige Uebung der Sinne und der Hand. Die Folgerungen, welche daraus für die Organisation des Kunstunterrichts zu ziehen sind, hat er in jener erwähnten Schrift auseinandergelegt. Den Beweis für die Wichtigkeit seiner Anschauungen tritt er in dem vorliegenden Werke auf weiter Grundlage an. Der Schwerpunkt desselben beruht in dem zweiten Theile: der erste Theil enthält, wie der Verfasser sich ausdrückt, nur den bekannten optischen Vorhof in etwas neuer Decoration. Das wesentlich Neue in seiner Auffassung des Kunstverstandes beruht in der ausgedehnten Heranziehung des Unbewußten, der „Unterströmungen im verborgenen Gemerk“, wie der Verfasser mit glücklichem Ausdruck es nennt, wobei er verständiger Weise von der metaphysischen Speculation Eduard von Hartmanns ganz abstrahirt, ja sich in ausdrücklichen Gegensatz zu ihr er-
setzt. Es ist nicht zu leugnen, daß für eine ganze Reihe kunstphysiologischer Probleme seine Auffassung eine gute Lösung bietet, wie er denn überhaupt durch die hier zum ersten Mal verjuchte Verknüpfung künstlerischer, optischer und hirnpysiologischer Erwägungen nach allen Seiten hin aufklärend und lichtbringend zu wirken weiß. Auf Einzelheiten einzugehen, kann hier nicht der Platz sein. Jeder, der sich berufsmäßig mit den bildenden Künsten beschäftigt, der ausübende Künstler wie der Kunstgelehrte, wird das Werk mit größtem Nutzen lesen und sich dadurch zum Nachdenken und Selbstbeobachten angeregt fühlen.

M. S.

Geschichte der Renaissance in Italien von Jacob Burckhardt. Dritte Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. Heinrich Holzinger, mit 261 Illustrationen. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Wir haben über dieses Werk zu wiederholten Malen berichtet. Auch von dieser neuen unter Holzingers Mitwirkung bearbeiteten dritten Auflage haben wir unseren Lesern bei dem Erscheinen der ersten Lieferung Mittheilung gemacht. In Gelehrtenkreisen erfreut sich das Buch schon lange großer Anerkennung und Beliebtheit. Aber auch der Laie, welcher sich gründlich unterrichten will, wird es nicht bloß zu seiner Belehrung, sondern auch zu seinem großen Vergnügen lesen. Wer das Glück gehabt hat, Italiens Kunstschätze kennen zu lernen,

oder auf dem Wege dazu ist, kann sich eine bessere Einführung zu ihrem Verständniß kaum wünschen.

Rafaels Jugendwerke. Von H. von Seidlitz. Zugleich eine Antwort an Herrn Dr. W. Koopmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Bruckmann.

Zu seinem bekanten Streite mit W. Koopmann über die chronologische Anordnung von Raphaels Jugendwerken vertheiligt sich der Verfasser in dieser klar und feiselud geschriebenen Broschüre gegen die Vorwürfe und Unterstellungen seines Gegners, indem er noch einmal im Zusammenhange die ganze Thätigkeit Raphaels etwa während der Jahre von 1499 bis gegen das Ende seines Florentiner Aufenthaltes bespricht und die hieher gehörigen Werke mit gründlicher Methode in haltbare Beziehungen zu bringen sucht. Die scharfsinnigen, im Tone ruhiger Sachlichkeit gehaltenen Ausführungen des Verfassers werden durch zahlreiche Abbildungen der besprochenen Gemäldeillustrirt.

M. S.

Gespräche über und mit Tolstoj von Raphael Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelm.

Raphael Löwenfeld gilt mit vollem Recht für einen hervorragenden Kenner des russischen Geistesheros, und was er uns in diesen „Gesprächen“ über dessen Eigenart und als Selbsterlebtes mittheilt, ist instructiv und interessant. Freilich sind es nur Aphorismen, die uns hier dargeboten werden, und von vornherein ist die Absicht, zur Verherrlichung des russischen Dichters beizutragen, deutlich erkennbar; immerhin aber hat das Mitgetheilte an und für sich so viel Gefälliges, daß es als schätzenswerther Beitrag zur näheren Kenntniß Tolstoj's betrachtet werden kann.

A. W.

Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen von August Scholz. Dresden, E. Pierjon's Verlag.

Die geistige Vielseitigkeit Tolstoj's ist bewundernswürdig — mag man ihn für einen Propheten oder für einen Ueberhauptnen halten, Niemand wird leugnen können, daß er an die verschiedensten Fragen des Lebens und der Gesellschaft, unserer Cultur und unserer Moral mit einer

geistigen Selbständigkeit herantritt, die in allen Fällen zu ernsthaftem Nachdenken anregt! Die Schrift, die heutzutage vor uns liegt, über „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst“ erachten wir als einen der bedeutendsten ästhetisch-ethischen Essays des großen Russen. Wir können an dieser Stelle nur auf die Schrift selbst die Aufmerksamkeit hinlenken wollen; strittig daran zu üben, ist zwar eine sehr lockende, aber nothwendiger Weise auch sehr in's Weite führende Aufgabe, und so sei nur soviel gesagt: Tolstoj läßt sich auch dieses Mal wieder bis zu einem Fanatismus hinreißen, der ihn aller Objectivität beraubt und sein subjectives Wollen als nicht von dieser Welt erscheinen läßt. Aber wenn er darthut, daß auch im Reiche der Wissenschaft und Kunst so Manches „faul“ ist, dann hat er Recht, und wenn er darthut, welches deren eigentliche, nur zu oft verkannten Ziele sein sollten, dann hat er vielfach wieder Recht!

A. W.

Don José Echegaray, der Verfasser des Galeotto. Von Dr. A. Jacher. Berlin, Sallis'scher Verlag (Joh. G. Sallis).

Der Verfasser hat eine Studie über Echegaray, die im Jahre 1887 von Professor Hugo von Feiligen unter dem Titel „En modern Spansk dramatik“ veröffentlicht worden, übersetzt und bearbeitet und wesentlich erweitert. Es ist eine interessante und lehrreiche literarische Studie. Wir lernen durch knappe und gute Analysen die Hauptwerke Echegarays kennen und erfahren über die dichterische Individualität des spanischen Dramatikers alles Wichtige. Da für uns Deutsche „Galeotto“ ein besonderes Interesse gewonnen hat — denn keinem der andern Dramen Echegarays ist es bis jetzt gelungen, auf der deutschen Bühne festen Fuß zu fassen — so hat Dr. Jacher diesem Drama auch seine volle Aufmerksamkeit zugewandt. Der literarische Streit, der sich an die Frage knüpfte, wie der „Galeotto“ auf der deutschen Bühne zu behandeln, ob eine wortgetreue Uebersetzung des spanischen Dramas oder die freiere Bearbeitung, die bei uns zur Aufführung gekommen ist, das Richtige sei, wird in allen Einzelheiten eingehend besprochen. Der Verfasser springt selbst in die Arena ein und vertritt die Ansicht, daß die deutsche Bearbeitung, wie sie auf den meisten Bühnen gegeben wird, das Richtige getroffen habe.

Das dem Werke beigegebene Register der Dramen Echegarays giebt über die erstaunliche Fruchtbarkeit des spanischen Dra-

matikers den besten Aufschluß. In den achtzehn Jahren seiner dramatischen Wirksamkeit, wie sie in der Jacher'schen Arbeit zur Erörterung gelangt, von 1874 bis 1891, hat Schegaran nicht weniger als vierzig Dramen geschrieben. Die bedeutendsten sind „Das Weib des Rächers“, „Im Griffe des Schwertes“, „Heiligkeit oder Wahnsinn?“, „Im Schoße des Todes“, „Den Tod auf den Lippen“ und „Der große Galeotto“.

Auf eine kleine Lugenaugigkeit sei der Verfasser hier noch aufmerksam gemacht. Gleich am Anfange des ersten Capitels beruft er sich auf den „bekannten Spruch“: „Willst du des Dichters Herz versteh'n, mußt du in Dichters Lande geh'n.“ Das ist nicht ganz correct. Das Motto zu den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Diwans“ heißt in den beiden sprichwörtlich getordneten Zeilen: „Wer den Dichter will versteh'n, muß in Dichters Lande geh'n.“

Schegaran gehört sicherlich zu den allerinteressantesten Individualitäten der modernen Dramatiker. A. Jacher hat sich ein unzweifelhaftes Verdienst erworben, durch seine Schrift die Bekanntheit mit dem Gesamtwirken des Dichters des „Galeotto“ mühelos zu vermitteln. — 1 —

Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Von Georg v. d. Gabelenk. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger.

Herr von der Gabelenk, Professor der ostasiatischen Sprachen an der Universität Berlin hat die reichen Erfahrungen seiner auf sehr verschiedenen und zum Theil weit abliegenden Sprachgebieten sich bewegenden Studien zusammengefaßt und einem weiteren Kreise vorgelegt. Es ist zu bedauern, daß in Deutschland das Interesse an den Grundfragen sprachwissenschaftlicher Forschung gering ist und nicht viel über philologische Kreise hinausgeht. Wir würden wünschen, daß das von sprachphilosophischem Geiste durchwehte und doch frisch geschriebene Buch freundliche Aufnahme fände und manche zu weiterem Nachdenken anregte. In Deutschland haben seit W. von Humboldt, wenn wir von Steinthal absehen, im Wesentlichen nur Indogermanisten sprachwissenschaftliche Erörterungen principiellen Inhalts angestellt. Außer M. Müllers *Essays* sind Delbrücks Einleitung in das Sprachstudium, Pauls einschneidende, aber schwerfällig geschriebene „Prinzipien der Sprachgeschichte“ erschienen; jener erörtert die Grundzüge der indogermanischen

Sprachwissenschaft, dieser in vortrefflicher Weise an dem Stoffe der germanischen Sprachen die schwierige Frage vom Leben und Wachstum der Sprache. Aber die arischen Sprachen bilden nur eine von den vielen, über den Erdball verstreuten Sprachfamilien, und die an ihnen gewonnenen Erfahrungen reichen nicht aus, um die Mannigfaltigkeit menschlicher Sprachbildung und die allen gemeinsame Grundlage zu erkennen. Darum ist es nothwendig, daß von verschiedenen Seiten dem gleichen Ziel entgegengetrebt wird. Das Endziel liegt freilich noch in der Ferne; aber mancherlei ist erreicht, neue Ausblicke gewonnen, wichtige Begriffe klar gelegt. Hierüber zu orientiren ist das Gabelenk'sche Werk, das Werk eines selbstständigen Geistes, vortrefflich geeignet. Möge es dazu dienen, Verständniß für die Grundbedingungen sprachwissenschaftlicher Arbeit zu erwecken und ihr neue Freunde zuführen. F. B.

Deutsches Slang. Zusammengestellt von H. Genthe. Straßburg, R. Trübner.

Mit dem englischen Worte bezeichnet der Verfasser familiäre Ausdrücke und Wendungen, die nicht schriftgemäß sind, aber in zrangloser Unterhaltung gegenwärtig auch von Gebildeten mehr oder weniger allgemein gebraucht werden. Er hat sie fleißig gesammelt und mit besonderer Rücksicht auf Ausländer erläutert; auf genauere Bestimmung ihrer Herkunft und Anwendung — die für manche z. B. in Henkes deutschem Wörterbuche schon gründlich erörtert ist — hat er verzichtet. P.

Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands. Von R. v. Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Diese Reden hielt der später berühmte gewordene Theologe als zwanzigjähriger Student im Jahre 1820, meist in der Burthenversammlung zu Leipzig. Sie athmen einen jugendfrischen und kühnen Geist und sind ebenso charakteristisch für den Sprecher selbst wie für die damals in dem besten Theile der deutschen Studentenschaft lebenden sittlichen und vaterländischen Gesinnungen. Der Herausgeber verdient Dank dafür, daß er den früher nie gedruckten Text dieser Reden jetzt noch der Öffentlichkeit übergeben hat. P.

Zeitgemäße Kapitalanlagen. Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirthe von Dr. Karl Walcker. Karlsruhe, Mackloische Buchhandlung.

Diese Betrachtungen sind so allgemein gehalten, daß sie für die erwähnten Gesellschafts-Klassen kaum irgendwelchen Werth haben dürften. Für den, der Belehrung sucht, wird die Uebersicht über die einschlägige Literatur angenehm sein. Weniger angenehm berührt die häufige Bezugnahme auf andere Werke desselben Verfassers.

F.

Der Hypnotismus und das Civil- und Strafrecht. Von Dr. Leopold Drucker. Wien, Manz'sche Buchhandlung.

Der hier in Broschürenform gebrachte Vortrag ist gewiß interessant, aber den angegebenen Zweck, nämlich ein Studium und besondere gefegliche Regelung der hier erörterten Frage von Seiten der im Staate maßgebenden Factoren herbeizuführen, wird er sicherlich nicht erreichen. Auf der einen Seite fehlt es an einer ausreichenden wissenschaftlichen Kenntniß der hypnotischen Erscheinungen, auf der anderen Seite ist eine Gefahr für die Allgemeinheit zur Zeit nicht ersichtlich. Dies erkennt übrigens der Verfasser selbst an.

F.

Zehn Arbeiter-Budgets. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen von Max Mau. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. (Gustav Schmidt).

Ein wohlwollender Fabrikbesitzer hat die Einrichtung getroffen, denjenigen Arbeiterfamilien, welche ordnungsmäßige Haushaltungsbücher führen, Zuschüsse für diejenige Zeit zu gewähren, in welcher dieselben die für ein veranschlagtes Existenz-Minimum erforderlichen Beträge nicht verdienen können. Die Zuschüsse stehen der Differenz zwischen dem Verdienst und dem anschlagmäßigen Mindest-Verbrauch gleich. Diese Einrichtung wird vom Verfasser mit beachtenswerthen Gründen zur Nachahmung empfohlen.

F.

Tausend und ein Tag im Orient von Friedrich Bodenstedt. 5. Auflage mit einem Titelbilde. Berlin, K. von Decker's Verlag, G. Schenk.

Von allen Werken Bodenstedt's ist keines so vollsthümlich wie sein Mirza-

Schaffy. Mit diesem Namen ist sein Glück und sein Ruf als Dichter verknüpft.

Mirza-Schaffy ist der merkwürdige Mann, unter dessen Leitung Bodenstedt die orientalischen Sprachen in Tiflis studirt hat. In jungen Jahren war der deutsche Poet in die Kaukasusländer verschlagen worden und beschäftigte sich hier mit den Sprachen und der Literatur aller Völkerschaften zwischen dem schwarzen und kaspiischen Meere. So entstanden Nachbildungen turkischer, tartarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder, so auch diejenigen Gedichte, die von dem Schriftgelehrten Mirza-Schaffy angeregt waren. Alle diese Blüthen seiner jungen Dichterkraft vereinigte Bodenstedt in dem poetischen Reiseverke „Tausend und ein Tag im Orient“, das nun schon in fünfter Auflage vorliegt.

Ein merkwürdiges Schicksal hatte dieses Werk! Nicht genug damit, daß es in der Heimat Bodenstedt's ungewöhnliches Glück hatte, auch auf das Geistesleben der Culturoölker des Kaukasus hat es aueregend gewirkt, bei den Georgiern und Armenien förmlich eine Literatur ins Leben gerufen. Größeren Einfluß kann das Werk eines fremden Poeten kaum ausüben. In einer längeren Vorrede giebt Bodenstedt über diese Entwicklung der georgischen und armenischen Literatur einen Ueberblick. — Hätte „Tausend und ein Tag im Orient“ nicht seinen eigenen Werth, so verdiente es schon als Mirza-Schaffy's Tagebuch die größte Beachtung.

x.

Eine Blickfahrt rund um die Welt von Elisabeth Wisland. Berlin, Siegfried Cronbach.

Ein junges Mädchen, das ganz allein und schutzlos die Reise um die Erde macht und zwar so plötzlich zum Entschlusse gelangt, daß sie am Morgen beim Erwachen noch keine Ahnung davon hat und sich bereits am Abend in einem Schlafwagen der Pacificbahn befindet — das ist echt amerikanisch und verdient als Talentprobe rascher Entschlossenheit, persönlichen Muthes und physischer Kraft alle Anerkennung. Aber die Reise ist doch nichts weiter als ein kühnes Experiment, bei dem ein gut Theil amerikanischer Humberg mit unterläuft; denn da es sich hauptsächlich um die Schnelligkeit handelt, mit der diese Blickfahrt bewerkstelligt wurde, was in 76 Tagen der Fall war, so sind die Reiseindrücke ebenso blikartig flüchtig, und die Fülle des Materials wirkt erdrückend.

Es sind denn auch meist individuelle Stimmungsbilder, die wir in dem Bändchen zu lesen bekommen, untermischt mit flüchtigen Betrachtungen über die verschiedenen Völkerschaften, denen beim Anlaufen in den Hafensplätzen ein eiliger Besuch abgestattet wurde; am besten kommt Japan dabei weg, hier merkt man den Einfluß Pierre Lotis, der für dieses Land Schule gemacht hat. — Je mehr die Reise sich unseren Breitegraden nähert und auf europäisches Gebiet übergeht, je flüchtiger werden die Beobachtungen; man empfindet förmlich die physische Erschöpfung dieser Heßjagd, bei der Einem der Athem ausgeht. Es muß anerkannt werden, daß die Reiseerlebnisse in einem so flotten, ansprechenden Feuilletonstil geschildert sind, daß man außerordentlich gut unterhalten wird, aber man kann sich von der Euphorie nicht frei machen, daß die Ausbeute in keinem Verhältniß steht zu der angewandten Kraft, und daß eine Weltreise doch unter anderen Vorbereitungen unternommen werden und andere Resultate zu Tage fördern müßte, als einige recht lesbare Reiseplaudereien. mz.

Um ein Darlehn. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart. Von Georg Keben. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelis).

Nach Schiller erhält die Welt ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe; und Mantegazza sagt, das Leben bedeute: Sich ernähren und Sichfortpflanzen; auch der Verfasser des vorliegenden Buches sieht in diesen beiden Factoren die Angelpunkte, um die sich das menschliche Sein dreht. Die Kämpfe, welche die Menschheit zur Befriedigung der beiden mächtigsten Triebe führt, Kämpfe, die oft mit Nothwendigkeit eine Verletzung der „conventionellen Lügenmoral“ und der gesellschaftlichen Satzungen zur Folge haben, werden hier mit einer an der Gluth eines warmen Herzens entzündeten Facet beleuchtet. —

Der Held der Erzählung, ein Student der Philosophie, ist ein geistig wie sittlich hochstehender Mensch — d. h. ein Mensch (keine ideale Romanfigur), der als solcher „nicht nur Grundsätze, sondern auch Blut und Nerven“ hat. Mit seinem jugendlich heißen Blute hat sein fein entwickeltes sittliches Gefühl, sein warmes, von reiner Menschenliebe erfülltes Herz eine erbitterte Fehde zu bestehen. Aus dem Conflict zwischen Mitleid und Sinnlichkeit geht zunächst die letztere als Siegerin hervor: das

zu einem Darlehn für eine nothleidende Wittve bestimmte Geld wird das Kaufgeld feiler Liebesgunst. Aber Scham und Gewissensbisse über diese Niederlage seiner besseren Natur lassen dem Studiosus Vorwin keine Ruhe, bis es ihm gelungen, Ersatz für das Verlorene zu schaffen und die selbstauferlegte Verpflichtung gegen die Armuth einzulösen. Das Mitleid in ihm konnte durch die Sinnlichkeit wohl einen Augenblick betäubt, aber nicht getödtet werden. Er erkennt, daß er von einem gefährlichen Irrthum umstrickt war, als er geglaubt, daß der Heißhunger seiner sinnlichen Triebe dem Glend der hungerrnden Armuth gleichkäme. „Erst Brot und dann Liebe — alle Priesterinnen der Venus waren die Ernte der Cythere nicht werth.“

Im wohlthuenden Gegenjag zu den Arbeiten zahlreicher Realisten und Pseudorealisten, die die Berechtigung ihrer künstlerischen Schilderungen durch eine äußerlich angehängte Moral erwiesen zu haben glauben, ist die Erzählung Kebens von einem echt sittlichen Ernste, der freilich von der Philistermoral weit entfernt ist, von Anfang bis zu Ende durchdrungen; es fehlt keineswegs an heißen Partien; aber dieselben sind nicht Selbstzweck, sondern stehen im engsten organischen Zusammenhang mit der Tendenz des Ganzen; auch überschreitet der Verfasser nirgends die Schranken des guten Geschmacks und des wahren sittlichen Tactes — nicht zu verwechseln mit Prüderie. Zwar bewegen wir uns oft auf jenem Grenzgebiet, wo das Psychologische und das Physiologische sich vermischen; aber sobald das letztere allein die Herrschaft antritt, läßt Keben mit Recht den Vorhang fallen. — Diese Mäßigung, zumal bei einem Stoffe, der zu Ausschreitungen überaus leicht verleiten konnte, rechnen wir dem Verfasser hoch an; und was diesem Neben der Anerkennung für sein schönes Talent auch unsere Sympathie einträgt, das ist die lebhafteste Theilnahme, mit welcher er das Loos der Glenden und Unterdrückten betrachtet und deren Sache vertritt. —

Wenn auch Einzelnes in Kebens Buch manchem Leser nicht einwandfrei erscheinen dürfte und nicht alle Theile des Werkes in gleichem Maße künstlerisch werthvoll sind — z. B. erscheint uns die Soirée im geheimräthlichen Hause trotz des geistreichen Dialoges weniger gelungen und das Verhalten des Helden auf derselben nicht wahrscheinlich — so kann dies dem günstigen Gesamteindruck der Erzählung, die übrigens auch durch einen sorgfältig gefeilt, elegant-

ten Stil befrucht, keinen rechten Abbruch thun. — Die angehängte scharfe und geistvolle Satire „Der Broanthropos“ legt für das Können des Verfassers das beste Zeugniß ab. Möge er durch eine günstige Aufnahme seines Buches zu fernern Schaffen ermuntert werden!
O. W.

Grane Geschichten. Neue Folge von M. zur Megebe. Berlin, F. Fou-taue & Co.

Diese acht Erzählungen sind allerdings in Grau gehalten, denn sie zeigen uns die Schattenseiten des Lebens. Sie zeichnen Menschen und Verhältnisse ohne Schönfärberei, wie sie uns im wirklichen Leben täglich vor Augen treten. Gleichviel ob die Verfasserin uns mitten in das Treiben der deutschen Metropole führt oder die Zustände einer kleinen Residenz schildert, immer pulst in den von ihr geschilderten Menschen wahres Leben. In kurzen Sätzen, mit wenigen Strichen, weiß sie die Personen zu beleben. In der kleinen Erzählung „Modern“ ist das gesellschaftliche Treiben der Gegenwart nicht ohne Humor vor uns aufgerollt.

Wir wünschen dem Buch einen recht großen Leserkreis.
mz.

Elßässische Geschichten von Wilhelm Sommer. Zwei Bände. Basel, V. Schwabe.

Wie die in gleichem Verlage erschienenen Schweizer Volksgeschichten von Joachim, so gewähren auch diese Elßässischen Novellen einen lebendigen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes ihrer Heimat. Der Verfasser, der als reisender Geschäfts-mann von der Schweiz aus besonders das Elßaß gründlich kennen und lieben gelernt hatte, bildete sich in den letzten Jahren seines Lebens zum meisterhaften Erzähler aus, der — aus dem Schatze reicher Erfahrung und treuer Beobachtung schöpfend — Erlebnisse der Menschen in den Dörfern und kleinen Städten des Elßaß in frischer und anschaulicher Darstellung zu anziehenden Erzählungen abgerundet hat. Keine Reflexion, keine Grübeleien und Klügelei unterbricht die reine und klare Mittheilung der Vorgänge; doch merkt man überall, wie tiefe Blicke der Dichter (denn diesen Namen verdient Sommer allerdings!) in das Seelenleben der einfachen und vorwiegend praktisch-verständigen, aber doch auch tieferer Gemüthsbewegungen fähigen Menschen gethan hat, die er darstellt. Jeder Leser — sei er im Elßaß heimisch oder nicht — wird

von Sommers Vorgeschichten den Eindringlicheren Naturwahrheit und echt gemüthlicher Darstellung empfangen.
O.

In Zwing und Bann. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Dresden, G. Pierfon.

Der Roman verlegt uns in die Landschaft am Schwarzwald zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die neu auftretenden Gedanken der Gewissensfreiheit und Menschenliebe finden harten Widerstand bei dem stolzen Abel, bei dem verknöcherten und verdorbenen Passenthum und dem überwiegenden Stumpfthum und Aberglauben der Massen; Scenen aus Bauernkriegen und Hegenprocessen sind mit grellen Farben gemalt. Manches erinnert lebhaft an Vorgänge und Gestalten aus Goethes „Götz“; so namentlich die von brennender Liebesleidenschaft und zugleich von Selbsttucht und herzloser Grausamkeit erfüllte Gräfin Rotmbe. Wie spannend und anschaulich aber auch Alles dargestellt ist, so können wir doch nicht zugeben, daß in allen Einzelheiten der Ton jener Zeit richtig getroffen sei. Die Neben der höher stehenden Personen sind zu sehr in dem stelzbeinigen Stile gehalten, von dem erst Gustav Freytag dem Publikum weis gemacht hat, daß die Deutschen früherer Jahrhunderte ihn gesprochen hätten.

Wir sehen es immer lieber, wenn Jensen sein hervorragendes Darstellungstalent Stoffen aus dem modernen Leben zuwendet.
O.

Der Meier von Roujardin. Roman von Philipp Galen. München, K. Vechnner.

Die Erzählung beginnt im Jahre 1812 und umfaßt ein halbes Menschenalter, ehe sie zu einem glücklichen Abschluß gelangt.

Die großen, weltbewegenden historischen Ereignisse jener Zeit werden nur flüchtig gestreift, und von Napoleon ist nur insofern die Rede, als sein tyrannischer Wille auch das Einzelschicksal gewaltthätig beeinflusste: es handelt sich nur um einen Liebesroman zwischen einem Schweizer Bürger und einer vornehmen Französin, den wir an der Hand des Verfassers durch alle Phasen verfolgen. Im Jahre 1812 brauchte man zu einer Reise von der Schweiz nach Frankreich mit guten Postpferden viele Tag- und Nachtreisen, und ebenso scheint man damals in der Liebe mit Zeitabschnitten gerechnet zu haben, die uns heut unverständlich sind;

beispielsweise ist eine fünfzehnjährige Trennung der beiden Liebenden, die allerdings durch eine Kette widriger Umstände veranlaßt wird, durchaus nicht im Stande gewesen, ihre Leidenschaft im Geringsten abzukühlen, sie besteht trotz Trennung und Mißgeschick mit derselben Gluth der Empfindungen weiter und lobert nach dem Wiedersehen mit demselben jugendlichen Feuer wieder auf.

Harmlose Leser, die mit viel Geduld ausgestattet sind, werden sich durch die umfangreichen Bände gewiß mit Vergnügen hindurchlesen, und trotzdem die bürgerliche Moral etwas zu kurz kommt, von dem idyllischen Liebeswerben sehr gerührt sein.

Uns selbst ist am Schlusse des Jahrhunderts das Verständnis für derartige Sentimentalität leider abhanden gekommen.
mz.

Das Brickererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands. Von Fris Peter. Leipzig, Carl Braun.

Eine schlesische Erbschaftsgeschichte, die vor einigen Jahren berechtigtes Aufsehen erregte, bildet die Grundlage der Handlung in diesem Romane. Man muß lebhaft wünschen, daß die in demselben geschilderte, durch Hänke der schlimmsten Art unterstützte Erbschleicherei nur in der Phantasie des Dichters und nicht in Wirklichkeit existirt habe. Die Polemik gegen den Jesuitismus, dem der Treck die Mittel heiligt, ist ernst und würdig gehalten.
O.

Opfer oder Sieger. Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. Wismar, Hinstorff'sche Buchhandlung.

Eine seltene Gabe, Novellen in Versen. Wir müssen anerkennen, daß die Dichterin die Form in vollem Maße beherrscht. Mit besonderer Meisterschaft versteht sie auch den Schauplatz der Handlung vor das Auge zu führen. Mit den Ansichten der Dichterin können wir uns aber nicht immer in Uebereinstimmung finden.

Die letzte der Novellen „Eine moderne Sappho“ behandelt ein Thema, das mehrere unserer modernen Dichter sich zum Vortourist gewählt haben: ob die verheirathete Frau das Recht hat, Mann und Kinder zu verlassen, nachdem sie den Irr-

thum erkannt, den sie bei der Wahl des Gatten begangen. Wunderbar schön ist in dieser Dichtung die Schilderung der Natur; wer nie den Rheiu mit seinen reichen Ufern geschaut hat, dem erhebt er durch die poetische Zeichnung der Verfasserin. Auch die Gestalten, die diese herrliche Natur beleben, sind zum Theil trefflich geschildert.

Wir empfehlen die Novellen einem gebildeten Publikum.
mz.

Der Schildner von Alt-Zürich. Ein Gedicht von Albert Westermann.

Die zu Gersau. Ein Gedicht von Albert Westermann. Zweite Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Von den beiden epischen Dichtungen Westermanns hat uns die zweite, eine Schweizer Spielmannsgeschichte aus dem 18. Jahrhundert, mit hübscher Naturschilderung und Kleinmalerei und warmem, historischem Colorit, am meisten angesprochen. Die gelungenste Partie der Dichtung ist die von gesundem Humor durchwehte Schilderung der Lagabunden-Kirchweih zu Gersau, und die originellste Figur ist der ewig durstige Herr Hans der Junter, eine Art Falstaff. — Weniger Interesse erweckt die andere Dichtung, welche zur Zeit des blutigen „alten“ Zürichkrieges, namentlich um die Jahre 1443 und 1444 spielt und die Geschichte dreier junger Schildner zum Schneggen, jener ältesten und ehrwürdigsten Gesellschaft der Stadt Zürich, besingt. Die im Grunde sehr einfache Handlung ist zu verschwommen und wird von den historischen Geschehnissen fast ganz überschattet; es fehlt nicht an Stimmung, aber an Plastik. Nur eine lebensvolle Gestalt tritt greifbar aus der Fülle der Personen hervor, die des kampflustigen Klosterbruders Urs; dagegen bleiben die Hauptpersonen bloße Schemen und das Interesse des Lesers wird, da es sich hier auf mehrere nicht besonders individuelle Helden vertheilt, zu sehr gespalten. Der Verfasser versteht besser zu schildern, als zu gestalten. Einzelne Lieder und Balladen fesseln durch eigenartiges Colorit; andererseits erinnern manche Stellen an einen Operntext.

Jedenfalls hat Westermann, trotzdem seinen Dichtungen gewisse Vorzüge nicht abzuspochen sind, kaum Aussicht, in demselben Maße die Gunst der „höheren Tochter“ zu erringen, wie sein Vorbild Julius Wolff.
O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Adelphi,** K., Das Lexikon des Lebensglücks. Zuverlässiger Führer und Wegweiser auf dem Lebenswege. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchh.
- Arndt,** E. M., Ausgewählte Werke. Herausgeg. von H. Rösch. Lieferung 1. Leipzig, K. F. Pfau.
- Ballhorn,** Der Zeus-Typus in seiner Ausgestaltung durch Phidias. (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, N. F. 6. Serie. Heft 136.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Becker,** K. F., Weltgeschichte. Neu bearbeitet und auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Wilh. Müller. Mit Illustrationen und Karten. Dritte Auflage. 3. und 4. Band. Stuttgart, Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft.
- Bierbaum,** O. J., Freiherr Detlav v. Liliencron. Mit v. Liliencron's Portrait. Leipzig, W. Friedrich.
- Binder,** S., Weibliche Aerzte. Eine Studie. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlg.
- Boy-Ed,** J., Empori Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bonz & Co.
- Böttcher,** G., Der deutsche Michel. Randzeichnungen von Fedor Flinzler. Leipzig, C. Jacobson.
- Brentano,** Fr., Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag. Leipzig, Duncker-Humboldt.
- Chesterfield,** Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst. Nach Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet von K. Münding. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.
- Daudet,** A., Rosa und Ninette. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Deckert,** E., Die neue Welt. Reiseeskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten sowie aus Kanada u. Mexiko. Berlin, Gebr. Paetel.
- Dobrowsky,** J., Anleitung zur Majolika-Malerei. Wien, A. Hartleben.
- Engel,** G., Ahnen und Enkel. Roman. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.
- Falb,** R., Das Wetter und der Mond. Eine meteorolog. Studie. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben.
- Fleischlen,** C., Vom Haselaussrot. E Zopfete Bloem-n und Nüss. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Grill,** R., Mit Schwung der Liebe. Walzer. Wien, O. Maass.
- Gunter,** A. C., Miss Niemand. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von F. Margold. Zwei Bände. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek. VIII. Jahrg. Band 17 u. 18. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Harnack,** O., Die klassische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
- Hildeck,** L., Der goldene Käfig und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Holletschek,** R., Kunstfertigkeit im Eislaufen. Vierte Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Hoernes,** H., Ueber Bellonbeobachtungen und deren graphische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung meteorolog. Verhältnisse. Mit 3 Tafeln und 9 Figuren im Text. Wien, A. Hartleben.
- Jensen,** W., Die Schetzsncher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. Leipzig, C. Reissner.
- Keben,** G., Um ein Dahrlehu. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Kirchhoff,** A., Länderkunde von Europa. Lfg. 105. 106. Wien u. Prag, F. Tempsky.
- Leffler,** A. Ch., Weiblichkeit und Erotik. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Lothar,** R., Der Werth des Lebens. Ein Mysterium in einem Vorspiel und vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Mairet,** J., Eine Künstlerin. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französische von N. Rümelin. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek VIII. Jahrg. Bd. 15.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Moitke,** Graf Helmuth v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Erster Band. Zur Lebensgeschichte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.
- Noé,** H., Geschichten aus der Unterwelt. Wien, A. Hartleben.
- Rafael,** L., Winterträume. Neue Märchen. Dresden, E. Pierson.
- Rudlo,** F., Ueber den Antheil der mathematischen Wissenschaften an der Kultur der Renaissance. Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Rümelin,** G., Aus der Paulskirche. Berichte an den schwäb. Merkur aus den Jahren 1849 u. 1849. Herausg. und eingeleitet von H. R. Schärer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Schmidt,** H., Ernst von Bandel. Ein deutscher Mann und Künstler. Mit 6 Abbildungen. Hannover, C. Meyer.
- Schmidt,** L., Der philologische Universitätslehrer, seine Tadeln und seine Ziele. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagshandlung.
- Schaeffde,** G. H., Im Osten Berlins. Ein socialistischer Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Schober,** H., Künstlerblut. Roman. 3 Bände. Berlin, J. H. Schorer.
- Slenkiewicz,** H., Ohne Dogma. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Swatek,** M., Schlichtschuhlauf. Figuren. 2. Aufl. Neu bearb. von R. Holletschek. Wien, A. Hartleben.
- Tandler,** J., Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens. Dichtung. Herausg. von A. Engel. Leipzig, Liter. Anstalt.
- Villari,** P., Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Autorisirte Uebersetzung von H. Loewinson. Berlin, R. Gaertner.
- Walcker,** K., Grundriss der Weltgeschichte und der Quellenkunde für Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete. Karlsruhe, Macklot'sche Buchh.
- Wenzel,** J. G., Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit f. d. verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. 14. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Wie man den Krieg abschafft? Ein Aufruf an alle Friedensfreunde von einem Menschen.** Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger).
- Wyzewa,** T. de, Die socialistische Bewegung in Europa Ihre Träger u. ihre Ideen. Deutsche Autoris. Uebersetzung v. H. Altoun. Braunschweig, O. Salle.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleßische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt normals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt, Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . . 58²⁰ R
Mühlbrunn . 40 .
Schloßbrunn 41⁸ .
Theresienbrunn 47¹ .
Neubrunn . . 47³ .
Marktbrunn . 34⁵ .
Felsenquelle . 47 .
Kaiser-Karis-Qu. 33⁴ .
Kaiserbrunn. 39¹ .

— < > —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— < > —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 61. — Heft 183.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1892.

16.
Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schönländer.

Juni 1892.

Inhalt.

	Seite
Paul Lindau in Dresden.	
Hängendes Moos. Roman. (Schluß).....	291
Eugen Zabel in Berlin.	
Ludwig Barnay.....	342
Alexander Tille in Glasgow.	
Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust... ..	352
Moritz Moszkowski in Berlin.	
Ueber den Wohlklang.....	361
Sigmund Münz in Wien.	
Zur Charakteristik Cavours.	367
L. Siegfried in Kiel.	
Federzeichnungen aus Holstein! III.....	384
Julius Gesellhofen in Breslau.	
Die todte Stelle. Novelle.	402
Gustav Weisbrodt in Wien.	
Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.	414
Bibliographie.	420
Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. (Mit Illustrationen.) — Neue Werke von Felix Dahn.	
Bibliographische Notizen.	427

Hierzu ein Portrait: Ludwig Barnay.
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Arthur Seemann in Leipzig. (Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von K. Heinemann.)



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXI (April bis Juni 1892), wie auch zu den früheren Bänden I—LX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-Handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

..... Etyp. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

..... Etyp. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182

zum Preise von *M* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LXI. (April bis Juni (1892)

..... Etyp. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

80
80
80
80
80
80
80



Friedrich Barnay

Österreichische Verlagsanstalt vorm. B. Schottländer in Wien

1880

1881

1882

1883

1884

1885

1886

1887

1888

1889

1890

normalis S. Schottlaender.

Juventus Barnajus

С. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXI. Band. — Juni 1892. — Heft 183.

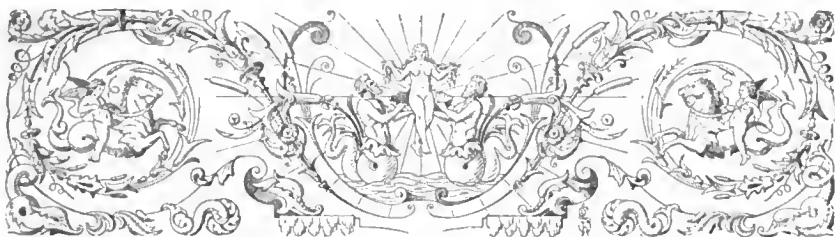
(Mit einem Porträt in Radirung: Ludwig Barnay).



Breglau

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Hängendes Moos.

Roman.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

(Schluß.)

In den ersten Stunden des Nachmittags war die von Hugo verlassene Wohnung von der Frau Rätthin und dem Aufwartemädchen, das täglich auf einige Stunden kam, um die größten Arbeiten zu verrichten, wieder in einen leidlichen Zustand versetzt worden. Es sah in der großen Stube freilich ziemlich öde und ungasflich aus, aber es war Alles in tadellos sauberem Zustande. Die Fenster waren gepußt und frische Gardinen angesteckt.

Es war der Rätthin angenehm, daß sie heute über einen besseren Empfangsraum als gewöhnlich verfügen konnte, denn sie bekam unerwarteten Besuch. Herr Felix Welsheim, der einen von seiner Frau ihm erteilten Auftrag nie vergaß, hatte sich von der Börse direct zu Frau Rätthin Emilie Dreuer begeben.

Sie führte ihn in das Vorderzimmer. Sie hielt es für überflüssig, Herrn Welsheim zu sagen, daß Hugo ihr Haus verlassen habe. Sie hatte die Frage, ob der Doctor zu Hause sei, einfach verneint.

„Ehrlich gesagt, ich bedaure es nicht, dem Doctor jetzt nicht zu begegnen,“ begann Welsheim, während er der Einladung, sich zu setzen, folgte, „denn gerade über ihn möchte ich mit Ihnen, verehrte Frau, ein ernstes Wort sprechen. Ich bin ein trockener Geschäftsmann und liebe keine Redensarten. Sie werden mir meine Offenheit verzeihen. Mich leitet nichts Anderes als das Interesse an meinem besten Freunde, das sich übrigens auch mit dem Ihrigen vollkommen deckt. Sehen Sie, verehrte Frau, ich beobachte unsern guten Doctor seit Monaten . . . und genau. Es ist in seinem Wesen etwas . . . wie soll ich sagen? . . . etwas, was nicht stimmt. Er

macht einen gedrückten Eindruck . . . nicht wahr? Den muß er doch auch auf Sie gemacht haben? Ich habe nachgespürt, und ich glaube auf die richtige Fährte gekommen zu sein . . . Verzeihen Sie, wenn ich ein bißchen geradezu bin! Aber Sie sind ja eine verständige Frau, mit der man deutsch sprechen kann . . . Ich glaube, — nein, ich bin sicher: die Verlobung mit Fräulein Martha . . . das ist's, was ihn drückt . . . Aber er ist ein Ehrenmann, er würde es nie über's Herz bringen, die junge Dame zu kränken; er würde aus Pflichtgefühl die Verbindung aufrechterhalten . . . Ja, das ist Alles schön und gut! Aber was wird daraus? Nichts Gutes! Ihr Fräulein Tochter würde unglücklich werden, und der Doctor auch. Und eine jugendliche Uebereilung . . . mein Gott, wir sind ja Alle einmal jung gewesen . . . ich meine, eine jugendliche Uebereilung würde mit dem Glück zweier Menschen doch ein bißchen zu theuer bezahlt werden . . . Da sage ich mir: wenn das Uebel einmal erkannt ist, dann schnell und resolut ein operativer Eingriff, wenn er für den Augenblick auch schmerzt. Und wenn die Patienten es selbst nicht einsehen, dann müssen wir, die treuesten Freunde, für sie handeln . . . Was meinen Sie?“

Die Rätthin hatte mit der Ausdruckslosigkeit der eisernen Maske, die ihr zu eigen war, wenn ernste Dinge verhandelt wurden, zugehört. Welsheim hatte keine Ahnung, daß er sich vergeblich bemühte, daß das, was er zu erreichen sich vorgesetzt hatte, eine schon vollbrachte Thatsache war.

„Ich schließe mich Ihrer Meinung an,“ antwortete die Rätthin.

„Vortrefflich, vortrefflich!“ rief Welsheim, von dem Erfolge seiner Beredsamkeit, die ihm in den Sitzungen der Verwaltungsräthe schon so oft gute Dienste erwiesen hatte, sichtbar geschmeichelt. „Wenn wir über die Hauptsache einig sind, daß wir die Pflicht haben, die jungen Leute zur Erkenntniß ihres Irrthums zu führen, dann werden wir uns über das Einzelne schnell einigen. Den Doctor übernehme ich. Ich werde den Mund etwas voll nehmen und ihm klar machen, daß der literarische Anfänger, der sich mit einem guten bescheidenen Mädchen aus höchst achtbarer Familie verlobt habe, ein Anderer sei, als jener Hugo Hall, der Dichter von „Herkules und Omphale“, der aus sogenannten Anstandsrückichten sich davon zurückhalten lasse, ein Band zu lösen, das thatsächlich schon zerrissen ist. Dieser neue Hugo Hall habe Pflichten gegen die Menschheit! Er dürfe sich nicht in kleinbürgerliche Verhältnisse vergraben, er dürfe sich nicht mit einem braven Mädchen vernählen, das er doch nicht genügend liebe, um glücklich zu werden und zu beglücken. Er dürfe sein herrliches Talent nicht eigensinnig und in Verkennung seiner wahren Pflichten hinhinmorden . . . Und so weiter! Das wollen wir schon machen! . . . Ihnen, verehrte Frau, fällt die schwierigere Aufgabe zu, Ihr Fräulein Tochter von der Unhaltbarkeit des jetzt bestehenden Verhältnisses zu überzeugen. Ohne Ihren Entschliessungen irgendwie vorzugreifen, möchte ich mir unmaßgeblich den Vorschlag erlauben, daß eine momentane örtliche Trennung der Beiden uns vielleicht über viele Aufregungen

hinweghelfen würde. Der Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, würde man wohl Herr werden können. Ich möchte mir gestatten, diesen Punkt ganz sachlich und ruhig mit Ihnen zu erörtern . . .“

In diesem Augenblicke wurde an der Klingel gezogen. Die Rätthin erhob sich.

„Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick. Ich stehe Ihnen sogleich wieder zu Diensten.“

Sie ließ die Thür absichtlich offen, um Herrn Welsheim zu verstehen zu geben, daß ihr eine Abfözung des Besuchs willkommen sei, daß sie den Arzt, den sie erwartete, zu empfangen habe.

Es war in der That Dr. Lohausen, dem sie öffnete.

„Ich habe beim besten Willen nicht früher kommen können,“ entschuldigte sich der Arzt. „Nun, was ist denn schon wieder los?“ fragte er mit seiner volltönenden gemüthlichen Stimme.

„Martha schläft seit ein paar Stunden. Ich will Sie gleich zu ihr führen, Doctor. Wieder das alte heftige Fieber!“ entgegnete die Rätthin.

Welsheim hatte die Ohren gespitzt. Er kannte die Stimme. Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht: als er den Kopf zwischen die Thürspalte steckte, erkannte er seinen alten Freund und Hausarzt Dr. Lohausen.

„Doctor!“ rief er in freudigem Erstaunen. „Das trifft sich aber günstig!“

„Herr Welsheim! Ja was machen Sie denn hier?“

„Eine Conferenz mit der Frau Rätthin . . .“

„Na, dann conferiren Sie ruhig weiter! Ich will mir inzwischen einmal unsere kleine Patientin ansehen.“

„Hätten Sie einen Augenblick vorher für mich übrig? Meine Zeit ist leider auch sehr knapp bemessen, und ich fürchte, daß ich kaum auf Sie würde warten können. In fünf Minuten ist's abgethan. Würden Sie mir gestatten, gnädige Frau?“

„Aber bitte . . . Ich will Martha wecken,“ fügte sie im Abgehen zum Doctor gewandt hinzu.

Lohausen war mit Welsheim in das Vorderzimmer getreten.

„Es soll ja gestern wieder einmal großartig bei Ihnen gewesen sein! Der ganze Thiergarten ist Ihres Ruhmes voll. Mir hat's so leid gethan, daß ich nicht kommen konnte.“

„Ja, es war wirklich recht gelungen, das muß ich selbst sagen. Dieser Ballini hat eine Stimme!“

„Ich weiß schon Alles! Hoch soll er leben!“

„Also zur Sache! Sie sind hier Hausarzt?“

„Allerdings.“

„So? Erlauben denn der Frau Rätthin ihre Mittel . . .“

„Meine Mittel erlauben es mir, der Tochter meines alten Freundes Breuer, so weit ich es vermag, zu nützen.“

„Das wollte ich gerade gesagt haben . . . Nun, lieber Doctor, eine offene Frage, deren Beantwortung mich lebhaft interessirt. Wie steht's mit der jungen Dame? Ich kenne sie nur flüchtig, aber sie sieht mir so aus, als ob sie in schlechten Hefen sei.“

„Ich begehre keine Indiscretion, wenn ich Ihnen sage, daß das arme Ding allerdings recht zart und schwach ist. Sie müßte fort — in ein milderes Klima, in eine reinere Luft und eine wärmere Sonne.“

„Weshalb schicken Sie sie nicht nach Italien?“

Lohausen sah Welsheim groß an.

„Ich schicke sie nicht, weil sie nicht gehen könnte.“

Welsheim bewegte unter dem Daumen den Zeige- und dritten Finger schnell hin und her. Der Doctor beantwortete die pantominische Frage mit zustimmendem Nicken.

„Dem müßte sich doch abhelfen lassen?“ meinte Welsheim.

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Sie wissen, ich bin kein Freund von vielen Nebenarten: wenn Sie es für richtig halten, daß die junge Dame mit ihrer Mutter auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr meinethalben, nach Italien geht, — die paartausend Mark, die dazu nöthig sind, stehen Ihnen jeden Augenblick bei mir zur Verfügung.“

„Was!“ rief Lohausen in aufrichtiger Bewunderung.

„Mich macht's nicht ärmer. Ich nehme an, daß ich die Frau Räthin an meiner heutigen Börse mit fünfzig Procent theilhaftig habe . . . Und wenn es sich um die Gesundheit eines jungen Mädchens handelt . . .“

„Sie sind wirklich ein vornehmer, ein großartiger Mensch! Sie wissen gar nicht, wieviel Gutes Sie thun! Nach meiner ehrlichen ärztlichen Ueberzeugung handelt es sich hier um ein Menschenleben. Hier geht das Mädchen sicher zu Grunde, in Italien dürfen wir ihre Rettung erhoffen.“

„Um so besser!“ sagte Welsheim, der während der letzten Worte des Doctors bereits sein Portefeuille gezogen und eine erhebliche Summe abgezählt hatte. „Für's Erste dürfte das wohl genügen. Bei weiterem Bedarf stehe ich selbstverständlich zur Verfügung.“

Lohausen nahm das Geld und schüttelte kräftig Welsheims Hand.

„Sie sind ein braver Mann! Weiß Gott, ein braver Mann! Einstweilen danke ich Ihnen herzlich . . .“

„Was ich noch sagen wollte, eigentlich kaum zu sagen brauche, da ich es als selbstverständlich betrachte: mein Name darf nicht genannt werden. Auf keinen Fall! Es wäre mir eine Unannehmlichkeit und würde der Frau Räthin wohl auch nicht angenehm sein. Sie, als alter Freund der Familie, können ja sagen: ein anderer alter Freund . . . oder Sie selbst . . . na, Sie werden die Sache schon machen!“

„Ein braver Mann!“ wiederholte Lohausen mit erneutem kräftigem Händedruck. „Sehen Sie, das ist eine That! Die imponirt mir! Dafür

giebt's zwar keine Auszeichnungen und Titel . . . aber wenn Ihnen am Respekte eines ehrlichen Kerls gelegen ist, den haben Sie sich erworben, lieber Welsheim!"

„Nicht der Rede werth, Doctor! . . . Und nun gehen Sie zu Ihrer Patientin. Und sagen Sie, bitte, der Frau Rätthin, daß ich mich von ihr verabschieden möchte.“

Ein abermaliges Händeschütteln, und mit freudestrahlendem Antlitz begab sich der Doctor in die kleine Schlafstube. Er wußte, daß er die beste Arznei in der Tasche hatte.

Die Unterredung zwischen Welsheim und der Rätthin währte nur noch wenige Augenblicke. Die Rätthin, die sich danach sehnte, mit Lohausen am Bette ihres Kindes zu sein, begnügte sich damit, Herrn Welsheim für seine freundschaftliche Theilnahme kalt zu danken und ihm die überraschende Mittheilung zu machen, daß sie mit ihrer Tochter über die Angelegenheit schon ernsthaft gesprochen habe, und daß auch Martha von der Unhaltbarkeit des Verhältnisses überzeugt sei.

„Aber die Beiden müssen auseinander!“ rief Welsheim. „Das ist die Hauptsache! Sonst fallen sie sich bei der ersten Begegnung doch sofort wieder in die Arme! Junge Leute . . . nicht wahr?“

„Wir wollen sehen,“ gab die Rätthin ruhig zur Antwort.

Welsheim lächelte seelenvergnügt, als er in seinen Wagen stieg und sich nach Hause fahren ließ. Die Schnelligkeit und Vollständigkeit seines Erfolges imponirte ihm selbst. Wie würde sich nun Leonie erst freuen, wenn er ihr seinen Triumph berichtete! . . .

Zu seiner aufrichtigen Freude hatte der Arzt Marthas Zustand weniger bedenklich gefunden, als er befürchtet hatte. Er hatte mit der Frau Rätthin, die ihm das Geleit gegeben, eine kurze Unterredung in der Berliner Stube gehabt. Nun lag die Rätthin, deren steinernes Gesicht sich in ungläubiger Freude belebt und erwärmt hatte, heiße Thränen vergießend an der Brust des alten treuen Freundes, der sie mit herzlicher Gutmüthigkeit auf die Schulter klopfte und ihr einmal um das andere zurief: „Nun ist's aber genug! Nun ist's gut! Vernünftig sein, zum Teufel!“

„Und ich soll dem edlen Menschenfreunde nicht einmal danken dürfen?“

„Mit der Gesundheit Ihres Kindes sollen Sie ihm danken — anders nicht.“

„Ach, Doctor! Es ist ja nicht zu glauben! Darf ich's denn wirklich annehmen? Darf ich's?“

„Ich habe es bereits für Sie angenommen. Um wie viel mehr dürfen Sie's für Ihr Kind annehmen! Da haben Sie meine Antwort.“

„Für mein armes Kind! Und Sie hoffen nun? . . .“

„Das Beste, liebe Freundin, das Beste!“

„Ich kann's ja nicht glauben, kann's nicht fassen! Wie man sich doch veründigt, an der Güte der Menschen zu zweifeln! Ja, es giebt noch edle

Menschen! Und wenn die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten.“

„Nun aber, um das Praktische zu erlebigen: Keine Zeit verlieren! Treffen Sie alle Vorbereitungen, um Ihre Zelte so bald wie möglich abzubauen . . . auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr . . . das wird Ihnen der dortige Arzt schon sagen. Ich denke, daß Martha reisefähig ist. Ich komme morgen wieder. Am liebsten wäre es mir, ich könnte sie morgen schon weg-schicken. Wiederkommen darf sie mir aber nicht früher, als bis der dortige Colleague ihr die Pässe ausstellt! Also auf morgen! . . .“

Welsheim war vor seinem Hause angekommen. Schneller, als es seine Gewohnheit war, sprang er die Treppe hinauf und trat so ungestüm in das Erkerzimmer, daß Leonie, die hinter dem Blumenauflage die Straße hinunterblickte, erschrocken zusammenfuhr.

„Hallo!“ rief er gemüthlich. „Noch nicht frisiert?“ Und während er ihre Stirn küßte, sagte er lächelnd: „Weißt Du, so siehst Du eigentlich am schönsten aus! Die Leute wissen ja gar nicht, wie schön Du sein kannst! Es ist mein Stolz, daß Du nur für mich so schön bist!“ Er küßte sie wiederholt auf die Stirn. „Im Uebrigen,“ fuhr er launig fort, „Madame est servie! Alles in schönster Ordnung! Mit der Mutter gesprochen, mit dem Arzte gesprochen, Verlobung wird aufgehoben . . . Kleine nach Italien geschickt, mein Name nicht genannt . . . Alles unauffällig! Unsern guten Doctor Hugo nehme ich mir selbst noch vor. Mit dem werde ich auch noch fertig werden.“

Leonie hatte zuerst gar nicht verstanden, was Felix eigentlich meinte. Erst als er von Hugo sprach, wurde ihr Alles klar. Anstatt der warmen Glückwünschung, die Welsheim aus dem Munde seiner Frau erwartet hatte, hörte er zu seinem äußersten Befremden Vorwürfe.

„Aber so entsetzliche Eile hatte die Sache doch gar nicht!“ rief Leonie, deren Stirn sich in unwillige Falten gelegt hatte.

„Was denn!“ versetzte Felix ganz betroffen. „Du hattest mir doch gesagt . . .“

„Gesagt!“ fiel Leonie in demselben gereizten Tone ein. „Man sagt ja so Manches! Aber wenn es sich um so ernste Dinge handelt, dann erwägt man doch erst reiflich das Dafür und Davider, überlegt es sich gehörig . . . Nach den Erfahrungen, die ich gestern Abend gemacht habe, würde ich Dir schwerlich gerathen haben, für Doctor Hall Vorsehung zu spielen.“

„Was ist denn gestern Abend Besonderes geschehen?“ fragte Felix erstaunt. „Denn vom Stücke sprichst Du doch nicht?“

„Eigentlich kaum etwas Besonderes, es ist beinahe schon das Alltägliche geworden. Und ich würde längst mit Dir davon gesprochen haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß eine Veränderung unserer Beziehungen zu Doctor Hall vor der Premiere als eine Art von Feigheit gehässig gedeutet werden könnte. Dieser Vorwurf wird uns jetzt, wenn wir uns nach seinem Triumphe ein wenig kühler zu ihm stellen, jedenfalls erspart bleiben.“

„Ich höre Dir mit wachsendem Erstaunen zu, ohne Dich recht zu verstehen. Weshalb soll es denn anders werden zwischen uns und dem Doctor?“

„Weil ich mir seine Behandlung nicht länger gefallen lassen will! Ganz einfach!“

„Was thut er Dir denn auf einmal?“

„Er tyrannisiert mich in unerträglicher Weise, wenn Du es denn hören willst. Er hat hier, allmählich, ohne daß wir es bei unserer Gutmüthigkeit bemerkt hätten, sich Rechte angemacht, die ihm nicht zustehen. Er will hier commandiren. Dies gefällt ihm nicht, und das gefällt ihm nicht. Ich spreche zu laut, ich bin zu familiär mit dem oder dem, das eine Kleid ist zu auffällig, ein anderes zu tief ausgeschnitten — so geht's in einem fort. Ich bin immer in Todesangst, daß irgend ein Dritter es mal hört, wie er mich schulmeisteret. Denn er genirt sich gar nicht. Und wenn wir einual belauscht würden, müßte man das Schlimmste von mir denken! Weißt Du, was ich glaube, was mir sein Betragen allein erklärt: ich glaube beinahe, er ist in mich verliebt!“

„Ah bah!“ rief Felix in hohem Erstaunen aus.

„Wenn er mein Geliebter wäre und all die Untugenden des eifersüchtigen Gatten hätte, die Du zum Glück nicht besitzt, könnte sein Benehmen kein anderes sein . . . Das ist mir höchst unangenehm, nicht bloß inmeinetwegen.“

„Hu, hm,“ brummte Felix. Er dachte einen Augenblick, übrigens ohne tieferes Bedauern, daran, daß er, wenn Leonie früher so zu ihm gesprochen, ein paartausend Mark hätte sparen können. „Das darfst Du Dir in der That nicht gefallen lassen!“ sprach Welsheim nach kurzer Pause mit dem Tone der vollen Ueberzeugung. „Und ich darf es mir auch nicht gefallen lassen! . . . Also gestern Abend ist es zum Krach gekommen? Wie war denn das?“

„Er katechisirte mich wieder einmal wegen meiner Freundlichkeit zu unsern Gästen. Er wollte mir Vorschriften machen, wie ich mich Herrn Ballini gegenüber zu benehmen hätte. Und gerade dem großen Künstler hatte ich doch besonders dankbar zu sein! . . .“

„Das will ich wohl glauben! Ihm haben wir den kolossalen Erfolg unseres Eröffnungsabends zu danken, ihm allein. Die ganze Börse war voll von dem ‚Hoch soll er leben!‘ Ich weiß gar nicht, wie man sich da revanchiren kann. Tuchnadeln wird er ja genug haben.“

„Eben deswegen hielt ich es für meine Pflicht, besonders freundlich zu ihm zu sein . . . Und darüber machte mir Doctor Hall wieder eine Scene. Das empörte mich, und ich habe ihm meine Meinung deutlich gesagt.“

„Da hast Du ganz Recht gethan!“

„Er scheint es mir sehr übelgenommen zu haben. Immerhin! Ich habe nichts zu bedauern, nichts zurückzunehmen . . . Ach ja, beinahe hätte ich's vergessen, Herr Ballini war hier. Ein artiger Mensch, wie Du siehst.“

Welsheim machte bei dieser gleichgiltig hingeworfenen Bemerkung ein etwas verbuzes Gesicht.

„Und Du hast ihn empfangen? So?“ Er hob einige geringelte Strähnen des prächtigen Haares auf.

Leonie lachte hell auf.

„Nun wirst Du am Ende auch noch eifersüchtig? Es scheint anzustecken. Hättest Du mich ausreden lassen, so würdest Du gehört haben, daß ich ihn nicht empfangen habe. Wir haben durch die Thür — er draußen, ich hier — Liebfosungen getauscht, die Du ruhig hättest mit anhören können — beiläufig bemerkt: wie Alles, was ich sage. Gerade weil ich mich so nicht zeigen wollte, und weil ich es für meine Pflicht hielt, gegen Herrn Vallini ausnehmend artig zu sein, habe ich ihn gebeten, mit uns Weiden sans façon heute zu speisen. Du könntest vielleicht eine Loge besorgen . . .“

„Die Theater sind heute absolut reizlos . . . wir müßten uns denn ‚Herkules und Omphale‘ zum zweiten Male ansehen,“ fügte er scherzend hinzu.

„Das wäre nicht schlecht!“ versetzte Leonie ganz ernsthaft. „Gestern habe ich ohnehin nicht viel von dem Stück gesehen . . . ich war zu aufgereggt . . . wegen unserer Gesellschaft . . .“

„Was, Du wolltest wirklich . . .?“

„Wirklich!“ bekräftigte Leonie.

„Rein unmöglich, liebste Leonie! Ausverkauft bis auf den letzten Platz. Alles gezogen!“

„Von den Händlern bekommt man immer noch etwas. Und Du kennst mein Vertrauen zu Deiner Findigkeit.“

„Dann müßte ich aber selbst gehen . . . und wir haben ja um sechs Uhr Vallini zu Tisch.“

„Dann essen wir etwas später. Wir brauchen ja nicht zu Anfang da zu sein. Und während Du die Plätze für uns besorgt, werde ich unsern Künstler mit allen Reizen weiblicher Koketterie zu bezaubern suchen, um ihn dafür zu entschädigen, daß er ein halbes Stündchen auf die Suppe wartet.“

„Versuchen will ich's! Aber ich habe wenig Vertrauen!“

„Ich um so mehr. Es wäre das erste Mal, daß Du mich enttäuschtest.“

Felix küßte die Hand seiner Frau, die sich zum Diner und Theater anzukleiden hatte. Als er sich der Thür zuwandte, blieb er plötzlich stehen und rief seiner Frau, die sich schon erhoben hatte, zu:

„Ich habe da eben im Vorübergehen die Bronze sehen sehen, die von Barbbedierne . . . die müssen wir doch dem Doctor schicken.“

„Ich werde es besorgen. Nach unserer gestrigen Scene würde es sich heute nicht gut machen.“

„Also gut! Besorge es! . . . Um halb sieben werde ich wohl zurück sein können . . . aber ich fürchte, ich werde mit leeren Händen kommen!“

*

*

*

Ballini war pünktlich um sechs Uhr zur Stelle. Er hatte sich sehr schön gemacht. Eine eben erschlossene Maréchal de Niel-Knospe leuchtete in seinem Knopfloch, sie war jedoch sorgsam so gesteckt, daß sie die nachbarliche Rosette mit buntem Bändchen nicht überstrahlte. Auch Leonie hatte ihre Toilette mit besonderer Sorgfalt gewählt und sah entzückend aus.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie eine gewisse Befangenheit, als sie sich jetzt erhob, um dem eintretenden Künstler die Hand zum Kusse darzubieten. Sie lächelte verlegen, mit einem Anfluge von Traurigkeit.

„Sie sind pünktlicher, als wir es diesmal sein können,“ begann sie, nachdem sie sich begrüßt und Platz genommen hatten. „Mein Mann hat noch etwas zu besorgen; er kann erst in einer halben Stunde kommen. Ich habe ihm versprochen, Sie bis dahin . . .“

Ballini sah sie bei dieser erfreulichen Nachricht mit süßlich schmachtendem Ausdruck an und machte eine leichte Bewegung nach vorn, um seinen Kopf dem ihrigen näher zu bringen. Sie aber lehnte sich zurück und sagte in kalt verweisendem Tone, beinahe ungehalten: „Ach bitte!“

Der Künstler schien auf nichts weniger als darauf vorbereitet gewesen zu sein. Er machte ein höchst verduhtes, keineswegs kluges Gesicht.

„Es ist mir lieb,“ fuhr Leonie in dem früheren Tone fort, „daß mir das ungestörte Alleinsein mit Ihnen die Gelegenheit giebt, mit Ihnen zur Abwechslung einmal von etwas Ernsthafterem zu plaudern. Ich werde mich nicht so lächerlich machen, Ihnen zu sagen: Was müssen Sie von mir denken! Aber ich möchte allerdings, daß Sie mich doch etwas besser kennen lernten. Eine Wahnsinnige haben Sie heut Mittag verlassen — ich weiß bei Gott nicht, womit Sie mir's angethan haben! — jetzt spricht eine Vernünftige zu Ihnen; ich war außer mir, jetzt bin ich wieder zu mir gekommen.“

„Aber, meine holbe schöne Freundin, wozu das Alles?“ warf Ballini lächelnd ein. „Meiner Discretion . . .“

„Sie werden mich doch wohl nicht gar beruhigen wollen!“ fiel ihm Leonie in wahrer Bestürzung in's Wort. „Meinen Sie, daß mich die Angst dazu veranlaßt, so zu Ihnen zu sprechen? Ich suche allerdings Schutz . . . aber nicht vor Anderen! Schutz vor mir selbst, vor meinen quälenden Gedanken.“

„Weshalb quälen Sie sich?“ sagte Ballini, der Leonie gar nicht verstand. „Sie nehmen die Sache viel zu tragisch!“

Leonie blickte verwundert auf den schönen Mann, der den Schnurrbart kräuselnd, ihr gegenüber saß. Sie fühlte sich ihm mit einem Schlage meilenweit entrückt. Er lebte in einer ganz andern Welt, in einer ganz andern Atmosphäre.

„Ich bin ihm vorhin, als ich von Ihnen kam, begegnet,“ fuhr der Künstler fort, glücklich, in der Unterhaltung wieder festen Fuß auf den Boden des Thatsächlichen setzen zu können.

„Wem?“ fragte Leonie gleichgiltig.

„Unserm guten Doctor!“ gab Ballini mit höhnischem Lachen zur Antwort. „Er sah übrigens gottsjämmerlich aus.“

„Sie sprechen von Doctor Hall? Daß die Aufregungen während der gestrigen Vorstellung nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind . . .“

„Ah! das ist es nicht!“ unterbrach der Künstler übermüthig. „Der arme Bursche ist eifersüchtig!“ Er machte den Versuch, Leonies Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Leonie erhob sich.

„Eifersüchtig auf Sie?“ fragte sie mit scharfer Betonung.

„Allerdings,“ entgegnete Ballini selbstgefällig.

„Wie sollte er dazu kommen?“

„Instinkt, meine Gnädigste!“

„Und müßte er Alles, wie sollte er dazu kommen, eifersüchtig zu sein?“

„Nun,“ brachte Ballini nach einiger Zeit hervor, etwas befangen über das peinliche Verhör, „ich sollte doch meinen . . . wenn er wüßte . . .“

„Ich verstehe Sie schon!“ rief Leonie spöttisch. „Sie glauben, wie so Viele, daß Herr Doctor Hall mein Geliebter ist? Nicht wahr? Der Schein spricht ja auch dafür! Wir sind so viel zusammen, wir sind jung . . . das genügt ja den Leuten! Nun denken Sie sich, allem Gerede zum Troß, ist merkwürdiger Weise doch nichts an der Sache. Wahr ist, daß mir Herr Doctor Hall als Mensch und Schriftsteller sehr sympathisch ist, daß wir wie gute Freunde sehr intim miteinander verkehrt haben . . . Wir haben daraus nie ein Geheimniß gemacht, weil wir eben gar keinen Grund hatten, irgend etwas zu verbergen. Alles Andere, was die Leute sagen, ist Dummheit oder Bosheit, thörichte Klatscherei oder gemeine Verleumdung! So! Nun wissen Sie's! Und Sie sind der einzige Mensch, der ein Interesse daran hat, die Wahrheit zu erfahren, der einzige, dem ich die Wahrheit zu sagen mich verpflichtet fühle!“

Ballini lächelte immer weiter.

„Wozu die unnütze Erregung?“ fragte er mit beleidigender Milde. „Und wenn's auch anders wäre, als Sie sagen, — wahrhaftig, ich würde es Ihnen nicht einmal übel nehmen! Ich kenne die Welt! Und ich bin viel duldsamer, als Sie glauben!“

Leonie erblickte. Alles Blut drängte zu ihrem Herzen. Jetzt erst wurde ihr klar, wie tief sie hinabgestiegen war. Daß dieser Mann mit ihr verfahren war, wie mit irgend einer Anderen aus der Herde, — sie mochte den Gedanken gar nicht ausdenken. So niedrig durfte er sie nicht stellen! Sie mußte ihm mehr sein! Sie sah ihn an, fragend, rathlos, tief betrübt.

„Ich verlange keine Duldsamkeit!“ rief sie schmerzlich. „Und wenn ich Ihnen schwöre . . .“

„Ich glaub's Ihnen ja, ohne feierlichen Schwur! Ich glaube Alles, was Sie wollen! . . . Lassen wir doch die unangenehmen Geschichten! Seien wir vergnügt! Gemüthlichkeit über Alles, das ist mein Princip! Ich darf mich übrigens gar nicht so erregen. Ich lebe meiner Kunst! Wer

auf der Bühne soviel Leidenschaft hergeben muß, seine Seele, sein Herzblut, — der muß im gewöhnlichen Leben vernünftig sein . . . Ich bin wahrhaftig kein Philister, ich amüfire mich so gut wie jeder Andere . . . aber ich vergesse nie, was ich meiner Kunst schulde! Wenn ich anders lebte, — glauben Sie, daß ich dann solche Erfolge gefeiert hätte, wie ich sie überall gefeiert habe? Sie haben's ja hier miterlebt. Aber das war noch nichts, gar nichts im Vergleich zu Dresden, München, Hamburg . . . Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben!"

Leonie nickte zustimmend. Sie war unfähig, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Ein Schauer überlief sie. Einen Augenblick wallte es zornig in ihr auf. Ihr war zu Muthe, als müßte sie den frechen Gesellen, der ihr mit naivster Rohheit seine Mißachtung in unzweideutiger Weise kundgab, zur Thür hinauswerfen. Dann aber gestand sie sich in schmerzender Beschämung und Zerknirschung, daß ihre unbegreifliche Handlung selbst und allein schuld an Allem war, was sie jetzt kränkte, verletzte, demüthigte. Und eine trostlose Niedergeschlagenheit überkam sie. Sie erkannte zugleich, daß es vollkommen vergebliche Mühe sein würde, diesem Menschen begreiflich zu machen, was in ihr vorging. Sie bemühte sich, gleichgiltig zu lächeln, und sagte endlich, nur um irgend etwas zu sagen: „Ja! Sie sind wirklich zu beneiden! Es muß ein wundervolles Gefühl sein, von der Bühne herab auf die Massen zu wirken.“

Sie schloß auf einen Augenblick wie erschöpft die Lider und seufzte, als ob sie eine schwere Arbeit verrichtet hätte.

„Die Wirkung! Ja, das ist's!“ rief Ballini, der nun wieder im richtigen Fahrwasser war. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen! Das ist schließlich auch unsere einzige Genugthuung! Ich bin wahrhaftig nicht eitel! Aber wenn man da oben steht, wenn man fühlt, wie man durch die Gewalt der Kunst wirkt, — es ist etwas! Dann sagt man sich wohl: Du giebst dein Bestes, dein Alles! Aber du giebst es nicht vergebens!“

„In der That!“ versetzte Leonie, die gar nicht zugehört hatte.

Sie war froh, als dem peinigenden tête-à-tête mit dem Sänger durch Welsheims geräuschvolles Eintreten ein Ende gemacht wurde.

„Du wirst mit mir zufrieden sein,“ rief er überlaut, nachdem er Ballini die Hand gedrückt und Leonies Stirn geküßt hatte. „Ich habe richtig noch drei Vorderplätze in der Fremdenloge aufgetrieben. Frage mich nicht, wie! Aber Du weißt ja, Dein Wunsch ist mir Befehl . . . Und nun, mein lieber Herr Ballini, reichen Sie meiner Frau den Arm. Wenn wir überhaupt noch etwas von dem Stücke sehen wollen, müssen wir uns schleunig zu Tisch begeben.“

„Wollen Sie denn in ein Theater gehen?“ fragte Ballini, während er Leonie in den Speisesaal führte.

„Ich hab's Ihnen noch nicht gesagt, weil ich nicht wußte, ob mein Mann noch Plätze bekommen würde,“ antwortete Leonie. „Ich hatte aller-

ding's die Absicht, Sie zu bitten, uns heute noch einmal auf ein Stündchen ins Schauspielhaus zu begleiten. Ich wollte sehen, wie das Stück von dem unbefangenen Publikum des zweiten Abends aufgenommen werden würde . . . Aber ich gestehe, es ist mir schon wieder leid geworden, und ich denke, wir bleiben lieber hier gemüthlich zusammen . . .“

Sie waren in den Speisesaal getreten und setzten sich um den runden Tisch, der immer wie zu einer festlichen Gesellschaft mit kostbaren Blumen geschmückt war.

Welsheim traute seinen Ohren kaum.

„Aber erlaube!“ rief er mit komischem Entsetzen. „Deswegen soll ich eine Stunde herumgefahren sein, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und mit den Willkühndlern unterhandelt haben, — damit Du schließlich sagst: ich hab's mir anders überlegt! . . . Nein, meine Theuerste, das geht nicht! Jetzt spreche ich auch einmal ein Machtwort! . . . Sie sehen,“ wandte er sich lachend zu Ballini, „wie ich meine arme Frau tyrannisire!“

Ballini machte es Spaß, sich an der Seite der schönen eleganten Frau Leonie auch heute wieder vor den bewundernden Blicken des Publicums zeigen zu können, — und wenn Dr. Hall, der sicher wieder im Theater sein würde, sie zusammen sähe, nun um so besser dann! Die Schadeufreude erhöhte nur den Spaß.

„Weshalb sollten wir die schönen Plätze verfallen lassen?“ sagte er zustimmend. „Ich denke es mir wirklich ganz nett, nach dem Diner eine Stunde im Theater zu verbringen. Ich schließe mich den Bitten Ihres Herrn Gemahls an.“

Leonie machte noch einige Versuche, die Herren zu ihrer Auffassung umzustimmen, aber sie mußte ihren Widerstand schließlich aufgeben, als sie aus Ballini's Worten deutlich heraushörte, daß er der Ansicht sei, sie fürchte sich, an seiner Seite von Dr. Hall gesehen zu werden. Wenn's auch die Wahrheit war, Ballini durfte es nicht glauben.

Das Essen war sehr gut, die Weine waren vorzüglich. Ballini sprach in einem fort und nur von sich und seinen unerhörten Erfolgen. Er war also in sehr fröhlicher Stimmung. Während die Herren ihren Kaffee tranken und ihre Henry Clay mit himmlischen Behagen rauchten, machte sich Leonie zum Theater zurecht.

Gegen neun Uhr, in der stimmungsvollen Schlussscene des vorletzten Aufzuges — das Publicum lauschte in athemloser Spannung — entstand oben in der Fremdenloge rechts eine störende Bewegung, die von vielen Zuschauern sehr unangenehm vermerkt, von einigen der Nächstliegenden sogar mit leisen Zischlauten des Protestes gerügt wurde. Leonie, Welsheim und Ballini nahmen in der vorderen Reihe der exponirtesten großen Loge Platz auf den drei einzigen bisher unbesetzt gebliebenen Sesseln.

Fast das ganze Haus wurde für den Augenblick von der Bühne auf den Vorgang im Zuschauertraum abgelenkt, und auch die Schauspieler auf den

Brettern und hinter den Coulissen merkten, daß sich im Saale irgend etwas Unerwartetes und Ungehöriges ereignete. Der Regisseur wagte den Kopf aus der vergitterten Bühnenloge weit genug hervor, um die Ursache der Störung zu erkennen.

„Diese verwünschten Geldprogen!“ brummte er zwischen den Zähnen, laut genug, um von Hugo, der in dem finsternen Verßhlage in einer Ecke saß, gehört zu werden. „Es ist doch eine schändliche Rücksichtslosigkeit! Natürlich wieder die guten Freunde! Unsere freundlichen Wirthe von gestern . . . und der große Ballini muß selbstverständlich auch wieder dabei sein!“

Hugo, der mehr gelähmt als erquickt gegen sechs Uhr aus seinem tiefen Schlaf mit schwerem Kopf erwacht war und gerade noch Zeit gehabt hatte, den großen Schwamm über seinen Scheitel auszudrücken und sich zum Theater anzukleiden, um zum Beginn der Vorstellung an Ort und Stelle zu sein, hörte die Worte des Regisseurs ohne tiefere Erregung. Er beugte sich nun auch etwas vor und sah nach der bezeichneten Richtung hinüber, aber sein ungeübtes Theaterauge wurde durch die helle Rampe zu sehr geblendet, um in dem verhältnißmäßig dunklen Zuschauerraum jetzt Einzelheiten zu erkennen. Er sah nur eine grauschwarze Masse mit einigen helleren Tupfen.

Der Zwischenfall hatte zum Glück keine nachtheiligeren Folgen. Nach dem Actschlusse war der Beifall noch stürmischer als am Vorabend. Nachdem sich die Künstler zu wiederholten Malen gezeigt hatten und des Klatschens noch immer kein Ende war, ertönte auf einmal — bei dieser zweiten Vorstellung Allen unerwartet — der Ruf nach dem Dichter. Erst vereinzelt. Aber dieser Ruf fand sogleich allgemeinen und begeisterten Wiederhall. Immer kräftiger wurden die Hände zusammengeschlagen, immer lauter wurde gerufen. Mit strahlendem Lächeln eilte die erste Heldin nach der ersten Gasse und zerrte den Dichter, der heut ernsthafter widerstrebte, aus seinem dunklen Verließ auf die helle Bühne, unter dem sich immer erneuernden, immer anwachsenden Jubel des Publicums.

Hugo sah zum Erbarmen blaß aus. Er verneigte sich ungeschickt wie gestern, und wie gestern blickte er zu Leonie hinauf. Aber mit ganz veränderten Ausdruck. Jetzt in der hellen Beleuchtung erkannte er die Drei ganz deutlich. Finster, strafend, erschrecklich war sein Blick, als er Leonie neben Ballini sitzen sah. Zum zweiten, zum dritten Male mußte er auf der Bühne erscheinen. Nun beherrschte er sich und starrte vor sich hin, auf die unruhige wogende Menge, die ihm laut zujubelte.

Leonie hatte sich zuviel zugetraut. Ein tiefes Weh durchschnitt ihr Herz, als Hugos Blick sie traf. Sie allein hatte diesen Blick verstanden. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und hörte, wie eine Dame hinter ihr zu ihrem Nachbar sagte:

„Der arme Mensch sieht recht elend aus! Der kann die Freude nicht vertragen, wie es scheint. Einen erfolgreichen Dichter stellt man sich eigentlich ganz anders vor. Aber er hat einen interessanten Kopf.“

Es war Leonie durchaus nicht unangenehm, daß Vallini, der in so und so viel Logen Besuche zu machen hatte, während des Zwischenactes sie mit Feltz allein ließ. Sie brauchte nun wenigstens nicht zu sprechen.

Der letzte Aufzug, von dem Leonie nur wenig hörte, bekräftigte den vollen durchschlagenden Erfolg. Sobald der Vorhang gefallen war, brach sie mit ihrer Begleitung auf. Sie hörte im Corridor, wie der Dichter wiederum gerufen wurde, und war froh, daß sie das bleiche Angesicht mit den verzweifelten Augen nicht mehr sah.

Vallini sagte einige banale Phrasen des Dankes für die entzückenden Stunden und wollte sich verabschieden.

„Ich denke doch, daß wir uns noch nicht trennen,“ sagte Leonie, als sie langsam im dichten Gewühl die Treppe hinabstiegen. „Wir könnten ja irgendwo eine Kleinigkeit nehmen . . .“

„Leider muß ich auf das Vergnügen verzichten,“ schmunzelte Vallini. „Eine Verabredung . . .“

„Ah! . . . Nun, ich will nicht stören,“ entgegnete Leonie, innerlich tief gekränkt. Sie hatte sich bis jetzt noch nicht vorstellen können, daß man eine Einladung von ihr ablehnte.

„Ich bliebe gewiß eben so gern noch ein Stündchen mit Ihnen zusammen,“ fuhr der Künstler unbefangen fort. „Aber Sie können sich ja denken, wie man von allen Seiten in Anspruch genommen wird.“

„Gewiß! . . . Und wann sehen wir uns wieder?“

„Recht bald natürlich! Bestimmtes kann ich nicht sagen. Wir Künstler sind eben die Sklaven unserer Pflicht . . . Sie begreifen . . .“

„Vollkommen.“

„Wenn irgend möglich, erkundige ich mich morgen nach Ihrem Befinden . . . aber ohne bindende Verabredung.“

Leonie nickte.

„Also nochmals, schönste Frau, meinen gehorsamsten Dank! Herr Welsheim . . . ich habe die Ehre!“

Welsheim hatte den Wagen herangerufen. Vallini schwang noch einmal seinen glänzenden Cylinderhut, als Leonie einstieg, und begab sich geraden Wegs zu Dressel, wo er von einer lustigen Gesellschaft mit Sehnsucht erwartet wurde.

„Also wohin?“ hatte Welsheim Leonie gefragt, als sie sich in die Ecke des Wagens drückte.

„Nach Hause!“

„Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu.

* * *

Leonie hatte sich gleich nach der Vorstellung in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Noch Stunden lang hatte sie, Unerfreuliches brütend, auf der

Ottomane zu Füßen ihres Bettes geessen und sich erst gegen drei Uhr Morgens niedergelegt. Die vierte Morgenstunde war längst vorüber, als sie endlich aus ihrem unerquicklichen halbawachen Zustande erlöst wurde und in festen Schlaf versiel. Um zehn Uhr drückte sie den Knopf der elektrischen Klingel an ihrem Bett. Germaine eilte herbei, wünschte der Herrin Guten Morgen und brachte ihr außer dem Morgenblatte, das Leonie der Theaternotizen wegen schon im Bette zu durchblättern pflegte, einen kleinen Brief von wohlbekannter Hand. Leonie betrachtete das winzige Couvert eine Weile, unschlüssig, ob sie es jetzt oder erst nach dem Bade und Frühstück öffnen solle. Nach einigem Besinnen riß sie es auf. Es enthielt nur die Karte mit dem Namen: „Hugo Hall“, dem die Worte beigefügt waren: „bittet höflichst und innigst um die Gunst einer Unterredung.“

„Es wird auf Antwort gewartet,“ berichtete Germaine.

„So?“ fragte Leonie erstaunt. „Ist der Bote schon lange da?“

„Ein Stündchen etwa, gnädige Frau!“

„So sagen Sie ihm, er möge gegen Mittag wiederkommen.“

Leonie mußte in der That nicht, was sie Hugo antworten sollte. Es war ihr überaus peinlich, jetzt mit ihm zusammenzutreffen. Sie wußte, daß es zu einem unliebsamen, vielleicht sehr heftigen Austritte kommen würde, und sie fürchtete sich davor. Aber sie erkannte zugleich, daß sie Hugo die erbetene Besprechung nicht verjagen dürfe.

Die tiefe Verstimmung, die sich gestern durch die erlittene Demüthigung ihrer bemächtigt und die sich in den traurigen Stunden der nächtlichen Einsamkeit noch befestigt hatte, war durch den kurzen Schlaf nicht verscheuht worden, und in jener blöden Ungerechtigkeit, deren nur das Schuldbewußtsein fähig ist, war sie geneigt, Hugo für Alles verantwortlich zu machen, was sie selbst geündigt, und was Vallini ihr Kränkendes zugesügt hatte. Sie dachte jetzt kaum noch an die Persönlichkeit des albernen Menschen, der ihr von seinen Erfolgen renommirte, während sie nach einem beruhigenden Worte lechzte. Zu ihrem wahren Entsetzen hatte sie sich davon überzeugt, daß sie jeden Versuch einer jeelischen Verständigung mit ihm aufgeben müsse. Er verstand sie ja nicht einmal, wenn sie sich vertheidigen, ihre Handlung beschönigen wollte. Durch Hugo war sie verwöhnt. Er erfaßte die leiseste Andeutung, er las ihr die Gedanken von den Blicken ab; es war ihr sogar oft unangenehm gewesen, wie er ihre verborgensten Regungen durchschaut hatte. An ihm konnte sie sich halten, ihm konnte sie zürnen — Vallini hätte nicht gewußt, was er mit ihrem Zorn anfangen sollte —, und alle Reue, alle Enttäuschung, alle Beschämung, die sie fühlte, floß zusammen in heftigen Unwillen, ja in ein Gefühl der Empörung über Hugo.

Was wollte er nur von ihr? Wozu die Begegnung, die er begehrte, und die für beide Theile nur peinigend und aufregend sein konnte? Hatte sie nicht ohnehin schon genug gelitten? So dankte er ihr für Alles, was sie

für ihn gethan hatte! Wenn er sie wirklich je geliebt, dann mußte er wissen, daß er sie jetzt zu schonen habe . . .

Jetzt mochte, jetzt konnte sie ihn nicht sehen.

Sie trat an den kleinen Schreibtisch, der in der Fensternische ihres Schlafzimmers stand, nahm eine Visitenkarte und setzte unter den Namen: „Frau Leonie Welsheim“ die Worte: „wird morgen Nachmittag um zwei Uhr zu Hause sein“. Sie verschloß die Karte in ein stark parfümiertes Couvert und gab sie Germaine.

„Hier ist die Antwort, die nachher abgeholt wird.“

Sie athmete befriedigt auf, als sie das unangenehme Geschäft erledigt hatte. Nun hatte sie doch wenigstens einen Tag Ruhe vor ihm.

Weshalb hatte er ihr geschrieben? Was wollte er von ihr?

Hugo würde, wenn er sich diese Fragen gestellt, um die Antwort darauf selbst in Verlegenheit gewesen sein. Auch er wußte nicht, was er ihr sagen wollte und sollte; er wußte nur, daß er nicht so von ihr scheiden könne, daß er sie wenigstens noch einmal sehen und sprechen müsse. Noch einmal! War es denn wirklich dahin gekommen? Er vermochte es nicht zu fassen, aber er hatte die bestimmte Empfindung, daß das Band, das Leonie und ihn umschlungen hatte, nicht durch eine wahnsinnige Laune gelockert, sondern daß es wirklich zerrissen war.

Er saß in seinem Zimmer, in dem seine Siebensachen noch immer in Kisten und Kästen verpackt standen, und wartete auf Leonies Bescheid. Er wartete vergeblich. Die ungemüthliche Umgebung erhöhte seine unbehagliche Stimmung.

Endlich gegen elf Uhr klopfte es. Anstatt des erwarteten Briefes von Leonie aber brachte ihm das Mädchen eine Visitenkarte und meldete zugleich, daß der Herr den Herrn Doctor in einer sehr wichtigen Angelegenheit dringend zu sprechen wünsche. Hugo las: „Bernhard Scherfer, Theateragent.“

„Ich lasse den Herrn bitten,“ beschied er das Mädchen.

Gleich darauf betrat ein junger Mann im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren das Zimmer. Er war sehr anständig gekleidet und sah klug aus. Er verbeugte sich mit fast unterwürfiger Höflichkeit und begann, nachdem er sich auf Hugos Einladung gesetzt hatte, mit klangvoller Stimme und großer Gewandtheit im Ausdruck einen längeren Vortrag.

„Ich habe Sie vergeblich in Ihrer früheren Wohnung gesucht. Ihre Frau Wirthin konnte oder wollte mir Ihre neue Adresse nicht angeben, und wenn wir nicht eine so gut organisirte Meldepolizei hätten, würde ich vielleicht noch Tage lang nach Ihnen gefahndet haben. Hoffentlich komme ich nicht zu spät. Haben Sie über Ihr neues Schauspiel schon verfügt? Ich meine: haben Sie schon einem Agenten den Debit an andere Bühnen, die Drucklegung des Manuscriptes, die Versendung, Abschließung der Verträge, Einziehung der Tantiömen u. s. w. übertragen?“

„Es haben sich allerdings schon mehrere Herren dazu erboten, aber ich habe noch keine Zeit gehabt, mich darum zu kümmern.“

„Das ist mir lieb zu hören. Dann möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich möchte Ihnen die Mühe abnehmen, sich um den geschäftlichen Vertrieb des Stückes noch zu kümmern, — und zwar möchte ich das im weitesten Sinne des Wortes. Ich habe Ihr Schauspiel gesehen, ich verspreche mir nicht nur hier, sondern auch in Oesterreich, in München, Dresden u. s. w. und in der Provinz einen nachhaltigen Erfolg. Ich sage Ihnen das, damit Sie mich nicht mit den Leuten verwechseln, die gute Waare entwerthen wollen, um sie billiger an sich zu bringen. Und ich wäre durchaus nicht abgeneigt, Ihr Stück käuflich zu erwerben. Sie würden alle Rechte an mich abtreten — das Recht der Aufführung für alle Länder und auf die ganze gesetzliche Frist —, und ich würde Ihnen dafür achttausend Thaler zahlen. Bar und sofort, bei Unterzeichnung des Vertrags. Ich glaube nicht, daß bis zur Stunde jemals einem jungen Dramatiker in Deutschland ein solches Anerbieten gemacht worden ist. Ich füge hinzu, daß ich trotzdem kein schlechtes Geschäft zu machen glaube und, wenn mich meine Berechnung selbst diesmal im Stich lassen sollte, doch das vollste Vertrauen habe, mit Ihrem nächsten Stücke ein etwaiges Deficit zu decken. Sie würden mir, da Sie mit meiner Geschäftsführung unzweifelhaft zufrieden sein würden, gewiß versprechen, auch Ihre späteren Dramen mir anzuvertrauen.“

Hall war von dem Vorschlage des Agenten auß's Aeußerste überrascht. Er hatte sich bisher kümmerlich durch's Leben geschlagen. Um durch sein Aeußeres, seine Kleidung und Wäsche, den Schein einer besseren und einträglicheren Existenz, als sie ihm in Wahrheit beschieden war, zu erwecken, hatte er sich in allem Uebrigen die größten Entbehrungen auferlegt. Für die Feuilletons und wissenschaftlichen Aufsätze, die er bisher veröffentlicht hatte, hatte er zwar verhältnißmäßig ganz anständige, aber doch nur bescheidene Honorare bezogen, und nur seinem haushälterischen Sinne und seiner Willenskraft, auf alle kostspieligeren Genüsse des Daseins zu verzichten, war es zu danken, daß er sogar vor der Frau Rätthin die Täuschung eines auskömmlichen, geldsorgensfreien Lebens hatte aufrechterhalten können. Nun bot ihm unerwartet dieser Herr Scherfer mit einem Schlage eine Summe, die etwa das Zehnfache seines bisherigen Jahreseinkommens darstellte. Er hatte sich über den geschäftlichen Werth seiner erfolgreichen Dichtung bis jetzt nur ganz unklare Vorstellungen gemacht. Daß er das Stück für viele Tausende würde verkaufen können, daran hatte er nie gedacht. Das Anerbieten Scherfers nahm ihn jetzt so vollkommen in Anspruch, daß er alles Andere, was ihn so tief schmerzte und quälte, zeitweilig darüber vergessen konnte.

„Sie sprechen offen mit mir,“ sagte er, nachdem Scherfer geendet hatte. „Das verpflichtet mich zu gleicher Offenheit. Ich sage Ihnen also ohne Weiteres, daß ich Ihr Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde. Ich bin in allen diesen Dingen unerfahren, und es wäre mir bequem und angenehm,

wenn ich mich um das Geschäftliche gar nicht weiter zu kümmern hätte, — ich würde also Ihren Vorschlag annehmen, wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie auch meine zukünftige dramatische Thätigkeit dabei berücksichtigt haben. Da kann ich aber gar kein Versprechen geben, geschweige denn eine Verpflichtung eingehen. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt je noch ein Stück schreiben werde; ich möchte also nur auf der Basis mit Ihnen unterhandeln, daß wir eine Vereinbarung über ‚Herkules und Omphale‘ anstreben, ohne alle Rücksicht auf das, was ich etwa noch schreiben werde.“

Scherfer hatte Hugos Worte mit überlegenem Lächeln aufgenommen.

„Schön, schön!“ sagte er in verbindlichstem Tone. „Wenn Ihnen damit gebient sein kann, bekümmern wir uns einstweilen also nur um das fertige, um das aufgeführte Stück. Versprechen Sie mir nur das Eine: daß für den Fall, daß Sie ein neues Schauspiel schreiben, Sie wegen des eventuellen geschäftlichen Vertriebes keinen Vertrag abschließen, ohne mit mir verhandelt zu haben.“

„Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versprechen, aber ich wiederhole Ihnen . . .“

„Und das genügt mir vollkommen,“ fiel Scherfer mit freundlichem Lächeln ein. „Und glauben Sie einem alten Praktikus: Sie werden weiter für die Bühne arbeiten! Sie werden neue und glänzende Erfolge feiern. Sie werden voraussichtlich auch einmal eine Schlappe erleiden und sich hoch und theuer verschwören, kein Stück mehr zu schreiben. Und Sie werden es doch thun! Mit der Bühne ist's eben etwas ganz Eigenes. Wer einmal damit zu thun gehabt, den läßt sie nicht wieder los. Und wer das besondere Talent hat, für die Bühne zu schreiben, der muß dafür schreiben, er mag wollen oder nicht. Wir wollen uns über Jahr und Tag wieder sprechen.“

„Sie könnten sich gleichwohl irren . . .“

„Das Risiko übernehme ich. Würden Sie also bereit sein, ohne sich für die Zukunft irgendwie zu binden, mir Ihr Schauspiel unter den Ihnen bekannten Bedingungen zu verkaufen?“

„Ja!“

Scherfer reichte Hall die Hand, in die dieser einschlug.

„Also abgemacht!“ bekräftigte der Agent mit einem festen Drucke der Hand. „Da ich den uns Beiden gleichermaßen erwünschten Abschluß unserer Verhandlungen vorhergesehen habe, so habe ich mir erlaubt, den Vertrag wie ich ihn mir denke, in zwei Exemplaren gleich mitzubringen. Sie sehen, er ist kurz und einfach.“

Er überreichte dem Dichter das Schriftstück, das er aus seiner Seitentasche hervorgeholt hatte. Es enthielt nur wenige Zeilen: Hall übertrug gegen ein Honorar von achttausend Thalern dem Agenten Bernhard Scherfer alle Rechte an seinem Schauspiel ‚Herkules und Omphale‘. Hugo nickte zustimmend.

„Wenn Sie unterschreiben wollen,“ nahm Scherfer wieder das Wort, „können wir die Sache gleich definitiv erledigen.“

Mit diesen Worten zog er seine Briestafche hervor, in der die Kaufsumme bereits in einem Briefumschlage abgezählt bereit lag. Scherfer reichte ihm das Couvert. Hugo unterschrieb das eine Exemplar und empfing dagegen das zweite Exemplar mit Scherfers Unterschrift. Mit einem abermaligen Händedruck war das Geschäft abgethan. Scherfer empfahl sich, nachdem er für die schnelle Abwicklung noch einige höfliche Dankesworte gesagt hatte, zufrieden lächelnd mit derselben respectvoll tiefen Verbeugung, mit der er sich vorgestellt hatte.

Die ganze Unterhandlung hatte etwa zwanzig Minuten erfordert. Und in dieser knappen Spanne Zeit hatte sich für Hugo eines der wichtigsten Ereignisse seines Daseins erfüllt: er hatte jetzt die wunderbar beruhigende Gewißheit, auf Jahre hinaus von allen Sorgen um das tägliche Brod befreit zu sein. Das Bewußtsein gab ihm eine merkwürdige Ruhe und Kraft. Wiederholt ließ er die Scheine, die er aus dem Couvert genommen hatte, durch die Finger gleiten und zählte sie nach. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er die Freude des Besizes. Er athmete tief auf, betrachtete wohlgefällig die bunten Scheine und lächelte. Er hatte ein gewisses Gefühl der Beschämung darüber, daß der Zwischenfall wenigstens für den Augenblick seine Stimmung so vollkommen zu ändern vermocht hatte, daß ihm jetzt tausend Gedanken, deren Verwirklichung ihm nun auf einmal ermöglicht worden war, durch den Kopf schossen und ihn weit entfernten von all den nagenden Traurigkeiten, die ihn seit sechsunddreißig langen Stunden so unbarmherzig gepeinigt hatten. Er machte sich geheime Vorwürfe darüber, daß ihn das lumpige Geld einen Treubruch an seinem Schmerz über Leonie begehen lassen konnte. Mit Behmuth gedachte er auch der armen Martha . . . aber die Gewißheit, überschnell das Ziel, das er bis zur Stunde in dämmeriger Ferne nur undeutlich vor sich gesehen hatte, mit einem Sprunge erreicht, die Unabhängigkeit, nach der er sich immer gesehnt, errungen, die belastenden Fesseln, die ihn seit Jahren in Berlin zurückhielten, abgestreift zu haben, gewährte ihm ein so starkes Frohgefühl, daß Alles das, was ihn so furchtbar erregt, so sehr bekümmert hatte, ihm nun in einem anderen Lichte erschien. Jetzt war ihm die Möglichkeit geboten, all dem Jammer zu enttrinnen. Er konnte reisen, konnte sich, wenn er nach Einsamkeit verlangte, in irgend einen entlegenen Winkel vergraben, konnte, wenn er sich zerstreuen wollte, nach Paris oder London gehen, konnte die gewaltigen Eindrücke der Fremde im Osten oder Westen auf sich wirken lassen, — er war frei, er war sein eigener Herr. Was auch die nächste Zukunft ihm bringen mochte, er konnte ihr nun ruhiger entgegensehen.

Und das elende Geld, das da vor ihm lag, war es, das diese Wandlung, die er selbst ungläubig und beschämt belächelte, in ihm bewirkt hatte . . .

In dieser Stimmung befand er sich, als ihm Leonies Antwort überbracht wurde. Sie machte geringen Eindruck auf ihn, sie überraschte ihn kaum; sie bestätigte lediglich, was er erwartet hatte. Er warf einen Blick auf die Kisten und Kasten, die noch immer nicht geöffnet und geleert waren, und sagte halblaut: „Ich glaube kaum, daß ich vorläufig auspacken werde.“

Er sehnte sich fort aus der großen Stadt, die ihm auf einmal so lieblos und häßlich erschien. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, und aus der Tiefe seiner Niedergeschlagenheit hob ihn nun das stärkende Bewußtsein empor, die Freiheit seiner Bewegungen gewonnen zu haben . . .

Leonie hatte sich langsam angekleidet. Die Stunden des Nachmittags währten ihr eine Ewigkeit. Sie fühlte sich matt, und eine fürchterliche Unruhe ängstigte sie. Sie wollte anspannen lassen, spazieren fahren, Besuche machen, — aber der kaum gefasste Plan wurde sogleich von ihr wieder aufgegeben. Sie mochte keinen gleichgiltigen Menschen sehen. Und vielleicht würde sie den Einen, den sie erwartete, verfehlen. Sie freute sich zwar keineswegs auf den Besuch Vallinis, aber es erschien ihr unumgänglich notwendig, den Künstler zu sprechen und den Versuch, ihm eine andere Meinung über ihr Wesen und ihren Charakter beizubringen, wieder aufzunehmen. Es war ihr eine Pflicht der ethischen Selbsterhaltung.

Sie ging im Erker auf und ab. Sie setzte sich an den kleinen Schreibtisch, um ein paar unwichtigere Briefe, die längst der Erledigung harreten, zu beantworten. Auch das war ihr nicht möglich. Sie nahm den neuesten französischen Roman, der viel von sich reden machte, zur Hand. Ihre Augen flogen gedankenlos über die Zeilen, sie verstand nicht einmal, was sie las, und legte das Buch bei Seite. Sie öffnete den Steinwan. Die ersten Töne, die sie anschlug, thaten ihrem Ohre weh, und sie stand auf. Immer wieder und immer wieder trieb es sie nach dem breiten Erkerfenster, immer wieder blickte sie durch die gestickten Stores die Straße hinab. Der, den sie erwartete, kam nicht. Einen Augenblick bedauerte sie beinahe, daß sie die Begegnung mit Hugo erst auf den folgenden Tag aufgesetzt hatte. So peinlich es ihr auch gewesen wäre, gerade ihm jetzt gegenüberzutreten, — er hätte sie wenigstens nicht warten lassen.

Nur nicht warten!

Und wenn die unausbleibliche Auseinandersetzung mit ihm auch einen noch so stürmischen Verlauf nehmen würde, jede Aufregung war dieser Marter des unleidlichen Wartens, der zugleich anstachelnden und lähmenden Ungewißheit vorzuziehen. Nur nicht warten!

Sie fühlte sich erleichtert, als Felix von der Börse heimkam und in seiner unbefangenen, etwas derben Weise sie begrüßte. Sie konnte ihm nicht verhehlen, daß sie übel gelaunt war. Felix machte ihr alle denkbaren Vorschläge, um sie zu zerstreuen; sie lehnte alle ab, zog sich gleich nach Tisch

auf ihr Zimmer zurück, und beschloß den unbehaglichen Tag mit einem trüb-seligen Abend.

* * *

Als Dr. Lohansen in der Mittagsstunde bei Frau Emilie Breuer vorsprach, in der sicheren Voraussetzung, seiner jugendlichen Patientin die Genehmigung zur sofortigen Abreise ertheilen zu können, wurde er schmerzlich überrascht. Schon die besorgte Miene der Rätthin, die durchaus nicht zu den übertrieben ängstlichen Müttern gehörte, weißsagte ihm nichts Gutes. Frau Emilie berichtete denn auch dem befreundeten Arzte, daß sich gestern Nachmittag, kurze Zeit, nachdem er sie verlassen, das Fieber mit erneuter Heftigkeit eingestellt und in den vorgerückten Abendstunden einen geradezu beängstigenden Charakter angenommen habe. Allmählich habe es nachgelassen, und Martha hatte sich plötzlich merkwürdig frisch gefühlt.

„Sie sah blühend und gesund aus,“ fuhr Frau Emilie fort. „Mit ihren leichtgerötheten Wangen, ihren großen lebhaften Augen, die noch mehr als sonst glänzten, machte sie den Eindruck des vollsten Wohlbefindens. Sie war aufgeräumt, beinahe übermüthig, lustiger, als ich sie seit Wochen und Monden gesehen habe. Wir bauten allerhand schöne Pläne für die Zukunft, wir machten schon unsere Tagesordnung für Italien. Auf einmal erregte sie sich wegen eines Nichts — ich glaube, wir sprachen davon, ob wir einen sehr großen oder zwei kleinere Koffer zur Reise kaufen sollten — die Thränen traten ihr in die Augen, und sie verfiel in tiefe Traurigkeit. ‚Wir brauchen gar keinen Koffer,‘ schluchzte sie und weinte dabei zum Steinerweichen. ‚Ich kann ja doch nicht reisen!‘ Ich suchte sie zu trösten und fragte unvorsichtiger Weise, weshalb sie denn nicht reisen könne. ‚Weil ich sterbe!‘ antwortete sie, und die Thränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen. Dann kam wieder das alte, böse, trockene Husteln, das sie sehr anzustrengen schien, und endlich schlief sie vor Ermattung ein. Seit zehn Uhr wacht sie . . . wenigstens ungefähr! Sie dämmert so vor sich hin . . . Nun, Sie werden’s ja sehen. Aus unserer schönen Reise wird aber, so fürchte ich, so bald nichts werden.“

„Wollen sehen, wollen sehen,“ versetzte der Arzt und trat in die kleine Stube, in der Martha ruhte. Lohansen bedeutete der Rätthin durch einen discreten Blick, ihn mit der Patientin allein zu lassen.

„Nun, meine liebe Martha,“ begann der Doctor, während er auf dem Stuhle am Bette Platz nahm und die schmale, heiße, trockene Hand des kranken Mädchens mit der seinigen sanft umspannte, „noch immer der böse Husten und das dumme Fieber! Das ist ja gegen alle Verabredung! Gestern hoffte ich das Beste, und nun sagt mir Mama . . . Haben Sie denn irgend eine Unvorsichtigkeit begangen?“

„Gestern nicht . . . aber in der Nacht vorher!“

„In der Nacht?“ fragte Lohansen erstaunt.

Martha nickte zustimmend.

„Was haben Sie denn da angefangen? Sie wissen, daß Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken dürfen.“

„Ich bin in der Nacht heimlich ausgegangen . . . Ich war eiferüchtig . . . auf meinen Bräut . . . auf Doctor Hall . . . Ich bin ihm nachgegangen . . . Mama weiß es nicht . . . Es war sehr kühl, und es regnete stark . . . da werde ich mich wohl erkältet haben.“

„Aber Kind! Kind!“ rief der Arzt ungehalten. Er beruhigte sich aber sogleich und setzte in freundlichem Tone hinzu: „Na, das läßt sich nun nicht mehr ungeschehen machen . . . Also keine Vorwürfe . . . Aber Sie unartiges Mädchen haben da etwas Nettes angerichtet! Na, wie gesagt: keine Vorwürfe . . . Also, wie steht's?“

„Der Husten quält mich recht! Ich habe auf der Brust so ein eigenthümliches Gefühl der Spannung und Schwere . . . und mir ist, als ob sich das Herz löslöste und nach unten drängte . . . und an die Rippen . . .“

„Hm . . . hm . . . also immer das alte Leiden?“

„Nur heftiger, lieber Doctor!“

„Nun, ich will Ihnen etwas Beruhigendes verschreiben . . . wir wollen wenigstens das Fieber zu bekämpfen suchen . . . aber die Arznei allein wird's nicht thun. Die Hauptsache liegt bei Ihnen. Sie müssen alle Willenskraft zusammennehmen, um möglichst ruhig zu bleiben, um alle Aufregung zu vermeiden. Wenn Sie von quälenden Gedanken heimgesucht werden, rufen Sie Ihre vortreffliche Mutter, und denken Sie daran, daß Ihnen Ihre beste Freundin zur Seite steht. Denken Sie daran, daß Sie gesund werden und eine schöne Reise machen müssen . . . Sie sind wirklich zu beklagen,“ fuhr er launig fort, indem er die kleine Hand sanft streichelte. „Aus dem feuchten, kalten, unfreundlichen Berlin müssen Sie hinaus, müssen in das schöne Land gehen, wo die Citronen blühen, wo die Leute vergnügt sind, Sie Aermste! . . . Ich wollte, ich könnte Sie begleiten! . . . Also, mein liebes Kind, hübsch artig sein, sich ruhig verhalten! Hören Sie? Und wenn die bösen Gedanken kommen, denken Sie daran, daß Alles bald vorübergeht, daß Sie in wenigen Tagen Wärme und Sonnenschein und die herrlichste Natur haben, die der liebe Gott geschaffen hat . . . Und was Sie mir da von dem dummen Streich gesagt haben, das bleibt unter uns! Morgen komme ich wieder. Adieu, liebe Martha, adieu, mein Kind!“

Als der Doctor das Recept schrieb und die Rätthin ihn ängstlich fragend ansah, sagte er: „Na, es könnte besser gehen. Aber ich hoffe, es wird sich machen. Messen Sie heut Abend die Temperatur; und wenn das Thermometer vierzig Grad erreicht oder gar übersteigt, dann lassen Sie mich rufen. Auf Wiedersehen . . . hoffentlich erst morgen! Auf Wiedersehen, liebe Freundin!“ —

Kurz vor Mitternacht wurde Dr. Lohausen noch einmal an das Krankbett Marthas gerufen. Die Fiebernde hatte gegen einundvierzig Grad. Er blieb über eine Stunde bei der Kranken. Er tröstete die arme Mutter,

die am Bette ihres Kindes, das mit geschlossenen Augen und hochgerötheten Wangen dalag und beständig von einem harten trockenen Hüsteln und Athemnoth gequält wurde, heiße Thränen vergoß, ohne ihren Schmerz durch einen Laut zu verrathen.

* * *

Zu der von Leonie bestimmten Nachmittagsstunde begab sich Hugo an anderen Tage — es war ein Freitag — nach dem Hause in der Victoriastraße, in dem er die glücklichsten und auch die unglücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er es heute zum letzten Male betreten würde. Jede Stufe, die er überschritt die Glocke, die er zog, die Thür, die sich ihm öffnete, betrachtete er nun als etwas Merkwürdiges, bei jeder gleichgiltigen Einzelheit, die er als etwas Selbstverständliches bisher übersehen hatte, vergegenwärtigte er sich, daß er sie nicht wiedersehen würde, daß er Abschied auf ewig von ihr zu nehmen habe.

Selbst Jean, der ihm meldete, daß die gnädige Frau ihn im Erker erwarte, betrachtete er heute mit anderen Augen als sonst, mit dem Ausdruck eines gewissen wehmüthigen Bedauerns. Und sonderbar! auch Jean, der dem Doctor immer sehr ergeben gewesen war, hatte, als er die Meldung machte, etwas Gedrücktes, Verlegenes: dem klugen Diener hatte die Thatsache, daß Herr Ballini von der gnädigen Frau unter besonderen Anempfehlungen empfangen und der Herr Doctor auf Befehl abgewiesen worden war, vollauf genügt, um die Situation zu überblicken. Der gute Doctor, der immer so freundlich zu ihm gewesen war, that ihm leid!

Leonie, die ein dunkles stumpffarbiges Kleid von ausgesuchter Einfachheit angelegt hatte, war sehr blaß. Sie sah übernächtigt und nervös aus. Sie erhob sich, als Hugo eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Sie neigte ein wenig den Kopf und reichte ihm die Hand, artig, aber kühl.

„Verzeihe,“ sagte sie ruhig, aber mit leiserer Stimme, als sie sonst zu sprechen pflegte, „daß ich Dich gestern und vorgestern nicht habe empfangen können. Ich war wirklich sehr unwohl. Ich bin es noch. Und ich möchte Dich deshalb vor Allem bitten: mach uir keine Scene! Sage mir, was Du mir zu sagen hast, ruhig, ohne Gehässigkeit, — ich kann Alles ertragen, nur keine Scenen . . . wegen Dingen, die ich nicht ändern kann, die ich auch nicht ändern mag, weil sie völlig harmlos sind. Du weißt gar nicht, wie Du Dir schadest, daß Du beständig das Unverfänglichste aus thörichter Eifersucht zu Unstatthaftem stempeln willst. Sei vernünftig! Ueberlege Dir, was ich Dir gewesen bin, was ich Dir noch bin, wenn Du es nur willst . . . und nun sprich!“

„Was Du mir noch bist?“ wiederholte Hugo. „Ist Dir denn das ernst gemeint? Wie soll ich denn Alles das, was in den zwei überlangen

Tagen geschehen ist, in Uebereinstimmung bringen mit dem, was Du mir warst?“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Leonie kampfbereit.

„Nun, weshalb hast Du mich gestern abgewiesen?“

„Weil ich krank war! Ich hab's Dir ja schon gesagt!“

„Aber doch nicht so krank, um auch dem Anderen die Thür zu weisen.“

„Ich verstehe Dich nicht. Welchem Anderen?“

„Ballini, wenn Du den Namen denn durchaus hören willst.“

„Ich habe ihn nicht empfangen!“ erklärte Leonie mit trotziger Bestimmtheit.

„Ich habe ihn ja aus dem Hause treten sehen.“

„Hast Du ihn hier gesehen? Hier im Hause, wo ich ihn empfangen habe? Ach! Du zweifelst wohl an meinen Worten? Frage doch die Dienstboten aus . . . es würde mich kaum noch in Erstaunen versetzen können!“

„Also Du willst mich glauben machen . . .“

„Nicht das Geringste, mein Lieber!“ unterbrach Leonie mit schneidender Kälte. „Glaube, was Dir Spaß macht! Quäle Dich, wenn es Dir beliebt, mich aber quäle nicht, darum bitte ich Dich sehr ernsthaft . . . Ich habe mich nicht vor Dir zu rechtfertigen, und ich will es nicht.“

„So erkläre mir nur das Eine: hast Du Dir nicht vergegenwärtigt, daß es mich auf das Tiefste kränken würde, Euch im Theater zusammen zu sehen, bei der zweiten Aufführung meines Stückes, wo ich Euch zusammen sehen mußte? Weshalb hast Du mir das angethan?“

„Daran war ich vollkommen unschuldig! Die Herren wollten nun einmal durchaus gehen, und ich bin mit meinem Widerspruche nicht durchgedrungen . . . Lächle nicht so malitios, wenn ich bitten darf! Es ist so! Gerade in solchen Kleinigkeiten habe ich den Willen meines Mannes zu respectiren, um . . . Anderes wieder gut zu machen. Es thut mir leid, daß ich gerade Dir das sagen muß. Aber immer der alte beleidigende Argwohn! Niemals das geringste Verständniß für gewisse Ansprüche, die mein Leben, wie es nun einmal ist, an mich stellt! Mit solchen Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten schade ich Dir mehr, als Du ahnst. Du tyrannisirst mich, Du quälst mich ohne Grund. Glaubst Du, daß es eine Frau giebt, die das auf die Dauer ertrüge? Ich bin eine selbstständige Natur und an gute Behandlung gewöhnt. Du liebst mich, Du liebst mich — Du sagst es mir, und ich will es Dir auch glauben. Aber damit glaubst Du auch Alles gesagt zu haben! Du marterst mich bis auf's Blut, und Deine einzige Entschuldigung ist: Du liebst mich! Nein, mein Freund, das ist nicht die rechte Liebe! Die wahre Liebe ist langmüthig und freundlich, sie eifert nicht und stellt sich nicht ungeberdig, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles! — Wenn ich an dieses herrliche Wort des Apostels denke, wahrhaftig, dann muß ich zweifeln, ob Du mich wirklich jemals geliebt hast!“

Hugo lachte wild auf.

„Du zweifelst?! Nun, dann sieh mich an! Du bist mein Alles mir gewesen, meine Lust, die ich athmete, mein Licht, das mich erhellte und durchwärmte, und seitdem ich Dich verloren zu haben fürchte, schleiche ich als Schatten durch Nacht und Kälte . . . Nein, dies Dasein ist schlimmer als das Nichts! . . . Du darfst Dich nicht von mir wenden! Du darfst es nicht!“

Hugo hatte die letzten Worte in dumpfer Verzweiflung hervorgestoßen. Er drückte die beiden Hände an die Schläfen und stöhnte.

Als Leonie den kräftigen Mann, den sie niemals schwach gesehen, völlig gebrochen vor sich erblickte, überkam sie Mitleid und Rührung. Jetzt hätte sie ihm um den Hals fallen und ihm in einem innigen Kusse zuhauchen mögen: „Vergieb mir! Ich habe mich wiedergewonnen und gebe mich Dir auf's Neue! Streichen wir die letzten entsetzlichen Tage aus unserem Leben, vertilgen wir das Gedenden daran; denken wir nur daran, wie glücklich wir gewesen sind, und versuchen wir es redlich und entschlossen, wieder glücklich zu werden!“ Aber die Erinnerung an den Anderen, die sie nicht bannen konnte, drängte sich gewaltsam zwischen sie und den Armen, den sie da vor sich sah. Sie seufzte leise auf und sagte mit wirklichem Mitgefühl: „Sei doch vernünftig, mein Kind!“

Hugo blickte fragend zu ihr auf. Sie vermochte seinen Blick nicht zu ertragen und senkte die Lider.

„In Deine Hand ist es gegeben,“ entgegnete Hugo nach einer kurzen Pause, „mich so vernünftig zu machen, wie Du es nur irgend wünschen magst. Werde wieder, was Du mir warst! Was Du mir nicht mehr bist, Leonie! Mein Gefühl täuscht mich nicht! Habe den Muth, aus dem Taumel, der Dich umfassen hält, zu erwachen, rüttle Dich auf und erkenne Deine Verirrung! Mißverstehe mich nicht!“ fuhr er eifriger fort, als er sah, wie sich Leonie auf die Lippe biß. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen! Ich will Dich nur zum Erkennen Deiner selbst zurückführen. Und ich will Dir zeigen, daß, um Alles zu verzeihen, es nicht einmal erforderlich ist, Alles zu begreifen. Auch das Unbegreifliche will ich verzeihen! Nie soll Dich ein Wort, ein Blick von mir daran gemahnen! Ich will es auslöschen aus meinem Gedächtniß! Ich will mir einreden, von einem heimtückischen Traum genarrt zu sein, und will Dich lieben so heiß, so wahr, so zärtlich wie nur je! Wahrhaftig, ich will's! Und nun sage mir, Leonie, zweifelst Du noch?“

Sie hatte ihn jetzt scharf angeblickt aus weitgeöffneten Augen. Es war ihr unheimlich, wie Hugo ihre geheim gehaltenen inneren Regungen durchschaut, ihre nicht gesprochenen Worte gehört und darauf so geantwortet hatte, wie sie es erwartete. Ja, der verstand sie! Und ihn hatte sie wirklich verlassen wollen, verlassen können um jenes Anderen willen! Ja, es war unbegreiflich! Aber er wollte ihr sogar das Unbegreifliche vergeben. Er liebte sie wahrhaft, und seine Liebe war langmüthig, dulbete Alles und hoffte Alles!

Sie lächelte beschämt, dankbar, herzlich. Sie wollte ihm die Hand zur Veröhnung reichen. Eine gewisse Befangenheit machte sie zögern. Sie wartete darauf, daß Hugo, der ja ganz genau fühlen mußte, welche Wandlung jetzt in ihr vorging, ihre Hand ergreifen würde. Wie verlangte es sie danach, ihm diese Hand zu überlassen, den Druck der seinigen feurig zu erwidern und in zärtlicher Umarmung den Bund neu zu besiegeln! Und auch Hugos Lippen umflog jetzt ein glückseliges Lächeln, und wie sie es gehofft, wie sie es gewußt hatte, tastete suchend seine Rechte nach der ihrigen . . .

Da trat bedächtig und ausdruckslos wie immer Jean in das Zimmer und überreichte der Herrin eine Karte; darauf trat er sogleich mit gemeinem Anstand an den Thürpfosten zurück und harrte da in militärischer Haltung des Bescheides.

Leonie war erbleicht. Hugo hatte sogleich errathen, wer der Störenfried da draußen war. Er hätte es nicht einmal zu errathen brauchen, ein flüchtiger Blick auf die unverhältnißmäßig große Visitenkarte genügte, um den in schweren gothischen Buchstaben auffällig hergestellten Namen: „Ernst Ballini“ zu lesen.

Hugo beugte sich discret zu Leonie und flüsterte ihr leise mit flehender Innigkeit zu: „Ich beschwöre Sie, empfangen Sie ihn jetzt nicht!“

Leonie zuckte die Achseln, streifte mit einem flüchtigen Blick Jean, der theilnahmlos in die Leere starrte, sah dann Hugo unwillig an und sagte leise und scharf: „Sie sind nicht recht gescheidt! . . . Ich lasse bitten!“ fügte sie, sich Jean zuwendend, laut und in gleichgiltigem Tone hinzu.

Jean machte eine kaum wahrnehmbare Verneigung und verschwand.

„Nun? wohin wollen Sie?“ fragte sie Hugo, der seinen Hut genommen hatte und sich ihr näherte.

„Ich will gehen . . . wohin weiß ich nicht!“

„Jetzt dürfen Sie nicht gehen! Warten Sie noch zehn Minuten! Wie würde es aussehen, wenn Sie jetzt davouliefen!“

„Lassen Sie mich gehen! Ich bitte Sie! Es ist besser so!“ stieß Hugo zwischen den Zähnen hervor.

„Sie dürfen mich nicht compromittiren!“

„Weil ich Sie nicht compromittiren will . . . lassen Sie mich gehen. Ich weiß nicht, ob ich mich beherrschen kann!“

„Bleiben Sie!“ befahl Leonie.

„Auf Ihre Gefahr!“ keuchte Hugo, während sich seine Nasenflügel blähten.

Mit der Nase im Knopfloch, mit süßlichem Lächeln und strahlender Stirn, sorglos und selbstzufrieden wie immer, trat jetzt Ballini ein, verneigte sich gegen Leonie, küßte ihre Hand und sagte, nachdem er mit Hall einen flüchtigen Gruß ausgetauscht hatte: „Hoffentlich wird meine allergnädigste und allerschönste Gönnerin mir nicht gezürnt haben, daß ich gestern . . .“

„Ihr Instinct hat Sie gut berathen,“ fiel ihm Leonie in's Wort. „Gestern hätte ich Sie gar nicht empfangen können. Ich war unwohl!“

„Ah! Ah!“ rief Ballini mit dem Ausdruck schmerzlicher Ergriffenheit, als ob er ein tiefes Weh empfände. „Sie waren leidend?“

„Nur nicht ganz wohl. Es hat gar nichts auf sich!“

„Und heute?“

„Ich danke! Vollkommen wohl! Und gute Laune dazu! Meine guten Freunde sorgen ja dafür, daß ich nicht Grillen fange,“ setzte sie lächelnd hinzu, in dem Bestreben, Hugo, der mit gefurchten Brauen, etwas abseits saß und auf den Teppich starrte, in die Unterhaltung zu ziehen.

„Ja, ja!“ versetzte Ballini gedankenlos, bloß um die Pause zu füllen. Denn Hugo blieb unbeweglich und schwieg. Er blickte nach wie vor auf das bunte Muster zu seinen Füßen und schien sich um die Weiden und um das, was sie sagten, nicht zu kümmern. Er bemerkte auch nicht, wie Ballini ihn mit flüchtigem Lächeln betrachtete und dann mit fecker Pfißigkeit Leonie ansah.

Leonie gerieth nicht leicht in Verlegenheit, jetzt aber fühlte sie sich befangen, und es wollte ihr in der schwülen Atmosphäre, die sie bedrückte, nicht gelingen, irgend ein unverfängliches Gesprächsthema anzuschlagen. Es entstand eine Pause. Zum ersten Male hörte sie das leise Ticken ihrer kleinen Schreibtiischuhr.

„Es macht auf mich beinahe den Eindruck,“ jagte Ballini nach einer Weile unbehaglicher Stille, „als ob ich hier irgend eine interessante Unterhaltung unterbrochen hätte. . .“

„Aber ganz und gar nicht,“ entgegnete Leonie in leichtem Ton. „Sie wundern sich über die Schweigsamkeit des Doctors? Ja, die Herren Dichter . . . sie wollen eben ganz besonders beurtheilt sein. Sehen Sie, lieber Freund,“ fuhr sie, sich an Hugo wendend fort, „zu welchen Mißverständnissen die Originalität verleiten kann. Ihre Nachdenklichkeit hat Herrn Ballini glauben machen, daß er uns stört!“

„So?“ erwiderte Hugo schleppend. „Ueber die Frage, ob hier Jemand stört, hat Niemand anders zu entscheiden als Sie, die Wirthin.“

„Sehr beruhigend klingt das allerdings nicht!“ versetzte Ballini mit boshaften Lächeln. „Aber Ihre Entscheidung, meine Gnädigste, genügt mir vollkommen. Und ich kann Ihnen nur beipsichtigen: die Herren Dichter sind ein Völkchen eigener Art . . . gerade wie wir Künstler.“

Jetzt hob Hugo den Kopf und maß Ballini vom Wirbel bis zur Sohle.

„Ich habe niemals eine Ausnahmestellung beansprucht,“ erwiderte er kalt, obwohl es in ihm flammte und kochte, „und ich verlange von keinem Menschen, daß er auf meinen Beruf besondere Rücksicht nimmt.“

Von Ballinis rothigen Lippen war das Lächeln geschwunden.

„Sie beanspruchen keine Rücksichten,“ fiel Leonie ein, die das nahende Unheil aufzuhalten bemüht war, „aber man erweist sie Ihnen gern . . .“

„Lassen wir das! . . . Und ist es denn wahr?“ wandte sie sich an Ballini mit vortrefflich gespielter Lebhaftigkeit. „Ist es denn wahr, was heute früh in den Zeitungen steht, daß Sie als Arnold in ‚Tell‘ die Wintercampagne eröffnen werden? Wie ich mich darauf freue, kann ich Ihnen garnicht sagen! Das ist eine Partie, für Ihre herrliche Stimme und Ihre Individualität wie geschaffen!“

„Ich soll als Arnold in der That nicht ganz schlecht sein, sagen die Leute. Jedenfalls habe ich in der letzten Saison damit in Petersburg einen Erfolg gehabt — kolossal! Ich fasse nämlich die Rolle ganz anders auf, als die Anderen. Für mich ist Arnold der Patriot, der Sohn, der Liebhaber . . . so suche ich ihn darzustellen im Spiel und Gesang,“ versetzte er mit Wichtigkeit.

„Das ist auch unzweifelhaft das allein Richtige!“ bekräftigte Leonie höflich. Es war ihr peinlich, daß Ballini gerade vor Hugo so thöricht sprach. Sie schämte sich beinahe und schlug die Augen nieder, als Hugo malitiös zu ihr hinüberblickte. Ballini war dieses stumme Zwiegespräch nicht entgangen, und er verstand ungefähr dessen Sinn. Wenn seine Eitelkeit in's Spiel kam, war er ziemlich feinfühlig.

„Nun . . . es scheint mir,“ sagte er mit affectirter Hoheit, „als ob nicht Jedermann von der Richtigkeit meiner Auffassung überzeugt wäre. Mein Ehrgeiz geht aber auch gar nicht so weit, Jedermann zu befriedigen.“

Er hatte offenbar Freude daran, diesen Satz gefunden zu haben.

Hugo lehnte sich etwas im Sessel zurück, klopfte langsam taktirend mit beiden Händen gleichmäßig die gepolsterten Lehnen und versetzte mit lässigem Ausdruck: „Wenn Sie auf mich anspielen, so darf ich Sie beruhigen. Auch mir erscheint Ihre Auffassung des Arnold ebenso originell wie unanfechtbar. So würde ich auch, wenn mir der gütige Himmel eine schöne Stimme verliehen hätte, den Trovatore als den Geliebten seiner Geliebten und als den Sohn seiner Mutter auffassen. Es liegt vielleicht nicht ganz fern, aber ein Jeder kommt doch nicht gleich darauf.“

Ballini gebrauchte einige Secunden, um sich darüber klar zu werden, daß Hall ihn zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Es empörte ihn aufs Außerste, es machte ihn auf einen Augenblick ganz fassungslos. Seitdem er auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Triumphe stand, seit länger als drei Jahren, war er daran gewöhnt, im Theater der gefeierte, der vergötterte Künstler, im Salon der verhätschelte und bevorzugte Liebling zu sein. Wenn es hinter den Couliissen einmal mit irgend einem gekränkten Collegen zu einem unliebsamen Wortwechsel gekommen war, so hatte er der Scene im Vollbewußtsein seiner Ausnahmestellung und Unentbehrlichkeit jedesmal durch eine kräftige Grobheit ein schnelles Ende gemacht und den schwächeren Gegner niedergebommert. Und nun sollte er, der gottbegnadete Künstler, dem die Größten dieser Welt jubeln, sich von so einem Dichter, dessen Namen er vor acht Tagen zum ersten Mal gehört hatte, verhöhnen lassen? Verhöhnen lassen in Gegenwart einer Dame, vor der er um keinen Preis der Welt

lächerlich erscheinen durfte? Als er sich die Situation vergegenwärtigte, fand er die richtige Erklärung: es war die Eifersucht des gekränkten, des abgethanen Liebhabers, die sich an ihm, dem Beglückten, rächen wollte! Da fand er auch die Waffe zur Abwehr.

„Einstweilen hatte ich nur mit der gnädigen Frau gesprochen,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Und das scheint Ihnen besonders unangenehm zu sein.“

Hugo erhob sich schnell.

„Ich möchte die dringliche Aufforderung an Sie richten, die gnädige Frau hier aus dem Spiele zu lassen!“ jagte er in gedämpftem Ton, aber mit sehr scharfer Betonung.

„Aber, meine Herren!“ fiel Leonie ein. „Ich begreife nicht . . .“

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste!“ rief Ballini, der Hugos Haltung vollkommen mißverstand und für einen Rückzug hielt. „Ich kann es unmöglich dulden, daß jener Herr in Ihrer Gegenwart . . .“

„Wir können die Unterhaltung an jedem anderen Orte und zu jeder Zeit fortsetzen, wann und wo es Ihnen beliebt,“ warf Hugo ein.

„Darum wollte ich allerdings gebeten haben,“ entgegnete Ballini, vor Erregung bebend.

„Es wird mir eine wahre Freude sein,“ versetzte Hugo, „Ihren Wunsch sogleich zu erfüllen.“

„Und ich verbiete es Ihnen!“ rief Leonie mit erhobener Stimme. „Ihnen Weiden! — Ist es denn erhört? Machen Sie sich denn nicht klar, zu welcher Rolle Sie mich in Ihrer thörichten Komödie verurtheilen? Bin ich nicht ohnehin durch meine ungewollene Freundlichkeit gegen Leute, die mir sympathisch sind, den beleidigendsten Verdächtigungen ausgesetzt? Wollen Sie durch einen Krakehl, den kein Mensch begreifen kann, dem Skandal die Thür angelweit öffnen? Sie haben mich verstanden! Ich verbiete es Ihnen!“

Ballini kam dies Verbot sehr gelegen. Als er merkte, wie Hugo ihm auf Schritt und Tritt folgte, hatte er ganz im Geheimen schon ein wenig bereit, so weit vorgegangen zu sein.

„Sie haben Recht, verehrteste Gönnerin,“ sagte er mit würdiger, mannhafter Haltung, während er seinen zweireihigen Rock über der Brunt straff anzog. „Verzeihen Sie, daß ich mich habe hinreißen lassen! Sie verlangen von mir ein Opfer, das mir weiß Gott nicht leicht wird. Aber ich weiß, was ich meiner Cavalierpflicht schulde, und mit Rücksicht auf Sie — lediglich mit Rücksicht auf Sie . . .“ er betonte diese Wiederholung sehr stark und warf auf Hugo einen drohenden Blick, der weniger für diesen, als für Leonie bestimmt war.

„Ach!“ fiel Hugo ein, „wenn es Ihnen wirklich ernst gemeint ist, dann werden wir schon Mittel und Wege finden, unsere Angelegenheit von der Person der gnädigen Frau vollkommen zu trennen.“

„Ich verbiete es Ihnen!“ wiederholte Leonie mit blitzenden Augen und häßlich klingender, schriller Stimme. „Haben Sie mich denn nicht verstanden? Wollen Sie mich nicht verstehen?“ Sie zitterte vor Zorn. „Mit Ihnen bin ich fertig!“ hauchte sie fast athemlos, und sich an den Sänger wendend, fügte sie lauter hinzu: „Aber Sie, mein lieber Herr Ballini, — Sie haben mehr Verständniß für die Unerträglichkeit der Situation, in die mich ein Skandal versetzen würde. An Sie wende ich mich, bittend! Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie sich von dem Herrn nicht provociren lassen — weder hier noch anderwärts! Und unter keinem Vorwande! Ich werde Sie dafür um so höher achten und wissen, auf welcher Seite der wahre Heldemuth zu suchen ist. Ihr Wort darauf!“

Ballini machte eine Kunstpause. Leonies Verlangen deckte sich zwar durchaus mit seinen geheimsten Wünschen, aber er hielt es für angemessen, einen harten inneren Kampf mit dem Triumphe des Edlen und Schönen mimisch zu veranschaulichen. Er hatte die Stirn in tiefe Falten gezogen, den Mund fest geschlossen und blickte finster und drohend in die Leere. Dann sah er Leonie an. Seine Stirn glättete sich, sein Auge entbüsterte sich, die Lippen öffneten sich und ließen in holdseligen Lächeln die glänzenden Zähne durchschimmern. Zuerst etwas zögernd, dann mit kräftiger Entschlossenheit streckte er Leonie seine Rechte entgegen und rief, nachdem er tief Athem geschöpft hatte: „Mein Wort darauf! Hier ist meine Hand!“

Leonie schlug ein und dankte ihm mit einem warmen Blicke.

Ein guter Abgang war gefunden, und der Sänger beieferte sich, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, um aus der schwülen Atmosphäre herauszukommen.

„Sie verzeihen, wenn ich mich jetzt schon empfehle,“ sagte er, indem er seinen Hut ergriff. „Der Zweck meines heutigen Besuchs, mein Ausbleiben zu entschuldigen und mich von Ihrem Befinden zu überzeugen, ist erreicht. Ich habe noch unaufschiebbare Geschäfte zu erledigen. Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß das heute Versäumte so bald wie möglich nachzuholen suchen.“

„Sie sind mir jederzeit herzlich willkommen! Also auf Wiedersehen!“ versetzte Leonie in herzlichem Tone und mit freundlichstem Gesichte und überließ ihm die Hand zum Kusse. Er sah nach der Richtung hinüber, wo Hugo stand, Hugo erwiderte den Blick, den man für einen Gruß halten konnte, in derselben Weise, und von Leonie bis an die Schwelle begleitet, entfernte sich Ballini. Sie lächelte ihm nach, bis sich die Thür hinter ihm schloß.

Ohne sich von der Thür zu entfernen, wandte sie sich um, ihr Blick traf Hugo, und blitzschnell vollzog sich an ihr eine wahrhaft fürchterliche Wandlung. Das erkünstelte Lächeln war dem wahren Zorne, der äußersten Wuth schon gewichen. Sie hatte sich entfärbt, die fahle Farbe ihres Gesichts mit dem grünlich schimmernden Schatten unter den weitgeöffneten flammenden Augen hatte etwas Erjchreckliches. Ihre Lippen bebten, an dem sonst so schönen

Gasse sprang eine dicke bläuliche Ader hervor. Alles Weibliche, alles Anmuthige war wie durch einen tückischen Zauber verschwunden; es war eine unschöne, rasende Frauensperson, eine Fremde, die Hugo mit unheimlichem Erstaunen vor sich sah. Noch war sie keines Wortes mächtig. Die Wuth schnürte ihr die Kehle zu. Sie drückte die zitternden Lippen fest aufeinander, stieß den Athem durch die sich hastig aufblähenden und einsinkenden Nasenflügel und nickte graufig automatenhaft einige Mal mit dem Kopfe.

Dann endlich trat sie an Hugo heran, ganz dicht, und keuchte, während ihr Busen stürmisch auf- und niederwogte: „Du hast etwas Schönes angerichtet! Ich danke Dir! . . . Schäme Dich!“ stieß sie mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hervor. Und als Hugo etwas erwidern zu wollen schien, schrie sie mit kreischender heiserer Stimme: „Zawohl, schäme Dich! Pfui! . . . Du erniedrigst mich vor jenem Menschen, zwingst mich, ihn heute um einen Dienst zu bitten, mich ihm morgen dankbar zu zeigen, ihn zu schonen für alle Zeiten, aus Furcht, daß er schwagt, wie Du geschwagt hast! Jenem Menschen, den nichts zur Discretion veranlaßt, sagst Du so deutlich, wie man es nur sagen kann: ‚Ich bin der Geliebte dieser Frau, und ich fange Händel mit Ihnen an, weil ich eifersüchtig auf Sie bin.‘ So dankst Du mir für Alles, was ich für Dich gethan habe! Schäme Dich! Versuche es nicht, Dich zu rechtfertigen! Es würde Dir nie und nimmermehr gelingen! Was Du mir angethan hast, ist beispiellos! Indiscretion über die einst Geliebte ist das niedrigste Verbrechen, das ein Mann begehen kann! Ein Dieb, ein Mörder steht in meinen Augen höher da, als der Geliebte, der sein Geheimniß, ihr Geheimniß auf die Gasse schreit. Und das hast Du gethan! Du! Du, dem ich Alles gegeben habe!“

„Um ihm Alles in einer brutalen Caprice zu entziehen!“ rief Hugo jetzt dazwischen. Leonies Schmähungen hatten zunächst gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte sie wie ein Unbetheiligter mit angehört, als ob sie ihn gar nichts angingen. Auch die Person, die sie hervorstieß, war ihm wie eine Unbekannte. Er hatte diese Stimme nie gehört, diesen megärenhaften Ausdruck nie gesehen. Erst allmählich fand er sich zurecht. Was! Diese rasende Furie hatte er geliebt — eben noch? Das war wirklich und wahrhaftig seine Leonie, zu der er dereinst schmachtend aufgeblickt, wie der verliebte Page zur jungen Königin? Mit der er im Walde am Wannsee lustwandeln und gedichtet hatte? Er fühlte sich wie von eisernen Häufsten gepackt, geschüttelt und gerüttelt — gewaltsam aufgeweckt aus einem süß bethörenden Traume zur häßlichen Wirklichkeit.

Das also war die echte Leonie, die ihm jetzt in ihrer unverhüllten Unschöne schreiend gegenüberstand, der die Wuth allen schillernden Schmetterlingsstaub erheuchelter Anmuth und berückender weiblicher Zartheit abgestreift hatte! Jene Leonie aber, die er bis zu diesem Augenblicke so wahr, so innig, so leidenschaftlich geliebt, war ein holdes Geschöpf seiner Phantasie gewesen, das im rauhen Hauche der Wirklichkeit elendiglich zerstoßen war.

„Du hast mir Alles gegeben und hast mir Alles genommen!“ fuhr Hugo, der sich endlich gesammelt hatte, fort. „Genommen, ohne Grund, — weil es Dir just behagte. Und du hast mir mehr genommen, viel mehr, als Du mir je hast geben können! Und wenn Du mich bis zur Besinnungslosigkeit marterst, wunderst Du Dich, daß ich die Besinnung verliere und mich in wahnwitziger Verzweiflung einen Augenblick so weit vergessen kann, an einem armen Schächer wie diesem Ballini mein Mütchen fühlen zu wollen. Aber nicht das hat Dich compromittirt! Sei unbesorgt! Compromittirt hast Du Dich, Du Dich ganz allein! Es ist nicht der polternde eifersüchtige Thor, der aus mir spricht; es ist der Wissende! Und wenn Du mir bei Allem, was Dir heilig ist, mit den fürchterlichsten Eiden das Gegentheil schwörst, es beirrt mich nicht: Du bist die Geliebte Ballinis, oder wenn Du sie noch nicht sein solltest, wirst Du sie werden. Und das ist Dein Verderben! Ballini ist ja freilich sehr viel bequemer, als ich es bin. Der nimmt Dich nicht so tragisch! Der wird sich sicherlich nie zu einer leidenschaftlichen Unvorsichtigkeit hinreißen lassen. Für den bist Du eben nichts Anderes als eine Feder mehr am Varet! Der hat Dich verborgen, der Bube! Der zerrt Dich hinüber aus dem Erhabenen in's Gemeine, aus der Liebe, die, wenn auch nach unseren Satzungen strafbar, immer etwas Heiliges ist, in die Sinnlichkeit, die immer gemein bleibt, der macht aus der Geliebten die Dirne! Mich wirfst Du jetzt weg! Es ist gut so! Denn das ist mir in dieser Stunde zur schauernden Gewißheit geworden: zwischen uns ist fortan eine jede Gemeinsamkeit unmöglich! Du brauchst mich nicht zu verjagen! Mit meinem Willen wirst Du mich ohnehin nie wiedersehen! Was aus mir werden wird, hat Dich darum auch nicht zu kümmern. Und ich weiß es selbst nicht. Was aber aus Dir werden wird, wenn Du Dich nicht mit einer sittlichen Kraftanstrengung, deren ich Dich nicht mehr für fähig halte, aufraffst, — was aus Dir, der Geliebten Ballini's, werden wird, das will ich Dir sagen: ‚Du fängst mit Einem heimlich an! . . .‘ Du verstehst mich schon! . . .“

Leonie hatte keuchend und zitternd, mit einem zu garstigem Lächeln verzerrten Ausdruck Hugo zugehört. Ihre Blicke huschten durch das ganze Zimmer, an der Thür hafteten sie länger, und als sie nun die Rippen öffnen wollte, ergriff Hugo seinen Hut und verließ mit den Worten: „Und ich verstehe Dich auch!“ hastig das Zimmer, ohne ein Wort des Abschieds, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Während ihm Jean in den Ueberzieher half, sagte der Alles ahnende Diener kleinlaut: „Was soll denn aus der Bronze werden, die der gnädige Herr für Herrn Doctor bestimmt hat?“

„Sie werden noch Bescheid bekommen,“ antwortete Hugo und trat auf den Corridor. Er war sehr erhitzt. Die frische Luft, die ihm im Thiergarten entgegenwehte, that ihm wohl. Er ließ sich neben einer Spreewälder

Amme auf einer Bank nieder und betrachtete lächelnd das dicke rothwangige kleine Kind, das in ihren Armen schlief. Die Amme war ganz stolz darüber und rückte das Kind so, daß der fremde Herr es noch besser sehen konnte.

*

*

*

Fort von Berlin! In eine andere Umgebung, wo ihn nichts mehr an die letzten Tage erinnern würde! Hier würde er, das fühlte er deutlich, den schauerlichen Eindruck, den die einst Geliebte jetzt, in der Entfesselung ihrer unschönen Leidenschaften, in ihrer rasenden Wuth auf ihn gemacht hatte, nicht wieder loswerden. Und sollte er sich langsam verwischen, so würde jede zufällige Begegnung mit ihr oder mit Vallini, der sich überall zeigte, und den man beständig begegnete, das häßliche Bild wieder in frischen Farben aufleuchten lassen. Darum: fort von Berlin!

Nichts fesselte ihn mehr an diese große Stadt. Alles, was sie an Werthvollem für ihn geborgen hatte, war ihm im Gegentheil gründlich verleidet. Unwillkürlich führte Hugo seine Hand nach der Brusttasche, in der er sein Portefeuille trug. Er war ja reich! Daß er das auf einen Augenblick hatte vergessen können! Daß er an nichts Anderes zu denken vermochte, als an Leonie, nichts Anderes vor sich sah, als in einem plötzlich verzerrten Gesicht diese kleinen, blitzenden Augen, die ihn anf einmal so lieblos, so böse, so gehässig anblickten, nicht Anderes hörte, als diese heisere, rauhe, hohe Stimme! Weshalb sollte er nicht reisen? Nach dem Süden, nach dem es ihn gerade jetzt, in dem feurigen Kupferglanze der tiefstehenden Herbstsonne so sehnlich verlangte?

Nach dem Süden! Wie wohl würde er auch ihr thun, der armen Kranken Martha, der der rauhe Hauch des Nordens so grausam mißspielte! Sie hatten so oft von einer Reise nach Italien wie von einem schönen, wenn auch kaum erfüllbaren Zukunftstraume gesprochen. Und jetzt hätte er ihr diese Wohlthat erweisen, hätte sein Wort, um das er die Zärtlichkeiten, die rührende Hingabe des vertrauenden Mädchens erkaufte hatte, einlösen, hätte mit der durch das heilkräftige Glück zu neuem Leben erwachten jungen Frau die milden Gestade des Genfer Sees, das sonnige Oberitalien und die Riviera durchstreifen können, — wenn er die unglückliche Martha nicht belogen und betrogen hätte! Um Leonies willen!

‡ Und neben dem garstig verzerrten Gesichte der wild erregten Frau, das unablässig vor seinen Augen stand, leuchtete ihm jetzt in sanftem Lichte das Bild jenes guten eblen Mädchens mit den großen, ausdrucksvoll fragenden, sonderbar glänzenden Augen entgegen, das er dereinst zu lieben geglaubt und das er so tief gekränkt, so elend gemacht hatte! Und neben der unheimlichen wilden Leonie erschien ihm nun die duldbende, still klagende und still tragende Martha in ihrer Jungfräulichkeit und keuschen Reinheit wie eine verklärte Heilige. Während Leonies Bild wie aus nächtigem Grau an seine

Seele sich herandrängte, hoben sich Marthas Züge wie von rosig schimmerndem Goldgrunde ab, und um die wundervolle Fülle der blonden Haare legte es sich in strahlendem Glanze wie ein Heiligenschein. Der Wiederhall der freischwebenden Stimme, die ihm durch und durch gegangen war, summt ihm noch im Ohr. Martha aber schwieg. Sie hatte ja nie viel gesprochen. Sie war auch ohne ein Wort des Vorwurfs von ihm geschieden. Aber in dem Blicke, von dem er sich getroffen fühlte, lag eine fürchterliche stumme Anklage.

So konnte er sie nicht verlassen! Er mußte sie noch einmal sehen, mußte sie um Verzeihung bitten; und könnte sie ihm auch nicht vergeben — es würde ihm schon eine Erleichterung sein, wenn sie sich wenigstens von der Aufrichtigkeit seiner Reue, von der Strafe, die ihn für sein Vergehen an ihr so fürchtbar schnell und roh getroffen hatte, überzeugen würde. Sie nur noch einmal sehen, — nur ein einziges Mal! — er hatte hier nichts Anderes mehr zu schaffen; seine Sachen waren gepackt, in einer Stunde konnte er alle Kleinigkeiten, die noch zu erlebigen waren, abthun, und schon in der kommenden Nacht konnte er dem Süden zu rollen.

Da stand er wieder vor dem alten Hause in der Brüderstraße. Das Herz klopfte mächtig an seine Rippen. Er blickte sich scheu um, ob ihn auch Niemand beobachte, als ob er ein schweres Unrecht zu begehen im Begriff stände. Kein Mensch beachtete ihn. Der Kutscher des vor dem Hause haltenden Wagens war eingenickt. Nengstlich, wie ein Dieb, der auf frischer That ertappt zu werden fürchtet, schlich er die enge, wohlbekannte Treppe hinauf. Vor der Glashür mit den billigen, sauberen Gardinen blieb er unschlüssig stehen.

Auf dem verwinkelten Corridor der Wohnung hörte er etwas. Er hielt den Athem an und lauschte. Es waren Stimmen, die in gedämpftem Tone eine Unterhaltung führten: eine weibliche und eine männliche.

Hugo klopfte erst leise, dann etwas lauter an die Scheibe. Die Thür wurde behutjam geöffnet.

„Um Gottes willen!“ rief die Rätbin, die sich auf einen Augenblick vergessen hatte, mit ziemlich lauter Stimme, als sie unversehens Hugo vor sich erblickte. Der Ausdruck der Ueberraschung, der auf ihrem strengen Gesichte zu lesen war, war sogleich dem der völligen Bestürzung gewichen.

„Was wollen Sie hier?“

„Ich muß sie sehen!“

„Leise, ich beschwöre Sie!“

„Nur noch einmal sehen, ein einziges, ein letztes Mal! Noch heute will ich Berlin verlassen, und nichts soll Sie mehr an mich erinnern, wenn Sie es so befehlen. . . Aber was ist denn geschehen?“ fuhr er in tödtlicher Unruhe fort, als jetzt sein Blick auf das sehr ernste Gesicht des ihm wohlbekanntenen Dr. Lohausen fiel. „Ist denn die arme Martha bedenklicher erkrankt?“

„Treten Sie vor allen Dingen ein!“ sagte der Arzt in halblautem Tone. „Zwischen Thür und Angel läßt sich das nicht abmachen.“

Er hatte die Thür des Vorderzimmers geöffnet, während die Rätthin mit ängstlicher Vorsicht die Corridorhür schloß. Die Drei traten möglichst geräuschlos in die Stube ein, die Hall jahrelang bewohnt hatte. Wie frostig, kahl und nüchtern erschien sie ihm jetzt — ohne seine Bücher, ohne seine Schreibereien, ohne all die Kleinigkeiten, die sie gefüllt, durchwärmt, individuell belebt hatten!

So leise sie an der Berliner Stube, wo Martha seit gestern gebettet war, auch vorübergehuscht waren, es war der Kranken, deren Sinne in der fieberhaften Ueberreizung eine besondere Schärfe gewonnen hatten, nicht entgangen. Sie glaubte auch ganz deutlich Hugos Stimme gehört zu haben; und sie wunderte sich nicht darüber: sie hatte mit voller Bestimmtheit darauf gerechnet, daß er kommen werde. Mit großer Anstrengung richtete sie sich auf ihrem Lager ein wenig auf, und sich auf die beiden Hände und Unterarme stützend, den Kopf nach vorn geneigt, horchte sie. Sie hörte erst ein unverständliches Murmeln, dann das Knacken des Riegels an Hugos Stubenthür, dann nichts mehr. Aber sie horchte noch immer mit gespanntester Aufmerksamkeit, obwohl sie keinen anderen Laut vernehmen konnte, als das pfeifende und rasselnde Geräusch, mit dem ihr eigenes beschwerliches Athmen sich aus der kranken Brust rang.

„Ja, mein armer junger Freund!“ sagte Lohausen theilnahmvoll. „Ich begreife Ihren Wunsch, ich kann Ihnen Ihre Unruhe nachempfinden, und ich möchte Ihnen gern dienlich sein. Ich würde auch meiner verehrten alten Freundin herzlich zureden, sich über alles Mögliche hinwegzusetzen . . . wenn es anders wäre. Aber . . . jetzt geht's nicht!“

„Doctor!“ rief Hugo in tiefer Ergriffenheit.

„Ja, Sie thun mir leid!“ antwortete der Doctor herzlich. „Aber es geht einfach nicht! Es handelt sich nicht um eine verlassene Braut, um einen reuigen Sünder, es handelt sich ganz allein um eine Schwerfranke, für die jede Aufregung verhängnißvoll werden könnte! Also seien Sie vernünftig! . . . Es hilft Alles nichts! . . . Ich muß es Ihnen verbieten! . . . Es ist meine Pflicht! . . . Kommen Sie! . . . Ich fahre Sie, wohin Sie wollen . . . Wenn's der Martha besser geht, erfahren Sie's schon. Und dann . . . wollen sehen, wollen sehen . . . Aber jetzt kommen Sie!“

Er hatte seinen Arm auf Hugos Schulter gelegt und führte den völlig Gebrochenen der Thür zu, als sich von der Berliner Stube her das hastige, ungeduldige Bimmeln einer kleinen Klingel vernehmen ließ. Die Rätthin erbleichte, und auch der Arzt blieb betroffen stehen.

„Hallo!“ brummte er vor sich hin. „Was hat denn das zu bedeuten?“

„Können denn die da drinnen gar kein Ende finden!“ hatte sich Martha gedacht, die noch immer, sich mit großer Mühe auf die Unterarme stützend, auf ihrem Bette halb saß, halb lag und endlich unwirksam den Kopf bewegte.

Sie wollte Gewißheit haben. Sie wurde von Secunde zu Secunde unruhiger, erregter. Centnerschwer lag es ihr auf der Brust, jeder keuchende schnarrrende Athemzug, den sie austieß, bereitete ihr Schmerzen, und dazu dieses unerträgliche Kitzeln in der Kehle, das in kleinen Zwischenräumen ein trockenes Hüsteln hervorrief.

Und die plauderten da nebenan! Und kein Mensch kümmerte sich um sie! Sie sollten sie nicht allein lassen! Sie sollten zu ihr kommen — Mama und der Arzt . . . Alle! Auch der Ungetreue, der Geliebte!

Sie fühlte, wie die Kräfte sie verließen, wie sie im nächsten Augenblicke auf's Kissen zurücksinken würde. Da raffte sie sich noch einmal auf, griff nach der Klingel, die neben ihr auf dem Nachttische stand, und schwang sie verdrießlich und in unruhigem Eifer hin und her.

Unmittelbar darauf erschienen die besorgte Mutter und Lohausen auf der Schwelle.

„Was fehlt Dir denn, mein Kind?“ fragte die Rätthin, die schnell an das Bett getreten war.

„Ihr sollt mich nicht stundenlang allein lassen!“ keuchte Martha unwillig und weinerlich.

„Es sind ja keine fünf Minuten vergangen, mein Herz,“ suchte Frau Emilie zu besänftigen.

„Und Ihr sollt ihn nicht vor mir verstecken! Ich will ihn sehen!“

„Meine liebe Martha!“ fiel jetzt der Arzt ein. „Sie haben mir doch versprochen, ganz artig zu sein und sich hübsch ruhig zu verhalten!“

„Ach! lassen Sie mich!“ stieß Martha hervor. „Immer ruhig! Und immer ruhig! Sie haben gut reden! Ich kann nicht ruhig sein! Hier brennt's!“ Sie fuhr mit der Hand auf die sich hebende und senkende Brust, und ein heftigerer Anfall des trockenen Hustens hemmte ihren Redefluß.

„Ich beschwöre Dich, Kind, beherrsche Dich! Bleibe nur einige Augenblicke ruhig liegen . . . Bitte, mein geliebtes gutes Kind!“

„Ich kann nicht!“ keuchte Martha, sich wieder mit Anspannung aller ihrer Kräfte etwas aufrichtend. „Ich halte es nicht aus!“ Der Arzt stützte sie. „Ah!“ seufzte sie etwas erleichtert. „Danke, Doctor!“ Sie führte die durchsichtige magere Hand wieder auf die Brust. „Ich weiß gar nicht, wie mir ist . . . Hier wird es jetzt so warm! . . .“ Und wieder von der Unruhe erfaßt, rief sie mit hellerer Stimme: „Ich will ihn sehen! Wenn Ihr mich nicht quälen wollt, ruft ihn! . . . Oder ich springe aus dem Bett und suche ihn selbst . . . wahrhaftig! . . .“ Und noch heller, noch lauter rief sie: „Hugo!“ Dann sank sie auf ihr Lager zurück, schloß die Augen und hauchte kaum vernehmbar: „Wie warm!“

Ganz leise hatte sich die Thür geöffnet. Hugo's bleiches Gesicht wurde in der Oeffnung sichtbar. Fragend, stehend blickte er die Mutter an. Die Rätthin und der Arzt hatten einen flüchtigen Blick der Verständigung getauscht. Lohausen hatte die Achsel gezuckt, als wolle er sagen: die Erregung ist ohnehin

nicht zu überbieten, jetzt wird ihr das Wiedersehen kaum noch schaden können, sie verlangt stürmisch danach, wozu ihr die Freude noch verjagen?

Emilie bedeutete Hugo mit einer leichten Kopfbewegung, näher zu treten. Er schloß behutjam die Thür. Martha hörte ihn nicht, sie hustete jetzt stärker und böser als je zuvor. Die eigenthümliche Wärme, die in ihr aufstieg, fühlte sie jetzt beim Husten auch im Munde. Mit geschlossenen Augen tastete sie nach dem Taschentuche und führte es an ihre Lippen. Als sie es entfernte, war es in ihrer krampfhaft geschlossenen Hand schaumig hellroth besleckt.

Lohausen beugte sich sichtbar erschrocken, über die fest zusammengeballte Hand, die das Tuch umspannt hielt, und prüfte aufmerksam und tief ernst die unheimlichen Flecke. Darauf wandte er sich mit einem berebten Blicke an Hugo und gab diesem in unzweideutiger Weise zu verstehen, sich schleunig zu entfernen.

Hugo gebot allen seinen eigenen Empfindungen Schweigen und stand im Begriff, dem stummen Befehle des Arztes zu folgen, als Martha die Augen aufschlug.

Sie lächelte, als sie Hugo erblickte, und senkte wie zum Gruß langsam die Lider. Hugo war unerschütterlich stehen geblieben.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest,“ sagte sie leise. „Ich habe Dich gleich an der Stimme erkannt! . . . Sehen Sie, Doctor, nun bin ich ruhig . . . und ganz artig.“

Sie lächelte wiederum, blickte zärtlich zu Hugo hinüber, und hob ein wenig die Hand, um sie dem Geliebten zu reichen. Das besleckte Tuch blieb auf der Bettdecke liegen.

Hugo war stumm neben ihrem Lager auf die Kniee gesunken, und obwohl ein unsägliches Weh sein Herz durchschnitt, bemühte er sich doch zu lächeln, und langsam führte er ihre heiße kleine trockene Hand an seine brennenden Lippen.

„Du kannst mir vergeben, Martha?“ flüsterte er zerknirscht.

„Von ganzem Herzen,“ antwortete Martha ganz leise, aber ganz deutlich.

„Ich will Alles wieder gut machen!“ sagte Hugo, der die kleine Hand mit inbrünstigen Küssen bedeckte, mit kaum halblauter Stimme. „Und jetzt darfst Du mir vertrauen, meine gute Martha. Ich verlasse Dich nie wieder! Und wenn Du erst gesund bist, fahren wir zusammen . . .“

Er unterbrach sich plötzlich. Martha hatte ihm ihre Hand jäh entzogen und sich mit einer Kraft, die ihr nicht zuzutrauen war, aufgerichtet. Ein starker, mühsamer, schrecklicher Husten durchrüttelte sie, während der herbeigeeprungene Arzt ihren Rücken stützte. Sie wollte irgend etwas sagen, aber es wurde durch ihr anhaltend heftiges Husten vereitelt, sie zeigte mit der Hand auf die linke Seite der Brust und fuhr mehrfach schnell von der Herzgegend bis zum Halse auf und nieder. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. Ihre weitgeöffneten Augen glänzten jetzt wahrhaft erschrecklich, und plötzlich

drang aus dem Munde ein Strom hellen Blutes. Erschöpft fiel sie darauf auf ihr Kissen zurück.

Schrecken und Entsetzen hatte die Umstehenden erfaßt.

Der Arzt rieb der Kranken Stirn und Schläfe mit Eau de Cologne. Es schien ihr eine momentane Erleichterung zu gewähren. Er reichte ihr Wasser mit Essig, das die Rätthin auf sein Geheiß herbeigeschafft hatte. Martha trank gierig. Sie nickte wie dankbar. Lohausen legte sein Ohr an ihre Brust, die grollenden, gurgelnden Töne, die er hörte, bestätigten seine schlimmen Erwartungen.

Nach wenigen Minuten kam über Martha eine abermalige marternde Unruhe, ihren schwachen Bewegungen sah man den Unwillen an, und ihre Stirn legte sich in Falten. Sie schlug mit der einen Hand mehrfach auf die Bettdecke.

„So warm!“ sagte sie. „So schrecklich w . . .“ Sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, ein neuer, noch heftigerer Blutstrom entquoll dem Munde.

Nun lächelte sie noch einmal und schlug die Augen auf. Dankbar sah sie zum Arzte auf, der sich über sie gebeugt hatte. Ein unendlich zärtlicher, liebevoller Blick traf ihre Mutter. Dann suchte sie Hugo. Er stand ja dicht vor ihr. Daß sie ihn nicht gesehen hatte! Es wurde auch auf einmal so sonderbar dunkel ringsumher. Aber sie konnte ihn auch in der Finsterniß noch sehr wohl erkennen, konnte ihm zulächeln, konnte den sanften Druck seiner Hand, die die ihrige sanft umfing, herzlich erwidern.

„Zusammen!“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Sie wiederholte glücklich das letzte Wort, das Hugo ihr gesagt hatte.

Es wurde immer finsterner um sie her. Die tiefste Nacht schien eingebrochen zu sein, und es war doch wohl noch gar nicht so spät. Sie schloß die Augen . . . Sie war auch recht müde geworden . . .

Ihr Gesicht hatte eine bläuliche Färbung angenommen. Jetzt lag sie regungslos da. Noch einmal machte sie eine heftige Bewegung mit den Armen. Sie schien nach Luft zu ringen. Aber diese Pein währte nur einen Augenblick. Der friedliche, sanft lächelnde Ausdruck ihres Gesichts deutete auf völlige Schmerzlosigkeit. Noch einmal schlug sie die schönen blauen Augen auf. Nun war es wieder hell und sonnig geworden. Nur auf einen Augenblick freilich. Aber der genügte, um die drei Lieben, die neben ihr standen, noch einmal zärtlich und herzlich zu begrüßen . . . Nun schloß sie die Augen, glücklich und froh, und der Kopf drückte sich tiefer in das Kissen, während sie wie befreit leicht aufseufzte.

Sie hatte ausgerungen und war in Freuden gestorben.

Der westliche Himmel flammte tiefroth im Lichte der scheidenden October-sonne, und der mattgoldige Wiederchein fiel durch das schräge Fenster auf Marthas Lager und überhauchte die Todte mit einem wunderbaren Schimmer.

Als aber das Abendroth erstarb, flöhte die wachähnliche schreckliche Blässe des Gesichts der trauernden Mutter, von der sich Lohausen soeben mit Thränen im Auge verabschiedet hatte, und deren Mienen wieder zu finsterner Ausdruckslosigkeit erstarrt waren, und dem bleichen Geliebten, der die Hand der Mutter fest in der seinigen hielt, Grausen ein.

Aber der Ausdruck des entsetzlich blässen Gesichts war so glücklich, so friedfertig, so völlig mit Allem veröhnt, daß die Weiden, die da Hand in Hand neben der Leiche saßen, das Gefühl des Grausigen bald überwandten und mit tiefster Wehmuth, mit lindernder Nührung, im Schmerze vereint, unablässig auf das wunderbar ruhige, von allem Jammer befreite, verklärte Antlitz der Entschlafenen blickten.

* * *

Am Dienstag der folgenden Woche trat Welsheim um die erste Vormittagsstunde, wie gewöhnlich, in die kleine Loggia, in der Leonie zu frühstücken pflegte, um sich von ihr zu verabschieden, bevor er sein Bureau aufsuchte, und er traf Leonie, wie gewöhnlich, in einem lichten, fleidsamen Morgenrock bei der Chocolate, in die Lectüre der Theaternotizen, der Vermischten Nachrichten und Familienanzeigen vertieft.

„Das soll der Teufel verstehen!“ rief er in seiner lauten Weise, die ihm Leonie abzugewöhnen schließlich ausgegeben hatte. „Dieser Lohausen! Schickt mir das Geld zurück . . . mit ein paar banalen Dankesworten . . . es sei keine Verwendung mehr dafür . . . Du weißt: das Geld, das ich ihm gegeben hatte, um die Kleine nach Italien zu schicken . . . Na, mir soll's recht sein! . . . Aber ich verstehe kein Wort! Verstehst Du's?“

Er reichte seiner Frau den Brief Lohausens mit den Banknoten.

„Bereichern will ich mich nicht!“ setzte er jovial hinzu. „Kauf Du Dir was Hübsches dafür!“

„Ich danke!“ erwiderte Leonie ernst, ohne den ihr hingehaltenen Brief zu berühren. „Ich habe keinen Wunsch.“

Das war ja wieder etwas Unerwartetes!

Welsheim ließ sich auf den kleinen Sessel neben seiner Frau nieder. Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihm die Zeitung, die sie eben gelesen hatte, und wies mit dem kleinen Finger auf eine schwarzumranderte Anzeige.

„Ach so!“ sagte Welsheim, als er gelesen hatte. Auch er war nun ernst geworden.

„Da sind wir also zu spät gekommen!“ versetzte er nach einer längeren Pause. „Es thut mir wirklich leid! . . . Es war eigentlich ein recht hübsches Mädchen! . . . Na, sterblich sind wir Alle . . . nicht wahr? Aber es thut mir leid! . . . Und unser Hugo — Doctor Hall,“ verbesserte er sich, „thut mir auch leid, wenn er's auch nicht um uns verdient hat! . . . Ich bin nun einmal so! Ich kann nicht nachtragen! Und wenn er auch sehr un-

gezogen gegen Dich gewesen ist . . . jetzt thut er mir leid! Weiß Gott, er thut mir leid! Ich möchte nicht in seiner Haut stecken!"

Währenddem hatte er die Bankbillets in sein Portefeuille gesteckt und den Lohausen'schen Brief sorgfältig mit dem Daumennagel gefaltet.

„Was meinst Du?“ fragte Felix. „Du sagst ja kein Wort! In solchen Fällen pflegt man doch irgend etwas zu sagen.“

„Ich habe aber nichts zu sagen!“ erwiderte Leonie langsam. „Wenn ein armes junges Mädchen stirbt,“ — Leonie nippte ein wenig an der heißen Chokolade — „traurig ist es immer!“

„Das eben meinte ich! Sehr traurig!“

„Das ist aber das Einzige, was mich berührt. Was Herrn Doctor Hall anbetrifft, so habe ich Dich sehr ernsthaft, und, wie Du wissen solltest, aus sehr stichhaltigen Gründen gebeten, den Namen des Herrn aus unserer Unterhaltung auszuschneiden, wie ich den Träger aus unserem Verkehr habe ausweisen müssen.“

„Ja, ja! Schon recht! Ich meinte ja nur . . .“

„Und diese Bitte,“ fuhr Leonie, ohne Welsheims Einwurf einer Beachtung zu würdigen, in demselben Tone fort, „ist so gerechtfertigt wie nur möglich. Zwinge mich nicht, sie noch einmal zu wiederholen, zwinge mich nicht, durch schonungsloses Aufdecken der vollen Wahrheit sie noch kräftiger zu motiviren! Du bist doch sonst so feinfühlig! Das, was ich Dir gesagt habe, sollte Dir doch genügen!“

„Vollkommen, vollkommen, liebste Leonie!“ rief Felix mit einer komisch abwehrenden Bewegung. „Ich mag von der ganzen Sache nichts mehr hören! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist! Ja, es ist schändlich, daß er uns so für alle Freundlichkeiten gedankt hat! Wer hätte das hinter dem Doctor gesucht! Unehrenerbietig gegen Dich! Es ist nicht zu glauben! Er hätte Dich doch besser kennen sollen! Sein Triumph muß ihm zu Kopf gestiegen sein! Unerhört! . . . Wenn ich ihm begegne . . . Luft ist er für mich, nichts Anderes! Ich kenne ihn nicht mehr! Ich weiß, was ich Dir, was ich mir, was ich der Ehre meines Hauses schulde! Luft! Nichts Anderes! . . . Aber leid thut er mir doch! Ich bin nun einmal so! . . . Herr Gott, da schlägt's schon ein Viertel auf zwölf . . . Es ist die höchste Zeit für mich! Lebe wohl!“

Er küßte Leonies Stirn und ging schnell auf die Thür zu. Da blieb er plötzlich stehen. „Ob wir der Frau Rätthin einen Kranz schicken?“

Leonie blickte unwillig auf.

„Ganz wie Du meinst,“ fuhr Welsheim, der bereits den Hut aufgesetzt hatte, fort. „Ich dachte nur . . . wir sind mit dem jungen Mädchen doch einmal zusammen gewesen . . . weißt Du noch: in den Reichshallen? Und da dachte ich mir . . . aber wenn Du anderer Ansicht bist . . . mir auch recht . . . Das arme junge Ding! Und die arme Mutter . . . nicht wahr? . . . Na, nun aber adieu! Es ist die höchste Zeit!“

Leonie trank langsam ihre Chocolate aus und nahm die durch den Eintritt ihres Mannes unterbrochene Lectüre der Morgenblätter wieder auf. Wie gewöhnlich.

Just um dieselbe Zeit wurde der schmucklose Sarg, der Marthas irdische Hülle umschloß, in die Gruft gesenkt. Nur wenige Leidtragende umstanden das Grab. Aber diese Drei trauerten wahr.

1891.

Im ersten Semester des Jahres 1891 durchfuhr ich die Vereinigten Staaten die Kreuz und Quer: vom Atlantischen zum Stillen Ocean und von der canadischen Grenze bis zum Golf von Mexico. Ich war der Einladung meines Freundes Henry Willard gefolgt, des Vollenders und obersten Leiters der Northern Pacific-Bahn: mein amerikanischer Gastfreund hatte mir für die ganze Dauer meiner Fahrt für mich und die Meinigen einen eigenen Salonwagen, ein rollendes Hotel mit Salon, Speisezimmer, Schlafstuden, Küche u. s. w., zur Verfügung gestellt, das uns fünf Monate lang im Norden und Süden, im Osten und Westen freundlich beherbergte.

Dem Schnee und der Kälte New-Yorks waren wir schnell entronnen und hatten in Florida in den ersten Tagen des Februar die goldigste Sonne, warme Sommertage und unter blauem Himmel Palmen in üppiger Pracht, reife Bananen und Orangen gefunden. Auf dem Wege von St. Augustine nach New-Orleans stieß unserem Wagen ein geringfügiger Unfall zu, von dem wir kaum etwas gemerkt haben würden, wenn wir nicht der Betriebsbeamte, der sich auf unserem Zuge befand, mit jener eisernen Bestimmtheit, an der jeder Widerspruch zerbrechen mußte, erklärt hätte: er werde unseren Wagen in diesem beschädigten Zustande nicht weiter über die Bahn gehen, ihn vielmehr an der nächsten Station abhängen und dort auf einen todten Strang schieben lassen. Von der nächstliegenden größeren Station wolle er mir einige Leute mit nächster Gelegenheit schicken, die würden den Schaden bald repariren, und ich könnte dann morgen mit dem gleichen Zuge, also mit einem Zeitverlust von vierundzwanzig Stunden, meine Reise nach New-Orleans fortsetzen. „Good bye, Sir!“

So geschah es denn auch.

„Cypress“ hieß die Haltestelle, über deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit ich mir noch heute im Unklaren geblieben bin. Denn rings in der Runde gab es weder Städte noch Dörfer, weder Weiler noch vereinzelte Gehöfte; außer einigen wenigen elenden Negerbaracken, die in großen Abständen von einander entfernt lagen und zum Theil verlassen zu sein schienen, hatte ich — wenn ich von den Stationen der Bahn absehe — seit Stunden überhaupt keine Spuren einigermaßen ansehnlicher und menschenwürdiger Behausungen gesehen.

Die Landschaft Nord-Floridas, die die Bahn durchschneidet, war wir durch ihre grandiose Häßlichkeit und Unerfreulichkeit aufgefallen. Nichts als Sümpfe mit fauligem, gelblich lehmigem Wasser, aus dem gelbe und mattgrüne Stoppeln aufschließen, der Wald in schauerlichstem Zustande, meistens armseliges Nadelholz, aus dem undurchdringlichen Gebüsch des kümmerlichen Unterholzes aufragend; und Alles, so weit das Auge reichte, durch die ruchlosen Waldmordbrenner vernichtet: stehende oder umgestürzte verkohlte Stangen, die schwarzgeräucherten, allen Schmuckes beraubten Zweige wie erstarrte Gliedmaßen von sich streckend, Baumleichen überall, gelber Boden, Morast, Unkraut und stinkendes Wasser.

So sah das Land aus, das wir seit langen Stunden durchfuhren, und der „Cypreß“ getaufte Punkt, an dem unser Wagen abgehängt worden war, unterschied sich in nichts von der reizlosen Umgebung. Da hatten wir nun also vierundzwanzig Stunden unfreiwillig zu rasten. Und der Tag war noch lang! Es war etwa zehn Uhr Vormittags, als wir in Cypreß festgelegt wurden.

Während meine Kinder in der Nähe der kleinen Bretterbude, die als Stationsgebäude diente, herumspielten, hatte ich ein wenig Umrschau gehalten. Ohne das geringste Ergebnis. Ich hatte keine Hütte, kein lebendes Wesen erspähen können, nicht einmal so etwas, was einem Wege ähnlich sähe. Wohl eine Stunde war ich in der Wildnis unter den verkohlten Stämmen herumgestiefelt und öfter bis an die Knöchel in den nachgiebigen Matsch des sumpfigen Bodens eingesenken. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als den Rückweg anzutreten und den Wagen wieder aufzusuchen, um die durchnässte Fußbekleidung zu wechseln. Alsdann wollte ich zu arbeiten versuchen, obwohl ich recht wenig Lust dazu hatte, denn das Wetter war wundervoll, warm, ohne heiß zu sein, und unter dem unermeßlich hohen Gewölbe des tiefblauen Himmels segelten in herrlichem Fluge, ohne Flügelschlag sanft aufsteigend und sich senkend, die mächtigen Geier. Und wie ich es vorhergesehen hatte, so kam es denn auch. Nachdem ich trockenes Schuhwerk angelegt und mich an den Schreibtisch gesetzt hatte, wurde mir die schwüle und drückende Luft im Wagen unerträglich, und ich kletterte wieder hinab, um eine neue Wanderung anzutreten.

Vor der Eisenbahnbude stand der Bahnbeamte, ein ganz junger blonder Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, hager, mit vorspringenden Backenknochen und einem mächtigen Kinn, der sich an dem übermüthigen Spiel meiner Kinder zu belustigen schien.

Ich trat auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Uebertrieben lebhaft scheint es hier in Cypreß nicht zu sein?“ begann ich die Unterhaltung. „Sind Sie hier denn ganz allein?“

„Es sind noch einige Gentlemen hier, die an der Bahn arbeiten. Nicht viel. Und weiter westwärts nach Mariana zu wohnen noch einige farbige

Herren. Tallahassee ist ja auch nicht weit, und Tallahassee ist ein feiner Platz, der eine große Zukunft hat.“

„Aber hier in Cypress sind Sie mit Ihren paar Bahnarbeitern allein?“

„Beinahe allein! Etwa zwei englische Meilen von hier, nordöstlich im Walde steht noch ein Blockhaus. Da wohnt der Deutsche — ‚the German‘ —“

„Der Deutsche?“ wiederholte ich erstaunt. „Was für ein Deutscher? Wie kommt denn der hierher?“

„Das weiß ich nicht! Er ist schon lange im Lande, der älteste Ansiedler hier in der Gegend. Es mögen wohl an die zwanzig Jahre sein, daß er hier seine Hütte gebaut hat. Wie er heißt, weiß ich auch nicht. Mein Vorgänger nannte ihn ‚den Deutschen‘, und so nennen wir ihn auch.“

„Und was treibt denn der hier in dieser Wildniß und Debe?“

„Er schießt Alligatoren.“

„Davon kann man doch aber nicht leben!“

„Well! Er hat, was er braucht. Ich sagte Ihnen schon: er ist früh in's Land gekommen, er hat noch zur guten Zeit in Jacksonville Grundstücke gekauft, die er nachher wieder verkauft hat, mit bedeutendem Gewinn! Er hat viel Geld auf der Bank von Jacksonville. Er hat, was er braucht, mehr, als er braucht!“

Der Sonderling interessirte mich. Und nun hatte ich doch ein Ziel für meine Wanderung.

„Wo findet man denn den Deutschen?“ fragte ich.

„Sie können nicht fehl gehen. Sehen Sie da . . . wo der Waldbrand aufgehört und der dicke Cypressenwald anfängt . . . sehen Sie da die beiden sehr hohen Bäume?“

„Jawohl!“

„Darauf gehen Sie gerade zu! Sie behalten die Bäume immer vor Augen, etwa hundert Schritt rechts von dem höchsten, gerade am Saume des noch erhaltenen Waldes, finden Sie einen Weg, oder wenigstens eine Richtung, da sind die Stämme niedergehauen, nicht niedergebrannt. Den Weg nehmen Sie, er führt Sie in fünf Minuten gerade auf das Blockhaus des Deutschen. Vor Jahren stand die Hütte mitten im Walde, und wie sich der Deutsche damals verproviantirt hat, verstehe ich nicht. Jetzt hat die Bahn den halben Wald niedergebrannt und hat's ihm bequem gemacht. Wir könnten sogar täglich frisches Fleisch haben. Aber der Deutsche lebt meist von Conserven. Die Gewohnheit! . . . Also gerade auf die beiden hohen Cypressen los, dann rechts halten, bis die Richtung kommt. Das ist der Weg!“

Ich empfahl mich mit bestem Dank. Die Wanderung war um diese heißeste Stunde des Tages — die Sonne stand jetzt im Zenith — beschwerlicher, als ich es mir vorgestellt hatte. Oft wurde mir der Weg durch den Ball des struppigen Unterholzes verlegt, ein paarmal stolperte ich über die

umgestürzten Stämme der verkohlten Bäume, dann sank ich wieder in dem sumpfigen Boden tief ein, aber schließlich fand ich doch die mir bezeichnete Richtung und gelangte nun in der That in wenigen Minuten nach der aus roh behauenen, vom Alter schwarzgrau gewordenen Stämmen gefügten Hütte, in der „der Deutsche“ hauste.

Es traf sich gut. Er saß auf der Schwelle und rauchte.

Auf den ersten Blick merkte ich übrigens, daß ich dem Landsmanne Unrecht gethan, wenn ich aus der Wahl seines Wohnsitzes in dieser unerfreulichen Landschaft, wie ich sie von der Bahn aus hatte sehen können, geschlossen hatte, daß ihm jeder Sinn für Naturschönheit abgehen müsse. Hatte man einmal die Unbequemlichkeiten des Weges überwunden, so mußte man zugeben, daß dieser verlassene Fleck Erde, auf dem der Deutsche seine Hütte gebaut hatte, eine merkwürdige Größe und Feierlichkeit besaß.

Vor dem Blockhause hatte sich der Deutsche einen freien Platz geschaffen. Die Bäume waren gefällt, in der nächsten Umgebung der Hütte war der Boden ausgerodet. Ringsumher ragten die gewaltigen Cypressen zu kolossaler Höhe neben immergrünen Nieseneichen auf. Immergrün! Die herrlichen stolzen Bäume führten hier diesen Namen mit Unrecht. Von dem saftigen Grün der Eichenblätter war eben so wenig zu sehen, wie von dem schwermüthigen Tiefgrün der Cypresse. All diese Baumkolosse waren in lang herabwallende, wunderbare graue Schleier gehüllt, und in dieser phantastisch schönen Verhüllung wirkte der ganze Wald wie ein gewaltiges Trauergefolge hinter dem Sarge der geschändeten Natur; es war, als ob hier die vom Feuer verschont gebliebenen Bäume die von der menschlichen Brutalität hingemordeten Brüder betrauereten.

An alle Zweige hatte sich das hängende Moos — hier „southern moss“ geheißten, „*Tillandsia usneoides*“ ist der botanische Name —, die namentlich im Süden der Vereinigten Staaten und in Mexico heimische Schlingpflanze, in langen Strähnen angelegt. Das verwirbelte, mattesedagraugrüne Moos, das hier unbelästigt wuchern durfte, hatte mit der Zeit eine solche Fülle und Dichtigkeit gewonnen, daß unter seinen grauen Flechten, die sich wie zu einem mächtigen Bahrtuche vereinigten und ineinander übergingen, das Leben der des Lichts und der Luft beraubten starken Stämme dahingeseht und schließlich erstickt war. So waren es denn Todte, die die Todten begruben.

Aber welch ein herrlicher ergreifender Anblick! Diese ungeheuren, stolzen Stämme, diese knorrigen Nester und Zweige, allesammt grau verschleiert, wie in der Gewandung der Schicksalsweiber!

Und jetzt hob sich ein leichter Wind, und die wunderbar wallenden Mäntel setzten sich in eine lautlose langsam schwingende Bewegung, so daß die Täuschung, daß der Wald in feierlich ernstem Zuge dahinwandle, auf den ersten Blick eine vollkommene war. Und über den grau verhüllten Häuptern der Bäume schwebte unter dem unermeßlichen Azur würdevoll in gemessener

Schönheit, auf den unbeweglichen ausgebreiteten Schwingen sich wiegend, ein starker Geier.

Ich war von der einzigen Schönheit dieser Einsamkeit im Urwalde so betroffen, daß ich einige Augenblicke stehen blieb und in wahrer Ergriffenheit zu den vom hängenden Moos umfangenen Baumleichen und zu dem kornblumenblauen Aether darüber aufblickte. Während meiner beschwerlichen Wanderung hatte ich mich um die Umgebung wenig gekümmert, und erst jetzt, da ein freier Platz vor mir lag, konnte ich die volle Pracht dieser merkwürdigen Natur erfassen.

Nun erst blickte ich zu meinem Deutschen hinüber, der mich seinerseits, ohne sich von seiner Schwelle zu erheben, und ohne die kurze Peise aus dem Munde zu nehmen, scheinbar ruhig und ohne besondere Theilnahme, jedenfalls ohne Verwunderung, musterte.

Ich trat auf ihn zu.

„Sind Sie der Deutsche?“ redete ich ihn in unserer Muttersprache an.

„Ja!“ antwortete er. „Sehen Sie sich!“ Er reichte mir die Hand und rückte ein wenig bei Seite, so daß ich bequem auf der Schwelle neben ihm Platz nehmen konnte.

Ich sah mir jetzt den Landmann genauer an. Es schien ein alter Mann zu sein. Er sah so aus, als ob er den Siebzigern näher wäre als den Sechzigern. Man konnte sich mühelos denken, daß er in seinen jungen Jahren den Weibern hätte gefährlich sein können. Er war noch schön, vielleicht sogar noch schöner, als in der holden Jugendzeit. Freilich war der Ausdruck von den Schicksalsschlägen festgehämmert worden. Die Züge des verwitterten, tief durchfurchten Gesichts waren hart und starr, der in den Nacken gedrückte breitkrämpige graue Schlapphut bedeckte die Glatze nur zur Hälfte; der Schädel war von Haaren fast ganz entblößt. Desto üppiger war der graue, von weißen Strähnen durchzogene Vollbart gewachsen, der bis auf die Brust reichte. Das Profil war edel geschnitten, das große Auge blickte ruhig in gleichmäßigem Ernste. Der Mann trug weder Rock noch Weste. Um den Kragen des blauen Wollenhemds war ein Tuch lose gefühlungen. Die staubgrauen Beinkleider aus geripptem, halbjammetartigem Stoff, dem sogenannten Corduroy, stakten in den Schäften seiner hohen, dicksohligen Stiefel. Aus der rechten Hüftentasche sah der metallbeschlagene Griff des Revolvers ein wenig hervor.

„Sie haben sich nicht das häßlichste Stückchen Erde für Ihr Haus ausgesucht,“ begann ich die Unterhaltung. „Das muß ich sagen! Es ist wirklich wundervoll hier!“

„Ja, ja! Es ist sehr schön!“

„Mir wär's nur ein bißchen zu einsam auf die Dauer!“

„So, so! Ja, ja! Einsam ist es! Das stimmt!“

„Sie sind schon lange hier, hat man mir gesagt?“

„Ja, ja! Sehr lange!“

„Aber Sie sind doch wohl oft auf Reisen gewesen, haben sich in den größeren Städten längere Zeit aufgehalten?“

„Auf Reisen? Ach nein! Nach Jacksonville komme ich wohl manchmal, so alle Jahre einmal, manchmal wird's auch länger. Aber da bleibe ich immer nur ein paar Tage, bis ich meine Geschäfte gemacht habe. Dann komme ich hierher zurück.“

„Ja, aber was treiben sie denn die ganze Zeit hier, wenn ich fragen darf? Verzeihen sie meine Neugier, aber Sie sind wirklich der erste Einsiedler, dem ich in meinem Leben begegnet bin.“

„Was ich treibe? Ich denke mir mancherlei und verdaue.“

„Und Sie sehen fast nie einen Menschen?“

„Fast nie. Hier ist ja kein Mensch. Mit dem dummen Bannet von der Bahn — dem halbwüchsigen Burschen, der Ihnen wahrscheinlich den Weg gezeigt hat — ist nichts anzufangen. Ich brauche auch keinen Menschen. Ich habe genug Menschen gesehen.“

Ich sah den Sonderling verwundert an. Wie nuzte ihm das Geschick mitgespielt haben, um einen solchen Vereinsamungstrieb in ihm groß-zuziehen! Ich wagte nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Wir schwiegen eine Weile. Wir blickten auf die hohen Stämme gegenüber, auf die langsam und lautlos schwingenden Schleier des hängenden Moores.

Endlich fragte er mich, wie ich dazu gekommen sei, in Cypress aus-zusteigen. Außer ihm selbst hätte wohl kaum noch ein anderer Weißer die Station je benutzt. Ich erzählte ihm die Veranlassung zu meinem unfrei-willigen Aufenthalt.

„Sie sind Norddeutscher, Ihrer Sprache nach zu schließen. Woher kommen Sie denn?“

„Aus Berlin!“

„So, ja! Ja, ja! Ich hab's mir gleich gedacht. Aus Berlin! . . . Auch eine schöne Stadt!“ fügte er hinzu, und zum ersten Mal schien sich die starre Ausdrucksgleichheit seines Gesichts etwas zu schmeidigen, und ein flüchtiges, kaum wahrnehmbares Lächeln umhüschte seine Mundwinkel.

„Sie kennen Berlin?“

„Ja, ja, ich kenne es. Ich habe vor Jahren da gelebt. Vor achtzehn Jahren, meine ich . . . ja, vor achtzehn Jahren!“

„Seitdem hat es sich sehr verändert. Es sind ganz neue, sehr schöne Viertel entstanden; und alle Fremden, die jetzt nach Berlin kommen, finden die Stadt mit ihren breiten Straßen und schönen Häusern überraschend großartig.“

„Ja, ja! Das kann ich mir schon denken. Schöne Häuser! Ja, ja! Aber manchmal sitzen die häßlichsten Vögel in goldenen Bauern . . . Also Sie wohnen in Berlin? So, ja! Ich habe lange keinen Berliner gesprochen. Es wird wohl auch beinahe achtzehn Jahre her sein . . . Wohnen Sie denn vor achtzehn Jahren auch schon in Berlin?“

„Jawohl!“

„So, so! . . . Dann haben wir gewiß auch gemeinsame Bekannte.“

„Jedenfalls! Und wenn Sie sich für Diesen oder Jenen besonders interessieren, bitte, fragen Sie nur! Ich will Ihnen gern Bescheid geben, wenn ich's vermag.“

„Besonders interessieren? Nein! Ich interessire mich für keinen Menschen besonders. Nicht mehr, schon lange nicht mehr. Das kommt Ihnen seltsam vor? Ich habe eben die Einsamkeit aufgesucht, weil mich nichts mehr lockte, nichts mehr befriedigte, weil ich von den Menschen nichts mehr wissen mochte. Sie kennen die Geschichte von dem kleinen Mädchen, dem eine hübsche Puppe zu Weihnachten aufgebaut wird, und das die Puppe an anderen Tage ins Feuer wirft. „Weshalb hast Du das gethan?“ fragte die Mutter. Das Kind erwiderte: „Ich habe der Puppe gesagt, daß ich sie lieb habe, und sie hat mir nicht geantwortet.“ So ähnlich ist es mir auch ergangen.“

„Und Sie fühlen sich wohl in Ihrer Loslösung von der Geselligkeit?“

„Wunschlos. Ich habe kaum eine rechte Freude, aber auch keinen Schmerz.“

„Ehrlich gesagt, ich beneide Sie nicht!“

„Ich bin auch nicht beneidenswerth, aber Sie brauchen mich auch nicht zu beklagen. Ich habe das, was ich brauche, und ich lebe so, wie ich will.“ Er erhob sich. „Wollen Sie einen Trunk mit mir nehmen? Dann treten Sie ein!“

Durch das schmale verglaste Loch und durch die halb offene Thür drang nur wenig Licht in das Innere des Blockhauses. Im Gegensatz zur Helligkeit des leuchtenden Mittags wirkte der Raum so dunkel, daß ich im ersten Augenblicke nur den grobgezimmerten Tisch in der Mitte, der von dem durch die Thür dringenden Lichte beleuchtet war, und den Schemel, der davorstand, deutlich erkennen konnte. Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich sah nun in der einen Ecke linker Hand einen Herd mit Rauchfang, daneben standen an Boden hoch aufgeschichtet blecherne Conservenbüchsen und eine Batterie Flaschen. In der anderen Ecke links lagen Orangen, deren starkes Aroma den ganzen Raum in einer mich belästigenden Weise erfüllte. In die Stämme der der Thür gegenüberliegenden Wand waren starke Haken eingetrieben, an denen Flinten und Büchsen verschiedener Art hingen. Auf dem Brettchen am Fenster hatte ich schon die Ritzhaken mit den Patronen gesehen. Außerdem standen noch gelehnt an die unbedeckten Baumstämme, die die Wände bildeten, oder lagen auf dem nackten Boden Werkzeuge aller Art: eine schwere Art, kleinere Beile, Säge, Hammer, Zange u. s. w. und einiges Geschirr.

Während der Deutsche bedächtig und mit Ernst aus verschiedenen Flaschen den kunstvollen Trank mischte und mit ein paar aus Orangenschalen

gepreßten Tropfen durchwürzte, fragte ich ihn: „Wo ist denn eigentlich Ihr Lager?“

Dhne sich umzusehen und sich in der Zubereitung stören zu lassen, sagte er mir: „Gleich rechts von der Thür.“

Nichtig, da in der dunkelsten Ecke lag auf der Erde etwa einen Fuß hoch vom Umfange einer schmalen Matratze eine Schicht des grauen, wirren Schlingengewächses, das in den langen schwebenden Flechten so herrlich, in der Nähe aber recht häßlich aussah. Darüber war das Fell eines sehr großen Alligators gebreitet.

„Hängendes Moos!“ erklärte der Deutsche, der von dem Glase genippt hatte und mit der Mischung zufrieden zu sein schien. „Es giebt keine bessere Unterlage!“

Ich hörte ihn kaum, denn der Gegenstand, den jetzt mein Auge erblickte, interessirte mich in hohem Grade. Es war der einzige Zimmerschmuck. Gerade über dem Lager war eine seidene Schleife befestigt. Die Farben waren verschossen. Aber die schöne, sorgsam ausgeführte Goldstickerei war vortrefflich erhalten. Ich las die Aufschrift. Auf dem einen Bande stand: „Meinem geliebten Hugo. Martha.“ Auf dem anderen: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.“

Also Hugo Hall war mein Wirth! Der längst Verschollene, Todtgeagte!

Aber nein! Das war ja kaum möglich! Ich hatte ja Hall zu Anfang der siebziger Jahre mehrfach gesehen, auch am Abende seines ersten, großen und einzigen Erfolgs, als er von der Bühne herab für die Aufnahme seines Schauspiels „Herkules und Omphale“ dankte. Ich darf mich eines guten Physiognomiengedächtnisses rühmen. Auch nicht ein Zug im Gesichte des Greises, der jetzt das Glas auf den Tisch stellte, erinnerte an den jungen Dichter, dem damals das volle Haus zugejubelt hatte. Und Hall war ja vier, fünf Jahre jünger als ich, mein Wirth aber war sicherlich mein Senior um mindestens fünfzehn Jahre.

Und doch! Und doch! Als ich ihn jetzt im Halbdunkel der Hütte mit verdoppelter Aufmerksamkeit betrachtete, wollte es mir beinahe gelingen, die gesuchte Ähnlichkeit mit Hall herauszufinden. Die Größe stimmte . . . Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

„Ich bin vielleicht indiscret gewesen,“ sagte ich. „Dann jedenfalls wider meinen Willen. Ich habe die Aufschrift auf der Schleife gelesen: ‚Herkules und Omphale‘. Jetzt begehre ich eine bewußte Indiscretion, wenn ich Sie frage: wie konnten Sie denn zu dieser Trophäe? Um Hugo Hall, den ich auch flüchtig kennen gelernt habe, hat sich nämlich nach dessen spurlosen Verschwinden ein wahrer Sagenkreis gebildet. Die Einen haben ihn in die weite Welt, die Anderen in das enge Kloster geschickt, wieder Andere haben ihn begraben. Deshalb würde es mich interessiren, wenn Sie mir sagen könnten, wie Sie zu der Schleife da gekommen sind?“

„Auf die einfachste Art von der Welt: es ist ein Geschenk meiner verstorbenen Braut,“ gab Hall ruhig zur Antwort.

„Dann können wir ja eine langjährige, wenn auch nur lose Bekanntschaft erneuern!“ sagte ich, indem ich ihm die Hand reichte. Ich nannte ihm meinen Namen.

Er schlug ein. „Ja, ja! Ich erinnere mich. Wir sind uns wohl auch bei Welsheim begegnet, meine ich.“

„Doch nicht. Mit Welsheims bin ich zufällig nicht näher zusammengekommen, obwohl wir viele gemeinsame Bekannte hatten. Ich hab's übrigens später nicht zu bedauern gehabt, denn das einst so glänzende Haus hat ein recht klägliches Ende genommen.“

„So, so? Ja, ja! Ein klägliches Ende! — Profit!“ Er reichte mir das Glas.

„Profit!“ erwiderte ich, leerte es zur Hälfte und gab es ihm.

Er trank es aus, wuschte sich den Bart und wiederholte: „So, so? Ein klägliches Ende? Sehen Sie, da ertappe ich mich doch dabei, daß mich Menschliches mitunter noch interessieren kann. Nicht lebhaft, aber doch ein wenig. Was ist denn aus Frau Leonie Welsheim geworden?“

„Sie hätten zunächst fragen sollen, was aus Herrn Welsheim geworden ist, denn das Schicksal des Mannes hat das der Frau bestimmt. Also: Welsheim, der durch eine ununterbrochene Kette glücklicher Speculationen sehr verwöhnt war und sich gar nicht vorzustellen vermochte, daß es auch einmal schief gehen könnte, hat vor zehn, zwölf Jahren sein ganzes Geld verloren und einen standalösen Bankerott gemacht. Die Sache machte um so größeres und um so peinlicheres Aufsehen, als fast ausschließlich Private, namentlich die sogenannten ‚kleinen Leute‘, die dem glücklichen Börsemann ihr volles Vertrauen geschenkt hatten, in die Katastrophe mit hineingezogen waren. Welsheim konnte sich in Berlin nicht mehr halten und ist ausgewandert. Ich weiß nicht genau, was aus ihm geworden ist. Er soll sich irgendwo im Osten, in Sofia oder Bukarest, heruntertreiben. Er soll es mit allem Möglichen versucht, aber nie wieder zu etwas gebracht haben.“

„So, so!“

„Seine Frau, die einst gefeierte Schönheit, hat sich, tapfer im Unglück, von ihrem Manne getrennt, der mit seinem Gelde das Einzige, was sie an ihn fesselte, verloren hatte. Man sagte, sie sei zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ich weiß nicht, ob es richtig ist. Lange hat sie es bei den Ihrigen jedenfalls nicht angehalten. Schon ein paar Monate später zeigte sie sich in sehr fragwürdiger Gesellschaft und mit gewollter Auffälligkeit am Strande von Ostende. Sie entfaltete dort und später in Paris den wildesten Luxus, der aus den Taschen diverser vorurtheilsfreier junger Lebemänner bestritten wurde. Das dauerte auch nicht mehr lange. Mit ihren schnell verblühenden Reizen hörte das freie Leben, das Leben voller Wonne von selbst auf. Und kürzlich ist sie tugendhaft geworden. Die verblühte Schöne hat sich mit

einem verwehten Sänger verbunden, — einem gewissen Vallini, dessen Namen Sie früher vielleicht auch einmal gehört haben. Der Mann hat nach einem knappen Jahre unerhörten Triumphes infolge einer schweren Erkrankung seine Stimme verloren, — ein Tenorist ohne Stimme! kennen Sie etwas Traurigeres? — und seitdem kracht er sich an immer kleineren Provinzialbuhnen mühsam durch's Dasein. Ein Bekannter von mir hat ihn im vergangenen Herbst irgendwo getroffen, ich glaube, in Elbing war's, — an einem warmen Septembertage in einem abgetragenen Pelz, der aus besseren Tagen stammte, am Arme seine zuchtige Gattin führend, die einst gefeierte Weltbame, jetzt mit verharinten Zügen, die ihm am frühen Morgen in der Blechmaschine Kaffee kocht und geprügelt wird.“

„So, so! Geprugelt wird!“ wiederholte Hall, und wieder umspielte ein flüchtiges Lächeln seinen Mund.

Wir waren währenddem wieder ins Freie getreten.

„Ich muß allmählich daran denken, meinen Wagen wieder aufzufuchen,“ jagte ich. „Die Meinigen wissen nicht, wo ich bin, und könnten sich beimruhigen, wenn ich zu lange bliebe. Wollen Sie mir eine Freude machen? Dann begleiten Sie mich und speisen Sie mit uns. Unser schwarzer Koch ist gar nicht schlecht.“

„Ach nein,“ erwiderte der Alte. „Ach nein! Sie müssen mich entschuldigen! Soviel Menschen auf einmal, — und Kinder! Nein, dazu tauge ich nicht, und es taugt mir auch nicht. Das wollen wir lieber unterlassen. Wenn Sie aber nichts Besseres zu thun wissen, dann kommen Sie doch Nachmittag wieder. Dann erzähle ich Ihnen vielleicht eine Geschichte . . . von Herrn Vallini und seiner jetzigen Frau. Und jetzt gehen Sie nur zu Ihren Kindern! Mich finden Sie immer hier!“

Und so kehrte ich denn in der dritten Nachmittagsstunde zum Hall'schen Blochhanje zurück.

Meine Mittheilungen hatten auf ihn offenbar einen stärkeren Eindruck gemacht, als ich in meiner völligen Unkenntniß der Verhaltnie hatte ahnen können, und als er sich selbst gestehen mochte. Er war ungleich wärmer und menschlicher, als bei unserem ersten Zusammentreffen. Seine Redeweise war zwar gewöhnlich eintönig und schleppend, aber mitunter wurde er doch lebhafter, ja stellenweise sogar erregt. Der Krater war noch immer nicht völlig erloschen.

„Ja, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderseksten gut!
Das haben wir Beide erfahren,
Was falsche Liebe thut!“

So begann er, als wir wiederum nebeneinander rauchend auf der Schwelle eines Blochhanjes saßen, gegenüber den vom hängenden Moos umwallten und erstickten Niesenstammen. Und er erzählte mir die Geschichte

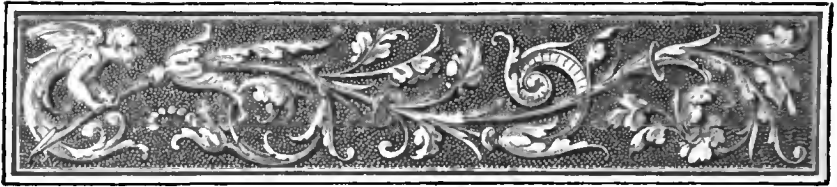
seiner Liebe zu Leonie und seines an Martha verübten Trennbruchs, die ich frei nachzählt habe.

„Sehen Sie da das hängende Moos? Es hat sich an die stärksten Stämme gehängt. Es hat ihnen Luft und Licht entzogen. Die Stämme stehen noch, aber das Leben ist dahin. Ich stehe auch noch auf meinen zwei Beinen. Aber ist das ein Leben? Ohne Luft und Licht? . . . Aber ich bin doch zufrieden damit. Ich bin wenigstens allein! . . . Leben Sie wohl! Von dem heutigen Tage werde ich noch lange zu zehren, ich werde noch lange an ihm zu verdauen haben! Wahrscheinlich bis an's Ende! Leben Sie wohl!“

Wir drückten und schüttelten uns kräftig die Hand.

Die Sonne stand schon tief und besprengte das Gestrüpp und die Stämme mit willkürlichen goldenen Tupsen. Die wallenden grauen Schleier, die sich im leichten Winde feierlich und unendlich schwermüthig in langsamen Schwingungen hin und her bewegten, schienen jetzt wie von Goldfäden durchwirkt zu sein. Als ich, bevor ich in das Dickicht trat, mich ein letztes Mal nach dem Alten umwandte, grüßte er noch einmal mit der Hand und zeigte dann auf den jetzt wunderbar schön glimmernden, so schönen und so verderblichen Schmuck der Bäume.





Ludwig Barnay.

Ein Portrait.

Von

Eugen Zabel.

— Berlin. —



In deutschen Schauspielerstände hat sich während der letzten Jahrzehnte eine Bewegung vollzogen, die seine Bedeutung für die Entwicklung der dramatischen Kunst ungemein gehoben und auf die Charakterbildung des Einzelnen den wohlthueudsten Einfluß ausgeübt hat. Man spricht wieder von der Bühne als einer ernstesten Angelegenheit, über welche die Besten und Gebildetsten in unserem Volke ihre Meinung austauschen, weil man eifriges Streben und tüchtiges Vollbringen, soweit es die vorhandenen Kräfte erlauben, wahrnehmen kann. Der Typus des genial in den Tag hineinlebenden Komödianten, wie ihn Holtei in seinen „Vagabunden“ geschildert hat, ist längst verschwunden, und wenn mit ihm auch Manches von der naiven Schaffensfreudigkeit und Begeisterung verloren gegangen ist, ohne welche sich das Höchste in der Kunst nicht erreichen läßt, so dürfen wir doch mit dem Tausch im Allgemeinen zufrieden sein. Die geistige Durchbildung, die zum richtigen Erfassen des dichterischen Wortes befähigt, die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze und das Bestreben, sein Talent nicht gedankenlos zu verzetteln, sondern es in treuer bescheidener Arbeit auszureifen zu lassen, zeichnen den deutschen Schauspieler gegenwärtig in einer Weise aus, wie es früher niemals der Fall war. Daß Berlin als Hauptstadt des Reiches auch hierin die Führung übernommen hat und diesen gesunden Geist mit Eifer und Ausdauer pflegt, ist gewiß eine erfreuliche, für weite Kreise tonangebende Thatsache.

Unter den Männern, die dem modernen Bühnenleben vielseitige Anregung gegeben haben, die bestrebt sind, den Schauspielerstand auch in der Gesellschaft

zu Ehren zu bringen, nimmt Ludwig Barnay eine hervorragende Stellung ein. Als Schauspieler, als Bühnenorganisator, als Vertreter des ganzen Standes in dem entscheidenden Momente, der ihm die lang ersehnte einheitliche Geschlossenheit bringen sollte, hat er einen rastlosen Eifer gezeigt und große Erfolge errungen. Wenn er auch von Natur aus für den Beruf bestimmt erscheint, in dem er die Arbeit und den Inhalt seines Lebens gefunden hat, so hätte er sein Ziel doch niemals erreicht ohne die zähe Willenskraft und ansdauernde Charakterstärke, die ihn vor Allem auszeichnen und ihm über Hindernisse und Enttäuschungen aller Art hinweghalsen. So reich seine Mannesjahre an Erfolgen und Ehren aller Art waren, so ungeeignet und aussichtslos verlief seine Jugend. Er hatte mit Vorurtheilen, die seine Familie gegen den Schauspielerstand hegte, zu kämpfen, noch mehr mit dem Gedanken, daß er vielleicht verurtheilt sein könne, sein Leben in untergeordneter Stellung zu verbringen. Wie so viele Meister in ihrer Kunst wurde auch Barnay als Anfänger von Leuten, die sich auf ihren Scharfblick viel einbildeten, für talentlos erklärt. So wurde die Noth seine Lehrmeisterin, und die Ueberzeugung, daß es sich für ihn nur um Siegen oder Untergehen handeln könne, machte es ihm zur Gewohnheit, streng und unerbittlich in den Anforderungen gegen sich selbst zu sein. So wurde er, wie es Karl Frenzel bei dem dreißigjährigen Jubiläum des Künstlers auf dem Festbankett mit einem schönen Worte jagte, der Erwecker des schauspielerischen Ehrgefühls unter seinen Berufsgenossen.

Ludwig Barnay wurde am 11. Februar 1842 als zweiter Sohn des Secretairs der israelitischen Gemeinde, Ignaz Barnay, zu Pest geboren. Schon früh packte ihn der Theaterwusel beim Kragen, denn der Knabe war noch nicht fünfzehn Jahr alt, als er dem elterlichen Hause, wo Nichts verjäumt war, um ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben, entfloh, um zur Bühne zu gehen. Der aufgehende Stern Wolf Sonnenthals hatte ihn geblendet und verleitete ihn zum Rollenstudium unter Leitung dieses Schauspielers, der sich als jugendlicher Held joben die Bretter des Hofburgtheaters in Wien erobert hatte. Mit dem Kosinsky in Schillers „Räubern“ sollte der Anfang gemacht werden, aber der energische Wille des Vaters bereitete diesen Versuchen ein schnelles Ende, und zwang den jungen Barnay, sich statt der Theater in der österreichischen Kaiserstadt die Lehrklassen des dortigen Polytechnikums näher zu betrachten, damit er sich für den praktischen Beruf vorbereite. Allein die einmal entzündete Flamme ließ sich nicht wieder löschen, die Bühne war und blieb die beständige Sehnsucht des „verlorenen Sohnes“, der als solcher von dem besorgten Vater wieder in das elterliche Haus aufgenommen wurde. Vor dem Schreibtisch eines Kaufmanns in Kaschau, bei dem er als Buchhalter eintrat, sollten ihm die Künstlermüden vergehen, aber vergebens! Er blieb in dieser Stellung nur so lange, als es schlechterdings nothwendig war, und versuchte auf's Neue beim Theater ein Unterkommen zu finden. Da ihn die Führung des väterlichen Namens für seine Bühnen-

laufbahn streng verboten war, erfolgte sein Debüt unter dem Namen Lacroix und zwar in Trautenau in Böhmen als Baron von Heeren in Töpfers „Zurückziehung“. Es muß ein ziemlicher Abfall gewesen sein, den der Anfänger hier erlebte, denn er wurde zunächst nur in Episodenrollen beschäftigt. Es folgte ein unruhiges Wanderleben, das ihn in unsanfte Berührung mit dem Glend der wandernden Thespiskarren brachte und von einer „Schmiere“, wie der bühnentechnische Ausdruck lautet, zur anderen ziehen ließ. Wieder kehrte Barnay nach Hause zurück, um bei der Mutter liebevolle Aufnahme zu finden, während der Vater von dem „talentlosen Komödianten“ Nichts wissen wollte, und wieder betrat er die Bühne, diesmal in seiner Vaterstadt als Leopold von Dessau in der „Anna Liese“ von Hermann Herich. Es war die Benefizvorstellung des Oberregisseurs Sailer am deutschen Theater in Pest, und dieser Umstand mochte dazu beitragen, daß Barnays Talent von Seiten seiner Landsleute richtig erkannt wurde. Damit wurde aus dem Wandermimen ein regelrechter Schauspieler, der seinen Weg vor sich sah und rüstig vorwärts schritt. Pest, Graz, Mainz, Riga waren die Städte, in denen der junge Mann mit dem interessanten Vorkopfe und dem wohl lautenden Organ das Interesse von Liebhabern und Kennern erweckte und zu schönen Hoffnungen berechtigte. Der Sommer 1863 wurde für ihn insofern bedeutungsvoll, als er in dieser Zeit einer der größten Autoritäten in Allem, was die deutsche Bühne betraf, Heinrich Laube, dem Director des Wiener Burgtheaters vorgestellt wurde. Die glänzenden Mittel Barnays gefielen dem erprobten Bühnenselbherrn, dem es schon damals oft gelungen war, aus Schülern Meister zu machen. Er ließ sich von ihm in seinem Bureau, wo nur Förster, Sonnenthal und Fichtner anwesend waren, eine Scene aus Mosenthals „Deutschen Komödianten“ vorsprechen und gewann an seiner Sprech- und Darstellungsweise so viel Gefallen, daß er sich zu einem Gastspiel am Burgtheater bereit erklärte. Dasselbe erfolgte aber erst im Februar des nächsten Jahres und hatte insofern nicht den gewünschten Ausgang, als Barnays Naturell die romantischen Liebhabertöne eines Carlos und Romeo, die Laube von ihm erwartete, in der That nicht besaß. Sein ganzes Wesen wies ihn schon damals auf die männlichen starken Charaktere hin, die mit ungebrochener Kraft auf ihr Ziel losgehen. Kein Liebhaber im eigentlichen Sinne, sondern ein jugendlicher Held steckte in ihm, und als solcher arbeitete er eifrig an der Erweiterung seines Repertoires in Riga, Leipzig, wo er (1868) bei der Eröffnung des neuen Stadttheaters den Drest spielte, Weimar, endlich in Frankfurt a. M., wo er bis zum Jahre 1875 blieb. Schon damals begann er seine Gastspielthätigkeit auf fremden Bühnen, die ihn später weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zu einem der beliebtesten Künstler machen sollte.

Während seines Frankfurter Engagements gab Barnay die erste Anregung zu einem Werk, das in seiner späteren Entwicklung für den gesammten Schauspielerstand Deutschlands von der höchsten Bedeutung wurde und mit

dem sein Name für alle Zeiten verknüpft ist. Der Einheitstraum der Deutschen war zur Wahrheit geworden, das deutsche Reich, zu dessen Begründung auf den Schlachtfeldern Frankreichs das edelste Blut geflossen war, stand neu errichtet in ungeahnter Herrlichkeit da. Was unser Volk zu leisten im Stande ist, wenn es seine ganze Kraft einem einzigen Ziele zuwendet, hatte sich zum Staunen der ganzen Welt gezeigt. Wenn es in der Politik möglich war, die Deutschen unter einen Hut zu bringen, warum sollte es innerhalb eines einzelnen Standes undenkbar sein, die Genossen zur Erkenntniß ihres Standesbewußtseins zu bringen und die Worte *viribus unitis!* auf ihre Fahne zu schreiben? Schon im vorigen Jahrhundert hatten Männer wie Eckhof und Schröder an eine Vereinigung der Schauspieler gedacht, um durch eine Altersversorgung den Lebensabend bedürftiger Collegen freundlicher zu gestalten. Einen ähnlichen Zweck verfolgt auch die von Ludwig Schneider und Botho von Hülsen im Jahre 1855 begründete Perseveranzia, die aber nach sechs Jahren wieder einging. Nun schien der Zeitpunkt gekommen, den Plan auf's Neue in Angriff zu nehmen und ihn in großem Stile zur Ausführung zu bringen. Der „Deutsche Bühnen-Verein“ hatte für seine am 19. und 20. Mai 1871 in Cassel tagende Generalversammlung auch die Verathung über ein vom Reich zu erlassendes Theatergesetz auf die Tagesordnung gesetzt, um sich über die künstlerische und gewerbliche Beschaffenheit der Theaterunternehmungen Klarheit zu verschaffen. Da erschien Ostern 1871 in der „Leipziger Theaterchronik“ folgendes Eingefandt: „Von der Ansicht ausgehend, daß ein Theatergesetz unmöglich bloß dazu geschaffen werden kann und soll, um nur die Rechte der Herren Theaterdirectoren zu normiren und nicht auch ihre Pflichten — daß sich ferner unter den Schauspielern ein weit größerer Procentsatz von Fachmännern vorfinden dürfte, als unter den Herren Directoren, da sich diese nicht ausschließlich aus dem Schauspielerstand recrutiren, wie dies ehemals zu den Zeiten der Principale geschah, und endlich von der Ueberzeugung ausgehend, daß die erfolgreiche Verathung der Materialien für ein Theatergesetz, das ja unmöglich allein die Stellung der Directoren zum Staate, sondern das auch die Stellung der Schauspieler- und Theaterangehörigen (technisches und Dienstpersonal) zu den Directoren regeln soll, nur dann sich vollziehen kann, wenn die Herren Directoren auch Gelegenheit haben, unsere Ansichten zu hören (*audiatur et altera pars*), erlaube ich mir hiermit, bei dem Deutschen Bühnenverein und dessen Präsidenten, Herrn Generalintendanten von Hülsen in Berlin, den Antrag einzubringen, die benannte Generalversammlung bis in die Zeit der allgemeinen Ferien (Juni) zu vertagen und dieselbe zu einem ‚Allgemeinen Deutschen Bühnen-Congreß‘ zu erweitern.“ In Folge dieses Aufrufs dessen Verfasser kein Anderer als Ludwig Barnay war, bildete sich zunächst in Frankfurt a./M. ein provisorisches Comité, worauf Weimar als Congreßort gewählt wurde. In den drei Sitzungen vom 17.—19. Juli 1871 wurde in der Stadt, aus welcher unsere classische Dichtung hervorgegangen ist, wo

sowohl der Großherzog, wie Baron von Voën als Leiter der dortigen Bühne den humanen Bestrebungen der Künstler auf das Wohlwollendste entgegenkamen, von den 76 anwesenden Besuchern des Congresses zuerst die „Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“ und darauf die „Pensions-Anstalt“ derselben begründet. Der unerjchrockenen Agitation Barnays war es zuzuschreiben, daß die gefaßten Beschlüsse nicht auf dem Papier stehen blieben, sondern Thaten zur Folge hatten, die zur Quelle reichen Segens für den ganzen Stand wurden. Es gab Hindernisse aller Art zu überwinden, es galt, die Zagenden und Zweifelnden anzufeuern, die Unbesonnenen zu zügeln, dem theoretisch als richtig Erkannten die angemessene praktische Form zu geben. So zündende Worte, wie sie Barnay in der Fürstengruft zu Weimar sprach, konnten wohl dazu beitragen, die deutsche Bühnenwelt mit stolzen Hoffnungen für das Gelingen des Werkes zu befeelen. Zwanzig Jahre sind seit seiner Begründung verlossen, heute steht es groß und mächtig da als eine Institution, die in ihrer Ausdehnung und inneren Einrichtung die allgemeine Bewunderung erregt.

Gegenwärtig zählt die Genossenschaft viele tausend Mitglieder und besitzt ein Vermögen von mehreren Millionen. Das Pensionsystem zerfällt in vier Kategorien je nach der Höhe des jährlich gezahlten Beitrages. Daneben existirt eine Sterbekasse und eine Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt, während die Interessen der Genossenschaft nach Außen durch ein vom Präsidium überwachtes Wochenblatt vertreten werden. Ein geistreicher Zufall hat es gewollt, daß das Haus, welches die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger zur Besorgung ihrer weitverzweigten Geschäfte in der Charlottenstraße erworben hat, nur zwanzig Schritte von der Stätte entfernt ist, wo ihr Begründer seit fast vier Jahren als Leiter des Berliner Theaters künstlerisch thätig ist.

Im Jahre 1875 ging Barnay an das Stadttheater nach Hamburg, das durch die Energie des Directors B. Pollini sich bald eine tonangebende Stellung errang, nachdem es trotz seiner, an schönen Erinnerungen reichen Vergangenheit sowohl in künstlerischer wie in materieller Hinsicht bis dahin Alles zu wünschen übrig gelassen hatte. Pollini erblickte mit Recht in Barnay eine frische, rührige, ausdauernde Kraft, von der er sich für seine Bühnen in Hamburg und Altona reichen Gewinn versprechen durfte. Der junge Künstler fand Gelegenheit, sich gleichzeitig der Regiethätigkeit zuzuwenden und einen modernen Theaterorganismus zu studiren, der das Publikum in athemloser Hast mit Novitäten auf musikalischem und dramatischem Gebiete sofort nach ihrem Erscheinen bekannt machte und die interessantesten Persönlichkeiten in der Oper wie im Schauspiel wirkungsvoll herauszustellen wußte. Schon früher hatte Barnay als Gast an verschiedenen Provinz- und Hoftheatern unser Bühnenleben nach allen Richtungen studirt und seinen Rollenkreis auch im modernen Drama erweitert. Ein besonderer Umstand führte ihn nach

Berlin und bereitete ihm einen seiner schönsten künstlerischen Erfolge. Als die Gesellschaft des Meininger Hoftheaters am 1. Mai 1874 zum ersten Male im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater auftrat und mit Shakespeares „Julius Cäsar“ eine ganz neue Aera der Inscenirungskunst eröffnete, kam die Rolle des Antonius an Barnay, der schon seit längerer Zeit Ehrenmitglied dieser Bühne war. Karl Frenzel rühmte damals in der „Nationalzeitung“ dem Künstler nach, daß er den Antonius mit einer gewissen großartigen Anlage, gleich trefflich den Schwelger wie den Staatsmann und Feldherrn charakterisirend, darstellte: „Er vereinigt eine edle und vornehme Erscheinung mit einem wohlklingenden und kräftigen Organ; er hat eine natürliche forttreibende Beredtjamkeit und ein Gefühl des Maßvollen, das ihn, fast möchte ich sagen, zu behutsam macht, dafür aber sein Spiel und seine Rede vor jeder Uebertreibung bewahrt.“ Ohne Frage ist es für Barnay von großer Bedeutung geworden, daß er sich den Berliner Boden so schnell eroberte und einen Freundeskreis gewann, der nicht nur treu zu ihm hielt, sondern auch von Jahr zu Jahr sich immer mehr ausdehnte. Diese Verbindung mit der Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde für ihn bald unauflöslich, er gewöhnte sich daran, den Werth seiner schauspielerischen Leistungen nach dem Lob abzumessen, dessen sie sich von Seiten des Publikums und der Kritik in Berlin zu erfreuen hatten und ließ seitdem kaum ein Jahr vergehen, ohne diesen beiden maßgebenden Factoren als Gast gegenüberzutreten. Die Bühne, auf welcher er mit Vorliebe eine dankbare Zuschauerchaar um sich versammelte, war das im Nordosten unserer Stadt gelegene Nationaltheater, bis dasselbe ein Raub der Flammen wurde. Hamlet, Othello, Richard III., Lear, Coriolan, Wallenstein, Narciss, sowie eine Reihe von Lustspielrollen, wie der Dr. Hagen in dem „Gefängniß“ von Roderich Benedix erregten stets den ungetheilten Beifall des Publikums und zeigten zugleich, daß der beliebte Schauspieler, ohne von seinem ursprünglichen Repertoire andere als die ganz jugendlichen Rollen aufzugeben, den Schritt ins Charakterfach mit Entschiedenheit zurückgelegt hatte. In dem Stil seiner Darstellung gehörte er schon damals ganz und gar der modernen Schule an, die sich von hoher Declamation und leerem Pathos abwendete, um das Wort charakteristisch zu bejelen, Mimik und Geberdensprache zu verfeinern. Rossi's farbenreiche und temperamentvolle Darstellung Shakespeareischer Charaktere hat auf ihn wie auf die gesammte Schauspielkunst ebenso stark als wohlthuend eingewirkt. Sie lehrte ihn, wie man große Leidenschaften einfach und natürlich ausdrücken kann, sie machte seine ganze künstlerische Persönlichkeit beweglicher, freier und ungezwungener.

Für die ersten drei Zulivochen 1880 hatte die Intendanz des Münchener Hoftheaters unter der künstlerischen Leitung von Ernst Bossart eine zuerst 1854 von Dingelstedt ausgeführte Idee wieder aufgenommen und die hervorragendsten schauspielerischen Kräfte Deutschlands zu einem Gesamtspiel in einer Reihe classischer Dramen vereinigt. Barnay spielte in diesem Cyclus

die Rollen des Wallenstein, Beaumarchais, Macbeth und Leontes. Naturgemäß kamen bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Künstler, die sonst ihre eigenen Wege zu gehen pflegten, einander auch menschlich näher. Sie fragten sich, ob es nicht zweckmäßiger sei, anstatt ihr Licht vereinzelt auf Provinzbühnen leuchten zu lassen zu einem glänzenden Ensemble in der Hauptstadt zusammenzutreten und dadurch dem Schauspielhause in Berlin Concurrenz zu machen. In München wurden die ersten rein privaten und vertraulichen Unterhandlungen für die Begründung eines Unternehmens angeknüpft, das drei Jahre später als „Deutsches Theater“ von Barnay, Haase, Friedmann und Förster mit Adolf Artronge als artistischem Direktor an der Spitze in's Leben gerufen wurde. Barnay trat auch an die Erfüllung dieser Aufgabe mit vollem Enthusiasmus heran, sein Eifer als Schauspieler war ebenso groß und erfolgreich wie sein Geschick als Regisseur. Als solcher that er mit der Inszenirung von Schillers „Don Carlos“ in dem ganzen, auf zwei Abende vertheilten Umfang der Dichtung einen besonders glücklichen Griff. Leider waren aber in diesem Bühnenunternehmen Keime zur Zwietracht enthalten, die schon in der ersten Saison bedenklich aufschossen und seinen Bestand zwar nicht gefährdeten, wohl aber das Verhältniß der Societäre zu einander verschoben. Mißverständnisse, Competenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien untergruben das schöne Einvernehmen, es bildeten sich Parteien und scharfe Gegensätze, die keine Versöhnung mehr zuließen. Inmitten der ersten Saison schied Haase aus dem „Deutschen Theater“ aus, am Ende derselben folgte Barnay seinem Beispiel. Die Bedingung, die er dabei einging, zwei Jahre lang in Berlin nicht zu spielen, legte es ihm von selbst nahe, das Netz seiner Gastspielverpflichtungen noch weiter auszubreiten. Wir finden ihn mehrfach in Rußland als Gast der Deutschen Bühnen in Petersburg und Moskau, in Holland, wo in Amsterdam zum ersten Mal mit ihm in deutscher Sprache Gukfows „Uriel Acosta“ zur Aufführung kam, endlich zweimal in Amerika, wo er durch das Studium Salvinis hinter das Geheimniß aller großen Menschendarsteller kam und erkennen lernte, wie es möglich sei, den Idealismus in der Auffassung tragischer Charaktere mit dem Realismus der schauspielerischen Durchführung zu schöner Einheit zu verschmelzen.

Barnay besitzt keine geringen Vorzüge als gastirender Künstler. Er weiß seine Gestalten scharf herauszuarbeiten, ihnen ein bedeutames geistiges Relief zu geben und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums ununterbrochen auf sich zu lenken. Mehr nervös als temperamentvoll, nicht ohne Neigung zu geistreich heraus spintisirten Nuancen, die über die Bescheidenheit und Wahrheit der Natur hinausgehen, aber immer interessant, eine volle männliche Kraft, der besonders alles Verstandesmäßige und Ueberlegene ausgezeichnet liegt, war er ganz dazu angethan, sich in der Kategorie der „Mauernweiser“ als erste Nummer zu behaupten und seine Paraderollen immer reicher auszu schmücken, bis er an jener Grenze virtuoser Maniertheit angekommen wäre, die sich dem wirklichen Leben immer mehr ent-

fremdet und keine andere Größe kennt als sich selbst. Zum Glück hat ihn das Schicksal davor bewahrt und ihm noch zur rechten Zeit einen Weg gezeigt, auf dem ihm ein breiter Spielraum für die Förderung der dramatischen Kunst geboten wurde. Mindestens ebenso hoch, vielleicht noch höher als seine schauspielerische Veranlagung steht seine organisatorische Begabung als Theaterleiter, seine Fähigkeit, einen complicirten Bühnenapparat kunstvoll zusammenzusetzen und mit starker Hand in Bewegung zu erhalten. Er hat alle Eigenschaften eines Theaterherrschers, zunächst die guten: Energie, Selbstvertrauen, persönliche Autorität, einen scharfen Blick für die Vorzüge und Schwächen der Menschen, diplomatisches Geschick bei der Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art, kluges Heranziehen der zum Erfolg nöthigen Factoren und auch ein paar von den weniger guten Eigenschaften, wie reizbare Empfindlichkeit und die Neigung, Persönliches und Sachliches mit einander zu vermischen. Alles in Allem ein frisches, volles Talent, an das man nothwendig denken mußte, als man die Frage aufwarf, ob es nicht an der Zeit wäre, den Berlinern mit einem neuen Theater zu kommen. Mit der im schnellsten Wachsen begriffenen Bevölkerungsziffer nahm auch die Schaulust zu, und so viele Musentempel es auch gab, einer fehlte noch immer: ein echtes und rechtes Volkstheater, das im Stande gewesen wäre, die Traditionen des durch Feuer zerstörten Nationaltheaters aufzunehmen, sie mit reicheren Mitteln, in künstlerisch geläuterter Form fortzusetzen, dem Publikum das Werthvollste aus dem modernen und classischen Repertoire, mit einem Worte sehenswerthe Aufführungen zu billigen Preisen zu bieten. An Barnay traten unter diesen Umständen Pläne verschiedenster Art heran. Kostenanschläge wurden gemacht, Baustellen geprüft, Finanzoperationen angebahnt. Die Lust zu einem solchen Unternehmen war in jedem Falle groß, aber schließlich wollte die Sache nicht so recht in's Rollen kommen, weil das Ziel zu hoch gesteckt war und es nicht ohne Enttäuschungen abging, als man wegen der Ausführung des Planes bei den maßgebenden Persönlichkeiten anklopfte und sie auf das Maß der Begeisterung für ein neues Theater zu prüfen anging.

Da gelang es dem Verfasser dieser Zeilen, der von dem Stand der Dinge unterrichtet war und sich für die Idee eines solchen Volkstheaters schon lange interessirt hatte, Barnay für ein anderes Project zu erwärmen und zu dessen Ausführung die ersten einleitenden und vermittelnden Schritte zu thun. Weshalb sollte der Künstler die großen Sorgen eines Neubauers auf sich nehmen, finanzielle Verpflichtungen eingehen, die ihm leicht über den Kopf wachsen konnten, und sich dadurch vorzeitig die Schwingen lähmen lassen? In Berlin existirte ja in denkbar günstigster Lage, fünf Minuten vom Schauspielhause entfernt, ein großes geräumiges Theater für anderthalb Tausend Personen, in dem die Operettenmuse nicht leben und nicht sterben konnte. Das Volkstheater, am Südennde der Charlottenstraße, brauchte nur ungebaut zu werden, um allen Anforderungen an eine moderne, große,

vollsthümliche Bühne zu entsprechen. Dieser Gedanke zündete, er begeisterte den Besitzer des Theaters, Louis Großkopf, wie den zukünftigen Pächter Barnay, und mit überraschender Schnelligkeit folgte ihm die That. Im Mai 1888 zogen die Geister Offenbachs, Millöckers und Suppés aus dem Hause heraus, den ganzen Sommer über wurde Tag und Nacht an der Herstellung einer ganz neuen Front, neuer Garberoben und eines neuen Bühnenraums gearbeitet, und bereits am 16. September fand die Eröffnungsvorstellung mit Schillers „Demetrius“ statt, die einen glänzenden Eindruck hinterließ. Seitdem hat das Berliner Theater — denn so wurde das Haus beim Beginn der neuen Aera umgetauft — erstaunliche Proben von Leistungsfähigkeit abgelegt. Nicht daß es sogleich eine Musterbühne im Sinne jener griechgrünigen und abstracten Kritik geworden wäre, die entweder einen einseitigen literarischen Geschmack vertritt oder, um mit Lessing zu reden, von jedem Lampenputzer verlangt, daß er ein Garrick sei. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume auch beim Theater nicht in den Himmel wachsen und Barnay wird selbst am besten wissen, wie groß die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit auf den Brettern ist, wo ein Tag den andern aufzehrt. Er hat sich, besonders beim Beginn seiner Directionsführung, in der Beurtheilung von Novitäten, von denen er sich einen Erfolg versprach, wiederholt geirrt — aber welcher Bühnenleiter ist von diesem Vorwurf freizusprechen? Er hat das Virtuositenthum einzelner Künstler in der ersten Zeit nicht genügend zurückgebrängt — aber mußte er anfänglich nicht froh sein in der Riemann, der Ziegler, in Friedrich Haase, später in Mitterwurzer sichere Kassenmagnete zu haben, bis sich ein ruhiges Ensemble herausgebildet haben würde? Gegenwärtig wird das Berliner Theater an Mannigfaltigkeit des Repertoires, an Gewissenhaftigkeit des Probirens, an Frische und Natürlichkeit des Zusammenspiels von keiner anderen Bühne der Hauptstadt übertroffen. Was Barnay mit seinem Institut gewollt hat, ist durch rastlose Arbeit glücklich erreicht worden. Seine Bühne ist in Berlin eine nach jeder Richtung populäre Erscheinung, eine Nothwendigkeit geworden und von wesentlichem Einfluß auf das geistige Leben der Stadt. Wer an den Classikerabenden oder bei den Aufführungen eines modernen Lust- und Schauspiels einen Blick auf das dicht besetzte Haus wirft, in dessen oberen Rängen der Mann aus dem Volke sitzt, bescheiden und andachtsvoll, gehoben von dem Wort des Dichters und der scenischen Wiedergabe seiner Werke oder nach des Tages Mühjal belohnt und angeregt durch gesittete harmlose Fröhlichkeit, der muß sich gestehen, daß von hier aus ein Strom von Idealismus durch die breiten Schichten der Bevölkerung fließt. Daß in dem Director der Schauspieler nicht untergegangen ist, beweisen die zahllosen Vorstellungen, in denen dieser an erster Stelle, umgeben von einer Künstlerschaar, die sich immer mehr einspielte und durch ausgezeichnete Kräfte ergänzte, in den Dramen Schillers, Goethes, Shakespeares, in modernen Stücken und einer ganzen Reihe von Novitäten auf den Brettern stand.

Barnay hat sich bei der Leitung seiner Bühne manchen Widerspruch gefallen lassen müssen, aber der auf's Gesunde und Volksthümliche steuernde Zug, der dem Berliner Theater eigen ist, konnte doch von Niemandem verkannt werden. Als der Künstler im Mai 1890 sein dreißigjähriges Schauspielerjubiläum feierte, wurden ihm von Nah und Fern als Beweis seiner allseitigen Popularität Ovationen zu Theil, die selbst im Schauspielerstand zu den Ausnahmen gehören. Zu den schönsten Erfolgen seiner künstlerischen Thätigkeit darf Barnay ferner die Vorliebe zählen, welche der deutsche Kaiser und seine ganze Familie für das Berliner Theater hegen. Der jugendliche Monarch, auf den unsere Nation ihren Stolz und ihre Hoffnung setzt, hat durch seine häufigen Besuche und das persönliche Interesse, das er an der Gestaltung des Repertoires nimmt, dieser Bühne als einer Volksbildungsanstalt erst die rechte Weihe gegeben.





Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust.

Von

Alexander Tille.

— Glasgow. —



Nur Michaelismesse 1587 erschien zu Frankfurt a. M. das älteste Volksbuch vom Doctor Faust, welches der Faustsage ihre eigentliche Seele gab. Seine Verbreitung über den Westen Europas war eine außerordentlich rasche. Mehrere Nachdrucke folgten der Urausgabe auf dem Fuße. Auch nach England trug dies Buch die Sage, und sofort fand diese dort Boden. Vom 29. Februar 1588 ist eine Erlaubniß datirt, welche den Druck einer Ballade: A Ballad of the life and death of Dr. Faustus, the great congerer gestattet. Dieser 29. Februar ist jedoch der 29. Februar 1589 des Festlandes, da in England bis 1753 das Marienjahr galt, das am 25. März begann. Damals war das Faustbuch schon längere Zeit in das Englische übersezt, wenn uns auch keine englische Ausgabe vor dem Jahre 1592 erhalten ist. Die Ballade beginnt:

„Ihr Christenmenschen alle, hört mich an,
Der ich von Qual umringt nicht sterben kann:
Ich lebte, wie's noch Keiner je versucht,
Christum verließ ich — und bin drum verflucht.“

und in ihr erzählt Faust ganz in dem erhabenen Tone der englischen Ballade in kurzen Zügen seine Lebensgeschichte.

In Deutschland, dem Heimatlande der Faustsage, sollte es über ein Jahrhundert länger dauern, ehe die Sage in Balladenform eine Gestaltung fand, wenn auch nicht zwei Jahrhunderte, wie die gelehrte Welt um 1792 noch meinte.

Damals erschien in dem Journal von und für Deutschland Stück 8 Nr. 3 ein Aufsatz „Ueber die verschiedenen poetischen Behandlungen der Nationallegende vom Doctor Faust in deutscher Sprache“. Vielleicht stammt derselbe aus der Feder des Herausgebers, des Freiherrn Siegmund von Vibra. Hier heißt es am Ende: „Aus obigem Verzeichnisse der, in deutscher Sprache erschienenen, dichterischen Bearbeitungen von Faust's Geschichte erhellt, daß sie häufig in der Form der Romane und des Dramas, aber noch nie als Romanze und Ballade bearbeitet worden.“ . . . Dem Verfasser, der in der damals vorhandenen Faustliteratur sich ganz gut umgesehen hatte, war kein episches Faustlied zu Gesicht bekommen. Gleichwohl gab es damals bereits mehrere.

Im Jahre 1806 gaben Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano den ersten Band von „Des Knaben Wunderhorn“ heraus. Sie stützten ihren Text größtentheils auf handschriftliche Mittheilungen, die ihnen von Freunden des Volksliedes gemacht worden waren, und erlaubten sich hier und da kleine Aenderungen bald nach der Seite des Schicklicheren, bald nach der des Anziehenderen. Handschriftlich erhielten sie auch ein Faustlied, das sie ein wenig zugestutzt im ersten Bande ihres Werkes Seite 214 veröffentlichten. Es begann:

„Hört ihr Christen mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doctor Faust.
Von Anhalt war er geboren,
Er studirt mit allem Fleiß,
In der Hoffarth aufgezogen,
Nichtet sich nach alter Weis'.“

Es umfaßte 90 Zeilen und theilte seinen Text nicht in Strophen ab. Von der pathetischen Darstellung bis zum handgreiflichen Unsinn schwanzend, erregte es bald die Theilnahme aller von dem Faustgedanken angesteckten Kreise. Und dieselben erstreckten sich sehr weit. Im zweiten Jahrgang der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Nr. 58 legte Goethe folgendes Urtheil über das Lied nieder: „Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt seyn.“ Seitdem außerordentlich häufig abgedruckt, erregte es auch bald die Theilnahme der Wissenschaft. Der Begründer der neueren Faustforschung, Emil Sommer, betrachtete den Text bereits mit kritischem Auge, erkannte die mangelhafte Ueberlieferung und vermuthete an mehreren Stellen Lücken. Auch später wurden mehrmals Versuche einer strophischen Wiederherstellung gemacht, so von Heinrich Dünker und von Walbert Rudolf. Aber sie scheiterten an dem spröden Text; denn keiner der Textkritiker bemerkte, daß Arnim-Brentano nicht einmal die richtige Zeilenabtheilung gefunden hatten.

Indessen wanderte das Material zum Wunderhorn mit dem übrigen

Nachlaß Achims von Arnim und seiner Gattin Bettina nach Wiepersdorf in der Mark, und Ludwig Erk durchstöberte behufs Neuauflage des Wunderhorns den Arnimschen Nachlaß. Er zeichnete sich auch die Varianten auf, benutzte sie jedoch nicht weiter. Er starb, und sein Nachlaß ging in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin über. Hier fand Birlinger den Zettel wieder und veröffentlichte 1874 die Varianten in den Anmerkungen der Wunderhornausgabe, die er mit Creelius veranstaltete. Erst hierdurch werden die Arnim Brentanoschen Einschreibungen klar gestellt, und erst hierdurch ist es möglich, die (relativ) ursprüngliche Zeilenabtheilung wieder herzustellen. Der Einfachheit wegen wollen wir dieses Wunderhornlied mit II als Siegel bezeichnen.

Im Jahre 1881 gab Anton Schloßar seine „Deutschen Volkslieder aus Steiermark“ heraus. In ihnen theilte er Seite 348 auch ein längeres Faustlied mit, das aus 21 achtzeiligen Strophen, also aus 168 Versen bestand, ebenso begann wie das Wunderhornlied und eine Reihe Verse, ja ganze Strophen mit diesem gemein hatte. Der Druck, nach dem er es herausgab und den wir I D nennen wollen, gehörte in die Jahre 1820—1840.

In demselben Jahre theilte Adalbert Zeittels in der Germania 26, S. 353 einen weiteren Druck dieses Liedes, I B, mit, der 1750—1760 gedruckt war, und hierzu fügte Engel in seiner Zusammenstellung der Faustschriften (Olbenburg 1885) noch zwei weitere Drucke: I A, das um 1725 und I C, das 1780—1794 gedruckt sein muß. Ohne Zweifel ist I A der Urdruck und I B, I C, I D sind nur Abdrücke von ihm mit wenig selbständigen Aenderungen.

Dieser Urdruck I A und das Wunderhornlied haben aber bereits eine gemeinsame Vorgeschichte.

Merkwürdigerweise hat die hier vorliegende epische Bearbeitung der Faustsage mit den anderen epischen Gestaltungen derselben, mit den Volksbüchern, nichts zu thun, sondern ihre Quelle ist vielmehr im Volksschauspiel zu suchen.

Schon unmittelbar nach dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war nämlich Marlowes Faust durch die englischen Komödianten nach Deutschland gekommen und hatte sich hier rasch zum deutschen Volksstück umgebildet, ohne jedoch seinen Ursprung zu verleugnen. Den Höhepunkt in diesem Stücke, das sich bald in mehrere Zweige spaltete, bildete ein Auftritt, in dem Faust an den Teufel eine Frage richtete, die dieser nicht zu beantworten vermochte. Da er ihm aber vorher meist versprochen hatte, ihm über Alles Rede zu stehen, so hatte er damit den Contract gebrochen, und Faust war frei. Im Gefühle, vom Teufel betrogen zu sein, wandte er sich wieder Gott zu, aber kurz ehe ihn sein Gebet ganz rettete, brachte ihm der Böse die Helena, deren Reize ihn im Fluge der Hölle zurückgewannen. Zugleich war sein Todestag gekommen, und um Mitternacht ward er vom Teufel geholt.

Aus der unbeantwortbaren Frage, die Faust dem Teufel stellt, wurde mit der Zeit die Forderung, eine Handlung zu begehen, die dem Teufel vermöge der Gesetze der Geisterwelt verboten war. In dem Volksgeiste lebte

die Vorstellung, als ob Jesus immer noch in Jerusalem am Kreuze hinge. Die heilige Stadt aber durfte kein Teufel betreten. Verlangte nun Faust, daß ihm sein Freund aus der Hölle den Gekreuzigten vom Kalvarienberge hole, so war „Mevestophilus“ in einem peinlichen Widerstreit zwischen Können und Wollen versetzt, dessen Bedeutung ein teuflergläubiger Kopf des siebzehnten Jahrhunderts noch in ganz anderer Weise zu schätzen mußte, als dies uns möglich ist. Um sich dennoch Fausts Seele nicht entgehen zu lassen, half sich dann der Herr Satan und spiegelte Faust ein Trugbild jener Darstellung vor, vor dem dieser dann betete, das aber entwich, sobald er den Namen Gottes aussprach.

Dieser Zug der Vorpiegelung eines falschen Bildes gab den Anlaß zu einer Weiterentwicklung des ganzen Auftrittes. Der Teufel mußte sich wohl oder übel aufs Malen legen, das er zuvor noch niemals geübt hatte, wenn man nicht das Erscheinen der Bilder aus der jüdischen Sage vor Kaiser Mar oder Kaiser Karl V. hierher reihen will, das schon früher in der Faustsage vorkommt. Nach der Vorstellung der einen durfte der Teufel den Gekreuzigten überhaupt nicht malen, und damit war er gleich von vornherein abermals in jene peinliche Lage versetzt, in der sein unbezähmbares Gelüft nach dem Seelchen mit der Beschränkung seiner Fähigkeiten rang — nach der Vorstellung der Anderen aber stand ihm das frei, nur eines war ihm versagt: das Schreiben des „Tituls und des heiligen Rahmens“, oder der Worte Jesus Nazarenus, rex Judaeorum, die doch der Ueberlieferung zufolge zu einem rechten Crucifixus gehörten. In diesem Falle erreichte dann die dramatische Spannung ihren Höhepunkt, indem der Teufel naturgemäß versuchte, sein Opfer über das Fehlen der Inschrift hinwegzutäuschen. Aber Faust ließ sich so leicht nicht betrügen. Als der Teufel schon gewonnen zu haben glaubte, bemerkte sein prüfendes Auge doch die leere Stelle am Kreuzeskopf, und der Böse mußte auch hier die Helena aufbieten, wenn er sein Opfer nicht fahren lassen wollte.

Dieser dramatisch hochbedeutsame Auftritt gehörte jedoch nicht der *Bulgata* des deutschen Faustvolkstüchkes an, sondern scheint sich einzig im Südosten der deutschen Zunge ausgebildet zu haben. Fünf Puppenspiele haben ihn uns erhalten, der sogenannte Rosenkranzsche Faust, der sogenannte Schwiegerlingsche Faust, der sogenannte Kralitzsche Faust, das czechische Puppenspiel und der Tiroler Faust, und sie gehören alle in diese Gegend.

Dieser Zug, dem man eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen kann, war es, der zuerst zur Entstehung einer Faustballade in deutscher Sprache Anlaß gab. Es mag dies wohl um 1700, vielleicht auch noch einige Jahrzehnte früher gewesen sein. Dieses erste epische Faustlied in deutscher Sprache begann mit derselben Strophe, die bereits als erste Strophe von II, dem Wunderhornliede, angeführt worden ist. Daran schlossen sich in bunter Folge eine Reihe kleiner schwankartiger Züge, welche berichteten, wie Faust die Teufel, welche ihm zur Verfügung stehen, auf alle mögliche Weise peinigt. Die Ver-

schreibung Fausts an den Teufel setzt das Lied als echtes Volkslied natürlich als bekannt voraus. Bald müssen sie ihm mitten im Winter reife Früchte besorgen, bald den Weg vor seinen Rossen pflastern und hinter dem Wagen sofort wieder aufreißen, bald es möglich machen, daß er mitten auf der Donau Regal schieben kann, bald ihm „Lustige Komedi-Sachen“ vorführen, sein Ohr durch Musik erfreuen, die Vögel in der Luft fangen und mit ihm Scheibe schießen, wobei er sich nicht entblödet, dem Teufel gelegentlich einmal eine Kugel auf den Pelz zu brennen, „daß er vielmal laut aufschreit“. Wir befinden uns hier eben nicht mehr auf dem Boden des finsternen Teufelsglaubens des letzten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts, wo eine ganze Teufelsliteratur über Deutschland hereinbrach, sondern mitten in dem fröhlichen Volksglauben des deutschen Mittelalters, der trotz aller Stricke, die der Satan legte, doch schließlich immer noch ein Mittelchen fand, ihn um das vielbegehrte Seelchen zu pressen.

Aber Fausts Ende naht, und er empfindet Reue über seine Unthat, die ihn der ewigen Seligkeit unwiderruflich verlustig gehen läßt. Er befiehlt seinem Freunde aus der Hölle, ihn nach Jerusalem zu bringen. Dieser verweigert ihm den Gehorsam, berichtet ihm aber davon, wie der Gekreuzigte aussehe. Da kommt Faust auf den Gedanken, sich dessen Bild vom Teufel malen zu lassen, und dieser macht sich an die saure Arbeit, nachdem Leinwand und Farbe aus der großen Stadt Portugal herbeigeht worden sind.

Wie der Passion vollendet
Und das Kunststück fertig schon,
Fing der Teufel an zu fragen:
Herr, was gibst für einen Lohn?
Faustus thät es wohl betrachten,
Sagt dann: „Aber ein's gebricht.“
Der böse Geist thät zu ihm jagen:
„Dieses kann ich malen nicht.“

Den Titul und den heiligen Namen
Kunt der Teufel mahlen nit,
Drum bitt' er Faustum ganz inständig:
„Schlag' mir ab nicht meine Witt':
Ich will dir ja wiederum geben
Dein zuvor gege'ne Handschrift;
Denn es ist mir unmöglich,
Daß ich schreib: Herr Jesu Christ.“

In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel von Gott gesandt,
Der thät so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang:
„Doctor Faust, thu' dich bekehren,
Weil du Zeit noch hast ein Stund,
Gott will dir ja jetzt bescheren
Seine ew'ge wahre Hulb.“

Schon wendet sich Faust reuig dem Engel zu, da bringt ihm der Satan Helena. Er erliegt ihren Reizen und gehört der Hölle.

Für die gläubigen Gemüther des achtzehnten Jahrhunderts, welche noch an einen transcendenten Kampf zwischen Gut und Böse glaubten, lag in diesem Verlaufe der Handlung mehrfach etwas Verlegendes, und so schuf das religiöse Bedenken das poetisch bedeutende Lied um. Zunächst wurde die Helenaepisode entfernt, die man sehr anstößig fand, wie wir aus Widmanns dickleibigem Faustbuch wissen, und dann das Malen des Gekreuzigten durch Mevestophilus der Art verballhornt, daß man schwerlich mehr daraus flug werden konnte.

Diesem Bedenken verdanken die beiden als I und II bezeichneten Lieder ihren Ursprung. Sie treffen sich in jener gemeinsamen Quelle, die hinter beiden liegt und deren Grundzüge sich aus den erhaltenen beiden Liedern unter Heranziehung der erwähnten Scenensfolge in der südöstlichen Gruppe der Faustpuppenspiele, ganz leidlich wieder herstellen lassen.

Der älteste Druck der Ballade I scheint aus Tirol zu stammen. Die drei Abdrücke B C D gehören jedenfalls nach dem heutigen Steiermark. Bei dem einen, bei C, ist nicht nur Heimatsland und Heimatsort, sondern auch seine Wiege zu bestimmen. Es giebt nämlich auf dem Titel an: Steyr, gedruckt bey Joseph Greis. Damals war Steier noch bairisch. Die Druckerei von Joseph Greis, welche seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts bestand und 1827 in eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung getheilt wurde, versorgte geraume Zeit Oesterreich mit Fliegenden Blättern, bis sie darin von der Druckerei Krauslich in Urfahr-Linz abgelöst wurde.

Bei Joseph Greis ist nun noch eine andere Faustballade erschienen, etwa fünfzehn Jahre nach dem Drucke I C, also um die Zeit 1794—1800. Sie läßt sich so genau datiren, denn sie giebt an, sie sei gedichtet im Tone: „Ein Mann, der nie kein Rausch hat g'habt“, und dieses Lied erschien zuerst 1794 in dem Singspiel „Das Neusonntagskind“, das damals sehr beliebt war und z. B. im königlichen Theater zu Berlin hundert und eine Aufführung erlebte.

Das Lied selbst kann nicht bedeutend älter sein als der Druck; denn es steht deutlich unter Hölty-Bürgerlichem Einfluß, so daß als obere Grenze sich etwa das Jahr 1775 ergibt. Obgleich eine ältere Anekdote behandelnd, bedeutet das Lied, das ich III nennen will, doch eine Weiterbildung der Faustsage. Es zeugt von einer selbständigen Auffassung und besitzt formell so großen Fluß, daß man sich fast bedenken muß, es unter die Volkslieder zu rechnen. Man braucht nur die ersten beiden Strophen zu hören, um sofort einen deutlichen Begriff von dem Tone zu haben, in dem es geschrieben ist. Es beginnt:

„Der Doktor Faust, der war ein Mann
Von ganz besondern Gaben.
Ihr Herren werdet dann und wann
Von ihm gehöret haben.

Er galt, damit wir (hoch mit Gunst)
 Von ihm ein Urtheil fällen,
 Für einen Meister in der Kunst,
 Die Leut um's Geld zu pressen.

Denn außer etwas Hegereth,
 Kann ich nichts Uebels sagen;
 Er war, ihr Herrn! bey meiner Treu,
 Ein Mann für meinen Magen.
 Denn allen Reichthum, Gold und Geld,
 Hielt er für Kieselsteine,
 Und der vergnügte Theil der Welt
 War stets bei ihm zu Weine."

Dieses seltsame Lied ist ein deutlicher Beleg dafür, wie hoch man sich am Ende des vorigen Jahrhunderts über die Fragestellung der Faustsage des sechzehnten Jahrhunderts erhoben hatte. Fausts Ende durch den Teufel wird beinahe als Scherz dargestellt, und seine Zechgenossen sind nicht mehr wüste Gesellen und trunksene Studenten, sondern „Freigeister“. Und nicht mehr verrückt erscheinen sie dem Dichter, sondern er erkennt ihre Anschauungen als gegeben und damit als selbstverständlich an. Der Warner aber ist kein gottesfürchtiger Greis mehr, sondern ein „Amtsgeſicht“:

„Zwar schrie so manches Amtsgeſicht:
 ‚Geht nicht zum Teufelsknechte,
 Wie hätt er alles Geld gekriegt,
 Wenns nicht der Teufel brächte?‘
 Jedoch, was fragt des Freigeists Blut
 Nach Teufel, Höl und Sünden?
 Genug, des Doctors Wein war gut,
 Und besser kaum zu finden.“

Das Lied umfaßt 112 Zeilen und erzählt die bekannte Anekdote, wie Faust seinen Tischgenossen vorpiegelt, auf dem Tische stände ein Weinstock mit reifen Trauben. Jeder ſetzt das Meſſer an eine derselben, aber Faust verbietet ihnen noch das Abſchneiden. Dann läßt er das Trugbild verſchwinden, und es zeigt ſich, daß jeder Gaſt im Begriff war, ſeine eigene Naſe abzuschneiden.

Diese Geſchichte taucht zuerſt in Verſheimers „Chriſtlich bedenden und erinnerung von Zauberey“ 1585 auf. Hier wird ſie jedoch von einem „Geſellen am Hofe zu H.“ erzählt. Auf Faust übertragen hat ſie zuerſt das Spießſche Faustbuch B: Hier heißt es Kap. 65: „Nach dem ſie geſſen hatten, begerten ſie, drum̄ ſie fürnehmlich kommen waren, daß er jnen zum luſt ein Gaukelspiel machete. Da ließ er auff dem Tiſch ein Neben wachſen mit zeitigen trauben, deren für jedem eine hienge. Hiß darauff einen jeglichen die ſeine mit der einen Hand angreifen und halten, vund mit der andern das Meſſer auff den Stengel ſetzen, als wenn er ſie abſchneiden wolte. Aber es ſolte bey leibe keiner ſchneiden. Darnach gehet er auß der

Stuben, wartet nit lang, kompt wider: da sitzen sie alle, vnd halten sich ein jeglicher selbst bey der Nasen, vnd das Messer darauff. Wenn ihr nun gerne wolt, so möget ihr die Trauben abschneiden. Das ware ihnen vnzulegen: wolten sie lieber noch lassen zeitiger werden.“

Auch unser Lied enthält einen Schlußscherz, jedoch einen anderen. Faust läßt seine Gäste die Nasen erst richtig abschneiden, dann heißt er sie wieder und spricht würdevoll:

„Nur traut dem Teufel künftig nicht —
 Sein Spaß ist nie ohne Wunden —
 Wem er nicht gleich den Hals zerbricht,
 Der hatß dafür gefunden.
 Und wollt ihr euch ein andermal
 An seiner Kunst ergehen,
 Geruht ein Nasenfutteral
 Euch gütigt aufzusetzen.“

Daran schließt sich dann noch eine zweite Strophe, die Fausts Ende berichtet:

„Doch hat Faust, wie die Welt noch spricht,
 Ein böses End' genommen,
 Und ist, so sagtß die Mordgeschicht',
 Durch Teufel umgekommen,
 Sie drehten ihm Gesicht und Nas'
 Hinum um seinen Rücken,
 Zerrissen ihn in lauter Spaß
 In hundert tausend Stücken.“

Dieses frische muntere Lied scheint jedoch keine zu große Verbreitung gehabt zu haben, wohl weil es über die eigene Zeit, wenigstens für die niederen Volksschichten, weit hinausgriff. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als bei Joseph Greis sehr viele fliegende Blätter erschienen und somit doch ein fester Absatzweg vorhanden sein mußte. Nur zwei Exemplare sind auf uns gekommen: das eine befindet sich im Goethehause in Frankfurt a. M., also im Besitze des Freien deutschen Hochstiftes, und gehört der ehemaligen Sammlung des Kgl. Kapellmeisters Karl Engel in Dresden an; das andere ist im Besitze des Majors a. D. Julius Bode in Sorau.

Noch ein episches Faustlied deutscher Zunge giebt es, das jedoch niemals auf einem besonderen Blatte gedruckt worden ist, sondern immer nur gedächtnismäßig überliefert wurde. Es ist ziemlich jungen Ursprungs und setzt jedenfalls Goethes Faust voraus. Es bedeutet eine Uebersetzung Fausts ins Burschenhafte, Bauernmäßige und scheint bunt zusammengeflickt. Trotzdem ist es von sehr geringem Umfang und umfaßt nur 16 Zeilen oder 8 Reimpaare.

In den Sommermonaten 1883 und 1884 zog ein Puppenspieler durch Niederösterreich, dessen Name nicht auf uns gekommen ist. Er spielte an verschiedenen Orten in der Umgebung von Wien und besaß ein ziemlich reich-

haltiges Repertoire. Da er auf mehrfache Anfragen nach der geschriebenen Unterlage seiner Aufführungen jedesmal erklärte, keine Niederschrift zu besitzen, machten sich zwei Wiener Schriftsteller, Richard Kralik und Joseph Winter, daran, neun Stücke während der Aufführungen nachzuschreiben. Diese Stücke: Genoveva, Graf Raquavil, Fürst Alexander, Don Juan, Graf Heinrich, Doctor Faust, der bayrische Hiesel, Schinderhannes und Rasperl als Bräutigam, erschienen dann 1885 bei Konegen in Wien unter dem Sammeltitel „Deutsche Puppenspiele.“

In dem hier mitgetheilten Fauststück findet sich das angegebene Lied, das ich seiner besonderen Eigenart wegen ganz hierhersetze. Eben haben die Teufel den Faust endgiltig geholt. Da tritt, kurz ehe der Vorhang fällt, Rasperl an die Rampe und spricht mit beweglicher Miene:

„O Faust, o Faust, o Faust!
 Schrecklich hast du gehaut.
 Du brachtest deinen Vater um
 Mit ein' Pistolenschuß, bum bum,
 Du verließest deine Gretel
 Und hängtest dich zu einem andern Mädel.
 Diese hieß Helene
 Und that Dir gar so bene.
 O, die trug ein rosarosarofarbn'es Kleid,
 Die Ärmel waren furchtbar weit.
 Alle Tag warst Du bei ihr,
 Brachtest ihr Geselächtes und a Bier.
 War wo eine Lumperei,
 War der Faust gewiß dabei.
 Drum mußt Du jetzt zum ewigen Spetafel
 Brennen in der Höll wie ein Spanfadel.“





Ueber den Wohlklang.*)

Don

Moritz Moszkowski.

— Berlin. —



Ich erinnere mich noch der ersten Worte, mit denen der Lehrer der untersten Theorielasse am Dresdner Conservatorium seinen Unterricht einleitete; er fragte uns nämlich gleich etwas verflucht Schweres: „Was ist Musik?“

Ein kleiner Junge antwortete mit der ganzen, glücklichen Unbefangenheit seiner neun Jahre: „Musik ist hübsch!“

Wir Andern fanden das natürlich höchst komisch und brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Lehrer lachte ein Bißchen mit und gab hierauf eine etwas umständliche Erklärung des Begriffes Musik ab, die ich mir aber nicht so genau behalten habe, vermuthlich weil sie weniger komisch, dafür aber viel länger war.

Was hatte der Junge eigentlich Dummes gesagt? er hatte, statt die verlangte Definition zu geben, eine Eigenschaft der Musik genannt. Das heißt, ganz correct ist dies auch nicht ausgedrückt, denn nicht jede Musik ist hübsch, sondern nur die gute. Und das stimmt auch noch nicht so ganz, denn nicht immer ist gute Musik auch gleich hübsch. —

*) Gerade in diesem Augenblick, da Moszkowski's große Oper „Boabbil“ mit glücklichstem Erfolge im Berliner Opernhause zur Aufführung gekommen ist, wird der vorliegende Aufsatz, der gewissermaßen das musikalische Glaubensbekenntniß des hochbegabten Componisten enthält, mit besonderem Interesse gelesen werden. Wir werden demnächst das Bild Moritz Moszkowski's zugleich mit einem Aufsatz, der sich mit „Boabbil“ insbesondere mit der künstlerischen Eigenart des Componisten im Allgemeinen beschäftigt wird, in unserer Zeitschrift veröffentlichen.

D. R.

Dieser letzte Satz dürfte bei Vielen sofort auf Widerstand stoßen; denn, wird man sagen, bei einer Kunst, die sich Selbstzweck ist und daher einen unmittelbaren Genuß verschaffen soll, ist die Schönheit eben das einzige Kriterium für die Güte; daher beide Begriffe beim Beurtheilen eines musikalischen Kunstwerkes stets in vollkommene Congruenz zu bringen seien. — Drückt man dies mit der logischen Härte aus, die einer Darlegung der elementarsten Kunst-Aesthetik ansteht, so wird wohl auch schwerlich etwas dagegen einzuwenden sein. Mit solchen großen, unbiegsamen Begriffen kann der Musik-ästhetiker aber nur zurechtkommen, so lange er Fundament macht. Beim Ausbau seines Gebäudes muß er sich immer mehr auf's Ueberzeugen-, als auf's Beweisenwollen verlegen; denn in der Musik, die als reine Geschmackskunst keiner Evidenz fähig ist, muß sich naturgemäß die Kritik meist auf jenem Gebiete bewegen, das jenseits von falsch und richtig liegt. Wollen wir uns nun darüber klar werden, wieso sich in der Tonkunst eine Trennung der Begriffe „gut“ und „schön“ vollziehen konnte, so müssen wir vor allen Dingen an die zweifache Wirkung denken, die die Musik auf menschliche Nerven ausübt. —

Jeder Ton erzeugt zuvörderst einen sensuellen Reiz, der je nach seiner Stärke, Höhe und Klangfarbe mehr oder weniger intensiv sein kann. Die Wirkung eines Zusammenklanges von mehreren Tönen vermag diesen Reiz sehr zu erhöhen, er bleibt aber immerhin seiner Natur nach ziemlich derselbe. Erst durch ein Nacheinander von einzelnen Tönen oder Tonzusammenklängen wird das geistige Interesse des Hörers angeregt, und dieses letztere wendet sich daher eigentlich nur dem Verhältniß der Töne in Bezug auf ihre Höhe und Tiefe, wie auch ihrer rhythmischen Gestaltung zu. Mit anderen Worten könnte man dies auch so ausdrücken, daß auf den Geist nur die Tonlinie, auf das Ohr aber die Tonfarbe eine Wirkung ausübt.

Denken wir uns in die Lage, eine vorzügliche Composition von Stimmen oder Instrumenten zu hören, deren Timbre uns widerwärtig berührt, so müßten wir den hieron empfangenen Eindruck als einen geistigen Genuß bezeichnen, dem ein körperliches Mißbehagen im Wege steht. Hieraus erhellet mit vollständiger Klarheit, daß von ungetrübtem, musikalischem Genuß nur die Rede sein kann, wenn sowohl Farbe wie Linie als schön empfunden, d. h. wenn Geist und Ohr gleichzeitig befriedigt werden.

Ton und Farbe sind in der That genau correspondirende, von den beiden Schwesterkünsten Musik und Malerei wechselseitig ausgeborgte Bezeichnungen. Allerdings kann man sich ein Bild ohne Farbe, niemals aber ein Musikstück ohne Ton denken. Ein Bild ohne Farbe ist eben eine Zeichnung; was entspricht dieser Kunstgattung aber in der Musik? Wenn man will, so ist dies eine nicht erklingende, sondern nur auf dem Papier notirte Composition. Tönende Musik muß mindestens eine Farbe haben; geschriebene kann die Idee einer bestimmten Farbe noch vollständig ausschließen. Beim Lesen einer solchen Composition wird also ein rein geistiges Interesse hervorgerufen, und

der vom Ohr völlig emancipirte Musikfönn functionirt in absoluter Selbstständigkeit.

Hier tritt nun bisweilen eine merkwürdige Erscheinung zu Tage; nämlich die, daß der innere Musikfönn durch eine Composition befriedigt werden kann, welche bei ihrem Erklingen, statt diese Empfindung zu steigern, sie oft wesentlich herabsetzt. Vielen contrapunktischen Combinationen kann das Ohr gar nicht als Werthmesser dienen; sie wollen gelesen, ihre Stimmführung durch das Auge begriffen sein. Würde man sie nach dem Grade des Genusses classificiren, den sie unserem Ohr bereiten — wie tief würden sie auf der Scala der Werthschätzung von jener Stufe zurücksinken, die ihnen ein sozujagen pragmatisches Urtheil der musikalischen Kritik angewiesen hat!

Wenn man sieht, wie selbst berühmte Meister mitunter auf Kosten des Wohlklanges die Durchführung eines schwierigen contrapunktischen Problems erzwingen, wie in solchem Falle alle Lücken der melodischen und harmonischen Gesezgebung benützt werden, um ein vom theoretischen Standpunkt aus einwandfreies Werk zu ermöglichen, das aber nichtsdestoweniger dem Ohre wahrhafte Qualen auferlegt, dann kann man sich wirklich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß zwischen guter und schöner Musik noch ein gewaltiger Unterschied existirt und aller Logik zum Troz vielleicht immer existiren wird.

Der musikalische Geschmack unserer Tage erkennt allerdings dem Ohre größere Rechte zu, und die Entwicklung der Musik in den letzten beiden Jahrhunderten hat diese Kunst mehr und mehr ihres mathematischen Charakters entkleidet. Dies verhindert indessen nicht, daß dem Ohre auch heute noch vielfach die Rolle eines Vermittlers aufgedrungen wird, der dem Geist etwas ausrichten soll, im Uebrigen aber nichts dreinzureden hat. Allerdings verdankt das Ohr seine erneute Knechtschaft jetzt meistens einem anderen Factor, nämlich dem Streben nach Wahrheit und Charakteristik. Die Wahrheit erobert sich in der That jetzt nach und nach das ganze Gebiet der Kunst und zwar so gründlich, daß von dieser letzteren eigentlich schon nichts mehr übrig geblieben ist. Wenn man früher, naiv genug, annahm, daß es die Aufgabe der Kunst sei, das Reale zu verklären, wenn man thörichterweise glaubte, daß die Kunst mit dem Häßlichen sans phrase überhaupt nichts zu thun hätte, so muß unserer Zeit das Verdienst vindicirt werden, daß sie das fin de si — ekelhafte Ideal der Häßlichkeit endlich gefunden und mit den Insignien einer neuen Muse investirt hat.

Die Musik hat allerdings, so lange sie nicht durch Programm oder gesungenes Wort etwas darzustellen unternimmt, gegen den Vorwurf der Häßlichkeit keine Vertheidigung; denn ein „Streben nach Wahrheit des Ausdrucks“ kann bei einer Kunst ohne Vorbild in der Natur nicht gedacht werden. Die absolute Musik aber ist — vielleicht zum Theil aus diesem Grunde — bei den Anhängern der neuesten Richtung ziemlich in Verruf gekommen, sie gilt nur noch als „leeres Tonspiel“, als eine höchstens das Ohr erfreuende,

aber dem Geiste nichts bietende Unterhaltung. Um dem Drange nach Häßlichkeit also genügen zu können, wurde die Wahrheit auch in der Musik als höchstes Ideal inthronisirt, und aus dem Theater, der Welt des schönen Scheins, wurde nun mehr und mehr eine Welt der häßlichen Wirklichkeit gemacht. Mit dem alten, verlogenen Opernkrum, der die Forderung musikalischen Wohlklanges wenigstens im Princip stets aufrecht erhielt, begann man gründlich aufzuräumen. Die Berechtigung des mehrstimmigen Gesanges wurde sehr ernstlich angezweifelt, ein Zusammenzingen jedenfalls nur ganz ausnahmsweise geduldet, der bel canto erhielt seinen definitiven Abschied, und die Abrundung der musikalischen Form wurde schlechtweg als den dramatischen Forderungen zuwiderlaufend hingestellt. Gleichzeitig erhielt auch die veraltete Lehre von der technisch sinngemäßen Behandlung jedes einzelnen Orchesterinstrumentes einen starken choc; über die Möglichkeit einer correcten Ausführung des vom Componisten Verlangten setzte man sich hinweg. Wenn nur das Ganze charakteristisch wirkte! Die Schönheit begann auf diese Weise immer mehr an Terrain zu verlieren, aber die Wahrheit gewann allerdings desto mehr.

Bedeutet dies nun einen Fortschritt in der Kunst?

Jedes dramatisch-musikalische Kunstwerk basiert auf einem Compromiß. Mit dem Gesange der handelnden Personen beginnt dieser Compromiß, bis zu der mehr oder minder strengen Respectirung rein musikalischer Gesetze erstreckt er sich. Dem Kunstsinne des Schaffenden bleibt es vorbehalten, in jedem einzelnen Falle den Punkt zu finden, an welchem die dramatischen und die musikalischen Forderungen sich zu vergleichen haben. Mir persönlich will es aber scheinen, als ob dieser Punkt heute nur selten richtig getroffen wird. Wenn die menschliche Stimme nicht mehr zur Entfaltung ihres höchsten Reizes gelangt, wenn der nach musikalischen Gesetzen entwickelten Gesangsmelodie nicht mehr die dominirende Stellung in der Oper zugewiesen werden soll, dann ist das menschliche Ohr um seine größte Wonne betrogen. Wo liegt der Reiz so mancher abgedroschenen italienischen Oper, die bei einer guten Aufführung immer wieder jubelnden Beifall hervorruft? Jeder Schulknabe findet ihr Libretto abgeschmackt, jeder halbwegs musikalische Dilettant belächelt die dürftige Harmonisation und die nichtsagende Instrumentirung; aber auf diesem morichen Piedestal thront eine wirkliche Gesangsmelodie, der Wohlklang der menschlichen Stimme vergoldet ihre vielleicht nicht einmal besonders edlen Linien, und das Ohr schwelgt allen kunstästhetischen Bedenken zum Troß — das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan!

Wenn wir in der Kunst das Streben nach Wahrheit bis an die äußerste Grenze verfolgen, so gelangen wir auch bis an die Grenze der Kunst. Die Polychromie in der Plastik, der Naturalismus im Drama und der exclusiv-declamatorische Styl in der Oper sind bedenkliche Schritte nach dieser Richtung hin. Am weitesten entwickelt ist dieses platte Photographenthum wohl in der Dichtkunst, die sich hentzutage mit Vorliebe den widerlichsten Erscheinungen

des Lebens zuwendet und in deren naturwahrer Schilderung oder Darstellung ihre höchste Aufgabe zu erblicken scheint. So unerquicklich diese Kunst-richtung aber auch sein mag, man kann zu ihrer Vertheidigung inmerhin anführen, daß sie unter Umständen vielleicht einer moralischen Tendenz dienen kann, wie ja auch Wereschagin mit seinen Schlachtenbildern eine anti-kriegerische Propaganda zu machen vorgiebt. Was läßt sich aber zu Gunsten eines musikalischen Styl-Principes anführen, das den charakteristischen Ausdruck jederzeit über den Wohlklang stellt? Gewiß kann nicht abgeleugnet werden, daß in tonmalerischer Composition, selbst da, wo in ihr der Realismus bis zu rein decorativer Musik getrieben wird, eine große Genialität der Erfindung zu Tage treten kann. Wagner namentlich hat auch nach dieser Seite hin eine unglaubliche Begabung und Treffsicherheit bewiesen. Aber es will mir bei aufrichtigster Bewunderung seines unvergleichlichen Genies doch scheinen, daß ihn der Drang nach Wahrheit des Ausdrucks mitunter die Schönheitslinie hat überschreiten lassen. Greifen wir als ein Beispiel die Scene aus dem Siegfried heraus, in welcher der junge Held sein Schwert feilt und das Orchester diese Beschäftigung durch etwa hundert übermäßige Dreiklänge illustriert. Die betreffende Begleitungsfigur in ihrer rhythmischen und technischen Wiederhaarigkeit entspricht an und für sich der Situation vollkommen, wirkt aber durch eine so häufige Wiederholung ermüdend und auf das Ohr fast schmerzzerregend. Als Gegenstück zu dieser Tonmalerei könnte man übrigens die Introduction zum Rheingold citiren, welche in hundertundsechszunddreißig Tacten den Es-dur-Dreiklang variirt. Hier schwelgt das Ohr förmlich im Wohlklang einer langsam anwachsenden, wunderbar instrumentirten Orchester-Steigerung. Der Geist des Hörers bleibt aber nothwendiger Weise fast unbetheiligt; er wird in hundertundsiebenunddreißigsten Tacte des Stückes durch das Eintreten des As-dur-Accordes sozusagen erst wieder erweckt aus einem langen, allerdings ganz angenehmen Halbschlafe. Daß diejem Vorspiele eine höchst poetische Idee zu Grunde liegt, ist gewiß nicht abzuleugnen; daß ihre Ausführung eine Uebertreibung mit sich brachte, werden ebenso sicher alle die zugeben, die ihr gesundes Empfinden nicht durch ästhetische Sophistik corrumpt haben.

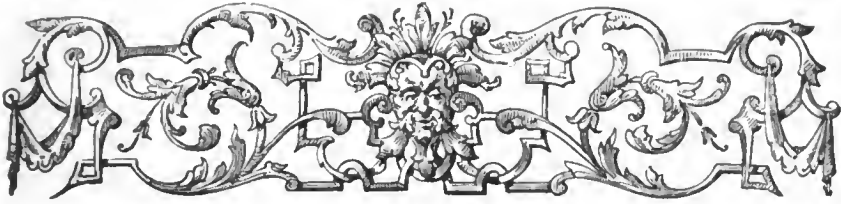
In den bisher angeführten Fällen war von einem Mißverhältniß die Rede, das durch mangelhafte Equilibrirung der Anforderungen von Geist und Ohr hervorgebracht wurde. Es erübrigt schließlich noch, einer anderen Kategorie von Componisten zu gedenken, die die Wollust des Ohres mit einer gewissen puritanischen Scheu perhorresciren und sich mit Vorfaß aller Instrumentationsmittel enthalten, welche den Reiz des modernen Orchesters ausmachen. Diese Componisten haben einen verwandten Zug mit jenen Malern, die heute noch Couture's Principien unbeachtet lassen, um ihren Gemälden durch gewollten Anachronismus einen alterthümlichen, „klassischen“ Anstrich zu geben. Solche Künstler, so hervorragend ihre Leistungen in vieler Hinsicht auch sein mögen, sind immerhin in einem gewissen Punkte fortschrittsfeindlich.

Wir wollen ihnen, soweit sie als Musiker für uns in Betracht kommen, nicht die Anerkennung verweigern, daß sie Herrliches geschaffen haben und daß ihre herbe Größe Bewunderung verdient. Vergessen wir aber nicht, daß wir den höchsten musikalischen Genuß nur da empfinden können, wo auch der höchste Wohlklang das Ohr entzückt, und erinnern wir uns der Worte Berlioz':

„Die Musik hat ohne Zweifel nicht den ausschließlichen Zweck, dem Ohre wohlgefällig zu sein, aber noch tausendmal weniger den, ihm unangenehm zu werden, es zu quälen und zu mißhandeln.

„Ich bin von demselben Fleisch und Blut wie alle anderen Menschen; ich verlange, daß man meinen Empfindungen Rechnung trage und mein Ohr mit Schonung behandle, dieses lumpige, mir aber theure Ding.“





Zur Charakteristik Cavour's.

(Im Anschlusse an die neuere italienische Literatur über Cavour.)

Don

Sigmund Münz.

— Wien. —



in Menschenalter ist es her, seit Cavour, der Staatsmann, der sein Vaterland auf diplomatischem Wege zu nationaler Einheit führte, todt ist. Eine ganze große Bibliothek mögen die Schriften über den Piemontesen ausfüllen, die während dieses Zeitraums auf den italienischen Büchermarkt gelangt sind — eine kleine Bibliothek diejenigen, die die Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen während der drei Dezennien zur Verherrlichung Cavour's geliefert hat. Und doch giebt es noch keine in künstlerischer Vollendung durchgearbeitete Biographie Cavour's.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verrückt sich uns in seinen kleinen Zügen das Bild des italienischen Politikers, so sehr es auch in seinen allgemeinen Umrissen seit dem Tode Cavour's dem Auge der Nachwelt unverändert erscheint.

„Der Italiener mit den rothigen Wangen und dem Lächeln des Kindes“, wie sich der große Piemontese einmal selber nannte, verliert aber keineswegs im Ansehen der Nachwelt dadurch, daß die italienischen Cavour-Forscher mit ängstlicher Besessenheit auch die allerkleinsten Daten und Charakterzüge aus dem Leben ihres Helden hervorholen.

Wie oft schon war Cavour der Mittelpunkt historiographischer, wie oft schon der Gegenstand biographischer Schilderung! — aber es war doch mehr

der Staatsmann, der Parlamentarier, der Diplomat — als solcher nach den Einen ein Sohn Loyolas, nach den Anderen ein Sohn Machiavellis — den man uns darstellte; der Mensch in ihm kommt erst so recht in der neueren Cavour-Literatur zur Geltung. Die Persönlichkeit in ihrer ganzen moralischen und intellectuellen Entwicklung — der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Mensch in seinen Lehr-, Wander- und Meisterjahren.

Wie sollen wir von der neueren Cavour-Literatur sprechen, ohne an erster Stelle bei Luigi Chiala's „Lettere edite ed inedite di Camillo Cavour“*) zu verweilen? Mit dem i. J. 1887 erschienenen sechsten Bande hat der bekannte piemontesische Deputirte eine Aufgabe zu Ende gebracht, an der er ein gut Theil des letzten Jahrzehnts arbeitete. Dieses Werk enthält eine Fülle von Documenten zur Lebensgeschichte Cavours und wird neben den 11 Bänden der Reden, die Turins großer Sohn im subalpinen Parlament gehalten und die die italienische Kammer veröffentlicht hat**), das Hauptmaterial für den zukünftigen Biographen Cavours bilden. Dem fünften Bande seines Werkes hat Chiala eine höchst interessante Studie vorausgeschickt, der er den Titel gegeben „Nuovi ragguagli e documenti sulla vita di Camillo Cavour“ und in der er vor uns ein Jugendportrait seines Helden ausführt. Fügt man zu Chiala's Forschungen die von Antonio Manno herausgegebenen „Ricordi di Ercole Ricotti,“***), diese Memoiren eines jüngeren piemontesischen Zeitgenossen Cavours, und die in rascher Folge nach einander erschienenen beiden Werke des Grministers Domenico Berti „Il Conte di Cavour avanti il 1848“ und „Diario inedito con note autobiografiche del Conte di Cavour“ †), so hat man eine Fülle neuen Materials vor sich, aus dem sich wie von selbst ein reizendes Bild von Cavours Jugend zusammensetzt. An der Hand dieser literarischen Hilfsmittel wollen wir versuchen, manches aus dem Leben Cavours zu erzählen, was auch denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, die Treitschkes und Speyers, De la Rives und De Mazades, Massaris und Bonghis Cavour-Biographien gelesen haben, unbekannt sein mag. Wie hätten auch Andere als jene Piemontesen, als Chiala und Berti, so sehr in die intimsten Einzelheiten im Leben des großen Piemontesen eindringen sollen? Aus diesen Schriften weht uns der Hauch des herzlichsten Zusammenseins der Autoren mit ihrem Helden entgegen. Diese Piemontesen schöpften nicht weniger aus Familientraditionen des Cavour'schen Hauses als aus Büchern.

Der Name Cavour ist längst ausgestorben. Und todt ist nun auch seit mehreren Jahren die Marchesa Giuseppina Alfieri, geborene Cavour, die ihren Oheim in seinen letzten Tagen pflegte und seine Erbin war. So sehr

*) L. Roux e Comp., Editori. Torino.

**) Discorsi parlamentari del Conte Cavour. Roma, Eredi Botta.

***) Roux e Favale, Torino.

†) Voghera, Roma.

sich noch der Cavour'sche Stamm, wenn auch nicht der Name, in den zwei Töchtern jener Marchesa fort, deren eine, die ältere, seit vielen Jahren mit dem früheren Minister des Aeußeren Marchese Emilio Visconti-Venosta verheiratet ist und in Mailand lebt, während die jüngere unvermählt im Hause ihres Vaters in Florenz lebt. Diese Sprossen des Hauses Cavour hüten in dem Schlosse zu Sautena, das in der Familiengruft die sterblichen Reste des großen Todten birgt, mit einer des Dahingeshiedenen würdigen Pietät alle Papiere, die sich auf die Geschichte Cavour's und seines Hauses beziehen. Aus diesen vergilbten Blättern hat namentlich Verti geschöpft, und er hat uns nun in Cavour einen liebenswürdigen, ja reizenden Knaben, einen echter Begeisterung fähigen, auch in seiner Unreife höchst anziehenden Jüngling kennen gelehrt. Ein heiterer Genius offenbarte sich schon in dem jungen Cavour. Viele seiner Biographen heben hervor, daß er, wie so manche andere große Männer, die bedeutendsten Anregungen seiner Mutter zu danken hatte.

Betreten wir für einen Augenblick das Cavour'sche Haus in Turin. Als Patriarchin desselben waltet die Marchesa Filippina di Cavour, die Großmutter der beiden Brüder Gustavo und Camillo Cavour. Die Kinder nannten sie stets „Marina“. Das war altpiemontesischer Brauch — die Großmutter pflegte nämlich Pathestelle bei den Enkeln zu haben, und aus „Matrina“ (Pathin) ist das Rosewort „Marina“ entstanden. Diese seines Vaters Mutter erlebte, da sie erst im Jahre 1849 starb, den Ruhm des Enkels. Eine geborene di Sales, war sie eine Nachkommnin des heiligen Franz von Sales. An den Ufern des Sees von Annecy in Savoyen, wo der schwärmerische Heilige aufwuchs, war sie in dem Schlosse von Duingt geboren, dessen graue Mauern und Thürme schon Jahrhunderte alt waren, als der zukünftige Held der Kirche in ihrem Schatten grübelte. Der kleine Cavour rühmte sich nicht wenig dieser seiner Verwandtschaft mit dem Heiligen. Als Marina, ein junges Weib noch, dem Maune „ihrer Wahl“ — sie hatte Filippo di Cavour erst vor dem Traualtar kennen gelernt — in den Palazzo Cavour nach Turin folgte, hatte sie, gleichjam um unter dem Schutze ihres Ahnen, des Heiligen, in ihr neues Heim einzuziehen, ein silbernes Waschbecken mitgenommen, das einst im Besitze desselben gewesen; aber sobald die Wogen der französischen Revolution über die piemontesische Monarchie hereinbrachen, verkaufte sie die Kostbarkeiten ihres Hauses und händigte die 250 Francs, die sie aus dem silbernen Erbstück erlöste, ihrem 16jährigen Sohne ein, als derselbe in die französische Invasionsarmee eintrat und sich ins Feldlager des Generals Berthier begab. Cavour spricht einmal von seiner Großmutter als von dem „angelo consolatore della famiglia“ (Trostengel der Familie).

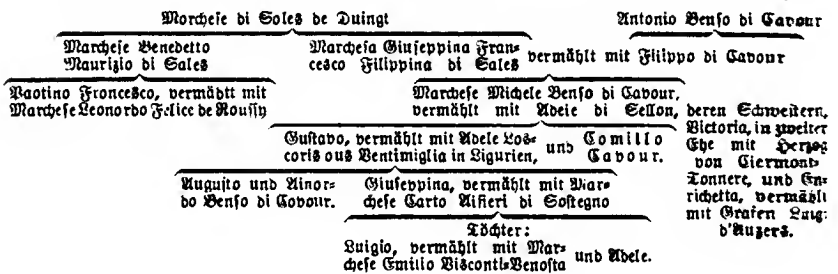
Wir sagten es schon — Großpapa und Großmama hatten sich erst am Hochzeitstage kennen gelernt. Gott Hymen hat den Cavour's überhaupt manchen Schabernack gespielt. Der Staatsmann, Camillo, starb im Eölibat, da er nicht viel Glück in der Liebe hatte. Und sein Vater, der

Marchese Michele Benso di Cavour, kam gleichfalls auf merkwürdige Weise zu seiner Frau, Adele di Sellon aus Genf. Zur Herstellung seiner Gesundheit in der Stadt Calvins weisend, verliebt sich der katholische Adelige, in das protestantische Haus des Grafen Sellon eingeführt, in dessen älteste Tochter, die schöne Victoria. Diese erwidert die Neigung nicht, und so nimmt der Marchese mit der Hand der weniger spröden Schwester der Angebeteten, der weniger schönen Adele, vorlieb. Viktoria aber ward die Liebesbeute eines rohen Gesellen, des Barons della Turbia, von dem sie sich dann trennen mußte.

Im Palazzo Cavour in Turin ging es sehr lebhaft zu. Das war ein Familienstaat, der sich fast selbst genügte. Schon als Marina von Annecy nach Turin übersiedelt war, fand sie nicht weniger als drei Schwäger und acht Schwägerinnen im Hause vor. Und auch unser Camillo wuchs unter vielen Verwandten auf, die den Jungen verhätschelten. Tante Victoria hatte ein zweites Eheglück an der Seite des Herzogs von Clermont-Tonnere gefunden, und eine andere Schwester von Cavour's Mutter war mit dem Grafen d'Azers vermählt*). Sie alle wohnten zeitweise zusammen im Palazzo Cavour, und dazu kamen noch zwei Brüder von Camillo's Vater. Und außer in Turin hatten Camillo und dessen älterer Bruder Gustavo noch eine zweite Heimat in Genf. Es war das Haus ihres Onkels di Sellon. Dort war es auch, wo Camillo den Freundesbund mit August de la Rive, dem Genfer Gelehrten, und dessen noch heute lebenden Sohne William schloß, welcher letzterer bald nach dem Tode unseres Staatsmannes der Welt seine Erinnerungen an denselben, seine feffelnden „Récits et souvenirs“ mittheilte.

Camillo Cavour war ein frühreifer Knabe, frühreif und doch kindlich. Zuweilen heftig, aber bald wiederum besänftigt, von dem abstracten Unterricht leicht gelangweilt. Marina und Mutter waren die ersten Lehrerinnen unseres M.C.-Schützen. Dieser sprach und schrieb in seiner Jugend nur französisch. Er wird bereits in den politischen Circeln Turins durch seinen Geist hervorragen und eine edle Verebtkamkeit entfalten — er wird von einem einigen Italien träumen, und doch noch, um seinen Gedanken einen eleganten Aus-

*) Die folgende genealogische Tabelle mag den Lesern die Familie Cavour vorführen:



druck zu geben, zum Französischen seine Zuflucht nehmen. Er so wie sein Bruder Gustavo machten ihre ersten schriftstellerischen Versuche in französischer Sprache. Das war in den politischen und socialen Verhältnissen Piemonts gelegen, welches Land damals auch in geistiger Beziehung von Frankreich abhing.

Zehn Jahre alt, bezog Camillo die Militärakademie in Turin, an der die Söhne aus den Adelsfamilien Piemonts, die einst die soldatische Laufbahn einschlagen sollten, studirten. Die militärische Disciplin behagte seinen freien Geiste nicht allzusehr. Auf dem „Tagesbefehl“ figurirt jedoch sein Name nicht selten in der Rubrik „Ehrenvolle Erwähnung“. Hier und da gab's aber auch „Strafen“. Im Tagesbefehl vom 7. Februar 1821 heißt es: „Die ungünstige rothe Note in der Klasse der Calligraphie hat das Aergerniß der Vorgesetzten des Herrn Cavour hervorgerufen.“ „Rothe Note“ — so genannt, weil auf ein rothes Blatt hingeschrieben. Freilich hat sich „Herr“ Cavour — er stand damals im 11. Lebensjahre — am 14. Februar die rothe Note verbessert, und so darf er wieder in den Conversationsaal kommen und sich von seinen Verwandten zum Spaziergange abholen lassen. Manchmal giebt's aber sogar Arrest, denn Camillo hat auf gewisse Fragen seiner Lehrer anmaßend geantwortet. Er spielt fleißig Violine und macht der Mutter Mittheilung über seine Fortschritte in der Musik. In der Uniform ist's ihm nicht ganz wohl. Er schreibt an die Tante: „Wenn diese zwei Jahre, die ich noch in der Akademie zubringen muß, vorüber sind, dann gehe ich nach Boccage, und dort unter allen meinen Verwandten genieße ich die Freuden, deren ich mich hier beraubt sehe.“ Im Tagesbefehl vom 8. Januar 1823 heißt es: „Herrn Cavour ist es verboten, in Zukunft an den theatralischen Uebungen theilzunehmen.“ Was für ein Verbrechen hat denn der junge Herr begangen? Unter Leitung eines Professors der Anstalt hatten die Zöglinge ein Schauspiel aufgeführt, und da verletzete Camillo seine Vorgesetzten durch die Art seines Auftretens. Bald darauf aber zeichnete er sich in dem Schwanke „I Poëti ai campi Elisei“ aus; er gab den Genius Italiens, stieg als geflügelte Erscheinung von der Höhe hernieder und verkündete unter Anrufung der Dichter Alfieri und Metastasio die zukünftige Größe des Vaterlandes. Im Tagesbefehl vom 12. August 1823 heißt es: „Der Herr Zögling wird sich unmittelbar in den großen Arrest verfügen, denn er hat sich gewisse Schriften ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten verschafft.“ „Gewisse Schriften“ — durch seinen Bruder Gustavo nämlich hatte er sich allerlei verbotene Frucht, wie die „Débats“ und die „Gazette de France“ in die Akademie einschmuggeln lassen. So groß war schon das Interesse des Dreizehnjährigen für Politik.

14 Jahre alt, ward Camillo Page Carlo Albertos, Prinzen von Carignano. Da mußte er, wenn auch wider Willen, manchmal, um seinen Dienst zu machen, zu Hofe gehen. Er fühlte sich im Pagenkleide wie in einer Zwangsjacke. Als er zum ersten Mal in seinem Prachtgewande bei Hofe

erschien und der Stallmeister des Prinzen auf ihn zukam und ihn beglückwünschte, da erwiderte Camillo nach einer wohlverbürgten Versicherung, es verdriesse ihn genug, „die Livrée“ tragen zu müssen. Deffentlich pries er Benjamin Franklin als einen Pionier der Freiheit und zollte Bewunderung dem Andenken eines piemontesischen Edelmannes, der in Griechenland für die Freiheit gestorben war.

Diese seine revolutionäre Haltung verlegte bei Hofe; aber auch in der Akademie erregte er durch seine angebliche Anmaßung Aergerniß. Eines Tages trug Professor Plana Mathematik vor, und da Camillo mit Leichtigkeit schwere algebraische Probleme löste, prophezeite ihm sein Lehrer, er werde ein zweiter Lagrange werden. Da antwortete, wie dies ein alter Schulcollege Savours zu erzählen weiß, der Knabe: „Die Welt hat keine Zeit mehr für Mathematik; man muß sich fortan mit politischer Oekonomie beschäftigen. Die Welt schreitet fort. Ich hoffe, unser Land eines Tages von einer Constitution regiert zu sehen. Wer weiß, ob ich nicht gar noch Minister werde?“ Der noch heute lebende greise General Della Rocca, ein anderer Schulcollege Savours, war Zeuge dessen, wie sich dieser seinem Lehrer, dem Abbé Frézet, gegenüber in freidenkerische Aeußerungen erging, worauf Se. Hochwürden aufbrausend bemerkte: „Schweigen Sie, impertinenter, dünkeltastiger Junge Sie!“ Camillo besaß jene Anmaßung, die sich der Kraft bemächtigt, die im engen Gefäße gährt und die Hülle, die sie einschließt, zu sprengen sucht.

Er hatte unter allen Zöglingen das beste Examen gemacht, verließ, 16 Jahre alt, als Genie-Lieutenant die Akademie und warf gleichzeitig sein Pagenkleid von sich. „Endlich“, so äußerte er sich „darf ich diese Krebslivrée weglegen“, und später sagte er einmal: „Lakaien waren wir, und Lakaienkleider trugen wir. Ich ward roth vor Schande, wenn ich es anlegte.“

Der Lieutenant wurde dem Geniecorps in Turin zum Dienste zugetheilt. Neben Mathematik beschäftigten ihn ganz besonders die socialen Wissenschaften. Er schreibt an seinen Onkel di Sella in Genf:

„Ich hege für die mathematischen und mechanischen Wissenschaften das größte Interesse. Aber für ganz besonders nützlich halte ich das tiefe Studium der Geschichte und der Sprachen. Ich glaube, daß Derjenige, welcher sich einen Namen machen und über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben will, seine Aufmerksamkeit nicht auf zu viele Gegenstände richten sollte. Die Sonnenstrahlen, auf eine Linse gesammelt, verbrennen sogar das Holz, während sie keine Wirkung hervorrufen, sobald sie sich da und dort zerstreuen.“

Ueber die ernstesten Probleme verbreitet er sich in den Briefen an seinen Onkel di Sella. Spiel, Duell, Todesstrafe, ewiger Friede, internationales Schiedsgericht, und andere wichtige Zeitfragen erörtern Onkel und Nefte unter einander. Der erstere lebt in einer Welt edler Illusionen und schwärmt für die Abschaffung der Todesstrafe und des Krieges und für die Einführung eines Areopags, der die Streitigkeiten zwischen den Völkern auszutragen hätte.

Der Neffe jedoch, ein mehr realistisch angelegter Denker, meint, die Zeit sei noch nicht reif für die Verwirklichung solch humanitärer Träume. Ein tiefer Ernst äußert sich in den Briefen des Jünglings. Er beklagt sich über die Scholtheit des gesellschaftlichen Lebens in den Turiner Salons. Von der absolutistischen Wirthschaft in Piemont wendet er seinen Blick hinweg zu dem bewegten politischen Treiben in Frankreich und England. Gern ging er nach Genf. Dort fand er französisches und englisches Geistesleben. Ueber alle wichtigen Erlebnisse machte er sich Aufzeichnungen in französischer Sprache. In der Person Cavours lag die Zukunft Italiens. Nicht aus dem entnerzten und ungeordneten Süden, aus dem geistesstarken und geordneten Norden sollte Italien sein Heil kommen. Cavour war seiner Bildung nach eine mehr westeuropäische als jüdische Natur. Der Mann, der berufen war, sein Vaterland aus der particularistischen Erniedrigung zum Niveau einer modernen Staatsmacht emporzuheben, ging bei den Geistern Frankreichs und Englands in die Schule und besaß in seiner Jugend die geringste Kenntniß der italienischen Literatur. Während eines halbjährigen Aufenthaltes in Ventimiglia vertiefte er sich in die Schriften Guizots, Benjamin Constant's, Chateaubriands, der Staël und Lamartines; daneben studirte er die Werke Hallams, Guines und Adam Smiths.

War er auch weniger radical als sein Onkel di Sella, so war er doch innerhalb seiner engeren Familie auf der äußersten Linken. Der Direction des Geniecorps in Genua zugetheilt, nimmt er im Jahre 1830, ein zwanzigjähriger Jüngling, mit Freuden die Nachricht von der Juli-Revolution entgegen und triumphirt über das den Bourbonen gewordene Schicksal. Aber darum befand er sich doch nicht immer im Einverständnisse mit den Koryphäen der „Giovine Italia“, deren Organ das genuesische Journal „L'Indicatore“, war. Denn schon damals bildete er sich zu den Grundsätzen des „Juste milieu“ ans. Er schwärmte nicht für die Revolution und wünschte vielmehr, daß sich Menschen und Staaten stetig entwickelten, die geschichtlichen Ueberlieferungen im Geiste des Fortschrittes modificirten, mit bestehenden Mißständen womöglich durch gesetzliche Mittel aufräumten, jedoch nie ein altes Verbrechen durch ein neues zu beseitigen suchten. Er meinte, es müsse die Revolution der Ideen der Thaten vorausgehen, denn ein ungepflügter Boden nehme auch die edelsten Saaten in sich nicht an. In Genua kam ihm der Gedanke, der militärischen Laufbahn zu entsagen und sich der Landwirthschaft zu widmen. Der Vater geht auf den Wunsch des Sohnes ein und kauft ihm das kleine Gut Torrone in der Nähe seines Familiengutes Veri. Dieses Project hatte er ihm mit folgendem Schreiben angekündigt: „Wenn Du Dich der Landwirthschaft ergeben und Eigenthümer werden willst, so will ich Dich in Deinen Vorsätzen unterstützen — — — Du kannst Dein Gut mit eigener Hand bewirthschaften, und, damit Du für Neueinrichtung desselben keine Ausgaben machest, in Veri wohnen. Ich sage Dir, dieses Eigenthum wird Dich für den Augenblick nicht wohlhabender machen; ja es

könnte Dir sogar ein, wenn auch nicht beträchtliches, Deficit bringen. Dein Einkommen würde Dir freilich nicht gestatten, Dir einen Diener zu halten. General Sambuy hatte mit fünfzig Jahren keinen solchen. Willst Du Geld bei Seite legen, so mußt Du sorg wirthschaften und Dir ohne Pferd und Fuhrwerk forthelfen . . . Bist Du einmal mit fünfundzwanzig Jahren kein Mann, so bist Du es nie.“

Bedeutungsvoll für sein Leben ward ihm die Freundschaft, die ihn mit Severino Cassio und Pietro di Santa Rosa verband. Ersterer weist einmal in einem Briefe an Cavour auf „die heilige nationale Sache hin, der sie beide zu dienen berufen wären“ — *la santa causa, che abbiamo ardentamente abbracciato. . .* „O daß wir doch gemeinsam durch ganz Italien wandern könnten, um unseres Vaterlandes Einrichtungen, Bedürfnisse, Meinungen und Secten zu prüfen.“ Als Santa Rosa im Jahre 1833 Italien bereiste, theilte er dem Freunde nach Turin in ausführlichen Briefen seine Eindrücke von den Personen mit, denen er begegnete. „Gewiß interessiren Dich doch mehr die Menschen als die Dinge, wiewohl ich ganz gut weiß, daß Du auch auf die Dinge schaust, da man durch sie die Menschen besser kennen lernt.“ In der That packten Cavour mehr die Menschen als die Dinge — er sagte einmal später von dem ihm befreundeten jüngeren Bolognesen Marco Minghetti, dieser kenne Italien, er (Cavour) aber kenne die Italiener. Er nahm an den Personen mehr Antheil als an den Sachen, und als das Sachlichste im Menschen erschien ihm der in diesem vorhandene nationale Trieb. In jedem seiner Landsleute sah er ein Element, um das große nationale Gebäude Italien aufzuführen. Santa Rosa schüberte ihn die hervorragenden Menschen Italiens, damit Cavour so in die Lage gesetzt würde, sich seine gegenwärtigen und zukünftigen Mitkämpfer und Widersacher vorzustellen. In Florenz berauscht sich der Freund an „dieser klassischen Stadt der Erinnerungen, diesem symbolischen Tempel des Mittelalters, dieser wahren Kosmopolis“; in Venedig ruft er mit patriotischer Genugthuung aus: „Wie ist doch dieses Italien schön — — Unsere Vorfahren, die so Großes vollbracht, müssen doch wacker und tüchtig gewesen sein! Die einzelnen Städte, die einst Municipien bildeten und sich gegenseitig zerfleischten, sehen aus wie eben so viele Hauptstädte großer Reiche. . .“

Cavour wählte sich den Freund zum Reisegefährten, als er später nach Paris und London aufbrach, um sich in diesen großen gesellschaftlichen und politischen Centren für seine staatsmännische Laufbahn vorzubereiten.

Er empfand das Bedürfnis, sich von den kleinlichen Verhältnissen Turins in die weite See eines bewegteren Lebens hinauszumagen, in welchem Individualitäten und Parteien mit offenerem Visir mit einander kämpften als in Piemont, wo ein politisches Regiment herrschte, das aus der heftigen Umarmung von Pfaffenhum und Bureaukratie hervorgegangen war. Ein Rakzenjanuner hatte sich seiner in Turin bemächtigt. Er gab sich, da ihm bei den erbärmlichen Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft keine

Gelegenheit zu ernsterer Bethätigung geboten war, eine Zeit lang dem Spiele und schalen Genüssen hin. Im Februar 1836 schreibt er in sein Tagebuch: „Trotzdem ich mir vorgenommen hatte, es nicht mehr zu thun, bin ich doch wieder im Caffee Fiorio gewesen, wo ich 1200 Francs verloren habe. Ich schäme mich meiner Schwäche und übernehme hiermit zur Strafe für meine Unvorsichtigkeit die formelle Verpflichtung, nimmermehr, wo immer es auch sei, so hoch zu spielen, bevor ich im Besitze eines Vermögens bin, das mich unabhängig macht . . .“ Und ein anderes Mal schreibt er, auf einer Reise durch Oesterreich dem Gesichtskreise der Heimat entrückt: „Ich verließ Turin, um für den Augenblick wenigstens diesem Leben eines erschöpfenden Müßiggangs und zweckloser Agitationen ein Ende zu machen — diesem Leben, das nur durch die erniedrigenden und herabwürdigenden Aufregungen des Spiels eine Abwechslung erfährt . . . Ich vernachlässigte die Studien und lasse alle meine intellectuellen Qualitäten brach liegen; meine moralischen Fähigkeiten verschlechtern sich. Wohin soll das führen? Die elende Spielsucht erniedrigt, wen sie beherrscht, nicht nur in den Augen des Publikums, sondern auch in den eigenen . . .“ Aber es bestätigte sich an ihm, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Als er i. J. 1840 in Paris weilte, fühlte er sich wieder versucht, zu spielen. Paris war à la Hausse gestimmt, man sprach von einem bevorstehenden Orientkriege. Cavour verlor 20 000 Francs. Das bringt ihn zur Verzweiflung, und reuevoll schüttet der Dreißigjährige sein Herz vor dem Vater aus. Er wolle, sagt er, auf die Ehe verzichten, und das um so mehr, als er mit seinem etwas ungleichen Charakter ein Weib nicht zu beglücken vermöchte; er wolle in Zukunft die Börse wie eine Hölle fliehen — „ich habe 20 000 Francs verloren, aber an Erfahrung gewonnen; ich habe einen Entschluß gefaßt, der mehr als eine Million wiegt.“ Darauf schrieb ihm der Vater: „Jetzt, mein guter Sohn, ist das Uebel geschehen — Du hältst Dich für den einzigen jungen Mann, der berufen sei, im Sturm Minister, Bankier, Industrieller, Speculant zu werden. Eigenliebe macht es, daß Du Dich für unfehlbar hältst . . . Ohne Zweifel wirst Du einst eine ausgezeichnete Stelle in der Welt einnehmen, wenn Du nur etwas weniger von Deiner Ueberlegenheit überzeugt sein wolltest.“

Auf den Reisen, die er mit Santa Rosa nach Frankreich und England machte, kam ihm die moderne Civilisation in ihrer vornehmsten Aeußerung als westeuropäische Ordnung, westeuropäische Freiheit, westeuropäisches Geistesleben zum Bewußtsein. Und so groß ward seine Vorliebe für Paris und London, daß man ihm zuerst Gallicismus und dann Anglomanie zum Vorwurfe machte. Er kommt einmal in seinem Tagebuche auf den großen italienischen Naturforscher Melloni zu sprechen und sagt: „Melloni lebt als Verbannter in Paris . . . Armes Italien! Deine ausgezeichnetsten Söhne werden in die Fremde gejagt — den Fremden müssen sie die Hervorbringungen ihres Genies und den Glanz ihres Ruhmes darbieten!“

In London feierte man den 25jährigen Piemontesen auf alle Weise und stellte ihm eine große Zukunft in Aussicht. Bei einem Festessen der geographischen Gesellschaft ward ihm der Ehrenplatz zugewiesen. . . Auf einen ihm ausgebrachten Toast erwiderte er *ex improviso*. „Das war,“ schreibt er, „mein Maiden-Speech. Der Secretär der Gesellschaft antwortete mir mit einem bedeutungsvollen Lächeln und sagte, er hoffe, das sei das erste Debut einer langen Laufbahn.“ Cavour hatte Empfehlungsschreiben an berühmte Männer der Rheinje-Stadt mitgenommen, aber nicht Alle scheinen ihm gleich wohlwollend entgegengekommen zu sein. „Ich mache in London die Erfahrung, daß Empfehlungsbriefe im Allgemeinen eher schaden als nützen. Derselbe Mensch, der sich für uns um unserer persönlichen Eigenschaften willen bemüht, flieht uns, sobald er Verpflichtungen gegen uns zu haben glaubt.“

Faraday, damals Lehrer an der „Royal Institution,“ hatte sich bereits durch seine chemischen und physikalischen Untersuchungen einen Namen auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gemacht. Cavour schildert seinen Besuch bei diesem berühmten Naturforscher folgendermaßen: „Wir trafen Faraday an, wie er sich gerade vom Tische erhob. Er war ohne Gilet und hatte einen alten schlechten Rock an; er machte einen etwas unsaubern Eindruck und hatte ganz das Aussehen eines Gelehrten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Er empfing mich höflich, aber unsere Unterhaltung dauerte nicht lange, denn er konnte sich nur schwer französisch ausdrücken; und ich wieder hatte mein Kreuz, um mich in englischer Sprache verständlich zu machen. So scherzte er denn unter stetem Lächeln mit Broceton (in dessen Begleitung Cavour war), mit dem er intim ist. Faraday war sehr lustig, sehr malitios, ein bon enfant. Er hat keine Spur von dem Hochmuth eines Gelehrten an sich, er ist vielmehr ein good natured fellow. Seine Figur ist nicht schön, aber er ist voller Leben und Geist. Man sieht, daß er eine große Leichtigkeit der Auffassung und eine sichere Definitionsgabe besitzt. Diese beiden Eigenschaften leiten ihn fast instinctiv zu den großen Entdeckungen an, mit denen er die Wissenschaft bereichert.“ Mit aller Lebhaftigkeit schildert Cavour ein Diner im Hause des Buchhändlers Murray.

In London verschaffte er sich einen tieferen Einblick in die politische Dekonomie. Unter sachverständiger Führung besuchte er allerlei industrielle Etablissements, Schulen, Kerker, Mühle und Armenhäuser. Er meinte, der moderne Staat sei berufen, Philanthropie zu üben, und darum studirte er diesen Zweig des öffentlichen Lebens, der schon damals in der Rheinje-Stadt reiche Blüthen trieb. Er machte Ausflüge nach Windsor, Dyford, Stratsford, der Heimat Shakespeares. Denn dieser britische Dichter war der poetische Heilige seines Lebens. Dantes „Divina Commedia“ hat er nie gelesen, zu dem Grabe des dämonischen Florentiners nach Ravenna war er nie gepilgert, aber den großen Briten las er immer und immer wieder, und so hatte er das Bedürfnis, seine Andacht an der Wiege des Dichters zu richten. Die tiefpsychologische Motivirung der Charaktere und Handlungen

bei Shakespeare zog ihn mächtig an, und noch in späteren Jahren pflegte er von seiner Loge im Carignano-Theater zu Turin mit gespannter Aufmerksamkeit der Aufführung Shakespeare'scher Stücke und zumal dem Auftreten Ernesto Rossi's zu folgen. Nicht mit Unrecht hat dieser berühmte italienische Schauspieler in seinen vor einigen Jahren erschienenen „Quarant' anni di vita artistica“ bemerkt, die italienische Bühne läge heute nicht so sehr darnieder, wenn es Cavour vergönnt gewesen wäre, die Formation des nationalen Einheitsstaates um einige Zeit zu überleben und die künstlerischen Einrichtungen des Königreichs ein wenig zu reorganisiren. Gern ermunterte Cavour, als er Ministerpräsident war, die an ihn empfohlenen Schauspieler, es mit den besten Stücken der Dichter von jenseits der Alpen zu versuchen, um so den Geschmack der Bewunderer Pulcinellos zu verbessern. So sehr er sich auch in späteren Jahren rühmte, daß er kein Schöngestir sei, so besaß er doch aesthetische Anlagen und Neigungen. Nach italienischer Gewohnheit empfing er die Diplomaten in der Loge und verhandelte, wie wir dies aus den Memoiren Michelangelo Castellis erfahren, sogar im Theater über wichtige Staatsgeschäfte. Hatte er als eine heitere praktische Natur auch wenig Sinn für das diabolische Pathos Dantes und die narkotische Würze der von patriotischen Schmerzensschreien erfüllten Dichtungen Leopardis, so schlürfte er doch gern den milden Honigseim der Poesien Manzoni's und die berauschte Blume der Opern Verdi's, den der spätere Minister aus Bewunderung seiner Musik sogar für ein Deputirtenmandat vorschlug, wobei er die wichtige Bemerkung machte, „Italien sei durch Harmonie entstanden, und so solle der Meister der Harmonien im Parlament nicht fehlen.“

Er war tief durchdrungen von dem Werthe der Bühne als einer ein Volk erziehenden nationalen Institution. Und darum seine Abneigung gegen ein frivoles oder nur auf Sensation und Schauer berechnetes Theater.

Als er den Winter 1842/43 in Paris weilte, lauschte er nicht selten dem Spiele der Naville und der Rachel, ohne sich jedoch, wie Andere es thaten, einem an Fetischismus grenzenden Kultus der letzteren hinzugeben. Er fand keinen Gefallen daran, daß sich die Rachel, um Effect zu machen, zu Stücken herabließ, die er einer solchen Tragödin nicht würdig fand. Eine große künstlerische Interpretin sollte sich, so meinte er, von einem großen Dichter fortreißen lassen, nicht aber banalen Effectstücken durch ihre Kunst zum Leben verhelfen.

Am 15. November 1842 schreibt Cavour, anknüpfend an die Aufführung von Lemercier's „Frédégonde, la dame et la demoiselle“: „Nie in meinem Leben habe ich einer abscheulichen Tragödie beigewohnt, als dieser. Glender Vers; absurde Intriguen, überspannte Charaktere — absolut uninteressant. Mademoiselle Rachel machte sich trotz ihres großen Talents schwer verständlich. Sie war unausstehlich, da sie sich Gewalt anthat, um den Haß und die Grausamkeit getreu darzustellen. Ich begreife es nicht, weshalb Mlle. Rachel dieses schreckliche Stück gewählt hat, es sei denn, daß sie sich

versucht fühlte, zu sehen, wie weit der Triumph ihres Talents gehe, um Schwierigkeiten jeder Art zu überwinden. Sie hat uns vielleicht zeigen wollen, daß sie die thörichtesten und geschnacklosten Dinge plausibel zu machen weiß. Sie hat ihre Eitelkeit auf Kosten der Kunst und ihres wahren Ruhmes befriedigt. . . Sie hat in der Uebertreibung der Leidenschaften ein neues Mittel zur Entfaltung ihres Talents zu finden geglaubt. Aber indem sie mit Gewalt leidenschaftlich sein wollte, ist sie aus der praktischen Natur herausgetreten und hat sich in eine exceptionelle Welt begeben, die zwar wahr sein mag, die man aber nur mit Schaudern sieht. . . . Indem sie die Grenzen überschritt, hat sie nur peinliches Erstaunen statt jener Bewunderung hervorgerufen, die sie sich sonst so gut zu verschaffen weiß. Das wahre Motiv, das sie veranlaßte, diese traurige Tragödie neu zu beleben, mag man jedoch vielleicht in dem Umstande sehen, daß das Costüm Fredegundes ihr entzückend sitzt — sie ist eben trotz ihres Genies noch mehr Frau als Schauspielerin.“ Das war eine der wenigen Theater-Kritiken, die Cavour, wenn auch nicht für die Oeffentlichkeit, geschrieben hat. Aber im ganzen war er doch kein Theaterfer.

Im Verkehr mit Männern, wie Sainte-Beuve, dem Herzog von Broglie, Thiers, Haussenville, dem Grafen de Mols und anderen hochgebildeten Geistern verfeinerte sich das aesthetische Gewissen des mehr dem praktischen Leben zugewendeten jungen Italiens. Dabei aber ging er in der Stadt an der Seine, in welcher er eine Schaubühne der Welt sah, zu vielen Dingen nach, um dort ausschließlich künstlerische Neigungen in sich aufkommen zu lassen. Er eilte von einem Hörsaale in den anderen, um sich mit den bedeutendsten Lehrern des Collège de France und der Sorbonne bekannt zu machen. Er hörte bei Roger-Collard über Völkerrecht, bei Lenormand über Geschichte des Orients, bei Jules Simon über die Schule von Alexandrien. Er hörte bei Michelet, Ozanam, Gérusez und Quinet. Mit besonderem Interesse folgte er den juristischen Vorlesungen Pellegrino Rossi — des Italiens, der später einen so edlen Antheil an den nationalen Bestrebungen seines Vaterlandes nehmen und als Märtyrer der gemäßigten Sache in Roum neuclings ermordet werden sollte. Der Philosoph Cousin äußerte sich dem jungen Piemontesen gegenüber mit Sympathie über Piemont. Damals lebte auch Adam Mickiewicz in Paris, und in diesem Dichter verehrte Cavour die Sache Polens.

In Gesellschaft August de la Rives ging er wieder nach London. Von der Galerie des Parlaments schaute er auf das Treiben des Unterhauses hinab, und in dem Piemontesen erwachte der Wunsch, es möchte auch Sardinien eines Tages das Polizeiregiment mit einer parlamentarischen Regierung vertauschen und gar aus einem imposanten gewählten Vertretungskörper heraus statt des kleinen Sardinien das große Italien vor Europa zum Worte kommen. An der Themse lernte er sich für die freihändlerischen Ideen Cobdens begeistern. Er ward mit den Nachtheilen des Monopol-Systems vertraut

und hörte nicht mehr auf, über das schöne Pseudonym „Protectionismus“ zu spotten, unter dem sich der häßliche Begriff „Monopol“ berge. Er bewunderte Sir Robert Peel, der trotz der ihm hieraus erwachsenen Unpopularität von seinen veralteten wirthschaftlichen Anschauungen abgefallen war und sich zu den Ideen Cobdens bekehrte.

So gut wir auch schon bis jetzt mit Cavour's oekonomischen Anschauungen vertraut waren, so hat gerade nach dieser Richtung hin die Literatur in den letzten Jahren manche Bereicherung erfahren. Bemerkenswerthe Ausprüche über die wirthschaftlichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens finden sich in den Schriften und Reden Cavour's, und einen Auszug aus diesen hat Arturo Perrone unter dem Titel „Idee economiche del Conte di Cavour, tolte dai suoi scritti e discorsi parlamentari“*) publicirt. Diejenigen Staatsmänner unserer Tage, die den Socialismus dadurch bekämpfen zu können glauben, daß sie zu den protectionistischen Ideen der Vorzeit zurückkehren, vertreiben den Teufel mit Beelzebub. Sie sollten sich aber des Auspruchs Cavour's erinnern, den Perrone seiner Schrift als Motto voranschickt: „Die socialistischen Doctrinen haben sich nur in den Ländern entwickelt, in denen die protectionistischen Ideen in die Gesetzgebung, in den Geist und in die Sitten der Menschen eingebracht sind.“ Perrone's Schrift wird außs beste ergänzt durch den umfangreichen Briefwechsel, den Cavour mit dem Genueser Bankier De la Rue unterhalten und den Amédée Bert unter dem Titel „Nouvelles lettres inédites recueillies et publiées avec notes historiques“**) veröffentlicht hat. Emil de la Rue, an den diese Briefe gerichtet sind, war der Chef eines angesehenen, seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Genua etablirten Bankhauses, das der Geneser André de la Rue gegründet hatte. Während seines Aufenthaltes in Genua hatte der junge Cavour in dem gastfreundlichen Hause De la Rues viel verkehrt. Der Bankier und der Staatsmann blieben dann durch ein viertel Jahrhundert in regem Briefwechsel mit einander. Dieser erstreckt sich auf den Zeitraum von 1836 bis 1861. Diejenigen, die, wie dies heutigen Tages, insbesondere in gewissen feudalen Ständen, üblich ist, gewöhnt sind, über den kaufmännischen Beruf die Nase zu rümpfen, mögen es sich gesagt sein lassen, daß Cavour einem Bankier seine gewichtigsten Lebenspläne mitzutheilen und sich in seinen Briefen an ihn, die zwar in erster Linie geschäftliche Fragen behandeln, auch über die politischen Probleme des Tages zu äußern pflegte. Er bediente sich der Vermittelung De la Rues, als es i. J. 1851 galt, die große sardinisch-englische Anleihe mit dem Hause Hambro in London abzuschließen; er schickte den Freund nach Paris und Chambéry i. J. 1855, als das Königreich Sardinien mit dem Hause Bartholomy wegen der Fusion der sardinischen Eisenbahnen unterhandelte. Er holte sein Gutachten über

*) Casanova, Torino. 1887.

**) Roux e Comp., Editeurs, Turin. 1889.

landwirthschaftliche und commerzielle Unternehmungen ein und appellirte an ihn als an eine Autorität, wenn er nicht wußte, wie er, der Gutbesitzer in Veri, seine Terrains ausnutzen, seinen Reis und sein Getreide verkaufen solle, oder wenn er irgend eine Bank zu gründen oder eine industrielle Gesellschaft ins Leben zu rufen wünschte.

Denn ehe Cavour der große Staatsmann war, beschäftigte er sich auf seinem Landgute Veri mit Reiskbau, Cultivation der Zuckerrübe, Experimenten mit chemischem Dünger, Schaf- und Schweinezucht, und er stand diesem prosaischen Verufe durchaus nicht als gräßlicher Junker gegenüber, der das Geschäft verachtet und den Nutzen einsteckt und sagt „Non olet“. Der „gentleman farmer“, wie ein geistreicher Italiener ihn genannt hat, war schon früh Morgens bei der Arbeit anzutreffen, und so wurde der arme Edelmann mit dem prunkvollen Titel und der leeren Tasche nach und nach Millionär. Einst hatte er an seinen Freund de la Rive geschrieben: „Einmal in den Geschäften, werfe ich mich auch ganz und gar hinein. Außerdem zwingt mich meine Lage dazu — ich bin der Jüngere, was in einem aristokratisch constituirten Lande viel besagen will. Ich muß mir meine Lebensstellung im Schweiß meines Angesichtes schaffen. Für Die, welche mit Millionen spielen, ist es leicht, sich mit Wissenschaften und Theorien zu beschäftigen; wir anderen armen Teufel, wir jüngeren Söhne, müssen Blut und Wasser schwitzen, um einige Unabhängigkeit zu erringen.“ Damals fehlte ihm noch das Geld, um die Reiskfelder, die er eben gekauft hatte, zu bezahlen.

Tief durchdrungen von dem ethischen Werthe des Kaufmanns und der politischen Bedeutung der Industrie — der Industrie, die Europa aus dem feudalen Stadium in ein bürgerliches Zeitalter hinübergeleitet hat —, suchte er auch seine trägen Landsleute für industrielle Unternehmungen zu gewinnen. Das aber erweckte das Mißtrauen der sardinischen Regierung, „denn in Turin ahnte man“, wie Treitschke einmal sehr richtig bemerkt hat, „die Verwandtschaft des neuen Großgewerbes mit dem Liberalismus.“ Cavour's Leben ist ein Hymnus auf den kaufmännischen Veruf und die Industrie. Oft genug beklagte er sich zu dem Genueser Bankier darüber, daß Italien wirthschaftlich darniederliege. Er jagte sich, daß der Feudalismus im Bunde mit dem Clericalismus sein Vaterland erniedrigt habe und daß Handel und Industrie es wieder aufrichten werden. Mit Antonio Scialoja, Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Turin, vertrat er in den Tagen, als doctrinäre Finsterlinge in Piemont das große Wort führten, die freihändlerischen Ideen Cobdens. Auf die Einladung jener Beiden hin kam der ausgezeichnete Briten nach Turin, und bei einem Bankett, das ihm zu Ehren von Cavour und Scialoja veranstaltet ward, fehlte es nicht an zündenden Toasten auf den Freihandel.

Scialoja feierte in Cobden Denjenigen, der die ökonomische Barbarei des Monopols zu Falle gebracht, und der Briten wiederum ließ den Genius Italiens hochleben, der so expansiv sei, daß ihm die Welt kaum genüge.

Welch' ein Werk des antiken Rom werde mit dem Durchstiche des Mont-Cenis wetteifern können? Er begrüße, sagte Cobden, dieses Project um so wärmer, als sich Italien und England hierdurch näher kommen würden. Cavour's Herz schlug bei diesen Worten höher, denn er erwartete viel von der Annäherung seines Vaterlandes an England und Frankreich. Diejenigen, die sich über die Gewerbefreiheit lustig zu machen pflegen, müssen, wie inferior sie auch einen Cavour gegenüber dastehen, in dem großen Staatsmanne, der dem Zunftwesen und der kastennäßigen Classification der Stände nicht gewogen war, einen Manchestermann sehen. Aber dem Manchesterpolitiker wohnte doch ein tiefwurzelndes Gefühl von Manneswürde inne. Verkleumder klagten ihn an, daß er aus seinem Ministerportefeuille Vortheile zu Gunsten seiner Tasche gezogen hätte. Während der Zeit, da er gleichzeitig Cabinetschef und Finanzminister war, schrieb er einmal, am 27. Februar 1853: „Lachen Sie denjenigen in's Gesicht, die Ihnen sagen, daß ich mich jetzt auch nur im geringsten mit irgend einem Geschäfte abgebe.“ Das ist derselbe Cavour, der ein ihm von Oesterreich aus gemachtes Anerbieten, sich an den Actien einer Eisenbahngesellschaft zu betheiligen, voll Indignation mit der telegraphischen Weisung ablehnte: „Je repousse l'offre que vous me faites avec le plus grand mépris.“ Schon im Jahre 1852 hatte er an die Herren F. N. in Newyork, die den Minister aufforderten, sich an gewissen geschäftlichen Speculationen zu betheiligen, geschrieben: „Sehr geehrte Herren! Indem ich Ihren Brief beantworte, spreche ich die Vermuthung aus, daß Ihnen meine Stellung als Minister nicht bekannt sei. Sonst hätten Sie es kaum versucht, mir Privatspeculationen anzubieten. Ich ersuche Sie, in Zukunft bessere Erkundigungen über die Fähigkeiten Ihrer Correspondenten einzuziehen und sich zu erinnern, daß die Minister, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, sich nur den öffentlichen Angelegenheiten widmen.“

Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte Cavour das Bedürfnis, sich seinem Freunde De la Rue mitzuthellen. Dieser Brief vom 28. Mai 1861, in welchem der große Staatsmann auf die von seinem Finanzminister Vastogi in Angriff genommene Unification der Staatsschulden des Königreichs zu sprechen kommt, schließt aber mit den Worten: „Diese nicht enden wollende Parlamentssession ermüdet mich sehr. Ich habe nun des Guten genug.“ Einen Tag später erkrankte er, und am 6. Juni 1861 war der erst Fünfundzwanzigjährige eine Leiche.

Diese seine letzten Lebenstage und seinen Tod finden wir in fesselnder Weise in Michelangelo Castellis erst im Jahre 1888 von Luigi Chiala veröffentlichten Memoiren*) geschildert. Castelli war für Cavour, was Eckermann für Goethe. Geboren zu Racconigi im Jahre 1808, lernte er in Turin frühzeitig den etwas jüngeren Cavour kennen. Erst den Ideen Mazzini's zugethan, bekehrte er sich unter dem Einflusse des Freundes zu gemäßigteren Grundsätzen. In dem von Cavour begründeten Journal „Il

*) Ricordi di Castelli. L. Roux. Torino 1888.

Risorgimento“ legte er diese seine Anschauungen nieder. Dann saß er als Parteigenosse Cavour's in der Kammer. Er hatte als dessen intimer Freund eine gewisse lindernde Macht über seinen ungestümen Geist. Cavour verzehrte sich im Dienste des Vaterlandes, während das bescheidenere Licht Castelli's, Licht vom Lichte Cavour's, noch ruhig in eine neue Zeit hinüberdämmerte, in welcher der Name des großen Freundes bereits von historischem Ruhm verklärt war. Er starb im Jahre 1875 zu Turin, und bis in die letzten Tage seines Lebens arbeitete er an seinen Aufzeichnungen. So liegt auf diesen Memoiren, die erst dreizehn Jahre nach Castelli's Tode an's Tageslicht kamen, ein Geist von Wohlwollen und Liebe für den dahingeshiedenen Freund — ein Geist, wie er von einem edlen sterbenden Manne ausstrahlen pflegt. Er hat Cavour die Augen zugeedrückt. In Castelli's Memoiren erscheint der staatsmännische Genius des diplomatischen Gründers der italienischen Einheit in der ganzen Fülle seiner Ueberzeugungen.

Castelli meint, Cavour hätte noch gerettet werden können, wäre er nicht vom Anfange der Krankheit an, die die Einen für eine Darmentzündung, die Andern für Malaria hielten, von einem mittelmäßigen Arzte behandelt worden, der ihm sieben Mal zur Aber ließ. Dazu noch saß der Schwerleidende auf seinem Schmerzenslager einem mehrstündigen Ministerrathe vor, der ihn furchtbar erschöpfte. Unmittelbar darauf trat Castelli in das Krankengemach im Palazzo Cavour. Der Freund las aus dem Anblicke des Leidenden, daß es mit diesem abwärts gehe. Castelli gehörte wie zur Familie, und alle Augenblicke verlangte der Kranke nach seinem Vertrauten, der sogar Eisumschläge auf die brennende Stirne des in Fieberträumen dahinsiehenden Staatsmannes legte. Am Sonntag, dem 2. Juni 1861, hatte der Patient allerlei Wahnvorstellungen — es war ein schlimmes Omen für seine Umgebung. Die Freunde verloren die Köpfe. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni verblieb Castelli bis 3 Uhr Morgens in Gesellschaft Farini's bei dem Kranken; dann machte sich der erstere nach Hause, um einige Stunden auszuruhen. Um 6 Uhr schon holte ihn aber ein Diener, der ihn beschied, daß Cavour nach dem Freunde verlange. Beim Eintritte Castelli's in das Krankenzimmer flüsterte jener die Worte: „Oh Castelli, Castelli.“ Dann verfiel er in dumpfes Schweigen. Plötzlich aber raffte er sich auf, nachdem er den Freund mit großen Augen angestarrt und allerlei unzusammenhängende Worte gesprochen hatte, und sagte: „Der König soll es wissen,“ und dann phantasirte er weiter. Castelli erzählt: „Mit einem Mal erhob er sich und schleuderte die Füße aus dem Bette; ich hielt ihn mit der Rechten fest, und er lehnte das Haupt an meine Brust. Er bemerkte das Augenglas, das mir vom Halse hing, und spielte lange mit demselben. Ich aber betrachtete seinen so stark entwickelten Kopf und dachte an die Macht des Genies, das er in sich barg. Ich konnte nicht die Thränen unterdrücken und schluchzte aus der Tiefe meines Herzens. Er athmete wie ein Gesunder, er hatte rothe Backen — aber die Augen waren von erschreckender Glanz-

losigkeit, wenn sich ihm auch manchmal ein Lächeln auf die Lippen schlich. So stand ich zwei Stunden allein an seinem Bette und legte ihm von Zeit zu Zeit eine Eiscompressen auf den Kopf.“ Nachmittags war alle Hoffnung vorüber. Auf Castellis Drängen schickte man um den Pater Giacomo, Pfarrer der Kirche della Madonna degli Angeli, auf daß dieser milde Priester dem sterbenden häretischen Staatsmanne, der, wiewohl er manchen Feldzug gegen das päpstliche Rom unternommen hatte, doch im Grunde seines Herzens ein guter Katholik blieb, die letzte Delung ertheilte.

Schon als Jüngling hatte sich der Nachkomme des heiligen Franz von Sales zuweilen religiösen Stimmungen hingegeben, und auch als Staatsmann zeigte er sich in seinen Angriffen gegen das durch so ehrwürdige Traditionen geweihte System des römischen Kirchenglaubens sehr zurückhaltend. Schon die Predigten des Jesuiten Ravnigan und die Vorträge des Abbé Coeur in Paris hatten ihn zu einer Religion im höheren Sinne des Wortes hingeleitet, und so fanden auch die Lehren Giobertis und Rosminis, dieser eblen italienischen Denker, deren Streben auf eine Ausöhnung der modernen nationalen Ideale mit dem altererbten katholischen Glauben ging, einen begeisterten Jünger an ihm. Freilich mußte er sich noch in den letzten Tagen seines Lebens davon überzeugen, daß die italienischen Neuwelsen in Illusionen geschwelgt hatten, denen das „Non possumus“ Pius IX. ein Ende machte. Ueber ihn selber waren manchmal skeptische Gedanken gekommen; er hatte einmal die Worte niedergeschrieben: „Wir, die wir keinen religiösen Glauben haben, müssen uns doch wenigstens mit aller Leidenschaft in den Dienst der Menschheit stellen.“

Der Vatican sah in Cavour nur den Ketzer und löhnte den Pater, der den Sterbenden absolvirt hatte, damit, daß er ihn a divinis suspendirte. Auch noch die letzte Nacht harrete Castelli bei dem geliebten Freunde aus. Im Fieberwahne begann der Kranke um 2 Uhr Morgens zu declamiren. Er glaubte auf der Ministerbank im Palazzo Carignano zu sitzen und zu den Deputirten zu sprechen. Castelli erzählt darüber: „Zwei Stunden lang sprach er mit einigen Unterbrechungen. Er warf Namen, Ideen und Projecte durch einander. Heilige Stille herrschte um uns, und mit beklommenem Herzen lauschten wir auf die Aeußerungen einer Ideenmacht, die in ihm noch fortloberte und sich in Pläne und Gedanken erging. Er starb mit dem Namen Italia auf den erbleichenden Lippen und legte so ein wunderbares Zeugniß dafür ab, wie sehr sich die Leidenschaft fürs Vaterland in ihm verkörperte.“ Auch Cavour's Sterben war ein mühsvolles Ringen, wie es sein ganzes erfolg- und ruhmgekröntes Leben gewesen, das die ausgezeichnetsten Männer Italiens zu wahren Hymnen auf den größten Staatsmann, den die apenninische Halbinsel seit Jahrhunderten besessen, inspirirt hat.





Federzeichnungen aus Holstein.

Von
F. Stegried.

— Kiel. —

III.

Auf, zum Hefenstein!

Aine glänzende Bilderschaar ungaukelt mich, gleich bunten Schmetterlingen. Ob ich wache oder träume, immer ist Eins da und setzt sich mir auf das Ding, das ich gerade vor Augen habe. Eben jetzt, wie ich den Kanarienvogel von der Zuckerdose scheuchen will, — halt, was ist das? Zwischen Nußgesträuch geht der Blick auf eine weite Wasserfläche, die den hellen Morgenhimmel widerspiegelt, die Wälder, die Hügel sind in blauen Duff getaucht, ein einsamer Thurm hebt in der Ferne das Haupt empor. — Dich kenne ich, Du bist der Hefenstein! — Wie der Thau auf den Gräsern schimmert, die Erdbeeren leuchten dazwischen, wie böhmische Granaten in Silberfiligran. Nun weiß man doch, woher der Künstler das Motiv zu Großmutter's Gürtelschnalle genommen hat. — Das Pappellaub rauscht im Morgenwinde, der die Hitze mäßigt, und wieder dämmert zwischen den Stämmen herauf der See, der wunderschöne Selenter See. — „Früher ging hier ein Dampfsboot,“ sagt der Postillon neben mir, „aber jetzt geht keines mehr.“ Ich denke, deswegen wird der See von seiner Schönheit nichts verloren haben. Da fällt mein Blick auf breite Spuren im Hafersfeld, die nach dem Walde hinüberweisen, und ich frage: „Sind das Rehe?“ „Nein, das sind die Hirsche,“ sagt er, „die treten hier des Nachts heraus zur Tränke, man sieht ihrer am frühen Morgen oft bis sechzig Stück bei einander, und mehr.“

So lebendig jene Herrlichkeiten mir auch vor Augen stehen, Etwas ist doch zwischen mir und ihnen, was mich von ihnen trennt, wie eine gläserne Mauer, ja manchmal ist mir's, als hätte ich sie garnicht mit diesen meinen Augen erblickt, sondern mit den Augen eines Andern, oder durch ein Mikroskop, und als gehörten sie von Natur in eine fremde Welt. Was für eine Welt das ist, wird sich wohl ergeben, wenn ich berichte, wie ich zu ihnen gekommen bin, ich will deshalb mit dem Anfang beginnen.

Der Postbote brachte mir eine Karte von unserem Fahrwart, die war hektographirt und schloß mit den Worten: „Auf zum Hessestein!“ Sie handelte außerdem von schönem Wetter, lange gehegten Plänen, allgemeiner Theilnehmung, gemächlichem Tempo, das auch dem schwächsten Radfahrer den vollen Genuß einer Tagesfahrt verhieß, und noch anderen verlockenden Sachen. Also setzte ich Sonnabends mein Rad in Stand und ging noch bei Tageslicht zum Schlämmerchoppen, ohne den ja in diesen Zeiten die nöthige Bettstühle nicht mehr zu gewinnen ist. Ich konnte nichts dafür, daß gerade an dem Abend ein lange entbehrter Gast den Stammtisch besuchte, zudem stellte sich nach dem überheißigen Tage erquickende Kühle ein, und es wurde zehn Uhr, ehe wir uns trennten. Zu Hause, bis der Wecker gestellt, der Vogel versorgt und die Blumen begossen waren, schlug es halb elf, dann kam der Mond und schien auf mein Bett, ein Schwärmer, der im Zimmer schnurrte, die strahlende Wärme aus den Wänden, eine laute Unterhaltung auf der Straße, so löste immer Eines das Andere ab, und Jedes rührte ein klein wenig an der einen Vorstellung, die mir merkwürdiger Weise nicht aus dem Sinn wollte, so daß sie jedesmal den Kopf hob und fragte, ob es noch nicht bald Morgen sei — die Vorstellung von dem räthselhaften schwächsten Radfahrer, dessen die Karte Erwähnung that. Als ich endlich definitiv mit mir übereingekommen, daß aus so und so vielen Gründen aus der ganzen Fahrt nichts werden könnte, ging der Wecker los, und ich hatte den letzten Theil der Nacht wenigstens regelrecht geträumt und geschlafen. Die Uhr schlug drei Viertel auf vier, und unsere Gartenamstel stötete gerade ihr Morgenlied, da leitete ich mein Zweirad durch die Dämmerung der Straßen zur Hauptpost hinunter, wo der Sammelplatz war.

Mit dem Glockenschlage war ich dort und fand zuvörderst Niemanden. Dann zeigte mir der Wachtposten, den ich fragte, in der Ferne eine kleine Gestalt, die monumental auf das Zweirad lehnte und wartete. Es war kein Sportskamerade, sondern nur ein Sportsverwandter, der Sohn eines unserer bewährten Radfahrer, darum grüßte er nicht mit „All Heil,“ sondern sagte wie andere Menschenfinder: „Guten Morgen.“ Ich stellte mich darauf neben ihn, und wir warteten zu Zweien.

Nach und nach kamen sie heran, und das blaue Feld gewann Fülle. Erst regte sich Etwas in der Dämmerung, dann erscholl ein silberner Ton, und wie ein Schatten hinstreife es herbei und war da. Die Gesamtheit des Vereins, von der die Karte sprach, war es freilich nicht, doch ersetzte die

Qualität einigermaßen die Quantität, und wer noch kein Radfahrer war, der konnte hier die Vorzüge und Eigenschaften aller gangbaren Arten des Zweirades vergleichen und prüfen, um mit Vortheil und Genuß einer zu werden. Neben dem majestätischen hohen sah man das niedere, seiner Kleinheit halber Bei-Zickel genannt, in seinen verschiedenen Abarten; das gemeine Safety, das Tangential-Sicherheits-Bicycle, das Cushion-Zweirad, zu deutsch Haarbalg, das mit Luft aufgeblasene Pneumatic, zu deutsch Blähreifen, oder die Luftwurst. Der Sonnenball hing wie eine rothe Schiffslaterne zwischen den Masten des Hafens, da gab der Fahrwart mit einem Pfiff das Zeichen zum Aufsitzen, und wir traten — ja traten! — unsere Reise an.

Was nun kam, war so eigenartig, daß es sich für Jemanden, der kein Radfahrer ist, nur schwer in der rechten Weise begreiflich machen läßt. Am ehesten möchte noch ein gewiegter Bergsteiger im Stande sein, es nachzuempfinden, nicht sowohl wegen der darin vorkommenden Thatfachen, denn die waren ungefähr dieselben, die Jeder, der im Frühling vor's Thor geht, täglich erleben kann, sondern wegen der Verfassung, in der das Gemüth die besagten Thatfachen in Empfang nahm und dem Gedächtniß einverleibte.

Der Morgen war einer von den drückend heißen, an denen der Vor sommer dieses Jahres so reich war, und die Hitze wirkt bekanntlich, wenn sie kommt, erregend auf das Gemüth. Rechnet man dazu die Folgen der schlaflosen Nacht und die starke Anspannung der gesammten Körpermuskulatur während des Fahrens, so hat man drei Momente beisammen, die gemeinschaftlich den Geist in eine solche Spannung versetzten, daß er Alles, was von Eindrücken an ihn herantrat, mit einer Fülle überreizter Empfindungen beantwortete und die Welt mit Allem, was darinnen war, ansah, wie durch ein Mikroskop.

Wir ritten den Hafen entlang, zwischen dem Schlachthof und dem Güterbahnhof hindurch und waren in unglaublich kurzer Zeit in Gaarden bei der Brauerei. Hier ging es den Berg hinan und oben, in der freieren Morgenluft, der blauen Ferne entgegen. Der Kirchturm von Glinichenhagen ward einen Augenblick zwischen Lindenbäumen sichtbar, bald danach war die blaue Ferne da und wir mitten darin. Die Hügel, Thäler, Wälder, Dörfer und Menschen — so viele ihrer in der Morgenfrühe auf den Beinen waren — nebst allem Gethier und Gewächs, Alles war so morgenfrisch und rein, als wäre es diese Nacht erst aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, mit der besonderen Bestimmung, uns als Augenweide zu dienen. Der Goldbaumer auf der Spitze des Haselstrauchs sandte den Morgenruf über's Feld, die Brut des Grünlings im Apfelbaum zirpte begehrlieh nach Futter, der Tritsch mit der rothen Brust und sein Weib machten sich in den Glockenblumen am Wege zu schaffen und sahen uns verstohlen nach. Die Schwalben schossen hin und her, die Möwe über dem wogenden Korn unterbrach ihre Kreise und stand einen Augenblick in der Luft still, gegen uns gekehrt, die Kinder des Adebar

rührten auf dem Nest die Flügel und dachten: „Fahrt Ihr nur hin, wenn wir erst vier Wochen älter sind, dann sind wir Euch weit über.“

Ein klares Wasser floß in einem kühlen Grunde, und auf einer schrecklich holperigen Brücke fuhren wir darüber hin; es war die Swentine. Später hatten wir sie zur Rechten unter uns, in der Dämmerung des Buchenwaldes. Dann wich sie zurück, und ihre Berge und Wälder traten in die Ordnung der übrigen Berge und Wälder ein, von denen die Ferne so blau war. Neue Thäler öffneten sich zwischen den Hügeln, und neue Wälder nahmen uns auf. Dann kam der Blick auf den Selenter See, und dann kam Selent selbst und — der Kaffee.

Dieses sind sozusagen die äußeren Umstände, gleichsam die Coulissen auf der Schaubühne des Tages, zwischen denen unsere Fahrt verlief. Zwischen ihnen spielte sich zur selben Zeit eine Handlung ab — „een Truerspeel“ sagen die Bauern — deren Träger niemand Anderer war, als das Stahlroß unseres Nestor. — Nestor war auch gekommen; er erschien zuletzt von Allen auf dem Sammelplatz, und man hatte, glaube ich, seinem Kommen mit etwas getheilten Gefühlen entgegesehen; jeboch er kam, und er war da. Nestor ist ein biederer Charakter und sein Stahlroß eins von der altbewährten Rasse des hohen Zweirades, Seidel & Naumann, 52er, welches er, allen gegenheiligen Ansichten zum Troß, zu reiten sich nun einmal vorgenommen hat und, in seiner Weise, auch wirklich reitet.

Ein jedes Stahlroß, muß man nämlich wissen, das beste nicht ausgenommen, hat seine Eigenthümlichkeiten oder Rücken, so gut wie jedes gemeine Roß oder Reitthier im Allgemeinen. Das eine stößt, das andere bockt, das dritte klappert, das vierte hüpfst und läßt seinen Reiter über jeden Schafmist im Wege hausshohe Sprünge machen. Das sind Dinge, mit denen man rechnen muß, wenn man ein Stahlroß reitet. Das unseres Nestor hatte die Eigenthümlichkeit, jedem Hinderniß im Wege schnurstracks zu Leibe zu gehen, statt, wie es doch viel zweckmäßiger schien und im Grunde auch ganz natürlich gewesen wäre, ihm einfach auszuweichen. Zeigte sich von ferne nur ein tieferes Geleise, ein Haufen Sand, ein Lehnkloß oder gar ein Stein, so konnte man sicher unmittelbar darauf unseren Nestor ihn im Sturm nehmen sehen, obgleich der Weg zum Ausweichen wahrlich breit genug war. Dabei versicherte er immerfort hoch und theuer, nicht er sei es, sondern ein Gedankenleser thäte es ihm an, der in dem boshaften Dinge steckte und von Allem, was er selbst dachte, stets das Gegentheil ausführte.

Wir ist noch eine andere Erklärung eingefallen. Ich habe vor Jahren einmal einen Frühlingritt durch das Albanergebirge gemacht, zu Esel natürlich, die schönste Reitpartie, die man sich nur denken kann. Mein Esel hatte die Eigenthümlichkeit, die man bei seiner Art nicht selten findet, er sammelte, und zwar Gerüche. Bei Allem und Jedem, was ein anderer Esel vor ihm des Weges hatte fallen lassen, blieb er stehen und ging, trotz aller guten Worte und Schläge, nicht fürbaß, ehe er denn dasselbige classificirt und

specificirt, befehen und berechnen hatte. Dazumal ward mir klar, wie recht der gehabt haben muß, der den Esel zuerst Esel nannte; und jetzt, indem ich die vergeblichen Versuche unseres Nestor sah, seine Maschine nach den Principien der reinen Vernunft zu treten, drängte sich mir wiederholentlich der Gedanke auf, daß es mit der Seelenwanderung doch nicht so ganz ohne sei.

Die Gaardener Brauerei war noch gar nicht in Sicht, da fing für Nestor der Kampf mit dem Object schon an. Man denke sich: Links ein Kinnstein, rechts ein Graben; geradeaus über den Kinnstein eine Brücke. — Ich sah den Graben von ferne und dachte bei mir: „Das wäre so ein Graben!“ Just dasselbe muß wohl der Gedankenleser gedacht haben, denn: Hast Du gesehen — schwenkte Nestors Maschine rechts in den Graben hinein. Nestor trat, er steuerte, umsonst, das Verhängniß ging seinen Gang. Hätte nicht ein alter Weidenbaum ihm einen Ast entgegengestreckt, er wäre übel zu Falle gekommen. Da hing er nun, wie Absalom, das Vieß aber, seines Reiters ledig, schlug noch im Sturze hoch aus und lag dann platt da. Ich kann hier nicht jeder Gelegenheit einzeln gedenken, bei der Nestor und sein Stahlross sich von einander trennten. In dem kühlen Grunde fehlte nicht viel, so wäre er über das Brückengeländer in die Swentine geflogen, und seine Kleider zeigten, als Halt gemacht wurde, auf blauem Cheviot eine vollendete Musterkarte aller der geologischen Formationen, die unser Morgenritt berührt hatte.

Den ersten Halt machten wir in Rasdorf bei dem Wirthshaus am Waldestrand, wo man zu Füßen die Swentine hat. Ich mußte mir's recht überlegen, ehe ich begriff, daß dieses entzückende Plätzchen fester Erde, geschmückt mit Buchengrün und Morgenjonnengold, wirklich das bekannte Wirthshaus sei, bei dem ich über Tags auf dem Wege nach Preetz so manche Kaff gehalten; und von all den kleinen Kümneln, die ich dort verzehrt, hat mir nie einer auch nur annähernd so gemundet, wie der an jenem Morgen. — Ein frischer Trunk Wasser, den eine fremdbliche alte Mutter uns bot, gab später Gelegenheit, von Neuem eine Minute zu rasten. Die beiden Alten, Philemon und Vaucis, standen im Hausgarten zwischen Karthäusernelken und blühendem Lavendel, in den Lindensäumen summten die Bienen. Vaucis ging in's Haus, Wasser holen, Philemon blies die Rauchwolken aus der Sonntagspfeife und musterte kritischen Blickes unseren Zug. „Sind das Alle?“ — „Wiejo Alle?“ — „Der ganze Verein sollte ja kommen, stand im Tagblatt.“ — „Die Andern kommen nach,“ sagte der Fahrwart. Man sieht eben, wie viel dazu gehört, einen Verein allseitig, nach innen und außen zu vertreten, und heute besonders war das Pflichttheil, das unserem Fahrwart oblag, nicht leicht.

Nestor, als er sich an dem Labetrunk gestärkt hatte, fuhr mit dem Fahrwart eine Strecke Weges voraus, die Andern folgten in dem bekannten „gemächlichen Tempo“. Wo der Weg in sanfter Biegung quer durch ein Wiesenthal geht, liegt ein einzelner Hof, und hier an der Hinterwand der Ehenne, im Kastanien Schatten, fesselte eine Gruppe unseren Blick. Nestor,

auf beide Hände gestützt, saß auf dem feuchten Steinpflaster und sah stieren Auges auf einen Gegenstand im Graben. Etwas seitwärts lag sein treues Stahlroß. Der Fahrwart, auf das seinige gelehnt, stand daneben und trocknete sich die Stirn.

„Was giebt's?“ rief Jemand. „Hat Nestor Schaden genommen? Es ist doch nichts passiert?“

„Seht,“ sagte er und blieb unbeweglich sitzen, „oh seht doch!“

„Was ist da zu sehen?“

„Die Nessel,“ sagte er, „ist die nicht wunder schön? Ihr habt nie eine schönere Nessel gesehen!“

Es war eine ganz gewöhnliche Brennessel von der großen Art, tabellos gewachsen und vom Thau feucht. Die Nessel ist freilich von Ansehen eine stattliche Pflanze, ganz ohne Betracht ihrer sonstigen Eigenschaften, die sie in jeder Hinsicht zu einer hervorragenden Erscheinung des Pflanzenreichs machen. Dennoch muß Nestors Standpunkt — richtiger Sitzpunkt — ihr gegenüber bei der Gelegenheit ein partiischer genannt werden. War sie doch das Erste von allen Mitgeschöpfen des Weltalls, das ihm vor Augen kam, als er nach einem bedenklichen Sturz aus dem Reich der Lüfte zum hundert und ersten Male wieder heil und gesund auf dem Schoß der grundgütigen Mutter Erde landete, und in solchen Lebenslagen ist der Mensch nur zu geneigt, die Dinge der Außenwelt mit dem Firniß der eigenen Gefühlswärme zu lackiren.

In einer Ecke Weges, ich weiß nicht mehr genau an welcher, stand plötzlich Putten Meier vor uns und sah uns mit ihrem weltfremden Augenpaar an. Sie staunt noch aus der alten Zeit und steht mit der Gegenwart sozusagen außer Cartell. Jahraus, jahrein wandert sie umher, und kein Mensch weiß genau, wohin sie eigentlich gehört. Die Wandererschaft ist ihr Lebensbedürfnis. Man trifft sie meist abseits von der Landstraße, zwischen Wald und Moor, auf irgend einem einsamen Redder, der nur zur Torfzeit befahren und, außer vom Briefträger und dem Förster, kaum je von einem Menschen begangen wird. Man kennt sie schon von Weitem. Den Saum des Kleides hat sie am Gürtel aufgesteckt, in jeder Hand trägt sie eine unförmliche Hutschachtel von der blauen, vierkantigen Art, oder ein paar zusammengeknottete Bündel. So wandelt sie dahin, ein Gespenst an hellen Tage, ein etwas corpulentes Gespenst freilich, denn die Last der Jahre, die Andern zuerst das Haupt beugt und nach dem Haupt den Rücken, hat, weil sie zum Beugen den rechten Angriffspunkt nicht finden konnte, die ganze Gestalt in die Breite gedrückt. Putten ist nämlich etwas schwach im Geist und hat von der Welt nicht die rechte Meinung. Weil sie fürchtet, bestohlen zu werden, trägt sie von ihren Habseligkeiten, soviel sie nur immer vermag, mit sich herum; oft hat sie acht bis zehn Röcke über einander auf ihrem Leibe und erscheint dadurch noch unförmlicher, als sie von Natur ist. Schier wunderbar scheint es dabei, daß von all den scharfsichtigen Beob-

achtern und neugierigen Leuten im Lande es Niemandem einfällt, sich über sie zu wundern und zu fragen: „Woher des Weges, Putten, und wohin?“ Die Neugierde nämlich, das soll man bedenken, ist nur nach dem Neuen begierig, Putten aber war schon unseren Großeltern nichts Neues mehr, denn sie ist uralt, wohl an die Achtzig oder darüber. Auch müßte, wenn sich durchaus gewundert werden soll, wohl eher mit der lieben Sonne und dem guten Mond der Anfang gemacht werden, oder mit den schwarzen Laterpöthen, die fix und fertig aus der Erde gegraben werden; die sind alle noch viel älter, und kein Mensch weiß ihre Herkunft.

Mein erstes Zusammentreffen mit ihr war sehr merkwürdig. Es war am Waldestrande, wo der Weg hinausgeht aufs Moor, da fesselte eine Gesellschaft der schönsten Pilze in roth, violett und saffranggelb meinen Blick, und ich warf mich am Fuß einer Kiefer ins Gras, um das kleine Volk zu betrachten. Mit einem Male raschelte es im Farnkraut, Putten trat heraus und ging, ohne mich zu sehen, vorüber. Zu Hause erzählte ich, die Waldfrau sei mir erschienen, wie ich aber das rothe Gesicht beschrieb, das weiße Haar und den Strohhut, da lachte Trina und sagte: „Das ist ja Putten Meier.“ — „Wer ist Putten Meier? Was treibt sie?“ — „Sie wandert,“ hieß es, und weiter wußte Niemand etwas Bestimmtes. Später bin ich einmal in der Lage gewesen, sie von einem Troß böser Buben zu befreien, der ihr durch das Dorf das Geleite gab — wohlgemerkt, es waren Fremde und erst vor Kurzem ins Land gekommen. Daher, sowie durch gewisse Umstände, weiß ich etwas mehr von ihr, als mancher Andere.

Ich kenne ein altes Haus, da hängt unterm Dach, wo die Vorrathskisten stehen, Bündel an Bündel, alle blau und weiß carrirt. „Das sind Putten Meier ihre,“ sagt Wilhelm geheimnißvoll. „Was mag darinnen sein?“ „Ich weiß nicht,“ sagt er, „ich hab' nicht nachgesehen, meine Schwester hat sie man erlaubt, die Sachen da aufzuhängen.“ Ab und zu erscheint Putten „auf Besuch“, sitzt in der Küche, denn bis in die Stube darf sie nicht kommen, und erzählt von stolzen Verwandten, vorenthaltene Erbschaften, schlechten Menschen und was sonst die böse Welt an Tücken gegen sie losläßt. Derweilen kocht auf dem Herde ein Topf mit Kartoffeln, groß genug, um eine Familie zu sättigen. Sind die Kartoffeln gar, macht Putten sich darüber und bringt sie mit etwas Salz sich zu Leibe, das dauert geraume Zeit. Mittags sprachst Du vor und fandest sie beim Essen. „Kieken's mal wedder in,“ hat Wilhelm zum Abschied gesagt, also siehst Du Abends wieder ein — und sie ist noch immer. Mit Dunkelwerden macht sie Schicht und geht zur Ruhe, Sommertags auf der Scheunendiele, die Wilhelm hinter ihr abschließt, nachdem er die Kaze hinausgejagt, Winters sitzt sie in der Küche. Sie schläft nämlich nicht, wie andere Menschen, im Liegen, sondern aufrecht sitzend und zieht nur, wie der Rohrdommel, den Kopf ein wenig zwischen die Schultern. Das ist der Vorzug des Alters, ist man nahe bei neunzig, so ersetzt Einem ein dreibeiniger Schemel das

schönste Daunenbett, man läuft nicht Gefahr, sich den Rücken lahm zu liegen, und hat überdies das lästige Aus- und Anziehen nicht nöthig. Schließt Wilhelm Morgens die Scheunenbiele auf und sagt: „Putten, nu is dat averst Lied,“ so erhebt man sich und ist so propper und „püt“, wie aus dem Ei gepellt. Man verzehrt in der Küche den Rest der Kartoffeln und nimmt mit den Worten: „Und nu veelen Dank of, dat hält nu webber vör etliche Dage vör,“ von dem gastlichen Hause Abschied.

Putten Meier, wenn der Anblick der blauen Schar, die vor Deinem Blick erschien und verschwand, ehe Du noch den starren Nacken gewendet, einen Eindruck in Deiner Vorstellung hinterlassen hat, wo wird dieser Eindruck in der Erinnerung Deiner neunzig Jahre seines Gleichen finden, um einem Gedanken Nahrung zu geben, den Du das nächste Mal an Wilhelm's Küchentisch erzählen kannst?

Im Kruge zu Selent machten wir Station, im ersten Kruge natürlich, der der Kirche gegenüber liegt, denn es giebt noch einen zweiten Krug. Als der Kaffee getrunken war, kam gerade unsere flinke Luftwurst von einem Ausflug zurück, den sie mittlerweile durch das Dorf unternommen, und meldete, im zweiten Kruge, der blauen Lilie, säße ein Doctor, der wünschte mit dem „fahrenden“ — das war ich — zu sprechen.

„Ah gut,“ sagte ich, „hier ist ein Colleague in der Diaspora, dem die Gegenwart des akademisch angehauchten Städters höchst erwünscht kommt, das giebt eine Consultation, meine Herren, und das Honorar soll, denke ich, unserm gemeinsamen Mittagessen in Lütjenburg nicht zum Schaden gereichen. Ich bitte deshalb die eventuelle kleine Verzögerung, die der Fall mit sich bringt, entschuldigen zu wollen.“ Man entschuldigte, ich saß auf und stieg eine halbe Minute später vor der blauen Lilie wieder ab.

Ein wohlwollend blickender Mann stand vor der Hausthür, er schien mir der Wirth zu sein, darum rebete ich ihn an und sagte:

„Wohlan, hier ist der gesuchte Doctor; wo ist der Andere?“

Er wendete sich ab und rief: „Krumpeter!“

Ich verstand: Trompeter, und glaubte deswegen, man wolle mir, wie es der ländliche Brauch bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Festlichkeiten des Bauernstandes mit sich bringt, ehrenhalber eine Genugthuung anthun. Darum sagte ich:

„Bitte, unterlassen Sie lieber das Blasen, denn ich habe Nerven, und führen Sie mich gleich zu meinem Collegen, dem Doctor, der mich erwartet.“

Er aber rief zum andern Male:

„Krumpeter!“

Jetzt ging ich entschiedener vor. „Ich bin kein Freund von Blechmusik,“ sagte ich, „und wünsche nicht, daß meinethalben trompetet oder getutet wird. Ich wollte den Doctor sprechen.“

Er maß mich mit einem sonderbaren Blick. „Und ich sagte nicht ‚Trompeter,‘“ sagte er, „ich sagte Krumpeter,“ denn so heißt der Wirth. —

Krumpeter!“ rief er jetzt zum dritten Male stark ins Haus hinein, „wo ist der Doctor?“

„Auf der Regelbahn,“ scholl es von innen heraus, und ehe die Minute verstrichen, stand ich meinem dicken Collegen Crampus gegenüber, der in Hemdsärmeln vor einem mit Schreibereien bedeckten Tische saß und ohne aufzublicken mir die Hand entgegenstreckte.

„Crampus,“ rief ich, „Sie hier, fern von Madrid? Welcher Stern führt Sie her, in dieser frühen Morgenstunde? Wo ist das Opfer?“

„Still,“ sagte er, „kleiner Kuhberg sieben — Starnickel — Kupferschmied — Napiralla — Thekla — Dienstmädchen — Nachtbesuch — Morbilli. — Ich bringe da meine Bücher in Ordnung, zu Hause komme ich doch nicht dazu, drum bin ich für ein paar Tage ausgewandert. — Noch sechzehn Stunden, College, sechzehn Stunden! Sehen Sie,“ und er hielt den vollgeschriebenen Theil der Kladde, wie eine schwere Last, zwischen beiden Händen.

Ich wunderte mich natürlich gewaltig über all die vielen Patienten und bedauerte ihn des lästigen Schreibens halber. Dann fragte ich nach dem See.

„Fünf Minuten zu gehen,“ sagte er, „beim Ligusterbusch über das Stechel, den Fußsteg rechts über zwei Koppeln, dann haben Sie ihn. Der Schlüssel zum Badehaus ist in der Küche. Um halb fünf habe ich gehadet. Prachtvoll, sage ich Ihnen, prachtvoll!“

Ich ging meiner Nase nach und kam an den blühenden Ligusterbusch, der weithin duftete, wie eine Kammer, in der Scheibenhonig gebrochen wird, stieg dann über das Stechel und ging durch das Kornfeld. Der Roggen wurde schon bleich und senkte die Aehren. War es der Thau, oder war es die Hitze, auch er duftete so kräftig, wie sonst während der Blüthe, oder wenn er gemäht wird. Heute duftete Alles, sogar der grüne Hafer auf der zweiten Koppel. Und erst gar die Camillen dazwischen! Jenseits des Hafersfeldes brach das Land schroff ab, wohl an die dreißig Fuß tief, und unten dehnte sich das Seebecken aus. Der See war, soweit das Auge reichte, von einem Kranz von Schilf und Binzen eingefast, inmitten der Binzen stand das Badehaus, ein primitiver Holzbau auf Pfählen, daneben schaukelte sich in einem Einbaum eine Anzahl kleiner Pfahlbauern. Um zum Badehause zu gelangen, mußte man einen langen, bretternen Steg überschreiten. „Nein,“ sagte ich mir, „wo Binzen stehen, da ist der Grund schlammig, und das Schilf schneidet. Außerdem habe ich den Schlüssel nicht mit. Von unserer Fährde her bin ichs besser gewohnt. Ich will der Jugend ihr Vergnügen nicht stören und nehme mit dem bloßen Anblick vorlieb! Ich warf mich in den blühenden Thymian — Mutter Mariä Bettstroh nennt ihn der Volksmund, denn er giebt in der That ein herrliches Polster ab — und ließ eine Weile den Blick über die freie Fläche schweifen.

Wo der Schilfkranz an das Seegestade ansetzt, zieht sich ein Saum von Buschwerk und niederm Gehölz hin, untermischt mit Stauden aller Art, wie

man es an Orten, wo Wasser und Land in einander übergehen, in der Regel findet. Unter dem Gebüsch geht ein Fußweg den See entlang, ihm folgte ich, und er führte mich der völligen Einsamkeit entgegen.

Bei einem Brombeerbüsch fing die Einsamkeit an. Er war wie mit kleinen weißen Rosen übersät und breitete die Fülle seines glänzenden Laubes etwas spröde, aber mit einem glückseligen Lächeln auf dem weißen Sande aus. Nach ihm kam eine Urwildniß, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, weil Alles, was dort wuchs, solidarisch mit den Wurzeln einen Filz bildete, welcher schwanm. Die Büsche des grauwolligen Weidenröschens waren durchwoben von der weißen Trichterwinde, und ich hätte gern von den Blüten einen Strauß gehabt, weil ich deren Duft liebe, aber als ich mich näherte, schlug der Boden Wellen, und an den Rändern quoll schwarzer Morast hervor. Eine wirkliche Quelle fand ich unter den Erlen, keine für Menschen, sondern eine für das liebe Vieh, daraus zu trinken, sie war klar und sah, im Schmuck der blühenden Brunnenkresse, anmuthig genug aus. In ihrer Tiefe schwamm ein korallenartig verzweigter Stock der dreitheiligen Wasserlinse, auf lateinisch genannt *Lemna trisulca*. Auf einem luftigen Vorsprunge des Ufers stand eine Gesellschaft bunter Wiesenblumen bei einander, ländliche Schönheiten, und sah auf das Leben zu ihren Füßen von oben herab, Glockenblume, Trommelschlägel, Bärenwicke, Wiesenwicke, Lichtnelke, Mauerpfeffer, Sternblume, Thymian. Ein trübes Rosa war unter ihnen die Modefarbe, Einige trugen auch ein fattes Gelb zur Schau. Eine Anzahl kleiner Falter von unbedeutender Färbung machte ihnen die Cour. Ein knorriger Eichenbaum neigte sich über das junge Holz vom See her gegen das Ufer. Was ihn bewogen haben mag, seiner Zeit Wurzel zu schlagen, wo er steht, mag ein anderes Jahrhundert wissen; er sah in seiner Umgebung aus wie ein Fremdling. Doch that er's in dem leichtsinnigen Grün der Belaubung den Jüngsten unter der Jugend mindestens gleich; wie ja auch unter den Menschen gar manches alte Haus, wenn es sich mit den Jüngeren in einen Wettbewerb um den Preis der Thorheit einläßt, weder Maß noch Ziel findet und die Jugend am Ende selbst noch übertrumpft.

Von hier ging der Weg in den Wald. Anfangs schob sich noch eine kleine Wiese seitwärts ein Stück zwischen die Laubwände der Eichen und Buchen hinein, theilweise lag auf ihr noch das gemähte Heu in Haufen, auf einem anderen Theil lagerten einige Kühe, und zwischen ihnen stolzirte der Aebbar. Nach der anderen Seite ging der Blick unter den Stämmen hervor frei über den See. Ich fand am Ufer eine kühle Stelle, auf der ich mich, unter dem Schirm eines Haselbushes, auf das Moos streckte. Zufällig hatte ich mir den Kindergarten einer Froschgemeinde zur Ruhestätte ersehen, denn das Moos wimmelte von jungen Fröschen, kleinen harmlosen Gefellen in braunen Höschen, von deren Vorhandensein der Storch offenbar so wenig eine Ahnung hatte, wie vordem ich. Ich muß der Kindererziehung des Landes alles Lob spenden, denn während meiner Ruhe hat mich auch

nicht Einer von ihnen angetastet. Die braunen Frösche mag ich wohl leiden, schon ihrer Anspruchslosigkeit halber, und ihr Gequarre im Frühling hört Jeder gern, weil es der erste Laut ist, der das Schweigen des Winters unterbricht. Mit Kröten dagegen habe ich nicht gern etwas zu thun, ich gehe ihnen, wo ich sie treffe, lieber aus dem Wege und hätte mit ihnen mein Lager nimmermehr getheilt. Ein Jeder hat von Natur seine Zuneigungen und Abneigungen, die sich an die Vernunft nicht kehren; mir sind selbst Schlangen weniger zuwider, als Kröten.

Es war eine Jungfrau aus der Stadt Berlin, die ging um die Mittagsstunde in der Provinz Posen an einen See, sich zu lagern, und schlief ein. Und als sie erwachte, siehe, da zischte etwas, und sieben Schlangen reckten um sie die Häupter. Dieses Bißchen hat in ihrer Seele Wurzel gefaßt und eine feste Gestalt angenommen; wenn sie Jemanden anblickt, so fährt es oft unvermuthet aus ihren Augensternen heraus. Lange habe ich mir die seltsame Wirkung ihres Blickes nicht zu deuten gewußt, bis sie selbst, in einer vertrauten Stunde, mir sein Geheimniß offenbarte.

Hier herrschte tiefer Friede, sogar die Fliegen störten nicht die Ruhe. Eine Weile klangen von fern die Kirchenglocken, dann ward es ganz still. Die kleinen Wellen zerrannen flüsternd am Ufer, und eine erzählte der anderen, was sie auf dem weiten Wege über den See und durch das Schilf gesehen und erfahren hatte. Einmal ward eine Menschenstimme von weitem hörbar, es war, als ginge Jemand auf dem Fußsteg durch den Wald. Die Flüsterstimme dringt oft weiter, als lantes Sprechen, hört man sie, so weiß man nicht, ist der Sprechende nah oder fern. Ich machte es, wie die Kinder, die meinen, wenn sie die Augen schließen und sehen nicht, so werden sie auch nicht gesehen, ich hielt die Augen fest zu und lag ganz still. Einmal kam ein feiner Duft zu mir, wie von der blühenden Reseda. Ich kenne ihn zu gut, um ihn zu verwechseln, aber wo sollte wohl jetzt Reseda blühen? Dann wieder hatte ich das Gefühl, als ruhte ein Blick auf mir, der Blick eines lieben Auges, und ich hätte aufspringen mögen und ihn voll auffangen und erwidern, und noch etwas mehr — aber ich wußte ja, es war nur der Traum, der seine Schildereien voraussandte, und um sein Kommen nicht zu stören, hielt ich mich regungslos.

Endlich sagte mir eine innere Stimme, jetzt sei es Zeit, aufzustehen, also machte ich die Augen auf und erhob mich. Da sah ich aber Etwas, das mich wunderte, neben mir im Moose lag eine rothe Nelke, roth mit gelb geflannt, so frisch, wie eben erst vom Stock gebrochen. Also mußte doch Jemand hier gewesen sein, vielleicht während ich schlief. Oder hatte ich die Nelke vorhin bloß übersehen? Spuren im Moose habe ich nicht gefunden.

Der Schatten des Waldes in den Binsen war schon ziemlich gegen das Ufer herangerückt, auch hatte sich der Wind erhoben und kräuselte das Wasser, als ich mich aufmachte, um heimzukehren. Zuvor merkte ich mir die Stätte, wo ich gelegen, für alle Fälle genau. Das Ufer ist hier nicht hoch, ein

Meter, oder etwas darüber. Zur Rechten ragt ein Eichenstumpf wagerecht über den See, er ist bis an die Spitzen der Zweige von blühendem Geisblatt umspinnen. Links öffnet sich eine kleine Bucht, drei Schritte lang und ebenso breit, die von dem rankenden Bitterfuß wie eine Laube bedeckt und mit blaugelben Blüthen übersät ist. Vor dem Eingang der Laube wächst ein Wasserloos, in seiner Gestalt ist er der Nessel ähnlich, aber schöner als sie. Er treibt erst der Blüthe entgegen; wenn ihn erst die röthlichen Schleier schmücken, dann ist schon der Herbst da.

Indem ich mich auf den Heimweg machte, sah ich, daß kaum fünfzig Schritt von meinem Lager entfernt, Jemand in einer Seebucht unter Buchenschatten derweil gebadet hatte, ein Arbeitsmann, jetzt war er wieder beim Ankleiden und kämmt sich gerade das Haar. Seine kleine Tochter hatte indessen Acht auf die Kleider. Nun brauchte ich nach der Herkunft der Flüsterstimme nicht weiter zu suchen.

Unterwegs standen die Dinge ungefähr noch so, wie auf dem Heimwege, nur weideten bei der Quelle jetzt zwei Ziegen angebunden. Bei mir selbst aber merkte ich eine Veränderung. Das Seelenmikroskop war verschwunden, durch welches jedes Ding, das an mich kam, den Glanz empfing, der das Auge blendete und zuweilen ein wenig schmerzte, nur eine ganz kleine Seelenloupe war noch übrig. Beim Badehaus wartete eine Anzahl kleiner Mädchen im Gebüsch, um die Jungen im Einbaum abzulösen. Der Liguster duftete noch stärker als in der Frühe, und Crampus saß noch auf der Regalbahn und schrieb Rechnungen. Krumpeter rief uns zum Frühstück, die Glocken läuteten die Kirche aus, und auf der Dorfstraße entstand für eine Weile viel Leben von Menschen und Fuhrwerk. Auch die Krugstube füllte sich, und unversehens trat ein wohlbekanntes Bild, das ich erst diesen Morgen lebhaft im Sinne gehabt, mir wieder vor die Seele. Ich roch Resedaduft, und die Nase ist ja bekanntlich der wirkliche, geheime Seelenoberarchivar!

— — Da saß sie, die ich suchte, ihre linke Schulter nahe meiner rechten, halb von mir abgewendet, und sprach eifrig leise zu einer Nachbarin, indes die eine Hand das Gesprochene lebhaft interpretirte. Die andere Hand hielt den Kirchenstrauch, und ich unterschied richtig neben den rothen Nelken die Reseda. Eigentlich sah ich von ihr nichts, als das linke Ohrläppchen, nebst einem goldblonden Ringel, der sich darum stahl, alles Uebrige wiegte sich in einer Fülle von schwarzer Seide, Tüll, Mull, Crep, und wie die Sonntagsstoffe alle heißen. Nun sollte man es nicht für möglich halten, und es ist doch so, das Auge kann mitunter, weil es der vornehmste Sinn ist, aus einem einzigen Ohrläppchen — selbst wenn eine große silberne Füllgranhommel sich darin schaukelt — die ganze Configuration einer blühenden Menschengestalt naturgetreu heraussehen: Stirne, Nase, Wangen, Mund — so muß es sein, wenn sie lacht, oder wenn sie spricht, und es ist so — bis auf die Augen selbst wieder! Als sie sich umwandte — „Mein Fräulein,“ hatte ich gesagt und mir's wohlweislich überlegt, „Sie haben aus Ihrem Strauch

wohl diese Nelke verloren“ — da flog über ihr Angesicht ein purpurfarbener Schimmer, aus dem zwei helle Inselfchen, wie mattes Elfenbein, rechts und links der Nasenflügel hervortauchten. Ich vergaß über dem einzigen Schauspiel beinahe, daß das Licht ihrer Augen von ganz anderer Art war, als das Ohrläppchen mir verheißten; keine Spur von meiner Madonna, eher noch die Schöne des Andrea del Sarto im Pallazzo Pitti. Es wären der Nelken noch hinlänglich viele im Strauß, gab mir der Mund in steifem Schulmeisterdeutsch zur Antwort, die Augen aber fügten hinzu: „Komm Du mir jetzt nicht zu nahe, sonst will ich Dir dienen.“ — Unmittelbar darauf verließen Beide das Zimmer, und als ich ging, nach meinem Zweirad sehen, war von ihnen keine Spur mehr zu finden. Krumpeter sagte: „Sie ist nicht aus der Gegend, sie muß auf Besuch sein.“ Die Andere war eine Bauerntochter aus Rothenhahn.

Bald danach steckte ein Postillon den Kopf zur Thüre herein: „Herr Doctor, wenn Sie mitfahren wollen nach Bützburg, ich spanne jetzt an.“ Die Kameraden waren, als sich die Sache mit der Consultation zerstückte, sofort weiter gefahren, jetzt fuhr ich ihnen mit der Post nach. Crampus half mit Rath und That, das Zweirad auf dem Postwagen festbinden, auch zeigte er mir sein Pferd, das ihn hergezogen, es ist ein Grauschimmel und heißt Lotte; an den ersten beiden Tagen hat es aus Sehnsucht nach seinen Stallgefährten nichts gefressen.

Die Fahrt auf der Carriolpost war wunderschön. Man hat, wenn man neben dem Schwager auf dem Vord sitz, mehr Zeit, auf die Gegend zu achten, als wenn man gleichzeitig treten und lenken muß, Alles in einer Person. Darum aber sage ich doch, das Radfahren ist für den, der es kann, ein hoher Genuß, und die Abwechslung macht das Leben schön.

Mit dem Schwager wäre ich bald in einen Disput gerathen, indem hinsichtlich einer Theorie unsere Ansichten auseinandergingen. Neben einer Schmiede im Felde standen zwei hochgewachsene Eichen, die streckten die Aeste frei nach allen Seiten in die Luft und tranken den Sonnenschein. Die Eichen aber auf dem Knick, obwohl dem Winde weniger ausgesetzt, hatten ein kränkliches Ansehen und waren krumm gewachsen, wie Sonnenreifen. Darüber waren wir nun für's Erste einer und derselben Meinung, daß nämlich die Eiche deswegen von den Stürmen nicht leidet, weil sie eine Langschläferin ist. Wenn die Frühlingswinde wehen, hält sie noch den Winterschlaf und wacht erst auf, wenn alles Andere grünt und blüht. Kommen aber die schweren Herbststürme, so hat sie ihr Kleid schon wieder ausgezogen. Zudem trägt sie ein lockeres, leicht bewegliches Laub, das jedem Luftzuge sich fügt, und hat keinen Feind im Thierreiche, der ihr Laub fräße, außer der spanischen Fliege, und die kommt nur alle sieben Jahre in unser Land. Die Eiche aber hat außer dem Eichenspinner und dem Maikäfer noch eine Menge Feinde, die ihr Laub fressen, und wenn sie auch im Frühjahr erst spät erwacht, so wächst und treibt sie fast den ganzen Sommer hindurch

immer junge Triebe, an denen jeder Wind etwas zu zausen findet, und hält ihr Laub fest, bis in den November. Wo kommt nun die Krümmung her? Die Sache liegt nach meiner Ansicht ungeheuer einfach, der Schwager aber sprach sich folgendermaßen aus: „Mit der Eiche,“ sagte er, „verhält sich das so. — Man muß nämlich aufpassen. — Denn erstens: Der Eichbaum wächst auf dem Knick. — Hier hat er den Acker, hier hat er den Weg. — Der Knick ist natürlich trocken, also gehen die Wurzeln in den Boden. Der Acker aber ist fruchtbar, denn er kriegt zu Zeiten seinen Mist und wird gepflügt; darum ist er fruchtbar. — Der Weg ist hart und wildes Erdreich. — Also wächst der Eichbaum jenseit stärker als diesseit, denn die fette Seite überwächst die magere.“

Ich für meinen Theil dachte an die krummen Eichen, die jederseits eine fruchtbare Koppel haben, ich dachte auch an die Entdeckung des seligen Braun, daß jede Pflanze, die Eiche nicht ausgenommen, im Wachsthum spirallig sich windet und daß man gerade bei alten krummen Eichen die Wachsthumswülste oft besonders schön um den Stamm sich winden sieht und hätte ihm leicht darüber einen längeren Vortrag halten können, doch fiel mir noch zur rechten Zeit ein, daß ein Körnlein selbsterrungener Erkenntniß viel fruchtbringender zu sein pflegt, als alle mit Köffeln gegessene Schulweisheit, und wie es gar nicht ausbleiben kann, daß in einem Lande, wo jeder Bauer den Stoff zu einem Professor in sich trägt, oder zu zweien, auch der Postillon durch andauernde Beobachtung der Natur den Weg zur Wahrheit findet, und lenkte deshalb das Gespräch auf die Spuren der Hirsche im Hafersfeld. Nur möchte ich ihm wünschen, daß er bald eine andere Tour zu fahren kriegt, als die von Selent nach Lütjenburg, denn dort habe ich von den lehrreichen gewulsteten Eichen gerade keine gesehen.

Wir holten eine Frau ein, die kam aus der Kirche und wäre gern bis Klamp mit uns gefahren, doch hatte das seine Schwierigkeiten. Sie trug keinen Resedastrauß in der Hand, im Herzen aber trug sie Bedenken wegen des Zweirades. Ob es auch recht sei für einen Christenmenschen, meinte sie, am Sonntag Morgen in so nahe Verührung zu kommen mit einem Dinge, dem sie jede physische Existenzberechtigung aberkannte. Der Postillon redete ihr zu, und als sie endlich selbtritt mit uns saß, da wies ich ihr in ihrem Gesangbuch das Lied, welches mit den Worten beginnt:

„Nun laßt uns gehn und treten“

und an etlichen Orten jedesmal gesungen wird, wenn ein Leineweber, Scheerenschleifer, Balgentreter oder sonst Jemand, dessen bürgerlicher Beruf im Treten besteht, in den Stand der heiligen Ehe tritt, nächstens aber auch zum selben Zweck in unseren Clubstatuten soll, wie es heißt, obligatorisch paraphirt werden. Als ich ihr dieses Alles deutlich gemacht und erklärt hatte, ward ihre Seele stille, und sie fuhr mit uns geruhig bis Klamp.

Zu Lütjenburg am Markt saß unter blühenden Lindenbäumen eine in blauen Cheviot gekleidete Jünglingschaar und sah, zum Erstaunen der ein-

geborenen Jugend, ernst, ja düster, auf das Getriebe des aus allerhand Risten, Lattenwerk und verrotteten Leinwandbreiten in mannigfachster Gruppierung sich entwickelnden Jahrmarkts. Unser Haarbalg fehlte. Bei der Fahrt von Panke zum Hessestein hatte er im Walde einen Fehlweg eingeschlagen und an seiner Maschine Schaden genommen. Darauf hatte man ihn unter Wehgeschrei und Verwünschungen den Rückweg gegen Klamp hinunter nehmen sehen und ward fürderhin seiner nicht mehr gewahr. Dafür tröstete uns die Ankunft zweier Sportskameraden, die etliche Stunden nach uns Kiel verlassen hatten und nun, gerade als mau uns zum Essen rief, im rechten Moment die Selenter Straße herunter geritten kamen.

Das Mittagmahl fing an mit rother Grütze und schloß mit Erdbeeren; dazwischen kam Alles, was die Jahreszeit der jungen Erbsen und der ersten Gurke bedingt. Auch bestätigte es in eigenartiger Weise die Beobachtung, welche von einem weisen Manne des Morgenlandes herrühren soll, daß nämlich die Morgenstunde zwar Gold im Munde, aber Blei im Puckel habe. Der Blähreifen oder die Luftwurfst war es, welche zuerst jammerte, nun sei der Appetit, den sie den Wey entlang gehegt und, bei dem köstlichen Duft der Nierensuppe zu einem wahren Heißhunger habe anwachsen gefühlt, ihr schon bei dem dritten Löffel plötzlich vergangen; und Jeder der Uebrigen machte in seiner Weise die gleiche Erfahrung. Nur unser Nestor hielt der neuen Wendung der Dinge gegenüber mader Stand, und wo er einen wanken sah, ermunterte er ihn durch guten Zuspruch: „Lat Di Tied, nien Söhn, lat Di Tied bi'm Eeten, Du glöwst gornich, wat Gen' dalbrücken kann!“ Er lobte die Klößchen in der Nierensuppe und bat freundlich um den zweiten Teller. Bei der Roulade vom Kal zwinkerte er vergnügt mit den Augen, theilte bei den jungen Erbsen die Führung sorgsam zwischen dem Schinken und dem Matjeshering, verschwand dann für eine Weile im Gurkensalat und tändelte während des Kalbsrüdens, sozusagen wie ein Schmetterling, von einer Compottschüssel zur andern, unter deren Menge sich die Tafel bog. „Kinder, Kinder,“ hub er endlich strahlenden Blickes an und schlug an sein Glas, „laßt mich Thaten sehen! Habt Ihr je von einem Manne gehört, der Pasewald hieß? In meiner Kindheit erzählten von ihm die alten Leute, er war ein Sonderling und ging zu Fuß nach Rom. Angesichts der Peterskuppel aber kehrte er um, dahin, von wannen er gekommen, und kam hoch zu Jahren. Und heute noch sagt man: „In Rom gewesen und den Pabst nicht gesehn“, von Einem, der die Stange erklimmt, ohne die Wurst zu pflücken.

„Die Welt, meine jungen Freunde, ist kurzichtig, sie fragt nicht, was sie thut, ist es recht, oder ist es unrecht? Dem Manne Pasewald thut sie Unrecht mit der Meinung, er habe gehandelt aus thörichtem Troß, um sich vor ihr ein Ansehen zu geben, da er sie doch verachtete! Heute hat mir eine Offenbarung verkündet, in welchem Sinne er gehandelt hat, und ich will Euch nicht verhalten, was ich erfahren.

„Als Ihr bei Klamp links schwenktet und hinauffahrt zum Hefenstein, da sah ich an die Länge des Weges und sagte zu mir: „Lieber, sagte ich, Du bist bei Jahren und thust es der Jugend nicht mehr gleich. Laß ihr den Hefenstein und nimm vorlieb mit dem, was Du genossen; es war Viel des Guten. Und ich nahm vorlieb und siehe, meine Augen sind wacker, und ich freue mich der Speise, indessen Eure Kraft ist versiegen gegangen. Maß zu halten ist eine Kunst, schwer zu lernen und schwer zu üben. Dem Kundigen trägt sie Zübeln ein und süßen Honigseim, dem Unkundigen aber wandelt sie die rothe Grütze um in Galle — Sela.

„Eines Mannes aber gedenke ich, dem heute die Freuden der Tafel vorzeitig sich verschlossen haben, nicht weil er in unbändigem Streben sich erschöpft, nein, weil er in Treue gehalten hat, was er versprach, daß auch dem schwächsten Radfahrer heute der volle Genuß einer Tagesfahrt zu Theil werden sollte, und ihm weihe ich in erster Linie dieses Glas. Was unser Fahrwart uns ist, meine Freunde, wir wissen es Alle, wir wissen auch, daß treue Pflächterfüllung, selbst wenn sie vorerst nur im eigenen Bewußtsein ihren Lohn suchen muß, doch weiterhin, dem Weizenkorn gleich, Früchte trägt, tausendfältig. Nicht die Höhe des vorgesteckten Zieles bestimmt die Größe des Lohnes, sondern das Maß der nutzbar dabei entwickelten Kraft. Wenn Pasewald sich sagt: „Jetzt ist's genug, mein Herz und Sinn ist gesättigt mit dem Guten, was darüber ist, ist vom Uebel“, so ist's genug für ihn, und Rom kann ihm nichts mehr bieten.

„Darum gedenke ich jetzt seiner, den ich nicht zu nennen brauche, dem heute der volle Genuß einer Tagesfahrt zu Theil geworden ist, doch nur ein Bruchtheil der Strapazen, Dank der Pflichttreue unseres Fahrwarts; er, die Krone seiner heutigen Thätigkeit, der schwächste Radfahrer, er lebe hoch!“

Als die Gläser verklungen waren, hoben wir die Tafel auf und bestiegen den Berg bei der Stadt, der das Signal trägt. Mir war es überraschend, da ich nicht von dem viel höheren Hefenstein die Aussicht genossen hatte, hier im Osten die See in scheinbarer Nähe vor mir zu sehen. Ihr zartes Blau verschwamm mit dem Duft, der den Horizont einhüllte und die Aussicht auf Fehmarn und die dänischen Inseln benahm. Ich meinte, in dem Ostwinde den erfrischenden Seegeruch zu verspüren, und gab mich, wie die Andern, willig der Mittagsruhe hin.

Ich wurde gestört, indem Jemand mich anrief und sagte, nun sei es aber hohe Zeit. Ich fuhr empor und hatte einen sonderbaren Anblick. Das Sonnenlicht war verschwunden, eine schiefergraue Wolkenmasse hatte von Westen her das Himmelsgewölbe überzogen, und eben schloß sich im Osten das Thor, durch welches noch das letzte Stückchen Blau hereinschien. Drei schwarze Wolkencolumnen zogen von Westen, Süden und Norden gegen uns heran, unter ihnen tummelte sich eine Plänklerschar von zerrißenen, weißlichem Gewölk.

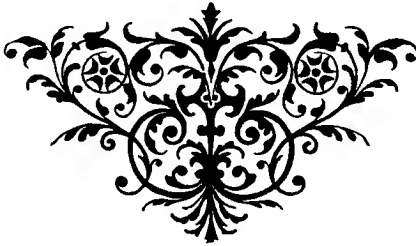
Nun war es allerdings Zeit. Eine drohende Finsterniß lag auf der Erde, das lichte Grün der Wälder war ausgelöscht in ein bleiernes Grau, in das schon hier und da dunkle Regenstreifen sich mischten. Der Wind fuhr in abgebrochenen Stößen daher, bald von Süden, bald von Westen, und trieb Staubwolken empor. Ehe wir den Berg hinunter waren, trafen uns die ersten Regentropfen. Zwei polnische Arbeiter suchten ihren trunkenen Kameraden, der am Wege schlief, vergebens aus dem Nausch zu rütteln. Kiel weiß von einem Wirbelsturm zu erzählen, der um dieselbe Stunde mitten in die große Segelregatta hineingefahren ist. Ehe das Unwetter uns erreichte, hatte es seine Wuth schon erschöpft und brachte für Lütjenburg nichts, als einen ordentlichen Landregen.

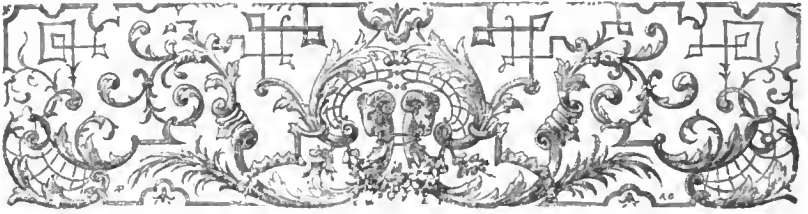
Er dauerte noch an, als ich eine Stunde später meinen Kameraden, die gen Altona von dannen fuhren, bis zur Hinterthür des Hotels das Geleit gab. Als sie fort waren, wandte ich mich und sah nach meinem Zweirade, welches wohlgeborgen unter einem Schuppen lehnte. Hier hatte das Hühner-volk sich im Sande eingewühlt und verträumte die Zeit. Eine Ratte machte sich auf dem Müllhaufen an den Resten unserer Mittagsmahlzeit zu schaffen, bei meiner Annäherung zog sie sich zurück unter einen umgestürzten Schiebkarren auf dem Mist und sah mich mit ihren blanken Auglein an. Dann setzte sie die Flucht fort, gegen eine Brandmauer hin, zwischen deren Steinen ein blank getretener Rattenpfad hart neben dem Spiegel der Jauchfaule hinlief. Man mußte wohl wissen, welches Ziel man erstrebte, und gelegentlich nicht verschmähen, den Rücken zu biegen, so kam man hindurch, ohne einen Tropfen Regen auf den Pelz zu bekommen. Für die Ratte war dieses sehr wichtig, denn ihr halber Rücken war eine große Glaze. Vielleicht war eine Glascherbe daran schuld, die irgendwo den Weg versperrte, vielleicht auch andauernde Geistesarbeit bei der Anlage des Rattenweges, denn einem Rattenhirn soll man nicht allzuviel zumuthen. Oder war es die Näube? Auch das Naturthier unterliegt nitunter Zuständen, für welche die Schwärmer unter den Philosophen allein die überfeinerte menschliche Lebensweise verantwortlich zu machen lieben. Neulich sah ich in Alfeld ein Gnu, das verbreitete einen lieblichen Geruch, indem es gegen die Näube eine Kur von Perubalsam brauchte.

Seit vier Wochen erfreut sich Lütjenburg einer Eisenbahn. Der Bahnhof besteht vorderhand nur aus Wellblech, ehe man ihn erreicht, muß man in ein Thal hinab und einen Berg hinansteigen, auf dem die letzte Wegestrecke noch ungepflastert ist. Ich war froh, als ich oben war, und beneidete die Reisenden, die familienweise mir entgegenkamen, um den Genuß der Sommerfrische in Lütjenburg nicht.

Das Wellblechgebäude war voller Menschen, die auf die Abfahrt des Zuges warteten und sich mit allerhand Kurzweil die Zeit vertrieben. Die größte Kurzweil war ein schwach sinniger kleiner Junge, dem das Zeug vom Regen troff. Machte er eine linksische Bewegung, oder schnitt er eine Grimasse,

oder stieß er mit dem Kopf an die Tischkante, so erhob sich allemal ein großes Gelächter. In Grenzmühlen hatten wir eine Stunde Aufenthalt, die sich, da es empfindlich kühl geworden war, nicht besser hinbringen ließ, als durch fleißiges Hin- und Hergehen. Unter den Reisenden aller Art, die dort gingen, waren einige wirkliche Großstädter, der karrirte Engländer mit den beiden Mützen, ferner der Mann mit der Loosmütze. Auch Zizael aus Aegypten war da, mit der gelben Theerose im Knopfloch. Er war von Allen der Großstädtischste, denn es steht geschrieben: In Paris wird von der Herrenwelt gegenwärtig keine andere als die Marshall-Niel-Rose getragen. Zwischen Plön und Preez lagerte alles Getreide, so hatte der Sturm und der Regen hier gewüthet; und die Kartoffeln kehrten die Rückseite ihrer Blätter empor. Bei Elmshagen brach dann wieder die Sonne durch das Gewölk, und wir hatten doch noch einen schönen Abend.





Die todte Stelle.

Novelle

von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —



Station Bagrowice!“ rief der Schaffner mit unverkennbar polnischem Accent und öffnete zwei neben einander liegende Coupés erster Klasse. Aus dem einen sprang sogleich, sich die Augen reibend, als habe er eben erst den Schlaf verscheucht, ein hochgewachsener schlanker Herr mit militärischer Haltung heraus. Er strich sich, indem er zögernden Fußes vorwärts schritt, den langen wohlgepflegten Schnurrbart und überschaute prüfend die nächste Umgebung.

Die andere Thür blieb etwas länger offen. Erst nach einer Weile erschien in ihrem Rahmen die Gestalt eines alten Herrn mit weißen Haaren, glattrasiertem Kinn und grauem Vadenbart. Er war offenbar hier bekannt, denn er wurde von dem Stationsvorsteher höflich begrüßt, und als er auf dem Perron stand, sprang ein Mann, angethan mit polnischer Bauerntracht, langem blauen Leinwandrock, breitkrämpigem Filzhut, weiten leinenen Weinkleidern und hohen Stiefeln, eifertig heran, küßte ihm knieend den Rocksaum und nahm ihm mit der den Polen niederen Standes eigenen Demuth die elegante Handreisetasche ab.

Der andere Reisende hatte inzwischen seine Umschau beendet und wandte sich eben unschlüssig wieder um. Die Blicke der Beiden trafen sich, und im selben Augenblick scholl herüber und hinüber ein Ausruf des Erstaunens.

„Sie hier! Herr Geheunrath; was führt Sie denn in diese weltferne polnische Einöde?“

„Ich möchte Ihnen die Frage zurückgeben, Herr Baron. Hier giebt es doch weder Turs, noch Gelegenheit zu flotten Abenteuer. Oder wollen Sie etwa Terrainstudien im strategischen Interesse machen?“

„Nichts von Alledem! Aber Sie vergessen Eins, das es hier in bester Qualität giebt, — die Jagd. Der Graf N., dem fast die ganze Gegend hier gehört, hat schlecht gewirthschaftet, wie die meisten polnischen Großbesitzer. Seine Güter werden daher bis auf Weiteres sequestrirt, und der Administrator, ein alter Waffenkamerad von mir, war so liebenswürdig, mich wissen zu lassen, daß er die Jagd des ganzen Areal's am liebsten in eine Hand verpachten möchte. Solch ein großartiges Jagdgebiet durfte ich mir nicht entgehen lassen und bin daher unverweilt hergereist. Da haben Sie das ganze Geheimniß! Aber Sie! Was in aller Welt kann Sie denn bewogen haben? Sie wollen mir doch nicht etwa gar Concurrnz machen?“

Der Geheimrath schüttelte darauf nur mit einem leisen Lächeln den Kopf und erwiderte:

„Was mich herführt? Das ist eine eigene Geschichte. Sie werden aber jetzt weder Zeit noch Lust haben, sie zu hören, denn sie ist weder originell noch pikant.“

„Vielleicht führt unser Weg nach derselben Richtung. Ich sehe mich nur bis jetzt noch vergeblich nach dem Wagen um, der mich abholen soll.“

Sie hatten inzwischen den Bahnhof verlassen und standen auf der holprigen Straße, die, mit Pappeln und kümmerlichen Trauerbirken bepflanzt, über die weite Ebene dahinführte.

Von einer herrschaftlichen Equipage war in der That nirgends etwas zu sehen; nur eine ärmliche polnische Britschka, mit zwei mageren kleinen Rosafarbenen bespannt, harrte am Eingange des Bahnhofgebäudes ihres Fahrgastes; daneben stand in demüthiger Haltung der Bursche, welcher die Tasche des Geheimraths an sich genommen hatte.

Der Baron sah sich noch einmal forschend um, aber auch auf der Straße, die man ziemlich weit übersehen konnte, war kein herankommender Wagen sichtbar. Er wandte sich daher seufzend an den Geheimrath und sagte:

„Wenn Sie mich auf Ihrem Marterfahrzeug mitnehmen und bis nach Schloß N. fahren wollen, werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Mein einziger Trost für die in Aussicht stehende Näherung ist die Gewißheit, daß ich nun doch noch Ihre Geschichte zu hören bekomme. Ich bin wirklich sehr gespannt darauf.“

Der Geheimrath nickte mit einem etwas zweifelhaften Lächeln und rief dem Burschen einige Worte in polnischer Sprache zu, worauf dieser auch dem Baron devot den Rocksaum küßte. Dann kletterten die Herren auf das federlose Gestell, der Kutscher setzte sich auf das über die Relle genagelte Brett, schnalzte mit der Zunge, und fort gieng im Hundetrott über die steinige Straße dahin, daß dem Baron, der zu Hause auf Gummirädern fuhr, im Anfang Hören und Sehen verging.

Es war eine Gegend ohne jeden landschaftlichen Reiz, durch welche sie fuhren: weite Felder mit kümmerlich gedeihendem Getreide, Kartoffelbeete, hie und da mit Unkraut überwuchertes Brachland, und in der Ferne, aus sandigen Boden sich erhebend, ein düsterer, melancholischer Kiefernwald, nach dem die Straße in ziemlich gerader Richtung hinlief; kein Dorf und kein Gewässer sichtbar, soweit das Auge schweifte.

Die beiden Herren hatten eine lange Weile schweigend neben einander gefessen, da der Geheimrath in tiefe Gedanken verjunken schien und der Baron ihn nicht ungerarter Weise darin stören mochte. Eben fuhr der Wagen in den wie in stiller Trauer schweigenden Wald ein. Die Steine des Feldweges und damit auch die empfindlichen Stöße hörten auf, aber dafür fuhr man nun durch tiefen Sand. Die kleinen langhaarigen Pferde machten die verzweifeltsten Anstrengungen, im Trabe zu bleiben, mochten aber bald das Vergebliche dieses Bemühens einsehen und fielen deshalb nach kurzer Zeit in einen gemächlichen Schritt, aus dem sie weder das ermunternde Schnalzen des Lenkers, noch dessen Peitsche aufzuwecken vermochte.

Der alte Herr richtete sich jetzt in die Höhe, nickte den schwermüthig in den blauen Himmel ragenden Kiefern zu, als begrüße er alte Bekannte, und sagte zu seinem Begleiter gewandt:

„Sie wollten wissen, was mich in diese verlorene Gegend führt? Nun, das ist kurz gesagt: Ich gehe in meine Sommerfrische.“

Der Andere wandte sich zur Seite und antwortete nichts, aber der Geheimrath fuhr unbeirrt fort:

„Sie glauben, ich wolle mir einen Scherz mit Ihnen machen, oder ich sei verrückt. Sie täuschen sich aber; ich sagte Ihnen die Wahrheit und bin völlig bei Sinnen. Geben Sie Acht; sobald wir die kurze Waldstrecke durchfahren haben, werde ich Ihnen mein Tusculum zeigen.“

In der That lichtete sich jetzt die Aussicht, und der Blick fiel jenseits des Waldes auf ein etwas mannigfaltigeres Bild, das aber trotzdem den melancholischen Charakter der ganzen Gegend beibehielt.

Das Terrain senkte sich von hier aus einige Meter hinab bis an das Gestade eines ansehnlichen Sees, dessen dunkelblaue Fläche die auf der Landschaft ruhende Trauerstimmung noch erhöhte. In dem Wasser entlang zog sich links im Vordergrund dichtes Erlen- und Weidengebüsch, hinter dem die elenden Hütten eines Dörfleins sichtbar waren. Dem hohen Punkt, auf dem sie sich eben befanden, gegenüber ragte zwischen alten Parkbäumen der massive Thurm eines herrschaftlichen Schlosses in den Himmel und verlieh mit seinem auf dem Kopfe stehenden Spiegelbilde im See der Landschaft einen malerischen Hintergrund. Zur Rechten des Wassers aber dehnte sich, soweit der bis an das Ufer herantretende Kiefernwald die Aussicht frei ließ, wieder die weite eintönige Ebene bis fern an die Horizontlinie aus. Das Wasser war an dieser Seite von dichtem Schilf bestanden, hinter dem das altersschwarze Strohdach eines einzelnen Häuschens trüblich hervorlugte.

„Ah, nun verstehe ich!“ — sagte der Baron, nachdem er mit einem flüchtigen Blick das Landschaftsbild gemustert hatte; — „Sie haben sich hier eine Herrschaft gekauft, auf der sie einige Wochen in beschaulicher Ruhe verbringen wollen. Das lasse ich gelten. Die Wasserjagd muß hier vorzüglich sein.“

„Sie irren,“ erwiderte der Geheimrath lächelnd, „der alte Bau drüben ist Schloß N., Ihr Reiseziel; das meinige liegt hier rechts hinter dem Köhricht. In zehn Minuten werden Sie es selbst in Augenschein nehmen können. Nachher fahre ich Sie hinüber nach R. Der Weg um den See herum nimmt kaum eine Stunde in Anspruch.“

Der Baron folgte mit seinen Augen der die Richtung weisenden Hand des Gefährten, und sein Blick fiel auf die Hütte mit dem vermittelten Strohdach. Er stutzte. Erstaunen und Verwirrung malte sich auf seinem Gesicht, und er schaute nun wirklich besorgt den Anderen von der Seite an.

Dieser bemerkte es und lächelte behaglich.

„Jetzt halten Sie mich in der That für verrückt,“ — begann er mit bestem Humor, — „und ich kann's Ihnen auch ganz und gar nicht übelnehmen. Ich bin ein Mann, der im Welthandel ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat; ich besitze in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein Duzend Landgüter mit mehr oder minder prächtigen Herrenhäusern, nenne eine Villa am Züricher See und eine andere an der Riviera mein eigen und bin der Herr eines alten Schlosses im schottischen Hochlande; — das Alles wissen Sie wahrscheinlich, und nun erzähle ich Ihnen, daß ich mir zur Villegiatur eine schlechte Lehmhütte in einer reizlosen Gegend der polnischen Ebene ausgesucht habe; — da müssen Ihnen ja Zweifel an meinem gesunden Menschenverstande aufsteigen. Aber des Räthfels Lösung ist sehr einfach: Jene Hütte ist — mein Vaterhaus.“

„Man hat Ihnen vielleicht schon in der Residenz gelegentlich erzählt, daß ich ein self-made-man in des Wortes wirklicher Bedeutung bin; umsomehr wird es Sie befremden, mich hier zu längerem Aufenthalt an die Stätte meiner armseligen Kindheit zurückkehren zu sehen, da man in der großen Welt gewohnt ist, daß ein Emporkömmling gern über seine Vergangenheit einen Schleier zieht. Was thut's! Ich bin nun einmal solch ein Sonderling.“

Die Pferde hatten sich inzwischen, da sie wieder harten Boden unter den Füßen fühlten, von freien Stücken in Trab gesetzt, und nach wenig Minuten fuhr der Wagen an der Thür des niederen Häuschens vor. Der alte Herr sprang mit jugendlicher Elasticität herab und nöthigte seinen Reisegefährten, ihm zu folgen.

Sie traten durch die Thür in ein zwar sauber gehaltenes, aber äußerst ärmliches Stübchen ein. Ein Tisch, einige Schemel und ein mächtiger Schrank, alles plump und schmucklos aus Kiefernholz gezimmert und mit rothbrauner Farbe angestrichen, bildeten das ganze Mobilier.

„Es ist Alles hier so geblieben, wie es in meiner Kindheit zu Lebzeiten meiner guten Eltern war,“ — erklärte der Geheimrath, — „nur das Bett in der Kammer nebenan hat einem modern construirten und bequem ausgestatteten weichen müssen. Die alten Knochen sind doch schon zu mürbe, um auf dem harten Lager der Armuth ausruhen zu können, nachdem sie ein halbes Jahrhundert besser gebettet gewesen.“

„Das sind alle meine Appartements; über uns befindet sich nur noch ein Bodenraum; dort schläft, solange ich hier wohne, mein getreuer Karczmarek, welcher Diener, Kutscher, Koch und in meiner Abwesenheit auch Kastellan in einer Person ist.“

„Sie kennen jetzt meinen Sommerpalast, und nun sagen Sie mir getrost, daß Sie mich für einen alten Narren halten; ich nehme es Ihnen nicht übel, denn Sie sprechen damit nur aus, was alle Welt denkt, soweit sie nämlich meine sogenannte Caprice kennt.“

„Vor Allem aber nehmen Sie Platz und lassen Sie sich eine kleine Erfrischung gefallen, denn die Gastfreundschaft ist auch in unseren polnischen Hütten zu Hause, und in meiner spartanischen Villa habe ich immerhin einige Vorräthe, die auch dem verwöhnten Gaumen des Großstädters zusagen dürften.“

Der alte Herr hatte die Worte lebhaft und mit liebenswürdigstem Humor hervorgesprudelt, und sein Gast war, wie von einem Traume umfungen, nicht im Stande gewesen, ihm auch nur ein Wort zu erwidern.

Man nahm am Tische Platz, und als jetzt Karczmarek, der draußen die Pferde besorgt hatte, hereintrat, rief ihm sein Gebieter einige polnische Worte zu, worauf er sogleich wieder verschwand, um nach wenigen Minuten mit einer dickbauchigen Ungarweinflasche, zwei Gläsern und etwas kalter Küche zurückzukehren. Der Baron langte herzhaft zu, denn die stark gewürzten Speisen waren wirklich überaus schmackhaft und der Wein von einer Milde und einem Feuer, wie er ihn in der Residenz niemals auf die Zunge bekommen zu haben glaubte.

„Nun brechen Sie aber endlich Ihr Schweigen, mein werthester Gast,“ — hub der Geheimrath wieder an, — „und machen Sie sich nach Kräften lustig über mich. Sie sehen, ich bin darauf gefaßt.“

Der Baron schüttelte aber leise den Kopf. „Spott treiben,“ — erwiderte er, — „könnte hier nur ein frivoler Mensch; aber — ich weiß nicht, ob ich für meine Empfindung das richtige Wort treffe, — eine gewisse Verwunderung kann ich allerdings nicht unterdrücken. Ich verstehe wohl, daß Jemand seine Heimat liebt und sie gern in späteren Jahren wieder aufsucht, wenn sie auch dem Fremden noch so reizlos scheint, aber daß Sie, ein Mann, der nicht nur an den größten Comfort des Lebens, sondern auch an regste Thätigkeit und an den anregenden Verkehr mit Männern aus allen Schichten der Gesellschaft gewöhnt ist, — daß Sie es wochenlang in diesem fahlen Stübchen, in dieser Weltabgeschlossenheit aushalten und nur das

stumpfe Gesicht Ihres polnischen Burjchen sehen können, ohne der Gefahr des Tiefsinns ausgesetzt zu sein, das — offen gestanden — das verstehe ich nicht.“

„Das hat auch noch einen tiefer liegenden Grund,“ sagte der alte Herr mit einem stillen Seufzer. Sein Gesicht war völlig ernst geworden, und sein Auge schaute nachdenklich durch das Fenster über die eintönige Ebene hin.

„Also doch ein Geheimniß!“ dachte der Baron bei sich, und sein Interesse an der seltsamen Neigung des alten Herrn ward dadurch merklich gesteigert. Aber er war zu wohlgezogen, um eine indiscrete Neugier zu zeigen, und begnügte sich daher, mit einem murmelnden so so! zu antworten.

Es trat nun eine Pause ein, während der Geheimrath, wie in Erinnerung ferner Zeiten versunken, schweigend vor sich hinstarrte. Endlich schien er sich wieder der gegenwärtigen Situation bewußt zu werden, denn er hob plötzlich den Blick und schaute seinem Gaste gerade ins Gesicht. Er empfand offenbar ein Bedürfniß nach Mittheilung, und da ihm jener mit keiner Frage entgegenkam, hub er schließlich von freien Stücken an:

„Haben Sie Geduld genug, Baron, die Erinnerungen eines alten Mannes bis zu Ende anzuhören? Ja? na, das thut mir wirklich wohl. Ich bin heut so mittheilungsbereit, wie seit langer Zeit nicht mehr. Und da ich Sie einmal in mein unschuldiges Geheimniß eingeführt habe, so macht es mir wirklich Freude, Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen. Zuvor aber wollen wir auf gute Nachbarschaft anstoßen, da Ihre Jagd Sie voraussichtlich auch in den Sommermonaten wochenlang auf Schloß N. festhalten wird.“

Er füllte die Gläser von Neuem, ließ das seinige hell an dem des Gastes klingen und begann also:

„Mein Vater war, nachdem er zwölf Jahre in einem preussischen Infanterieregiment gebient hatte, in den Grenzdienst getreten und hier dem Nebenzollamt N. zugetheilt worden. Bald darauf heirathete er meine Mutter und erwarb für deren kleines Erbtheil dies Häuschen nebst einigen Morgen Acker. Hier hat er mit ihr viele Jahre glücklich gelebt, und ist nie zu bewegen gewesen, in ein reicheres und bequemeres Heim überzusiedeln, so oft ich's ihm auch später geboten habe.“

Er war eine offene lebenswürdige Natur und hatte einen gesunden, nie verjagenden Humor, den ich als bestes Erbtheil von ihm überkommen habe. Meine Mutter, von Geburt eine Polin, war ein stilles sanftes Wesen mit einem starken Hang zur Melancholie, der sich auch bei mir nicht selten geltend gemacht hat. Als einziges Kind meiner Eltern wuchs ich in einer für das kindliche Gemüth nicht immer zuträglichen Abgeschlossenheit und Einsamkeit auf, denn mit den verwahrlosten polnischen Jungen des Dorfes war mir vom Vater jede Gemeinschaft verboten, und die übrigen Grenzaufseher und sonstigen Beamten wohnten zu weit entfernt, um mit ihren Kindern einen

regelmäßigen Verkehr zu unterhalten. Es war daher kein Wunder, daß sich von allen meinen Gaben am ersten und stärksten die Phantasie entwickelte. Meine liebste Beschäftigung war es, am Ufer des Sees zu sitzen, dem geheimnißvollen Rauschen des Schilfes zu lauschen und in das dunkle Wasser zu blicken, dessen Tiefe ich mir mit den wundersamsten Bildern und Gestalten bevölkerte.

In eine Schule ward ich nicht geschickt, denn dazumal gab es hier noch keine deutsche Schule, und mein Vater, der auf sein Deuththum stolz war, wollte um jeden Preis meine Polonisirung verhüten, wie traurig auch meine Mutter darob sich zeigte. Er selbst lehrte mich in seinen Freistunden lesen, schreiben und innerhalb der vier Species rechnen. Das Uebrige sollte dann einer weiteren Ausbildung vorbehalten bleiben, von der er damals, glaube ich, selbst noch keine recht klare Vorstellung hatte.

So war ich etwa zwölf Jahr alt geworden und hatte bisher ein Dasein geführt, das in ungestörtem Glücke wie ein süßer Märchenraum dahingeflossen war, als ein Ereigniß mich plötzlich aus demselben heraus und mitten in's dichteste Marktgetriebe des Lebens schleuderte.

Ein fremder Holzhändler, den mein Vater von früher her kannte, hatte vom Grafen N. einen großen Schlag Kiefern gekauft. Der Wald, dessen Rest wir heut durchfahren haben, zog sich damals um den ganzen See herum bis an den Park des Schlosses hin. Sie können sich denken, daß das Bild, welches Sie heut von der hohen Stelle des Weges aus überschaut haben, damals ein viel schöneres und romantischeres war. Der See lag mitten im Walde, denn auch drüben auf der Dorfseite war das Erlengebüsch noch dichter und ausgedehnter; und von der Außenwelt sah und hörte man in unserem stillen Häuschen nichts.

Dem Händler war zwar für die Dauer seines hiesigen Aufenthalts vom Grafen ein Zimmer im Beamtenhause der Herrschaft angewiesen, er hielt sich aber mehr bei uns auf, als dort, theils aus alter Freundschaft für meinen Vater, theils weil er von unserm Hause aus nur wenige Schritte zu gehen hatte, um den wichtigsten Theil des Schlags zu etreichen.

Ich hatte mich von Anfang an ihm attachirt, weil er ein freundlicher und mittheilsamer Mann war, der auf seinen Reisen viel gesehen und viel erlebt hatte und auch gern davon erzählte. Und Geschichten zu hören war meine Leidenschaft. So kam's, daß ich ihn auf seinen Gängen stets begleitete und ihm willig hilfreiche Hand leistete, wo er meiner Dienste bedurfte.

Wochte er nur wirklich an mir Gefallen gefunden haben und in mir besondere Begabung vermuthen, oder glaubte er mit einem unverdorbenen Naturkinde eine bessere Acquisition zu machen, als mit einem großstädtischen Burschen, genug, er machte vor seiner Abreise meinem Vater den Vorschlag, mich ihm nach der Provinzialhauptstadt mitzugeben, wo er mich erst eine Schule besuchen lassen und dann in seinem Comptoir beschäftigen wollte. Ich will über die schweren Bedenken meiner Eltern, die nur durch lange sorgfältige

Erwägungen schließlich besiegt wurden, schweigen, will auch meine eigenen Gefühle beim Scheiden aus der Heimat, die im vollsten Sinne des Wortes meine Welt war, übergehen, da ihre Schilderung mich zu weit führen würde. Ich theile Ihnen nur das Endergebniß mit: Acht Tage später fuhr ich mit meinem neuen Herrn und Beschützer der Hauptstadt zu.

Wie ich es in fünfzehn Jahren vom Laufburschen bis zum selbständigen Kaufmann und dann weiter zu meiner jetzigen Stellung als tonangebender Welthändler, Geheimer Commerzienrath &c. gebracht habe, soll uns hier ebenfalls nicht beschäftigen, denn obwohl ich meinen persönlichen Werth ganz genau kenne und nöthigen Falls auch geltend zu machen weiß, bin ich doch kein selbstgefälliger Prahler und will Ihnen auch nichts weiter erzählen, als wie ich dazu gekommen bin, mich alljährlich im Sommer für einige Wochen in dieses Häuschen zurückzuziehen und fern von allen Geschäften und allem Verkehr nur meiner Beschauung zu leben.

Mein Leben in der Hauptstadt hatte sich von Anfang an sehr thätig und arbeitsreich gestaltet. Mein schlummernder Ehrgeiz war bald erwacht und hatte mich zu nimmermüdem, rastlosen Streben angespornt. Erst lernte ich mit wahrer Eier, was mir irgend erreichbar war, und begann dann mit demselben Eifer meine Kenntnisse und Fähigkeiten praktisch zu verwerthen. Und da das Glück mir zur Seite stand, hastete ich von Erfolg zu Erfolg, ließ mir keine Zeit, rückwärts oder in mich zu schauen, und freute mich nur, wenn mir ein neues Unternehmen gelungen war. Die meisten Menschen sehen in dem Reichthum nur das Mittel, sich alle Genüsse zu verschaffen und die Erfüllung jeden Wunsches zu sichern. Ich habe aber an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß die Jagd nach dem Mammon selbst und sein Besitz an sich einen geheimnißvollen, bestrickenden Reiz hat. Ich verstehe seitdem den sinnlosen Spieler; ich verstehe sogar den Geizhals, der bei seinem Golde friert und hungert.

Obgleich mir nun Alles unter den Händen gedieh, und obgleich ich rasch von Staffel zu Staffel emporstieg zu der Höhe des materiellen Glücks, verspürte ich doch seltsamer Weise manchmal, wenn ich mir in dem athemlosen Ringen und Streben eine Stunde der Ruhe gönnte, ein Gefühl der Unbefriedigung und der Unlust in mir. Was ich ersehnte und erhoffte, ging mir meist in Erfüllung; um was ich mit Anstrengung meiner ganzen Denk- und Willenskraft arbeitete, fiel mir zu, und doch wollte eine Empfindung reinen Glücks nicht in mir aufkommen. Es blieb immer gleichsam eine todte Stelle auf dem Grunde meiner Seele. Ich wußte mir dies Ungenügen nicht zu erklären.

Daß ich meinem Beruf nicht aus eigener freier Wahl angehörte, fiel mir niemals ein. Ich hatte ihn ja so lieb, und er war ja augenscheinlich so geeignet, das mich ganz und gar beherrschende Gefühl des Ehrgeizes zu befriedigen, daß ich Jeden ansgelacht haben würde, der mir gesagt hätte, ich triebe in falschem Fahrwasser.

Ich strebte also nur immer danach, höher zu steigen und mehr zu gewinnen, indem ich meinte, die Zufriedenheit müsse kommen, wenn ich erst den höchsten Gipfel des irdischen Glücks erreicht hätte.

Aber sie kam nicht. Je gewaltiger mein Reichthum anschwell, je größerer Ehren ich theilhaftig wurde, und je mehr mein Leben auch an geistigem Inhalt gewann, desto leerer wurde mein Herz, und desto mehr verlernte es die Fähigkeit, in freudiger Erregung höher zu schlagen.

Ich hatte aus Liebe, ohne eigennützige Nebenabsichten, geheirathet. Mein Weib war schön, hingebend und liebenswerth; wir hatten vier herzige und gesunde Kinder und erfreuten uns selbst beständig des besten körperlichen Wohlsseins, und doch konnte ich das selige Gefühl des Genügens nicht erjagen. Ich ward zusehends düsterer und unzugänglicher und zog mich schließlich selbst von meiner Familie zurück, denn die theilnahmsvollen Blicke meiner Frau ebenso wie die heiteren Gesichter der Kinder thaten mir in meiner dauernden Verstimmung förmlich weh.

Und dann kam es eines Tages zum Ausbruch. Das Mißvergnügen steigerte sich zum heftigen Seelenschmerz, der am Ende in Verzweiflung artete. Ich saß in meinem luxuriös ausgestatteten Cabinet und rang mit mir selbst. Der Kampf war ein dämonischer, aber er währte nicht lange. Mein Lebtage werde ich daran gedenken. Ich riß einen Revolver aus einer Schublade meines Schreibtisches, richtete ihn gegen meine Stirn und drückte los.

* * *

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß meine Frau weinend am Bett und hielt meine Hand in der ihrigen, und neben ihr stand unser Hausarzt mich mit ernsten Blicken betrachtend. Er hatte meine ziemlich ungefährliche Kopfwunde verbunden und mochte sich wohl in dem Augenblicke seine Diagnose über meinen geistigen Zustand zurechtlegen.

Ich ward ermahnt, mich ruhig zu halten und womöglich zu schlafen, was ich auch befolgte, da ich, vermuthlich durch den Blutverlust, äußerst erschöpft war.

In der nächsten Zeit brachte der Doctor täglich einen Collegen mit, einen berühmten Psychiater, wie ich später erfahren habe.

Dieser, ein noch junger Mann, setzte sich gewöhnlich an mein Bett, sprach von diesem und jenem und wufte mich auf das Unregendste zu unterhalten, wobei er seine hellen, durchbringenden Augen in die meinen versenkte, als wolle er mein Inneres bis in die tiefsten Tiefen erforschen.

In leichter gefälliger Plauderei verstand er nach und nach eine Schilderung der Seelenverfassung aus mir herauszulocken, in der ich den Versuch der Selbstvernichtung gemacht. Und als er soweit war, ging er mehr und mehr auf meine Vergangenheit ein, ließ sich mein ganzes Leben erzählen und verweilte besonders gern bei meiner Kindheit und bei meinem Austritt aus dem

Waterhauje, der für die Gestaltung meines ganzen Lebens entscheidend geworden war.

Als ich zum ersten Mal wieder aufstehen durfte, geleitete er mich selbst zu einem Spaziergange in den Garten und führte dabei die Unterhaltung lebhafter und espritvoller, denn je.

Schließlich kam er wieder auf mich und meinen Gemüthszustand zu sprechen und sagte, als ich ihm ausweichen wollte:

„Verschließen Sie sich einem wohlgemeinten Zuspruch nicht, Herr Commerzienrath! Ihre Nerven sind angegriffen; Sie bedürfen daher vor allen Dingen der Ruhe. Miethen Sie sich an einem der oberitalischen oder Schweizer Seen ein und geben Sie sich dort ausschließlich der Ruhe und der inneren Beschauung hin. Das wird Sie wieder gesund machen.“

Zu meiner Frau aber — sie hat es mir später wortgetreu wiederholt — sagte er beim Weggehen heimlich: „Ihr Gatte ist geistig völlig gesund. Ihm fehlt nichts, als die Zufriedenheit mit sich selbst. Es giebt Dinge, die man nicht mit Geld kaufen kann, die man sich erringen muß. Lassen Sie ihn mit sich allein fertig werden.“ — —

Der Mann hatte meine Seele durchschaut und meinen Zustand richtig geschätzt. Sein Remedium war das richtige. Der Umstand, daß er mir an einen der Seen zu gehen rieth, war wohl bedacht. Und doch war noch ein kleiner Irrthum in seiner Verordnung. Das Mittel hatte er getroffen, aber die Dosis war noch zu schwach.

Ich kaufte die Villa am Züricher See und siedelte ganz allein mit einem Diener dahin über.

Der ärztlichen Vorschrift gemäß lebte ich mehrere Wochen dort ganz einsam, freute mich an der großartigen Schönheit der Natur und gewann so eine gewisse Ruhe für mein unzufriedenes Herz. Meine Seele ward gewissermaßen in einen sanften Schummer gewiegt, vermöge dessen sie ein eigentliches Schmerzgefühl nicht empfand. Aber glücklich war ich dennoch nicht; ich fühlte noch immer die todte Leere in mir, obgleich sie mir nicht so bittere Pein bereitete, wie ehemals.

Eines Abends, als die Sonne sich zur Küste neigte, saß ich auf meiner von den Wellen des Sees bespülten Terrasse und schaute träumend über den Wasserpiegel hin. Ich achtete nicht auf die gewaltige Scenerie um mich her, die in dem wechselnden Lichte des scheidenden Tagesgestirns wundervolle Effecte zeigte; ich hatte mich zeither schon satt daran gesehen, und meine ganze Aufmerksamkeit ward von dem Spiel der leicht anschwellenden und wieder zerrinnenden Wogen in Anspruch genommen. Ich glaubte längst verklungene und vergessene Laute daraus zu hören und gab mich willig der langsam mich umfangenden Traumseligkeit hin.

Die Sonne war längst versunken; das dunkelblaue Wasser wurde schwärzer und schwärzer; phantastische Bilder webten sich aus den Schatten zusammen, und als nun der Mond heraufstieg und sein Licht über die ge-

heimnißvolle Tiefe gleiten ließ, da nahmen die Traumgebilde greifbare Gestalt an; die lichten Bilder meiner Kindheit umgaukelten mich, und aus den Fluthen des Sees tauchten dieselben Gestalten eupor, die vor langer, langer Zeit die bewegliche Phantasie des Knaben aus den Wassern des polnischen Landsees hervorgezaubert hatte.

Ein unbeschreiblich süßes Gefühl durchrieselte mich wie ein Bonneschauer, die todte Stelle in meiner Seele hatte plötzlich Leben gewonnen. Ich hatte dem Glück ins Auge geschaut, nach dem ich so lange vergeblich gerungen.

Das Erscheinen meines Dieners, welcher mir der Abendkühle wegen einen Mantel brachte, schenkte mich aus der lieblichen Traumwelt eupor. Ich blickte um mich und gewahrte, daß ich mich nicht an meinem heimischen Gestade, sondern in dem Garten einer modernen Prunk-Villa befand. Ein fast verächtliches Gefühl überkam mich beim Anblick des von vielen Menschen so heiß ersehnten Luxus. Dennoch seufzte ich erleichtert auf. Ich hatte ja nun den Weg dahin gefunden, wo mir das schmerzlich ersehnte volle Genügen werden sollte.

Schon am nächsten Morgen sandte ich meinen Diener mit der nöthigen Aufklärung nach Hause und reiste ganz allein auf Courierzügen hierher.

Meine Eltern waren beide schon vor Jahren gestorben, und ich hatte mich seitdem um das Häuschen wenig gekümmert, es aber gleichwohl nicht veräußert. Ich ließ es nun eilig in Stand setzen und verlebte darin seit meiner Kindheit zum ersten Mal wieder einige wahrhaft glückliche Wochen. Die Leute hier mochten mich wohl damals für verrückt halten, aber ich kümmerte mich nicht im Geringsten um ihr Urtheil. Ich ließ mir eine aus unbehauenen Birkenstämmen gezimmerte Bank hinter dem Hause aufstellen, wo ich einen Ausblick über den See hin hatte, das Wasser plätschern und rauschen und die Schilfhalme im Winde leise flüstern hörte.

Dort saß ich täglich in süße Träume versunken und lebte nur der Erinnerung. Ich kostete noch einmal alle Wonnen der Kindheit, litt der Kindesseele kleine Schmerzen wieder, sah die Märchenphantasien des Knaben wieder erstehen und durchlebte von Neuem wieder alles kindliche Sehnen, Wünschen und Hoffen.

Hier erkannte ich meinen eigentlichen, mir von der schaffenden Natur von Anbeginn zugewiesenen Beruf, denn hier wurde ich zum Dichter, indem ich all die Stimmungen und Gefühle, die lange in mir geschlummert und jetzt plötzlich wieder lebendig geworden waren, rhythmisch formte und ihnen deutliche Gestaltung verlieh. Dies bewusste Nachschaffen des ehemals in kindlicher Unbefangenheit nur unklar Empfundnen war und ist das seligste Glück, das ich je gekostet, und seitdem rinnt mir neue Lebenskraft und frischer Muth durch die Adern. Hier bin ich wirklich von dem Siechthum meiner Seele gesundet. Die todte Stelle ist verschwunden.

Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich behaupten, daß ich seitdem den Comfort verachte, den der Reichthum gewährt. Im Gegentheil, ich freue mich

jeiner das ganze Jahr hindurch. Aber auf einige Wochen muß ich immer wieder hierher zurückkehren, um an der Stätte meiner Kindheit wieder ein Kind zu sein.

Meine Frau und meine Kinder haben für diese seltsame Passion nur ein entschuldigendes Achselzucken. Sie begreifen das Heimweh des alten Mannes nach dem armseligen Häuschen in der polnischen Einöde nicht. Nur mein jüngster Sohn, der Maler, versteht mich ganz.

Er besucht mich alljährlich auf einige Tage hier, und vor drei Jahren hat er von der hohen Wegstelle aus meine Heimstätte auf seine Leinwand gezaubert.

Das Bild ist im Pariser Salon prämiirt worden wegen' der unnach-
ähnlichen Stimmung, die darüber gebreitet ist. Jetzt hängt es in meinem
Cabinet über dem Schreibtisch."

Der alte Herr hatte geendet und füllte nun die Gläser aufs Neue, um noch einmal mit dem Gaste anzustoßen.

Der blasirte Sportsman, der sonst weichen Empfindungen gegenüber leicht zum Spott neigte, stand wortlos auf. Er drückte dem Gastfreunde warm die Hand, und während sie vor die Thür traten, um wieder auf die Britschka zu steigen, sagte er mit leise bebender Stimme:

„Jetzt verstehe ich Sie.“





Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.

Von

Gustav Weisbrodt.

— Wien. —

Die „internationale Ausstellng für Musik- und Theaterwesen“ — so lautet ihr offizieller Titel — in Wien ist feierlich eröffnet. Erzherzog Karl Ludwig, der kunstinnige Bruder des Kaisers, hat das Protectorat übernommen, Markgraf Pallavicini ist ihr Präsident, die Seele derselben aber ist die genial schaffende Fürstin Pauline Metternich, und aus ihrer Initiative ist sie auch hervorgegangen. Volle fünf Monate, bis in den Monat October hinein, bleibt die Ausstellung geöffnet, und sie ist so umfassend, so weit ausgreifend und von solcher Mannigfaltigkeit, daß sie sowohl den betreffenden streng wissenschaftlichen, als den gebildeten Laien-Kreisen und sogar dem nach Gumburg dürstenden Publikum das intensivste Interesse abgewinnen muß. Ihr Reinertrag dient nicht „internationalen“ und nicht einmal gesamt-österreichischen Zwecken, er ist lediglich zur „Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen in Wien“ bestimmt, vorausgesetzt natürlich, daß überhaupt ein Reinertrag zu erzielen sein wird! Bisher hat ausnahmslos jede Wiener Ausstellung ein Deficit und mitunter ein colossales Deficit (die Weltausstellung des Jahres 1873 ein solches von neunzehn Millionen Gulden) zu Wege gebracht, und es ist vorläufig wenig ermunthigend, daß die Vorsizende des der Ausstellungscommission angegliederten Damen-Comités, die Gemahlin des Statthalters von Niederösterreich, öffentlich zu beklagen Veranlassung gefunden hat, „die Ausstellung habe nirgends gegen so große Vorurtheile und gegen einen so eingewurzelten Pessimismus zu kämpfen, als in Wien selbst.“ Die Wiener sind einmal so: sie hoffen oder fürchten immer das Aeußerste, ein Maßhalten in Beidem kennen sie nicht, „himmelhoch jauchzend“ oder „zu Tode betriibt“.

Doch über materiellen Erfolg oder Mißerfolg kann erit die Zukunft entscheiden; daß die Ausstellung aber eine höchst gediegene und gelungene ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Denn sie führt uns die gesammte geschichtliche Entwicklung von Musik und Theater in künstlerischer, technischer und gewerblicher Beziehung in einem geschlossenen und von keinem anderen Ausstellungsobject beirrten und beeinträchtigten Bilde vor Augen und bringt damit die mächtige kulturelle Wirkung dieser beiden Kunstströmungen zur Darstellung.

Den Mittelpunkt auf der jetzigen Ausstellung bildet die schon vor fast zwanzig Jahren errichtete große und schöne Rotunde in Mitten unser:s unvergleichlichen Praters,

die Rotunde sammt ihren eben so alten Annegen; neu hinzugebaut sind aber ein Theater und zwei Musikhallen. Wenn wir durch das imposante Südportal, an der Hauptfront des Colossalbaues, eintreten, so gelangen wir durch eine „Ehrenhalle“ der Dichtercomponisten in den weiten Mittelraum der Rotunde, die aber diesmal, aus Schönheitsrückichten, für die eigentliche Ausstellung nicht verwendet, sondern zu einem reizenden Park umgestaltet ist, in dessen Mitte, in natürlicher Größe, das Modell des künftigen Mozart-Denkmales steht. In der Rundgalerie ist die Fachausstellung untergebracht, weil sie dort das beste Licht hat, doch haben, bei ihrer Reichhaltigkeit, auch die anfangs für die ihr affilirte Gewerbeausstellung bestimmten vier Transepte hinzugenommen werden müssen, und hat man die letztgenannte Ausstellung in die Seitengalerie und in verschiedene Annexe verwiesen. Die Gewerbeausstellung ist eine Ausstellung der für die Musik und das Theater arbeitenden Kunstgewerbe. Es kommt hier die Einrichtung für Bühne und Zuschauerraum, einschließlich der Garderoben sowohl für die Schauspieler als für das Publikum, in Betracht, die Ausstellung bietet also nicht etwa bloß Decorationen, sondern — Kleines und Kleinstes nicht verschmähend — auch Fauteuils, Sitze und Bänke, die bei thünlichster Raumersparniß und bei geräuschlosestem Functioniren die möglichste Bequemlichkeit gewähren, auch zur Unterbringung der Hüte, Operngläser, Theaterzettel zc. Der Nachdruck aber ist, um zu zeigen, was durch geschmackvolle Ausstattimg im Dienste der Kunst erreicht werden kann, auf die Theater-Interieurs gelegt, auf die Zusammenstellung von Salons, Boudoirs, Speisesälen, Veranden zc., sämmtlich natürlich für das Theater berechnet, welches z. B. in den Größenverhältnissen der Möbel und in der Wahl der Farben ganz andere Bedingungen stellt als das wirkliche gesellschaftliche Leben und welches außerdem, sei es auch auf Kosten der Solidität und Dauerhaftigkeit, wesentlich billigere Preise fordert.

Die Fachausstellung (die Gewerbeausstellung nicht) ist national gegliedert. Man hat sich schwer dazu entschlossen, weil eine solche nationale Sonderung die Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit beeinträchtigt, aber das Ausland hat darauf bestanden, daß sein nationales Eigenthum nicht zerstreut und zerplittert werde, und so hat man nachgegeben. Doch haben, während alle übrigen Staaten sich gesondert etablirten, Oesterreich und Deutschland, um auch in dieser Richtung ihre Zusammengehörigkeit ad oculos zu demonstrieren, in einer einzigen Abtheilung ihren Platz gefunden, und sie nehmen gemeinsam den südlichen Theil der Rundgalerie ein. Die Peripherien der Rotunde occupiren, als geschlossene Abtheilungen, die sogenannten Interieurs, theilweise mit Scenenbildern aus der guten Gesellschaft, theilweise als besondere Beethoven-, Mozart-, Goethe-, Schiller-, Grillparzer- zc. Zimmer, ganz nach den Originalen und mit der vollständigen Original-einrichtung. So viel im Innern der Rotunde. Den Ausstellungs-Parc betritt man durch das Westportal und hat dann, sicher eine der schönsten Promenaden der Welt, eine weite und freie Avenue vor sich; nur zwei kleinere Fontainen zieren sie, die Colossalfontaine der letzten (1890ger) Ausstellung, die so fest gebaut war, daß man ihr mit der Hacke nicht beikommen konnte, sondern daß sie von Geniesoldaten gesprengt werden mußte, existirt nicht mehr. Das neu erbaute Ausstellungstheater schließt die Avenue perspectivisch ab, und von Außen gelangen die Besucher, ob sie nun im stolzen eigenen Gefährt oder bescheiden mit der Pferdebahn anlangen, durch einen gedeckten Gang in dasselbe hinein. Wir haben sonst nur noch auszdrücklich zu erwähnen, daß für die weibliche Anfrischung, ohne die, am allerwenigsten in Wien, keine Anstaltung gedacht werden kann, ausgiebig gesorgt ist, allerdings nicht so ausgiebig wie früher, wo die betreffenden Etablissements nicht sowohl der Ausstellung dienstbar, sondern Selbstzweck waren, aber doch ausgiebig genug. Ein vortreffliches und geräumiges Kaffeehaus fehlt selbstverständlich nicht. Die Eritenz würdiger Tempel für den Cultus eingeborener und bayerischer Biere ist noch selbstverständlicher, und von den vorhandenen zwei Restaurants ist das erste „auf den Massenconium berechnet“ und wirft nicht viel mehr als das Doppelte der schon hoch genug bemessenen Stadt-Preise, während die oberen Zehntausend sich in einem „französischen“

Etablissemment ausrauben lassen können, dessen direct aus Monte Carlo verschriebener Inhaber — in Monte Carlo giebt man sich, wie Franz Moor, nicht mit Kleinigkeiten ab — seine kulinarischen Wunderwerke zu Preisen verwerthet, wie unsere auch nicht blöden großen und kleinen Eduard Sacher sie in ihren kühnsten Träumen nie geträumt.

Was nun zunächst das Theaterwesen betrifft, so hat das unmittelbar an die Rotunde angebaute Theater — auch dieses ein Werk der berühmten Theaterbau-Firma Fellner und Helmer — einen Fassungsraum für 1500 Personen (1000 Sitze im Paterre-Raum und 500 auf 5 Meter höher liegendem Balkon) und ist mit allen erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen ausgestattet. Die in ihm zu bietenden Aufführungen sollen ein lebendiges Bild, nicht bloß der gegenwärtigen Theaterkunst, sondern auch ihre stufenweise Entwicklung in den verschiedensten Epochen und Zonen, von den ersten religiösen oder gottesdienstlichen Anfängen an bis auf die profane Jetztzeit veranschaulichen. Freilich ist das Material zu massenhaft, um es auf einmal ganz bewältigen und erschöpfen zu können, und die Ausstellung hat sich also wesentliche Beschränkungen ihres idealen Programms, zu dessen Verwirklichung übrigens nicht bloß die bestehenden Theater des In- und Auslandes herangezogen, sondern auch, natürlich mit schon vorhandenen Kräften, eine besondere Ausstellungs-Truppe zusammengestellt wird, auferlegen müssen, und behufs dieser notwendigen Beschränkungen liegt der Schwerpunkt der Aufführungen in der Darlegung der Entwicklung des deutschen Theaters, worin er auch um so eher liegen kann, als dem Kerne nach, wenn auch mutatis mutandis, die Entwicklung des Theaters überall dieselbe ist. Und dabei ist es durch die Verhältnisse gegeben — denn ausreichend und zu jeder Zeit stehen uns Wiener Kräfte zur Verfügung — daß, in möglichst knappem und geschmackvollem Rahmen, in erster Reihe das Werden und Wachsen des deutschen Theaters in Wien zur Erscheinung gebracht wird. Es werden indeß nicht etwa in chronologischer Ordnung alle für die Geschichte des deutschen Theaters ins Gewicht fallenden Stücke gegeben — das wäre die Erstarrung zu einem theatergeschichtlichen Museum —, sondern es werden unverfälscht nur jene ganz besonders interessanten Erscheinungen vorgeführt, von welchen auch heute noch eine lebendige Wirkung zu erwarten ist, und es darf also das vielleicht wissenschaftlich Bedeutende, aber menschlich Langweilige in dem Theater-Repertoire höchstens in einer Art Quodlibet von kunstvoll geschliffenen Splintern sich geltend machen, und zu diesen Splintern werden die alten Kloster- und Schulspiele, die Fastnachtspiele und der Hanswurst mit seinen zahlreichen Descendenten bis zum Staberl herab gezählt. Aus der „prähistorischen“ Zeit des Wiener Theaters kommt das Volkschauspiel vom „Doctor Faustus“ zur Aufführung, das gleich einem Starfunkt aus der Rohheit der volkstümlichen Burleske und aus der tödlichen Langweile des gelehrten Dramas herausleuchtet, und auch die ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts haben einzelne Stücke gezeugt, von denen das heutige Publikum mehr verlangen kann, als eine bloße Kostprobe.

Ueberreich wird die Theaterkunst der Jetztzeit vertreten sein, und die Reihenfolge der Vorstellungen, die schon zwei oder drei Mal abgeändert werden mußte, ist endlich hoffentlich endgiltig festgesetzt. Den Monat Mai füllen zuerst das Berliner „Deutsche Theater“ unter der Leitung von L'Arronge, wohl zu einem großen Theile mit den Kräften, die aus Wien an die Spree verpflanzt wurden, aber mit einem hier weniger bekannten Repertoire, dann das „Königlich Ungarische Nationaltheater“ mit Werken rein ungarischer Provenienz, und selbstverständlich mit waschechten ungarischen Künstlern, endlich die „Comédie Française“ mit ihren abgeleitetsten klassischen und modernen Stücken, aber mit den besten ihrer wohlwühlirten „Sociétaires“. Der Juni bringt eine böhmische d. h. eine czechische Oper, die allerdings nicht in der Lage ist, für die national-czechischen Weisen (prächtige Sachen darunter) mit Vollblut-Czechen das Auslaugen zu finden; dann die *Réjane* vom Pariser Variététheater, um uns mit einem außerlesenen Personal in die Geheimnisse der französischen feinen Kreise einzunweisen; endlich den findigen Hamburger Theaterdirector Rollini mit dem tief sinnigen Monstrum der „Tragödie des Menschen“. Der Juli hat in seiner ersten Hälfte ein sehr gemischtes Menu, das der Feinschmecker getrost überschlagen kann,

Ballet, Einacter-Singspiele, Operetten aus aller Herren Länder, während die zweite Hälfte für den Berliner Emanuel Reicher mit einer Elite Truppe reservirt bleibt. Für den August ist eine französische Operetten-Gesellschaft „allerersten Ranges“, zur Zeit aber aus der Anonymität noch nicht herausgetreten, avirtirt und dann eine Truppe der, wie alle Tiroler, mit großem Geschäftssinn ausgestatteten Banern-Dilettanten von Briglegg, die auf profanem Gebiet so Ungewöhnliches leisten, wie die frommen bayrischen Oberammergauer in ihren Passionspielen, mit einem Volksschauspiel „Andreas Hofer“. Die erste Woche des Septembers haben die Polen für ihre nationale Theater-Literatur in Beschlag genommen, dann kommt eine regelrechte Italienische Stagione, die Truppe von Songogno zusammengestellt, das Orchester von Mascagni, dem Componisten der „Cavalleria rusticana“ und des „Freund Fritz“ geleitet, und den Beschluß macht ein Operetten-Cyclus uners „Theaters an der Wien“ mit einer Auswahl der zugkräftigsten seiner Operetten, von Offenbachs feuchter „Schöner Helena“ an herab bis zum Willöcker'schen „Sonntagskind“. Vielleicht kommt zwischenwärt auch noch eine Kopenhagener Truppe, um uns den Dänen Holberg und den Norweger Ibsen zu interpretiren, vielleicht sendet auch St. Petersburg seine besten Schauspieler mit den besten russischen Stücken und Warschau sein berühmtes Ballet, aber noch irahrscheinlicher ist es, daß unter der Führung Juntermanns, der die Figuren Fritz Reuters so meisterhaft wiedergiebt, ein plattdeutsches Theater da sein wird, und daß sich eine 25 Köpfe starke Truppe Japaner in Tänzen und kleinen Comödien producirt, wie denn überhaupt von vornherein principiell gar Nichts ausgeschlossen ist, was durch seine Eigenart eine Beachtung in Anspruch nimmt. Ein „chinesisches Schattenspiel“ darf sich seiner exotischen Herkunft rühmen, sondern ist einfach ein Abklatsch des Pariser „Café chinois“, aber in den Morgenstunden wird ein Marionetten-Theater zum Entzücken der gesitteten Babys in Action treten.

Was endlich — last not least — die Eintrittspreise betrifft, so sind dieselben im Allgemeinen die, nach hiesigen Begriffen, nicht unbescheidenen Preise des „Deutschen Volkstheaters“, aber für Ausnahmeverstellungen werden, freilich nur für die ersten Sitzreihen, auch Ausnahmepreise in Anwendung kommen, und wir fürchten — exempla trahunt — daß diese Ausnahmepreise bald die Regel bilden werden. Die Eintrittskarten, wohlverstanden, in die Ausstellung berechtigten keineswegs zum Eintritt in die Theaterverstellungen sondern wer in's Theater geht, zahlt extra, zahlt die Ausstellung und das Theater: für das Eintrittsgeld in die Ausstellungsräume sieht man eben Nichts als die eigentliche Ausstellung. Diese Karten sind übrigens ziemlich niedrig im Preise gehalten, und zur Erleichterung des Besuches werden auch, zu noch weiter ernährigten Preisen, Familienkarten für 4 oder 6 Personen sowie Vermauenzkarten, für die ganze Dauer der Ausstellung gültig, zu 15 Fl. ausgegeben, und den Vertrieb der letzteren hat eine ganze Armee ehrgeiziger Damen übernommen, welche Jedem, den sie nur halbwegs für zahlungsfähig halten, mit ihrer mehr oder weniger schönen Hand die Pistole auf die Brust legen.

Eines noch möchten wir an dieser Stelle hinzufügen. Die Ausstellung verschmäht auch die „leichten Reizungen“ nicht, welche der gewiegte Theaterpraktikus Heinrich Laube, dessen Denkmal in seiner sächsischen Vaterstadt Sprottau, nebenbei bemerkt, sehr lange auf sich warten läßt, wie sein „Wiener Stadttheater“ ausstattete, und eine solche Reizung bietet, außer verschiedenem anderen Humbug die plastische Nachbildung des „Hohen Marktes“, wo in unwordenklicher Zeit das Castrum der römischen Legionen stand, eine Nachbildung, die freilich nicht weiter zurückgehen konnte, als zu dem ältesten vorhandenen Plan und uns den damaligen Pranger, das „Narrenküttel“ und die „Schramme“ zeigt, im Mitten der aus Holz aufgebauten, nach den Originalen getreu übermalten und überdies in allen Stockwerken — allerdings im schreienden Anachronismus — elektrisch beleuchteten Häuser und Häuschen von damals. Mitten auf diesem Plage nun, und deshalb gehört seine Erwähnung hierher, ist ein Hanswursttheater aufgeschlagen, und die Interpreten des lieben alten Hanswursts und des daneben laufenden Kupfels werden zwei Schauspieler sein (Gottsleben und Kräuser), die einst die Säulen des jetzt in ein „Volkstheater

im k. k. Prater“ umgetauften „Fürsttheaters“ waren. Eine Pantomime „Die Geburt des Hanswurst“ wird das Hohe Markttheater eröffnen, dann aber wird dasselbe und zwar — „der erste Fall in unserm Hause“ — bei freiem Eintritt, in täglich zwei und Sonntags sogar drei Vorstellungen, Volksstücke und Possen bringen, und so hat denn auch Wien seine, allerdings sehr unblutigen „Circenses“, vorläufig ohne Brot.

Wir kommen jetzt, nachdem wir das Theater abiolvirt haben, zum Capitel Musik.

Für die Musikaufführungen sind zwei Musikhallen, eine große und eine kleine, gebaut. Die kleine Halle ist wesentlich für den Liedervortrag und für die Kammermusik, dann aber auch für die historischen Concerte und zwar für diejenigen derselben bestimmt, bei welchen auch die betreffenden historischen Instrumente zur Verwendung gelangen. Die große Halle — beide sind übrigens elektrisch beleuchtet — faßt, im Parterreräum, in Logen (darunter eine Hofloge, eine Präsidialloge und eine Fremdenloge) und auf den Galerien 2000 Personen. Die für die Aufführungen bestimmte Tribüne kann bei größeren Productionen in ein amphitheatralisches Podium umgewandelt werden und hat dann Raum für 150 Musiker resp. für 300 Sänger. Die große Halle dient den volksthümlichen und den Eliteconcerten. Wöchentlich finden drei oder vier Aufführungen klassischer sowohl als moderner Musik statt, und es gilt als Grundsatz, daß die vorzuführen den Compositionen aus der klassischen Zeit vorwiegend das weniger Bekannte bringen und daß die Vorführung der Novitäten einerseits den musikalischen Gesichtskreis des Publikums zu erweitern und andererseits junge Talente zu fördern hat. Die Eliteconcerte werden von berühmten Componisten und Dirigenten geleitet, und außerdem hat eine lange Reihe in- und ausländischer Lieddichter ihre noch nicht veröffentlichten Werke der Ausstellung zur Verfügung gestellt, und diese Werke werden dann — eine weitere „leichte Reizung“ — vor den Augen des Publikums gesetzt und gedruckt und zu einem Hefte vereinigt. Von den historischen Concerten sind, außer den schon erwähnten Concerten in der kleinen Halle, sieben in Aussicht genommen, je eines für das deutsche Lied, für das Madrigal, für Oratorien, für Scenen aus den ersten Opfern von Cacciani, Monteverdi und Morolto, für Lieder und für Instrumentalmusik. Die historischen Concerte beginnen mit einem christlichen Volksgefang (Gregorianischer Choral oder deutsches Kirchenlied) und werden dann kirchliche Werke des a capella-Styls aus dem 15. bis zum 17. Jahrhundert bringen. Der Schwerpunkt des Ganzen aber liegt in den Concerten des unter der Leitung Grädeners (vom Conservatorium) aus einer stattlichen Zahl wirklicher Künstler zusammengestellten besondern Ausstellungssorchesters. Diese Concerte bringen wöchentlich zwei Mal, und in der Regel auch am Sonntag, Symphonien und haben — denn man hofft, das Orchester auch über die Ausstellung hinaus beisammen halten zu können — vor allen Dingen den Zweck, die klassische Musik, die bisher nur in kleineren Kreisen gepflegt wird, populär zu machen und in Wien einzubürgern. Bei den volksthümlichen Concerten werden übrigens, nach dem Muster anderer großer Städte (z. B. Berlins), statt der Bankreihen Sessel und Tisch aufgestellt, damit dem verehrungswürdigen Publikum auch Gelegenheit geboten sei, nicht bloß geistige Genüsse zu schlürfen, sondern auch in Bequemlichkeit seines Leibes zu pflegen. Das Alles geschieht in geschlossenem Raume; die Militärconcerte aber finden im Freien statt. Wohl sind dazu massenhaft nicht bloß deutsche, sondern auch französische, belgische, englische, italienische, russische und sogar türkische Capellen — alle „in Uniform“, meldet verheißungsvoll das Programm — angekündigt, aber sicher ist einstweilen nur das Kommen der allerdings vorzüglichen Capelle des badiischen Leibregiments, die in Deutschland schon seit längerer Zeit mit ihren alten Märschen auf den alten Instrumenten herumzugeunert und in glänzendster Weise die Entwicklung der Militärmusik zu Gehör bringt. Uebrigens arbeitet auf dem Gebiete der Entwicklung der Musik überhaupt die Ausstellung in fast erschöpfender Weise. Wir sehen in ihr alle möglichen Laute-, Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente, sogar Holz- und Strohinstrumente aufgeschäuft.

Um die eigentliche Ausstellung schlängeln sich, gleich Arabesken, alle erdenklichen Alotrien. Es wimmelt namentlich von guten und schlechten Portraits und von Auto-

graphen mehr oder weniger berühmter Dichter, Componisten, Dramaturgen, Capellmeister, Kritiker, Intendanten, Directoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und man muthet uns sogar ein Interesse für biblische Darstellungen „hervorragender Momente“ in ihrem Leben zu, ihrer Geburts- oder Wohnhäuser, ihrer Arbeits- oder Studierzimmer und — das Alleräußerste für „bemerkenswerthe Gegenstände ihres Besitzes“. Da sind am Ende noch die ebenfalls reichlich ausgestellten Lizenzgesuche und die marktchreierischen Anschlagzettel moderner Schauspielertruppen und die Theaterzettel der Erstlingsaufführungen stehender Bühnen interessanter, wie Zettel aus dem Jahre 1688, also 260 Jahre alt, mit der Ankündigung einer Faustvorstellung. Die Krone aller Ausstellungsobjecte aber ist unbedingt der berühmte „Papyrus Erzherzog Rainer“, der denn auch unter militärischer Bedeckung und in einer eisernen Kasse in die Rotunde gebracht wurde und von eigenen Wächtern Tag und Nacht gehütet wird.

Zum Schluß nur noch das Gnie. Bei dem hohen und in einzelnen Fällen geradezu unschätzbaren Werth, den die Ausstellungsgegenstände repräsentiren, ist für die Sicherung des gesammten Ausstellungsterrains pflichtgemäß die peinlichste Sorgfalt angewendet. Das ganze Terrain, ausschließlich natürlich der Rotunde, ist von automatischen Feuermeldern durchzogen, die gleichzeitig mit Telephoneinschaltung versehen sind, und in jedem Wächtertragon befinden sich, je nach dem Umfange des Raums, größere oder kleinere Alarmglocken, auch diese mit telephonischer Verbindung. Es sind vier von einander unabhängige verschiedene Melde- und eben so viele Alarmlinien vorhanden, zwei in, zwei außerhalb der Rotunde, jede Luie mit zwanzig, also im Ganzen mit achtzig automatischen Meldern ausgerüstet. Das Theater und die Musikhallen sind besonders versichert.

Schon seit dem ersten April functionirt in der Rotunde ein Post- (Brief- und Fahrpost) und Telegraphenamnt, beides für den gesammten Aufgab- und Abgabendienst. Und da Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, so wird demnächst eine, mit ein paar Selbgewinnen als Lockvögel an der Spitze aufgebuzte Effectenlotterie (eine Million Loose, das Stück zu fünfzig Pfennigen) etablirt werden, und man wird das Ergebniß brauchen können, denn es wird ziemlich cavaliermäßig gewirthschaftet. Für die Bequemlichkeit und den Comfort der Besucher geschieht übrigens alles Mögliche. Im frequentesten Theil der Ausstellung wird ein Fremdensalon und ein Damenboudoir eingerichtet: man kann dort — Alles liegt bereit — seine Correspondenz erledigen, Eisen besfordern, Geld wechseln, Cheks oder Creditbriefe eincassiren, die telegraphischen Curse aller Börseplätze einsehen (die „Länderbank“ hat dafür eine Filiale errichtet) und findet endlich „die Blätter der ganzen Welt“ aufgelegt, d. h. bescheidener und zugleich richtiger: Blätter aus allen Theilen der Welt. Außerdem sind sprachkundige Beamte aufgestellt, welche über die bequemsten Eisenbahnzüge zur Heim- oder Weiterfahrt Auskunft ertheilen und welche sogar die Reisebillets lösen und das Reisegepäck auf die Bahn befördern. Alles das, ungläublich aber wahr, ganz unentgeltlich.

Nicht im Zusammenhang mit der Ausstellung, sondern nur aus Anlaß und während der Ausstellung, wird hier ein Congreß der glatt rasirten deutschen Bühnenkünstler tagen und es wird bereits angedeutet, daß es sich wohl geziemen möge, ihnen zu Ehren etwas Besonderes zu veranstalten. Nun, will man absolut in solcher Weise den Großemwahn jener Herrschaften noch höher steigern, so mag es geschehen. Aber hoffentlich nicht aus dem Säckel der Stadt Wien und nicht aus der Kasse der Ausstellung.





Illustrierte Bibliographie.

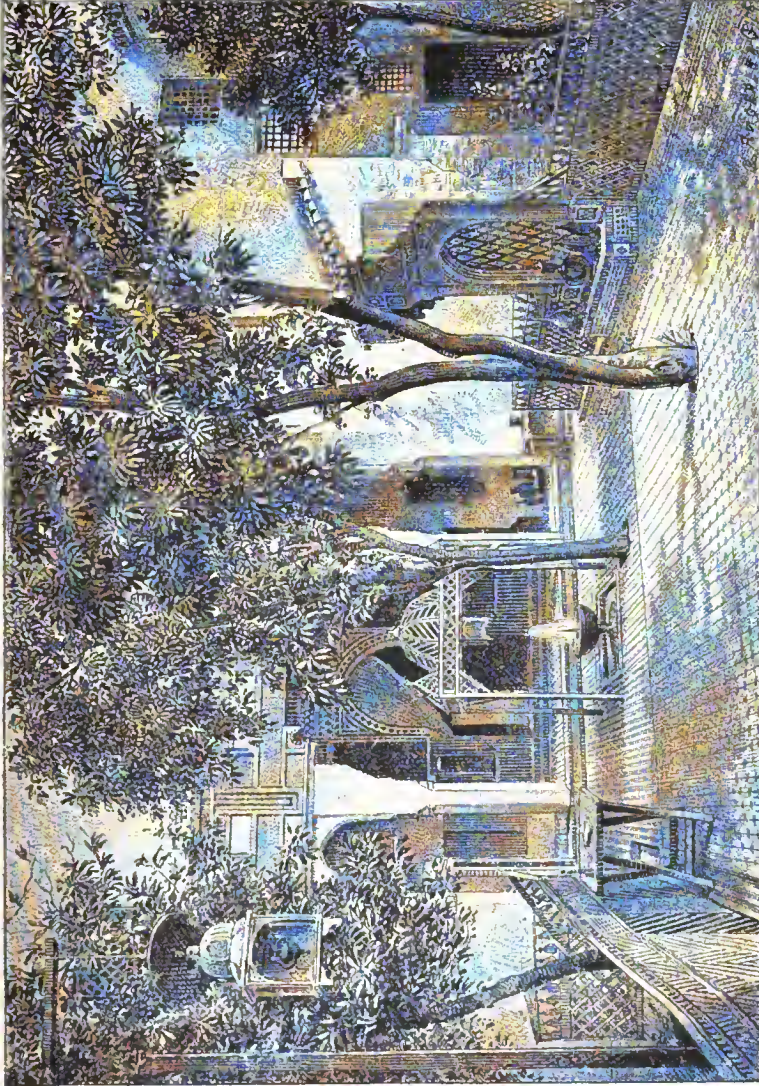


Rifiot aus der Umgebung von Tetuan.

Zimbutu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Emdau. Von Oskar Lenz. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Trotz der Nähe von Europa ist das Innere von Marokko bis in die neueste Zeit hinein im Wesentlichen eine terra incognita geblieben; erst der Reise des französischen Vicomte de Foucauld über den Atlas bis Südmarokko und den Forschungen seiner Landsleute Devenier, Leiffere de Bort, Palat, denen die Deutschen Januash und Soller sowie der Engländer Joseph Thompson anzureihen sind, verdanken wir eine befriedigendere Kenntniss des Landes. In den letzten Jahren hat Marokko und dessen Hinterland jedoch nicht nur die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen, sondern auch die der politischen Welt erweckt — wie ja auch immer mehr und mehr wissenschaftliche und politische Bestrebungen bei den Expeditionen in außereuropäische Länder nebeneinander verfolgt werden. Schon 1884 klagte Lenz am Schlusse seines jetzt in neuer Auflage vorliegenden Werkes, daß „die zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen immer seltener werden und daß fast jede der neueren Unternehmungen einen politischen oder praktischen Hintergrund“ hätte. „Die Reisen der Deutschen,“ behauptete er, „bewahren noch am meisten den wissenschaftlichen Charakter, während die Expeditionen der Franzosen, Engländer und neuerdings auch die der Italiener und Spanier vorherrschend politischer Natur sind.“ —

Jedenfalls war die Reise, welche Oskar Venz in den Jahren 1879/80 im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ unternahm, eine rein wissenschaftliche und hat dementisprechende bedeutame Resultate gehabt. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Verlagshandlung F. A. Brockhaus durch Verrichtung einer neuen, bedeutend im Preise ermäßigten Auflage von Neuem die Aufmerksamkeit auf das bedeutende Wert



Patio eines Hauses in Gao. Aus: Timbuktu. Von Oskar Venz. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Venz' Ientk, in welchem derselbe seine kühne, an Mühsal und Gefahren, aber auch an Erfolgen reiche Reise beschrieb. Venz hatte mit derselben bewiesen, was ein Einzelreisender mit den geringfügigsten Mitteln in Afrika zu erreichen vermag. Was von Vielen vorher versucht, von den Weissten vergebens versucht worden war: die alte Handels-

stadt im Sudan: Timbuktu zu erreichen und genau kennen zu lernen; ihm gelang es. Der Britte Mungo Park (1805) war bei diesem Versuch gescheitert; sein Landsmann Laing (1826) nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen aus Timbuktu ausgewiesen und auf der Rückkehr ermordet worden; der Franzose Caillie (1828) während seines vierzehntägigen heimlichen Verweilens in Timbuktu an genauerm Beobachten verhindert worden. Nur einem Europäer war es vor Lenz geglückt, Timbuktu von Osten zu erreichen und längere Zeit, vom September 1853 bis Juli 1854, in der Stadt und Um-



Marokkanische Jüdin im Prachtgewande.
Aus: Timbuktu. Von Oskar Lenz. Leipzig, F. A. Brockhaus.

gend zu weilen: Heinrich Barth. Ihm folgte dann 1880 Oskar Lenz, der damit eine That im vollsten Sinne des Wortes vollbrachte. Er war dann der Erste, welcher von Timbuktu aus nach Senegambien gelangte und so bewies, daß die Handelsstadt im Sudan sowohl von Norden her, wie vom Senegal erreichbar ist.

Auf die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise genauer einzugehen, ist jetzt nicht mehr am Plage; bekanntlich ist — nun nur an Eins zu erinnern — durch Lenz mittelst

der während seiner Reise durch die westliche Sahara angestellten Aneroidbeobachtungen, die Anschauung, daß dieselbe unter dem Niveau des Weltmeeres liege, endgiltig als Irrthum erwiesen worden. Ferner hat Lenz in seinem Werke manchen beachtenswerthen Beitrag für seine Ansicht geliefert, daß der Ursprung der Sahara nicht auf directen Klimawechsel, sondern auf Entwaldung zurückzuführen ist.

Besondere Beachtung darf die Schilderung der ethnographischen und politisch-administrativen Verhältnisse Marokkos beanspruchen; und was Lenz in dem Schlusskapitel über „Islam und Afrikaforschung“, über „Europäer und Eingeborene“ sagt, erweckt gerade jetzt ein eigenes Interesse. Aus der Charakteristik des Islam möchten wir einige Sätze herausheben: „Zwar zeigen fast alle Religionen das Bestreben, die weltherrschende zu werden, und nur die Mittel dazu sind verschieden, aber keine hat sich dieser Aufgabe in rücksichtsloserer Weise zu entledigen gesucht, als der Islam . . . Der Islam verlangt die Weltherrschaft und war zweimal nahe daran, etwas Derartiges zu erreichen: einmal im 8. Jahrhundert und dann im 16. Er wurde über die Pyrenäen und die Donau zurückgedrängt, und gegenwärtig, wohl schon seit Anfang dieses Jahrhunderts, führt er in Europa wenigstens nur eine klägliche Scheinexistenz . . . Der Islam hat scheinbar etwas Imposantes, wenn er in seiner ganzen Größe und Reinheit dasteht, aber sowie er sich nur zu irgend einer Concession gegenüber der modernen Cultur hergiebt, wird er zur lächerlichen Caricatur. Derselbe muß sich principiell völlig ablehnend gegenüber dieser Cultur verhalten, er will und darf dieselbe nicht acceptiren, und von diesem Gesichtspunkte aus verschließen sich die Mohammedaner dem Einbringen abendländischer Gemischnisse.“ — Aus diesem Gefühl heraus erklärt sich der religiöse Fanatismus der Mohammedaner, der im Bunde mit der dem Morgenländer anhaftenden Habgier so zahlreiche Opfer von Europäern bis in unsere Tage hinein gefordert hat.

Ueber den Aufstand des Mahdi schrieb Lenz im Jahre 1884:

„Und auf was anderes läßt sich der neueste Aufstand des Mahdi, des falschen Propheten, im ägyptischen Sudan zurückführen, als auf einen neuen Versuch des Islam, sich der modernen Cultur und damit seines Zusammensturzes zu erwehren? Es wäre ein großes Unglück für Aegypten, das bereits sehr viel von der Cultur des Westens acceptirt hat, wenn dieser Aufstand größere Dimensionen annehmen und nicht bald unterdrückt werden sollte; denn unter der Fahne des Mahdi vereinigen sich alle reactionären Elemente, die ihre Hoffnungen auf die Alexandriner Affaire gesetzt hatten und durch das energische Einschreiten der Engländer enttäuscht worden sind; und es wäre traurig, wenn ein fanatischer, heutigetägiger Narr oder Betrüger das Alles wieder zerstören sollte, was durch die aufreibende Thätigkeit der christlichen Missionäre und Verwaltungsbeamten, worunter Deutsche und Oesterreicher einen hervorragenden Antheil nehmen, geschaffen worden ist.“

Nicht unangebracht erscheint es uns im Hinblick auf die schwächliche Empfindsamkeit, die sich noch vielfach in der Beurtheilung colonialer Fragen bei uns bemerkbar macht, die Ansichten Lenz' wiederzugeben, die sich mit denen berühren, welche kürzlich Paul Reichard in seinem Werk über Deutsch-Ostafrika geäußert:

„Es giebt gewiß Leute genug, die das Vorgehen der Europäer gegenüber den eingeborenen oder eingewanderten Völkern anderer Erdtheile für ein Unrecht erklären. Man solle die Naturvölker in ihrer idyllischen Unschuld lassen und sie nicht mit den Bedürfnissen unseres Culturlebens bekannt machen, vor Allem aber solle man ihnen nicht ihr Land wegnehmen. Die stets ruhig und gleichmäßig fortschreitende Cultur kümmert sich um solch sentimentale Politik nicht; wer sich den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts zu widersetzen vermag, muß unterliegen, in einem solchen Falle sind die mohammedanischen Staaten der Mittelmeerländer. Das civilisirte Europa kann unmöglich zusehen, wie diese so geeigneten Erdstriche, in denen schon vor Jahrtausenden sich eine so wunderbare Cultur entwickelt hat, unter dem theokratischen Regime des Islam zu Grunde gehen . . . Unser Zeitalter wird sicherlich den Zusammenbruch all dieser verrotteten Verhältnisse an der Mittelmeerküste Afrikas erleben, und glücklich die Nationen, die zur rechten Zeit sich einen großen Einfluß in diesen werthvollen Ländern zu verschaffen wissen.“

Wie schon erwähnt, hat die Verlags-handlung, den Preis für das werthvolle Werk Lenz' bedeutend herabgesetzt; während die erste Auflage 24 Mk. kostete, kann man die vorliegende zweite (unveränderte) Auflage für den überaus mäßigen Preis von 8 Mk. erwerben! Dieser Umstand wird der Verbreitung des Werkes gewiß in wünschenswerther Weise Vorschub leisten.

O. W.

Neue Werke von Felix Dahn.

Nolanbin. Erzählung in Versen. Leipzig 1891. Obhins Rache. Erzählung. Leipzig 1892. Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (VII). Leipzig 1890.

Jugend-Gedichte. Zweite durchgesehene Aufl. der „Ersten Sammlung“. Leipzig 1891.

Keiner unserer Dichter beherrsicht die Kunst der gebundenen Rede mit größerer Meisterschaft als Felix Dahn: seine Werke, schon die der frühen Jugend, zeigen stets Sicherheit in der Reimtechnik und in der Verwendung schwieriger Maße. So ist es auffällig und ist es schade, daß er diese Kraft in keinem der kleinen Epen genutzt hat, die in den letzten Jahren geschaffen sind. Der Stoff dieser Dichtungen forderte doch gewiß dazu auf. Aber die Leute wollen heute — abgesehen von den stichometrisch gedruckten Worten Julius Wolffs — keine Verse. Diesem Vorurtheile müßten die Dichter kein Zugeständniß machen, sondern kämpfend begegnen; und zu solchem Kampfe hat Dahn eine siegesichere Waffe geschmiedet, den „Nolanbin“. Es ist ein Sang, der Ruhe und Schönheit athmet, ein hohes Lied von Liebe und Treue und Heldenherklichkeit.

Der Stoff des Epos ist frei erfunden: weder von einem Nolanbin noch von einer Zolanthe ist in der Karlsage die Rede; aber der Gedanke, den großen Helden nicht nur Vorfahren, sondern auch Nachkommen zu erfinden und sie in Sang und Sage zu preisen, ist nicht neu. Held Nolanbin, der Sohn des Roland und der Alba, ist von dem alten Kaiser Karl entthront, daß er für König Ludwig um Zolanthe, die Tochter Oliviers, werbe. Der Muntschatz ist gegeben, die Braut ist nach gutem Rechte des Königs. Nolanbin aber übt Verrath: er entführt die geliebte Zolanthe auf sein sicheres Felsenloß Hauteagar hoch oben in den Pyrenäen. Ein Priester wird gezwungen, die Ehe zu schließen. Ganz sich selbst gegeben, leben die Liebenden Gatten Tage der Bönne. Da kommt böse Kunde: die Sarazenen, nicht mehr durch Furcht vor Nolanbin zurückgehalten, sind mordend und brennend in das Frankenreich gebrochen, sie haben Kaiser Karl mit Lebermacht geschlagen und das Heer der Franken bei Narbonne eingeschlossen. In Nolanbin erwacht die alte Kampflust und Irene. Mit Windeseile trägt das Roß ihn und Zolanthe den Bedrängten zu Hüfte: er reißt die Franken mit sich fort in die Schlacht, die Feinde werden mit kühnem Streiche gefällt, der Sultan wird getödtet. Doch schlimmer Dank erwartet den Sieger. Nach Franken Recht und Satzung ist Nolanbin durch seine Meinthat dem Tode verfallen, und kein gerechter Spruch des Kaisers kam ihn retten. Die Sarazenen haben ihre Streitkräfte wieder gesammelt und sind zu neuem Ansturm bereit: da schwingt sich Nolanbin mit Zolanthe zu Roß, der Sieg wird gewonnen — sein Opfer ist das Paar, durchbohrt von tödtlichen Pfeilen.

Diesen frei erfundenen Stoff hat Dahn zu einer in Aufbau und Form vollendeten Dichtung gestaltet. Wer freilich erwartet, daß den Anschauungen des 9. Jahrhunderts Rechnung getragen sei, oder auch nur, daß die Stimmung des deutschen Rolandsliedes und seiner Quellen sich wiederpiegeln, der wird enttäuscht sein. Ob ein solches Verlangen berechtigt wäre, darüber läßt sich streiten; Mancher wird es kleinlich, pedantisch nennen. Dahns Sang schließt sich an viel jüngere Muster an: die Erzählung erinnert uns oft an die Glanzzeit des mittelhochdeutschen Epos, die reichen Blüten lyrischer Dichtung sind in Gedanken und Form romanisirend, und der schöne Hymnus — der freilich in der vorliegenden Gestalt und Anwendung vor dem 11. Jahrhundert nicht denkbar wäre — bezeugt die Herrschaft über das spätlateinische. Wenn Dahn die nur in Kampf und Glauben großen Helden des alten Rolandsliedes weicherer Gefühle fähig erscheinen läßt, wenn er dem Wunderglauben weniger Bedeutung beimißt, so trägt er vermittelnd dem Geschmack seiner Leser in berechtigtiger Weise Rechnung; in einem andern Punkte aber wäre engerer Anschluß an die Chanson de Roland dem Werke zu Gute gekommen: die gewaltige, ich möchte sagen starre Größe des alten schweigelamen Kaisers wäre dann zur Geltung gelangt. Dahns Karl redet manch schönes, kraftvolles Wort. Herdlich ist der Dank an den treuen Naimis:

„Von meinen Paladinen
Bist du mir nur geblieben!
Dem treuesten unter ihnen
Nun lohn' ich und den Helden,
Zu denen ihr mit Schwertesstreich
Einvor gehämmert habt dies Reich,
Daß ihr mit Rath und Waffen
Und eurem Blut geschaffen:

Das stolze Reich der Franken.
Ein rechter Kaiser weiß zu danken!
Mein Sohn, geboren auf dem Thron,
Meint, dies Verbiest genüge schon.
O weh! das ist ein bitterer Ton!
Er schrillt mit herbster Klage
Durch meine letzten Tage!“

Solche Worte wollen wir wahrlich nicht missen; aber der Kaiser redet auch Vieles, was wir gar nicht oder anders gesagt wünschen. Die Klage ist zu breit und kehrt zu oft wieder; der Jornausbruch bei der Kunde von Roland's Verrath wirkt geradezu ernüchternd: „Dein Sohn, o Roland, mich verrathen? Das ist die scheußlichste der Thaten!“ So auch das Wort an Naim's: „Das wird dein letzter Dienst, ich weiß! Darm stirbt auch du, Speermüder Greis!“ Ich vermute, daß wir solche matten Aeußerungen nur dem Reime zu danken haben. Vielleicht erklärt sich auch dadurch ein sonst unverständlicher Mißgriff: Der letzte Kampf Roland's gilt einem elenden „Häuflein Mohren; sie wissen wohl, sie sind verloren, doch wollen sie sich ergeben nicht.“ Und hieran anknüpfend will ich noch einige kleine Fehler erwähnen, welche die Zeichnung der Jolanthe beeinträchtigen. Ein zartfühlendes Weib würde nie und nimmer den Kaiser an eine alte Liebe mahnen, würde auch gewiß nicht vor verammelter Meuge sagen: „um einen Kuß von Rolandin . . . ich thät's noch mal“ — ein Wort, das im Munde des Obhin und des Civis berechtigt ist; auch die Worte: „frei bin ich ihm an's Herz gesprungen, frei spring ich mit ihm in den Tod“ gefallen mir nicht.

Solchen Tadel darf eine gerechte Beurtheilung des „Rolandin“ nicht verschweigen. Daß aber diese Kleinigkeiten der großartigen Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thun, brauche ich nicht zu begründen. Mein Urtheil über das Werk fasse ich in den Worten zusammen, daß es eine der schönsten Schöpfungen ist, die uns deutscher Sang seit Jahrzehnten geschenkt hat.

Dem herrlichen „Rolandin“ verzeihen wir gern die Schuld, daß eine kleine mythologische Erzählung, die uns in diesem Jahre beschied war, ein wenig zu kurz gekommen ist. Dahn hatte im „Skimir“ mit feinem Takte einen eddischen Stoff umgedichtet, Hartes mildernd und Anregungen nugend; in „Obhin's Rache“ hat das schwere Wagnis nicht zu so schönem Erfolge geführt. Der Stoff trägt daran wohl größere Schuld als der Dichter. Zu einem Liebe der eddischen Havamöl erzählt uns Obhin von einem mißglückten Liebesabenteuer: „Weise wandelt zu Thoren der Liebe Macht.“ Willings Tochter will er gewinnen, sie verspricht ihm zum Abend Gewährung; doch als er naht, ist alles kampfbereit und der Weg zur Maid ihm verwehrt. Am Morgen kehrt Obhin wieder. Da findet er eine Hündin statt der Jungfrau im Schlafgemach: Schmach hat die Schlaue ihm angethan, und „Nichts ward ihm vom Weibe.“ Das ist eine kurze Einschaltung, deren feiner, in der Selbstverspottung liegender Humor trefflichen Stoff zu einer kleinen Ballade böte. Dahn hat ihn in ganz anderem Sinne gestaltet. Obhin verzehrt sich in sehndem Leide um Alfhoit (nicht Alfhoit!), die schöne Tochter des Königs von Alfal; die aber ist Abhals, des Königssohnes von Updal, ringverlobte Braut. Als Fremdling, Wegwalt geheizen, hatte der Gott in Alfal geweilt; dem Gewaltigen kam sich der Jungfrau Herz nicht verschließen, und sie verspricht ihm die Begegnung. Obhin achtet nicht der Warnung seines Schwagers Forseti, des Rechts-gottes, noch der Schwester Wara, welche die Gide hört und den Treubruch rächt: nicht will er sich und der Geliebten durch Numenzauber Vergessen schaffen. Nächstens, da der Mond strahlend über dem Fjord steht, landet Wegwalt an stiller Stätte, wo der Fluß den Markwald durchströmt, und harret der Geliebten; da plötzlich treten ihm kämpfend ihr Bruder Alfhart und Abhal entgegen. Alfhoit, dem Verlobten treu, hat sich der Mutter vertraut; sie ist vom Bruder eingeschlossen worden, damit sie nicht zum Stellbischen kommen könne, doch sie entflieht mit Todesgefahr, Wegwalt zu warnen. Der aber ist im Kampfe verwundet und kehrt heim nach Asgardh, unsagbar unglücklich. Er sinnt auf Rache, doch er erkennt, daß Alfhoit nicht Verrath an ihm geübt hat, sondern zu der Treue heimgekehrt ist, die sie dem Verlobten versprochen. Sehrendes Leid in der Brust, schenkt er der Geliebten durch Numenzauber Vergessen — das ist Obhin's Rache.

Die Erzählung bietet große Schönheiten in Gedanken und Form: Alfhoit's Klage an die Mutter, ihre Begegnung mit Wegwalt, Obhin's Enttäuung — das ist hohe Poesie. Aber ich glaube, daß die Gestalt des Gottes in dieser Dichtung mehr als in den früheren (Obhin's Trost, Friggas Ja) der nordischen Anschauung und zugleich dem modernen Empfinden widerspricht, und daß die gewagte Hypothese Obhin's, die sich in seiner Gegnerschaft zu Forseti und Wara ausdrückt, bei nur sehr wenigen Lesern auf ein liebevolles Verständniß hoffen darf. Doch das kann uns nicht hindern, die dichterischen Schönheiten des Werkes, die selbst den rechtsphilosophischen Erörterungen nicht fehlen, dankbar anzuerkennen. — Nachträglich will ich eine störende Kleinigkeit erwähnen: Durchgehends ist für unser gutes (ungermanisches) Wort „Schwager“ fälschlich „Schwäher“ eingeführt worden; das bedeutet aber „Scholegerwäter“ und entspricht lautlich genau dem lateinischen

socer. Diese Bemerkung ist um so nöthiger, als sich — dankenswerther Weise! — so manche Schriftsteller Dahns Wortschatz zum Muster nehmen.

Auch sein altbewährtes Gebiet des geschichtlichen Romans hat der Dichter nicht verlassen: hier stehen als jüngstes Werk „Die Bataver“ da. Seit dem „Kampf um Rom“ wissen wir, mit welcher Meisterschaft Dahn gerade die Verührung der Römer und Germanen darstellte: die meisten seiner Dichtungen verwerthen in gewohnter Weise den Gegenjaz des romanischen und germanischen Elementes. In den „Batavern“ ist der Aufstand des Civilis behandelt, jener große Krieg, den Mommsen „einen der seltsamsten und entzücklichsten aller Zeiten“ genannt hat. Es ist begreiflich, daß die Dichter sich bisher an diesen bedeutenden Stoff so selten gewagt haben: der Vorwurf ist einer der gewaltigsten, aber auch der schwierigsten, die sich denken lassen, denn die Ereignisse sind so verwickelt, der kleinen Kämpfe und der Meutereien, die in der Erzählung wenig Abwechslung bieten, aber doch unerläßlich sind, giebt es so viele, daß ihre Gruppierung um einen Mittelpunkt unendlich schwer ist. Dahn ist es gelungen, die Fäden mit einander zu verknüpfen.

Die römischen Krieger in Germanien und Gallien, größtentheils Angehörige dieser Lande, waren binnen wenigen Monaten Soldaten des Nero, des Galba, des Vitellius, des Vespasian. Vitellius wollte die batavischen Truppen nach Italien jenden; mit deren Führer Civilis aber knüpfte Beauftragte des Vespasian Verhandlungen an: die Legionen sollten durch eine Injurrection in Germanien zurückgehalten werden. Civilis entzündete den Aufstand, jedoch mit der geheimen Absicht, die Römer aus dem Lande zu schlagen. Das Glück war ihm günstig, vor Allem da im römischen Heere, das unter Befehl des schwachen Hordeonius Flaccus und des Voenia stand, Meutereien ausbrachen, und da zugleich die Treverer Classicus und Sabinus ein gallisches Reich errichteten, um die Römerherrschaft für immer abzuschütteln. Da übertrug Vespasian dem fähigen Petillus Cerialis den Oberbefehl: Gallien ward schnell zurückgewonnen, und nach verzweifeltstem Widerstande ward auch der tapfere Civilis, da er seiner eigenen Leute nicht sicher war, besiegt: die Priesterin Veleda ward als Gefangene nach Rom gebracht. Was wir über diese Dinge durch Tacitus und Cassius Dio erfahren, das hat Dahn zur historischen Grundlage seines Romanes gemacht. Das Werden und Zerfallen des Bundes germanischer Völker mit allen unerläßlichen Kleinigkeiten ist in geistvoller, dichterischer Weise ausgeführt und um Civilis als Helden gruppirt. — Brimo, das tapfere Haupt der Stammesfaten, und sein Bruder Brimobrand, der Frieze Ulemer und der Marfomame Sido drängen zum Abfall, doch Civilis ist den Römern treu. Selbst als Statwold die Kunde bringt, daß sie ihm mit Unbant gelohnt und schändlich seinen Bruder und seinen Sohn gemordet haben, bleibt er standhaft: trifft es doch nur seine Sippe, nicht sein Volk; da er aber hört, daß sie die Verträge gebrochen haben, zerreißt er alle Bande und rüstet zum Kriege. Auch die eble Priesterin Veleda im Lande der Brutterer, die weit und breit mit frommer Scheu verehrt wird, treibt zum Kampfe. Civilis beredet mit dem Legaten Hordeonius den Uebertritt zu Vespasian, den Anschein erweckend, als richte sich sein Plan gegen Vitellius, nicht gegen Rom. Auf dem Allbing zur Sommerjournend verbünden sich die Stämme zu gemeinsamer Empörung und erheben Civilis auf den Schild. Gallien schließt sich an. Die Treverer Classicus und Julius Sabinus, Julius Tutor und der Oberbrunde Gutruat haben ein großes gallisches Reich gegründet — ein phantastisches und aussichtsloses Unternehmen, da die unfähigen, in Leppigkeit und Wohlleben verkommenen Schöpfer nur ihren persönlichen Vortheil verfolgen. Ihnen gegenüber hat Rom kein schweres Spiel. Der Feldherr Cerialis ist ein tapferer und fähiger, aber gewissenloser Mensch, der vor keiner Schande und Grausamkeit zurückschreckt, wenn es die Befriedigung seiner Lüste oder Gewinn gilt; er ist zum Tode verurtheilt, doch ist ihm Begnadigung versprochen, falls er siegt. Die Gallier haben die Alpenpässe in wahrwizigem Leichtsinne unbefestigt gelassen: der gallische Kaiser Sabinus, der Gatte der frommen Christin Epponina, ergiebt sich den Freunden der Liebe mit Claudia Sacrata, der Gemahlin des Gutruat, anstatt seiner Feldherrnwisheiten zu gedenken. Cerialis zieht über Mainz, Bingen und Trier nach Langres, dem gallischen Hauptquartier. Hier kommt es zur Schlacht. Während der römische Feldherr, um zu einem Stellbichein mit der buhlerischen Claudia Sacrata zu eilen, den Oberbefehl abgegeben hat, bricht Civilis, der sein Heimatlant von Feinden gesäubert und sich mit den Galliern vereinigt hat, in das römische Lager ein: er siegt, kann aber die zügellosen Truppen nicht zusammenhalten. Cerialis erscheint und besiegt in furchtbarem Kampfe die Gegner. Die Germanen fliehen, und das Verderben folgt ihnen. Civilis wird verwundet, und sterbend läßt er seinen Sohn Merovech schwören, Einheit und Jucht und

Gehorjam zu wecken und dann das tapfere Schwert des Vaters der Befreiung seines Volkes zu weihen. Veleda wird nach Rom geführt, daß sie im Triumphzuge als die besiegte Germania einhersehreite; sie aber stürzt sich in die Wellen des Tiber, und der Strom trägt die Todte fort in's freie Meer.

Aus dieser kurzen Skizze mag man ersehen, mit wie großem Geschicke der Stoff bewältigt ist. Von der geschichtlichen Uebersieferung weicht Dahn nur ab, wo es durchaus nothwendig ist: z. B. kam Clavicus nicht in seiner historischen Größe erscheinen, weil damit das Interesse vom Helven Civilis abgelenkt würde. Je enger der Anschluß an die Geschichte, desto bewundernswürdiger ist die Composition. Sie ist mustergerichtig. Wenn uns hier und da die Anschläge und Kämpfe zu viel erscheinen wollen, so ist das nicht die Schuld des Dichters, sondern ein kleiner Nachtheil des grobkörnigen Stoffes. Und wie die Composition, so ist auch die Ausführung im Einzelnen hohes Lobes werth. Nur einige wenige Kleinigkeiten habe ich auszuweisen: die Art und Weise, wie dem verwundeten Rattwalb die Kunde von den Vorgängen in Rom abgefragt wird, hat trotz der genügenden Begründung etwas Gemachtes; das Zwiegespräch zwischen Vespasian und Cerialis ist in mehreren Punkten, namentlich wo es sich um Hochverrath handelt, unwahrscheinlich; das Vagerleben der Bataver und Brinnobrand's Kampf gegen die Wurfmachine sind etwas zu matt, zu gemüthlich dargestellt. Aber damit ist auch aller Tadel erschöpft. Im Ganzen wie im Einzelnen ist Leben und echte Poesie. Die Gestaltungskraft des Dichters hat Großes geleistet, indem sie aus dem kurzen Berichte über die Veleda ein herrliches lebensvolles Bild geschaffen hat; mit seinem Sinn ist die Erscheinung des jungen Tacitus geschildert; durch die Erzählung von der treuen Eponima ist ein wirkungsvoller Gegensatz zur Claudia gewonnen; ein Meisterstück ist die Zeichnung des Cerialis, des Tutor, des Brinnobrand. Dramatisches Leben herrscht in Allem, in den Charakteren und in der Scenerie. Die Schilderung des Albinus und des Tustestes enthält vielleicht mehr des Unwahrscheinlichen als des Glaubhaften, aber ich schätze sie dennoch hoch. Sie leistet im Kleinen, was die Gesamtheit der historischen Romane Dahn's im Großen erreicht: sie weckt Liebe und Begeisterung für das deutsche Alterthum.

Den „Datavern“ sind einige Gedichte angehängt; sie zeigen, wie einzelne Gedanken und Gestalten des Romans schon in den Jugendballaden des Dichters auftauchen. Auf die gesammelten Jugendgedichte werden wir zurückkommen; die Fortsetzung dieser neuen Auflage wird uns antreuen, das Werden des Dichters zu verfolgen. ts.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Volks- und Kulturgeschichte für Schule und Haus.

Von Dr. Karl Biedermann. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann.

Dem Buche sind lobende Urtheile von berufenen Personen und Fachzeitschriften vorgebracht, denen wir uns im Allgemeinen gerne anschließen. In der Hand eines kundigen Lehrers kam es für Auswahl, Begrenzung und Behandlung des kulturgeschichtlichen Stoffes in der Schule ein vortreffliches Hilfsmittel sein; ob es aber zur Lectüre für selbst reifere Schüler geeignet ist, scheint zweifelhaft. Es dünkt uns, als ob David Müllers „Geschichte des deutschen Volkes“ in ihrer pacifenden, warmen und patriotisch erhebenden Darstellung immerhin mehr geeignet sei, die Herzen unserer Jugend für des eigenen Vaterlandes Entwicklung und Größe zu begeistern. — Wer jedoch, ohne besondere Fachkenntnisse zu besitzen, sich in aller

Stürze über eine Frage der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen unseres Landes in historischer Weise unterrichten will, wird bei der klaren Anordnung des Biedermann'schen Buches sich schnell und sicher belehren können. Somit wird es auch seinen weiteren Zweck, dem deutschen Hause zu dienen, gewiß erfüllen. wd.

Ägypten und Assyrien. Geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus von Gaston Maspero. Uebersetzt von D. Birnbaum. Mit 190 in den Text gedruckten Abbildungen und Zeichnungen von Faucher-Gudin. Leipzig, Verlag von V. G. Teubner.

Der hervorragendste französische Forscher, der unter den bedeutendsten Aegyptologen der Gegenwart mit an erster Stelle genannt werden muß, hat in diesem Buche seine Forschungen über die ältesten Culturländer auch dem weiteren Publikum zu-

gänglich gemacht. Die Aegyptologie ist eine Domäne für einen nur kleinen Gelehrtenkreis, und der weitere Kreis der Gebildeten würde ohne die Ebers'schen Romane und — sit venia dicto — ohne Wilhelm's Buchholz vielleicht nicht viel von dem alten Nillande wissen.

Hier nun wird auf sicherem, wissenschaftlichem Hintergrunde ohne Romanform, aber in fesselndem Maubertone das Leben der Aegypter und Assyrer geschildert, wie es sich in allen seinen Aeußerungen in Familie, Gemeinde und Staat, in Krieg und Frieden, in Trauer und Freude abgespielt haben muß. Das sind wirkliche, lebensvolle Gestalten, die vor unserem Geiste auftauchen, sie haben alles Mumienhafte abgestreift und machen uns begreiflich, daß sie Repräsentanten einer Kultur sind, von der selbst die Griechen ihre erste Anregung empfangen haben. — Das Buch sollte in keiner Bücherammlung für gereifere Schüler fehlen und wird auch jeder Familienbibliothek nur zur Zierde gereichen.

wd.

Im Osten Berlins. Ein socialistischer Roman. Von Gust. Heinr. Schneid. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die sociale Frage zu lösen, indem man auf breite Schichten des Volkes durch die Literatur zu wirken versucht, dürfte wenig Erfolg verheißen. Vor Allem rechuet der Verfasser obigen Buches mit völlig veränderten Verhältnissen, unter denen er socialistische Literatur, welche das Volk zur gesunden Auffassung seiner Lage erziehen soll, verbreitet wissen will. Darn aber muß bemerkt werden, daß die Kost, welche der Verfasser bietet, eine recht schmale ist. Sein Können bleibt weit hinter seinem guten Willen zurück. Seine Schilderung ist verfehlt, seine Charaktere sind ohne Rückgrat, sprunghaft entwickelt, seine Menschenkenntniß ist mangelhaft, kurz, seine Erzählung verräth in Allem den unsicher tastenden Anfänger. Ueberdies ist der Roman nicht frei von Flüchtigkeiten. Als Tendenzwerk ist er gut gemeint, aber verfehlt, als Kunstwerk ungenügend.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt. Herausg. von Max Henze. 1. Jahrg. No. 1. Berlin u. Leipzig, A. H. Fried & Co.

Bergmann, J. Geschichte der Philosophie. Erster Band. Die Philosophie vor Kant. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bunn, H. Auf dunklen Pfeden. Heltore und erste Erzählungen aus dem Rechtsleben. Berlin. Gebr. Paetel.

Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Herausg. v. J. Winter u. A. Wünsche. Lieferung 4. Trier, S. Mayor.

Freie Kritik. Heft 3. Ludwig Anzengruber: „Der Meinsidbauer“. Leipzig, Liter. Anst.

Fastenrath, J. Die Pyrenäen, Trilogie. Nach dem Catalanischen des Victor Balgoun im Vermaass des Originals. Leipzig, C. Reisener.

Goncourt, E. de, Die Brüder Zenganno. Roman aus dem Circusleben. Deutsch von Signor Domino. Berlin, S. Fischer.

Gwinner, W. Goethes Faustidee. Nach der ursprünglichen Conception aufgedeckt und nachgewiesen. Frankfurt a. M., Jos. Baer & Co.

Hamann, O. Entwicklungslehre und Darwinismus. Mit 16 Abbildungen. Jena, H. Costenoble.

Hayen, A. Wahrheit und Schein. Mit einem Briefe von Alexander Dumas. Aus dem Französischen. Leipzig, Duncker & Humblot.

Blumel und Erde. Illustr. naturw. Monatschr. IV. Jahrg. Heft 6 n. 7. Berlin, H. Paetel.

Hopfen, H. Helge. Schauspiel in fünf Acten. Berlin, Gebr. Paetel.

Jaensch, Th. Ans Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutzigen Lebensforschung. Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Koellich, B. Aus einsamen Stunden. Dichtungen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Kohlrausch, E. u. A. Marten. Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. 4. Aufl. Hannover, C. Meyer.

Meyers kleiner Hand-Atlas. Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Conversations-Lexikon, zusammengestellt in 100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen. Lieferung 1. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Nöldeke, Th. Orientalische Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.

Reisefab, H. F. L. 1812 oder die Mächer des Kaisers. Roman. Heft 23–29. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originals. Herausg. und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lieferung 1–3. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Spitta, Ph. Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. Merlin, Gebr. Paetel.

Torresan, C. Baron, Schwarzgelbe Reitergeschichten. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson.

Troll-Rorostyáni, J. v. Aus der Tiefe. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892^{er}. Frische Füllung. 1892^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . . .	40
Sekloabrunn . . .	41 ⁸
Theresienbrunn	47 ¹
Neubrunn . . .	47 ³
Marktbrunn . . .	34 ⁵
Felsenquelle . . .	47
Kaiser-Karis-Qu.	33 ⁴
Kaiserbrunn . . .	39 ¹

—<+>—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Selze.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—<+>—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
Grundsechzigster Band.
Mit den Portrait; von:

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 61. Bandes.

April. — Msi. — Auni.

1.892.

Sk,,c

Th. Achelis in Bremen.

Sie Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis 2^

Jacob von Falke in Wien.

Das architektonische Wien so

Otto Felsing in Berlin.

Charles Bradlanth. Ein Charakterbild 2<U

Ludwig Fuld in ZNainz.

Die EriminalitSt in Deutschland <)5

Julius Gesellhofen in Breslau.

Die todte Stelle. Novelle 502

Robert Hassencamp in Ostrowo.

Ein kiebeseoman des Vichters Chr. Martin lvieland ?e

Z. Hutten in Tilsit.

Des Vaters vermächtniß 224

I. Ianitsch in Breslau.

Eduard Grützner 202

kily von Aretschman in Berlin.

Helene, Herzogin von Brlians

Aurd kaßwitz in Gotha.

Prinzessin Iaja. Ein Märchen <S«

Paul kindau in Dresden.

Hängendes Moos, Roman I IS2. 2?,

Znhalt des e>, Bandes,
k. ZNarholm in Berlin,
Henrik Ibsen als Frauenschilderer l«>
^Noritz ZNoszkowski in Berlin.
lieber den Wohlklang l6l
Sigmund 2Nünz in Wien.
Zur Charakteristik Tavours 168
6. Siegfried in Aiel.
Federzeichnungen aus Holstein. III 5«4
Alexander Tille in Glasgow.
vier epische Volkslieder vom voctor Faust 552
Gustav Weisbrodt in Wien.
Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien 414
Oskar Mlda in Breslau.
Tod oder? 27 l
Lugen Zabel in Berlin.
kudwig Barnay 252
5
Gras keo von Taprivi, deutscher Reichskanzler 55
Bibliographie l^l- 2?e. 520
Bibliographische Notizen 159- 2S,, 52?
Musikalische Notizen 1.5?
Mit drn Portrait? von:
Graf keo von Taxrivi, radirt von Wilhelm Rrauskops in München;
Eduard Grützner, radirt von kuise ötolz in München; kudwig Barnav,
radirt von kudwig Vühn in Nürnberg.

April 1872.

Inhalt.

Paul Lindau in Dresden.

Hängendes Moos. Roman

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler

Jacob von Falke in Wien.

Vas architektonische Wien 60

Robert Hassencamp in Vstrowo.

Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland 76

Ludwig Fuld in Mainz.

Die Kriminalität in Deutschland 92

K. ZNarholm in Berlin,

Henrik Ibsen als Frauenschilderer

Karl von Aretschman in Berlin.

Helene, Herzogin von (Orleans ^0

Kurd Kaßwitz in Gotha.

Prinzessin Iaja. <Lin Märchen ^30

Bibliographie XI.

Vollständig<C>stafnka. (Mit Zulufratistenen.) — Ein Jahrbuch des allgemeinen Wissen.

— Schiller,

Musikalische Notizen 14?

Bibliographische Notizen 159

Hierzu ein Portrait: Graf Leo von Caprivi.

Radierung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer „Unkvetlag“,

preis pro Quartal (2 Hefen) 5 Mark.

Zill, Verhandlungen und postamtliche Nachrichten jederzeit Seftellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen

Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

Beilagen zu diesem Hefte

««««««scheldt'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin. sMethode Ivussainicanzenschrid'.)

«chlesische Buchdruckerei, Kunst, und Verlagsgesellschaft in Breslau. Schattin««««! in Sre,lan.

«chlefisch« Buchhandlung, Kunst, und Verlagsgesellschaft in Breslau. «chattinender in Brr;,au,

(Lmxfehlenwerche wcrke,)

Schleiche Buchdruckern. KunK- und VkrlogS'Anftalt
vormals S. Schottlaeuder. Sreslau.
Seit fünfzehn Jahren behauptet
Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift
Herausgegeben

von
Van! Sindan

unter den vornehmsten Zeitschriften Deutschlands eine hervorragende Stelle.
Die 60 stattlichen Bände, die 180 Monatshefte, die von unserer Zeitschrift erschienen sind, bekunden, daß wir bestrebt gewesen sind, mit Eifer und, wie wir hinzusetzen dürfen, auch mit Erfolg die Versprechungen, mit denen unser Unternehmen ins Leben gerufen worden ist, zu erfüllen.

„Nord und Süd“ hat der Pflege der modernen erzählenden Dichtkunst, der Verbreitung der Fortschritte und neuen Forschungen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft, der Entwicklung der Künste, den Bewegungen auf dem staatlichen Gebiete, die gleiche Sorgfalt und Aufmerksamkeit zugewandt. Niemals hat sich unsere Zeitschrift in den Dienst einer bestimmten Parteirichtung gestellt, vielmehr sich von jeder Einseitigkeit, von jeder Voreingenommenheit ferngehalten.

Die bedeutendsten Dichter und Gelehrten unseres Vaterlandes, denen sich erste Autoren des Auslandes angeschlossen haben, sind unserer Zeitschrift treue Mitarbeiter geblieben. Dem 151. Hefte ist seinerzeit ein Verzeichniss der Mitarbeiter von „Nord und Süd“ vorangeschickt worden; es zeigt die klangvollsten und besten Namen, welche Dichtung, Kunst und Wissenschaft unserer Epoche aufzuweisen haben.

Neben der Bedeutung des Inhalts und der gefälligen Form der Beiträge hat „Nord und Süd“ von jeher auch auf die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Anordnung des reichen Stoffes besonderen Werth gelegt.

Bestimmter und schärfer als allgemeine Auseinandersetzungen mag die einfache Angabe des Inhalts des nächsten (181.) Heftes bekunden, was wir erstreben, was wir vermögen.

Das Aprilheft beginnt mit Paul Lindaus neuem Roman, der im zweiten Quartal vollständig in „Nord und Süd“ erscheinen wird. Die Handlung dieses Berliner Romans, der „Hängendes Moos“ betitelt ist, bewegt sich in denselben Kreisen, in denen die früheren, „Der Zug nach dem Westen“, „Arme Mädchen“ und „Spitzen“, spielen, also vorzugsweise in den Salons des Thiergartens, wo sich Künstler und Schriftsteller mit den Finanzgrößen zu begegnen pflegen.

Dem Aprilheft ist das Bildnis des Reichskanzlers Grafen Bismarck in einer meisterlichen Radirung von Wilhelm Krauskopf in München beigegeben. Der Aufsatz über den Nachfolger Bismarcks rührt von berufenster Feder her.

Ein humoristisch-philosophisches Märchen, „Prinzessin Jaja“ von Kurd LaZchwitz, eine kunstgeschichtliche Studie über das „Architektonische Wien“ von Jakob von Falke, ein auf neu aufgefundenem Briefmaterial beruhender, eine bisher unbekannt Episode aus dem Jugendleben des Dichters ans Licht stellender Aufsatz „Ein Liebesroman Christoph Martin Wielands von R. Hasseneamp, ein literarischer Essay, „Ibsen als Frauchschildcrer“ von L. Marholm, ein juristischer Aufsatz, „Die Criminalität in Deutschland“ von Ludwig Fuld, endlich eine biographische Schilderung der sympathischen Fürstin Helene Herzogin von Orleans mit höchst interessanten, bisher noch nicht veröffentlichten Documenten von Lily von Kretschman, bilden im Verein mit den ständigen Rubriken, welche unter Beigabe von Illustrationsproben in längeren und kürzeren Aufsätzen die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes besprechen, den Inhalt dieses Heftes.

Wir geben uns der freudigen Hoffnung hin, daß unser redliches Bemühen, uns die Gunst und Theilnahme unserer alten Mitarbeiter und Freunde zu erhalten und zu den alten neue Hinzuzugewinnen, nicht vergeblich sein wird. Sämmtliche Buchhandlungen und Post-Anstalten nehmen Bestellungen zum Preise von 6 Mark pro Quartal (2 Hefte) entgegen, ebenso können die bisher erschienenen Hefte zum Preise von 2 Mark pro Heft nachbezogen werden.

Siehe Schein.

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung von

!

Ereempl. „Nord und Süd.“ XVI. Jahrg. Preis pro Quartal 6M. Ereempl. „Nord und Süd“ Heft a 2 Mk. ,

Ort: Name und Stand:

Schliche Bilddilckirri, «u>st> und V>rllg>'«»fta» vor», S, EchoM«»!«, »««all.

Hängendes Moos.

Roman.

von

Raul Lindau.

— Dresden. —

Felir Welsheim war seines Glückes Schmied. Er war stolz darauf und erzählte Jedem, der es hören wollte, und auch denen, die nicht danach verlangten, wie er im tollen Jahre Z848 als kaum fünfzehnjähriger Junge nach Berlin gekommen war — mit zerrissenen Stiefeln und einem Baarvermögen von sechs guten Groschen — und wie er als Laufbursche im Hause E. Tillmann K Söhne seine kaufmännische Laufbahn begonnen hatte. Es war ein altes patriarchalisches Geschäft, still, solide, nicht gerade bedeutend, aber sehr respectabel und resvectirt. Der damalige Chef Ewald Tillmann war der Enkel des Begründers der Firma, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit allen Ehren behauptete.

Der würdige Herr Tillmann hatte in dem jungen Felir mit gutem Blick einen brauchbaren und aufgeweckten Burschen erkannt und Gefallen an ihm gefunden. Versuchsweise gab er ihm Aufträge, die über die Anforderungen, welche man an einen Laufburschen zu stellen berechtigt ist, hinausgingen, und nachdem diese zu seiner vollsten Zufriedenheit erledigt waren, ließ er Mir eines Morgens in sein Cabinet kommen und eröffnete ihm, während er schmunzelnd sein glattrasirtes Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger einklemmte, das; er ihn als Lehrling ins Geschäft nehmen und ihm als besondere Begünstigung ausnahmsweise den Lohn, den Felir als Laufbursche bezogen hatte, als Salair belassen wolle — unter der Bedingung, daß kein Mensch im Comptoir etwas davon erführe. Fünf >^ahre später konnte Herr Tillmann seinen Schützling als „jungen Mann" auf die Börse schicken; und Felir Welsheim machte sich da so gut, bekundete ein so ausge-

1*

2 P>iul lindau in vrcsden.

sprocheues taufniäunisches Talent, operirte so umsichtig und erfolgreich, auch für seine eigene Rechnung, daß er nach weiteren vier Jahren, — als ihm der alte Tillmann einmal sehr heftige Vorwürfe darüber machte, auf eigene Faust speculirt, Geschäfte gemacht und ein ihm vertrauensvoll mitgetheiltes Geschäftsgeheimnis; zu seinem eigenen Vorthail in strafbarer Weise ausgebeutet zu haben, — sich sittlich entrüsten und seinem Wohlthäter den Stuhl vor die Thtr setzen durfte.

Darauf hatte Felix Welsheim lange gewartet. In den ersten Monaten des Jahres 1858 wurde sein Name als Inhaber eines Bank- und Commissionsgeschäfts in das Handelsregister eingetragen. Das Glück begünstigte alle seine wichtigeren Unternehmungen. Im Hochsommer 1866, als bei Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges eine zeitweilige Depression aller Werthe eingetreten war, hatte er mit äußerster Anspannung seines ganzen Kredits eine riesige Speculation in Grundstücken unternommen, die ein glänzendes Ergebnis; brachte. Felix Welsheim galt jetzt als ein vermögender Mann und er war in Wahrheit viel reicher, als die Leute dachten. Er verließ nun seine hübsche, aber bescheidene Wohnung in der Krausenstraße und miethete die erste Etage eines neuen Prachtgebäudes in der Victoriastraße. Keiner seiner Freunde und Bekannten zweifelte daran, daß er in diesen schönen und elegant eingerichteten Räumen sein einsames Junggesellenleben nicht lange mehr weiterführen werde. Und die Vermuthung, daß er auf Freiersfüßen gehe, befestigte sich immer mehr, da er sich allmählich von allen Convivien in den Privatgemächern der Lindenrestaurants zurückzog, sich mit einer kleinen Schauspielerin dritten Ranges an einem Theater vierten Ranges, mit der er manchmal gesehen worden war, in angemessener Weise abfand und im folgenden Winter in allen größeren Gesellschaften erschien. „Nelsheim kommt auch,“ flüsterten die Wirthinnen bedeutungsvoll den Müttern verheirathungslustiger und heirathsfähiger Töchter zu, und sie waren sicher, mit dieser Mittheilung eine freudige Wirkung zu erzielen. Aber der Winter ging vorüber und der Frühling und der Sommer, ohne daß Welsheim unter den Töchtern des Landes die Eine, die er suchte, gefunden hätte. Endlich im Herbst lernte er in Scarborough ein junges Mädchen kennen, das ihm ungewöhnlich gefiel, und dem er sehr energisch und mit den ernsthaftesten Absichten den Hof machte. Es war Fräulein Leonie Delponte, eine Holländerin portugiesischen Ursprungs, die zwanzigjährige Tochter eines wohlhabenden Amsterdamer Kaufmanns, die von ihrer umsichtigen Mutter auf eine glänzende Partie hin sorgfältigst erzogen war, seit drei Jahren in den fashionablen Bädern, an der Niviera und in Pans unter günstigster Beleuchtung ausgestellt wurde, den erwarteten Millionär oder Fürsten ältesten Stammbaums au sich zu fesseln aber bis zur Stunde noch immer nicht vermocht hatte. Seit einiger Zeit war denn auch über Mutter und Tochter zugleich eine sonderliche Unruhe gekommen, und so fand Felix Welsheim, als er sich der Familie Delponte näherte, einen ausnehmend

Hängendes Moos.

3

günstigen Boden. Als Frau Telponte merkte, daß der junge deutsche Bauquier ihrer Leonis sicherlich in den nächsten Tagen einen Antrag machen werde, telegraphirte sie an ihren Mann in Amsterdam, er möge in Berlin zuverlässige Erkundigungen Anziehen. Die Auskunft lautete befriedigend und Leonis erhielt die Erlaubnis, die Bewerbungen des Herrn Welsheim mit sittsam gesenkten Lidern sich gefallen zu lassen und ihn zu gehöriger Stunde erröthend an Mama zu verweisen. Die (beschichte nahm ihren vorschriftsmäßigen Verlauf. Anfang October des Jahres 1868 verlobte sich Herr Felix Welsheim mit Fräulein Leonis Delponte, Mitte December fand die Hochzeit statt, und Ausgang Januar 1869 kam das junge Paar, das seine Flitterwochen in Cannes und Nizza verbracht hatte, in Berlin an.

Leonie machte in der Berliner Gesellschaft nicht geringes Aufsehen. Sie war sicherlich, wenn nicht eine der schönsten, wenigstens eine der elegantesten und pikantesten jungen Frauen. Ihr kleiner Kopf mit den üppigen dunkeln Haaren sah herrlich auf dem schlanken Halse, ihre Schultern, ihr Nacken, ihre Arme erregten die Bewunderung der Männer und den Neid der Weiber. Sie kleidete sich mit bestem Geschmack einfach und doch eigenartig. Das Reizvollste an ihr aber waren ihre merkwürdigen Augen, nicht übermäßig groß, eigentlich auch nicht schön, aber von einem ganz sonderbaren verlangenden Ausdruck, mit wasserblauer Iris, unruhig, flatternd, mit irrendem, weit schweifendem Blick, der Personen und Gegenstände nur flüchtig streifte, hastig weiterhuschte und sich in die Leere zu verlieren schien.

Leonie war sehr kokett. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und da sie die verwegensten Behauptungen mit erstaunlicher Keckheit aufstellte, erwarb sie sich schnell den Nuf einer geistreichen Frau. Mit Iber Sicherheit einer Fürstin sprach sie in der That über alles Mögliche und Unmögliche, und sie sagte gewöhnlich das Gegentheil von dem, was die Anderen sagten. Durchgefallene Stücke fand sie hervorragend, erfolgreiche elend, Kunstwerke, die Sensation machten, erklärte sie für stümperhaste Holzhackerarbeit und in dem verkommenen Urheber irgend eines wüsten Verbrechens witterte sie den Märtyrer der socialen Vorurtheile.

Einen entschiedenen Vorzug vor den Damen, die ihr social gleichgestellt waren, besaß Leonie unzweifelhaft: sie mar großstädtischer. Sie hatte mehr gesehen und gehört und sich die anmuthige Ungezwungenheit im Umgange in höherem Maße anzueignen gewußt, als die meisten Ihresgleichen. Sie war eine der Wenigen, vielleicht die Einzige, die zu einer Zeit, als Berlin noch in den Windeln des weltstädtischen Wesens lag, einen Kreis um sich zu bilden gewußt hatte, der mit dein Charakter des kosmopolitischen Salons einige Aehnlichkeit besaß. Mit angeborenem und durch eine gute Erziehung vervollkommenem Takt wußte sie zwischen den verschiedenartigen Elementen, die sich ohne besondere Einladung an den Dienstag-Abenden bei ihr zusammenzufinden pflegten, eine angenehme und behagliche Einheitlichkeit herzustellen. Jeder der jungen Herren, ob er nun der Diplomatie oder dem Heere, der

^ f>llul lindau in Dresden.

Kunst oder Wissenschaft angehörte, als Industrieller oder an der Börse eine Rolle spielte, bildete sich ein, von der reizenden Wirthin besonders bevorzugt zu werden, und glaubte mit einiger Berechtigung aus einem mühelos aufgefingenen, sonderbar verheißungsvollen Blick der schwärmerischen Augen so etwas wie eine Zusage auf eine verfängliche Frage, die stummberedete Versicherung, am Vorabende eines schönen Ereignisses zu sein, herauslesen zu dürfen.

Welsheim hatte während des deutsch-französischen Krieges sein Vermögen verdreifacht. Er gehörte jetzt zu den beachteten Persönlichkeiten der Berliner Börse. Man kannte seine Beziehungen zu Leuten, die in der Lage waren, über die politischen Vorgänge gut unterrichtet zu sein, und umringte ihn, wenn er über diese oder jene Tagesfrage orakelte. Er sah dann immer sehr feierlich aus, legte die Stirn in tiefe Falten, steckte die beiden Hände in die Hosentaschen und wiegte den Körper, der mit dem zunehmenden Wohlstande auch an Gewicht gewonnen hatte, auf Sohle und Absatz hin und her. Seine Scherze brauchten garnicht gut zu sein, um die Runde während der Nörsestunden zu 'machen und alsbald von der Burgstraße ihren Weg nach dem Thiergarten zu nehmen. Mit einem Worte, Welsheim war ein wichtiger Börsenmann geworden, Anfänger fühlten sich geschmeichelt, wenn er niit ihnen sprach, und er selbst blickte nun mit lächelnder Ueberlegenheit auf den alten Tillmann, den er längst überflügelt hatte, herab.

Dieser in seinem geschäftlichen Wirkungskreise so einflußreiche und gebieterische Mann schrumpfte in seiner eigenen Häuslichkeit zu beklagenswerther Nichtigkeit zusammeu. Leonie hatte sich nie viel aus ihm gemacht, es erschien ihr ganz selbstverständlich, daß sie ihn beherrschte. Sie allein entschied, ohne auch nur den Versuch der Einmischung, geschweige denn des Widerspruches zu kennen, über alle wesentlichen und unwesentlichen Fragen. Sie bestimmte die Einladungen, die zu erlassen waren, die Annahme oder Ablehnung der eingegangenen, die Theaterabende, den Sommeraufenthalt, die Neuanschaffungen. Felir hatte nicht einmal eine berathende Stimme dabei. Wenn er sich manchmal wunderte und mit einer gewissen Unbeholfenheit, die zu dein selbstbewußten Auftreten des Geschäftsmannes einen feltsamen Gegensatz bildete, nm eine Aufklärung in aller Bescheidenheit zu bitten sich unterfing, so schnitt sie mit den Worten: „mun niui, eeln, ns ts ro^ni^s pn8," — in solchen Fällen pflegte sich Leonie der französischen Sprache zu bedienen — jede weitere Erörterung lächelnd ab.

Unter den jungen Leuten, die an keinem Dienstag ini Salon der reizenden Frau Leonie fehlten, schien sich der junge Schriftsteller Dr. Hugo Hall der besonderen Gunst der gefeierten Wirthin zu erfreuen. Im Jahre 1872 war Dr. Hall bei Welsheims eingeführt worden. Er zählte damals 29 Jahre. Er hatte ursprünglich Naturwissenschaften, insbesondere Botanik studirt. Der Erfolg eines Bündchens recht hübscher Gedichte hatte ihn dazu veranlaßt, sein Studium an den Nagel zu hängen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er erfreute sich des Rufs einer ganz ungewöhnlichen

Hängendes Moos.

5

Begabung, ja des Genies, obgleich er bis zur Stunde noch nichts geleistet hatte, um diesen Ruf zu rechtfertigen. Die Aufsätze, die er in langen Zwischenräumen veröffentlichte, machten zwar durch das Paradoxe des Inhalts und die bizarre Form einiges Aufsehen, aber sie wirkten doch wie die gequälten Hervorbringungen eines krankhaften Geistes. Aber Diejenigen, die von der Bedeutung Halls überzeugt waren, mochten diesen Kleinigkeiten auch gar keinen besonderen Werth beilegen; sie meinten. Hall habe noch ganz andere Pfeile in seinem Köcher, und die Welt werde staunen, wenn er einmal losschösse. Das kommende Werk Hugo Halls, von dem Niemand sagen konnte, ob es in Prosa oder in Versen abgefaßt, ob es ein Roman oder ein Drama sei, mar schon berühmt, ehe noch eine Zeile davon geschrieben war. Und dazu hatte vor allem Frau Leonis Welsheim beigetragen. Nicht wenig wurde der anticipirte Ruf des Dichters durch die Persönlichkeit gefördert. Hugo Hall war in der That ein sehr schöner Mann, grob, breitschultrig, elastisch und gewandt in seinen Bewegungen. Er sah aus wie ein echter Germane. Er trug das aschblonde Haupthaar kurz geschoren, ebenso den losen Backenbart, am Kinn mar der weiche blonde Bart spitz zugeschnitten. Die hohe und gewölbte faltenlose glänzende Stirn ließ auf nicht gewöhnliche Geiftesgaben schließen, der schön geformte Mund mit den üppigen Lippen verrieth sinnliche Neigungen. Das große, grünblaue, dunkel wirkende Auge wechselte beim Sprechen beständig den Ausdruck und begleitete die Worte mit einem sehr beredten Commentar. Hall gefiel allen Frauen, und wenn nicht alle Zeichen trügten, Leonie ganz ausnehmend. Er war sich der wohlgefälligen Wirkung, die er auf das weibliche Geschlecht ausübte, auch sehr wohl bemußt und offenbar bestrebt, sich diese Macht zu erhalten. Obgleich es ihn, recht kümmerlich ging und er beständig von Geldsorgen gepeinigt wurde, gab er für seine Kleidung doch gerade so viel aus, wie die bekanntesten Stutzer. Sobald er in Dainengesellschaft sich befand, setzte er sich in Scene, beobachtete seine Haltung, und gab, je nach Bedarf, seinem ausdrucksfähigen Gesicht den Charakter des grübelnden Denkers, des weltschmerzlichen Melancholikers, des wildleidenschaftlichen Eroberers, des reinen Thoren. Gleich bei der ersten Begegnung hatte Leonie einen besondern Eindruck auf ihn gemacht, und sie selbst, die grundsätzlich jeden jungen Mann in dem Wahn bestärkte, daß sie ihn vor allen übrigen bevorzuge und ihm in kaum noch statthafter Weise gewogen sei, hatte sich für den schönen Hugo Hall mit den schmermüthigen und doch so feurigen Augen lebhafter und wahrer interessirt, als sie es sich selbst gestehen mochte. Sie hatten, nach den unvermeidlichen Banalitäten bei der Anknüpfung einer jeden neuen Bekanntschaft, kaum fünf Minuten miteinander gesprochen, so merkten sie auch schon und gleichzeitig, daß sie als ebenbürtige Gegner einander gegenüberstanden, die in den kleinen Fechterkünsten der Salonplänkelei gleichermaßen bewandert und gewandt waren. Sie hatten auch Beide das instinctive Gefühl, daß es zwischen ihnen bei den oberflächlichen Scherzen schwerlich sein Bewenden

6 Paul Lindau in Dresden.

haben würde, daß etwas Gewitterschweere zwischen ihnen lag, daß sie verhängnisvoll aneinander getrieben werden würden, und Beide fürchteten sich davor. Sie waren Beide ohne irgend welchen erkennbaren Grund in einer gereizten Stimmung gegen einander, als ob sie sich gegenseitig gekrankt fühlten. Leonie, die nur über Abwesende boshafte, mitunter auch witzige Bemerkungen inachte, war allen ihren Gästen gegenüber von ausgesuchter Artigkeit. Es war ihr aber geradezu unmöglich, Hugo auch nur eine freundliche Trivialität zu sagen. Sie war spitzig, unverbindlich, beinahe ungezogen. Hugo, der durch gute Behandlung sehr verwöhnt war, war davon durchaus nicht überrascht; er schien es erwartet zu haben und ganz in der Ordnung zu finden. Er reizte durch seine Kühle und erkünstelte Ueberlegenheit die junge Frau nur noch mehr. Sie erzürnte sich sogar ganz ernstlich und schied von ihm mit einer beabsichtigten Unhöflichkeit.

„Sie haben nicht das Recht, in der Weise zu lächeln,“ sagte sie ihm, während die Blicke aus ihren wasserblauen Augen die seinigen umhuschten, „dazu sind Sie wirklich noch zu jung und noch nicht berühmt genug.“ Sie wandte ihm den Rücken und trat, sich langsam fächernd, an eine Gruppe plaudernder Gäste heran. Diesen gegenüber fand sie mühelos den Ton bestrickender Liebenswürdigkeit wieder. Obwohl sie sich anscheinend um den unberühmten Dichter, den sie so unfreundlich abgetrumpft hatte, gar nicht mehr kümmerte, dachte sie doch an keinen Andern als an ihn, und er allein schien in dem überfüllten Salon ein lebendiges Wesen zu sein, alle Andern waren ihr Schatten und Schemen. Und als sie ihn auf einige Zeit aus den Augen verloren hatte und meinte, er habe sich ohne Abschied unauffällig entfernt, übersiel sie eine sonderliche Unruhe. Sie brach die Unterhaltung, an der sie theilgenommen hatte, jäh ab, entschuldigte sich mit den Pflichten der Wirthin und suchte ihn.

Hugo hatte allerdings zunächst die Absicht gehabt, sich aus dem vielgemmen Hause, dessen Wirthin so herausfordernd unverbindlich gegen ihn gewesen war, unbemerkt davon zu schleichen, aber er mar geblieben, weil er eben bleiben mußte. Er redete sich zwar ein, daß er Frau Leonie den Triumph nicht gönnen dürfe, ihn beim ersten Angriff aus dem Felde geschlagen zu haben. In Wahrheit aber handelte es sich für ihn nieder um Sieg noch um Niederlage. Er fühlte sich in Leonies Nähe gebannt. Ob sie ihn gut oder schlecht behandelte, war gleichgiltig, die Hauptsache war, daß er bei ihr war, sie sehen und hören konnte. Er sah, wie an dein Reflexe ihrer eigenartigen Anmuth sich alle Gesichter aufhellten, wenn sie mit ihrem entzückenden Lächeln an diese oder jene Gruppe herantrat, er bewunderte die schöne, schlanke Gestalt, die Pracht des blendenden Nackens, des lieblich gerundeten Halses, mit dem wundervollen, durch kokett kleine Löschen begrenzten Ansatz des vollen, weichen, fast schwarzen Haares, und er dachte nicht mehr daran, daß er sich über Leonie eigentlich zu beklagen hatte. Er fühlte sich wohl in: Begehren, er hatte auch eine gewisse stolze Ahnung des Gewinnens.

längendes Moos.?

Jetzt bemerkte er, wie Leonie mit jener besonderen Art des Grüßens und Lächelns, die den Wunsch, nicht durch eine Anrede aufgehalten zu werden, deutlich ausspricht, langsam den Salon durchschritt und ihre Blicke systematisch durch den ganzen Raum schweifen ließ. Noch hatte sie ihn in der Vertiefung des Erkers hinter dem mächtigen Blumenaufsatze nicht erspäht, noch hatte er Zeit, sich diejenige Stellung und seinem Gesicht denjenigen Ausdruck zu geben, die ihm am angemessensten und wirksamsten erschienen. Er entschied sich für lässige Vornehmheit in der Haltung und heitere Unbefangenheit der Physiognomie. Da plötzlich sah sie ihn. Ihre Blicke kreuzten sich im Nu, dem unmeßbaren Bruchthelle einer Sekunde, aber es durchfuhr sie Beide, und ihre Herzen hämmerten. Dann ging sie ruhig, lächelnd, wie sie vorher gelächelt hatte, vorüber und sagte einer jungen Frau: „Wo treiben Sie nur die köstlichen Gardenien auf? Meinem Gärtner gebe ich den Laufpaß. Man bekommt von ihm feit Monaten nichts als elende Krüppel auf Draht.“ Die Dame gab ihr die Adresse ihres Gärtners, den sie angelegentlich empfahl. Leonie dankte mit großer Wärme. Sie hatte garnicht hingehört. Als ob sie sich um Gardenien, um Blumen mit Stengeln oder auf Draht in diesem Augenblick bekümmert hätte!

Sie sprach mit Hugo Hall kein Wort mehr. Erst als er sich gegen zwei Uhr Morgens als einer der letzten Gäste empfahl, sagte sie ihm, und jetzt mit wirklicher Freundlichkeit: „Man sieht Sie doch bald wieder?“ „Sobald Sie gestatten nächsten Dienstag, wenn es nicht indiscret ist.“

„Ah! das ist viel zu lange! Bis dahin würde sich die Meinung, die Sie jetzt von mir haben dürfen, zu fest fetzen. Und mir liegt daran, daß Sie mich bald besser kennen lernen.“

„Ich denke schon das Allerbeste von Ihnen, aber es würde mir natürlich eine Ehre und Freude sein ...“

„Haben Sie sich für morgen Abend schon vergeben?“

„Wenn ich Sie morgen sehen darf, nein.“

„Also begleiten Sie uns morgen ins Schauspielhaus! Von dem neuen Stücke wird so viel Gutes gesagt. Liedtcke, die Erhartt und der alte Doering sollen ja brillant sein. Haben Sie die Premiöre gesehen?“

„Nein, gnädige Frau!“

„Ich darf also auf Sie rechnen? ... Ich fchicke Ihnen morgen Nachmittag das Billet . . . Wir werden allein sein . . . mit meinem Manne.“

„Zu gütig, gnädige Frau. Also auf morgen!“

„Auf morgen.“

Sie reichte ihm die Hand, von der sie, während sie gesprochen, den Handschuh gestreift hatte. Er führte die kleinen Finger an seine Lippen und empfahl sich mit respectvoller Verbeugung.

Als bald darauf der letzte Gast das Zimmer verlassen hatte und Welshein, mit einem Kuß auf die Stirn seiner Frau gute Nacht wünschte, sagte Leonie:

8 -- f) aul lindau in Kleiden.

„Ich brauche für morgen eine Loge im Schauspielhauses

Welsheim blickte erstaunt auf.

„Du hast mir doch heute Vormittag, als ich Dich fragte, gesagt . . .“

„Heute Vormittag hatte ich eben keine Lust, und jetzt Krauche ich sie, lieber Freund!“

„Aber, liebes Kind, das wird sehr schwer halten! Nach dem gestrigen Erfolge ist das Haus für morgen bereits vollkommen ausverkauft . . .“

„Du wirst schon Mittel und Wege finden,“ lächelte Leonie. „Ich habe das vollste Vertrauen zu Dir.“

„Ich will mir alle Mühe geben. . aber versprechen kann ich nichts.“

„Ich bin ganz unbesorgt ... Ich habe heute so viel GMeS von dem Stück gehört ...“

„Ja, ja . . . Na, was ich thun kann, soll geschehen.“

„Ach ja,“ warf Leonie, die sich bereits der Thüre zugewandt hatte, gleichgiltig hin, „den jungen Doctor, den Ningstetter uns zugeführt hat, den Schriftsteller ... wie heißt er doch gleich?“

„Doctor Hall.“

„Ja! Den Doctor Hall habe ich gebeten, uns zu begleiten. Du kennst wohl seine Adresse und wirst die Freundlichkeit haben, ihm das Billet im Laufe des Nachmittags zu schicken . . . Nochmals, gute Nacht!“

Am andern Mittag erstand Welsheim an der Börse für den dreifachen Preis die Loge und schickte das Billet an Herm Dr. H. Hall bei Frau Regierungsräthin Breuer, Brüderstraße.

Seit jenem Abend, den Hugo Hall mit Leonie Welsheim — unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Felir Welsheim — in der Loge des Schauspielhauses verbracht hatte, waren sechs Monate vergangen. Es war im April des Jahres 1873, als Dr. Ningstetter, der ebenso geistvolle wie boshafte Herumträger aller unangenehmen Geschichten, seiner verehrten Gönnerin nebenher mittheilte, daß ihr jugendlicher Schützling wohl nur auf die Vollendung und den Erfolg seines Schauspiels, an dem er seit seiner Bekanntschaft mit Leonie mit großer Begeisterung arbeitete, warte, um sich mit seiner Wirthstochter, einem Fräulein Martha Breuer, mit der er schon seit länger als einem Jahre verlobt sei, zu verheirathen.

Leonie hatte die Mittheilung zunächst für einen ziemlich geschmacklosen Scherz gehalten. Aber Ningstetter gab eine solche Fülle von Einzelheiten, die durchaus glaubhaft wirkten, daß sie an der Wahrheit der überraschenden Neuigkeit nicht mehr zweifeln durfte. Sie affectirte nun eine übertriebene Lustigkeit, fand die Sache zu amüsan, zu komisch und lachte so stürmisch, daß Ningstetters Verdacht über die intimen Beziehungen, die sich zwischen den Neiden geknüpft hätten, erheblich verstärkt wurde. Sie erkundigte sich un-

auffällig, für Ringstetters Feinfühligkeit aber doch nicht unauffällig genug, nach der Kleinen und erfuhr, das; diese Martha Breuer heiße und die Tochter der vermittelten Frau Regierungsräthin Breuer, geborenen Mölldorf, sei, einer mittellosen Wittme, die zu ihrer kärglichen Pension durch Vermiethung von Zimmern einige Thaler hinzusorgte, gerade genug, um für sich und ihr kränkliches Kind die Kosten der unerläßlichsten Bedingungen des Daseins bestreiten zu können. Hugo Hall wohnte schon seit über fünf Jahren bei Frau Emilie Breuer. Die blasser Martha mit den unheimlich glänzenden großen blauen Augen und den an den Backenknochen seltsam gerötheten, sonst so bleichen Wangen und der durchsichtigen Haut, durch die die Aederchen an den Schläfen bläulich hindurchschimmerten, hatte ihn gerührt und gefesselt. Er hatte manche Abende in dem kleinen Hinterstübchen der Regierungsräthin verbracht, hatte Martha, die mit leuchtenden Blicken seinen Worten lanschte, seine Gedichte vorgelesen, und ohne daß er zu sagen vermocht hätte, wie er dazu gekommen war, hatte er um Marthas Hand angehalten und sich nachher eingeredet, daß er in sie verliebt sei. Martha war von dem Antrage nicht minder überrascht als Hugo, der ihn gestellt hatte. Von Kindheit an leidend und in großer Dürftigkeit aufgewachsen, hatte sie still und wunschlos für sich hingelebt; es war ihr nie eingefallen, daß sie ein Weib sei und geliebt werden könne. Sie hatte fast gar keinen Verkehr. Es war ihr nie der Hof gemacht worden, und wenn sie von einer ihrer Bekannten gelegentlich einmal irgend eine Bemerkung über diesen oder jenen jungen Herrn hörte, so lächelte sie, weil sie nichts zu sagen hatte. Sie wich fast nie von der Seite ihrer Mutter, die beständig über das traurige Loos der unbemittelten Wittwen, über die theuren Zeiten, die Hartherzigkeit der Menschen und die Ungerechtigkeit des Schicksals klagte, und arbeitete, so weit ihre Kräfte es gestatteten, im Geheimen für ein großes Stickereigeschäft, um monatlich ein paar Groschen zu den Kosten des Unterhalts beizusteuern. Sie hielt sich für vollkommen reizlos. Mit Unrecht. Denn sie war ein liebes, einfaches, gescheites und, wenn man genauer hinsah, sogar sehr hübsches Mädchen. Aber man mußte eben genauer Hinsehen, auch ihre Schönheit war wie verschüchtert. Die Fülle der prachtvollen blonden Haare, die die hauptsächliche Kraft des schwachen Kindes aufzusaugen schienen, ließ sich in der einfachen Tracht kaum errathen. Nur wenn sie lachte, und sie lachte selten, sah man die schönen, glänzenden, milchfarbenen Zähne. Sie war ziemlich groß, mager und mit achtzehn Jahren noch unentwickelt wie ein Kind. Sie brauchte einige Zeit, um sich klar zu machen, was Herr Dr. Hall, der bisher nur der Miether der großen Stube gewesen war, mit seinem Antrage eigentlich hatte sagen wollen. Als ihr der erste lange Kuß, den Hugo auf ihren kleinen Mund drückte — der erste Kuß, den sie mit geschlossenen Augen erwiderte, der ihre schmalen Lippen siedend durchglühte und dann eisig kühlte — die Erleuchtung brachte, überkam sie ein Gefühl namenloser Glückseligkeit; es war, als ob in ihrem Innern plötzlich der Frühling allsgebrochen, als ob auf einmal ihre

^0 siaul lindau in Vresden.

jungfräulich keusche Weiblichkeit vom Eise befreit sei. Sie fühlte sich Neid und hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und dankbarer Liebe an dein Mann, der ihr das wunderbarste Geheimniß des Daseins offenbart, der sie erweckt hatte. Die holde Reinheit, die vertrauende Ergebenheit des Mädchens hatten Hugo tief gerührt. Er meinte, unbewußt wirklich das Nichtige getroffen und durch die gütige Fügung des Geschickes die Eine, die ihm bestimmt war, die er liebte, oder die er lieben würde, gefunden zu haben. Und so war denn die erste Zeit des Brautstandes sonnig und schön. Martha war wie umgewandelt. Ihre lässigen müden Bewegungen hatten an Lebendigkeit und Bestimmtheit gewonnen, ihre bleichen Wangen hatten sich leicht geröthet, sie war frischer und gesünder geworden. Hugo arbeitete mit mehr Lust und Liebe denn je. Jetzt hatte er ein Ziel vor Augen, er fühlte, daß er ernste Pflichten übernommen hatte; und es war sein ehrliches Bemühen, diesen Pflichten zu genügen. Der Winter kam. Es war Hugo ein Leichtes, seiner Braut, die ihm blindlings glaubte, klar zu machen, daß er als Schriftsteller, der das moderne Leben der Großstadt zu seinem besonderen Studium sich ausersehen hatte, sich nicht vergraben dürfe, daß er Gesellschaften, so sehr sie ihn auch, wie er betheuerte, langweilten, aufsuchen müsse. Ebenso verstand es sich von selbst, daß Martha, für deren einfachste anständige Kleidung der erfinderische Scharfsinn der Mutter schon aufs Aeußerste sich anzuspannen hatte, ihn dortbin nicht begleitete. Ohne Klage blieb sie daheim und lächelte ihm nach, wenn er im Frack, der ihn so gut kleidete, mit der kunstvoll leicht geschlungenen weißen Cravatte sich verabschiedete. Manchmal regte sich freilich in ihr der geheime Wunsch, auch eine der glänzenden Festlichkeiten, die Hugo, wie ihr schien, allzu geringschätzig behandelte, mitzumachen. Aber sie war verständig genug, um einzusehen, daß sie Unmögliches begehrte. Sie tröstete sich mit den Gedanken, daß später, wenn Hugo den verdienten Lohn seines Talentes empfangen, alles anders, besser werden würde. Sie wollte geduldig ausharren. Ja, geduldig! Es mußte wohl recht schwierig sein, das Leben und Treiben der bevorzugten Welt, in der ihr Bräutigam sich bewegte, kennen zu lernen. Die gesellschaftlichen Pflichten Hugos mehrten sich unausgesetzt. Er mußte fast allabendlich ausgehen und kam gewöhnlich erst zu sehr später Stunde nach Hause. Sie hörte ihn jedesmal kommen, hörte schon die Hausthür sich öffnen und schließen und den Schlüssel im Schlosse der Corridor-thür. Dann erst schlief sie ein. Oft mit recht schwerem Herzen. Weshalb nur Hugo, wenn er so spät nach Hause kam, am andern Tage unaufgefordert eine frühere als die richtige Stunde angab? Gewiß, um sie zu schonen. Er war ja so gut. Und sie bedurfte wieder einiger Schonung. Denn die vergänglichen Nosen, die der Liebesfrühling auf ihre Wangen getrieben hatte, waren in den langen schlaflosen Nächten längst wieder gewelkt. Martha sah mitunter gespensterhaft fahl aus, und ihre feucht glänzenden, seltsam strahlenden Augen erschienen in den schattigen Ningen, die sich um sie gezogen hatte, unnatürlich groß.

hängendes Moos. —

Von der Verlobung war nach gegenseitiger Uebereinkunft wenig Aufheben gemacht worden. Da die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, daß sich die Beiden zusammen zeigten, so würde das Bekanntwerden nur zu unangenehmen Scherereien und lästigen Fragen veranlaßt haben. Hugo hatte offenbar ganz Recht: was brauchte die gleichgiltige Welt von ihrem Glücke zu wissen!

Da aber keine Thatsache verborgen bleibt, so hatte doch Dieser und Jener erfahren, daß Hugo über sein Herz und seine Hand schon verfügt hatte. Er selbst sprach aber nicht davon; und es stand ihm Niemand so nahe, um ohne Aufforderung mit ihm davon zu sprechen. Seinem Benehmen im Salon hätte aber auch der Scharfsichtigste den heimlich Verlobten nicht angemerkt. Er benahm sich hübschen Mädchen, und besonders hübschen jungen Frauen gegenüber so ungebunden und frei wie nur möglich. Seitdem er in den intimsten Kreis der Frau Leonie Welzheim gezogen war, mußte eine solche Vermuthung vollends gegenstandslos erscheinen.

Bis zur Stunde hatte Leonie in der That nichts geahnt. Als Ringfetter ihr den Streich versetzte, fühlte sie etwas ganz Sonderbares, nie Gekanntes in ihrer Brust, als ob ihr Herz plötzlich in eisiges Wasser getaucht sei — ein schmerzliches Unbehagen, das sie zwang, während des hohlen lauten Lachens unwillkürlich die Lider zu senken, lind als Ringstetter sich verabschiedet hatte und sie allein war, verzerrte sich ihr Gesicht, sie sah mit einem Schlage zehn Jahre älter aus, als sie war. Sie machte einige hastige Schritte und drückte dann den Knopf der elektrischen Klingel. Ihre erste Empfindung war, sich den Hut aufzusetzen, den Wagen vorfahren zu lassen und das Mädchen aufzusuchen. Daß die Geschichte wahr war, galt ihr als zweifellos; sie erklärte ihr Alles, was ihr bisher unverständlich gewesen war: die plötzliche Niedergeschlagenheit Hugos inmitten der tollsten Ausgelassenheit, seine Scheu, sich oft öffentlich mit ihr zu zeigen, seine dunkeln Redewendungen, — Alles mit einem Worte. Sie mußte das Mädchen sehen, sie mußte ihr sagen . . .

Was nmßtc, ja, was konnte sie ihr sagen? Womit den auffälligen und comvromittirenden Besuch rechtfertigen — vor ihr und vor ihm? . . .

„Es ist gut!“ sagte sie dem Diener, der in der Thür erschienen war.

„Ich bedarf Ihrer nicht!“

Jean verneigte sich und verschnand wieder.

Leonie setzte sich auf das niedrige Polster im Erker und blickte durch das durchsichtige Gewebe hinüber auf die grauen Stämme, die eben das erste Grün ansetzten. Die Frühlingssonne schien goldig herab. Das heitere Licht des schönen Nachmittags taugte schlecht zu ihrer finsternen Stimmung. Sie athmete tief und seufzte so laut, daß sie selbst danibcr erschrak. Sie ließ Alles, was sich zwischen ilinen ereignet hatte — seit ihrer ersten Begegnung und seit dem verhängnißvollen Theaterabend, an dem sie seine auf der Lehne des Sessels ruhende Hand warm an ihrer Schulter gefühlt und doch keinen Versuch gemacht hatte, ihre Stellung zu verändern — an ihrem

i.2 f)aul lindau in Dresden.

Geiste vorüberziehen. Sie klagte sich an, daß sie an demselben Abend seinen langen, bedeutungsvollen, vielbegehrenden Händedruck beim Abschied ebenso innig und vielverheißend erwidert und dabei merklich gezittert hatte, obivotil sie ohne besondere Anstrengung ruhig hätte bleiben können. Sie hatte Hugo nicht nur in ihrer Umgebung geduldet, sie hatte ihn in ihre Nähe gezogen; nicht wie mit den Anderen hatte sie oberflächlich mit ihm tokettirt, sie hatte ihm unausgesetzt gezeigt, daß ihre Gefühle für ihn ernster waren. Sie hatte ihn» das Recht zugestanden, ihr über ihre Gefallsucht Vorwürfe zu machen, sie hatte sich mit unverkennbarer Freude von ihm schulmeistern lassen, hatte seine Wünsche, diesen und jenen ihrer Freunde mit verletzender Kälte zu behandeln und ihrem Hause zu entfremden, erfüllt und mit einem wunderlichen Frohgefühl die Regungen seiner Eifersucht wahrgenommen und sich ungerecht quälen lassen.

Gewiß war sie die Mitschuldige . . . Aber der Schuldige war Er!

Wenn er sie wirklich liebte, sie allein, dann sollte ihm Alles vergeben sein!

Aber wie sollte sie ihm das jetzt noch glauben, — ihm, der seit einem halben Jahre mit einer ^üge oder doch mit einer verschwiegenen Wahrheit ihr gegenübertrat? Der einer Anderen dasselbe gesagt hatte und zur Stunde noch immer sagen mußte, was er ihr durch den begehrliehen Blick seiner blauen Augen, durch den Druck seiner Hand, durch das leise Aufseufzen seiner Brust, durch sein ganzes Sein und Wesen unablässig sagen wollte? Er hatte eine Braut, die er vor Gott und der ganzen Welt in seine Arme schließen und küssen durfte, ohne angstvoll nach der Portiöre zu spähen und bei dem leisesten Geräusch zusammenzufahren. Und das hatte er vor ihr verschweigen können!

Sie fühlte, wie ein flammendes Roth ihre Wangen färbte. Sie war außer sich — nicht bloß vor Zorn. Sie halte ein Gefühl der tiefsten Beschämung und Demüthiguug . . . daß ihr sein H>,'rz streitig gemacht wurde — von einer solchen Person! Es war ja offenbar eine ausgefeimte Kokette, die ihn in ihre Netze gezogen hatte. Was konnte an ihr sein, die die erniedrigende Situation, sich verschweigen zu lassen, ruhig hinnahm? . . .

Leonie öffnete einen Flügel des Fensters und ließ die reine frische Luft in das Zi'nmer strömen, in dem das Kaminfeucr noch immer brannte. Ihr Kopf war wirr und wüst, und die Kühle that ihr wohl. Vergeblich hatte sie sich bemüht, zu einem Entschlusse zu gelangen, wie sie ihr Verhalten Hugo gegenüber zu regeln habe. Einfaches Ignoriren wäre vielleicht das Vernünftigste gewesen. Aber sie sagte sich, daß sie außer Stande sein würde, diese Komödie durchzuführen. Sollte sie ihn» eine heftige Scene machen und mit einem Eclat den Bruch herbeiführen? Sollte sie ihn verletzen und langsam entfernen? Sollte sie zum Aeußcrsten schreiten, ihm die Alternative stellen, zwischen Jener und ihr zu wählen, und um den Preis des Opfers, das ihre Eifersucht heischte, ihm gewähren, was er unablässig forderte, und was sie ihm bis zur Stunde verweigert hatte?

Alles erschien ihr gleichermaßen unmöglich, am nnmöglichsten aber, daß

Hängendes Moos.

(3

es zwischen ihr und Hugo beim Alten bleiben könne. Sie muhten jetzt nothgedrungen auseinandergesprengt oder völlig aneinandergetrieben werden, Leonie schauderte fröstelnd und schloß das Fenster. Sie mar erstaunt, als sie auf die Uhr blickte und berechnete, daß seit Ningstetters Abschied wenigstens eine Stunde verflossen mar. Zum Ausfahren war's nun auf alle Fälle zu spät. Welsheim war vermuthlich schon nach Hause gekommen, in einer halben Stunde wurde das Diner aufgetragen.

Sie wußte nicht recht, was sie mit sich anfangen sollte. Ohne besonderen Vorsatz trat sie in ihr Toilettenzimmer und musterte die Frühlingsgarderoben, die gestern aus Paris eingetroffen waren. Die auffälligste sagte ihr heute gerade am meisten zu. Sie rief ihre Kammerjungfer Germaine, die sie aus Holland mitgebracht hatte, und sagte ihr, sie wolle sich zum Diner umkleiden. „Ist denn Gesellschaft?“ fragte Gennaine, der Leonie erlaubt hatte, auch zu sprechen, ohne gefragt zu sein, und die sogar selbst Fragen zu stellen sich verstatten durfte.

„Nein,“ antwortete Leonie mit einer Schroffheit, die dem guten Mädchen aufsiel.

„Aber für den Herrn allein ist das Kleid doch zu schade,“ meinte Germaine.

„Ich wünsche es anzuziehen. Also bitte,“ erwiderte Leonie noch barscher als vorher.

„Wie gnädige Frau befehlen,“ bemerkte Gennaine unterwürfig. Und nach einiger Zeit, während ihre geschickten Hände das Worth'sche Wunderwerk der schlanken Gestalt der Herrin anschmiegten, setzte sie kleinlaut hinzu:

„Gnädige Frau sind heute recht ungehalten. Haben gnädige Frau Verdruß gehabt? Gnädige Frau sehen wirklich recht angegriffen aus!“

Mölsheim hatte eine ausnehmend gute Börse gehabt und war seelenvergnügt.

„Ah!“ rief er bewundernd aus, als Leonie in dem lichten Kleide in den Salon rauschte, „das lasse ich mir gefallen! Wirklich famos! Ja, diese Franzosen! . . . Wenn wir erst soweit mären! . . . Laß Dich doch erst einmal ordentlich anschauen. So rasch wird die Suppe nicht kalt werden . . .“

„Bitte, komm!“ sagte Leonie, die sich der Thür zum Speisesaale schon genähert hatte.

„Zu Ehren der neuen Toilette,“ begann Welsheim das Gespräch bei Tisch, „sollten wir eigentlich irgend etwas unternehmen. Für mich allein ist sie wirklich zu schade.“

Leonie muhte bei der Erinnerung daran, daß Germaine vor einer halben Stunde dasselbe mit denselben Worten gesagt hatte, unwillkürlich lächeln.

„Wie Du meinst,“ entgegnete sie mit gespielter Gleichgiltigkeit. Sie mar fest entschlossen, sich von ihrem Manne dazu überreden zu lassen, den Abend gemeinsam mit Hall zu verbringen. Aus tausend Gründen hielt sie es für das Richtige, daß ihre erste Begegnung mit ihm unter dem Zwange, den die Gegenwart ihres Mannes ihr auferlegte, stattfände. Zugleich wurde

^ Paul Lindau in Dresden.

Sie auch von dein Verlangen verzehrt, das Mädchen zu sehen, heute noch. Sie ahnte, daß nur ihr Mann in unverfänglicher Weise ihr dazu verhelfen könne; sie wußte zwar für den Augenblick noch nicht recht, wie das überhaupt zu machen sei, aber sie erhoffte von ihrem oft erprobten Mittel, Welschheim ihre eigenen Wünsche zu subvertieren, das Beste. Unruhig flatterten ihre Blicke von einem Gegenstand zum andern.

„Wollen wir in irgend ein Theater gehen? . . . Nein? Mir auch recht! . . . In den Circus? . . . Auch nicht? Schön . . . da fällt mir ein, in den Reichshallen soll jetzt ein gutes Programm sein, ausgezeichnete amerikanische Turner, eine bildhübsche Chansonettensängerin aus Wien, eine sehr lustige Pantomime . . . Was meinst Du? Ich lasse eine Loge holen . . . wir nehmen noch ein paar gute Freunde mit . . .“

„Gleich ein paar?“

„Oder einen guten Freund . . . ganz nach Deinem Belieben . . .“

„Doctor Hall zum Beispiel?“

Leonie zuckte die Achseln.

„Weshalb denn nicht?“ fuhr Mir fort, und mit veränderter Stimme setzte er hinzu: „Ich begreife Dich nicht, Leonie! Seit einiger Zeit bist Du gegen unsern armen Doctor geradezu verletzend kalt. Nein, nein! Bestreite es nicht! Ich habe gute Augen, und mir entgeht nichts. Du thust dem armen Menschen wehe! Er verehrt Dich — Du darfst es mir glauben! Sei doch ein bisschen freundlicher zu ihm, Dir ist es ein Leichtes, und Du erfreust einen braven Kerl!“

„Du irrst . . . ich habe nicht das Geringste gegen den Doctor . . .“

„Dann wußt Du jedenfalls unfreundlicher, als es Deine Absicht ist.“

„Das mag sein.“

„Aber es ist mir, offen gesagt, unangenehm. Ich habe für Hall sehr viel übrig, und es würde mir leid thun, wenn Du ihn durch Deine Schroffheiten, die vielleicht gar nicht böse gemeint sind, verschrecktest. Du siehst ja Andere, die sich früher so wohl bei uns fühlten, haben es sich auch nicht gefallen lassen und sind schließlich weggeblieben — darunter sehr nette Menschen, die Dir früher ausnehmend gefallen haben. Du hast wirklich einen etwas zu starken menschlichen Verbrauch.“

Leonie zuckte die Achseln.

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen,“ sagte sie mit schläfrigen Ausdruck. „Gehen wir meinethalben in die Reichshallen und holen wir den Doctor ab, wenn Du es durchaus willst. Wir tonnen ja im Wagen vor der Thür warten.“ Ohne ihrem Manne Zeit zu der Einwendung zu lassen, daß es ihm garnicht eingefallen sei, Hugo abholen zu wollen, fuhr sie fort:

„Es ist allerdings ein bisschen sonderbar, daß wir vor der Wohnung eines Junggesellen vorfahren. Aber ich bin vorm Heilsfrei, und da Du es wünschst . . . deutlicher kann ich dem Doctor freilich nicht zeigen, daß ich nichts gegen ihn habe; hoffentlich wirst Du damit endlich zufriedengestellt sein.“

Hängendes Moos.

„Gewiß, gewiß," erwiderte Mölsheim etwas zerstreut, während er das Glas, aus dem er eben getrunken hatte, auf den Tisch setzte und die Serviette an seine Lippen führte. Hatte er denn wirklich Leonis den Vorschlag gemacht, Hall abzuholen? Er konnte sich dessen gar nicht erinnern, aber es sagte ihm zu, und da Leonis damit einverstanden war, wandte er sich zum Diener:

„Um halb acht den Landauer!"

Als Leonie zur festgesetzten Zeit mit einem entzückenden Hut auf dem kunstvoll frisirten Kopfe und einem neiderweckenden Ueberwurfe im Salon erschien und die Handschuhe bedächtig zuknöpfte, sagte sie zu Welsheim, der init den beiden Operngläsern in der Hand schon seit einigen Minuten auf sie wartete:

„Wir wollen doch lieber direct in die Reichshallen fahren. Jean kann ja den Doctor in unserm Namen bitten . . ."

„Aber nein," erwiderte Mölsheim etwas ungehalten. „Dazu ist es nun zu spät. Mein Gott, sei doch nicht so zimperlich! Die Sache ist doch völlig harmlos ... in meiner Gesellschaft."

„Wenn Du meinst . . . Wohnt Doctor Hall eigentlich hübsch?"

„Ich bin nie in seiner Wohnung gewesen."

„Sieh Dich ein bischen um, wenn Du bei ihm bist. Es würde mich interessiren, einmal einen Blick in die Werkstatt eines Dichters zu werfen. Man kann eigentlich einen Menschen erst richtig beurtheilen, wenn man gesehen hat, wie er haust."

„Er wird wohnen, wie die meisten jungen Leute wohnen."

„In dem Punkte kann ich Dir allerdings nicht widersprechen, daß das Atelier eines Künstlers, das Arbeitszimmer eines Schriftstellers etwas Anderes ist, als die Wohnstube des ersten Besten. Es ist, wie Du ganz richtig bemerkst, eine Art Museum, neutrales Gebiet ..."

„In der That!" bekräftigte Welsheim ein wenig überrascht. Er konnte sich gar nicht entsinnen, eine solche Bemerkung gemacht zu haben. „In der That ... wie ein Museum."

„Aber erlaube, lieber Freund," siel Leonie, die gerade den letzten Knopf bewältigt hatte, mit lustigem Eifer ein, während sie ihren Arm in den seinigen legte und Felir zu beschleunigtem Aufbruch antrieb, „der Vorwurf der Zimperlichkeit, den Du mir machst, trifft mich doch nicht, wenn ich ein wenig zögere, in die Höhle des Löwen hinabzusteigen. Er wird mich freilich nicht zerfleischen, der Löwe, ich habe ja an Dir eine starke Stütze und den berufenen Vertheidiger ..."

„Wie meinst Du?" fragte Welsheim.

Sie waren vor der Hausthür angelangt.

„Brüderstraße, zu Doctor Hall," beschied Felir den harrenden Diener, der nach einer kurzen Verbeugung den Schlag vorsichtig schloß, auf den Bock kletterte und in kerzengerader Haltung seinen Platz neben dem dicken Kutscher einnahm.

Rord und Süd. QXI^ 2

^6 siaul lindau in Dresden,

„Amüsiren würde es mich natürlich," sagte Leonie, als der Wage» auf den Gummirädern fast geräuschlos und in scharfem Trabe der Stadt zurollte, „den guten Doctor in seinem Heim aufzustöbern. Ich persönlich finde ebenso wenig dabei wie Du. Aber ich weiß nicht, ob die Leute . . ."

„Du wolltest mit hinaufkommen?" fragte Felix, wiederum einigermaßen überrascht.

„Wenn es Dir Spaß machen würde ... ich würde es ruhig wagen," antwortete Leonie mit ihrem reizendsten Lächeln, während sie ihre kleine linke Hand auf die Rechte ihres Mannes legte und Fingerübungen machte. „Du sollst mir nicht ein zweites Mal vorwerfen, daß ich zu ängstlich sei . . . in Deiner Gesellschaft."

„Daß Du mit mir einen guten Freund abholst — mir erscheint's durchaus unverfänglich. Ich fürchte nur, wir könnten den guten Doctor einigermaßen in Verlegenheit bringen, wenn wir ihm unangemeldet, so nur nichts dir nichts in's Haus fallen."

„Das wäre ein köstlicher Spaß," lachte Leonie übermüthig. „Mitunter hast Du wirklich ausgezeichnete Einfälle! Würde der gute Doctor Augen machen, wenn er uns auf einmal vor sich sähe! Wie kommt solcher (Aa,nz in seine Hütte! Denn es wird Dir nicht entgangen sein, daß ich mich heute ausnehmend schön gemacht habe . . ."

„Das stimmt," versetzte Felix mit stolzem Schmunzeln, während er Leonies Toilette, über die er sich schon gefreut hatte, abermals mit liebevollen Augen musterte. „Du hast Dich heute wirklich ganz besonders angestrengt."

„Aber nicht mit Rücksicht auf den Doctor," lächelte sie. „Das schwöre ich Dir! Nun wirst Du mir am Ende gar noch einreden wollen, daß ich Halls wegen mein interessantestes Frühlingskleid angelegt und mein kokettestes Hütchen aufgesetzt habe ... Du Undankbarer!"

„Du siehst wirklich wunderhübsch ans!" rief Felix in zärtlichem Tone aus und führte die kleine Hand, die noch immer auf seiner Rechten inunter fingerte, an seine Lippen.

„Ich verspreche mir einen großartigen Effect davon," fuhr Leonie in derselben heiteren Weise sott, „wenn nur Beide Hand in Hand in das Stübchen des Doctors eintreten."

„Also ist es Dein Ernst? Du möchtest wirklich mit mir . . ."

„Ich möchte?" fiel Leonie ein. „Ich möchte?" wiederholte sie. „Aber Dil vertauschest die Rollen, lieber Freund! Wenn Du das geringste Bedenken hast ... ich kann ja ruhig im Wagen unten warten."

„Du mißverstehst mich! Ich habe gar keine Bedenken."

„Ich bleibe sogar lieber unten, ich wollte Dir nur den Spaß nicht verderben. Wenn Du aber meinst, daß die Leute . . ."

„Ach was! die Leute! Dummes Zeug! Eine Frau wird mit ihrem Manne doch wohl . . ."

„Also gut!" Sie hatte seine Hand gedrückt, und die Beiden betrachteten

Hängendes Moos.

sich lächelnd. Leonis war froh, daß sie ihre Absicht, noch heute in die Häuslichkeit Hugos einzudringen, durchgesetzt hatte, und Welsheim freute sich über seine anmuthige, elegante, lustige Frau und glaubte nun, daß er sie dazu bewogen habe, mit ihm den Doctor zu überfallen.

Der Wagen hielt vor einem ungastlichen Hause der alten Straße.

Felix und Leonie traten ein. Die Treppen waren durch flackerndes Gas, das ohne Schutz und Dämpfung in einer dreispitzig auslaufenden Flamme brannte, ungenügend beleuchtet. Die Stiegen waren ausgetreten, die Absätze in den einzelnen Stockwerken bildeten ein schmales, fast rechtwinkliges Dreieck, in jedem Schenkel dieses Winkels befand sich je eine weißlackirte Glasthür, deren Scheiben mit billigen Gardinen behangen waren. Es sah in den, Hause ordentlich und sauber, aber überaus dürftig aus. Im zweiten Stock rechter Hand war unter der Klingel mit einem Griff aus weißen, Porzellan ein Porzellanschild angebracht, auf dem in großen schwarzen gothischen Buchstaben die Aufschrift stand: „E. Breuer, verw. Regierungsräthin“; darunter befand sich mit Reißzwecken befestigt eine Visitenkarte, auf der „Dr. Hugo Hall“ zu lesen war.

Welsheim hatte die Schelle gezogen. Gleich darauf wurde eine Thür der Wohnung geöffnet und die Gardine ein wenig zurückgeschoben. Es entstand eine kurze Pause, wie eine Verlegenheitspause. Leonies Herz klopfte stürmisch, sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um ihre Fassung zu bewahren. Die Flurthür ging langsam auf, und auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen, in der unvortheilhaften Beleuchtung gespensterhaft bleich, mit schlichtem, ungewöhnlich starkem blonden Haar, dessen Wucht das kleine Köpfchen niederzudrücken schien, mit großen glänzenden Augen. Sie trug ein einfaches dunkles Wollenkleid und eine saubere Schürze mit einem Besatz von gehäkelten Spitzen. Leonie ließ ihre Blicke in fieberhafter Haft über das schwächliche Mädchen fliegen und ihre Lippen, die lächeln wollten. Verzerrten sich. Martha hatte bei dein Anblick der eleganten vornehmen Dame, die unwillkürlich eine hochmüthige Haltung angenommen hatte, eine höchst unbehagliche Empfindung. Leonie, die sich unter der Braut Hugos eine ganz andere Persönlichkeit vorgestellt hatte, fand die kümmerliche, schmalbrüstige Kleine einfach lächerlich.

„Ist Herr Doctor Hall zu sprechen?“ fragte Welsheim, indem er Martha seine Karte reichte.

„Ich glaube wohl . . . Wollen die Herrschaften gefällig nahertreten?“

„Ich warte hier,“ sagte Leonie zu ihrem Manne. „Du wirst ja sehen, ob der Doctor mich empfangen kann.“

„Wenn Sie nnt meinein Stübchen fürlieb nehmen wollen, gnädige Frau, hier ist's doch zu ungemüthlich.“

„Sehr artig, mein Fräulein,“ entgegnete Leonie, sich leicht verneigend.

Sie folgte ihr in das Hinterstübchen und setzte sich auf den Stuhl, den ihr Martha angeboten hatte. Welsheim mar in dein halbdunklen, engen und

2*

^8 Paul linden in Dresden.

winkligen Corridor stehen geblieben. Martha kam sogleich zurück, klopfte an die Thür des Vorzimmers und trat auf den Hereinruf, der von innen kam, ein. Unmittelbar darauf erschien Hugo, der mit voller Stimme, die hier überlaut klang, ausrief: „Ist es denn möglich? Das ist aber eine Überraschung! Bitte, treten Sie doch ein! Was verschafft mir denn das unverhoffte Vergnügen? . . .“

Die Thür wurde geschlossen. Man vernahm nur noch den Laut der Stimmen, nicht mehr die Worte.

Leonie hatte sich in dem ärmlichen Zimmer schnell umgesehen. Es war nicht viel zu sehen. Alte Möbel, die auch in ihren jungen Tagen nicht schön gewesen waren, gut gehalten, ein Sopha und zwei Sessel mit geschweiftem Holz, mit grünen« Nipsbezug und gehäkelten Schutzdecken; auf dem Tisch, dessen bunte Plüschdecke ordentlich zusammengefaltet auf dem geschlossenen Pianino lag, ein Tischtuch mit zwei Gedecken und einer Theetasche; in der Mitte, von der Petroleumlampe hell beleuchtet, ein kleiner Teller mit kaltem Aufschnitt, eine Butterbüchse, ein Brotkorb, eine Flasche Tivolibier. An der Wand der Stich der Madonna della Sedia, darunter die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks und Moltkes. Ueber dem Pianino Beethoven in Steindruck. Ein hängendes Bücherregal mit ein paar Dutzend Büchern in Fabrikeinband, über einem kleinen unbrauchbaren Schreibtisch; nahe dem Fenster ein Blumentisch mit einem Gummibaum, billigen Blumen von: Markte und einem Goldfischbecken. Daneben ein Nähtisch, an den ein Nahmen mit einer angefangenen Stickerei gelehnt war. Leonie wurde in ihrer flüchtigen Musterung dieser Armseligkeit nicht gestört, denn die Frau Regierungsräthin war noch in der Küche mit dem Kochen des Theewassers beschäftigt. Ein merkwürdiges Lächeln, ein Gemisch von Mitleid und Verachtung hob ihre Lippen.

„Und das lebt auch!“ sagte sie, langsam nickend, und die Brauen bis in die Mitte der Stirn hinaufziehend, warf sie die inhaltsschwere Frage auf: „Wozu?“

Da trat Martha in das kleine Zimmer. Sie wurde etwas verlegen, als sie die ungewohnte Erscheinung der jungen Frau in strahlender, übermüthiger, herausfordernder Eleganz in dieser schlichten Dürftigkeit wiederum erblickte und den berausenden, süßlich matten, krankhaft sinnlichen Gardenien-duft einsog, der Leonies Vorsteckstrauße entströmte. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie sie von der Dame mit einer beinahe unhöflich zu nennenden Aufmerksamkeit gemustert wurde. Es war ihr zunächst peinlich, dann unheimlich: und mit einem gewissen abergläubischen Bangen hob sie die Lider und richtete trotzig den festen, ruhigen Blick ihrer großen leuchtenden Augen auf die Unbekannte. Sie erschrak fast, als sie von den spitzen, scharfen Blicken Leonies getroffen wurde. In diesen kleinen, irrenden Augen mit der zitternden Pupille lag etwas geradezu Feindseliges. Eine unerklärliche Ahnung, die fast die Deutlichkeit einer Warnung hatte, sagte Martha, daß diese vornehme.

Hängendes Moos.

elegante, schöne Frau ihr Unglück bringen und tiefes Weh bereiten werde. Sie wich unwillkürlich zurück und inachte sich mit der Tischdecke auf dein Pianino in überflüssiger Weise zu schaffen, um Leonie den Rücken wenden zu können.

Die Beiden sprachen kein Wort und Beide athmeten mit scharfgeschlossenen Lippen hörbar.

Zum Glück währte dieses peinigende Zusammensein nur wenige Augenblicke, die Martha freilich laug genug erschienen. Hugo öffnete hastig die Thür und rief mit lauter Stimme, als wolle er seine Befangenheit über-
tönen:

„Das ist ja ungemein liebenswürdig, gnädige Frau! Eben sagt mir Ihr Mann . . . Wenn Sie vor einem bescheidenen und etwas wüsten Junggesellenheim nicht erschrecken . . . dürfte ich Sie bitten?“ . . .

Er reichte Leonie den Arm.

„Aber Sie dürfen sich nicht umsehen,“ setzte er hinzu, mährend er, ohne Martha anzusehen, mit Leonie das Stübchen verlies; und die Thür hinter sich schloß.

Martha trat an die Thür und sah sie wie etwas Merkwürdiges an.

Sie blieb da stehen, und da stand sie noch, als ihre Mutter mit dem Theetopf aus der Küche kam.

„Hugo hat Besuch . . . einen Herrn und eine Dame“ . . .

„Eine Dame?“ fragte Frau Emilie erstaunt. „Wer ist denn das?“

„Ich kenne sie nicht. Ich habe den Namen ans der Karte des Herrn, der ihr Mann zu sein scheint, nicht gelesen. Ich denke mir, es wird Frau Welsheim sein.“

„Ist das der reiche Banquier, von dem Hugo manchmal gesprochen hat?“

„Ja.“

„Wie kommst Du gerade auf den?“

„Ich weiß es nicht . . . Ich denke es mir.“

„Ich wußte überhaupt nicht, daß Herr Welsheim verheirathet ist.“

„Hngo hat aber einmal den Namen der Frau Welsheim genannt, er wurde dabei ganz verlegen. Seitdem hat er nie mehr von ihr gesprochen. Ich glaube, es ist Frau Welsheim.“

„Nun, wir werden's ja erfahren . . . Jetzt setz' Dich! Der Thee hat genug gezogen.“

„Ich glaube sicher, es ist Frau Welsheim,“ miederholte Martha, als sie sich ihrer Mutter gegenüber setzte. Sie war ganz fahl geworden, auf der dünnen Haut der mageren Wangen flammten unter den Augen zwei rothe Flecken. Sie rührte das Essen kaum au.

Leonie mar, als sie an Hugos Arm in das geräumige Arbeitszimmer getreten war, von einer Art von Galgenhumor befallen. Sie triumphirte, daß sie erreicht, was sie gewollt hatte. Es hatte ihr eine kitzelnde Genug-

20 'siau lindau in Viesde».

thung bereitet, vor Martha von Hugo mit selbstverständlicher Artigkeit behandelt worden zu sein. Vor Allem hatte es ihr Spaß gemacht, daß Hugo in ihrer Gegenwart seine Braut keines Blickes gewürdigt, zu würdigen gewagt hatte. Das Frohgefühl dieses wohlfeilen Sieges überwog für den Augenblick alles Andere. Sie hatte jetzt alles Ungemach verscheucht, und sie war beinahe heiterer Stimmung, als sie Hugos Zimmer mit spähenden Blicken durchschritt. „Also so sieht es bei einem Gelehrten und Dichter aus!“ sagte sie lächelnd.

Es war ein zweifenstriges Zimmer mit einem breiten Arbeitstisch, der quer vor dem einen Fenster stand, einem hohen mächtigen Vücherreck aus gestrichenem Holz, das beinahe die ganze Breite der den Fenstern gegenüberliegenden Wand einnahm, mit anspruchslosen, nicht schlechten Möbeln. Die Thür zu dem kleinen einfensterigen Schlafzimmer nebenan war geschlossen. Das Bücherreck war ganz gefüllt, mit zum größten Dheil ungebundenen Schriften, die in den vier oberen Reihen in systematischer Ordnung aufgestellt waren. In den beiden unteren Schossen waren die Sachen untergebracht, die an Hugos früheres Studium erinnerten: Da stand ein Mikroskop, da lagen Herbarien und botanische Fachzeitschriften. Hier war auch an den beiden Ecken eine Art von Decoration angebracht, zur Rechten ein Büschel des schönen Pampasgrases, dessen goldig glänzende, mild cremefarbene Federchen mit der Zeit durch Staub und Cigarrenrauch aschgrau geworden waren; auf der linken hing beinahe von Manneshöhe ein sonderbares Pflanzengewebe in dichten Strähnen bis auf den Fußboden herab von matt graugrüner Färbung, kraus verwüsteltes Moos, leicht gewellt, von schwermüthiger, aber schöner Wirkung, wie ein Witwenschleier.

„Was ist denn das?“ fragte Leonie, die mit ihren kleinen behandschuhten Fingern die vegetabilischen Flechten vorsichtig betupfte.

„Hängendes Moos' nennen es die Laien. ‚^illm68m nFneoick^ ist der botanische Name.“

„Sehr hübsch ... wo wachsen denn diese Pflanzen?“

„In den füdlichen Staaten der Amerikanifchen Union und in Mexico kommen sie sehr hänftg vor — als malerisch sehr schöner, aber verderblicher Schmuck der Bäume, namentlich der immergrünen Eichen und Cedern. Die Bäume, au die sie sich ansetzen, gehen gewöhnlich zu Grunde.“

„Es sind also Schmarotzer?“ fragte Leonie.

„Das eigentlich nicht. Aber Sie durften sie getrost Schmarotzer nennen.

Um Ihnen das Wesen der 'l'illimclzi» wissenschaftlich corrct zu bezeichnen, müßte ich Ihnen eine Vorlesung halten, die Sie kaum interessiren möchte.“

„Im Gegentheil ... es interessirt mich sehr!“

„Nun, ich kann's ja kurz machen. Parasiten oder Schmarotzer im eigentlichen Sinne nennen wir Botaniker solche Pflanzen, die eigene Saugfortsätze in's Gewebe der Wirthspflmze hineinsenken und aus deren Gewebe den Nahrungssaft aussaugen. Das thun die Dillandsien nicht. Sie hängen

in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.

- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-

- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

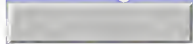
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)

- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)
- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)
- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)

- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)
- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)
- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

20 'siaul lindau in Viesde».

thung bereitet, vor Martha von Hugo mit selbstverständlicher Artigkeit behandelt worden zu sein. Vor Allem hatte es ihr Spaß gemacht, daß Hugo in ihrer Gegenwart seine Braut keines Blickes gewürdigt, zu würdigen gewagt hatte. Das Frohgefühl dieses wohlfeilen Sieges überwog für den Augenblick alles Andere. Sie hatte jetzt alles Ungemach verscheucht, und sie war beinahe heiterer Stimmung, als sie Hugos Zimmer mit spähenden Blicken durchschritt. „Also so sieht es bei einem Gelehrten und Dichter aus!“ sagte sie lächelnd.

Es war ein zweifenstriges Zimmer mit einem breiten Arbeitstisch, der quer vor dem einen Fenster stand, einem hohen mächtigen Vücherreck aus gestrichenem Holz, das beinahe die ganze Breite der den Fenstern gegenüberliegenden Wand einnahm, mit anspruchslosen, nicht schlechten Möbeln. Die Thür zu dem kleinen einfensterigen Schlafzimmer nebenan war geschlossen. Das Bücherreck war ganz gefüllt, mit zum größten Dheil ungebundenen Schriften, die in den vier oberen Reihen in systematischer Ordnung aufgestellt waren. In den beiden unteren Schossen waren die Sachen untergebracht, die an Hugos früheres Studium erinnerten: Da stand ein Mikroskop, da lagen Herbarien und botanische Fachzeitschriften. Hier war auch an den beiden Ecken eine Art von Decoration angebracht, zur Rechten ein Büschel des schönen Pampasgrases, dessen goldig glänzende, mild cremefarbene Federchen mit der Zeit durch Staub und Cigarrenrauch aschgrau geworden waren; auf der linken hing beinahe von Manneshöhe ein sonderbares Pflanzengewebe in dichten Strähnen bis auf den Fußboden herab von matt graugrünllicher Färbung, kraus verwüsteltes Moos, leicht gewellt, von schwermüthiger, aber schöner Wirkung, wie ein Witwenschleier.

„Was ist denn das?“ fragte Leonie, die mit ihren kleinen behandschuhten

Fingern die vegetabilischen Flechten vorsichtig betupfte.

„Hängendes Moos' nennen es die Laien. „*Ulex europaeus*“ ist der botanische Name.“

„Sehr hübsch ... wo wachsen denn diese Pflanzen?“

„In den fiedlichen Staaten der Amerikanischen Union und in Mexico kommen sie sehr häufig vor — als malerisch sehr schöner, aber verderblicher Schmuck der Bäume, namentlich der immergrünen Eichen und Cedern. Die Bäume, an die sie sich ansetzen, gehen gewöhnlich zu Grunde.“

„Es sind also Schmarotzer?“ fragte Leonie.

„Das eigentlich nicht. Aber Sie dürften sie getrost Schmarotzer nennen.“

Um Ihnen das Wesen der „*Ulex europaeus*“ wissenschaftlich correct zu bezeichnen, müßte ich Ihnen eine Vorlesung halten, die Sie kaum interessieren möchte.“

„Im Gegentheil ... es interessiert mich sehr!“

„Nun, ich kann's ja kurz machen. Parasiten oder Schmarotzer im eigentlichen Sinne nennen wir Botaniker solche Pflanzen, die eigene Saugfortsätze in's Gewebe der Wirthspflanze hineinsenken und aus deren Gewebe den Nahrungssaft aussaugen. Das thun die Dillandsien nicht. Sie hängen

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Hängendes Moos. 2<

sich an die Pflanze und wachsen mir auf den occupirten Theilen, ohne in deren (Gewebe einzudringen. Wohl aber entzieht die Tillandsia, das überwuchernde und überspinnende hängende Moos, das Sie da sehen, dem überwachsenen Theile des Baumes, an den es sich angesetzt hat, Licht und Luft, also die Kohlensäure, aus der der Pflanzentheil sich aufbaut, sie erstickt ihn also und hungert ihn aus."

„Merkwürdig! Und der Baum stirbt?"

„Der Baum stirbt, aber die Tillandsia hat ein äußerst zähes Leben und wuchert auf der Baumleiche fröhlich weiter. Jeder kleine Theil, der vom Wind abgerissen zu einem andern noch freien Pflanzentheil gelangt und dort haften bleibt, wächst wieder zu einem solchen Alles überspinnenden Geflecht heran und entzieht der betroffenen Pflanze Luft und Licht. Aber die Bäume, an denen diese schönen Schleier herabwallen, sehen ganz wunderbar aus — herrlich in ihren, langsamen Dahinsiechen, zu dem ihnen die Tillandsia, die sie mordet, gewissermaßen den wehmüthigen Trauerschmuck selbst schenkt."

„Sonderbar, wie starke Uebereinstimmungen in den verschiedenen Reichen der Natur bestehen."

„Sonderbar wäre es, wenn es anders wäre. Das Leben ist überall dasselbe, immer und ewig der Kampf um's Dasein, die Abwehr des feindlichen Angriffs, die Eroberung der Macht der Anderen — dieses unausgesetzte Ringen, Angreifen, Vertheidigen, Behaupten und Unterliegen ist eben nur an verschiedene Bedingungen gebunden. Der Mensch macht es wie das Thier, wie die Pflanze, und wir sind wahrscheinlich nur nicht hellichtig genug, um das Gleiche beim Stein wahrzunehmen."

„Ja, ja, das wird wohl so sein," fiel Welsheim ein, den die Unterhaltung zu langweilen anfang, der an die Pferde unten und an das Programm der Reichshallen dachte. „Und was wir Ihnen noch sagen wollten: wir wollen uns die Pantomime in den Reichshallen ansehen . . . Sie kommen doch nicht? Ich habe eine Loge holen lassen. Unser Wagen steht -vor der Thür."

„Gewiß, sehr gern . . . danke vielmals . . . Einen Augenblick . . ."

„Wie viel Plätze hat denn die Loge?" fragte Leonie.

„Sechs, glaube ich . . . Weshalb fragst Du?"

„Eine Idee ..." Und sich zu Hugo wendend, der schon die Thürklinke ergriffen hatte, um Hut und Ueberzieher aus dem Rebenstübchen zu holen, sagte sie in leichtem Tone: „Wer ist denn das hübsche junge Mädchen, das uns die Thüre geöffnet und mich so artig bewillkommnet hat?"

Hugo fühlte, daß er etwas bleich wurde. Er hatte es kommen sehen, daß diese Frage an ihn gestellt werden würde. Deshalb hatte er jetzt zum Aufbruch gedrängt. Nun war es ihm aber ganz angenehm, daß die Unannehmlichkeit sogleich abgethan wurde.

„Fräulein Martha Breuer," antwortete er ruhig. „Die Tochter der Frau Regierungsräthin Breuer, bei der ich schon seit Jahren wohne."

22 ^— Paul Lindau in Dresden.

„Ein zartes niedliches Geschöpf . . . Wird Ihnen die Nachbarschaft mit einem so jungen und so niedlichen Mädchen nicht manchmal ein bischen . . . wie soll ich sagen? ein bischen unheimlich?“

„Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Ueber kurz oder lang werde ich Ihnen auch sagen dürfen, weshalb nicht. Für den Augenblick habe ich besondere Gründe, Sie zu bitten, auf einer weiteren Erörterung nicht bestehen zu wollen . . . Wenn ich Sie also nun eine Minute Geduld bitten darf . . . ich will mir nur meinen Hut holen.“

„Holen Sie Ihren Hut!“

Sobald Leonie mit Felix allein war, flüsterte sie ihm schnell zu: „Die Kleine sah so traurig, so gedrückt aus . . . Du solltest sie und ihre Mama einladen, mit uns zu kommen . . . wir haben ja Platz genug!“

Ehe Welsheim, den Leonie heute eine Ueberraschung nun die andere bereitete, noch antworten konnte, war Hugo mit dem Hute in der Hand und dem Ueberzieher über dem Arm zurückgekehrt.

„Ich wäre bereit . . .“

„Meine Frau meint,“ begann Welsheim, aber er brach den Satz jäh ab, als er sich von Leonies unwilligem Blick getroffen fühlte. „Das heißt, die Idee ist eigentlich von mir, aber meine Frau hat nichts dagegen . . . Ich denke mir, es würde Fräulein Vreuer . . . und der Frau Näthin natürlich auch . . . es würde den Damen an: Ende Spaß machen, sich auch . . . wir haben ja Platz genug in der Loge . . . und im Wagen zum Nothfall auch, wenn wir ein bischen zusammenrücken . . . ich könnte mir ja auch auf dem Schloßplatz eine Droschke nehmen . . .“

Hugo hatte überrascht zugehört . . . Eine Einladung an Martha und Mutter? . . . Er durchschaute Alles. Leonie hatte erfahren, in welchen Verhältnissen er zu Martha stand, und wollte sich seine Braut ein bischen näher ansehen. Daher der unerwartete Besuch, den der sonst so gescheidte, seiner Frau gegenüber aber strafbar kindliche und mit Blindheit geschlagene Welsheim ermöglicht hatte . . . Jetzt nur keinen taktischen Fehler, keinen Widerspruch, der zu Weiterungen führen würde, sagte sich Hugo. Und mit verbindlichem Lächeln bemerkte er laut: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig! Wenn Sie erlauben, vermittele ich sogleich die Bekanntschaft. Ich hoffe, daß die Damen Ihre so überaus artige Einladung annehmen werden . . .“

Er hoffte nicht nur das Gegentheil; er war davon sogar fest überzeugt.

Die Drei traten auf den engen Corridor. Hugo öffnete, nachdem auf sein Klopfen „Herein!“ gerufen worden war, die Thür des Hinterstübchens und rief schon auf der Schwelle: „Die Damen sind mit dem Abendessen fertig? Um so besser! Ich möchte die Herrschaften miteinander bekannt machen. Herr und Frau Welsheim, Frau Regieruugsrätthin Breuer, Fräulein Breuer.“ Während sich die Vorgestellten förmlich gegeneinander verneigten, fuhr Hugo fort: „Wir wollen in die Reichshallen gehen. Herr Welsheim

Hängendes Moos. 23

hat eine Loge. Wir sind bis jetzt nur drei . . . ja, und das Weitere muß ich Herrn Welsheim überlassen."

„Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich mir erlaube . . ." begann Welsheim etwas stockend, „aber ich denke mir: die Freunde unserer Freunde . . . es soll wirklich sehr hübsch sein ... in den Reichshallen . . . und wenn die Damen sich einiges Vergnügen von der Vorstellung versprechen könnten . . . wir würden sehr glücklich sein, meine Frau und ich, wenn Sie ganz «ans sssns den Abend nnt uns in unserer Loge verbringen wollten."

„Wir würden uns sehr freuen," flötete Leonie mit ihrer süßesten Stimme, um die Verlegenheitspause, die eingetreten war, zu füllen.

Frau Einilie Breuer sah auf ihre Tochter, auf deren fahlen Wangen die rothen Flecken brennend erglüheten, und antwortete:

„Wir sind Ihnen für Ihre Freundlichkeit, die mir vollkommen zu schätzen wissen, sehr verbunden . . . meine Tochter und ich . . . aber Sie sehen ja, wir sind auf den Besuch eines Theaters so wenig vorbereitet, daß wir mit wirklichem Bedauern dankend ablehnen müssen."

„Wegen der Toilette?" fragte Leonie heiter. „Aber Sie wissen doch, daß man da keine Toilette macht. Ich bin zufällig viel zu geputzt! Sie sind richtig angezogen, ich nicht! Wenn ich Ihnen zu auffallend, zu elegant erscheine ... ich fahre schnell nach Hause, in zehn Minuten bin ich umgezogen, ich komme eine halbe Stunde später. Es ist eine Kleinigkeit!"

„Ich weiß gar nicht, wie wir Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken sollen, aber es geht wirklich nicht! . . Nicht wahr, Martha?"

Martha blieb ihrer Mutter die erwartete Zustimmung schuldig. Ein schmerzhaftes Gefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte, preßte ihr Herz zusammen, etwas eisig Kaltes, das ihr fast den Athem benahm. Ihre Nasenflügel zitterten ein wenig, die Zunge wurde ihr trocken, sie hatte einen bitteren Geschmack im Munde. Hastig hob und senkte sich ihre schmale, flache Kinderbrust. Alle Glieder thaten ihr weh. Sie fühlte ganz deutlich: das ist das Weib, das mir mein Glück stehlen will, mir vielleicht schon gestohlen hat! Sie war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Aber es bereitete ihr ein unerklärliches Wohlgefühl, in ihren: Schmerze zu wühlen, die Qualen, die sie erduldet, zu verschärfen. Sie begriff Leonies Verlangen und theilte es.

Zn ihrer Mutter und Hugos größter Ueberraschung antwortete sie:

„Ganz offen gestanden, mir würde es Freude machen . . . und da die Herrschaften so ungemein freundlich sind . . . wenn Du es erlaubst, nehme ich die Einladung an ... Es ist natürlich nicht nöthig, daß die gnädige Frau erst noch einmal nach Hause fährt ... Sie müssen eben mit nur für-
lieb nehmen, wie ich bin."

Martha und Leonie warfen gleichzeitig einen flüchtigen Seitenblick auf Hugo. In diesem Momente bestand zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen eine gewisse Gemeinsamkeit. Es bereitete Beiden ein sonderliches schaden-

2H j?aul lindau in Vresden,

ftohes Behagen, sich an der peinlichen Befangenheit Hugos, die er bei aller Selbstbeherrschung doch nicht völlig meistern konnte, zu weiden.

„Aber Sie sehen ja allerliebste aus!“ ermutigte Leonie in dem angenehmen Bewußtsein ihrer unerreichbaren Überlegenheit.

„Wenn es Dir so viel Spaß macht . . . meinetwegen!“ versetzte die Mthin. „Aber mich müssen die Herrschaften entschuldigen. Ich kann wirklich nicht mitkommen!“

„Wie schade!“ rief Leonie. „Sie dürfen uns Ihr Fräulein Tochter ruhig anvertrauen. Wir begleiten sie natürlich nach Hause.“

Martha eilte in das Zimmer neben der Küche, in dem sie und ihre Mutter schliefen. Sie legte die Schürze ab, setzte ihren Hut auf, ohne auch nur in den Spiegel zu sehen, und zog das im vorigen Jahre in einem großen MIntelgeschäft zu herabgesetzten Preisen erstandene Jaquet an, Fabrikwaare, die eine schätzbare Eleganz heuchelte. Sie wußte, daß sie in der äußeren Erscheinung den Kampf mit Leonie nicht aufnehmen konnte; bei der Vergegenwärtigung des Toilettenlurus, den die reiche Frau entfaltet, mochte sie sich gar nicht ansehen. Sie wollte gar nicht so schön sein, weil sie fühlte, daß sie nicht so schön sein konnte; sie wollte nur mitgenommen sein.

„Ich gönne es dem Kinde,“ sagte Frau Emilie, als Martha gegangen war; „es kommt so wenig hinaus!“

Hugo hatte das Verwickelte der Situation sogleich erkannt, er fühlte, daß er etwas thun müßte, um sie zu vereinfachen, und mit lächelndem Munde sagte er, zu Leonie gewandt: „Sie wissen gar nicht, wie tief Sie mich durch Ihre Freundlichkeit gegen Fräulein Martha verpflichten. Ich will's Ihnen sagen, obgleich wir eigentlich übereingekommen sind, davon noch nicht zu sprechen . . . aber es würde Ihnen sonst Manches ein bißchen sonderbar vorkommen können. Also: Sie dürfen mir gratuliren ... ich bin schon seit längerer Zeit mit Fräulein Breuer verlobt.“

„Ist es denn möglich!“ rief Welsheim aus. „Und das erfahren Ihre besten Freunde nur zufällig?“ Er schüttelte fortwährend Hugos Hand.

„Donnerwetter! Sie können aber schweigen, alter Freund! Also von ganzem Herzen das Schönste, Beste . . . Freut mich ganz riesig ...“ Er ließ endlich Hugos Hand los und näherte sich der Rätthin, die inzwischen mit Leonie unter gegenseitigen! nichtssagendem Lächeln einen Händedruck ausgetauscht hatte. „Auch Sie, Frau Mthin, wollen mir gestatten . . . Freut mich wirklich unbändig!“

«Sie wissen, werther Freund,“ sagte Leonie, „daß wir an Ihrem Mücke aufrichtig theilnehmen.“

Er erfaßte die kleine Hand, die sie ihm reichte, und drückte sie — nicht wie man für einen (Glückwunsch seinen Dank kundgibt: Er drückte sie mit Leidenschaft, mit Begehrlichkeit, als wollte er sagen: zweifle nicht an mir, ich werde Alles aufklären, zwischen uns bleibt es beim Alten! Und Leonie erhörte seine flehende Bitte und preßte ihre Fingerspitzen so tief in

Hängendes Msos.

25

feine Handfläche, daß er ihre langen Nägel unter dem Leder des schwedischen Handschuh deutlich fühlte. Ein doppeltes Verbrechen war begangen.

„Und da ist sie ja schon, die liebe kleine Braut!“ rief Welsheim der eintretenden Martha entgegen. „Ja, mein Fräulein, wir wissen Alles! Und wir wünschen Ihnen von Herzen Glück. Sie bekommen einen braven, tüchtigen . . . einen talentvollen Mann... ja, wir kennen unser Doctorchen.. wir sind wohl seine besten Freunde . . . Freut mich wirklich ganz ungemein! Und menn's heute eine halbe Stunde später wird, meine verehrte Frau Rätthin, oder ein Stündchen — dann werden Sie sich nicht beunruhigen. Ihr Fräulein Tochter ist gut aufgehoben! Und das lassen wir uns nun einmal durchaus nicht nehmen: auf das Wohl des Bräutigams müssen wir anstoßen und die Stöpsel müssen knallen.“

„Die Braut unseres Freundes Doctor Hall darf meiner wahrsten Sympathie versichert sein, ich gratulire Ihnen aufrichtig! Hoffentlich werden auch Sie sich wohl bei uns fühlen,“ sprach Leonis mit gleißnerischem Lächeln und reichte Martha die Hand, die von dem Verrathe an Martha noch warm war. Martha empfand die Lüge, die in ihre eisige, hagere Hand gedrückt wurde, ganz deutlich, ihr großes feuchtes Auge richtete sich strafend und vorwurfsvoll auf Leonis, und ihre Stimme klang heiser und zitterte, als sie mit erzwungenen, Lächeln entgegnete: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau!“

„Nun aber . . . verzeihen Sie, wenn ich zum Aufbruch mahne!“ rief Welsheim. „Wahrhaftig, schon drei Viertel auf neun!“ fuhr er fort, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte. „Wenn wir überhaupt noch etwas sehen wollen, müssen wir uns sputen.“

Die Vier verabschiedeten sich von der Frau Rätthin, die ihnen noch nachrief: „Aber nicht gar zu spät“, — worauf Welsheim, der schon im ersten Stock angelangt war, lachend erwiderte: „Heute stehen wir für nichts!“ Und zehn Minuten später nahmen sie in der Loge Platz: Welsheim hinter Martha, Hall hinter Leonis.

Von den Insassen in der Loge war nur Einer, der sich für die Vorgänge auf der Bühne interessirte: das war Welsheim. Die drei Anderen hatten ganz Anderes zu thun.

Ein größerer Gegensatz als der zwischen den beiden Damen, die auf den Vorderstühlen saßen, war kaum denkbar. Leonis strahlte im Lurus ihrer glänzenden Toilette. Sie fühlte sich wie zu Hause, vollkommen ungezwungen und frei, und musterte mit der durch die Gewohnheit erlangten Sicherheit durch ihr kleines Perlmutter-Duchesseglas die verschiedenen Logen und Parquetreihen, — lediglich, um sich darüber zu versichern, ob sie von Bekannten beobachtet werden könne. Sie schien befriedigt zu sein: sie sah nur fremde Gesichter.

26 f>aul liüdau in vresden,

Neben der schönen Weltdame wirkte Martha wie eine verschüchterte Gouvernante, die man aus Gnade und Erbarmen mitgenommen hat — unbeholfen und ängstlich. Sie kam sich jetzt im hellen Lichte der mächtigen Gaskrone so ärmlich, so geduldet vor. Während Leonie in lässiger Haltung, nach vorn gebeugt, den Ellbogen auf die Ballustrade stützte und in der vom knappen, vorzüglich sitzenden Handschuh umspannten Hand das reizende kleine Opernglas vor den Augen hielt, saß Martha gerade auf ihrem Sessel wie ein Schulkind auf der Vank und hatte die Hände auf den Schoß gelegt, weil sie bemerkt hatte, daß die oft getragenen, tieffaltigen dunkelbraunen Handschuhe an den Fingerspitzen eine verdächtige hellere Schattirung angenommen hatten. Das prächtige Kleid ihrer Nachbarin streifte ihr altes dunkles Nollenkleid. So verhaßt ihr der Anblick war, sie konnte nicht umhin, die Kostbarkeit des Stoffes, die leuchtende Schönheit der Farbe zu bewundern. Und leise seufzend hob sie das Auge, und es überkam sie ein Gefühl des Neides, als sie die in vornehmer Nachlässigkeit dasitzende Frau betrachtete, den entzückenden Umhang, der etwas herabgeglittten war, um die anmuthige Nundung der Schultern zu zeigen, das graziöse Hütchen, das federleicht auf dem von Künstlerhand geordneten Haar saß. Du lieber Gott! Das kleine Hütchen kostete mehr, als sie das ganze Jahr für den Aufwand ihrer Kleidung verausgaben durfte. Und diese herrlichen Vrellantenboutons in den kleinen rosigen Ohren, und dieser Gardenienstrauß auf der Vnist mit seinem penetranten Dufte sinnlicher Corruption ... Ja, diese Frau durfte lächeln, durste ihre wundervollen kleinen Zähne zeigen! Sie war glücklich, reich, gefeiert. Sie war das Vild des Wohllebens, der Gesundheit. Ihre runden Wangen waren blühend und frisch! . . .

Wie jämmerlich kam sich die arme Martha in ihrer dunklen Dürftigkeit daneben vor! Sie hatte sich zuviel zugemuthet. Sie fühlte sich niedrig, beschämt, kreuzunglücklich, — ohnmächtig gegenüber einer Gegnerin, deren Kriegskasse gefüllt war, und die in ihrem Arsenal Waffen von unerreichbarer Ueberlegenheit besaß.

Was Martha geahnt hatte, wurde ihr nun zur Gewißheit. Sie tonnte nicht mehr daran zweifeln, daß Hugo, den sie allein zu besitzen vermeint hatte, ganz und gar ini Nanne dieses übermüthig stolzen Weibes nnt den unruhigen wasserblauen Augen war . . .

Wie glühend sie diese Leonie haßte, die sich jetzt nicht einmal mebr die Mühe gab, Freundlichkeit oder auch nur oberflächliche Theilnahme für sie zu heucheln, für die sie gar nicht mehr zu eristiren schien, und die in geradezu schamloser Weise das laute Spiel des Orchesters dazu benutzte, um Hugo Verfängliches zuzutufcheln, arglos lächelnd und mit dem Fächer geschickt manövrirend. Ja, es waren sicherlich Verfänglichkeiten, die Leonie ihm zufächelte, wenn sie sich an den Nucken des Sessels lehnte und den Kopf nach hinten warf! Martha horchte mit fieberhafter Anspannung auf, aber sie vernahm nur abgerissene Laute der Beiden und das laute Klopfen ihres eigenen

Hängendes Msos.

27

Herzens, das seine Blutwellen durch den armseligen Körper jagte, an den Pulsen der Handgelenke, an: Halse, an den Schläfen hart hämmerte.

Was hatten sie sich nur zu sagen? Was besprachen sie?

„Sie haben — es giebt kein anderes Wort: eine nichtswürdige Komödie mit mir gespielt, mein Lieber! Und jetzt, da Sie mir nicht mehr gefährlich sein können, will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß Sie mir gefährlich gewesen sind. Denn ich Thörin habe geglaubt, daß Sie mich liebten. Was haben Sie sich denn eigentlich bei Ihren Bewerbungen gedacht? Haben Sie sich etwa eingeredet, daß ich eine jener Frauen bin, die man gelegentlich einmal zur Geliebten nimmt? Dann haben Sie sich in mir getäuscht. Ich bin ein bischen ernsthafter, ats ich wirke.“

Das Haus ertönte von dem schallenden Beifall, der den halsbrecherischen Luftsprüngen eines wundervoll gewachsenen, kaum dem Kindesalter entrückten Mädchens, das von einem schwebenden Trapez zum andern flog, gespendet wurde. Welsheim war ganz hingerissen von der Grazie und Sicherheit der jungen Künstlerin, und Hugo klatschte mit, während er, sich nach vorn beugend, mit zitternder Stimme erklärte:

„Ich habe Ihnen gegenüber niemals gelogen, weder in Worten noch in Handlungen. Ich habe nie daran gedacht, Sie zu unterschätzen. Die Frivolität, die Sie bei mir voraussetzen, liegt mir fem. Was ich durchgemacht habe, seit ich Sie kenne — ich kann's Ihnen nicht sagen . . . hier am allerwenigsten. Vielleicht werden Sie doch einmal einsehen, daß Sie mir schweres Unrecht anthun!“

„Und Ihre Braut?“

„Ich kann jetzt nicht davon sprechen! Es ist unmöglich! Ich weiche der Auseinandersetzung nicht aus! In, Gegenteil: ich bitte Sie inständig, mir die Gelegenheit dazu zu verschaffen.“

Vom Beifall der Stammgäste begrüßt, betrat jetzt die Wiener Volks-sängerin die Bretter, eine stattliche Erscheinung, nicht mehr ganz jung, aber mit jugendlichen Bewegungen, flott und fesch in ihrem Auftreten, die die Schönheiten des lieben Wien in allen denkbaren Varianten pries. Während des Gesanges, der von der Kapelle discret begleitet und vom Publikum aufmerksam belauscht wurde, stockte die Unterhaltung zwischen den Beiden, und Hugo benutzte die Gelegenheit, um Martha, die zum Erschrecken bleich aussah, einige gleichgiltige Worte zu sagen. Martha fühlte sich von der Vernachlässigung ihres Bräutigams tödtlich verletzt. Ohne zu verstehen, was die Beiden sich zuflüsterten, wußte sie ganz genau, daß ein schnöder Berratb an ik begangen wurde. Sie war vor schmerzhafter Aufregung fast besinnungslos und machte eine schroff abwehrende Bewegung. Es empörte sie, daß ihr jetzt ein Almosen hingeworfen wurde.

Bei der nächsten Nummer des Programms, japanische Akrobaten und Kcmkler, war das Orchester wieder so laut, daß das unterbrochene Gespräch von Hilgo wieder aufgenommen werden konnte.

28 f)aul lindau in vrezden.

„Ich begreife ja vollkommen, daß Sie an mir haben irre werden muffen," sagte er, seinen Bart streichelnd und mit der Hand seine Lippen bedeckend.

„Es ist nur lieb, daß Alles so gekommen ist, denn nun werde ich den Muth finden, Ihnen etwas zu sageu, was mir auf der Seele brennt. Und es wird und muß nur gelingen, den Irrthum aufzuklären."

„Ich glaube es kaum."

„Sie müssen mir Gehör geben! Wann kann ich Sie sprechen — ungestört?"

Leonie fächelte sich und blickte auf die Bühne.

„Ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, wann und wo?"

„Morgen Mittag halb eins bei mir," antwortete Leonie, den Fächer in demselben Tempo wie vorher bewegend und ohne den Blick von der Bühne abzuwenden.

Martha hustete hart und trocken. Sie hatte Leonies Antwort gehört.

Es durchschnitt ihr das Herz und wühlte grausam in der schmalen, tranken Brust. Und wiederum entflamte auf den Backenknochen die unheimliche Röthe. Sie drückte ihr Taschentuch fest an den Mund, um de» Schall des heftigen Hustens zu dämpfen. Als sie es vom Munde nahm, war es rbthlich befleckt. Sie allein sah es, und ein Lächeln von unendlicher Traurigkeit hob ihre Lippen.

„Das ist aber eine böse Erkältung!" bemerkte Welsheim mit Teilnahme. „In der Conditorei finden wir vielleicht Pastillen, jedenfalls Bonbons . . ." Er wollte sich erheben.

„Ich bitte Sie dringend," entgegnete Martha, „bemühen Sie sich nicht! Es ist schon vorüber!"

Ihre Stimme klang so seltsam hohl, das; es Hugo auffiel.

„Dir scheint wirklich nicht wohl zu sein. Viann ich irgend etwas für Dich thun?"

„Bringe mich an eine Droschke . . . Es thut mir unendlich leid, wenn ich das Vergnügen des Abends störe," fügte sie hinzu, sich mehr an Welsheim als an Leonie wendend. „Aber ich muß Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich gehe. Es ist mir hier zu heiß und zu viel Rauch. Um meine Lunge ist es nicht zum Besten bestellt, ich muß mich in Acht nehmen. Es ist noch früh, ich komme vor Thoresschluh nach Hause. Ich habe nur eine Bitte: incommodiren Sie sich meinctha!ben nicht!"

Sie hatte sich erhoben.

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein," erklärte Welsheim. „Wir haben Ihrer Mama versprochen . . . Unser Wagen . . ."

Martha hatte sich an Welsheim vorübergedrängt uud war mit den Worten: „Entschuldigen Sie mich, bitte!" an die Logenthür getreten. Ihr Aufbruch war so plötzlich, daß man an eine acute Aeußierung ihrer Krankheit glauben mußte. Sie verlieh die Loge mit einer hastigen Verbeugung. Hugo war aufgestanden, hatte seinen Hut ergriffen und rief:

Hängendes Innoos,

29

„Ich hoffe, bald zurückzukommen und sie Ihnen wiederzubringen. Es hat nichts auf sich, es geht schnell vorüber.“ Er folgte ihr.

Auch Welsheim schickte sich an, die Loge zu verlassen.

„Du wirst mich doch hier nicht allein lassen?“ sagte Leonie. „Du hörst ja, es ist nichts von Bedeutung.“

Der Vorsicht halber nahm Hugo für alle Fälle an der Thür eine Contremarke.

Martha hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich nicht würde beherrschen könne», wenn sie mit Hugo jetzt zusammenblieb. Und sie wollte sich nicht verrathen.

„Laß mich allein nach Hause fahren!“ bat sie, als sie vor der Droschke standen, deren Kutscher sich gemächlich zur Abfahrt vorbereitete. „Mir ist schon wieder ganz wohl in der freien Luft. Tu erweistest mir einen Gefallen, wenn Du mich nicht begleitest.“

„Aber das ist doch unmöglich! Du wirst einsehen . . .“

„Weshalb soll es unmöglich sein? Das Haus ist noch offen. Du verpflichtest mich, wenn Du von der Geschichte kein Aufheben machst. Ich bin jetzt am liebsten allein.“

„Aber Martha . . .“

„Quäle mich doch nicht! . . . Daß Du mich gern begleiten würdest, daran werden Deine Freunde ja keinen Augenblick zweifeln. Sie werden verstehen, daß Du meinen ernstgemeinten Wunsch erfüllt hast. . . Also bitte, kein Wort mehr! . . . Kutscher, Brüderstraße!“

Sie zog die Wagenthür fest an und grüßte mit der Hand, als sich das Pferd zu einem bequemen Trab entschloß. Dann aber warf sie sich zurück, weinte und schluchzte so heftig, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde, weinte um ihn, den sie verloren hatte.

Zum Glück hatte die Rätthin das Licht schon gelöscht, als Martha vorsichtig in das Schlafzimmer trat. Die Mutter fuhr aus dem Halbschlaf auf:

„Schon da? Was ist denn geschehen?“

„Nichts, Mama. Im Theater war so stickige, schlechte Luft, daß ich meines dummen Hustens wegen nicht länger bleiben mochte. Es war übrigens langweilig. Hugo hat mich begleitet . . . Schlaf wohl, Maina, gute Nacht!“

Sie beugte sich über ihre Mutter und küßte sie. Ohne Licht anzuzünden, entkleidete sie sich. Als sie im Bett lag, vergrub sie ihr Gesicht in das Kopfkissen und zog die Decke über sich, um unbemerkt weinen zu können. Ihre Mutter war, wie sie an den ruhigen, regelmäßigen Athemzügen erkannte, eingeschlafen.

Hugo mochte sich keine Rechenschaft davon ablegen, daß Martha ihn nicht besonders dringlich darum hätte zu bitten brauchen, sie nicht nach Hause zu begleiten. Es drängte ihn gewaltsam zu Leonie. Es war doch gut, daß er eine Contremarke genommen hatte.

2(1 f>aul lindau in Vrezden.

Ein Lächeln der Befriedigung überflog Leonies Lippen, als Hugo in die Loge zurückkehrte. Er aber hatte eine Empfindung der Befangenheit und Scham und brachte ziemlich schwerfällig und unbeholfen die Erklärung hervor, daß Martha ihm geradezu befohlen habe, umzukehren. Es ginge ihr übrigens wieder vollkommen gut, sie fürchte nur die vom Tabaksqualm verdorbene Luft, sie sei heiter und vergnügt nach Hause gefahren und habe ihn noch beauftragt, den Herrschaften zu danken und insbesondere die gnädige Frau herzlich zu grüßen.

Leonie schloß dankend die Augen.

Es war Hugo unmöglich, die rechte Stimmung wiederzufinden. Eine unerklärliche Macht hatte ihn in Leonies Nähe getrieben. Nun, da er sie fühlte, wenn seine Hand auf der Lehne ihres Sessels ruhte, da er sie in ihrem vollem Liebreiz vor sich sah und den betäubenden Duft ihrer Gardenien einsog, da sein Verlangen gestillt war, da er zwangloser als vorder mit ihr hätte plaudern dürfen, — denn Welsheim hatte Auge und Ohr nur für das, was auf dem Podium vorging, — nun verstummte er und wurde von einer tief verstimmenden Unbefriedigung beherrscht, die er nicht abschütteln konnte. Er machte sich Vorwürfe. Er dachte an Martha, die jetzt in der alten Droschke allein ihrer unerfreulichen Behausung zufuhr. Er suchte nichts mehr zu beschönigen. Er sagte sich, daß er sich gegen ein armes krankes Kind, das er aus seiner Seelenruhe aufgescheucht hatte, in unverantwortlichster Weise benahm. Wenn ein Irrthum begangen worden war, so war es ausschließlich seine Schuld, und er allein hatte dafür zu büßen. Die Wahrheit, daß er sie nicht so liebe, wie er sich und ihr eingeredet hatte, durfte er ihr nicht eingestehen: es würde ihr das Herz gebrochen haben. Er traute sich Willenskraft genug zu, um diese Wahrheit ewig verborgen vor ihr zu halten. Sie sollte nicht leiden, die Aermste! Und wer weiß, das gerechte Geschick würde ihn für seinen Heroismus am Ende doch noch belohnen und ihn glücklich machen in der Erfüllung feiner sittlichen Pflicht. Er würde Martha anders lieben, als er zu lieben einst geträumt hatte, aber vielleicht nicht schlechter. Sein Entschluß war gefaßt: er wollte sich dein verhängnißvollen Einflüsse Leonies entziehen, so sehr er darunter auch leiden mochte. Sein Leben sollte fortan lediglich den Pflichten gehören, die er Martha gegenüber übernommen hatte. Freilich würde er einen harten Kampf zu bestehen haben . . . um so verdienstlicher und edler der Sieg. Nur sich selbst, nur seine eigenen Gelüste hatte er zu bekämpfen: er wußte, daß die stolze Leonie keinen Versuch machen würde, ihn zurückzuhalten, wenn er zu gehen entschlossen war. Er brauchte ihr nur anzudeuten, daß er sich in seinem Gewissen beunruhigt fühle, daß er den ferneren Verkehr mit ihr als ein Unrecht gegen seine Braut betrachte, um sicher zu sein, von ihr selbst den Laufpaß zu erhalten. Noch hatten sie nur in bedanken und Worten gesündigt, noch waren nicht Fesseln zu sprengen, die sie durch geheime schuldige Thaten aneinandergeschmiedet hatten. Noch war es möglich, daß sie sich über Jahr und Tag einander

Hängendes Moos.

gegenübertreten konnten, ohne die Augen niederzuschlagen, daß sie über das Geschehene wie über eine holde Jugendeselei lachen durften.

Es mußte sein!

Er gab sich keinen Täuschungen darüber hin, daß das Ausscheiden Leonies aus seinen, Dasein eine erschreckliche Leere schaffen würde. Der Reiz ihrer Erscheinung war nur der erste Vermittler gewesen. So empfänglich seine Sinne auch für die äußeren Vorzüge waren, für Leonies eigenartige Schönheit, für die vom Wohlstande ihr gemährten Bedingungen, diese Schönheit mit ausgesuchtester Sorgfalt zu pflegen und durch den Geschmack und Luxus und durch die ausgeklügeltsten Toilettenkünste zu heben, für die behagliche und prächtige Umrahmung ihrer Häuslichkeit, — nicht das war es gewesen, was ihn an Leonie gefesselt, was sein Herz und seine Seele ihr zugewandt hatte. Es war ihr feinfühliges Verständniß für seine geistigen Bestrebungen und Leistungen, ihre ungeheuchelte Theilnahme an dem, was er schuf, ihre stete Anregung und Förderung. Er gestand sich ganz ehrlich, daß er das Schauspiel, an dem er jetzt mit reiner Schaffensfreude arbeitete, und das feiner Vollendung zureifte, ohne sie so, wie es sich in den letzten Wochen gestaltet hatte, niemals hätte schreiben können. Er fühlte einen mächtigen Drang, ihr jede Zeile, die er niedergeschrieben hatte, vorzulesen. Niemals sagte sie eine Banalität, jede ihrer Bemerkungen traf in's Schwarze. Ihren Bedenken wußte sie die verbindlichste und klügste Form zu geben, sie verstand es, ihn zu überzeugen, ohne ihn jemals durch eine Schroffheit zu verletzen. Ihr Lob war warm wie Sonnenschein, der Verkehr mit ihr mar ihm eine unausgesetzte Aufmunterung.

Hugo konnte nicht ahnen, daß Martha ebenso richtig und vielleicht noch tiefer mit seiner Arbeit fühlte. Martha war im Ausdruck aller ihrer Empfindungen unbeholfen. Sie besaß für ihre Gefühle nur ein höchst mangelhaftes Vocabular. Sie wagte nicht zu tadeln, sie verstand nicht zu loben. Sie hörte ihm mit ihren seltsam leuchtenden Augen aufmerksam zu, lächelte befriedigt oder verlegen, schwieg oder sagte Nichtssagendes. Und so stellte sich bei Hugo regelmäßig eine lähmende Verstimmung ein, wenn er seiner Braut die eben geschriebene Scene vorlas, während er von Leonie mit gehobener Arbeitsfreudigkeit an sein Pult zurückeilte. Martha belastete ihn mit Blei, Leonie gab ihm Schwingen. So war es gekommen, daß Hugo seit einiger Zeit überhaupt darauf verzichtet hatte, Martha, von der er meinte, daß sie ihn ja doch nicht verstände, mit dem, was er schuf, bekannt zu machen, während ihn Leonies echte, kluge und mittheilsame Theilnahme der Sporn zu fröhlichster Thatkraft geworden war.

Aber gleichviel! Auch damit hatte er sich nun abzufinden, nachdem er es als seine Pflicht erkannt hatte, dem unerträglichen und unmöglichen Doppelspiel ein Ende zu machen und der armen Martha gegenüber zu handeln, wie er als ehrlicher Mann handeln mußte. Er gab die Hoffnung nicht auf, Martha mit der Zeit heranzubilden und zu seiner Höhe zu erheben.

Nord m,d Eiid, I.XI., ISI- 3

32 Paul lindau in vresden.

Alles das schoß durch Hugos Hirn, als er jetzt wieder hinter Leonie saß, nun ernst und schweigsam. Schweigsam seit einigen Minuten, die Leonie eine Ewigkeit dünkten.

Ohne Hugos Gesicht sehen zu können, errieth sie, was in ihm vorging. Sie wollte sich indessen von der Mchtigkeit ihrer Vermuthungen noch überzeugen. Wenn sie sich doch täuschen möchte!

„Da wir leider auf das Vergnügen verzichten müssen,“ begann sie vorsichtig, „Fräulein Breuer heut Abend in unserer Gesellschaft zu sehen, hat unser Zusammenbleiben nach der Vorstellung eigentlich keinen Zweck mehr — es fehlt ihm der Mittelpunkt. Ich denke, wie verschieben die intime Feier auf einen andern Tag . . .“

„Die Feier, meinethalben!“ siel Welsheim ein. „Aber wir können doch gemüthlich zusammenbleiben und irgendwo ein Glas Wein trinken . . .“ Hugo schwieg.

„Was meinen Sie?“ fragte Welsheim.

„Ich kann der gnädigen Frau eigentlich nicht Unrecht geben,“ antwortete Hugo trocken.

Leonie erleichte ein wenig, sie preßte die Lippen zusammen und athmete durch die Nase. Sie hatte sich also nicht getäuscht! Wie würde er sonst, gestern noch, noch vor ein paar Stunden, alles Erdenkliche gethan haben, um das Zusammensein mit ihr zu verlängern! Und jetzt, da er nur ein Wort zu sagen brauchte, um das zu erreichen, war er außer Stande, dieses eine Wort über seine Lippen zu bringen, und er beeiferte sich, durch die Thür, die Leonie ihm geöffnet hatte, zu entschlüpfen.

Nach einer kurzen Pause nahm Leonie wieder das Wort: „Uebrigens muß ich gestehen, daß meine Wißbegier befriedigt ist. Ich denke, wir brechen auf . . .“

Hugo schwieg wiederum.

„Aber das Beste kommt ja erst! Die Pantomime!“ warf Welsheim ein.

Leonie wartete eine Secunde, ob Hall sich melden würde. Da er in seinem Schweigen beharrte, fagte sie mit gespielter Mattigkeit: „Ich fühle mich ein wenig angegriffen . . . Mir war's lieber . . .“

„Wenn Du Dich unwohl fühlst, ist mir Dein Wunsch natürlich Befehl. Ist es aber keine zu starke Zumuthung ... mir würde es Spaß machen, mir die Pantomime anzusehen . . .“

Jetzt mischte sich endlich Hugo ein: „Da die gnädige Frau abgespannt zu sein scheint ... wir versäumen sicher nicht viel, wenn wir uns die Pantomime schenken. Es ist ja immer die alte Geschichte: Prügel, Fußtritte, Stolpern und Fallen . . .“

„Also gehen wir!“ sagte Leonie, indem sie sich unwillig erhob.

Welsheim schickte sich in das Unvermeidliche und folgte mit Bedauern seiner Frau, der Hugo den Arm geboten hatte.

Hängendes Moos. 33

„Also es bleibt dabei,“ flüsterte er ihr zu, als sie die Treppe hinabstiegen, „morgen Mittag halb eins?“

Leonie schloß zustimmend langsam die Augen.

Welsheims Einladung, seinen Wagen mit zu benutzen, lehnte Hall dankend ab. Er wolle noch ein paar Freunde und Collegen aufsuchen, die er in einer in unmittelbarer Nähe gelegenen Restauration sicherlich finden werde.

Leonie heuchelte Kopfweh, wie immer, wenn sie nicht sprechen wollte.

Als sie zu Hause angekommen waren, wo in dem kleinen Speisezimmer, in dem nur in den ziemlich seltenen Fällen, daß sie keinen Gast hatten, die Mahlzeiten eingenommen wurden, die Vorbereitungen zum Abendessen getroffen waren, bat Leonie ihren Mann, sie zu entschuldigen, daß sie ihm nicht Gesellschaft leiste, sie fühle sich wirklich recht elend und wolle sich gleich zur Ruhe begeben. Sie fügte sogleich hinzu, Felix brauche sich durchaus nicht zu beunruhigen. Ein paar Stunden Ruhe, und Alles würde vorüber sein. Sie bot ihren Mann die Stirn zum Kusse und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, das neben dem ihres Gatten lag. Sie schloß die Verbindungsthür.

Germaine hatte der gnädigen Frau Hut und Ueberwurf abgenommen und harrte nun der weiteren Befehle der Herrin.

Es war ein großer Raum, dem Garten zu gelegen, in hellen Farben gehalten. Auch die Möbel waren aus lichtem Ahorn gefertigt; das breite Bett stand in einer tiefen Nische mit verschließbaren Borhängen, die in Uebereinstimmung mit den Bezügen der niedrigen Polstermöbel aus einem leichten Seidenstoff in zarten Tönen mit einem Blumenmuster im Zopfstile gefertigt waren. An: Fußende des Bettes stand eine Ottomane mit einem schwellenden Kissen und einer federleichten Decke aus Eiderdaunen. Dort pflegte Leonie am Nachmittage hinter den halb herabgelassenen Vorhängen zu ruhen. Gegenüber zwischen den beiden breiten Fenstern befand sich eine mächtige Chiffonniere, mit einem großen Spiegel in der Mitte, der bis auf den Fußboden hinabreichte, an beiden Seiten größere und kleinere Kasten, die einen verschließbar, die anderen offen, in denen allerhand Krimskrams untergebracht war: Handschuhe, Fächer, Taschentücher, Fichus, der einfache Schmuck, den sie gewöhnlich trug, auch Briefe und Schreibereien aller Art, leichte Lectüre, alles Mögliche mit einem Worte. An jeder Seite des Spiegels waren dreiarmlige Leuchter angebracht, in denen jetzt die Kerzen brannten, denn Leonie liebte auch am Abend Tageshelle.

Sie hatte eine Weile auf der Couchette gesessen und ziemlich gedankenlos auf die Rosensträuße und den kastanienbraunen Rand des Aubussonteppichs geblickt. Sie erhob sich nun mit einer gewissen Anstrengung und winkte ihrer Germaine, die kerzengerade in einer Ecke stehen geblieben und bemüht gewesen war, ihre Anwesenheit nicht durch die leiseste Bewegung, nicht durch einen Athemzug zu verrathen.

Germaine getraute sich nun, während sie das Kleid der Herrin abstreifte, mit gutmüthigem Ausdruck zu bemerken:

2H Paul tindau in Dresden.

„Gnädige Frau sollten immer nur helle Kleider tragen. Gnädige Frau sehen heute Abend zu schön aus.“

Leonie lächelte müde.

„Gnädige Frau scheinen aber etwas abgespannt zu sein. Vielleicht trinken gnädige Frau eine Tasse Tee? Das thut sc» gut! Und es ist ja noch früh. Kaum elf Uhr.“

Während sie das sagte, hatte sie das Kleid wie liebkosend in die richtigen Falten gestreichelt und trug es nun in das anstoßende Toilettenzimmer, um es in dem riesigen Schranke an dem dafür schon bestimmten Platz aufzuhängen.

Leonie hatte nicht geantwortet.

Germaine war zurückgekommen, kniete vor ihr nieder, zog die koketten Halbschuhe von Leonies kleinen Füßchen und legte ihr die Pantoffeln an.

„Darf ich der gnädigen Frau eine Tasse Tee bringen?“ wiederholte Germaine, wie verliebt zu Leonie aufblickend.

„Nein, ich danke ... Sie können gehen.“

Germaines Gesicht nahm den Ausdruck großer Verwunderung an.

„Wollen sich denn die Gnädige allein die Haare lösen?“

„Ja! Gute Nacht!“

„Soll ich nicht wenigstens die Lichter am Spiegel löschen?“

„Ich thue es schon selbst.“

„Wünsche der gnädigen Frau recht wohl zu ruhen,“ sagte Germaine ganz betroffen. Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, schüttelte sie den Kopf. Das war ja etwas ganz Ungewöhnliches! „Ach Gott!“ seufzte sie mit einer gewissen Bangigkeit und begab sich nachdenklich in ihr Stübchen.

Leonie blieb lange Zeit halb entkleidet auf dem niedrigen Polster sitzen.

Sie fühlte eine merkwürdige Schwere im Kopfe, eine dumpfe Denkfaulheit, ein allgemeines Unbehagen. Sie dachte eigentlich an gar nichts Bestimmtes.

Sie war wie von einem wirren Traum befangen. Auf ihrer Stirn zeichnete sich immer schärfer und schärfer eine Falte, die senkrecht zwischen den dunklen Brauen zun, Haaransätze aufstieg.

Mühsam erhob sie sich endlich und ging träge in das Toilettenzimmer, ohne den leichten Schlafrock, den Germaine bereit gelegt hatte, überzuwerfen.

Sie setzte sich an den Toiletten Spiegel, ohne sich, wie sonst, aufmerksamer zu betrachten. Sie nahm eine Nadel um die andere aus dem üppigen, weichen, fast schwarzen Haar, das sich in welligen Strähnen löste und in sanften Ringeln auf ihren Nacken und die entblößten Schultern herabfiel. Dann warf sie den Kopf nach hinten und schüttelte ihn, so daß das volle Haar nun wie ein Mantel in gleichmäßiger Dichtigkeit sie umwallte. Sie bemerkte gar nicht, wie schön sie jetzt war. Gleichgiltig löschte sie die Kerzen und trat in das hellbeleuchtete Schlafzimmer zurück. Sie setzte sich wieder auf die Ottomane und verfiel auf's Neue in ihre unerfreulichen Grübeleien.

Allmählich lichtete sich die Wirrniß. Aus der nebelhaften Verschwommenheit trat eine Gestalt in scharfen Umrissen und Hellem Lichte hervor: Hugo!

Hängendes Moos. ?5

Der vertraute Verkehr, der unausgesetzte geistige Austausch mit ihm war ihr zur Gewohnheit geworden. Sie hatte es als etwas Selbstverständliches zu betrachten sich gewöhnt, daß sie Hugo fast täglich sah, mit ihm, Alles besprach, was für ihn von Interesse sein konnte und was sie selbst betraf — Dinge, von denen sie keinem Andern gegenüber sprechen mochte — daß sie seine Werbungen, die mitunter, durch die Gelegenheit geschürt, ziemlich stürmisch wurden, mit erdichteter Freundschaft und Schwefterlichkeit milde zurückwies. Hugo gehörte zu ihr und ihrem Dasein mehr als irgend ein Anderer. Und jetzt stand sie der Möglichkeit gegenüber, ihn zu verlieren, ja der Wahrscheinlichkeit! Ein böses Lachen umspielte ihren Mund. O über die Undankbarkeit der Männer! Sie hatte ganz Recht, mit ihnen allen wie mit Marionetten zu spielen! Unrecht hatte sie nur gehabt, zu Gunsten dieses Einzigen eine Ausnahme zu machen. Er war auch nicht mehr werth, als die Andern alle!

Ja wahrhaftig, der beste von ihnen allen war noch ihr Mann, der glücklich war, wenn er ihr einen Wunsch von den Augen ablesen konnte, der sie auf Händen trug. Wäre er nicht ihr Mann gewesen, so hätten sie die Beweise seiner Verehrung vielleicht sogar rühren können. Daß sie ihm aber als unwissendes Kind auf Gnade und Ungnade zu eigen gegeben war, daß sie ihm angehörte, ohne Liebe — das war es, was sie ihm nicht vergeben konnte, was sie innerlich aufbrachte, was sie mit Widerwillen erfüllte, ja ein Gefühl des Ekels in ihr hervorrief. Jetzt fühlte sie, daß die Reinheit ihres Umgangs mit Hugo ihr zu einem notwendigen idealen Gegengewicht gegen die rechtmäßig erworbene Intimität ihres Mannes, die ihr nun wie eine abscheuliche Unkeuschheit erschien, geworden war. Sie bedurfte des liebenden Freundes, um an der Seite des ungeliebten Mannes athmen zu können. Daß sie Felix nicht liebte, war ihr erst zum Bewußtsein gekommen, als Hugo ihr nahe gerückt war. Und für diese Erkenntniß, so qualvoll sie war, war sie dem Freunde dankbar aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Willig ertrug sie seine Launen, die Wallungen seiner lästigen Eifersucht. Was sollte aus ihr werden, wenn er ihr fehlen würde?

Mußte es denn wirklich sein? Konnte es sein?

Sie hob den Kopf, den sie in ihren trübseligen Betrachtungen allmählich auf die Brust hatte sinken lassen, und ihr Blick traf von ungefähr ihr Bild im Spiegel gegenüber. Es machte einen so unerwarteten Eindruck auf sie, daß sie das Auge fester als gewöhnlich auf das Spiegelbild richtete. Die Frau, die sie in voller Beleuchtung da erblickte auf dem hellen Polster etwas nach vorn gebeugt, mit dem aufgelösten vollen Haar, das sich zufällig so gelegt hatte, daß es die rechte Schulter und den wunderbaren Arm frei ließ, im Spitzenhemd, das von dem dunkelfarbigen Atlascorsett umspannt war, mit den graziösen Pantoffeln, die auf dem kleinen Fuß tanzten — ja, die Frau war schön und begehrenswerth.

Sie erhob sich und trat ganz dicht an den Spiegel heran. Sie lächelte

36 Paul lindan in Dresden.

und schüttelte mit kindischer Freude den dunkeln natürlichen Mantel, der vom Scheitel herabfiel. Ohne es zu wollen, nahm sie die kecke Positur einer spanischen Tänzerin an, die sich zum Bolero anschickt und hob unwillkürlich die eine Seite ihres Rockes etwas auf, um mit Wohlbehagen ihre zarten Knöchel unter der verschönenden Umhüllung des hellen straffen Seidenstrumpfs zu betrachten. Und den Kopf langsam nach hinten beugend, mit halbgeschlossenen Augen, öffnete sie lächelnd den Mund und hauchte: „Hugo!“ Mußte sie ihn denn wirklich verlieren? Konnte es sein?

Zu Tode erschreckt fuhr sie mit einem leisen Aufschrei zusammen. Die Thür öffnete sich, und Welsheim erschien auf der Schwelle. Mit einem Sprunge war sie in die Nische geflüchtet und warf nun in fieberhafter Hast den Schlafrock über.

„Ja, was ist denn das?“ fragte er in höchstem Erstaunen. „Ich denke. Du liegst seit einer Stunde in tiefer Schlaf, und als ich vorsichtig in mein Zimmer trete, sehe ich durch die Thürspalte den Lichtschimmer...“

„Wie kann man Einen nur so erschrecken!“ rief Leonie unwillig. „Ich zittere an allen Gliedern!“ Und in steigender Entrüstung fuhr sie fort: „Es ist doch unerhört, daß eine Frau auch nicht ein Plätzchen hat, so groß wie eine Hand, an dem sie nicht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überfallen werden darf.“

Leonie hatte sich noch nie zu einer Heftigkeit Felir gegenüber hinreißen lassen. Sie hatte bisher mit Kühle und Gelassenheit Alles durchgesetzt. Welsheim sah ganz verdutzt auf die weihe Gestalt, die sich hinter dem Vorhange vor ihm verbarg.

„Verzeihe,“ stammelte er betroffen. „Aber es ist doch ganz natürlich, daß ich hier eintrete ... Du klagst über Unwohlsein . . . ich sehe Licht. . . ich bin beunruhigt und trete ein ... es ist doch ganz natürlich!“

„Nun ja!“ lenkte Leonie ein. „Aber Du hast mich so furchtbar erschreckt ... Ich habe bis jetzt auf dem Divan gelegen ... ich fühlte nüch so unwohl ... ich wollte mich gerade zur Ruhe begeben, als Du unerwartet ...“

„Verzeihe! . . . Und wie geht es Dir denn jetzt?“

„Vesser, ich danke.“

„Na, dann schlafe recht wohl!“

Er hatte sich Leonie genähert, seinen Arm um sie gelegt und drückte sie an sich. Leonie suchte sich der Umarmung sanft zu entwinden.

„Ich bitte Dich!“ sagte sie leise.

Er schloß sie noch fester an sich und küßte sie.

„Ich bitte Dich!“ wiederholte sie.

„Und Du hast mir verziehen?“ flüsterte Felir zärtlich, Leonie noch immer in seinem Arm haltend.

„Ja, aber ich bitte Dich, laß mich jetzt allein. Ich bin matt zum Umsinken.“

kzängendes Moos. 3?

„Gute Nacht denn!“ flüsterte Felix, sie abermals zärtlich küssend.

„Gute Nacht!“ erwiderte Leonie und athmete tief auf, als Felix sie freigab.

„Soll ich die Lichter ausmachen?“

„Nein, ich danke. Ich will sie brennen lassen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Als Felix die Thür hinter sich geschlossen hatte, schauderte Leonie zusammen. Mit einem wahren Ekel warf sie den Schlafrock ab, der in seinen Falten noch die Spuren seiner Umarmung wies. Sie entkleidete sich hastig und geräuschlos, als habe sie Angst, dem nebenan ihre Gegenwart zu verathen, ließ die Kerzen brennen und gab sich nicht einmal mehr die Mühe, ihr Haar aufzustecken. Sie zog die Vorhänge ihrer Nische so fest zu, daß kein Lichtschimmer durchdrang und huschte ins Bett.

Noch einige Minuten lag sie angstvoll mit klopfendem Herzen da, dann beruhigte sie sich allmählich und schlief ein . . .

Zu verhältnismäßig früher Stunde, viel früher, als Martha erwartet hatte, hörte das fiebernde arme Kind den Schlüssel in der Corridorthür.

Hugo hatte sich geraden Wegs von den Reichshallen nach Hause begeben.

„Gott sei Dank,“ seufzte sie leise und preßte ihre Handfläche auf die linke Seite, als wolle sie den harthämmernden Schlag ihres Herzens dämpfen.

Mit wirklicher Theilnahme erkundigte sich Hugo am anderen Morgen nach Marthas Befinden.

„Oh, es geht mir wieder ganz gut,“ sagte sie, aber die erschreckende Bleiche ihres Gesichts und die dunklen, bräunlichen Ringe um ihre schönen Augen strafte sie Lügen. „Sage Mama nicht,“ flüsterte sie schnell, „daß ich allein nach Hause gefahren bin.“

„Ich habe mir ernsthafte Vorwürfe gemacht, daß ich Dich nicht begleitet habe.“

„Mir war's lieber so.“

„Richtig war es nicht!“ versetzte Hugo und schlug die Augen nieder.

„Habt Ihr Euch noch gut unterhalten?“

„Frau Welsheim hat die Sitzung schnell aufgehoben, und mir war's so am liebsten. Ich bin bald nach Dir nach Hause gekommen.“

„Ja, ich mar noch wach und habe Dich kommen hören.“

„Gefallen Dir Welsheims? Wir müssen in den nächsten Tagen unseren Gegenbesuch machen.“

„Wenn Du meinst . . .“

„Es sind liebe Leute, und wenn Du sie näher kennen lernst . . .“

„Ich zweifle nicht an ihrer Liebenswürdigkeit. Ich fürchte nur, wir passen nicht recht zusammen. Sie sind sehr reich, ich bin arm. Halte mich

28 Paul lindau in Dresden.

nicht für eitel, wenn ich Dir sage: der Luxus der eleganten Dame beschämt mich ein wenig."

„Das begreife ich vollkommen. Das Mißverhältnis; zwischen dem Leben, das Welsheims führen dürfen, und dein Dasein, das uns beschieden ist, ist auch die hauptsächlichliche Veranlassung dazu gewesen, daß ich Eure Bekanntschaft nicht früher vermittelt habe. An einen gegenseitigen intimeren Verkehr habe ich nicht gedacht. Ich habe nur die Erfüllung der Pflichten der Artigkeit im Auge ..."

„Ich thue das, was Du für das Richtige hältst . . . Hast Du heute etwas Besonderes vor?" fragte Martha mit vollkommener Selbstbeherrschung in unverfänglichem Tone.

„Nichts Besonderes," gab Hugo zur Antwort. „In der Mttagsstunde muß ich auf kurze Zeit ausgehen ..."

Martha sah ihn ruhig an. Nichts verrieth, was in ihr vorging.

„Mit einem Freunde, den ich gestern Abend getroffen habe, habe ich eine Verabredung." fühlte sich Hugo veranlaßt hinzuzusetzen.!

„Gestern Abend?" wiederholte Martha, „Du sagtest mir doch, daß Du von den Reichshallen direct . . ."

Hugo verbarg seine Verlegenheit, die er als ertappter Lügner empfand, hinter gespielter Lustigkeit.

„Du inquirirst ja wie ein Untersuchungsrichter. Wenn ich gestern sagte, meinte ich natürlich vorgestern . . . Weswegen fragst Du überhaupt?"

„Ich wollte Dich bitten, mit mir einen Spaziergang zu machen. Das Wetter ist so schön, und ich glaube, es würde mir gut gethan haben."

„Den ganzen Nachmittag stehe ich zu Deiner Verfügung!"

„Laß es nur gut sein," versetzte Martha ohne alle Bitterkeit. „Ich sehnte mich gerade nach der Mittagssonne. Wenn Du mich nicht begleiten kannst, gehe ich vielleicht allein ... ich habe ohnehin einige kleine Besorgungen: ich muß mir Seide und Wolle zum Sticken holen, die Noten umtauschen ..."

„Das könntest Du doch auch am Nachmittag besorgen . . ."

„Wir haben ja noch Zeit, darüber zu sprechen," lächelte Martha . . .

Hugo war es peinlich gewesen, Martha vor seiner verabredeten Zusammenkunft mit Leonie noch einmal zu begegnen, — die erste Nothlüge war ihm schon schwer genug geworden und ungeschickt genug ausgefallen. Er schlich sich so geräuschlos wie möglich aus seiner Wohnung. Dieser Vorsicht hätte es gar nicht bedurft. Es war keine Gefahr vorhanden, daß Martha ihn hören würde, sie hatte bereits eine Viertelstunde vor ihm die Wohnung verlassen, mit ebenso klopfendem Herzen und ebenso leise. Aus einer gelegentlichen Neußerung Welsheims hatte sie gestern Abend erfahren, daß er in der Victoriastraße wohne; sie hatte im Adreßbuchs nachgesehen und sich versichert, daß sie richtig gehört hatte. Sie nahm nun die erste Pferdebahn, die sie zur Potsdamerbrücke führte. Es war etwa ein Viertel auf Eins, als sie in

Hängendes Moos, 39

die Victoriastraße einbog. Sie ging langsam an dem Hause vorüber, in dem die Verhaßte ihren Geliebten jetzt erwartete. Wenn er ihr hier begegnen würde, — ihr war's einerlei! Mochte er dann vor Scham in den Boden sinken, mochte er im Gefühle des an ihr begangenen Unrechts den Bruch herbeiführen, — sie war auf Alles gefaßt. Sie wollte klar sehen um jeden Preis, wollte sich nicht länger belügen lassen, — das war ihr einziges Verlangen, dessen Erfüllung der Trotz, der sich dieses sonst so weichen und duldsamen Mädchens bemächtigt hatte, ihr gemährleistete. Sie ging langsam die ganze Straße bis zum Thiergarten hinab, dann überschritt sie den Fahrdamm und kehrte um. Wiederum betrachtete sie das Haus mit fiebernder Aufmerksamkeit. Wenn auch die gestickten Gardinen und die schweren Draperien den Blick in das Innere wehrten, so blickte sie doch mit weitgeöffneten Augen hinauf, und ihre Phantasie lüftete die festgeschlossenen Vorhänge. Sie sah die prachtvollen Räume viel feenhafter und verführerischer, als sie in Wirklichkeit waren, und sah auf dem Divan ausgestreckt ein unheimlich schönes Weib mit herrlichem schwarzen Haar, mit merkwürdigen Augen, wie sie den fabelhaften Geschöpfen des Meeres angedichtet werden, sah, wie sie verlangend die Hände ausstreckte . . .

Martha klopfte das Herz zum Zerspringen; das widerwärtige Bild, das ihre erhitzten Sinne ihr vorgegaukelt hatten, zerrann auf einmal, um dem noch widerwärtigeren Bilde der Wirklichkeit Raum zu geben. Sie sah, kaum fünfzig Schritte von sich, auf der gegenüberliegenden Seite, wo Welsheims Haus stand, Hugo, der ziemlich schnellen Schrittes daher kam und, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, sich noch mehr beeilte. Er hatte Martha nicht gesehen. Schnell entschlossen durchschritt sie den kleinen Vorgarten des Hauses, vor dem sie gerade stand, und zog die Glocke. Die Thür wurde geöffnet, aber sie blieb eine Weile davor stehen . . . Nun hatte sie sich überzeugt, Hugo war eingetreten.

Die Portierfrau, die den Kopf durch das Fensterchen gesteckt hatte, antwortete auf ihre Frage: ob hier eine Frau Negierungsrätthin Breuer wohne, verneinend, setzte aber hinzu, im Nebenhause wohne eine Frau Näthini ob die Breuer heiße, könne sie nicht sagen. Martha dankte und entfernte sich. Obwohl sie nur das gesehen hatte, was sie zu sehen ganz sicher gewesen war, war sie doch, nachdem sich das Erwartete nun erfüllt hatte, wie betäubt. Mit dumpfem Kopfe ging sie durch den Thiergarten, der an dem milden Frühlingsmittag sehr belebt war, über die Linden langsam nach Hause, fast ohne Bewußtsein, wie eine Nachtwandlerin, ohne einen Blick auf ihre Umgebung zu werfen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte führten. Sie war ganz verwundert, als sie auf einmal merkte, daß sie richtig angekommen war. Sie sagte ihrer Mutter, daß sie gar nicht dazu gekommen sei, in der Musikalienhandlung die Noten umzutauschen. Das schöne Wetter habe sie zu einem kleinen Spaziergange verlockt. Aber sie habe ihre Kräfte überschätzt. Plötzlich sei eine große Mattigkeit über sie gekommen. Nur mit Mühe habe

HO Paul lindau in Dresden.

sie sich bis hierher geschleppt. Nun fühle sie sich so abgespannt, daß sie ein wenig in dein kleinen Stübchen neben der Küche ausruhen wolle.

Frau Emilie bedauerte das arme Kind, legte ihr ein Kopfkissen unter, breitete das Plaid über ihre Füße und ließ das grüne Rouleau herunter.

Tann entfernte sie sich behutsam. Martha blickte unverwandt auf die geschmacklose Malerei dieses Rouleaus: ein verliebtes Paar in mittelalterlicher Tracht, von einem Altan, der in einen kornblumenblauen See gebaut war, Schwäne fütternd. Sie starrte auf das Bild, das sie tausendmal gesehen hatte, ohne es anzublicken. Erst heute fiel ihr die Albernheit und Häßlichkeit auf. So lag sie lange da, mit weit offenen Augen die kindisch gemalte Gruppe betrachtend, unfähig, einen Gedanken zu fassen; sie fühlte auch nichts, — nicht einmal die schmerzhaft empfindung, die ihre Hand unwillkürlich an die linke Seite der Brust führte und sie dort drücken ließ . . .

Martha hatte mit ihres Geistes Augen ahnungsvoll die Erscheinung ihrer Nebenbuhlerin richtig erschaut.

Hugo war ganz betroffen, als er, in das kleine Boudoir neben dem Erkersalon geführt, Leonie gegenübertrat.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so empfangen," sagte sie ruhig, während sie sich auf die Chaiselongue setzte und Hugo einlud, auf dem ihr nächststehenden Sessel Platz zu nehmen. „Ich habe mich in der Zeit geirrt und bin mit meiner Toilette nicht fertig geworden. Ich wollte Sie nicht warten lassen."

Sie hatte in der Erinnerung an das Bild, das ihr gestern der Spiegel gezeigt hatte, ihre Haare nicht aufgesteckt, die wiederum in wundervollen schwarzglänzenden Wellen bis über die Hüfte hinabflossen. Hugo blickte mit ehrlicher Bewunderung auf die Pracht und Fülle dieser Haare. Er sah jetzt zum ersten Male die schöne Nundung des Kopfes, die sonst durch die modische Frisur unkenntlich gemacht wurde. Leonie trug einen Schlafrock in orientalischem Schnitt aus cremefarbenem Cachemir, mit sehr weiten Aermeln, die bei jeder Bewegung die Hälfte des nackten Annes und mehr noch dem Blicke darboten. Um die Hüfte war eine starke aus Seide gewirbelte Schnur mit Quasten von derselben gelblich weißen Farbe geschlungen.

Hugo blickte schweigsam auf die schöne Frau. So verführerisch liebreizend, so morgenfrisch hatte er sie nie gesehen. Er schwieg so lange, daß Leonie auf's Neue das Wort nehmen mußte.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Wir werden nicht gestört werden. Felix ist auf der Börse. Ich habe mir jeden andern Besuch verboten. Was haben Sie mir nun zu sagen?"

„Ich bitte Sie, hören Sie mich nachsichtig an! Und werden Sie nicht ungeduldig! Ich will mich so kurz wie möglich fassen. Ich habe Ihre Bekanntschaft gesucht — ich gestehe es ehrlich: aus Neugier. Man hatte mir viel von Ihnen, Hause, von Ihren Eigenschaften als Wirthin erzählt. Ich wollte Sie und Ihre Gesellschaft beobachten, wollte bei Ihnen lernen — wenn

Hängendes Moos. — H^

ich mich zugleich dabei amüsiren würde, um so besser! Ich war damals schon verlobt. Aus materiellen Gründen waren wir, Fräulein Martha und ich, übereingekommen, die Verlobung erst unmittelbar vor unserer Vermählung bekannt zu machen. Ich hatte keine Veranlassung, hatte nicht einmal das Recht, damals mit Ihnen von der Sache zu sprechen."

„Damals! . . . Aber dann?"

„Sie missen, wie unbegreiflich schnell wir uns einander näherten. Als ich mit Ihnen zwei-, dreimal zusammengetroffen war, hatte ich mit Ihnen schon Dinge besprochen, wie sie nur in vollster Intimität zur Sprache kommen. Mein Vertrauen zu Ihnen war grenzenlos. Ich fühlte das mächtigste Bedürfnis), Sie in die geheimsten Verborgenheiten meiner Seele blicken zu lassen. Ich hatte nie ein solches Verständniß, ein solches Mitfühlen gefunden, niemals eine solche Anregung. Was soll ich nach Umschreibungen suchen! Ich war in Sie verliebt! Meiner Braut hatte ich in meinem Herzen die Treue gebrochen! Hätten auch Sie mir die Beweise Ihrer Liebe gegeben ... Sie haben es nicht gethan! . . . Ich kämpfte mit mir. Sollte ich ihr die Wahrheit sagen? Sie würde das schwache Kind vernichtet haben. Und vielleicht täuschte ich mich über meine Gefühle! Vielleicht war es doch nur ein vorübergehender Rausch . . . Vielleicht brachte mich Ihre leidenschaftslose Ruhe wieder zur Vernunft. Ich hatte nicht den Muth, dein armen Geschöpf den tödtlichen Streich zu versetzen. Und sollte ich's Ihnen sagen?"

„Ja!"

„Nein! Denn ich liebte Sie bis zum Wahnsinn. Ich konnte nicht ohne Sie athmen . . . Sie aber hatten meine Werbungen als Liebender zurückgewiesen, hatten mir nur gestattet, Sie als Freundin zu verehren . . ."

„Ach so!" griff Leonie jetzt mit bitten» Lächeln ein. „Und die Freundin hatte keinen Anspruch auf Ihr Vertrauen! .. . Fühlen Sie denn nicht, wie jämmerlich Ihre Argumente sind, wie Sie sich winden und drehen? Sie lassen Ihre Braut in dem Wahn, daß Sie sie lieben. Sie thun Alles, was Sie vermögen, um mich glauben zu machen, daß Sie mich lieben. Lüge hüben, Lüge drüben! Und nun wollen Sie mir auseinandersetzen, daß das Alles ganz in Ordnung ist? Strengen Sie sich nicht weiter an! Wir sind mit einander fertig. Und wenn Sie mir noch einen letzten guten Rath gestatten wollen, so ist es der, haben Sie nun wenigstens den Muth, auch Ihrer Braut klar zu machen, daß Sie mit ihr fettig sind! Sie haben mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie Ihre Braut geopfert haben würden, wenn ich Ihre Geliebte geworden wäre."

„Wenn Sie es geworden wären!" rief Hugo, durch den höhnischen Ton Leonies gereizt. „Ja, was dann geschehen wäre, — ich weiß es freilich nicht! Aber Sie sind's nicht geworden! Sie sind mir im wahrsten Sinne des Wortes eine Freundin gewesen, eine theilnahmvolle, fördernde Freundin, der ich, was immer geschehen mag, stets dankbar sein werde. Was wollen Sie also! Sind Sie meine Freundin, so können Sie in meiner Braut keine

H2 Paul lindau in Dresden.

Nebenbuhlerin erblicken. Daß ich Ihnen meine Verlobung verschwiegen habe, darf Sie dann verwundern, verstimmen, vielleicht sogar verletzen, aber Sie haben nicht das Recht, nur eine Treulosigkeit, eine Lüge vorzuwerfen."

„Ich bin doch eine beehrlichere Freundin gewesen, als Sie sich denken, mein Lieber. Ich habe Alles von Ihnen gewollt: all Ihre Zuneigung, all Ihr Empfinden, Ihr ganzes Herz! Und ich habe Ihnen Alles dafür gegeben. Alles, was mir gehörte, — meine Seele! Was nicht mehr mir gehörte, habe ich dem, dem es zu eigen ist, allerdings nicht wieder gestohlen, um es Ihnen heimlich zu geben, wie ein Dieb dem Hehler. Das ist's, was Sie mir jetzt zum Vorwnrf machen, was Sie in ihrer sittlichen Auffassung berechtigt, seit langen Monden vor niir etwas zu verschweigen, was Ihnen auf den Lippen brennt, was Sie, wie Sie ganz genau missen, mir sagen mußten! Fechten Sie nicht mit hohlen Worten! Ihre Verlobung war eine Treulosigkeit an mir, Ihre Freundschaft eine Treulosigkeit an Ihrer Braut."

„An meiner Braut habe ich mich versündigt! Ja! Ich will's auch ehrlich bekennen, und sie wird mir vergeben."

„Was!" rief Leonie fast entsetzt. „Sie wollen das arme thörichte Ding durch Ihre Sophistereien bethören? Wollen ihr die kindische Fabel von dem vorübergehenden Rausch auftischen, die Sie in ihrer schuldbewußten Befangenheit eben vor mir zum Besten gegeben haben? Wollen sie an eine Verirrung glauben machen? Wollen den reuigen Sünder spielen, der den rechten Weg zu ihrem Herzen wiedergefunden hat? . . . Sie sollten sich schämen! Ob Sie mich je geliebt haben ... ich weiß es nicht. Ich habe es geglaubt! Daß Sie aber das blasse Mädchen nicht lieben, daß weiß ich so gewiß, wie ich weiß, daß Sie mir jetzt Abscheu einflößen! Gehen Sie!" Sie hatte sich erhoben, und auch Hugo war aufgestanden. In ihren kleinen Augen blitzte Zorn und Haß. Alles empörte sich in ihr bei dem Gedanken, daß er jetzt, der Fesseln, die ihn an sie gebunden hatten, ledig, zu ihr, dem kranken unbedeutenden Wesen zurückkehren würde. Ah, die unerfahrene Thörin, die einfach in ihn vernarrt war, würde ihm beim ersten Kusse glauben und verzeihen. Mit der würde er spielend fertig werden .. Es wühlte grausam in Leonies Brust, ihr Herz kämpfte zusammen, sie war fast von Sinnen vor Eifersucht. Sie lachte hohl auf, als sie einen Blick auffing, der nach dem Hute spähte ... er wollte gehen, wie sie es ihm befohlen hatte! Er konnte so von ihr gehen!

„Sie verjagen mich! Ich muß gehorchen! Wenn ich später einmal. ."

Leonie schüttelte heftig den Kopf, den die dunklen Locken wundersam umspielten.

„Nie!" rief sie mit fast kreischender Stimme.

„Und so soll ich von Ihnen scheiden? Ohne Ihnen auch nur ein Wort des Dankes sagen zu dürfen für Alles ..."

Leonie schüttelte wiederum die dunkel glänzenden Wellen.

„Gehen Sie!" wiederholte sie, jetzt mit leiser Stimme. „Ich hasse Sie!"

— ^ Hängendes Moos.

Sie standen sich dicht gegenüber. Der berausende Duft, der dem herrlichen Haar entströmte, umnebelte Hugos Sinne. Er hörte ihre hastigen Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Eine schmerzhaft Falte zeichnete sich auf ihrer Stirn. Ein klagender, vorwurfsvoller — ein trauriger und unendlich zärtlicher Blick traf ihn — traf ihn mitten in's Herz. Und dieser Blick entzündete die Gluth, die der verliebte Thor zu ersticken gewöhnt hatte, wiederum zu ludernder Flamme. Er dachte an nichts mehr auf dieser weiten Welt als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte. Er hatte alles Andere vergessen, alle bösen Worte, die er gehört, alle guten Absichten, die er mitgebracht hatte. Ihm mar zu Muthe, als ob eine unsichtbare Faust seinen Kopf duckte. Auch er athmete schwer und mit offenen Lippen schlürfte er den Athem aus ihrem Munde. Sie blieb regungslos. Er lächelte sonderbar. Als aber sein Arm sich um ihre schmiegsame Hüfte legte, als er die schlanke Gestalt sanft an seine Brust zog und dann fest an sich drückte, als seine glühenden Lippen die ihrigen berührten, da sank ihr Kopf wie leblos nach hinten, und sie zitterte und bebte heftig am ganzen Leibe, wie das gehetzte Reh, das kein Entrinnen mehr sieht.

„Geh! geh!“ hauchte sie schmerzlich lächelnd, ohne ihre Lippen von den seinigen zu trennen.

Er preßte sie noch inniger an sein klopfendes Herz, und er fühlte, wie sie ihn seufzend mit ihren nackten Armen umschlang.

Sie hielten sich umfangen, Mund an Mund, mit halb geschlossenen Lidern, lächelnd und seufzend, und hauchten sich kosend Unverständliches zu. Sie hatten sich Alles vergeben. Sie wussten nicht einmal mehr, daß sie sich etwas zu vergeben hatten. Sie betrachteten sich verwundert, ungläubig, selig. Er kniete vor ihr, bedeckte ihre Hand mit Küssen, küßte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund und streichelte, dankbar zärtliche Laute lallend, das weiche duftende Haar, das von dem niedrigen Divan bis auf den Teppich Herabsiel. Sie lächelte unter seinen Liebkosungen und erwiderte sie mit halb geöffneten Lippen und halb geschlossenen Lidern, glücklich und versöhnt.

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe,“ flüsterte sie ihm in's Ohr.

„Ja!“

„Und Du liebst mich auch? Nur mich?“

„Nur Dich! Du weißt es ja!“

„Ja!“ hauchte sie kaum vernehmbar.

Wohl trat vor ihrer Beider Seele jetzt schattenhaft die Gestalt eines blassen, kranken Mädchens mit leuchtenden Augen. Aber sie zerfloß im Sonnenglanze, der die Glücklichen erhellte, wie gespenstischer Spuk im Frühlichte.

Marthas Name wurde zwischen ihnen nicht mehr ausgesprochen.

Graf seo von HIapriivi, deutscher Reichskanzler^).

von

Is Fürst Bismarck am 20. März 1890 die Entlassung erhalten hatte, erhielt der überraschende Vorgang alsbald eine Deutung, die sich als Legende festgesetzt hat. Unter vielen Legenden, die die (Geschichte erzeugt hat, ist die auf den Abgang des Fürsten Bismarck bezügliche jedoch eine der falschesten. Sie sagt: Fürst Bismarck ist gegangen, weil Alter und Jugend in der Regel nicht einträchtigen Schrittes wandeln können.

Hier traf jedoch die Regel so wenig zu, daß vielmehr die Nothwendigkeit sich aufdrängte, dem verheerenden Feuer dieses Alters Einhalt zu thun. In dem berühmten Heldenbuch des persischen Dichters Firdusi findet sich eine ergreifende Episode von Nustem, dem Helden, dessen ungebändigte Kraft den eigenen Sohn erschlägt. Fürst Bismarck hatte Vieles geschaffen, aber es beliebte ihn nicht, wie dem Saladin Lessings, Gottes Gärtner zu werden. Alle die Bildungen, denen er selbst Platz geschaffen und die Wege gewiesen, genügten ihm nicht mehr, schienen ihm im Wege zu stehen; er schickte sich an, sie auszureißen und wegzuwerfen.

Diese Andeutung muß hier genügen. Einzelheiten über jenen Vorgang sind genug veröffentlicht worden, und vieles davon stimmt mit den That-

*) Auch bei der Veröffentlichung dieser Abhandlung glauben wir daran erinnern zu sollen, daß die Redaktion von „Nord und Süd“ sich niemals für verpflichtet oder auch nur für befugt gehalten hat, ihren Mitarbeitern: im freien Ausdruck ihrer Hebebrzucugung und in der Entwicklung ihrer Meinungen irgendwelche Beschränkung aufzuerlegen.

T. N.

Graf Leo von Cavrivi, deutscher Reichskanzler.

fachen überein. Jndes handelt es auch hier sich um das geistige Band; wer will, mag dieses der obigen Andeutung entnehmen.

Wir wenden uns jetzt der Betrachtung zu: wie hatte Fürst Bismarck regiert? welche Wege konnte und mußte sein Nachfolger einschlagen, um regieren zu können?

Derjenige Charakterzug des Bismarckischen Regimentes, der es vielleicht für alle Zeiten zu dem einzigen seiner Art stempeln wird, besteht in Folgendem: der Fürst regierte mit einer fast unumschränkten Macht, der allerdings häufige und zahlreiche Widerstände sich entgegenmarfen, die aber ausnahmslos zersprengt oder zertreten wurden. Diese Macht aber, und das ist das kaum Vergleichbare, wurde nicht auf der Grundlage einer absoluten Regierungsgewalt geübt, sondern auf der Grundlage einer Verfassung, die dem öffentlichen Geist jede Freiheit der Bewegung gestattete, neben parlamentarischen und bundesstaatlichen Gewalten, und für einen Theil der Regierungsfunktion an der Spitze eines collegialischen Ministeriums. Vielleicht wird eine spätere Zeit einmal fragen, wie war es nur möglich, bei einem solchen Ueberfluß organischer Formen, die jede Art von Widerstand begünstigten, eine so durchgreifende Herrschaft so lange Jahre auszuüben? Man kann nicht sagen, daß Aehnliches niemals in der Geschichte vorgekommen. Es giebt in der Vergangenheit noch einige Beispiele einer Macht, die nicht auf einem gewaltigen Apparat mechanischer Mittel, wie er für die despotischen Herrscher errichtet wird, sondern allein auf der Macht der herrschenden Persönlichkeit beruhte, die einen Gehorsam erzwang, der darum ein freiwilliger blieb, weil er durch keine Art von physischem Zwang herbeigeführt wurde. Nur an den Grad reicht kein früheres Beispiel. Fürst Bismarck blieb der herrschende Staatsmann, weil von allen Männern oder Parteien, die einen Widerstand gegen ihn versuchten, kein einziger und keine einzige den Glauben erwecken konnte, daß sie auch nur einen Tag im Stande seien, den verwickelten und immer wieder gefährdeten Staatsbau zusammenzuhalten. Fürst Bismarck hatte diese Fähigkeit so lange mit nie versagendem Erfolg bewährt, daß die deutsche Nation in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl jede Besorgniß verloren, ja beinahe den Gedanken verlernt hatte, daß dem Gebäude, in dem sie wohnte, eine ernste Gefahr drohen könnte. Dieses allgemeine unerschütterliche Vertrauen, das im Grunde selbst die Hasser des Fürsten theilten, machte es ihm leicht, jeden Versuch des Widerstandes mit rücksichtslosen Waffen vor der öffentlichen Meinung niederzuschlagen, bevor er einige Ausbreitung und Dauer erlangen konnte.

Allerdings begann dieses Vertrauen nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers sich zu lockern. Es giebt aber keinen physischen Körper, worin die Erschütterung sich so schnell fortpflanzt, wie in dem Strom des moralischen Einflusses. Was wir hier sagen, wollen wir scharf unterschieden missen von der elenden Abhängigkeit der Staatsmänner, die in parlamentarisch regierten Ländern immerfort vor der öffentlichen Meinung zittern.

deren Nthemzüge sie sorgfältig belauschen, deren Launen sie schmeichelnd zuvorkommen müssen. Es wäre mehr als lächerlich, die Rolle eines solchen Höflings der öffentlichen Meinung dem Fürsten Bismarck zuzuschreiben. Wenn die öffentliche Meinung seinem Einfluß unterlag, so folgte sie nicht dem erprobten Diener ihrer Launen, sondern sie schrak in sich zusammen, wie der Löwe im Käfig vor dem furchtbaren Vlick des Bändigers. Wenn aber auch nur einmal der Zauber dieses Blickes versagt, so ist es um den Bändiger geschehen.

Das Vertrauen auf den Fürsten Bismarck war im Schwinden, noch ehe der Kaiser es ihm entzog. Dieses Vertrauen war erlangt worden durch ein unvergleichliches Geschick und eine unvergleichliche Kühnheit in der Herbeiführung und Durchführung großer Actionen«, die aber nicht willkürlich gesucht wurden, sondern auf dem Wege des deutschen Volkes lagen, den es zurücklegen mußte, um tausendjährige Fehler und Versäumnisse nachzuholen. Vielleicht war die Reihe dieser notwendigen Actionen noch nicht abgeschlossen, vielleicht war das größte Felsenthor, das eine den heutigen Weltaussichten entsprechende Zukunft aufschließt, noch zu sprengen. Der Fürst aber erklärte die Reihe der großen Actionen für geschlossen, Deutschland für „saturirt“. Gewiß, im Kampfe muß die Sprache dein Staatsmann« dienen, die Gedanken zu verbergen, so oft das nöthig ist. Ob jenes Wort einen solchen Zweck hatte, lassen wir objectiv dahingestellt. Nach subjectivem Dafürhalten war es dem Fürsten damit völliger Ernst. Aber nun begann eine Reihe kleinlicher Actionen, deren Verständniß auch dem willigen Ahnungsvermögen eingewurzelter Bewunderung unzugänglich blieb. Die zahlreichen Bedürfnisse praktischer Institutionen, deren Förderung das Volk von seinem gesicherten Staatsbau erhofft hatte, blieben unerhört, uneriuogen. Dann kam die gedrohte Anwendung chirurgisch« Waffen gegen Uebel, die diese Waffen nicht erfordern und ihnen unzugänglich sind. Endlich kam die Aussicht doch »och einer großen Action, vielleicht der letzten, aber nach einer Seite und mit Bundesgenossen, gegen die sich der unaustilgbare Instinct des deutschen Volkes auflehnte.

So standen diese Dinge, als der Kaiser sich zu der Trennung von dem Kanzler entschloß, ein Entschluß, dessen Schwere er der Nation nicht verborgen hat. Den Nachfolger fand er leicht, Fürst Bismarck selbst hatte ihn wiederholt und schon bei Lebzeiten des alten Kaisers bezeichnet, so daß die Aulien der Herrscher auf ihn gelenkt waren, lange bevor Fürst Bismarck an Rücktritt dachte. Ob die Bezeichnung in den Tagen, welche zum Abschied führten, wiederholt worden, ist gleichgiltig. Aber bloße Fabel ist alles, was von anderen Stimmen erzählt wird, die in den Tagen der Krisis die Berufung des Generals von Cavrioli empfohlen haben sollen. Die Wahl und der Entschluß gehören dein Kaiser und nur ihm. So kommen wir denn zu dem Mann, dessen Kenntniß, soweit sie der Oeffentlichkeit gebührt und erlangter ist, der Zweck dieses Aufsatzes ist. Aber auch im weiteren Verlauf

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler.

4?

de? Betrachtung werden wir uns mehr mit der Natur der Aufgabe, als mit der bereits erreichten Lösung beschäftigen. Denn die Aufgabe reicht weit über den Zeitraum, der ihr bis jetzt zubemessen war.

Georg Leo von Caprivi wurde am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg geboren. Der Vater, Leopold von Caprivi, starb als Geheimer Obertribunalsrath und Kronsyndikus den 25. December 1865 zu Berlin, nachdem er die Staffeln der richterlichen Laufbahn bis zur höchsten im preußischen Staate erstiegen. Die Mutter, Emilie, geb. Köpke, war die Tochter des rühmlich bekannten Directors am Grauen Kloster zu Berlin; sie starb am 10. Januar 1871. Leo von Caprivi war der älteste von fünf Geschwistern. Kindheit und erste Jugend verfloßen während des wechselnden Aufenthaltes, wie er dem Vater als aufsteigendem Beamten geboten war. Dieser wurde von Charlottenburg nach Glatz, dann nach Frankfurt a./O. und im Anfang der vierziger Jahre nach Berlin versetzt. Der älteste Sohn empfing den ersten Unterricht zu Frankfurt a./O., den Anfang des höheren Unterrichts auf dem dortigen Gymnasium, und beschloß den Gymnasialcursus auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin, das er Ostern 1849, achtzehn Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife verließ, um sofort als Avantageur im Garderegiment Kaiser Franz einzutreten. Er hat noch als Reichskanzler bemerkt: „Ich habe nie anders gemußt und gewünscht, als daß ich Soldat werden würde, und wenn ich heut noch einmal anfangen müßte, würde ich es wieder.“ Im Herbst 1850 wurde er in demselben Regiment Offizier, besuchte die Kriegsakademie, wurde von da Regimentsadjutant und hat darauf als Topograph zwei Sommer in Ostpreußen dm Vermessungsarbeiten obgelegen. Er bemerkt darüber: „Ein sehr mühevoller Dienst, aber eine liebe Erinnerung. Man kommt mit Menschen aller Stände, namentlich mit kleinen Landwirthen in Verbindung und nimmt an ihren Anliegen Theil.“

Von der Kriegsakademie ward Leo von Caprivi vorübergehend zur Dienstleistung bei der Gardeartillerie commandirt. Schlank und hoch aufgewachsen, ward er nach einem anstrengenden Tage von einem Blutsturz betroffen, von dem er sich langsam erholte. Er konnte den Dienst nur fortsetzen bei einem sehr eingezogenen Leben, denn zehn Jahre hindurch erfolgte mit allmählich größer werdenden Unterbrechungen noch Blutauswurf. Die Vorgesetzten müssen den jungen Offizier bereits sehr geschätzt haben, sonst wäre ihm das Verbleiben ini Dienst wohl nicht gestattet worden. Er aber, indein er außerhalb des Dienstes den Kräften die unerläßliche Schonung angedeihen ließ, ergab sich in dienstfreier Zeit sehr ernsten Studien.

Im Jahre 1861 wurde er aus dein Regiment Kaiser Franz als Hauptmann in den Generalstab versetzt und zwar zuni ersten Armeecorps nach .Königsberg. Nach zwei Jahren kam er Ende 1863 zur fünften Division, als sie im Begriff war, nach Holstein zu gehen, und wurde im folgenden Jahr bei der Demobilmachung als Generalstabsoffizier zur combinirten Division (Canstein) versetzt, die mit den Oesterreichern zusammen in den Herzog-

Nord und Eiid. I.XI., 181. 4

thünern stehen blieb. Damals richtete er das preußische Zeltlager auf der Lockstadter Haide ein, das nach langer Zeit das erste seiner Art war. Im Winter 1865 auf 1866 war er eine kurze Zeit Compagniechef im Regiment Nr. 64 in Prenzlau. Als jedoch die Vorbereitungen zum Kriege begannen, wurde er anfänglich in das damals in« Entstehen begriffene Nachrichtenbureau des großen Generalstabs commandirt, bei Ausbruch des Krieges jedoch zum Major im Generalstab befördert und dem Stabe des Prinzen Friedrich Karl zugetheilt. Was er durch diesen Heerführer gelernt, hat er stets dankbar anerkannt. Nach dem Kriege wurde er bei dem Generalcommando des Gardecorps beschäftigt und kam von da im Frühjahr 1870 als Generalstabschef des zehnten Armeecorps nach Hannover. In dieser Stellung hat er unter dem commandirenden General von Voigts-Nhetz Theil am französischen Krieg genommen. Nach dem Frieden wurde er zuerst sechs Jahre lang Mtheilungschef im Kriegsministerium, bis er im Jahre 1877 die fünfte Infanteriebrigade in Stettin bekam, von da die zweite Gardeinfanteriebrigade und 1882 eine Infanteriedivision in Metz. Von hier berief ihn bekanntlich 1883 Kaiser Wilhelm I. zum Chef der Admiralität an Stelle des Generals von Stosch. Nach fünfjährigem sehr bedeutenden Wirken in dieser Stellung, dessen Spuren noch heute überall hervortreten, erhielt er 1888 als commandirender General das zehnte Armeecorps, nach zwei Jahren aber bereits den höchsten Posten, den der Kaiser und König zu vergeben hat. Wir haben den Leser nicht zu ermüden geglaubt, wenn wir die Stufen dieser Laufbahn Schritt um Schritt aufgezählt haben. Der Leser wird erkennen, daß hier das regelmäßige Aufsteigen eines Offiziers vorliegt, dem das Geschick weder eine hervorstechende Gelegenheit zum alleinigen Hervorthun, noch auch, wenigstens im Anfang, eine überraschende Beförderung durch das günstige Urtheil der Vorgesetzten zuwendet. Schritt vor Schritt geht er vorwärts und verläßt in Kurzem jede Stellung, weil er sich in jeder bewährt und die Befähigung zur nächst höheren darthut. Ueberraschend sind nur die beiden Stufen: die Berufung zum Chef der Admiralität und die Berufung zum Reichskanzler, zu einem Posten, der sich in dieser Art bei keinem anderen Volke findet und zwar dämm nicht, weil kein anderes Volk einen solchen Posten braucht, der aber nur Bedeutung und Nutzen gewinnt, wenn man den seltenen Mann für ihn hat.

Wenn wir ausgesprochen haben, daß dem in regelmäßigem Schritt aufsteigenden Offizier keine außerordentlichen Gelegenheiten zur Auszeichnung erschienen seien, so wollen wir darum natürlich nicht übersehen, daß die ganze Geschichte der preußischen Armee in dreißig Jahren eine ununterbrochene Gelegenheit zur Auszeichnung geboten hat. Als der junge Hauptmann zum Generalcommando des ersten Armeecorps nach Königsberg versetzt war, brach der polnische Ausstand von 1863 aus: Truppenzusammenziehungen. Bereisung der Grenzen fielen ihm zu. Die Stellung bei der fünften Division in Holstein während des Jahres 1864 ergab keine Gelegen-

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler, 49

heit zu bedeutsamer Thätigkeit, doch wurde sie lehrreich durch die Anschauung der Dinge im Rücken einer Armee.

Durch die Schilderung eines Ausländers, des französischen Obersten Stoffel, hat zuerst die deutsche Laienwelt eine Vorstellung von der Function der Generalstabschefs an Seiten der commandirenden Generale erhalten. Im Feldzug von 1870 auf 71 war, wie oben erwähnt, Oberstlieutenant von Caprivi dem commandirenden General des zehnten Armeecorps als Generalstabschef zur Seite gestellt. Von dem geistvollen und liebenswürdigen Charakter des Generals hat er stets mit Wärme und Hochachtung gesprochen. Um sich der Leistungen des Corps zu erinnern, genügen die Namen Vionville, Metz, Beaune le Rolande, Le Mans. Wer etwas näher die Kriegsgeschichte jener Zeit kennt, weiß, daß die Führung des zehnten Armeecorps bei Vionville und bei Le Mans entscheidend eingriff, indem sie die Verantwortung auf sich nahm, von den erhaltenen Befehlen abzuweichen, sobald sie erkannte, daß die angenommenen Voraussetzungen nicht zutrafen. Bei Beaune le Rolande hat das zehnte Armeecorps eine Aufgabe gelöst, die weit über die Kräfte der schwachen Truppenzahl hinauszugehen schien. Dem Generalstabschef eines Armeecorps fällt im Felde auch die Aufgabe zu, die Schlagfähigkeit der Truppen durch Unterbringung in den Quartieren, durch Ernährung, durch Ergänzung von Mannschaften, Pferden und Munition, durch Sorge für die Kranken und Vermundeten zu erhalten. Das zehnte Armeecorps hatte durch die ununterbrochenen Märsche und Gefechte zuletzt beträchtlich an Schlagfähigkeit eingebüßt, aber wenige Wochen nach dem Eintritt des Waffenstillstandes in und um Tours war die Truppe wieder tadellos.

Dem flüchtigen Ueberblick dieser Leistungen ist ein Zug hinzuzufügen, der den späteren Reichskanzler charakterisirt. Nach einem der köstlichsten Worte Goethes besteht die wahre Aufklärung des Menschen darin, daß er die Vorzüge seines jedesmaligen Zustandes begreift. Eine solche Aufklärung ist wesentlich die Bescheidenheit eines edlen Menschen, die ihn als gegebenen Vorzug feiner Lage ansehen läßt, was er seiner Lage abgewinnt. Leo von Caprivi erkannte die Gunst des Geschickes als junger Offizier im Kaiser Franz Regiment, die ihn in einen kameradschaftlichen Kreis voll wissenschaftlichen Strebens und von tüchtigen Vorbildern geführt; er erkennt freudig den Nutzen der Beschäftigung als Topograph nach der wissenschaftlichen und nach der menschlichen Seite. Nach einem gefährlichen Krankheitsanfall, dessen Folgen lange Jahre hindurch die peinliche Frage auflegen, ob der so theuer und lieb gewordene Beruf nicht aufgegeben werden muß, wird dieser Prüfung der Anlaß zum Erwerb einer tieferen und breiteren Bildung entnommen, als sie dem Soldaten meist erreichbar ist. Als später der Divisionskommandeur in Metz einen Wirkungskreis gefunden, der, soviel man weiß, kein vorzugsweise aufgesuchter ist, da findet der General in dem Zusammenstehen verschiedener Contingente des deutschen Heeres, in der bayrischen Brigade, die seiner Führung untergeben ist, in dem Pulvergeruch, der die Stätte eines

großen Kampfes noch erfüllt, überall Nahrung und Anregung für den militärischen Blick.

Der Richterstand und der Gelehrtenstand, die im deutschen Volk zu bescheidener Tüchtigkeit ideal ausgeprägten Elemente, sind es, denen die Eltern des jetzigen Grafen von Caprivi angehören. Die Ehe der Eltern war eine vollkommene, das Familienleben ein schönes, die Jugend der Kinder eine glückliche. Aber in« jugendlichen Alter durch die standhaft überwundene Sorge um die Gesundheit, in späteren Jahren durch die Anstrengung der sich rasch ablösenden und immer bedeutenderen Dienststellungen in Anspruch genommen, ist Graf v. Caprivi unvermählt geblieben.

Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat nach Goethe ein gebildeter Soldat. Als unser greiser Kaiser den General von Caprivi von der Führung einer Infanteriedivision hinweg zum Chef der Admiralität berief, hat offenbar die Vereinigung von soldatischem Ernst und hoher Bildung seine Wahl angezogen. Es kam ihm weniger auf die technische Vorbildung an, als auf die Bildung, die denjenigen Punkt erfaßt, auf welchem die Gleichheit aller Geistesthätigkeit beruht. Man weiß, daß die kaiserliche Wahl nicht fehlgegriffen.

Der nämliche Eindruck muß den Fürsten Bismarck bestimmt haben, wenn er schon jahrelang vor seinem Rücktritt den General von Caprivi als den geeigneten Nachfolger auf den Kanzlerposten bezeichnete. Mit Sicherheit hat der große Staatsmann erkannt, was, abgesehen von allen besonderen Eigenschaften, das Unerläßliche für seinen Nachfolger sein würde: die Schnelligkeit und Bestimmtheit des Willens, die Fähigkeit sich in jeder fremden und ungewohnten Aufgabe zu orientiren.

Als Fürst Bismarck noch im vollen Wirken stand, war es eine ebenso verbreitete als gedankenlos hingespochene Rede geworden, der Kanzlerposten mit dieser Ausstattung und mit dieser Organisation des übrigen Reichsdienstes sei lediglich auf den Fürsten Bismarck zugeschnitten, und das Erste nach seinem einstigen Abgang werde eine neue Organisation, vor allem die Einsetzung eines collegialischen Reichsministeriums sein müssen.

Fürwahr, eine gedankenlose Rede! Die Voraussetzung jedes collegialischen Ministeriums ist eine streng einheitliche Staatsverfassung und ein überwiegender Wille innerhalb des Ministeriums. Kann die Einheit nicht hergestellt werden durch die natürliche Bedeutung einer Persönlichkeit im Ministerium, so müssen Name, Herkommen, vererbtes Ansehen die geistige Bedeutung ersetzen, wie es oft genug in England geschieht. Der politische Zustand Deutschlands macht eine solche Einrichtung unmöglich. Hier muß ein geistig bedeutender Mann gefunden werden, wo man ihn auch suchen müsse. Dieser Mann aber, wenn

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler, gefunden, kann zu der natürlichen Schwierigkeit der Aufgabe nicht auch die Last übernehmen, einem vielköpfigen Rath selbständiger Collegen die unentbehrliche einheitliche Direktion aufzureden. Diese Last muß ihm durch formale Ueberordnung abgenommen werden. Denn der deutsche Kanzler hat den Bundesrath und den Reichstag zu leiten. Diese Arbeit soll er nach jener Meinung leisten, nachdem er die Einheit des Regierungsmillens seinen Ministercollegen abgestritten hat, denen er nicht einmal mit dem Ansehen eines englischen Parteihauptes gegenübersteht. Mit den von der Reichsarbeit erschöpften Kräften soll er dann auch noch das preußische Ministerium, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus unter einen Hut bringen. An solche Möglichkeiten auch nur zu denken, verbietet jede ernste Ueberlegung. Wenn das deutsche Reich, wie es nun einmal durch die Geschichte geworden ist und auf lange Zeit nicht anders sein kann, fortbestehen soll, so kann es dies nur gerade mit derselben Regierung, wie sie Fürst Bismarck eingerichtet hat, der sich gerade darin als den großen Praktiker des Staatslebens gezeigt hat, als den Praktiker, der den gegebenen Widerspruch der Thatsachen auszugleichen weiß, ohne den Thatsachen eine unzeitige Gewalt anzuthun. Eine Reichsregierung ist in Deutschland möglich durch die pyramidenförmige Organisation des Reichsdienstes und ferner durch das Uebergreifen der höchsten Reichsstellen in den Staatsdienst Preußens, des größten Bundesstaates. So wird diese Einrichtung menschlicher Voraussicht nach noch eine lange Lebensdauer haben, und es liegt nicht außerhalb der Natur, daß in einem großen Volk von reicher Bildung, wie das deutsche, sich immer die ungewöhnliche Begabung für den Kanzlerposten findet, so lange weder Vorurtheil noch Parteimacht im Stande sein werden, dem Kaiser die Auswahl unter allen seinen Unterthanen und Reichsgenossen zu verschränken.

Einen Kanzler mußten wir wieder bekommen, das stand bei allen Männern von Urtheil bereits vor dem Abgang des Fürsten Bismarck fest. Aber sehr klein wird die Zahl derjenigen gewesen sein, die sich ein Bild der Aufgabe zu machen vermochten, die den Nachfolger des Fürsten Bismarck erwartete. Im Kampfe, wenn auch nicht immer im Waffenkampfe, mit einer gegen Deutschlands Auferstehung mißtrauischen und mißmollenden Staatenwelt hatte Fürst Bismarck diese Auferstehung bewirkt. Die Last dieser Aufgabe ermöglichte ihm, in den eigenen Augen wie in den Augen des Volkes, die Last mancher anderen Aufgabe unaufgehoben liegen zu lassen. Die Aufgaben, die er mit der sicheren Erkenntnis; des Notwendigen sich gewählt, waren ihrer Natur nach untheilbar. So ergab sich, nicht durch einen unausgesetzten Druck von oben, sondern durch eine Notwendigkeit, die auch dem Instinct der großen Mehrzahl der Nation einleuchtete, die Dictatur des Staatsmannes. Dictatur aber ist gleichbedeutend mit dem Stillstand jeder freien Regsamkeit der Kräfte auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens. Bei keinem Volk ist

das Verdrüß dieser Regsamkeit größer als bei dein deutschen, dem am vielseitigsten begabten. Jahrhunderte lang hatte das deutsche Volk dm Reichthum seiner Kraft nutzlos verbraucht in gegeneinanderwirkender Zersplitterung. Gern ließen alle verständigen Vertreter dieser Kräfte sich Stillstand gebieten[^] um zuzusehen, wie ein herkulischer Arm das Gestrüpp eines Jahrtausends hinwegräumte, um ihnen Allen erst einmal Raum zu schaffen- Aber die Dauer eines solchen Stillstandes hängt mehr von der Möglichkeit ab, dem inneren Verdrüß Ruhe zu gebieten, als von der äußeren Notwendigkeit, durch welche diese Ruhe erfordert wird. Die Arbeit für die Sicherung der Machtstellung Deutschlands wird vielleicht niemals zu Ende kommen und wird jedenfalls in den nächsten Jahren drängender und anspannender als jemals werden. Aber die innere Entwicklung und die Schöpfung praktischer Institutionen, deren jene überall noch entbehrt, läßt sich nicht länger zurückdrängen, daher auch nicht der größere Antheil der Nation an der Wetterführung ihres Staatsbaues. Schon in den letzten Jahren der Vismarckschen Regierung erhob sich allmählich lauter das Murren über die Versumpfung so vieler, nicht länger auffchiebbaren, gesetzgeberischen Aufgaben. Nun erwäge man die Schwierigkeit für den Nachfolger des Fürsten Bismarck! Alle Welt erwartet und verlangt mit Recht, daß den nationalen Kräften ein größerer Antheil an der Staatsführung vergönnt werde, die an sich selbst, wenn nicht heroischer und großartiger, doch reicher und vielseitiger weiden muß. Aber diese allseitige Erwartung bedachte bisher eines nicht: wie zerrissen noch immer in den theoretischen Voraussetzungen, aus denen die praktischen Bildungen hervorgehen sollen, der deutsche Volksgeist ist. Es ist ein großes Wort, das Goethefche: Verein' nnd leite. Es wird mit Recht gepriesen vor dem andern: Theil' und herrsche, Nur ist die Ausführung unermesslich schwerer und am meisten in Deutschland. Das deutsche Volk erträgt zahllose Dinge, die ihm gewaltsam aufgelegt werden. Es wird ih,n unendlich schwer, aus freier Ueberzeugung große wie kleine Einschränkungen sich selbst aufzulegen und darin sich ohne Murren zu bewegen. So erwachsen dem Nachfolger des Fürsten Bismarck Schwierigkeiten, die nicht blos in der ebenbürtigen Fortsetzung großer Leistungen liegen, sondern vielmehr solche Schwierigkeiten, die ein ganz neuer Theil des begonnenen Staatsbaues bei seiner Herstellung ergibt. Fürst Bismarck konnte Unvergleichliches vollbringen, oft im Widerspruch mit dein kurzsichtigen und irregeleiteten Instinct seines Volkes. Das kann der Nachfolger kaum bei den Arbeiten, die nunmehr zu vollbringen sind. Deshalb reicht auch die Begabung des leitenden Staatsmannes, wie umfassend man sich dieselbe auch denken möge, für die glückliche Weiterarbeit nicht aus. Die besten Köpfe des Volkes müssen die hohe Pflicht erkennen, sich um den leitenden Staatsmann zu scharen, den sie nach unbefangener Prüfung als würdig seiner Aufgabe erkennen durften. Sie dürfen nicht in den Lärm der Kinder fallen, die bei dem ersten Mißverständniß, bei dem ersten befremdlichen

Graf Leo von Laprivi, deutscher Reichskanzler,

52

Wort Alles vom Tisch werfen wollen. Sie dürfen auch nicht die schlechte Gewohnheit der sogenannten parlamentarischen Regierung einführen wollen, die aus jeder Irrung einen Ministersturz macht, unbekümmert, ob ein Ersatz und welcher sich finden wird. Die Geschicke Deutschlands haben sich heute so zusammengezogen, daß sie nicht warten werden, bis das parlamentarische Wechselspiel wieder einen Mann heraufgeholt hat, der ihnen als Meister entgegentreten kann.

5

Die erste That des neuen Kanzlers war eine Unterlassung, aber eine bedeutungsvolle. Das Socialistengesetz, das mit dem 1. October 1891) einen der vielen, immer wieder hinausgeschobenen Ablaufstermine erreichte, wurde stillschweigend fallen gelassen. Die Regierung brachte keinen Antrag auf eine neue Verlängerung ein, aber sie begründete auch diese Unterlassung nicht. Der am 25. Januar 1890 mit Ablauf seiner Wahlperiode geschlossene Reichstag hatte eine durch den damaligen Reichskanzler, Fürsten Bismarck, als Vertreter der verbündeten Regierungen verlangte Verschärfung des Socialistengesetzes, namentlich die Erpatriirung der Socialisten in gewissen Fällen, nicht annehmen wollen, während für eine Verlängerung des bisherigen Gesetzes auf die Zustimmung des Reichstags gerechnet werden konnte. Die Erwartung war nun, daß das bisherige Gesetz, vielleicht mit einigen Milderungen, dem neuen Reichstag alsbald würde vorgelegt werden. Daß der neue Reichskanzler sogleich entschlossen war, ohne Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie durchzukommen, mar ein Beweis von staatsmännischem Muth, dem eine auf dem Fuße folgende Erfahrung das Zeugniß staatsmännischer Weisheit zugesellt hat. Eine falschere Auslegung konnte diesem Schritt nicht gegeben werden, als die, er sei erfolgt, um die Socialdemokratie zu versöhnen. Diese Auslegung war ein ohnmächtiger Versuch, Muth und Weitblick des neuen Kanzlers zweifelhaft erscheinen zu lassen. Aber der Kanzler handelte vielmehr aus der vollkommen bemährten Erkenntnis, daß die Socialdemokratie mit der zurückgegebenen- Freiheit der Bewegung nicht nur nicht im Stande sein würde, irgend welche Erfolge zu erreichen, sondern daß sie wohl oder übel die gespenstisch drohende Hülle, mit der sie ängstliche Gemüther geschreckt hatte, würde abwerfen müssen, um in ihrer thatsächlichen Schwäche dazustehen. Als das Ausnahmegesetz im Jahre 1878 gegeben wurde, war die Maßregel gleichwohl richtig. Wenn ein starker Mann auf seinen: Wege von einer Rotte Buben verfolgt wird, die sich durch ihren Lärm bis zur Wildheit berauschen, dann ist es Zeit, daß er einmal Kehrt macht, die Faust gegen den Schwann erhebt und den ersten Besten, der sich herandrängt, niederzuschlagen droht. Damit wird der Lärm verstummen. Wenn nach einer Weile der Wanderer den Weg fortsetzt, wird jener Lärm nicht wieder beginnen, denn selbst den Lärm-machern wird die Komödie schal, wenn ihre Ohnmacht aufgedeckt worden. Den Socialistenführern, die ihre Schaaren wieder sammeln durften, folgten

diese Schaaren, aber sie verlangten nicht mehr das Signal zum Lärm, sondern entweder das Signal zur ernstesten That, oder, wenn diese noch nicht an der Zeit sei, Belehrung über ein nahes oder entferntes Ziel und über die Wege dazu. Anstatt dieser Belehrung konnten die Führer nur prahlerische, unverständliche Redensarten geben. Nun geschah, was in solchen Fällen immer geschieht: die Masse theilte sich. Ein Theil beschloß, bei den alten Führern auszuhalten; ein anderer Theil zog neuen Führern nach, die sich heftiger und bedrohlicher als die alten geberdeten, aber den Boden der That ebensowenig zu betreten wagten; ein dritter Theil predigte den isolirten Kampf der Einzelnen mit allerlei Mordwerkzeugen, ein Handwerk, das Vielen doch so gefährlich als zwecklos dünkte; ein vierter Theil endlich beschloß, den Weg der Vernunft, wenn auch zögernd und unter Vorantragen einer möglichst prahlerischen Fahne, zu betreten; man wolle Schritt für Schritt ohne Anwendung blutiger Mittel die alte Gesellschaft aus den Angeln heben. Da tönt denn wieder die Stimme der alten Führer: das könne nur die Dictatur des Proletariats, deren Erkämpfung das Erste sein müsse. Kurz, der Wirrwarr ist vollständig. Er zeigt eine, durch vernunftwidrige Vorspiegelungen aufgeregte Masse, die sich streitet, ob jene die Gaukler und diese die Propheten seien, oder umgekehrt; ein Schauspiel, über dessen Ungefährlichkeit über kurz oder lang die verzagtesten Herzen nicht in Zweifel sein werden. Es kann nicht lange dauern, bis die Masse sich ganz verläuft, bis alle Einzelnen aufhören, die Fäuste zu ballen. Dies wird nur geschehen in gleichem Schritt mit der Linderung der socialen Leiden, bis zu ihrer völligen Beseitigung. Diese aber ist keine Utopie. Unverschuldetes wirthschaftliches Elend braucht nicht in der Welt zu sein. Mit der Beseitigung solchen Elendes ist freilich noch nicht das Paradies auf Erden hergestellt, jenes Paradies, das von der Disharmonie der menschlichen Leidenschaften immer wieder in einen Schauplatz zeitweiliger Verfinsterung und wüsten Lärmes entstellt wird. Der kindische Wahn oder die kindische Lüge der Socialdemokratie ist die Versicherung, sie könne alle Menschen nicht nur wirtschaftlich gleichstellen, sondern auch alle Menschen gut und friedlich machen. Dazwischen kommt dann wieder die Illusion an, daß in der Socialdemokratie es der Güte der Menschen nicht mehr bedürfe, weil da alle Laster freigegeben seien, aber damit auch alle Laster aufgehört hätten.

Es gehört wirklich eine starke Mutlosigkeit dazu, um zu fürchten, daß aus dieser Verwirrung ohnegleichen ein ernsthafter Angriff auf die Gesellschaft hervorgehen könne, wobei ja Niemand leugnet, daß einzelne Krawalle möglich sind. Auch diese sind nicht nöthig, nämlich nicht für die Socialdemokraten, so lange das allgemeine Stimmrecht ihnen die bequeme und wohlfeile Gelegenheit giebt zu Demonstrationen, die schwachen Leuten imponiren. Es ist das große Verdienst unseres neuen Kanzlers, daß er die Kette von einem Gefangenen genommen hat, der nur in seiner unnütz verlängerten Gefangenschaft schrecklich schien. Seit er frei herumgeht, schreckt er Memand

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler. 53

als die Leute, die vor allem erschrecken. Der denkende Menscheng Geist, der in der Gesellschaft wirkt, an der Jahrtausende geschaffen haben, richtet den Blick wieder ernst und ruhig auf seine nächsten Aufgaben, in deren Mittelpunkt allerdings die Heilung des wirtschaftlichen Elendes steht. Wo die Mittel dieser Heilung liegen, das läßt sich schon heute fast mit Sicherheit erkennen, aber die Angabe davon gehört nicht hierher.

5

Eine weitere bedeutende Handlung des Grafen von Caprivi während seiner nunmehr zweijährigen Kanzlerschaft ist die Errichtung der mitteleuropäischen Handelsverträge. Auch diese Leistung ist einer, allerdings vereinzelt, dafür aber unglaublichen Kritik ausgesetzt gewesen. Man erwäge, welcher Zustand dem deutschen Handel am 1. Februar 1892 bevorstand, wenn Deutschlands Regierung die Dinge hätte gehen lassen. Deutschland hatte fast mit allen Nationen, selbstverständlich immer Rußland ausgenommen, Meistbegünstigungsverträge. Der bezügliche Vertrag mit Frankreich beruhte auf dem Frankfurter Frieden, und war, als der einzige dieser Art, unkündbar. Nun hatten aber die meisten Staaten Handelsverträge nicht nur mit Deutschland, sondern ebenso unter einander und namentlich mit Frankreich. Diese Verträge beschränkten sich nicht auf die Meistbegünstigung, sondern enthielten vielfache Bindungen von Tarifsätzen im Sinne mäßiger Zölle. Dieser Zustand war äußerst günstig für den deutschen Handel, denn Deutschland ist ein vorzugsweise ausführendes Land, und die deutsche Industrie strebte mit entschiedenem Erfolg nach der Vergrößerung ihres Marktes. Dies gelang ihr, abgesehen von der Güte ihrer Leistungen, hauptsächlich durch die Handelserleichterungen, die ihr vermöge der Meistbegünstigungsverträge in den Schooß fielen. Aber zum 1. Februar 1892 waren alle diese Verträge gekündigt worden. Namentlich Frankreich gewährte keinem Staat mehr die Bindung von Tarifsätzen und erhielt und erlangte demnach auch nicht für sich Einräumung von Gegenleistungen, deren Vortheil Deutschland ebenso zu Gute gekommen wäre, wie Frankreich selbst. Mit dem Wechsel aller Conventionaltarife hatten alle Staaten ihre Zollautonomie erlangt. Das bedeutete: Die deutsche Industrie wäre von allen mühsam eroberten Märkten durch neue Zollerhöhungen, deren Umfang bei dem allgemeinen Zollkrieg nicht abzusehen war, ausgeschlossen worden. Das bedeutete für die deutsche Industrie, wie man ohne Uebertreibung sagen darf und sagen muß, den Rum. Freilich, es gab kluge Leute bei uns, die in aller Schnelle von Frankreich etwas gelernt hatten. Dieses Land ist zu seinem Unglück unter die Herrschaft einer Majorität gerathen, für deren Ansprüche und Verwegenheit es kein Maß giebt, zum Entsetzen der erleuchteten Köpfe Frankreichs, die den Schaden ihres Landes voraussehen, aber gegen den herrschenden Unverstand nichts vermögen. Die französischen Schutzzöllner nun hatten die kostbare Erfindung gemacht, einen Maximal- und einen Minimaltarif einzu-

führen. Der Minimaltarif sollte allen Nationen zu Gute kommen, die Frankreich Erleichterungen gewähren; die anderen Nationen sollten mit dem Maximaltarif erfreut werden. Nun ist aber der Minimaltarif bereits so hoch, daß es gar keinen Vortheil bringt, seinen Genuß mit Zugeständnissen zu erkaufen. Wenn Frankreich zur Strafe der Nationen, welche auf der Basis dieses Minimaltarifs nicht verhandeln wollen, mit dem Maximaltarif droht, so wird dies nur Gelächter erregen, da der Minimaltarif bereits ein reiner Prohibitionstarif ist. Diese Weisheit, an der Frankreich, wie wir bald erwähnen werden, nicht einmal festhalten konnte, ward nun die Weisheit einzelner deutscher Durchgänger. Die Herren riethen, entlehnter Weisheit froh, allen Ernstes, Deutschland solle einen hohen Minimaltarif einführen und dann die anderen Völker kommen lassen. Nur schade, daß kein einziges gekommen wäre. Deutschland ist ja ein bedeutender Abnehmer für Rohstoffe und Colonialartikel, aber nur für wenige Industrieartikel. Unsere Durchgänger, die jauchzend den französischen Vorgängern nachrennen wollten, hätten uns ganz einfach jeden europäischen Markt verschlossen. Dazu kam uun noch die Zerrüttung der überseeischen Märkte in Mittelamerika und Brasilien, das plötzliche Prohibitionssnsten der Vereinigten Staaten und die Vollendung der russischen Absperrung.

Graf von Caprivi hatte, kaum im Amt, einen Blick auf diese bereits in nächste Nähe gerückte Zukunft geworfen, als er die ungeheure Gefahr erkannte. Mit der Kaltblütigkeit des Soldaten, der die Gefahr gleichzeitig erkennt und die Mittel findet, ihr zu begegnen, leitete er sogleich die Verhandlung mit Oesterreich, Italien, der Schweiz und Belgien in die Wege, denen weitere Verhandlungen folgen werden. Das Resultat ist bekannt, die neuen Verträge sind an demselben Tage in Kraft getreten, wo die alten abliefen. Als der Abschluß der Verträge bekannt wurde, war die Wirkung auf Frankreich so stark, daß die französische Negierung sofort erklärte, sie könnte sich bei künftigen Zollverhandlungen nicht an den Minimaltarif binden. Die sonst, wenn es sich um die Folgsamkeit gegen ihre souveränen Beschlüsse handelt, so ungeberdige französische Deputirtenkammer nahm die Erklärung schweigend hin. Damit ist der Minimaltarif, der der höchste Preis sein sollte, auf die Stelle eines bloßen Vorschlags herabgedrückt, und der Maximaltarif stillschweigend unter den Tisch gefallen. Immerhin tritt dieser Minimaltarif jetzt in Kraft und bleibt bestehen, so lange nicht Verhandlungen von unsichere!« Erfolge abgeschlossen sind, die man, nachdem der französischen Regierung der Schrecken über die deutschen Verträge in die Glieder gefahren, in Aussicht nimmt. Wie groß aber der Schaden einst sein wird, bevor man dahin gelangt ist, die willkürlich geschaffenen Ursachen wieder zu entfernen, das zu ermessen wird eines Tages für die Franzosen ein nicht erfreuliches Geschäft sein. Deutschland, und das ist das Verdienst seines Kanzlers, ist auf zwölf Jahre gegen neue Beeinträchtigungen seines Handels geschützt und hat einzelne, obschon noch nicht umfangreiche Erleichterungen seines Handels

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler. 37

schon jetzt erlangt. Während dieses relativ günstigen und namentlich durch seine gesicherte Dauer iverthvollen Zustandes haben die Staatsmänner und die Fachmänner Zeit auf Mittel zu denken, um namentlich der deutschen Landwirthschaft eine unentreibbar gesicherte Existenz zu verschaffen. Diese Mittel sind zu finden, nachdem die blinde Angst auf einen längeren Zeitraum zur Ruhe gebracht ist.

Als General von Caprivi den Reichskanzlerposten übernommen hatte und eine Art von Programm entwickelte, sagte er, es werde eine größere Selbständigkeit der Minister hervortreten. Diese Aeußerung entsprang dem Vorgefühl einer Lage, welche die Lösung mancher zurückgestellten Aufgaben der inneren Politik erforderte. Unmöglich kann der leitende Staatsmann alle Zweige der inneren Politik gleichmäßig durchdringen. Sollte eine gestaltende Arbeit auf diesem Gebiet beginnen, so mußte die TIMigkeit der Fachminister hervortreten, aber nicht bloß die TIMigkeit, sondern vor allem die Verantwortlichkeit. Diese Verantwortlichkeit kann nicht bis zur Loslösung von dem Zusammenhang der ganzen Politik getrieben werden. Der leitende Staatsmann bleibt als Reichskanzler wie als preußischer Ministerpräsident für die schöpferischen Versuche in jedem Fach verantwortlich, insofern er keine Maßregeln oder Vorschläge dulden darf, welche den einheitlichen Charakter der gefamnten Politik in Frage stellen. Dagegen muß er berechtigt sein, die Verantwortung für einzelne Mißgriffe abzulehnen, und eine solche Ablehnung darf ihm nicht als Schwanken oder unzureichende Beherrschung seines Amtes zum Vorwurf gemacht werden.

Schon im Herbst 1890 traten drei preußische Minister mit eingreifenden und umfassenden Gesetzesvorschlägen hervor, jeder auf einem Gebiete, auf dem eine unzulängliche Gesetzgebung sich schon lange fühlbar gemacht hatte. Die Steuerverfassung im Reich wie in Preußen war in einem höchst unvollkommenen Zustand, der auch bei weitem nicht überwunden ist. Man hatte die alte, folgerichtig aufgebaute Steuerverfassung Preußens unter dem Druck neuer Verhältnisse vielfach zerrissen, und auf die Risse nach augenblicklichem Bedürfniß Lappen von zweifelhafter Brauchbarkeit gesetzt. Im Reich vollends hatte man die schlechte reichswidrige Einrichtung der Matrikularbeiträge fortbestehen lassen und unter dem Druck der separatistischen Parteien sogar die natürliche Vermehrung der Reichseinnahmen mit ihren Erträgen von einer nicht hoch bemessenen Grenze an unnatürlich in die Canäle der Einzelstaaten geleitet, von wo sie als Matrikularbeiträge sogleich wieder dem Reich zufließen müssen. Das alles war nur geschehen, um den separatistischen Parteien augenblickliche Dienste abzukaufen. Ein anderer Grund der so schlecht gebliebenen Steuerverfassung war die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen jedes praktische Werk, das aus der Totalität einer theoretischen Conception entstehen soll. Der große Praktiker war ein unbekehrbarer Empiriker, wie es viele Praktiker sind, und der Empiriker hält sich nur an das Nächste, Dringende, lebt von der Hand in den Mund.

Nun sollte an diese elende, lediglich durch Willkür elende Steueroerfassung endlich die bessernde Hand gelegt werden. Ein sehr bedeutender Fachmann war an die Spitze des Finanzministeriums gestellt worden. Der Finanzminister erkannte auch den ersten nothwendigen Schritt ganz richtig. Der Anfang mußte mit der Reform der Personalsteuer in Preußen gemacht werden. Aber der Reformvorschlag des gewiegten Finanzmannes bewegte sich im Geleise der populären öffentlichen Meinung. In dem vorgelegten Entwurf sollte die Selbstdeclaration des Einkommens die Grundlage der künftigen Steuereinschätzung bilden. Der Entwurf wurde mit Jubel zum Gesetz gemacht, und soeben ist die erste Einschätzung nach diesem Gesetz vollzogen worden. Das Schädliche kann leicht populär werden, so lange die Erfahrung der Schädlichkeit noch nicht gemacht ist, wenn es gleichzeitig den schlechten Instincten der Menschen entgegenkommt. Jeder Steuerzahler kennt irgend einen andern, der nach seiner Meinung zu wenig bezahlt. Daß dieser Andere tüchtig blute, ist der höchste Wunsch des Neiders. So groß ist dieser Wunsch, daß der Neider zunächst nicht an sich denkt. Nur leise wandelt ihn die Besorgniß an, daß auch er mehr bluten muß; aber er denkt, das wird nicht so schlimm werden, oder er werde Mittel finden, für die eigene Person sich die Sache möglichst vom Halse zu halten. Es ist unvermeidlich, daß in der Praxis die zahlreichen Mißstände der Sache, die der kurzsichtige Neid noch nicht gesehen hat, mehr und mehr hervortreten. Das ist gefährlich, da es die Gelegenheit zu zahllosen und ungerechten Beschwerden giebt, die mit Vergnügen der Regierung zur Last gelegt werden. Darum muß eine Regierung auf der Hut sein, durch anscheinend populäre Forderungen sich nicht in ungeahnte Schwierigkeiten verstricken zu lassen.

Wir haben diese Kritik nur ausgesprochen, um ein Beispiel zu geben, wie wir die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers verstanden wissen wollen. Der Kanzler kann nicht productiver Techniker in allen Fächern sein. Wenn ein bedeutender Techniker einen Vorschlag macht, der noch dazu die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung für sich hat, so ist es nicht Sache des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten, diesem Vorschlag, auch wenn der Kanzler die Mängel vollständig übersieht, entgegenzutreten, denn dazu müßte er zu der ungeheuren Last seines Amtes noch die schöpferische Leistung im Finanzgebiet auf sich nehmen.

Der zweite Gesetzesvorschlag betraf die ländliche Gemeindeordnung. Er ging von einem ebenso vorsichtigen als seiner Sache sicheren, und wo sie erforderlich war, mit der nöthigen Entschlossenheit vorgehenden Techniker aus. Hier mußte der Reichskanzler jedoch, damit der Vorschlag zum Gesetz werde, die Autorität seiner Stellung in die Wagschale werfen, indem er die Folgen des fortgesetzten Widerstandes nicht verhehlte. Er durfte es, und er ließ es an dem entscheidenden Wort nicht fehlen.

Der dritte Gesetzesvorschlag betraf die Ordnung der Volksschule im preußischen Staat und war von dem Cultusminister Goßler eingebracht. Aber das

Graf Leo von Caprivi, deutscher Reichskanzler. 59

Abgeordnetenhaus war durch zwei umfassende Gesetzentwürfe vollauf beschäftigt, und der Gesetzentwurf über die Volksschule begegnete mannigfaltigen Anständen. Die katholische Fraktion erhob selbstverständlich ihre nie zu befriedigenden Ansprüche; aber auch der Liberalismus, unter welchem Namen noch immer zwei im Wesen grundverschiedene Parteien zusammengefaßt werden, fühlte sich abgestoßen durch die verlangte Beschränkung der Gemeindebehörden in den großen Städten in Bezug auf die bisherige Zuständigkeit gegenüber der Volksschule. So kam der Entwurf nicht zur Berathung. Der Minister, der seines Amtes mit großem Verdienst gemaltet, ging, nachdem er in dem Sperrgeldergesetz die Sicherheit der Haltung in einem Grade verloren hatte, der ihn um die moralische Autorität im Parlament bringen mußte.

In den Streit, der jetzt in Deutschland überall um die Vorlage des Nachfolgers auflodert, nicht am wenigsten in den Bundesstaaten, für die das preußische Volksschulgesetz, wie man denken sollte, gar keine praktische Bedeutung hat, können mir in dem Zusammenhang dieses Aufsatzes nicht eintreten, um so weniger, als vorläufig der Ausgang noch ganz und gar nicht vorausgesehen werden kann.

Das architektonische Wien.

von

Mcob von LgIKr.

- Wien. —

ae> große Wie» voll heute steht mit einem feinen Theil seiner Häuser auf dem Boden der alten Römerstadt Vindobona. Ist gar nichts von dieser Stadt übrig geblieben? Gibt es gar kein, Reste von ihr als ein paar Inschriftsteine oder einige mit Zeichen versehene Ziegel, welche man aus der Tiefe ausgegraben hat? Gibt es keine Erinnerungen als den Lauf einiger Straßen, die ihre ehemalige Stelle im alten befestigten Römerlager behauptet haben? Freilich von Tempeln, Basiliken Theatern keine Spur, auch nicht Trümmer und Fundamente sind uns geblieben. Und doch gibt es eine lebendige Erinnerung von klassischer Art, eine Erinnerung an das antike römische Haus, das einst auf diesem Boden stand. Zwar die Wände und die Grundmauern sind verschwunden aus dem oftmals umgewühlten Erdreich, aber der Plan, die Anlage ist noch heute wirksam. In seiner Anlage hat das antike Haus fast zwei Jahrtausende überlebt, hat den Wechsel der Kunststile überstanden und ist noch heute im echten und alten Wiener Wohnhause deutlich erkennbar.

Zwei Grundformen des Wohnhauses unterscheiden sich nach Nord und Süd, wie in alten Zeiten so noch heute, wenn auch in der Mannigfaltigkeit des modernen Lebens, im Laufe der Geschichte, in der Verschiedenheit von Klima und Land die Unterschiede sich oft vermischt haben und vielfach Mischformen entstanden sind. Das nordische Haus, das Hallenhaus, wie ich es nenne, dem Ursprünge nach von der Halle als einzigem Räume ausgehend, enthält alle Gemächer unter einem Dache und führt ihnen Luft und Licht von außen zu. Umgekehrt lagern sich im südlichen Hause, im Hofhause,

Das architektonische Wien. 6^

alle Räume im Viereck um einen offenen, mit einem gedeckten Umgang versehenen Hof; nach außen geschlossen, erhalten sie ihr Licht vom Hofe aus, und im Umgang des Hofes befinden sich die Thüren. So das griechische Haus, so das römische Haus mit seinem offenen Atrium in der Mitte, so noch heute das Haus des Orientalen, und, trotz aller Veränderungen und Erweiterungen, trotz der Erhöhung in drei und vier Geschosse das Wiener Haus von alter traditioneller Bauart.

Das Wiener Haus ist ein Hofhaus, das in der Regel nur eine schmale Seite der Straße darbietet. Die Hauptmasse der Räume lagert sich um den viereckigen Hof (das Atrium), den Arkaden oder Galerien unten wie oben umlaufen, oder statt der offenen Galerien — schon in späterer Bauweise — auch geschlossene Gänge. Der Haupteingang führt von der Straße direct in den Hof, wie das Vestibül des antiken Hauses, und genau an jener Stelle, rückwärts zur Seite des Vestibüls, wo der antike Ostiarius, der Thürhüter, sein Gelaß hatte, liegt heute die Wohnung des Hausmeisters. Auch die Lage der Stiege entspricht derjenigen im antiken Hause, wo sie vorhanden war. Sucht man in Wien nach Häusern dieser Art, so findet man sie überall im Inneren der Stadt wie in den ehemaligen Vorstädten; man erkennt den Grundplan in den Palästen, in den Bürgerhäusern wie in den niedrigen, langgestreckten Häusern der Vorstädte. Selbst die Bauart des modernen Wien hat den Grundplan nicht vernichten können, so viele der alten Häuser ihr auch zum Opfer gefallen sind, so eines der schönsten Arkadenhäuser, das vor wenigen Jahren noch am Graben stand. Vielleicht sind es die Häuser in dem Viertel zwischen der Wollzeile und dem alten Fleischmarkt, Häuser, die größtentheils noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen, welche den geschilderten Typus am deutlichsten erhalten haben, und hier in der Bäckerstraße findet sich noch eine andere Reminiscenz von antiker Sitte und Bauart, eine Kleinigkeit zwar, aber sie ist doch charakteristisch und erwähnenswert!). Es ist die Einrichtung des Eingangs und der Auslage im Kaufgemölbe. Der Rundbogen des Eingangs in den Laden ist halb getheilt; die eine Hälfte bildet die Thüre, die andere Hälfte die Auslage, diese aber ruht auf einer festen, nur bis zur Thüre reichenden Parapetmauer, welche gleichsam einen Tisch bildet. Und als solcher, als Ladentisch, bestand sie gerade so im antiken Hause, dessen der Straße zugekehrte Seite gewöhnlich Verkaufsläden hatte. In den Häusern des alten Pompeji kann man noch vielfach die gleiche Einrichtung sehen, und auch sonst findet man sie wohl in italischen Landstädten, schwerlich aber irgendwo im Norden Europas.

Das sind freilich Spuren des Alterthums, zu denen man nur auf gelehrtem Wege gelangt. Wer ohne diese Kenntniß die Straßen der Stadt durchwandert und sich die Häuser betrachtet, der sieht sie schwerlich; er findet überall nur die Zeugen viel, viel späterer Zeiten. Zerstörende Katastrophen sind in Gestalt einer zweifachen Belagerung über die Stadt dahingegangen und haben fast Alles vernichtet, was vor ihnen bestand. Von der Mittelalter-

62 Jakob von Falke in Wien.

lichen Stadt können mir in den Straßenzügen verfolgen, wie sie nach und nach gewachsen ist, wie sie den Gürtel ihrer Ringmauern von jener kleinen Vindobona aus mit ihrer Basis über dem Donaucanal immer weiter hinaus verlegen mußte, hinaus über den heutigen „Hof“ zu dem, was heute der „Graben“ heißt, und dann weiter zu den Mauern und Bastionen, die wir vor dreißig Jahren haben fallen sehen. Innerhalb dieser Mauern, welche schon am Ausgang des Mittelalters das alte Wien umschlossen, ist nichts übrig geblieben aus gothischer oder gar romanischer Vauepoche als kirchliche Bauten. Die alte Burg der Babenberger, die einst am „Hofe“ stand, ist verschwunden unter dem Kriegsgebäude, und nur der Name des Platzes, „Der Hof“, zeigt an, das; hier einstmals ein höfisches, ritterliches Leben bestand und der Adel in» Turnier sich tummelte. Die neue Burg, die Burg der Habsburger, man kann sie wohl auf dem Papier reconstruiren, wie sie als gothischer Bau unter Friedrich III. bestand, aber was heute besteht, das gehört der Renaissance oder noch späteren Epochen an mit Ausnahme der gänzlich eingebauten Kapelle.

Nur die Kirche hat sich conservirt. Nur die Kirche hat Baudenkmäler des Mittelalters bewahrt, denen der ursprüngliche Charakter geblieben ist, andere freilich sind vom Kunstgeschmack späterer Zeiten fast unkenntbar umgearbeitet worden. Immerhin ist es eine stattliche Reihe und sie reicht bis in die Epoche des romanischen Kunststils, in diese freilich nur mit einem einzigen Monument. Es ist die Fayade von St. Stephan, eigentlich nur ein Theil derselben, das „Niesenthor“ mit seiner nächsten Umgebung und Einfassung, mit kleinen gekuppelten Arkaden, mit den Thierbildern zur Seite, echten Schöpfungen damaligen Geschmackes, über welchen nur bescheidenen Lieberresten sich schon die Gothik in Fenstern und Rosetten breit entfaltet hat. Dennoch lassen sie uns, so unbedeutend sie scheinen, jene werdende, noch gährende, aber phantasievolle Zeit des christlichen Mittelalters im Geiste aufsteigen, jene Zeit, als am Hofe der Babenberger sich die Sänger und Dichter sammelten und ein frühlich ritterliches Leben gedieh.

Aber wie gesagt, nur allein ein Theil der Fayade gehört noch dieser so anziehenden und reizvollen Epoche an. Der ganze übrige gemaltige Kirchenbau von St. Stephan ist der strengen Gothik entwachsen. Er ist eine Schöpfung der nachfolgenden Periode, da die Städte sich frei machten und emporblühten, da das Bürgerthum sich kräftig entwickelte, sich zu fühlen begann und doch den frommen Sinn der alten Zeit sich bewahrt hatte, einen frommen Sinn, stark genug, um die Riesendome der Gothik entstehen zu lassen. Solch ein Zeugniß dieses Sinnes ist auch St. Stephan, die Schöpfung einer nüchternen, mehr berechnenden Kunst in der Ausführung, aber von grandiosem Gedanken und von nichts weniger als nüchterner Wirkung sowohl in den hohen langgestreckten Hallen des Inneren wie in dem reichen Zierwerk seiner Fenster und Giebel, wie auch in dem kühn aufbreitenden, mächtigen, mit Zacken und Spitzen und Fialen und Kreuzblumen und all den übrigen Ornamenten

Das architektonische Wien.

65

der Gothik geschmückten Thurms. Auch an ihm, an dem ganzen Dome von St. Stephan, kann man verschiedene Zeiten und Epochen ablesen, insbesondere an den mannigfachen Sculpturen und steinernen Denkmälern, welche in seine Wände eingemauert sind, Denkmälern persönlicher oder geschichtlicher Erinnerung oder frommen Glaubens, aber sie reichen, mit wenigen und nicht bedeutenden späteren Ausnahmen, kaum über die Epoche der Gothik hinaus. Noch ein anderes kirchliches Baudenkmal hat seinen mittelalterlichen Charakter rein bewahrt, aber er zeigt das Wesen der Gothik nicht so von der grandiosen als von seiner liebenswürdigen Seite. Das ist die reizende Kirche Maria Stiegen oder Maria am Gestade, so genannt, weil sie über der Stiege am Rande jener Höhe gelegen ist, welche das Gestade des heutigen Donaucanals begleitet. Leider liegt die Kirche sehr versteckt und nur mit ihren: Thurms macht sie sich aus der Ferne sichtbar. Die übrigen gothischen Kirchen Wiens haben ihren charakteristischen Schmuck verloren und stehen starr und nüchtern da wie die Minoritenkirche und die der Augustiner, oder sie haben eine Barockfaçade erhalten wie St. Michael, oder sie sind ganz und gar umgebaut worden, wie die von außen so überaus leere und reizlose Kirche der Schotten, die erst in allerjüngster Zeit beginnt sich mit edlerem Schmuck und Geräth im Innern zu versehen.

Das ist so ziemlich Alles, was vom Mittelalter in Wien übrig geblieben, das Eine ebenso wohl ein Denkmal der Kunst wie des frommen und hohen Sinnes der Bürgerschaft, das Andere ein Zeugniß des wechselnden und wandelnden Geschmacks der Zeiten, vielleicht auch ein Ausdruck des Zwanges und der Nothwendigkeit, denn die Katastrophe der ersten Türkenbelagerung wird diese Bauten schwerlich verschont haben.

DU.

Nach der ersten Türkenbelagerung im Jahre 1529 mußte ein neues Wien, nunmehr ein Wien der Renaissance erstehen, und von diesem neuen Wien sind noch zahlreiche Häuser übrig geblieben, ungeachtet der Türkenkugeln des Jahres 1683 und der großen Veränderungen, welche die bauliche Umwälzung unserer Tage auch in der inneren Stadt Wien hervorgerufen hat. Wenn man z. B. die Bäckerstraße oder die Sonnenfelsgasse hinabgeht, kann man die Häuser des sechzehnten Jahrhunderts leicht erkennen. Sie machen sich bemerklich durch ihr im Rundbogen oder Flachbogen abgeschlossenes Portal, das, von Säulen oder Pfeilern flankirt, auch wohl mit wenig Ornament in den Zwickeln, gewöhnlich den einzigen Schmuck der schlicht gehaltenen Façade bildet. Schlicht und einfach erscheinen die Fenster, das ganze Haus, mit der Durchgang und der Hof mit seinen Galerien zeigen den antiken Grundplan, wie er oben geschildert worden.

In ihrem schlichten Charakter bilden diese Häuser fast einen Gegensatz zu der zierlichen, reich geschmückten Art der Häuser in den deutschen Städten, die eben zu jener Zeit jene malerischen, mit Detail überdeckten Banformen

Void und CKd. I.XI., 3

6H Jakob von Falke in Wien.

angenommen hatten, welche man als deutsche Renaissance zu bezeichnen pflegt, in der That eine Umwandlung gothischer Formen in eine andere Detail-
sprache. Der Deutsche konnte sich von seinem Sinne für Phantastik, für eine reiche, bunte, wechselvolle Erscheinung nicht befreien. In Wien war es anders.

Daher nichts von jenen reichverzierten Fayaden, wie jene berühmten am Heidelberger Schloß, nichts von den hohen spitzen Dächern mit ihren Thürmchen, Dachreitern, Giebeln und Fähnchen und sonstigem eisernen Schmuck, nichts von den mit Plastik geschmückten Thoren und Fenstern, wie wir dergleichen noch in Nürnberg, Rothenburg, selbst an den Ziegel- und Holzhäusern des nördlichen Deutschland, z. B. in Lübeck, Hildesheim, Brcmnschweig mit Vergnügen betrachten. An diesen schlichten Wiener Häusern mit ihren einfachen Fahnden erkennt man vielmehr den großen geraden Kunstsinne der Italiener, deren Einfluß auch in der Folgezeit, im Gegensatz zu deutscher Art, sich fort und fort geltend gemacht hat. Wenn etwas, was noch ans dem sechzehnten Jahrhundert in Wien übrig ist, an deutschen Einfluß und deutsche Art erinnert, so ist es an der kaiserlichen Burg das goldig und farbig aufgefrischte Portal und der Durchgang zum Schweizerhof, ein Bau, den nach der Inschrift Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1552 aufführen ließ.

Uebrigens auch hier die schlichte Fayade von der Tiefe des Grabens herauf. Diesen Charakter der italienischen Renaissance, den wir an einzelnen Häusern auch in seinem formalen Wandel verfolgen tonnen, hat die Barockzeit gründlich geändert. Wien ist in Folge der Zerstörung durch die zweite Belagerung eine Stadt des Barockstils im eminenten Sinne geworden, kirchlich wie weltlich. An den Kirchen der inneren Stadt hat die Renaissance wenig geändert, noch hat sie neue aufgeführt. Nur die alte Universitätskirche zur Seite der Aula ist im Neußeren wie im Innern ein schönes und interessantes Beispiel einer echten Renaissancekirche. Es war der Barockzeit vorbehalten, hier gründlich umzugestalten und neu zu schaffen.

Die schwere Belagerung des Jahres 1683 hat so viel Zerstörung gebracht, daß wiederum ein neues Wien geschaffen werden mußte und nicht bloß eine innere Stadt, sondern auch in der anwachsenden Kaiserstadt ein Kranz von Vorstädten. Was davon vorhanden gewesen, lag in Trümmern. Eben in der Epoche dieser Belagerung aber war es geschehen, daß der von Italien ausgegangene Barockstil über die Alpen gekommen war und in den österreichischen Landen nicht bloß eine eigene, fast selbständige Gestaltung angenommen hatte, sondern nun auch eine glänzende Bauperiode in großem Stile hervorrief. Er war fertig in seiner Art, als die Türkenkugeln das Renaissance-Wien zerstörten, und als leitender und herrschender Baustil trat er ein, das gesunkene Wien wieder aufzurichten. Und reicher, geschmückter, grandioser in den baulichen Ideen ließ er es jedenfalls wieder erstehen. Und ganz besonders ist es geschehen mit Bevorzugung der weltlichen Seite. Wien hat in dieser Periode eine Unzahl von Barockkirchen erhalten, wie die sämtlichen älteren Pfarrkirchen der Vorstädte; beispielsweise seien genannt die

vas architektonische Wien. 65

Kirche der Seruiten in der Roßau, die Pfarrkirchen in der Alserstraße, in der Mariahilferstraße, St. Rochus auf der Landstraße, sodann im Innern der Stadt die Kirche auf dem Hof, die Kirchen der Dominikaner, der Schotten, aber sie alle können sich an Großartigkeit und Schönheit mit den weltlichen Gebäuden nicht messen. Nur die Karlskirche allein macht eine Ausnahme, ebensowohl durch die Besonderheit ihres Baues wie durch ihre überaus glückliche und imponirende Erscheinung.

Jene Pfarrkirchen alle, deren Seitenthelle meist ganz vernachlässigt sind, haben in ihren Fayaden etwas ungemein Nüchternes und Leeres, das mit barocken, meist rohen steinernen Heiligenfiguren nur einen äußerlichen Aufputz erhielt. Selten zeichnen sie sich durch gute Verhältnisse aus, wie sie sonst wohl Barockfaçaden besitzen; die Anordnung und Vertheilung kleiner Fenster giebt ihnen zuweilen mehr hausähnlichen als kirchlichen Charakter. Der Mangel an Thürmen, der eine besondere Unschönheit der alten Stadt Wien bis auf den heutigen Tag bildete, macht sie unwirksam für das schöne Gesamtbild, welches die große Stadt darbietet, wenn man sie von den umgebenden Höhen aus betrachtet. Ganz anders die Karlskirche, das geniale Werk Fischers von Gerlach. Schon die Kuppel allein macht diese Kirche zu einem der anziehendsten und wirksamsten Punkte des Stadtbildes und läßt sie auffallend von allen Seiten her erscheinen. Die Lage auf leichter, freier Anhöhe, die großen Verhältnisse der Fayade, der glückliche Gedanke der beiden Denksäulen, welche die Fassade flankiren, das alles bringt eine Wirkung hervor, die, wir wollen nicht sagen, einzig in ihrer Art ist, denn wir gedenken der Peterskirche, wohl aber für Wien einzig unter all den Bauwerken, welche die Zeit nach der zweiten Belagerung geschaffen oder umgeschaffen hat.

Die Barockzeit hat Wien zu einer Stadt der Paläste gemacht. Nach der Befreiung von der Türkennoth war der Alp, die stete Sorge der Verwüstung, vom Lande gefallen, und es erwachte ein wahrer Wettstreit in der Aufführung großartiger Bauten. Die Provinzen sahen Stifter und Klöster entstehen, welche durch Lage, Größe und Ausstattung in gleicher Weise imponirten, auf den Herrensitzen der Aristokratie erhoben sich in regelmäßiger breiter Entfaltung prachtvolle Schlösser an Stelle der zum guten Theil noch aus dem Mittelalter herrührenden Burgen mit ihren Thürmen und Gräben, ihren engen Stiegen und kleinen niedrigen Räumen. Und so füllte sich auch die Stadt Wien mit den Palästen der Aristokraten, mit Palästen der Behörden und der Gemeinde. Die Epoche von der Belagerung 1683 bis zur Thronbesteigung Maria Theresiens, vielmehr bis zum siebenjährigen Kriege schuf ein neues Wien, prächtiger als es je vorher gewesen. Und die neue Gestaltung betraf, wie schon gesagt, nicht bloß die innere Stadt innerhalb der Festungswälle, von der bisher nur die Rede sein konnte, sondern auch den Kranz der Vorstädte, welche rings um den Gürtel des Glacis aus der Asche wieder erstanden.

Die Paläste der Barockzeit unterscheiden sich wesentlich von den Wohn-

5*

66 Jakob von Falke in Wien.

gebunden der Renaissance und nicht blos künstlerisch nach dem veränderten Zeitstil, sondern auch in ihrer Anlage. Sie sind nicht mehr Wohngebäude allein, sondern sie dienen der Würde, der Repräsentation eines großen und vornehmen Hauses. Wohnlichkeit darf man in ihnen nicht suchen, wohl aber den Stolz und die Herrlichkeit des ttranci 86i^6nr. .

Allerdings behalten diese Barockpaläste den alten Hauptplan mit dem viereckigen Hof in ihrer Mitte, finden doch auch sie ihre Vorbilder in Italien, wo das antike Hofhaus fort und fort in den Burgenpalästen des Mittelalters, wie in den Palästen der Renaissance und der Barockzeit deutlich erkennbar geblieben. Aber die Arkaden und Galerien geben sie auf und ersetzen die Verbindung, den leichten Zugang zu den Gemächern, welche durch jene ermöglicht war, durch eine Menge von Nebenstiegen. Eine breite Entfaltung findet die Hauptstiege; sie wird zu einem Stiegenhause und dadurch zu einem nothwendigen und charakteristischen Theile des Barockpalastes. Im Liechtenstein-Palais in der Noßau sind es sogar zwei ganz gleiche Prunkstiegen, von denen die eine nur um der Symmetrie willen geschassen worden. Und wie das Stiegenhaus, so wird eine gewaltige, hohe, reich und kunstvoll geschmückte Halle, wie sie das genannte Liechtensteinpalais und das Velvedere-Palais enthalten, fast gleicherweise zur Nothwendigkeit, wenigstens zur ausgesprochenen Eingenthümlichkeit dieser Paläste. Stiegen und Hallen prunken mit plastischem Schmuck, mit allegorischen Statuen in den Nischen, mit kostbarem Gestein, mit dem Glänze der geschliffenen Marmorwände, mit mächtigen Säulen und ihren vergoldeten Kapitalen, mit freien, bewegten Figuren um das Gesims und mit den flotten und freien perspektivischen Malereien auf dem breiten Spiegelgewölbe. Der wohl erhaltenen Beispiele giebt es noch heute in Wien genug; es sei nur der beiden Liechtenstein-Palais gedacht, jenes in der Noßau und jenes in der heutigen Bankgasse, der beiden Palais des Prinzen Eugen von Savoyen, des Belvedere und des heutigen Finanzministeriums, des fürstlich Kinsky'schen Palais auf der Freieung, des Trautheim-Palais, das heute von der ungarischen Garde bewohnt ist, des Palais Schönborn, zu denen ich, obwohl anderen Zwecken bestimmt, aber von gleichem architektonischem Geiste geschaffen, noch die alte Aula, die heutige Akademie der Wissenschaften und das alte Rathhaus hinzufügen will.

Dein großartigen Innern dieser Paläste entspricht das Aeußere, allein nicht gleichförmig, denn es lassen sich hier in dem Schmuck und dem Aufbau der Fahnde zwei Richtungen unterscheiden, die eine prunkender, reicher, barocker, die andere einfacher, fast ungeschmückt, entsprechend der classischen Richtung der Architektur, welche durch das ganze siebzehnte Jahrhundert neben der Barocke einherging und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zum Siege gelangte. Jene bilden wohl die Mehrzahl und beherrschen den Eindruck. Gewaltige Portale mit Pfeilern, die zum Theil über Eck gestellt sind, mit kräftigen Karyatiden oder Hermen als Trägern, Pilaster in der ganzen Höhe hinauf, große Fenster mit weitvorspringender Verdachung, desgleichen

das krönende Dachgesimse, das macht sie auffallend und sofort dein Blicke kenntlich, obwohl sie zumeist in engen Straßen liegen. Wie bescheiden dagegen erscheint das Aeußere der anderen Richtung, welcher beide Liechtenstein-Palais angehören! Jenes in der Stadt zeigt nur zwei barocke Portale als einzigen Schmuck, und jenes in der Roszau hat bei höchst bescheidenen Profilen nur Wirkung durch seine überaus schönen Verhältnisse und seine tiefe Durchgangshalle mit den offenen Bogen.

Sowie diese Paläste zweien Richtungen einer und derselben Kunstepoche «gehören, so ist es selbstverständlich, daß sie, wie die noch zahlreich erhaltenen Wohnhäuser des Bürgerthuins aus dieser Zeit, den Wechsel des Geschmackes innerhalb dieser Epoche in seinen Barianten erkennen lassen. Man kann unschwer unterscheiden, was noch unter Kaiser Leopold und Joseph I. entstand und was der architektonisch so glänzenden Regierungszeit Karls VI. angehört oder schon in Maria Theresias Zeiten fällt. Höchst auffallend ist «ber, daß der schon gleichzeitig mit der österreichischen Barocke in Frankreich und Deutschland erblühende Stil des Nococo so gut wie gar keine Monumente uns hinterlassen hat, keines von irgend besonderer oder vorragender Bedeutung. Vor wenigen Jahren sah man noch in der Kärnthnerstraße ein kleines, überaus zierlich mit Rococo-Ornamenten überdecktes, wie mit Schmuck behängtes Haus. Auch dieses ist verschwunden, ein Opfer für die größere Ausnützung des Raumes. Es ist aber begreiflich: denn während das Rococo seine Blüthezeit in Frankreich bis 1750 und in Deutschland noch etwas länger hatte, stand der Barockstil in Oesterreich noch in voller Uebung, und als auch er zu erlöschen begann, hatte auch das Rococo schon seine Lebenskraft verloren. Es mag dazu beigetragen haben, daß der Wechsel der Stilarten gerade in die Epoche der großen Kriege fällt, welche Maria Theresia gegen Friedrich den Großen zu führen hatte, eine Epoche, welche jedenfalls einen Stillstand in der allgemeinen Baulust hervorrief. Und als der Hubertusburger Friede den siebenjährigen Krieg beendet hatte und Oesterreich sich wieder zu erholen begann, da neigte sich der Kunstgeschmack schon der strengeren Richtung, dem Classicismus, dem kommenden Empirestil zu. In dieser Epoche entstand dann aufs Neue eine Reihe Paläste, welche sich durch ihre großen Verhältnisse sowie durch ihre mächtigen Säulenstellungen auszeichnen. Das älteste derselben ist wohl das heutige Palais Pallavicini (ehemals Graf Fries) am Josephsplatz mit seinen schönen Karyatiden am Portal, das einen starken Contrast bildet mit seinem Gegenüber, der kaiserlichen Bibliothek und den Redoutensälen, die aus Karls VI. Epoche stammen, foivie mit seinem Nachbar, der noch kräftig gehaltenen Reitschule. An jenen Gebäuden, welche ans drei Seiten den Josephsplatz einschließen, sieht man den Barockstil schon zahmer werden und mit den Profilen gewissermaßen seine Hörner einziehen. Das großartigste Baumerk der neuen classicistischen Epoche, welche man, zeitlich mit der Regierung Kaiser Franz I. und künstlerisch mit dem schweren, in dorischer Ordnung erbauten äußeren Burgthor abschließen muß, dürfte wohl

68 Iolob von Falke in Wien.

das gewaltige Liechtenstein-Palais in der Herrengasse sein, das sich in der engen Straße leider nicht in seiner vollen Wirkung genießen läßt. Glücklicher ist in dieser Beziehung das der gleichen Epoche ungehörige Palais Harrnch auf der Freiong, sowie das landständische Haus mit seinen mächtigen Halbsäulen. Man mag mit dem Stile nicht einverstanden sein, man mag ihn kalt, nüchtern, schematisch, phantasielos nennen, immerhin imponiren diese Paläste vor allen ihren Nachfolgern bis auf die jüngste Bauperiode durch die Größe des architektonischen Gedankens und die Mächtigkeit ihrer Verhältnisse.

Diesen ganzen Wechsel nun von etwa anderthalb Jahrhunderten haben die Vorstädte Wiens — nunmehr die Bezirke innerhalb der Linie — mitgemacht. Aus jenen Kunstperioden vor der zweiten Türkenbelagerung haben sich kaum die spärlichsten Ueberreste erhalten, nichts, was uns zu einer Bemerkung veranlaßt hätte. Anders aber seitdem. Wie gesagt, die Vorstädte haben an dem ganzen künstlerischen Wandel und Wechsel seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts teilgenommen, sie haben ihre Paläste und Häuser barock und antikisirend, ihre Ornamente in allen Varianten der Zeit, und doch ist das Gesamtbild ein wesentlich anderes.

Zu jener Zeit, da die Verkehrsmittel nicht so ausgebildet waren wie heute, da es nicht so leicht und bequem war, einen außerhalb der Stadt oder gar in weiter Ferne gelegenen Sommerort zu erreichen, zu jener Zeit mußte der breite Gürtel der Vororte den Ersatz bieten. So, entstanden hier ringsum zahlreiche Sommerpaläste des hohen Adels wie Landhäuser des Bürgertums, die einen wie die anderen, die großen wie die kleinen, frei gelegen mit Vorgärten oder Vorhöfen, in mehr freier architektonischer Gestaltung, als die grade Straßenlinie und die angeschlossenen Nachbarhäuser im Innern der Stadt es erlaubten. Beispiele großen Stils bieten noch heute des Prinzen Eugen Velvedere und das Palais Schwarzenberg zwischen Heumarkt und Rennweg, das Palais des Erzherzogs Rainer und aus späterer Epoche das Palais Dietrichstein auf der Währinger Straße. Sie allein mit ihren französischen Gärten, mit ihren Alleen, Terrassen und Wasserkünsten ergaben ein völlig anderes Strahlenbild, aber es traten in völligem Gegensatz ihnen die Häuser der kleinen Leute, zahlreicher Handwerker und Fabrikanten, kleiner Beamten, welche die größere Billigkeit in die Vorstädte hinaus verwies, hinzu und veränderten das Bild in sehr charakteristischer Weise. Im Gegensatz zu den Palästen und Gärten bildeten sie gerade Straßenzüge, theils dem Verkehr zu den Linien folgend, theils concentrisch mit dem Gürtel der Glencis.

Es ist wie eine andere Welt, wenn man die Straßen dieser Art in den Vorstädten durchwandert, dort, wo sie noch einigermaßen unberührt erhalten sind, wie z. B. zwischen der Franz-Josephbahn und der Nußdorfer Straße, im ehemaligen Althan, Thurn und dem vom Fürsten Hans Adam von Liechtenstein erbauten Liechtenthal. Gerade Straßen, kleine niedrige Häuser, einstöckig oder auch nur ein Erdgeschoß, kleine Fenster, tiefe, schmale Höfe und häufig Gärten dahinter: so stellen sich uns diese Quartiere von Wien dar. Die Häuser

haben wenig Schmuck, nur an der Thürs und an den Fenstern, und doch erkennt man an dem Wenigen noch die Zeit ihrer Erbauung, welche, wie die von Liechtenthal, meist in das Ende des siebzehnten und in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt. Hier sieht man 'auch nicht selten noch Rococo-Ornamente, freilich von höchst bescheidener Art, auch wohl allerlei Haus- und Wahrzeichen, Figuren und Thierbilder in Reliefs oder freier Plastik.

Nicht lange wird es dauern, so wird man auch von diesen für die alten Borstädte so charakteristischen Häusern nichts mehr erblicken. Die wachsende Großstadt nützt den Raum besser aus; der Verkehr, der nach den Linien und zu den Bahnhöfen hindrängt, hat in den Hauptstraßen schon längst Reihen großer drei- und vierstöckiger Häuser und zum Theil glänzender Läden entstehen lassen; selbst die Tramman, wo sie hindringt, räumt auf, macht Platz und stellt hohe Häufer an die Stelle der niederen. Aber nicht allein die kleinen Häuser und Quartiere des Kleinbürgerthums und der gewerblichen Arbeit trifft dieses Schicksal, auch alte vornehme Gartenpaläste werden niedergerissen und die Gärten verbaut und von Straßen durchschnitten, wie es z. B. dem Metternichgarten zwischen Rennweg und Reisnerstraße ergangen ist. Die Bauperiode der letzten Jahrzehnte, die sogenannte Stadterweiterung, hat wiederum ein neues Wien geschaffen, das Wien der modernen Renaissance.

III.

Das neue Wien, das in unseren Tagen geschaffen worden, ist eine Stadt der Zinshäuser, aber auch eine Stadt der Monumentalbauten. Beide neben einander sind die charakteristischen Erscheinungen. Die alten Paläste der Barockzeit stehen da, groß, vornehm, verschwenderisch im Räume, verschwenderisch mit der Kunst, Repräsentanten großer und stolzer Familien. Neben diesen Familien haben sich heute die Finanzgrößen erhoben; sie wollen glänzen, aber auch den Nutzen der Arbeit und des Vermögens haben. So sind die Paläste der Ringstraße nicht als Familiensitze erbaut; sie sollen stattlich sein, aber auch Zinsen tragen. Sie müssen vielen Familien zur Wohnung dienen und verleugnen diesen Charakter nicht. Das Glück aber hat es gefügt, daß neben ihm eine größere Anzahl monumentaler Bauten, sowohl von weltlicher wie von kirchlicher Bestimmung, entstehen konnte, zahlreicher und großartiger als die Barockzeit sie uns hinterlassen hat.

Das alte Wien hatte zwischen den Mauern der innern Stadt und den Vorstädten den breiten freien Gürtel der Glacis übrig gelassen, wie aufgespart für eine neue Umsturzevoche. Die Mauern fielen, die Gräben wurden gefüllt und das Glacis der Bebauung frei gegeben. Hier hat sich nun das neue Wien eingeschoben und ist strahlenförmig in die Vorstädte, zum Theil auch in die innere Stadt eingedrungen. Das Stadtbild ist damit ein völlig anderes geworden. Stadt und Borstädte sind mit einander verbunden, der Raum zwischen ihnen ausgefüllt, aber nicht ohne künstlerische Disharmonie, nach der einen wie nach der anderen Seite. Die Gegenwart

70 Jakob von Falke in Wien,
hat eben ihren eigenen Geschmack, ihre eigene Nauliebe gehabt und hat sie
eingeschoben mitten in das Wien der Barockzeit. Sie hat selbstverständlich
ein Recht dazu gehabt.

Die erweckte Baulust fand glücklicherweise eine Anzahl großer Talente
unter den Architekten vor, Architekten, die bereit waren, nach der nüchternen,
entsagenden, sparsamen Herrschaft des Baubureaus, der Phantasie vollen Spiel-
raum zu gewähren, bereit, neue Ideen, neue Aufgaben glänzend auszuführen.
Aber in welchem Kunststil! Der Barockstil stand nicht mehr oder noch nicht
wieder in Achtung, der antikisirende Stil war eben im Vureaukratismus
abgestorben, die Gothik, mehrfach versucht, hatte doch nicht Feuer fangen
wollen, die Renaissance blieb übrig. Sie lag, was ich nicht ausführen will,
gewissermaßen in der Luft. Die Architekten von damals hatten in Italien
ihre Schule vollendet, und wenn sie daneben ihre eigene Passion hatten, so
sahen sie wohl ein, daß sie derselben nur unter besonderen Verhältnissen und
bei besonderen Aufgaben genügen konnten, das will sagen bei Monumental-
bauten. Im Stil der Renaissance lieh sich das, was das moderne Wohn-
haus brauchte, durchzuführen, und so wurde das Zinshaus des modernen Wien
in Renaissancestil erbaut. Erst später, gegen den Schluß dieser Bauepoche,
entstanden auch einzelne Barockhäuser. Anfangs, bei den ersten Häusern,
die am Kärnthner Ring und am Franz-Josephs-Quai sich erhoben, traten
die Eigenschaften der Renaissance noch mit großer Schüchternheit auf; die
Profile wagen sich nicht heraus, das Dachgesimse ist unbedeutend, die
Eingangsthür klein, niedrig, die Fenster nur ganz flach umrahmt, das Erd-
geschoß wie eingesunken, die Verhältnisse der Geschosse zu gleichförmig —
kurzum, es mangelte an Muth und Kunst zugleich. Aber der Muth kommt
und die Schwingen wachsen. Die Profile treten immer kräftiger heraus und
die Fahnde gewinnt Schatten und Licht, Ballone und Erker gesellen sich
hinzu und verstärken die Wirkung; die Fenster werden von Säulen, Halb-
säuleu oder Pilastern flankirt, in Bogen gestaltet und mit Giebeln gekrönt;
das Dachgesimse wird mächtiger und erhält eine reiche Profilirung, selbst
Thürnie und Kuppeln; schmälere Gesimse trennen die einzelnen Geschosse
und zieren das Haus wie ein schmückender Kranz; plastischer Schmuck tritt
hinzu und Figuren lagern sich auf den Fenstergiebeln oder in den Zwickeln;
die Thore wachsen über das Mezzanin oder bis an das zweite Stockwerk
mit ihrer reichen Architektur von Säulen, Pfeilern, Karyatiden, Giebeln und
Bekrönungen; sie wachsen oftmals fast zu groß, als sollte das ganze Haus
zum Thore herausspazieren. Weit aus in der Mehrzahl ist die Façade ein
Verputzbau in grauen Tönen; im Verhältniß gering ist die Anzahl der
Häuser, welche im Ziegelrohbau die Naturfarbe der gebrannten Ziegel be-
wahrt haben, aufgebaut auf steinernein Sockel und eingefast von Hausteinen.
Der Verputz ahmt die Quadertheilung nach, von einer derben Rustica an-
gefangen bis zur feingeschliffenen Fläche. Es giebt auch Gebäude dieser Art
von echtem Material.

Oas architektonische Wien, 7^

Aber wenn weitaus überwiegend die Mehrzahl der Häuser sich in den verschiedenen grauen Tönen hält und die Wirkung nur in der Plastik, im Wechsel und Gegensatz von Licht und Schatten sucht, so ist doch ein malerischer Schmuck nicht ausgeblieben. Wie die Architekten immer entschiedener in die Renaissance eingingen, haben sie auch ihren Schmuck adoptirt. So sind die grauen oder schwarzen Sgrafsiten eingeführt, zuerst bei dem österreichischen Museum, dann bei der Universitätsbibliothek, in den Höfen der Museen und bei verschiedenen Privathäusern, und sie haben Friese und Füllungen mit Figuren und Ornamenten lustig verziert. Man ist noch weiter gegangen wie bei dem Heinrichshof und den Zinshäusern am alten Schottenthor und hat den Figurenkranz in Farben und Gold ausgeführt, trotz dem Klima, das solcher malerischen Verzierung keineswegs günstig ist. Man muß aber dem kühnen Unterfangen dennoch dankbar sein, denn solcher farbiger Schmuck giebt dem Stadt- und Straßenbild ein besonderes Leben und unterbricht das Einerlei der grauen Häuserfluchten wie ein fröhliches Lachen die Ruhe, den Gang einer gemessenen Unterhaltung.

Rein architektonisch betrachtet, läßt sich ein gewisser Fortschritt in der Gestaltung der Façaden leicht erkennen. Als Zinshäuser mußten diese Gebäude in den Höhenverhältnissen ihrer Stockwerke mehr Gleichförmigkeit zeigen als die alten Barockpaläste. Es galt diese Gleichheit künstlerisch zu überwinden. Bevor es gelang, bevor man auf ein entsprechendes Schema kam, lieh man die Geschosse ungetrennt oder schied sie alle gleichförmig durch schmale bandartige Gesimse — eine sehr langweilige Lösung. Dann versuchte man ein und das andere Geschoß architektonisch mit einander zu verbinden, so daß man dadurch verschiedene Verhältnisse erhielt. Man sieht das, wenn man die neuen Straßen durchwandert, gar mannigfach versucht. Am glücklichsten ist es jedenfalls in der Weise geschehen, daß man das Erdgeschoß mit dem Mezzanin (auch wohl mit dem ersten Stock, wenn kein Mezzanin vorhanden) künstlerisch als eine Einheit behandelt, ebenso das erste und zweite Geschoß verbindet, und sodann das dritte mit seinen Fenstern zu einen: reichen krönenden Gesimse ausbildet. Dieses Schema ist dann auch am häufigsten zur Verwendung gekommen.

In solcher Ausbildung, welche sich ziemlich rasch vollzogen, zeigen die Straßen des neuen Wien im Geiste und in den Formen der Renaissance einen gleichmäßigen und harmonischen Charakter, den die wenigen und sehr gemäßigten Barockbauten, welche sich bisher inzwischen eingeschoben, nicht zu stören vermögen. Anders aber ist es mit den Monumentalbauten, in welchen die Passion, die Eigenart, die Phantasie des schaffenden Künstlers freier gewaltet hat. Daher sind alle Hauptstile der Architekturgeschichte, griechische Bauformen, romanischer Stil, Gothik und Renaissance und Barock, Byzantinisches und Arabisches, Italienisches und Deutsches, an ihnen vertreten, zum Theil rein und ungetrübt, zum Theil im Gemisch, und sie müssen sich friedlich nebeneinander vertragen. So umstehen den Platz von der Votivkirche zum

?2 Jakob von Falke in Wien,
Schottenthor Gothik, deutsche und italienische Renaissance, Barockbauten mit
zwiebförmigen Kuppeln und farbige Bauten im Ziegelrohbau mit malerischem
Schmuck, und so stehen sich am Rathausplatz Gothik und Renaissance,
griechische Architektur und Renaissance einander gegenüber. Gartenanlagen,
freilich nicht immer in richtiger Weise gestaltet, sind es, welche sie trennen
und zugleich künstlerisch verbinden. Es ist ja nicht anders an berühmten
historischen Plätzen vieler alten Städte, an deren heutigen. Bilde Jahrhunderte
gearbeitet haben.

Vergleicht man die älteren und die jüngeren Monumentalbauten dieser
kurzen, bis heute auf drei Jahrzehnte beschränkten Amiepoche, so macht sich
auch an ihnen ein Fortschritt bemerkbar wie in den Wohn- und Zinshäusern,
ein Fortschritt vom Suchen nach den. Richtigen, von schwankender Unsicherheit
zu einem sicheren Borgehen, zu größerer Reinheit und zu kühnerer Entfaltung
des Willens und der Kräfte. Von solchem Suchen zeugt das Bankgebäude
Ferstels in der inneren Stadt, das, unglücklich eingekeilt, seine Fayaden ver-
schiedenen Straßen zukehrt. Nach der Herrengasse und der Strauchgasse zu
baut sich ein romantischer Burgpalast auf wie aus der ritterlichen und höfi-
schen Zeit des Sängerkrieges, während die Façade nach der Freieung uns
anmuthet wie ein italienischer Renaissancebau mit seiner offenen Arkadenhalle.
Gemischten Charakters ist auch Van der Nulls Opernhaus, das sich als das
erste Monumentalgebäude über dem alten Stadtgraben erhob. Wir wissen
kaum zu sagen, welchem Stile wir diesen reich und phantasievoll geschmückten
Bau, über dem ein südlicher, fast sicilianisch-normannischer Charakter liegt,
zuschreiben sollen. Immerhin ist es mit seinen Arkaden der Unterfahrt und
der hohen offenen, malerisch geschmückten Loggia eine Zierde der Ringstraße
auch ohne des vielen Schönen und Gelungenen zu gedenken, das seine Kunst
im Inneren darbietet.

Zu den Bauwerken gemischten Stils ist auch Schmidts imponirendes
Rathhaus zu rechnen, das Werk eines Künstlers, „durch den die ganze Kunst-
geschichte hindurchgegangen“. Wir citiren das Wort des Künstlers selber.
Und in der That kann man Motive aus gar vielen Baustilen und Sülarten
an diesem Gebäude entdecken, man wird aber dennoch nicht in Abrede stellen
können, daß das Rathhaus wie ein gewaltiges Werk aus einem Guß erscheint,
entsprungen aus einem Kopfe, der weiß, was er will, und seine Aufgabe be-
herrscht. Und ebenso wenig läßt sich leugnen, daß es die Gothik ist, welcher
die anderen Stilarten alle sich unterordnen müssen, freilich nicht die Gothik
mittelalterlicher Kirchen, auch nicht die Gothik deutscher und niederländischer
Rathhäuser, sondern jene phantasievollere Gothik, wie sie uns an den Palästen
Venedigs am Canal Grande entzückt oder wie wir sie im alten Siena be-
wundern. Leitet die Hauptfayade unsere Gedanken nach Venedig, so erwecken
die Seiten unsere Erinnerung an Siena. Die gleiche, venetianisch uns an-
muthende Gothik hat Schmidt noch einmal angewendet, nur in zierlicherer
Gestaltung, an dem Stiftungshause am Schottenring, das, als Sühnhaus auf

Das architektonische Wien.

73

der Stelle des verbrannten Ringtheaters gedacht. Kirchliches und Weltliches — nicht allzu harmonisch — mit einander verbinden sollte.

Sonst hat die Gothik nur des Kirchenbaues sich bemächtigt und zwar so ausschließlich, daß kirchliche und weltliche Bauten in dem neuen Wien fast in Gegensatz getreten sind — hier Renaissance, dort Gothik. Während als das reichste Denkmal dieses Stils, und der Gründung nach auch als das älteste, Ferstels Votivkirche langsam im Laufe der Jahre emporstieg und langsam nur im Innern seinen Schmuck und seine Ausstattung erhielt, entstanden in rascher Folge Schmidts Kirchenbauten, die hochgelegene Lazzaristenkirche mit ihrem beherrschenden Thurm, die Fünfhauser Kirche mit ihrer gothisch construirten Kuppel, die einfacheren, mehr in schmucklosen Formen gehaltenen Kirchen unter den Weißgärbern und in der Brigittenau, zu denen noch die Sophienkirche Bergmanns zwischen dem Belvedere und der Favoritenstraße und die Kirche in Währing hinzugekommen sind. Sie alle stehen bedeutend an ihrer Stelle, obwohl nicht in stilgerechter Harmonie mit ihrer Umgebung, sie haben aber Eines für Wien gethan, sie haben die bis dahin an Thürmen arme Stadt reichlich mit Thürmen geschmückt und sind dadurch dem Gesamtbilde der Stadt wesentlich zum Vortheil geworden.

Die Gothik hat sich somit ein Verdienst um das neue Wien erworben, was man von dem griechischen Stil kaum sagen kann, der nur ein einziges, allerdings durch seine Kunst und seine Lage gleich bedeutendes Monument der Stadt eingefügt hat. Man kann den gewaltigen Bau des Reichsrathspalastes, der so recht aus der Vorliebe, aus der tiefsten künstlerischen Ueberzeugung Hansens hervorgegangen ist, für sich vollkommen anerkennen, man kann die classische Ruhe der Fassade preisen, obwohl man andererseits auch an dem Conglomerat von Tempeln und Häusern Anstoß nehmen mag, man kann den Reichthum seiner inneren Decoration rühmen, man wird aber niemals darüber hinwegkommen, daß dieser Bau isolirt steht, daß er eine Anomalie bildet, sowohl in dem ganzen neuen Wien, wie in seiner speciellen Umgebung. Er ist auch ohne Nachfolge geblieben.

Der Monumentalbau des neuen Wien gehört der Renaissance; sie hat seinen Charakter auf Jahrhunderte festgestellt. Es wird auch der Barockstil, der jetzt wieder in einige Vorliebe eintritt, daran nichts ändern können, denn die Plätze sind besetzt und die großen Aufgaben einstweilen erschöpft. Die Thätigkeit Sempers, Hasenauers, Ferstels hat hier das entscheidende Wort gesprochen. Fertig steht die Universität, die wohl von allen diesen Bauten den meisten Raum einnimmt, eine schwer zu bewältigende Aufgabe, wenn man alle die verschiedenartigen Anforderungen bedenkt, die hier an den Architekten gestellt wurden, Anforderungen, welche ebenso wohl das Aeußere wie das Innere betreffen: ein reich bewegter Bau in seiner Fassade an der Ringstraße, eine ruhige Flucht der Seiten in den reinsten Motiven der edelsten Renaissance, als ob Musik ins Ohr töne, so treten sie in das Auge: eine originelle Gestaltung der Bibliotheksfassade auf der Rückseite mit ihren

?H Jakob von Falke in Wien.

Sgraffiten, welche die große Fläche bedecken. Fertig ist der Lustizpalast von Wielemlins, der mit seinem Schmuck, mit seinen Spitzen, Giebeln und Thürmchen mehr der pittoresken Gestaltung der Renaissance angehört, wie sie Deutschland und Frankreich ausgebildet haben. Fertig steht das neue Burgtheater mit seinem unregelmäßigen, von der Bestimmung und der Gestaltung des Inneren geschaffenen Luftprofil und seiner gedehnten Fassade, welche dem Architekten so viele und mannigfache Motive zu reichem und eigenartigem Schmuck geboten hat.

Alle diese Gebäude wirken zusammen aus der Ferne und nehmen wir noch dazu die gleichfalls im Stil der Renaissance und in monumentaler Art aufgeführten reich geschmückten Arkadenhäuser zu beiden Seiten des Rathhauses, so ist hier auf verhältnißmäßig kleinen Raum und gelagert in einen zum Garten gestalteten Platz ein großartiges Städtebild geschaffen worden, das in allen modernen Städten seines Gleichen sucht und nicht findet. Der Platz kann übersichtlicher gemacht werden, es kann und muß der heute absolut widersinnig angeordnete Garten geändert werden, um die Architektur zur vollen Wirkung gelangen zu lassen; es werden Brunnen mit Figuren und plastische Monumente sich einfänden — das ist Sache der Zukunft — aber auch so ist diese ganze Gegend vom alten Schottenthor zur Vellariastraße und darüber hinaus der Stolz des neuen Wien.

„Und darüber hinaus," sage ich, denn am Volksgarten hinauf wandernd, kommen wir an einen zweiten Platz, der, wenn einmal seine ihn ringsumgebende Architektur vollendet worden, ein Platz der Renaissance sein wird, wie er einheitlicher, geschlossener, großartiger kaum wird gedacht oder wieder geschaffen werden. Bis jetzt sind zwar nur die beiden Hofmuseen fertig, aber wie sie sich darstellen, in zwei Hauptgeschosse geschieden, im unteren eine schlichte, kräftige Rustica, im oberen eine edle, reiche und schmuckvolle Architektur, gekrönt von schön geschwungener Kuppel, im Innern in einer Weise ausgestattet, welche Architektur, Malerei, Sculptur und dazu die industriellen Künste zu einem großartig gedachten Zusammenklang vereinigt, so sind sie als Höhepunkte und Vollendung der ganzen architektonischen Bewegung zu betrachten, welche das neue Wien geschaffen hat. Noch mächtiger fast, doch völlig in stilgerechter Harmonie mit ihnen, wird sich der neue Bau der Kaiserburg neben ihnen erheben, dessen Größe und Gewalt wir jetzt aus dem aufsteigenden Gemäuer nur ahnen können. Ihr gegenüber wird einmal mit Notwendigkeit — es kann nur eine Frage der Zeit sein — die Kaiserstallung durch ein anderes, dem Stil und der Großartigkeit des Platzes entsprechendes Gebäude ersetzt werden. Alsdann, und wahrscheinlich viel früher schon, wird das äußere Burgthor fallen, das, ein Denkmal der gräcisirenden Bureauepoche, plump und schwer in diese neue Welt einer heiteren Kunst hineinragt. So von allen Seiten von der Renaissance umschlossen, von der Ringstraße durchschnitten, mit Monumenten ausgestattet, mit Marmorbrunnen belebt, mit dem Grün eines architektonisch gehaltenen Gartens bedeckt, so

stellt sich dieser Museenplatz seinem Nachbar, dem Rathhausplatz, würdig, aber in größerer künstlerischer Einheit zur Seite.

Und diese beiden Plätze oder Gärten, wie man sie betrachten will, sind es nicht allein, mit denen uns das neue Wien beschenkt hat. Die Stadterweiterung in ihrem Plane hat uns manchen schönen Blick, manche schöne Aussicht geraubt. Wir erinnern uns beispielsweise des Blickes von der Höhe der Stadtmauer am alten Burghore, welcher rechts fast die ganze Kette der grünen Berge übersah und links über das Glacis hinweg die Karlskirche zum Schlußeffect hatte; wir erinnern uns des Blickes von der Ferdinandsbrücke den Donaucanal hinauf bis weit in das Land hinein zum Leopoldsberg und Kahlenberg. Aber mir haben Ersatz erhalten durch andere Bilder, freilich von mehr geschlossener Art. Wir haben sie rund um die Ringstraße herum, stets in Verbindung von Architektur und Garten, von denen niemals auch nur eine Scholle hinweggenommen oder verbaut werden möge! Es ist das schönste Verdienst der Stadterweiterung, diesen „blüthenreichen Kranz duftiger Gärten“ uns gelassen oder geschaffen zu haben, eine Freude für Herz und Augen und eine Quelle der Gesundheit. Solchen Blick der geschilderten Art, frisches Grün und edlen Bau vereinigend, haben wir am alten Schottenthor hinüber zur Votivkirche, wir haben ihn desgleichen von der Ringstraße am Schmarzenbergplatz mit dem Monument im Vordergrund, dann dem gemaltigen Hochstrahlbinnen und dem Schmarzenbergpalais auf abschließender Höhe, wir haben ihn mannigfach im Stadtpark, dem wir nur ein leichteres, graciöferes Gebäude gewünscht hätten, als diesen gedrückten, schwerfälligen Cursalon. Aber auch der Blick von außen her, rückwärts auf die Stadt zurück ist ein wesentlich anderer und reicherer geworden. Ist die nächste Umgebung, da, wo die Vororte sich in das Freie verlieren, ringum sehr wenig malerisch, so ist doch der Blick reizvoll und groß zugleich, wenn er etwa von der Spinnerin am Kreuze oder von den Höhen herab wie z. B. vom Heuberg über Dornbach, die große Stadt und die weite Ebene überfliegt, zumal wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die über der Stadt liegenden Dünste durchleuchten und vergolden. Was man früher vermißte, war die Bewegtheit des Stadtprofils; man vermißte den Reichthum mannigfach gestalteter Thurms, wie er so mancher deutschen Stadt zur Zierde gereicht. Diesen Mangel hat die Bauepoche der letzten dreißig Jahre beseitigt: sie hat das Wien der Gegenwart mit Thürmen und Thürmchen, mit großen und kleinen Kuppeln in bunter, phantasievoller Gestaltung reich geschmückt, ja sie hat in den Währinger Cottageanlagen, wenn man sie aus einiger Ferne betrachtet, das zierliche Bild einer altdeutschen Stadt mit ihren Thürmchen, Giebeln, Dachreitern, Erkern, allen ihren Einfällen einer glücklichen Laune, ein Bild wie aus dem Merian herausgeschnitten, dem großen Stadtbilde angefügt. Wenn uns noch ein Wunsch übrig bleibt, so ist es der, daß eine kommende Bauepoche die Stadt ringsum mit einen: Kranze schöner Villen umgeben möge.

Ein siebesroman

des Dichters Ehr. Martin Wieland.

Nach ungedruckten Briefen des Dichters an Sophie von La Roche.

von

Robert Zassmann.

— Vstrowo. —

seber keinen Theil aus dem Leben des Dichters Chr. Martin Wieland

war man früher dürftiger unterrichtet, als über die erste Zeit

seines Aufenthaltes in Biberach bis zu seiner Verheirathung, also

über die Jahre 1760 bis 1765. In der Schweiz hatten sich schon bald

nach seiner Uebersiedlung in seine Vaterstadt vielerlei ungünstige Gerüchte

über seine Herzensverirrungen, über seinen lockeren Lebenswandel verbreitet,

und schon am 26. Oktober 1761 richtete sein ehemaliger Freund Martin

Menzli an den Altmeister Vodmer die Aufforderung, Wieland nicht so seinem

Schicksale zu überlassen, wie er es verdiene; sonst gehe er verloren: denn

„inultis — fügt er hinzu — illis bonis tuis illi ooclit, uilli tildior

ciunm tidi*)." Und doch ließen uns, wenn wir der Wahrheit jener Gerüchte

nachgehen wollten, die „officiellen" Biographen und Sammlungen der Briefe

des Dichters früher vollständig im Stich. Wieland selbst sprach sich

später über den damaligen Lebensabschnitt nur mit großer Zurückhaltung

aus; sein Biograph Gruber verschweigt die Herzensneigungen des Dichters

aus damaliger Zeit fast vollständig, und die Briefe Wielands, die aus dieser Zeit

veröffentlicht waren, vermeiden geflissentlich die Mittheilung über Persönliches**),

*) Abgedruckt bei Ludwig Oirzcl „Wieland, Martin und Regula Menzli", Leipzig

1891, S. 140.

**) Dies geht so weit, daß; F. Hörn in seiner Briefsammlung (ss. M. Wielands

Briefe an Sophie von La Roche, Verl. 1820) alle persönlichen Mittheilungen ausgemerzt

und sogar die Personennamen getilgt hat.

Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland. 77

wie es ja nicht anders zu erwarten stand, da Freunde und Verwandte des Wieland'schen Hauses es waren, die die Herausgabe der Briefe besorgt haben.

Etwas gelüftet wurde der Schleier durch die Briefe der Julie von Bondeli an Zimmermann und Usteri, die Bodemann 1874 veröffentlichte*). Diese berichten über mancherlei Herzensneigungen und Herzensverirrungen des Dichters, speciell über ein Verhältniß mit einem katholischen Bürgermädchen seiner Vaterstadt, bei dem er keine edle Rolle gespielt hat, und zeigen so deutlich, daß jene Schweizer Gerüchte über Wieland doch nicht so grundlos waren. Julie von Bondeli, die frühere Geliebte des Dichters, stützt sich hierbei auf die Mittheilungen der Frau Sophie von La Roche, der ersten Braut Wielands, die mit ihrem Gatten seit 1761 in dem bei Biberach gelegenen Warthausen lebte. Mit der Familie des Dichters verwandt und auch jetzt wieder mit ihm in einen nahen Verkehr tretend, kann diese entschieden als eingeweiht in dessen Verhältnisse gelten, und die auf ihre Mittheilungen gestützten Angaben der Bondeli sind daher als glaubwürdig zu bezeichnen. Trotzdem hat man vielfach die Richtigkeit der Angaben der Bondeli angezweifelt, und namentlich hat ein specieller Landsmann des Dichters, Oftcrdinger, nicht Anstand genommen, die Mittheilungen der Briefe über das oben berührte Verhältniß des Dichters als reinen Frauenklatsch zu bezeichnen.***) Und doch haben sich jetzt diese Nachrichten als entschieden wahr herausgestellt. Im vorigen Jahre hatte nämlich der Schreiber dieser Zellen das Glück, auf eine Sammlung von etwa 140 Wieland'schen Briefen zu stoßen, von denen bis jetzt nur die wenigsten gedruckt sind; fast alle sind an Sophie von La Roche gerichtet, und der größte Theil gehört dem Biberacher und Erfurter Aufenthalte des Dichters, also den Jahren 1760—1772 an. Wie diese Briefe nach vielen Richtungen hin gerade über die persönlichen Verhältnisse des Dichters neues Licht verbreiten, so bestätigen sie auch die oben berührten Angaben in den Briefen der Bondeli und lassen uns hierbei einen tiefen Blick in das Gemüths- und Seelenleben des Dichters thun.

Wesentlich auf sie stützt sich daher auch die folgende Darstellung, die jenen Herzensroman des Dichters dem Leser vorführen soll.

Am Abend des 21. November 1761 war die bessere Gesellschaft der reichsfreien Stadt Biberach zu einer Festlichkeit vereint. Der dortige Caecilienverein hatte nämlich am Tage seiner Schutzpatronin ein Instrumental- und Vocalconcert veranstaltet, an dem Bürgersöhne und Bürgertöchter mitwirkten und an das sich ein großer Ball anschloß.***)

*) E. Bodemann „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis". Hannover. 1874.

**) Oftcrdinger „Chr. Mart. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz," Hcilbromi, 1377.

***) Bgl. Oftcrdinger a. a. O. S. 210.

78 Robert Hassencamp in Vstiwow.

den Katholiken aus, aber bei den: eigenthümlich paritätischen Charakter des Gemeinwesens — alle Beamtenstellen vom regierenden Bürgermeister bis zum Nachtwächter waren nämlich zwischen den beiden Confessionen ganz gleichmäßig vertheilt — war es natürlich, daß auch die protestantischen Herren Einladungen zu dieser Festlichkeit empfangen und ihnen Folge leisteten. Unter ihnen war auch der achtundzwanzigjährige Wieland erschienen, der vor Jahresfrist zum Senator und Kanzleidirector seiner Vaterstadt erwählt war. Kurz vor dieser Festlichkeit war der Liebesbund zwischen ihm und der geistreichen Schweizerin Julie von Bondeli gelöst worden, und so empfand der Dichter gerade damals in seinem Inneren eine gemisse Oede und Vereinsamung; da er aber, wie er später an seinen Freund Zimmermann schrieb*), das zärtlichste Herz von der Welt besaß, so können wir uns nicht wundern, daß gerade an jenem Caecilienfeste, wo der festlich geschmückte Damenflor von Biberach und Umgegend sich ihm vorstellte und ihm als einer literarischen Berühmtheit mancherlei Huldigungen entgegenbrachte, rasch wieder eine neue Neigung in unserem Dichter aufkeimte. Es war die neunzehnjährige Christine Hagel, die Tochter eines unbemittelten katholischen Bürgers, die schon während des Concertes durch ihre Anmuth und den ungemeynen Wohl laut ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf Wieland machte; nachher forderte er sie zum Tanze auf, und hier wußte das Mädchen durch sein thaufrisches Wesen, durch seine einfache Natürlichkeit den entzündbaren Dichter völlig zu berücken.***) Auch das unschuldige Herz des Mädchens hatte Feuer gefangen, und da Christinens Eltern nicht weit von Wielands Amtswohnung ihr Heim hatten, man sich also leicht sehen und begegnen konnte, so entwickelte sich bald zwischen den jungen Leuten ein förmliches Liebesverhältniß.

Wielands erste Absichten waren bei diesem Verhältnisse keineswegs edel. Der ehemals so „seraphische Dichter“, den einst ein unschuldiges Liebeslied von Gleim oder Uz in ein heiliges Feuer der Entrüstung hineintreiben tonnte, hatte sich, seitdem er dem theologischen Schweizer Umgange entrückt war, unter den: Einflüsse der französischen Literatur und schon ehe er im Schlosse des weltmännischen Grafen Stadion zu Warthausen Aufnahme gefunden hatte, zu einem Schüler Epikurö umgewandelt, der den Lebensgenuß auf seine Fahne geschrieben hatte: bei einem Manne, der schon 1760 an seine Cousine und ehemalige Braut Sophie von La Roche die Worte schreiben tonnte, „alle Philosophie der Welt halte nicht Stich gegen die Beredsamkeit der Koralllippen und des Alabasterbusens einer schönen Frau,“ ***) werden wir es nicht wunderbar finden, daß er auch diese junge Mädchenblüthe zu knicken gedachte.

*) S. Wielands Brief an Zimmermann u. ?. Januar 1795 in „Ausgewählte Briefe Wielands an verschiedene Freunde.“ Fürich (bei Gesmci) 1815 Bd. II.

**) Vgl. Ofterdinacr S. 210.

***) Uiiacdiucklcr Brief Wielands an Topüic La Roche O. 20. Olt. 1700

Ein tiefe5l«man de5 Dichteis Chr. Martin Wieland. <9

Aber Christine — oder, wie der Dichter sie kosend nannte, Vibi, — wußte bei aller Zuneigung für Wieland ihn doch so sehr in Schranken zu halten und die Werbungen seiner stürmischen Leidenschaft so entschieden zurückzuweisen, daß der Dichter von seinen wenig ehrenhaften Planen abstand. Voller Bewunderung schrieb er später an Sophie La Roche: „Glauben Sie mir, es giebt wenig Mädchen, die im Besitze aller der Vortheile, die Erziehung und Verkehr in der Gesellschaft darbieten, sechs Monate hindurch all den Versuchen Widerstand leisten würden, die ich angewandt habe, um dies kleine Felsenherz zu rühren.“*)

Ein zufälliger Umstand erleichterte es dem Dichter, sich von Christinen zurückzuziehen. Damals war gerade ein Fräulein Behring« in Biberach angekommen, eine sogenannte gute Partie, und Wielands Mutter, eifrigst bedacht, ihren Sohn unter die Haube zu bringen, wollte aus ihm und dieser Dame ein Paar machen. Wieland bemühte sich, auf die Wünsche seiner Mutter einzugehen, bot ja doch die Anknüpfung neuer Herzensbeziehungen ihm die beste Möglichkeit, Christinen zu vergessen: der Dichter suchte daher die Vehringer lebenswürdig zu finden, umso mehr als er wahrzunehmen glaubte, daß sie von zärtlichen Gefühlen für ihn erfüllt sei; selbst den Namen „Vibi“, mit dem er seither Christine ausgezeichnet**), übertrug er auf Fräulein Behring«; immer mehr nehmen die Beziehungen die Forin eines stillschweigenden Verlöbnisses an, Ringe wurden gewechselt***), und als Mai 1762 Fräulein Behringer wieder Biberach verließ, betrachtete sie sich als die Verlobte des Dichters.

Bibi aber blieb während dieser Zeit zurückgesetzt und vernachlässigt, allein gerade jetzt, als sie sich von Wieland verlassen sah, erkannte sie, wie tief die Neigung war, die sie zu dem Dichter hinzog. Als daher Wieland sie nach der Abreise der Behringer um eine Zusammenkunft ersuchte, leistete sie dieser Aufforderung Folge. Der Dichter theilte ihr seine demnächstige Vermählung mit jener jnngen Dame mit, um die Wirkung dieser Nachricht zu erproben. Christine zitterte und konnte sich nur nnt Mühe aufrecht erhalten: sie zwang sich, ihre Bewegung zu verbergen, aber ihre Augen sprachen so beredt, daß mit einem Male Wielands Entschließungen umgeworfen wurden. Wieder erwachte die Neigung zu Bibi von Neuem in seinen« Herzen, aber während der schwankende Dichter in den Sommermonaten des Jahres 1762 mehrfache Zusammenkünfte mit Christine hatte, wagte er doch nicht mit der Vehringer zu brechen i er capitulirte, wie er sagte, mit seinem Herzen und glaubte eine platonische Liebe für Vibi mit seinen Beziehungen zu Fräulein Behringer vereinen zu können. 1°)

*) Unaedrucktcr Brief W.'s an Sophie La Roche vom 1U. 10. 1763.

**) S. in eben demselben Briefe.

***) Vgl. die MittheilmMii der Frau U. La Roche im Briefe der Julie iion Vondeli an Zimmermann U. 2ö. Novbr. 1763 bei Nodemann a. o. O. S. 270.

1-) S. den imaedinckten Brief W.'s an Sophie La Roche v. 10. Oct. 1768.

Noib und Liid. XI.I., ,81, 6

80 Robert Hasjencamp in Vstiswo.

Aber ein Conflict, der zwischen der Familie der Behringer und den Verwandten des Dichters ausbrach, veränderte die ganze Situation: durch die Vermittlung des Hofraths La Roche wurde eine Lösung des Verhältnisses mit jener jungen Dame herbeigeführt; Fräulein Vehringer gab die Ringe zurück, und Wieland hatte — um die Worte der La Roche zu gebrauchen — wenigstens diesen Dom aus seinem Fuße entfernt.*) Eine centnerschwere Last war mit dem Abbruche dieser Beziehungen dem Dichter abgenommen: er fühlte sich wie neugeboren und fand jetzt den Gedanken einer Vermählung mit Bibi nicht mehr so ungeheuerlich wie früher. Gerade als der Bruch mit der Behringer sich vollzog, war Christine verreist gewesen. Ungeduldig erwartete er ihre Heimkehr und suchte sie sofort auf, um ihr seine Liebe zu gestehen. Es bedurfte hierzu nicht langer Erklärung; ohne ein Wort zu äußern, sielen beide einander in die Arme. Wieland betonte dem Mädchen gegenüber, wie er lange fruchtlos gegen das Gefühl der Liebe angekämpft; jetzt sei er fest entschlossen, sie zu heirathen; aber freilich lägen die Verhältnisse so verzweifelt, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als ihr sein Lebensglück zu opfern und sich einer Reihe von Unannehmlichkeiten auszusetzen. Christine antwortete ihm, wie sie einzig und allein darnach trachte, seine Liebe zu besitzen; sie würde keinen Augenblick schwanken, mit Wieland auch in einer Einöde zu leben; aber ebenso sei ihr der Gedanke unerträglich, das Unglück des Dichters zu verschulden, und lieber wolle sie ihr Leben einbüßen, als ihn um ihrer Liebe willen Gefahren ausgesetzt sehen.

Inzwischen aber hatte Christinens Mutter ein Einverständnis des Mädchens mit dem jungen Manne wahrgenommen und eine Trennung der Liebenden für wünschenswerth erachtet. Wie aus den Wolken siel daher der Dichter, als er hörte, daß Bibi bei einer adligen Familie in Wolfsegg als Zofe eintreten sollte. Alle Beredsamkeit, die ganze Stufeleiter der Zärtlichkeit bot er auf, um diesen Plan zu vereiteln und um dem Mädchen statt dessen die Leitung des eigenen Hauswesens zu übertragen. Aber so heftig der verliebte Wieland unter zahllosen Küssen und Netheuerungen seiner Liebe das Mädchen auch bedrängte, Christine setzte seinen Werbungen entschiedenen Widerstand entgegen, sie zerfloß in Thränen und mit rührenden Worten bat sie ihn, mit ihrer Ehre Mitleid zu haben und das einzige Gut, das sie auf der Welt besitze, zu schonen. Zum zweiten Male wurde durch ihre Standhaftigkeit der Verführer entwaffnet, und es stellt daher der Dichter Christine noch weit über Pamela, die Titelheldin des damals viel gelesenen Richardson'schen Romans, die sich gleichfalls den ihrer Tugend gestellten Schlingen zu entziehen mußte. Es reiste in Folge dessen das Mädchen nach Wolfsegg ab, um dort seine neue Stellung anzutreten.

Aber der Aufenthalt war ihr hier bald unerträglich: nicht nur, daß

*) Vgl. Julie u. Vmweli mi Zimmiimlmn v. 22. 11, 1703 bei Vodcmann

a. a. O. S. 270.

Ein Liebesroman des Dichters Ehr. Martin Wieland. 81

ihr der Geliebte fehlte, der durch hunderte von Aufmerksamkeiten ihr Herz zu erfreuen wußte, auch die Behandlung, die sie hier fand, war eine äußerst unwürdige. Christine verlieh daher schon December 1762 ihre Stellung und begab sich, da auch die Mutter für Wielands Plan gewonnen war, in das Haus des Dichters. So sieh ihm das, was er so lange erfolglos angestrebt hatte, jetzt auf einmal von selbst in den Schoß.

Die nächsten Wochen schildert Wieland als eine Zeit des reinsten Liebesglücks. Trotzdem ihm Christine nur unschuldige Gunstbezeugungen bewilligte, bezeichnete er doch später „die bloße Erinnerung an diese reizenden Tage“ als hinreichend, „um einen Schimmer des Glücks über seine Seele selbst mitten unter Ketten und Sklaverei zu verbreiten*“). Ursprünglich war der Aufenthalt in seinem Hause nur bis März 1763 in Aussicht genommen; um diese Zeit sollte Bibi in ein Kloster nach Straßburg gebracht werden; aber das Project zerschlug sich aus unbekanntem Gründen (denn wenn Frau von La Roche an Julie von Bondeli schrieb, „weil Monsieur Wieland so viel Geld auf den Putz der Mademoiselle verwendet hatte, daß nichts mehr für die Reise und die Pension übrig blieb“**), so mag diese Begründung in erster Linie auf Stadtklatsch zurückzuführen sein) — und Christine blieb auch nachher noch im Hause Wielands. Hier lebte sie nur um ihn und nur für ihn, und auf sich und seine Geliebte wendet der Dichter die schönen Worte Shakespeares an***), die Miranda im Sturm an Ferdinand richtet:

„Ich bin Eu'r Weib, wenn Ihr mich haben wollt:
Sonst sterb ich Eure Magd: Ihr könnt mir'z weigern,
Ocfahrtm Euch M sein; doch Tieneriu

Will ich Euch sein, Ihr wollet oder nicht.“ (Act III. Sc. 1.)

Weilig Verkehr pflog man mit der Außenwelt, selbst die dein Dichter verwandten Damen, Frau von La Roche und deren Schwester, die Bürgermeisterin von Hillern, bekamen Christine nur selten zu sehen, und eine Aufforderung, Bibi einmal in Warthansen singen zu lassen, wies er mit Entschiedenheit zurück 1°).

Trotzdem aber wurde das Verhältnis; in der kleinen Stadt eifrig besprochen und beklatscht. Als Christine im December 1762 zu Wieland kam, weilte noch ein anderes junges Mädchen, von dem wir nur den Vornamen Felicie kennen, als Wirthschafterin unter seinem Dache; anfangs lebten beide Frauen in völliger Eintracht; allmählich aber mochte Felicie wahrgenommen haben, daß der Dichter Christine mehr auszeichne, und da erwachte die Eifer-*) Brief W.'s o. 10. 10. 1763.

**) S. Vobemann a. a. O. S. 75.

***) In einem undcm'rten Brieffragmente an Sophie La Roche, das Hom a. o. O. S. 52 abgedruckt hat.

s) S. den unacdruckten Brief an Sophie L. R. v. 15. 2, 17W.

0"

82 Robert Hassencamp in Vstrowo.

sucht: es kam zu Zerwürfnissen, Felicie verließ nach einigen Monaten das Haus und betrachtete es nun als ihre Aufgabe, Wielands Beziehungen zu Bibi mit allem Detail an die Öffentlichkeit zu zerren und wußte dadurch selbst zwischen dem Dichter und der befreundeten Familie La Roche eine vorübergehende Entfremdung herbeizuführen*); auch der eigene Bruder Wielands, ein Kupferstecher in Biberach, betheiligte sich an diesen Klatschereien, und daß auch Frau von La Roche nicht von aller Medisance frei war, geht aus der eben angeführten Stellendes Briefes an Julie von Bondeli hervor. Für alle diese Nadelstiche fand der Dichter Entschädigung im Verkehr mit dem geliebten Mädchen, aber der innige Umgang brachte es mit sich, daß bei dem sinnlich veranlagten Manne trotz aller guten Vorsätze die Leidenschaft doch wieder zum Ausbruche kam, und schließlich Christine seinem ungestümen Liebeswerben erlag. „Lntin Is p!awni8M6 8'öMi8a; il Kmt yno Wut tmi88«, ^6 86Nti8 es Hui ms luun^unit, et ,js 01-018 czus touts »polo^is II»-(is88U8 68t 8V!pertlus; la NÄiurs H 8L8 äroits, et LÜS 86ra r>lu3 toi'tß (1U6 tont68 le8 cuis>!68 äo c«nvßllt<)N8 8»ei»le8, clont 6ÜS «8t 81 8«uvent 1'68LIIIIVL-' — mit diesen banalen Redensarten suchte sich der Dichter zu entschuldigen.**)

Freilich zeigte er sich entschlossen, das Mädchen, das ihm Alles zum Opfer gebracht, als Gattin heimzuführen; er sah das Verhältnis; als einen für immer geschlossenen Bund an, den« nur der Segen der Kirche fehle. Aber unter den obwaltenden Umständen thürmten sich gegen die Heirath noch mächtige Schwierigkeiten auf. Zunächst war Wielands Lebensstellung noch durchaus nicht gesichert. Bezüglich des einen und gerade des einträglichsten seiner beiden Aemter war nämlich zwischen beiden Religionsparteien ein heftiger Kampf ausgebrochen, da die Katholiken behaupteten, daß das vom Dichter bekleidete Amt eines Kanzleiverwalters eigentlich ihnen gehöre; der Rechtsstreit schwebte schon längere Zeit am Reichshofrath in Wien, und wenn er zu Ungunsten des Dichters entschieden würde, so war es für ihn schlechterdings unmöglich, ein Weib zu ernähren. Andererseits erschien aber ein günstiger Ausgang nur dann wahrscheinlich, wenn ihn die protestantische Partei energisch unterstützte; dagegen stand nicht minder fest, daß sie ihm die Unterstützung entziehen würde, wenn er ein katholisches Mädchen heirathen würde; endlich war nicht zu vergessen, daß sein Vater protestantischer Pfarrer und Senior der Geistlichkeit von Biberach und daher ebenso wenig wie die streng orthodoxe Mutter gewillt war, die Zustimmung zu einer Mischehe des Sohnes zu ertheilen.

Schon weilte Christine etwa acht Monate im Hause Wielands, da sah sie sich genöthigt, bezüglich ihres Zustandes dem Geliebten ein Geständnis; zu *) Vgl. einen imbatirtni, aber sicher in den Sommer 1763 Menden Brief des Dichters an Toph. La N.

**) Brief v. 10. tU. 1703 an Soph. La R.

Ein Liebesroman des Dichters Chr. Martin Wieland. 83

«lachen, das diesen in die höchste Aufregung versetzen sollte. Jetzt galt es, das Mädchen möglichst rasch und möglichst unbemerkt aus dem Hause, ja aus der Stadt zu entfernen. Aber wohin sollte man Vidi bringen? Wir wissen, daß schon im März 1763 sie vom Dichter in eine klösterliche Pension nach Straßburg gebracht werden sollte, daß dies Project aber gescheitert war. Wie, wenn man — so calculirte Wieland — jetzt den Plan wieder aufnehme? Es stand fest, daß die streng katholischen Eltern den Vorschlag gutheißen würden, und diese Art der Entfernung war ja auch die unverfänglichste für das Publikum der Stadt Biebrich.

So fiel er auf die Idee, das Mädchen in das Pensionat der englischen Fräulein nach Augsburg zu bringen, trotzdem der Aufenthalt in einem Kloster für Christine bei ihrem Zustande wohl am wenigsten geeignet war. Aber der leicht gesinnte Dichter mochte meinen, wenn die Geliebte nur erst einmal aus Biebrich fort sei, dann sei es ein Leichtes, ihr später einen passenderen Aufenthalt ausfindig zu machen. Und als die englischen Fräulein das Mädchen wegen seines Alters nicht in ihre Pension aufnehmen wollten, da wandte sich Wieland an seine alte Freundin, die in Augsburg wohl bekannte und hoch angesehene Frau von La Roche und bat um ihre Empfehlung. Sophie ließ sich in der That auch dazu bestimmen, an die Vorsteherin zu schreiben; sie berichtete in diesem Briefe von der Jugend und dem guten Betragen des Mädchens und setzte durch, daß Christine im Sept. 1763 in die Pension aufgenommen wurde.*)

Wielands Verfahren seiner Freundin La Roche gegenüber war völlig unbegreiflich: er sah die Briefe selbst ein, die Sophie an die Damen des Instituts geschrieben hatte, und wagte es nicht, ein offenes Wort über die wirkliche Lage der Dinge zu äußern, setzte also seine Freundin den ärgsten Unannehmlichkeiten aus. Ja auch in dein ersten Briefe**), den er darauf an Frau u. La Roche schrieb, — dieselbe war bald darauf nach Vöuigheim im Elsaß abgereist — scheute er sich noch immer, sein Herz der Freundin zu öffnen; er klagte über die Trennung von der Geliebten, deren Bild ihm selbst bei der Arbeit vorschwebte, aber auch hier äußerte er noch kein Wort über ihren Zustand. Und doch war der Dichter von der Nothwendigkeit, Christinen einen anderen Aufenthalt zu geben, völlig überzeugt, und der Gedanke an das Wie zermarterte derart seine Seele, daß er zu literarischen Arbeiten so gut wie unfähig war, und daher auch der zweite Theil des Agathon, den er seinen Schweizer Freunden schon längst versprochen hatte, nicht fertig gestellt werden konnte***). Endlich faßte er sich ein Herz und legte am 10. Oktober 1763 in einem zwölf Quartseiten umfassenden Briefe seiner Freundin La Roche General-*) Vgl. den Brief der Bondeli an Zimmermann u. 22. 11. 1763 bei Vodemann a. II. O. No. 36.

**) S. den ungedruckten Brief W.'s an Soph, La R. v. 18. 9. 1763.

***) Vgl. den Brief v. W. an Gcünr in „Ausgewählte Briefe W.'s“, Fürich (bei Gefmer) Bd. II,

Robert Hassencamp in Vstrowo,
beichte ab; er gab eine treue Geschichte seiner Beziehungen zu Christine, malte mit lebhaften Farben sein ehemaliges Liebesglück und schilderte zugleich mit rührenden Worten das Verzweifelte seiner gegenwärtigen Lage, um dann am Schlüsse wieder den Rath seiner Freundin und ihres Gatten zu erleben. Zunächst sollte Frau von La Roche ihm dabei behilflich sein, daß seine Bibi unter irgend einem Vorwande aus dein Kloster entfernt werde; aber noch ein weiterer Dienst wurde von ihr verlangt: damals wünschte Wieland, Christine sobald als möglich (wenn thunlich, noch vor dein ersten Advent-sonntage) zu seiner Gattin zu machen, aber die Ehe sollte zuerst eine Zeit lang geheim bleiben. Sophie sollte daher an eine angesehene Persönlichkeit in Mainz schreiben, um hier einen Dispens für ihn zu erwirken, kraft dessen jeder Priester der Erzdiöcese ermächtigt werde, die Trauung ohne öffentliches Aufgebot zu vollziehen. Sei es unmöglich, einen derartigen Dispens in Mainz zu erlangen, so möge sie sich wenigstens erkundigen, ob man nicht durch den Nuntius in Luzern zum Ziele kommen könne.*)

Sophie hatte ursprünglich die Meinung gehegt, daß Wieland sich Christinens habe entledigen wollen, als er sie zu den englischen Fräulein nach Augsburg sandte. Ziemlich boshaft hatte sie an Julie von Bondeli geschrieben:**)
„W. ist zu dem Entschlusse gekommen, daß, wenn das Mädchen seine Gesinnungen für ihn ändern sollte, er sich deshalb nicht aufhängen, aber in seinem Leben nicht mehr lieben will. Augsburg ist der Oit, ihm diesen Dienst zu leisten. Der Bischof liebt die schönen Stimmen und hat außerdem einen italiänischen Kaplan, einen Schelm und Schmeichler, als Vorsteher der englischen Damen; das Mädchen ist schlicht und einfach, Wieland hat sie eitel gemacht, ich glaube, sie wird Wurzel schlagen in diesem Lande, und der arme Wieland wird von allen Sorgen befreit sein.“ Das Geständniß des Dichters zeigte ihr, daß sie jenes Verhältnis; falsch aufgefaßt, und wengleich sie arg über ihn aufgebracht mar, well er sie den englischen Fräulein gegenüber in Verlegenheit gebracht hatte, sie war doch zu sehr Weib, um nicht die unglücklichen Liebenden in Schutz zu nehmen und sich an der Lösung jener verworrenen Angelegenheit zu betheiligen.

Sofort beantwortete sie Wielands Brief und wies darauf hin, daß nach La Roches Ansicht sich der Erzbischof von Mainz unmöglich auf die Disvensangelegenheit einlassen werde; muthmaßlich hatte jener darauf aufmerksam gemacht, daß der Dichter, falls seine Trauung von einem katholischen Priester vollzogen werden sollte, das Versprechen abgeben müsse, seine Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen. In Folge dessen änderte Wieland seinen Plan. „Meine Kinder müssen“ — so schrieb er darauf an Fran von La Roche — „zu der Religion sich bekennen, der ich angehöre. Es handelt Bgl. des Postskriptilm z»m Briefe vom 10. 10. 17W.

**) S. den Brief der Julie an Zimmermann v. W. !). 1763 (Bodeincmn a. a. O S. 75).

<kin liebesromon des Dichters Chr. Martin Wieland. 85

sich hier nicht um theologische Gründe, aber ich habe andere Motive, die für einen Ehrenmann entscheidend genug sind. Wenn ich ein Mittel wüßte, um meine Kinder vor dem brutalen und finsternen Aberglauben zu schützen, mit dem die Katholiken Biberachs und besonders die ehrenwerthe Familie meiner Kleinen erfüllt ist, wenn man mir die Freiheit ließe, sie nach meinem Wunsche zu erziehen, ohne daß sich Priester und Mönche hineinmischten, so würde es für mich gleichgiltig sein, ob sie katholisch weiden oder nicht. Aber in meiner Lage, unter meinen Umständen würden bei Gelegenheit der Erziehung meiner Kinder Mißklänge entstehen, welche mir das Leben unerträglich machen würden." Deshalb will er jetzt seine Trauung durch einen lutherischen Geistlichen vollziehen lassen. Ein altes Factotum des Wieland'schen und La Noche'schen Hauses, ein gewisser Schmelz, soll daher nach Augsburg geschickt werden, um Christine aus dem Kloster zu holen; der Dichter will schon vorher nach Memmingen oder Ulm gehen und hier einen lutherischen Geistlichen aufsuchen, der ohne viel Förmlichkeit nach der Rückkehr der Kleinen die Ehe einsegnen soll; dann will er diese eine Zeit lang in seinem Hause verbergen, bis er einen ruhigen, sicheren Aufenthalt für sie ausfindig gemacht, wo sie ihre schwere Stunde abwarten könne.

Der Brief, in dem Wieland von diesen Projecten seiner Freundin Mittheilung macht, verräth große Aufregung und Unruhe; „sein Herz blute ihm — so schreibt er ihr — wenn er an die Unannehmlichkeiten denke, denen man das liebe, kleine Geschöpf aussetze"; daneben aber laufen merkwürdige Phantastereien unter: so will er schon jetzt ein Buch über Kindererziehung, Thecmo betitelt, schreiben und seiner Geliebten widmen, ein Werk, das an Bedeutung den jüngst erschienenen Emil Rousseaus übertreffen solle. ^)

Aber das Werk blieb ungeschrieben, — und die Zukunft nahm einen anderen Verlauf, wie sich Wieland geträumt hatte. Durch eine Biberacherin waren die englischen Fräulein von seiner Confession und dem Charakter seiner Beziehungen zu Bibi aufgeklärt worden und hatten darauf schleunigst an deren Mutter geschrieben. Zugleich hat auch Christine ihren Geliebten von der Sachlage benachrichtigt, und da die Mutter — eine fanatische Katholikin und ein „Tugenddrache", wie sie der Dichter charakterisirt — nicht in Biberach anwesend war, so hoffte Wieland mit dem schwerfälligen Vater leicht fertig zu werden; er ließ diesen kommen und setzte ihn: auseinander, wie er entschlossen sei, Christinen von Augsburg wegzunehmen und nach Straßburg zu bringen; der Vater möge sie daher durch ein paar Zeilen davon in Kenntniß setzen, daß er selbst verhindert sei, sie abzuholen und daher gern zustimme, wenn Schmelz, der in eigenen Geschäften nach Augsburg reise, die Tochter nach Hause bringe. Der alte Hagel schien auch auf diesen Vorschlag einzugehen, doch weigerte er sich, den Brief an Ort und Stelle zu schreiben, und kaum hatte er sich aus Wielands Haus entfernt, da verließ er auch die Stadt *) Brief Wielands an Sophie La N. v. 19. 10. 1703.

86 Robert Hassencamp in Vslrow«.

und begab sich zu seiner Gemahlin, um diese vom Stande der Dinge zu benachrichtigen. Trotzdem sandte der Dichter seinen Vertrauten Schmelz »nit zwei Briefen nach Augsburg; der eine war an die Oberin des Klosters gerichtet i in ihm wurde mit höflichen Worten die Zurücksendung Christinens erbeten; das andere Schreiben sollte der Geliebten heimlich zugesteckt werden: in ihm versuchte er ihr Muth zuzusprechen; auch betonte er, wie er selbst ein Freund der katholischen Religion und unablässig bemüht sei, einen Dispens zu erwirken, um die Heirath stattfinden zu lassen, wie ihn aber die Umstände nöthigten, diesen Schritt noch geheim zu halten. Ehe er aber von dem Erfolge der Sendung Kenntniß erhielt, mar Christinens Mutter in Biberach angekommen und hatte den Dichter einen Brief zukommen lassen, der mit folgenden Worten schloß: „Well mir eine Zeit her alles sehr bedenklich und verdächtig vorgekommen, also haben wir uns entschlossen, von nun an wieder unsere Tochter zu uns zu nehmen und uns dieser Bekanntschaft völlig zu entschlagen, da wir unmöglich das Gewissen auf eine so gefährliche Art beschweren können.“ Wieland geriet!) bei Empfang dieses Briefes außer sich: den ganzen Verkehr hatte seither die Mutter geduldet, selbst zugelassen, daß das Mädchen acht Monate unter seinem Dache weilte, und nun auf einmal diese Zartheit des Gewissens; dabei mußte sie noch subtil behandelt werden, denn sonst war das „brutale Gewissen“ im Stande, einen Skandal in der Stadt hervorzurufen. Er forderte daher die Mutter zu einer Zusammenkunft auf, aber aus unzulänglichen Vorwänden lehnte diese ab.*)

Verfolgen wir unterdessen, wie die Mission des Schmelz nach Augsburg abgelaufen war. Dieser hatte sich unmittelbar nach seiner Ankunft in das Kloster der englischen Fräulein begeben, aber zu seinem Erstaunen erfahren, daß die Mutter des Mädchens vor wenigen Tagen daselbst erschienen sei und den bestimmten Befehl hinterlassen habe, ihre Tochter an Niemanden, wie an den Vater abzuliefern; unter vielen Worten der Entschuldigung lehnte man daher im Kloster ein Eingehen auf Wielands Wünsche ab. Bald darauf erschien auch in der That der Vater, um die Tochter in Empfang zu nehmen, und alle drei traten zusammen die Rückreise an. Im benachbarten Dorfe Roth machte der Vater nnt dem Mädchen Halt, um einen Sohn, der hier in das Kloster eingetreten war, zu besuchen und mit dem Prälaten Rücksprache zu nehmen, Schmelz aber eilte nach Biberach, um dem Dichter über den Mißerfolg der Sendung Bericht zu erstatten.

Inzwischen hatte die erregte Mutter bei einzelnen katholischen Damen der Stadt erzählt, daß Wieland ihre Tochter heirathen wolle, aber die Forderung stelle, daß die Kinder in der evangelischen oder reformirten Religion erzogen werden sollten, und diese Mittheilungen hatten in der kleinen Stadt einen dem Dichter äußerst unangenehmen Klatsch heraufbeschworen. Noch einmal suchte er daher eine Unterredung mit der Mutter Hagel, und dieses Mal er-

*) Unaedrucktcr Viicf W.'s an Sophie La N. v. 80. 10. 1763.

Ein liebesioman des vichleis <ühr, Martin Wieland. 8?

schien sie, „mehr einer Furie als einem Menschen gleichend.“ Sie gestand ihm, seitdem sie wisse, daß die Kinder ihrer Tochter in der evangelischen Religion erzogen werden sollten, habe sie keinen Augenblick Ruhe mehr; die Priester, denen sie sich in der Beichte anvertraut, hatten es als eine Tod-sünde bezeichnet, wenn sie auch nur den kleinsten Verkehr zwischen den beiden Liebenden dulde. Wieland versuchte sie zu beruhigen und erreichte auch die Erklärung: wenn er ein Mittel wüßte, den katholischen Clerus auf seine Seite zu bringen, würde sie der Heirath gern zustimmen, vor Allein aber müsse ihr Gewissen beruhigt sein.

Infolge dessen reiste der Dichter am 2. November 1763 nach Roth, von dem Wunsche geleitet, den Prälaten des Klosters zu gewinnen und dadurch auf Christinens Mutter einzuwirken. Der geistliche Herr gewährte ihm sofort eine Unterredung, und Wieland setzte hier auseinander, wie er fest entschlossen sei, die Heirath mit Christine zu vollziehen; er wünsche daher den Nath des Prälaten über die Mittel, die Verbindung am besten zu ermöglichen. Mit einer bezaubernden Liebenswürdigkeit nahm der Priester sein Verlangen auf; er wiederholte Wort für Wort die Unterhaltung, die er mit der Tochter gehabt — dieselbe war inzwischen mit ihrem Vater nach Viberach zurückgekehrt —, er betonte, wie thöricht die Mutter gehandelt, das Mädchen so rauh zu behandeln und von Priester zu Priester zu laufen, unter denen es doch auch ungeschickte Ignoranten gebe, die es nicht verstünden, ein eingeschüchertes Gewissen zu beruhigen; er sähe kein kanonisches Hinderniß, das dieser Verbindung entgegenstände, vorausgesetzt, daß sich der Dichter dazu entschließen würde, seine Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Schließlich aber wies er darauf hin, „wie die Angelegenheit eigentlich nicht seiner Comvetenz unterstehe, und er daher schon dem Vater und der Tochter gerathen habe, alle anderen Geistlichen bei Seite zu lassen und sich in dieser Sache einzig und allein an den Dechanten von Viberach zu wenden.*) Aber Bibis Rückkehr aus den, Kloster, Wielands Reise nach Roth, die Redereien der Mutter hatten in der Stadt eine gewaltige Aufregung hervorgerufen, und der Dichter hielt es daher für dringend geboten, Christine wieder möglichst rasch aus Viberach zu entfernen, um die Masse von Gerüchten verstummen zu lassen. Ein Plan nach dem anderen wurde entworfen, um sofort wieder verworfen zu werden; schließlich verfiel er auf die Idee, sich auch seinerseits an den Dechanten zu wenden und dessen Vermittelung anzuflehen. Ein Viberacher Bürger, Ioh. Dan. Dettenrieder sollte ihm hierbei behilflich sein; es war dies ein Büchsenmacher von Profession, der aber auf dem von Wieland eingerichteten Liebhabertheater große schauspielerische Talente verrieth, und daher auch später zur Bühne übertrat und unter dem Namen „Abt“ in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst keine unbedeutende *) Ungedmckter Brief W.'s au Sophie La R. v. U. 11. 1763.

88 Robert Hassencamp in Vstiwow.

Rolle spielte.*) Auf Wielands Bitten begab sich dieser mit einem Villet zum Dechanten, um ihn um eine geheime Unterredung in der Nacht vom 3. zum 4. November zu ersuchen; der Dechant sagte zu, und von seinem treuen Achates Dettenrieder begleitet, trat der Dichter um elf Uhr seine nächtliche Expedition in den Pfarrhof an. Der Dechant bestätigte ihm zunächst aus eigener Wahrnehmung, daß in den katholischen Kreisen viel von seinem Verhältnisse zu Christine gesprochen werde; wesentlich sei dies die Wirkung der Reden der Mutter Hagel; es sei daher dringend nöthig, einen Skandal zu vermeiden, und dies könne nur durch einen Abbruch seiner Beziehungen zu Christine geschehen. Der katholische Magistrat sei fest entschlossen, sich dieser Heirath zu widersetzen und überhaupt keine Verbindung katholischer Mädchen mit Männern anderer Religion zu dulden. Nur durch einen Proceß gegen beide Magistrate könne er die Heirath erzwingen; dann aber werde er sicherlich Stellung und Bürgerrecht einbüßen. Ohnedies kein mannhafter Charakter und durch diese Perspective völlig geknickt, erklärte der Dichter sich bereit, auf die Forderung des geistlichen Vemthers einzugeben; er versicherte, er habe als Mann von Ehre an dein Mädchen handeln wollen, werde aber fürder keinen geheimen Briefwechsel mit ihr unterhalten und sich überhaupt gänzlich den Wünschen des Dechanten unterordnen, den er als seinen Schutzengel ansehe. In höchst gedrückter Stimmung verließ Wieland um ein Uhr den Pfarrhof.

Der Dechant aber bestimmte an, folgenden Tage Christinens Eltern, ihre Tochter schleunigst aus der Stadt zu entfernen; auf etwaige Fragen nach dein Grunde der Abreise sollten sie angeben, sie hätten entdeckt, daß durch die Beziehungen ihrer Tochter zu Wieland deren Religion Gefahr drohe, und sie seien daher entschlossen, sie gänzlich seinem Anblicke zu entziehen. Infolge der'Rücksprache des geistlichen Hern: mit den Eltern scheint dem Mädchen von diesen hart zugesetzt worden zu sein, so daß sie am folgenden Tage durch Dettenrieder an den Geliebten die Frage stelle?: ließ, ob es denn wahr sei, daß er der Mutt« schriftlich erklärt habe, er wolle nichts mehr mit ihr zu thun haben und überlasse ste völlig ihren: Schicksale. Wieland wollte Christinen eine Nachricht zukommen lassen, aber die sorgfältige Bewachung der Mutter verhinderte es; nur vo« ferne konnte er die Geliebte in der Dachstube ihres Hauses erblicken, und um ihr durch eine Geste wenigstens zu erkennen zu geben, daß sie sich seiner Liebe versichert halten könne, preßte er seine Hand auf das Herz; Christine aber sank von GemütlMufregung überwältigt zusammen. Mehrere Stunden überließ sich der Dichter dem lebhaftesten Schmerze, der dann einer düstern Melancholie Platz machte. Von Neuem brach die Verzweiflung aus, als er am 5. November erfuhr, daß man an: Morgen seine geliebte Christine weggeführt habe, und selbst in den: Briefe, den er vier Tage später an die Vertraute richtet, klingt jene uerzweiflungsvolle Stimmung

5) S. Opferdmgci a. a. Q. O. 205.

«Lin kiebroman des Dichters Chr. Martin Wieland,

89

durch. „Am vergangenen Sonntag Morgen" — schreibt er hier — „hat man sie weggeführt, und ich weiß nicht, wohin; die Mutter besuchte mich noch in der Nacht vor ihrer Abreise und versicherte mir, ... sie werde um jeden Preis verhindern, daß ich etwas von ihr erfahre; ihr ganzes Heil hänge davon ab, für die Zukunft jede Verbindung zwischen uns zu hemmen, jede Erinnerung ihrer Tochter an mich erscheine ihr als Todsünde; diese und tausend ähnliche Dinge führte sie an. Taub blieb sie allen Worten gegenüber, die ich an sie richtete; ich erniedrigte mich dazu, sie zu rühren, aber sie blieb unerbittlich."*) Nahezu zwei Wochen blieb der Dichter ohne jede Kunde, wohin man das Mädchen gebracht, und sein Brief vom 22. November 1763 an Frau von La Roche hallt daher wider von Ausbrüchen der Verzweiflung, von Anklagen gegen sich selbst und gegen die Grundsätze der Gesellschaft, deren Opfer die beiden Liebenden geworden wären, und um so trauriger erschien ihm sein Loos, als ihn grade damals die Ungewißheit über den Ausgang seines Processes auf das Heftigste peinigte.

Endlich empfang er von Christine ein Lebenszeichen: in einem Briefe theilte sie ihm ihren Aufenthalt mit, deutete an, wie ein Briefwechsel zwischen ihnen zu ermöglichen sei, und beschwor den Geliebten, ihr eine Zusammenkunft zu gewähren. Sie befand sich siebzehn Wegstunden von Biberach entfernt in der Nähe von Ulm bei einem Glaser, dessen Frau mit der Mutter Hagel verwandt war. Wieland erwog sofort die Möglichkeit einer Zusammenkunft, und da grade damals der Dichter in Ulm in der Buchhandlung von Bartholomaei jun. feinen Roman Don Silvio di Nosalva verlegen ließ, so wollte er unter dem plausiblen Vormunde, mit diesem Herrn wegen des Druckes Rücksprache zu nehmen, nach Ulm reisen und von dort aus Christine besuchen.**)

Frau von La Roche hatte allerdings eine solche Begegnung widerrathen, aber ein neues Schreiben Christinens — man sieht, daß trotz aller dem Dechanten gegebenen Versprechungen die Correspondenz recht rege war — hatte die frühere Bitte wiederholt und den 6. December als Tag der Zusammenkunft vorgeschlagen. Die Lebhaftigkeit, mit der sie ihre Wünsche äußerte, bestimmte Wieland nachzugeben, und so trat er am 6. December seine Reise an. „Ich habe also" — schreibt er nach der Heimkehr — „dieses theuere Wesen gesehen, und so groß ist die unbeschreibliche Sympathie, die uns beide beherrscht, daß wir für alles, was wir erlitten haben, tausendfach belohnt sind durch einen einzigen dieser Augenblicke, wo unsere Thränen sich in unseren Augen mischten." Er lobt sodann in diesem Briefe ihr gutes Aussehen: „Sie wächst und verschönt sich, daß es ein Segen ist"; „das Aussehen eines Mitteldings zwischen Jungfrau und Mutter, das sie an sich hat, steht ihr ausnehmend gut". „Ich hoffe," — sagt er dann an einer anderen Stelle jenes Briefes — „wenn der hündische Proceß glücklich ausgehen

*) Brief W.'s an Sophie La R.v. 9. N. 1703.

Brief W.'s an S. La R. von 22. Nov. 1763.

91> Robert Hassencamp in Vstlowo.

wird, dann werde ich noch zum Ziele gelangen. Freilich ist es nöthig, daß sie noch einen bestimmten Schritt thun wird, der ihr viel Mühe kosten und große Unannehmlichkeiten mit sich bringen wird; aber es ist unbedingt nöthig, und die heiligsten Pflichten erfordern es."*)

Trotzdem näherte sich das Verhältnis; schon seinein Ende und in einem Briefe, den etwa zwei Monate später Wieland an seine Freundin Sophie richtet, spricht er sich in einem wesentlich elegischen Tone über seine Beziehungen zu Bibi aus. „Beurtheilen Sie" — heißt es hier — „die beinahe unerträgliche Härte meiner Lage! Ich muß nicht nur von ihr getrennt leben und in Umständen, wo ich die Sorge um sie nur mir allein anvertrauen möchte, sie plumpen und feilen Seelen überlassen, sondern, um das Maß des Unglücks voll zu machen, muß ich sie noch durch Hoffnungen täuschen, die ich selbst nicht habe. . . . Wie viel Schwierigkeiten stellen sich selbst dann noch zwischen mich und meine Ruhe, wenn »mein Rechtsstreit zu meinen Gunsten entschieden sein sollte! Die Kleine darf und muß nur ineine legitime Frau sein, und mein Kind muß anerkannt sein. Sie sehen also, was sie zu thun gezwungen ist, bevor sie niir angehören kann. Aber was werden die Folgen sein? Alles dies ist schrecklich, und wenn der Himmel nicht, meiner Verfolgung müde, mir ein Asyl außerhalb jener verruchten Stadt Viberach zeigt, wie wird es dann jemals möglich sein, ineine Pflichten und mein Glück mit den Umständen in Einklang zu bringen!"***) Dieselbe düstere hoffnungslose Stimmung ver-räth sich auch in dem am 16. Februar 1764 geschriebenen Vriefe des Dichters, und dies ist das letzte datirte Schreiben der Sammlung, in dem er feiner Freundin gegenüber Christinens gedenkt.

Wodurch es zu einem Abbruch der Beziehungen kam, darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Gerade bei einer so ercentrischen und schwankenden Natur, wie Wieland, ist es leicht erklärlich, daß die monatelange Trennung von dem Gegenstände seiner Neigung eine Erkaltung seiner Liebe zur Folge haben mußte; die Unsicherheit seiner Zukunft peinigte ihn; die Unterredung mit dein Dechanten und mancherlei Verhandlungen mit den Häuptern des evangelischen Senats hatten ihm zur Genüge dargethan, welche Hindernisse seiner Verbindung mit einem katholischen Mädchen entgegenstanden, und so mag der Dichter, ohnehin kein mannhafter Charakter, der die Schwierigkeiten mit Energie aus dem Wege zu räumen weiß, selbst mit der Zeit eine Lösung des Verhältnisses angestrebt haben. Den letzten Anlaß zur Trennung bot, wie es scheint, jene Forderung, die Wieland selbst in den Briefen vom 21. Dec. 1763 und 9. Februar 1764 Sophie gegenüber andeutet. Hier spricht er zwar nur mit allgemeinen Worten von einem Schritte, den Christine thun müsse, ehe sie seine Gattin werde; aus dem ganzen Zusammenhang aber ist ersichtlich (und obendrein wird es durch einen

*) Brief W.'s an Sophie La N. v. 11. 12. 17Ü3.

**) Brief W,'s an Sophie La N. v. 9. 2. 17I>4.

<Lin liebezroman des Dichters Chi. Martin Wieland. 9^

Brief der Bondeli all Zimmermann bestätigt*), daß hierunter ihr Uebertritt zum Protestantismus zu verstehen ist. Christine hatte sich sicherlich nur mit schwerem Herzen darauf eingelassen, daß ihre gemeinschaftlichen Kinder in der protestantischen Religion erzogen werden sollten; als nun aber die weitergehende Forderung an sie herantrat, setzte das Mädchen, wie dies bei der einfachen frommen Erziehung, die es genossen hatte, bei der ganzen geistigen Atmosphäre, in der es gelebt, nicht anders zu erwarten war, wohl einen energischen Widerstand entgegen; hatte sie dem Manne auch Alles geopfert, ihren Seelenfrieden wollte sie nicht preisgeben — und diese Weigerung scheint dann zur Lösung des Verhältnisses geführt haben.

Wann der Bruch vollzogen wurde, ist gleichfalls ungewiß. Im Frühlinge des Jahres 1764 scheint der Briefwechsel noch fortgedauert zu haben; im Mai oder Juni wurde fodann Christine von einem Mädchen entbunden, das in der Taufe nach der Schutzpatronin der Musik, die gleichsam die erste Ursache seiner Existenz war, den Namen Cäcilie empfing; außerdem wurde es nach seiner Mutter Christine und nach der Frau von La Roche, der Wieland schon vorher eine Pathenstelle angeboten hatte**), Sophie genannt. Das Kind wurde in Kempten untergebracht, die Mutter begab sich nach Augsburg, wo sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brodt verdiente. Der Dichter aber war durch ihr Loos so gerührt, daß er sich nochmals zu einer Begegnung mit Christine verstand, und bei Nacht legte die arme kleine Mutter fünf Wegstunden zu Fuß zurück, um den alten Freund wiederzusehen.***) Bald darauf scheint Wieland definitiv seine Forderung bezüglich des Religionswechsels gestellt, und die Weigerung Christinens dann den Bruch zur Folge gehabt zu haben.

Das Kind Christinens aber mag wohl bald nach seiner Geburt wieder verschieden sein, wenigstens finden wir seiner in keinem Briefe mehr gedacht. Nach dem Tode des Kindes ist dann wahrscheinlich auch die Mutter wieder in die Heimat zurückgekehrt; ja, es hat sogar den Anschein, als ob sie noch einen Versuch der Annäherung an Wieland gemacht habe; wenigstens vermahrt sich dieser in einem Briefe an Frau von La Roche, der zwar nicht datirt ist, aber muthmaßlich in die zweite Hälfte des Jahres 1764 fällt, dagegen, daß er mit Christine wieder einen Verkehr angebahnt habe; er erklärt, er habe keinerlei Antheil an der Rückkehr des Mädchens, habe sie noch nicht gesprochen und nur einmal von ferne gesehen, muß aber zugestehen, daß Christine ihm einen Zettel zugesteckt habe.-f')

Bald darauf aber scheint der Dichter jenes Weib, das er noch vor wenigen Wochen als das theuerste Wesen auf der Welt bezeichnet hatte, völlig

*) S. Bodemann, a. a. O., S. 273.

**) Brief u. 8. 2. 1764.

***) S. den Brief der Julie v. Bondeli an Zimmermann V. 25. 7. 1764 (Nodemann a. a. O. S. 290)-

-j-) Brief Wielands an Sophie La R.: in der Sammlung mit o. 9 bezeichnet.

92 Robert Hassencamp in Vstrowo.

vergessen zu haben: noch im Laufe des Jahres 1764 erörterte er in einem Briefe an Frau von La Roche halb scherzhaft, halb im Ernste das Project, daß ihm seine Jugendfreundin ihre älteste Tochter Maximiliane, die damals noch in den Kinderschuhen steckte, als Gattin aufheben möge,*) und als gegen das Ende des Jahres 1764 Sophiens Schwager, der Bürgermeister von Hillern, aus dem Leben geschieden war, hatte der Dichter nichts Eiligeres zu thun, als bei der trauernden jungen Wittwe Cateau von Hillern, als er ihr den Beileidsbesuch machte, um ihre Hand anzuhalten und — sich bei dieser Gelegenheit einen Korb zu holen.***) Im Laufe des Jahres 1765 aber reichte er dann der weder schönen noch geistreichen, aber nicht unbemittelten Dorothea Hillenbrand die Hand und ging einen Ehebund ein, der nach den ercentrischen und phantastischen Herzensneigungen der Vergangenheit die reine Prosa darstellte.

Und Christine? Nur durch das Kirchenbuch der katholischen Pfarrgemeinde in Viberach erfahren wir über sie einige kärgliche Nachrichten.***) Unter dem 15. Februar 1767 findet sich nämlich hier die Eintragung, daß Marie Christine Haglin an diesem Tage mit Franz Stowasser aus Betschau in Böhmen, Actuar bei dein löblichen k. k. Regiment Angern, getraut worden sei; aus demselben Jahre stammt dann auch noch die Nachricht von der Geburt eines Kindes, und von da ab erlischt auch ihre Spur in den Tauf- und Todtenbüchern. Wahrscheinlich hat das Regiment bald darauf die Garnison gewechselt, und so ist denn auch damals das Ehepaar nach Osten gezogen. Die Rolle aber, die Wieland bei diesen« Liebesverhältnis; gespielt, war keine edle, und man kann im Zweifel sein, ob man sich mehr wundern soll über den Mangel an Selbstbeherrschung bei der auflodernden Leidenschaft und über die Leichtigkeit, mit der er sich über das Verwerfliche feines Vorgehens hinwegtäuscht, oder über die Verzagtheit, die er bei den Schwierigkeiten zeigt, und die Kleinmüthigkeit, mit der er schließlich das Mädchen aufgibt, das ihm ihr Alles geopfert. Es ist daher auch erklärlich, daß Wieland an diese Episode seiner Jugend in seinen späteren Jahren nicht gern erinnert sein »lochte und der Name Christinens nicht mehr über seine Lippen kam. Ein kleines Denkmal hat er ihr indessen in einem seiner Werke gesetzt: Christine Hagel war es, die der guten, kunstlosen, sanftherzigen Gullern, der schwarzen Hausgenossin Demokrits, im ersten Buche der Abderiten als Vorbild gedient hat.

*) In datirter Brief W.'s an Sophie La N. (6. 18. der Sammlung.)

***) S. den Brief bei Julie U. Voudcli an Zimmerniann vom 19. Mai 1765 bei Bodemann a. a. O. S. 284. (Dort steht allerdings 1764, dies muß aber ein Irrthum sein, da damals noch hillein lebte.)

****) Ich verdanke diese Nachrichten der gütigen Mittelmüthigkeit des Herrn Stadtpfarrers Müller in Viberach.

Die Kriminalität in Deutschland.

von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

^it dein Jahre 1882 gehört das Deutsche Reich zu denjenigen Staaten, welche alljährlich sorgfältige, auf Zahlen beruhende 'Rechenschaftsberichte über die Ergebnisse der Strafrechtspflege und den Umfang und Inhalt der verbrecherischen Thätigkeit veröffentlichen, durch die Beschlüsse des Bundesrathes vom 5. December 1881 wurde die Herstellung einer auf das ganze Reichsgebiet sich beziehenden Strafstatistik in Aussicht genommen und damit die Möglichkeit zur Ausfüllung einer Lücke geschaffen, die sich der Wissenschaft nicht minder wie der Gesetzgebung höchst empfindlich bemerkbar gemacht hatte. Die Statistik der deutschen Strafrechtspflege, deren Bearbeitung durch das statistische Amt des Reiches und das Reichsjustizamt erfolgt, erstreckt sich nicht auf die Gesamtheit aller strafbaren Handlungen; es sind von ihr ausgeschlossen alle Übertretungen, sowie alle diejenigen strafbaren Handlungen, welche ein Landesgesetz verletzen, sodaß also nur die Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze ihren Inhalt bilden; trotzdem beansprucht sie die höchste Bedeutung und Wichtigkeit und dieser Unvollständigkeit ungeachtet enthält sie ein getreues Bild der auf die Verletzung der Rechts- und Sittenordnung gerichteten Thätigkeit des deutschen Volkes. In den seit 1882 veröffentlichten Bänden, welche als Musterarbeiten auf statistischem Gebiete bezeichnet werden dürfen, ist ein überreiches Material zur Beurteilung der socialen Zustände unseres Volkes enthalten; nicht nur der Criminalist kann aus ihm eine Fülle von Belehrungen schöpfen, sondern auch der Staatsmann und Volkswirth wird durch das Studium desselben Manches

9H luowig Füll» in Mainz.

lernen und von geradezu unschätzbarem Werthe sind diese statistischen Ergebnisse der Strafrechtspflege für den Völkerpsychologen, welcher es versteht, die Volksseele in ihren so mannigfachen Lebensäußerungen zu verfolgen und den mitunter so verborgenen und versteckten Wegen und Pfaden nachzugehen, auf welchen der Volksgeist wandelt; daß ohne die Kenntniß der Criminalstatistik auch der bedeutendste Culturohistoriker nicht im Stande ist, den derzeitigen Culturzustand der deutschen Nation in zutreffender Weise darzustellen, liegt auf der Hand. Leider wird diese Bedeutung der Criminalstatistik für die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens noch lange nicht in ausreichendem Maße gewürdigt und die so überaus verschiedenen Ansichten über die deutsche Criminalität der Gegenwart erklären sich nicht zuletzt daraus, daß die Statistik für die Meisten ein Buch mit sieben Siegeln ist, das man wohl dem Namen, aber nicht den Inhalte nach kennt. Es mag daher wohl gestattet sein, einige der Hauptergebnisse der Criminalstatistik im Folgenden zur Kenntniß eines größeren Kreises zu bringen; von der Mittheilung von Zahlen sehen wir dabei so gut wie gänzlich ab, weil durch die Heranziehung dieses, für die wissenschaftliche Arbeit allerdings nicht zu entbehrenden Handwerkszeuges der Forschung die Darstellung eine schwerfällige und für den Leser ermüdende würde. —

Seit 1882 hat sich die Zahl der Verbrechen und Vergehen mit Ausnahme des Jahres 1888 ständig vermehrt; zur Zeit kommen auf 1<X> (XX) strafmündige Einwohner des Reichsgebietes 1102 verurtheilte Personen, dagegen 1418 strafbare Handlungen; die Zahl dieser vermehrt sich in erheblicherem Maße als die Zahl jener, woraus mit Recht gefolgert wird, daß das gelegentlich verübte Verbrechen mehr und mehr in den Hintergrund, das gewohnheitsmäßig begangene dagegen in den Vordergrund tritt, eine Thatsache, welche auch durch die höchst bedenkliche Zunahme der rückfälligen Verbrecher in mehr als genügendem Maße bemiesen wird. Die Zunahme der Criminalität ist eine weit stärkere als die der Bevölkerung; während diese sich in der letzten Periode nur um etwas mehr als 5[^], vermehrt hat, beträgt die Vennehrung der Verbrechen und Vergehen mehr als 12[°]/n, gewiß ein Zeichen dafür, daß die Bewegung der Criminalität eine wenig befriedigende genannt werden muß. An dem Gesamtbetrage der strafbaren Handlungen sind die einzelnen Delicte und Delictsgruppen in verschiedenem Grade betheilig. Wie bei allen westeuropäischen Völkern entfällt auch bei den Deutschen der Hauptbetrag der alljährlich begangenen Verbrechen und Vergehen auf die Vermögensdelicte; der Einbruch der besitzlosen Volksklassen in die Vermögens- und Eigenthumsrechte der Besitzenden bildet die Straftat, gegen welche der Staat am häufigsten einschreiten muß; unter den Vermögensdelicten ist der Diebstahl in seinen verschiedenen Formen bei Weitem das wichtigste Delict, er ist nicht nur für die ganze Gruppe, sondern auch für das ganze Budget der Verbrechen und Vergehen maßgebend und die Vennehrung oder Verminderung der diebischen Antastungen des Eigenthums drückt sich in der Bewegung der

Vi« Criminalität in Deutschland. 95

Criminalität überhaupt deutlich genug aus. Die Vermögensdelicte haben sich in Deutschland 1882—1886 ständig vermehrt, mit diesem Jahre trat eine Verminderung ein, die leider jedoch nur eine vorübergehende war und im Jahre 1889 einer starken Vermehrung Platz gemacht hat-, die Gründe, welche hierfür maßgebend sind, sind unschwer festzustellen; die Verbrechen gegen das Vermögen werden in erster Linie durch Noth und Elend hervorgerufen, der Zustand der wirtschaftlichen Verhältnisse, die Höhe der Lebensmittelpreise sind für ihre größere oder geringere Häufigkeit von erheblicher Bedeutung, und wenn in der Criminalstatistik ein Satz allgemein anerkannt ist, so ist es der, daß die Vertheuerung der wichtigsten Lebensmittel eine Vermehrung der Vermögensdelicte und speciell der Diebstähle fast regelmäßig zur Folge hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir die so außerordentlich beträchtliche Zunahme dieser Delicte im Jahre 1889 auf die Erhöhung der Preise der Lebensmittel zurückzuführen haben, und es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß eine rückläufige Bewegung erst dann zu constatiren sein wird, wenn die Massen der Bevölkerung wieder in der Lage sind, zu bescheideneren Preisen, die für ihren Lebensunterhalt nothwendige Nahrung sich beschaffen zu können. Der sociale Charakter der Verbrechen als Massenerscheinung zeigt sich bei keiner Delictsgruppe so deutlich, wie bei den Vermögensverbrechen, und nicht mit Unrecht hat man deshalb gesagt, daß in ihrer Zahl das Massenelend und die Massenarmuth zum Ausdruck komme. Je ärmer ein Landstrich, um so zahlreicher die Vermögensverbrechen, und die geographische Vertheilung derselben auf das Reichsgebiet bestätigt diesen Satz vollinhaltlich; in dem ärmeren Osten, an dem östlichen Grenzwall des Reiches erreichen die Verurtheilungen wegen Diebstahls die höchsten, in dem reicheren Westen und Südwesten die niedrigsten Zahlen.

Nächst den Vermögensverbrechen beanspruchen in dem Budget deutscher Criminalität die Verbrechen und Vergehen gegen die Person die größte Aufmerksamkeit; auch diese haben sich seit 1882 stetig vermehrt und besonders stark ist die Vermehrung bei dem wichtigsten Delicte der ganzen Gruppe, der Körperverletzung gewesen; in dem Jahre 1889 wurden wegen gefährlicher Körperverletzung 57191 Personen verurtheilt, 1882 hingegen nur 38 291, die Statistik erweist also eine Vermehrung, die hinter der Verdoppelung nicht weit zurückbleibt; mich andere Delicte dieser Gruppe, so vor Allein die Sittlichkeitsverbrechen, weisen eine beachtenswerthe Zunahme auf, die jedoch auch nicht entfernt an die Vermehrung der ebengenannten Delicte heranreicht. Zweifellos muß hierin ein uollgiltiger Beweis dafür erblickt werden, daß die Verrohung in bedenklicher Weise zugenommen hat, und höchst bedauerlich ist es, daß die Bestrafung der Körperverletzung, dieses Rohheitsdelictes par «x-Willies, in vielen, ja geradezu in den meisten Fällen, eine überaus milde ist. Die Vermehrung der Körperverletzungen hängt mit der Ausbreitung der Trunksucht in erster Linie zusammen; die geographische Vertheilung derselben zeigt, daß in denjenigen Theilen des Reiches, in welchen am meisten getrunken Noib und Süd. I.XI, 181,?

96 Ludwig Fuld in Mainz.

wird, die Zahl der Körperverletzungen die größte ist; während die bayrischen Gebiete in Ansehung der Zahl der Vermögensdelicte eine weit günstigere Stelle erhalten, als die östlichen und nördlichen Theile des Reiches, übertreffen sie diese, was den Umfang und die Häufigkeit der Verletzungen der körperlichen Integrität anlangt, bei Weitem und es ist bezeichnend, daß in einen» von der Natur so reich gesegneten und blühenden Landstrich wie in der Rheinpfalz verhältnißmäßig die meisten Körperverletzungen verübt werden. Das Verhältniß der Geschlechter unter den verurtheilten Personen hat während der ganzen Beobachtungsperiode keine wesentliche Veränderung erlitten: es betheiligen sich die weiblichen Personen in Deutschland in etwa fünf Mal geringerem Maße an den Verbrechen als die männlichen; natürlich bleibt sich dieses Verhältniß, bei den einzelnen Delicten nicht gleich, bei manchen ist der verhältnißmäßige Antheil der weiblichen Personen ein weit erheblicherer, bei anderen wiederum ein wesentlich geringerer, zu jenen gehören Mord, Todtschlag, Meineid, einfacher Diebstahl, Hehlerei und Brandstiftung, zu diesen die Sittlichkeitsverbrechen, Raub und die mit dem öffentlichen Leben zusammenhängenden Straftthaten; die Betheiligung des weiblichen Geschlechtes an Verbrechen giebt zu besonderen Bedenken keinen Anlaß, wenn auch wohl zu beachten ist, daß die Zahl der Rückfälligen unter den verurtheilten Frauen eine relativ erhebliche ist und daß sich unter den vorbestraften Frauen recht viele befinden, welche nicht einmal, sondern mehrmals bestraft wurden; es zeigt sich hier die Wahrheit der bekannten Erfahrung, daß, wenn erst das Weib einmal in die Schlingen des Verbrechens gefallen ist, der ersten Verfehlung weitere folgen.

Sehr ungünstige Ergebnisse bietet die Strafstatistik in Ansehung der Betheiligung jugendlicher Personen am Verbrechen und vielleicht verdient kein Abschnitt der statistischen Darstellungen die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers in höherem Maße als der hierauf bezügliche. Die Betheiligung der im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren stehenden Personen an den strafbaren Handlungen ist seit 1882 derart gestiegen, daß auf diese Personen nunmehr der zehnte Theil aller Verurtheilungen fällt; bei einzelnen Delicten ist dieselbe aber weit bedeutender, und die tiefe Entartung der jugendlichen Altersklassen wird vor Allein dadurch bewiesen, daß es die schwersten Verbrechen sind, an welchen sich die Jugend in besonders hervorragendem Maße betheilt; es gehören hierher nicht nur Brandstiftung, schwerer Diebstahl, Raub und Erpressung, sondern auch die schwersten Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß von den bestrafte Jugendlichen ein sehr großer Theil, mehr als der dritte, erst im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren steht und daß auch diese Personen wegen der Verübung der schwersten Verbrechen verurtheilt werden mußten. Die Verurtheilung einer im jugendlichen Alter stehenden Person kann aber nach deutschem Strafrechte nur erfolge», wenn der Richter feststellt, daß sie in geistiger Beziehung die nöthige Reife besaß, um die Strafbarkeit der be-

Die Criminalität in Deutschland. 9?

treffenden Handlung einsehen zu können; wenn nun die Verurteilung solcher Personen wegen schwerer Uebelthaten von Jahr zu Jahr in steigendem Umfange erfolgt, so kann allerdings nicht daran gezweifelt werden, daß die jugendlichen Altersklassen in bedenklichster Weise entartet sind, und der Kriminalist hatte wohl Veranlassung, sich an das schöne Wort zu erinnern, welches der große Herzens- und Menschenkenner im Hamlet ausspricht:

Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,
Und in der Früh' und frischem Thau der Jugend
Ist giftiger Anhauch am gefährlichsten.

Auch die jugendlichen Verurtheilten weisen eine große Zahl Vorbestrafter auf und wie unter den erwachsenen Verbrechern, so hat sich auch unter den kaum dem Knabenalter entwachsenen Sündern der Antheil der Rückfälligen sehr erheblich vermehrt. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Umständen eine Verminderung des Verbrecherthums für die nächste Zeit nicht erwartet werden kann, und die Perspektiven, welche uns die Statistik der jugendlichen Verbrecher eröffnet, können nur als höchst unerfreuliche bezeichnet werden; sind erst diese jugendlichen Uebelthäter vollständig herangewachsen, so werden sie die Reihen der Verbrecherbataillone verstärken und vor Allein dazu beitragen, daß das Gewerbs- und Gewohnheitsverbrecherthum die Thätigkeit der Polizei- und Gerichtsbehörden noch in weit höherem Matze fesselt, als dies jetzt der Fall ist.

Der Antheil, welcher von den alljährlich begangenen Verbrechen auf die Angehörigen der verschiedenen Religionen fällt, ist in der Hauptsache während der ganzen Beobachtungsperiode derselbe geblieben; im Allgemeinen ist die Criminalität der Katholiken größer als die der Protestanten, während diese die jüdische Criminalität bei Weitem übertrifft; selbstverständlich darf man diese Verschiedenheit nicht auf die religiösen Lehren zurückführen; die relativ größere Criminalität der Katholiken erklärt sich einfach durch die Tatsache, daß die Gegenden, in welchen die Verbrechen und Vergehen besonders häufig begangen werden, von einer katholischen Einwohnerschaft vorzugsweise bewohnt sind, während für die Erklärung der geringeren Criminalität der jüdischen Bevölkerung in erster Linie auf deren größere Wohlhabenheit Hinzumeisen ist; erheblicher als die Criminalität der christlichen Bevölkerung ist die der jüdischen bei Betrug, Urkundenfälschung und Erpressung, was durch die bekanntlich höchst rege Beteiligung derselben an Handel und Gewerbe zu erklären ist, mit welchen Berufen die Gelegenheit zur Verübung dieser Straftthaten in reichem Maße verbunden ist. Einen praktischen Werth haben die Untersuchungen über die Stärke der einzelnen Religionen unter den Verbrechern überhaupt nicht, ein Einfluß der Religion auf die Criminalität muß, soweit die in Deutschland anerkannten, ihren« ethischen Gehalte nach in der Hauptsache übereinstimmenden Religionen in Betracht kommen, in Abrede

98 Ludwig Fuld in Mainz.

gestellt werden; das Moment der Religion trifft mit socialen Momenten zusammen, welche in ihrer Gesammtheit die mit Unrecht sonst der Religion beigelegte Wirkung haben, und die deutsche Statistik kann deshalb den Ausspruch eines geistvollen italienischen (belehrten, der sagt: „Aon L rapport» c!i cauFklita tra 1a rsÜFimw 6 1a moralita" nur bestätigen.

Auch die Nethheiligung der einzelnen Berufe an den Verbrechen hat sich so gut wie nicht verändert; wenn man davon absieht, daß die Mehrheit der Verbrecher zu den Berufslosen gehört, so zeigen die dem Handel und Verkehr Angehörigen ungünstigere Verhältnisse als die in der Industrie und Landwirthschaft Thätigen, während die häuslichen Dienstboten die günstigsten aufweisen; in anderen Ländern ist das Verhältnis; nicht dasselbe, so ist die Kriminalität in Frankreich bei den Dienstboten besonders groß, während auch dort die Landwirthschaft wesentlich günstiger gestellt ist, als Handel und Verkehr. Daß die unselbständigen Personen einen größeren Antheil zu den Verbrechen stellen wie die Selbständigen, kann nicht überraschen. Was die Vetheiligung der verschiedenen Berufe an den einzelnen Delicten anlangt, so ist die landwirthschaftliche Bevölkerung bei gefährlicher Körperverletzung, Brandstiftung und Diebstahl stark, bei Sittlichkeitsdelicten und den eine gewisse Rafsinirtheit erfordernden Vermögensverbrechen hingegen nur schwach bctheiligt; letztere bilden die Hauptdelicte der Angehörigen des Handels- und Industrie-standes; eine ziemlich ungünstige Stellung nehmen die sogenannten liberalen Berufe ein, sie stellen ein erhebliches Kontingent zu den wegen Sittlichkeit"-verbrechen verurtheilten Personen, eine Thatsache, die auch in anderen Ländern beobachtet worden ist. Es bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung, das; auch das Moment des Berufes mit anderen socialen Momenten zusammen- trifft und deshalb nicht allein für die größere oder geringere Criminalität der einem bestimmten Berufe Angehörigen verantwortlich gemacht werden kann; die relativ günstige Stellung der Landwirthschaft erklärt sich vor Allem da- durch, daß der Gelegenheiten zur Verübung von Verbrechen in ihr die wenigsten sind; die Gelegenheit macht nicht nur, wie das Sprüchwort sagt, Diebe, sondern Verbrecher überhaupt.

Der Einfluß des Familienstandes anf die Criminalität läßt sich nur mit großer Vorsicht in richtiger Weise würdigen, da derselbe durch andere Momente wie Alter, wirthschaftliche Lage, Beruf zum größten Theile ver- wischt wird; die Ehe schlechthin als ein Palliativ gegen verbrecherische Ver- suchungen zu betrachten, kann nicht als richtig bezeichnet werden, doch stellen sich allerdings bei einer großen Anzahl von Delicten die Verheirateten günstiger als die Ledigen; in den Altersklassen unter 40 Jahren ist die Criminalität der Unverehelichten bei den meisten Verbrechen stärker als die der Ver- heirateten, während unter den im Alter von 40 bis 80 Jahren Stehenden der auf die letzteren entfallende Antheil an den Verbrechen überhaupt erheb- licher ist wie derjenige, den die ersteren stellen; auch im Greisenalter ist die Criminalität der Verheirateten, mit Ausnahme bei Mord und Todtschlag,

vie kriminalität in Veutschland. 99

bedeutender als die der Ledigen, Geschiedenen und Verwittweten, und es muß hervorgehoben werden, daß der relative Procentsatz verheirateter Personen unter den wegen Sittlichkeitsverbrechen Verurtheilten ein recht hoher ist. Französische und italienische Criminalisten haben dieser auffallenden Thatsache größere Erörterungen gewidmet und die Erklärung dafür vor Allein in dem Umstände gefunden, daß viele Ehen ohne Liebe geschlossen werden; „es giebt eine Art Auffassung der Ehe," sagt Tarde, „die der Libertinage und Debauche sehr nahekommt." Wir werden diese Erklärung auch für die deutschen Verhältnisse als zutreffend anzunehmen haben und demgemäß die vielverbreitete Anschauung zurückweisen müssen, daß die Ehe schlechthin eine Panacee gegen das Verbrechen bildet.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Zahl der rückfälligen Verbrechen von Jahr zu Jahr gestiegen ist; zur Zeit besteht fast der dritte Theil aller Verurtheilten aus vorbestraften Personen; eine besonders intensive Vermehrung hat die Zahl der mit mehreren Vorstrafen belegten Rückfälligen erfahren und für die geringe Wirksamkeit der Strafen ist es bezeichnend, daß der größte Theil der Rückfälligen in kürzester Frist seit der Verbüßung der letzten Strafe das neue Verbrechen begeht; gerade bei den schwersten Verbrechen ist die Zahl der Rückfälligen besonders groß und wohl oder übel muß die Strafrechtswissenschaft aus den Ergebnissen der Statistik den Schluß ziehen, daß ein Theil der Verbrecher zu den unverbesserlichen gehört, gegen welche sich die Gesellschaft nur dadurch zu schützen im Stand? ist, daß sie dieselben dauernd unschädlich macht.

Werfen wir noch einen Blick auf die Angaben der Statistik über die Begehungszeit der strafbaren Handlungen, so erfahren wir, daß die meisten Verbrechen gegen die Person während des Sommers, die meisten Verbrechen gegen das Vermögen dagegen während des Winters verübt werden, nächst dem Winter bildet der Herbst die Jahreszeit, in welcher das Vermögen am häufigsten angetastet wird, während im Sommer und Frühling die Häufigkeit der Antastung annähernd dieselbe ist; für die Verbrechen gegen die Person ist nächst dem Sommer der Herbst die kritische Jahreszeit, während die Zahl dieser Delicte im Winter verhältnißmäßig am tiefsten sinkt. Der Höhepunkt der Sittlichkeitsverbrechen liegt in dem Sommer. Für die Erklärung dieser Vertheilung kommt einerseits der Einfluß der während des Winters stets fühlbareren wirtschaftlichen Roth in Betracht, andererseits aber der Einfluß der Temperatur. Wenn es auch übertrieben und geradezu falsch ist, mit Lombroso zu sagen, daß man ebenso einen Kalender der Verbrechen zusammenstellen könnte, wie auf Grund der Blüthezeit der Pflanzen einen botanischen Kalender, so ist doch andererseits nicht zu bezweifeln, daß die Steigerung der Temperatur die Widerstandskraft gegen gewisse Verbrechen abschwächt, und der Moralstatistik ist es längst bekannt, daß im Sommer nicht nur die Sittlichkeitsverbrechen, sondern auch die Selbstmord- und Irrsinns-Fälle ihren Höhepunkt erreichen. Die Anerkennung dieses Einflusses der Temperatur auf die ver-

^ov tudwig Fuld in Mainz.

brecherischen Neigungen zwingt uns natürlich nicht, der mechanisch-deterministischen Anschauung beizupflichten, welche behauptet, daß in Folge des während des Sommers geringeren Bedarfes an Stoffen zur Erhaltung der körperlichen Wärme ein Kräfteüberfluß eintritt, der im Zusammenhang mit einer größeren Reizbarkeit sich in verbrecherischen Handlungen äußert; die tiefere Betrachtung der Thatsache wird die Erklärung nicht sowohl auf dem physiologischen, sondern auf dem psychologischen Gebiete zu suchen haben, und die Verantwortlichkeit des Verbrechers für seine That wird durch die nachweisbaren Einflüsse der Temperatur nicht im Geringsten berührt.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ergibt sich, daß die Criminalität in Deutschland nach mehr als einer Richtung ein recht ungünstiges und unbefriedigendes Bild darbietet, und leider kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Mittel, mit welchen der Staat das Verbrechen bekämpft, sich mehrfach als unbrauchbar und ungeeignet erwiesen haben. Die Reform des Strafrechtes und der Strafrechtspflege wird gegenwärtig in weiten Kreisen mit großer Lebhaftigkeit erörtert, angesehene Vereine beschäftigen sich mit ihr, in einer schwer zu übersehenden Literatur werden die verschiedensten Reformvorschläge entwickelt und mehr und mehr drängt sich auch den Vertretern der alten Traditionen die Ueberzeugung auf, daß ohne eine durchgreifende Aenderung der geltenden Gesetzgebung eine wirksame Bekämpfung des Verbrechens nicht zu erhoffen ist. Die Criminalstatistik rechtfertigt diese Bestrebungen in vollem Maße, sie weist aber andererseits auch darauf hin, daß man von der Aenderung der Gesetzgebung nicht allein eine Besserung erwarten darf, sie bietet Material genug, um den engen Zusammenhang des Verbrechens mit den socialen Verhältnissen deutlich erkennen zu lassen. Das Verbrechen ist eine sociale Erscheinung; von diesem Satze muß die Gesetzgebung, muß die Strafrechtsreform ausgehen, und so lange derselbe nicht allenthalben in gebührendem Maße anerkannt wird, kann die Bekämpfung der Criminalität auf Erfolge nicht rechnen. Die Aufsehen erregenden Straffälle unserer Zeit bestätigen die Richtigkeit dieses Satzes, dessen Verkennung und Ignorirung in erster Linie dafür verantwortlich zu machen ist, daß am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts die Befriedigung, welche die Strafrechtspflege gewährt, von Jahr zu Jahr eine geringere wird.

Henrik Ibsen als Frauenschilderer.

von

L. Marlililm.

— Berlin, —

Aber meinein Tisch hängt ein alter Stich nach einem Frauen-Portrait des jüngeren Holbein in der Nindsorgalerie. Es ist ein ganz Heddl Gabler'sches Gesicht — Hedda Gabler vor dreihundert Jahren. Eine linienschöne Person nach der neuesten damaligen Mode gekleidet, einen halben Heiligenschein auf dem Kopf, mit hochgezogenen Puffenärmeln und hohem Kragen, Alles recht sittlich eingezwängt und eingeschnürt, und dazu ein unergründliches Gesicht mit kalten verschleierte Augen und einem schmalen Mund, der nichts Gutes verspricht. Es ist eine wohlerzogene Dame aus guter Familie, die bestimmt nicht abspringt, weder vom Zug noch vom Wagen, aber vielleicht zu sich einsteigen läßt. Und sie sieht so bewußt unschuldig und anständig lockend aus, als hätte sie auch einen Eckert Löuborg gehabt, um sie theoretisch in das Leben der jungen Männer einzuweihen. Hedda Gabler — das ist die Dame aus der höheren Bourgeoisie, reinlich skelettirt und präparirt, daß jeder des Studiums der Lebenserscheinungen und des Standesgepräges Beflissene sie mit Hilfe einiger Vorkenntnisse in ihrer inneren Structur, wenn ich so sagen darf, im Knochenbau ihrer Seele genau sondiren und studiren kann. Und um als alter Lebenskenner ein wenig von der Spur abzulenken, auf der er jagte, gab Ibsen die Parole aus: diesmal ist's blos eine psychologische Studie, nichts von Gesellschaftskritik und Entrüstungsvessimismns. Liebe gute und schlechte Gesellschaft, du kannst ruhig sein!

Aber die Gesellschaft war nicht ruhig. Diese Hedda Gabler war ein

^02 t. Maiholm in Nerlin,

Stück, das chr mißsiel. Zunächst hatte es alle Damen gegen sich, die mit einem solchen moralischen Ungeheuer kleinen Stils jede Gemeinschaft ablehnten, dann alle Damenverehrer, die das ganze Geschlecht durch sie gekränkt fanden, endlich die meisten Männer, die nichts Psychologisches, weder männliche noch weibliche Psychologie, darin zu entdecken vermochten.

Und das war nicht blos so in Deutschland und nicht blos so in England, der Heimat der Fraueuemancipation und sittlichen Entrüstung, auch in des Dichters eigenem Skandinavien wurde man scheu. Die Priester, die das heilige Feuer auf den Altären des großen Geschiedenen hüteten, spitzten die Ohren: Was ist das, fängt er nuu an, aus dem Grabe zu reden? und die keuschen Priesterinnen des reinen Ibsencultus beobachteten ein drohendes Schweigen. Es entstand eine Stille daheim und draußen um das gefährliche Stück — die Stille vor dem Gewitter, wo es Schlössen regnet.

Einem andere» Dichter hätte es gleich auf den Pelz gebrannt. Aber der große Name des großen Propheten hielt Hände und Zungen noch im Zaume.

Und unter uus, Ibsens freien Geistern: so ganz glücklich ist der greise Augur diesmal auch vielleicht nicht gewesen? Es ist diesmal ein bischen mehr vom Schnürchen sichtbar im dramatischen Puppenspiel als gewöhnlich, und die beiden Pistolenschüsse in diesem bürgerlichen Vummelmilieu bringen uns nuu vollends um die Illusion. Und nun noch gar: in verschiedenen Schönheitsgraden sterben! und mit und ohne Weinlaub im Haar leben! — a, lieber Gott, wo spricht man denn so, und vor Allem: wo, in der oberen oder unteren Welt, denkt man denn so?

Man muß das Gerüst abtragen und sein Handwerkszeug bei Seite schaffen, verehrter Meister, wenn das Haus fertig ist.

Und doch! so glatt ist die Geschichte nicht abgemacht. Es versteckt sich noch etwas im Stück, das nirgeudwo mit einem Wort gesagt ist, das aber zuweilen zuckt und klopft wie ein kranker Nerv; und wer diesen Nerv zu fassen bekäme, der hielte das intimste Leben dieser Dichtung in der Hand. Nur daß man bei Ibsen nie weiß, ob man wirklich an den centralen Nerv rührt oder nicht rührt — vielleicht weil dieser Nerv keine Seelenschwinguug ist, in der des Dichters ganzer Ichcompier mitbebt, sondern ein Gedanken- zuöen im Gehini, das von anderen Factoreu kommt.

Der Punkt aber, auf dessen Berührung die Walze in „Hedda Gabler“ sich zu drehen anfängt und das ganze Stück sich reinlich herunterspielt mit starker Resonanz und aufgeschlagenem Deckel ist: die Auflösung eines Ideals.

In „Nora“ formulirte Ibsen das moderne Frauenideal; in „Hedda Gabler“ löste er es auf. Was dazwischen liegt, ist langsame Minirarbeit. Der Bergmann ist (siehe die intimen Selbstbekenntnisse in Ibsens Gedichten) in die Tiefe gestiegen und gräbt und hackt iin Dunkelu. Kein Tag scheint zu ihm hinein, er weiß selbst nicht, was er sucht, und er weiß nicht, was

Henrik Ibsen als Franenschilderer. ^03

er findet. Sind es Diamanten, sind es Kohlen? Im Dunkeln sitzend, wie er, entdeckte er das „unterdrückte Weib“ und holte es herauf und glaubte, er hätte den Schatz gehoben und den Diamanten gefunden. Aber als er ihn zu bearbeiten ansah, sah er, daß es nur Bergkrystall zu fein schien, und als er näher untersuchte, hielt er bloß Kohle in der Hand.

„Nora“ war der ungeschliffene Diamant, „die Frau vom Meere“ der geschliffene Bergkrystall, „Hedda Gabler“ ist Kohle, aber eine schlechte Gattung, die keine Wärme giebt.

Wie wurde Henrik Ibsen, „Is «Slöbre bss-dlsuists“, wie ihn ein ebenso berühmter Landsmann nannte, zum Strindberg'schen Misogyn?

— „Der Mann schuf das Weib — woraus doch?“ sagt Nietzsche.

„Aus einer Nippe seines Gottes, des Ideals.“

In diesem kleinen Bonmot des großen Lebenskenners, scheint mir, haben wir Alles beisammen, was je von Manne über das Weib gesagt, gedacht, gefühlt und gesungen worden ist — die ganze Dichtung des Mannes vom Weibe iri nu«?.

Alle seine Eitelkeiten und alle seine Bedürfnisse, die zartesten Melodien seiner Seele und die brutalsten Forderungen seiner Sinne, all sein Können und Nichtkönnen, seine ganze Feinheit und seine ganze Dummheit hat der Mann verewigt in seinem Liede vom Weibe.

Das Weib schmiegt. Oder wenn es sich hören ließ, so war es nichts Besonderes. In den alten Zeiten erhob es zuweilen ein Gezwitscher wie ein Vogelmeibchen — in den neuen Zeiten (man denke an die berühmten Schriftstellerinnen: George Sand, Georges Elliot, Frau Edgren :c.) bemoralisirte es den Mann. Und da das Geschlecht der modernen Schriftstellerinnen eine gewisse natürliche Anlage hat, sich in Hosen zu bewegen, so kann man sie eigentlich nicht unter die Kategorie „Frauen“ rechnen, sondern in eine Uebergangsformation.

Das intacte Weib hat sich nie verrathen, es hat nie über sich selbst aus der Schule geplaudert — warum? Das gehört nicht hierher — es hat geliebt und sich lieben lassen, so gut es konnte, es hat gehaßt und gequält, und das konnte es gut, und sein glücklich-unglückliches Versuchsobject hat gedichtet und gesungen, gejubelt und gelitten, gesungen und gedichtet. . .

Darum ist Alles, was der Mann vom Weibe geschrieben, eine Dichtung über des Mannes Vorstellung vom Weibe, ein Ausdruck von dem, was der Mann am Weibe bedarf, beim Weibe sucht, vom Weibe verlangt, bei ihm findet oder nicht findet, eine Spiegelung des wechselnden Spiels der Mannesseele durch alle Zeiten.

Darum schuf auch jeder Mann, jede Nation, jedes Zeitalter einen bestimmten Typus von Frauen.

Die französische Oberflächensensualität variirte durch die Jahrhunderte den Typus der saugenden, quecksilbernen Kokette, die beiden großen deutschen Frauendichter Goethe und Keller schufen das unreflectirte, innig-sinnliche

(OH I. Malcolm in Verlin.

Naturkind, John Bull hat seit der Renaissance sich als Mann so gewissenhaft versimpelt, daß er gar keinen weibmenschlichen Typus mehr, nur noch Elfen und ähnliches reines Phantasiezeug zu schaffen vermochte, in der neikn skandinavischen Dichtung sind die Frauen eine internationale Leihcollectwn, mit Ausnahme der Strindberg'schen Hyäne und des Ibsen'schen „denkenden Weibes.“

Das Strindberg'sche Weib-Fatum, der grauenhafte Vampyr, der das Blut des in Wollust und Abscheu zuckenden Mannes saugt — ein Bild für eine Mar Klinger'sche Radirung, für Wicien Rops' Nachtstück-Mysterien — kann nicht mit Worten ergründet und geschildert werden, kann nicht plastisch veranschaulicht werden — dazu bedarf es des Helldunkels, der wirklich-unwirklichen Körperlichkeit in den Schöpfungen eines großen Malers. Bleibt übrig: das Ibsen'sche Weib.

Und das Ibsen'sche Weib hält jetzt seinen Zug durch Europa.

Grund genug, sie zu betrachten, wie sie vor uns steht in seiner Dichtung — wie sie vor uns steht im Leben.

Hedda, Ellida („Meerftau“), Rebecca („Nosmersholm“), Gina, Hedwig („Wildente“), Frau Alwing („Gespenster“), Nora, Petra („Volksfeind“), Telma („Bund der Jugend“), Lona („Stützen der Gesellschaft“), Solveig („Per Gynt“), Agnes („Brand“), Schwanhild („Komödie der Liebe“) — da haben wir Ibsens Production, seitdem er Ibsen wurde, er selbst, der Suchende, der Zersetzende, der große Mißtrauer.

Der erste, ganz allgemeine Zug an allen diesen Frauengestalten ist: sie sind unverstanden.

Der zweite, ebenso allgemeine Zug ist: sie sind unverheirathet oder unglücklich verheirathet, d. h. sinnlich unbefriedigt; diese sinnliche Unbefriedigung setzt sich dann jedesmal ebenso ganz im Allgemeineil in geistige Unbefriedigt-heit um, ci-ßc» haben wir das denkende Weib, das lesende Weib, das sich bildende Weib, mit anderen Worten: die Dame aus der Bourgeoisie, die Zeit hat.

Ibsens allererste Periode gehörte dem traditionellen, aus Deutschland importirten historischen Drama; das romantisch-kritische, lyrisch-dramatische Gedicht („Brand“, „Per Gynt“ mit seinen überlieferten Männerretterinnen, weiblichen Engelsgestalten) schob sich dazwischen; alle seine übrigen Impulse als Dichter empfing er von der Gesellschaftskritik, näher bestimmt: von der Kritik der Mittelklassen.

Er war der Nebell gewordene Bourgeois, der gegen das Fleisch und die Ideale seines Milieus die Skorpionengeißel schwang, der Dichter der Bourgeoisie, in dem die Bourgeoisie sich selbst auflöste.

Jede seiner Dichtungen ist die Auflösung eines bürgerlichen Ideals, und jedesmal ist es das Weib der Bourgeoisie, durch das der Auflösungsproceß ans Licht gestellt wird.

Sein erstes gesellschaftzersetzendes Stück war jene bitterste aller Parodien

Heniif Ibsen alz Fiauenschilderer. ^05

auf die legitimen Verbindungen, die je geschrieben worden: „die Komödie der Liebe". Niemals ist das Institut der Ehe lächerlicher gemacht und die Basis des Bürgerthums: seine Ehrbarkeit, unbarmherziger zerzaust worden. Und zugleich ist der Ibsen'sche Grundton für des Mannes Verhältnis; zum Weibe, oder was dasselbe ist: des Weibes Verhältnis; zum Manne, hier schon hart und sicher angeschlagen. Das Weib kann nicht mit dem Manne leben, mit keinem Manne; Schmanhild, die Falk liebt, giebt sich ihm nicht, weder für heute noch für immer — damit ihre Liebe intact bleibe: sie heirathet einen alten Naisonneur, und Falk zieht begeistert ab und singt ein Lied auf die ewige Jugend.

Es ist die Negation des Lebens selbst, die Naturlosigkeit des Einzelnen, der allein stehen will, aus der sich dieses bürgerliche Stück eines Bürgerlichen geformt hat. Ein tiefes, psycho-physisches Krankheitsmoment des Milieus? des Dichters? aller beider?

„Die Stützen der Gesellschaft" sind eine Glorification des Weibes, des Weibes, das allein stehen kann, der alten Jungfer. Es sind drei alte Jungfern in dem Stücke, eine active und zwei passive, die die reine Gottesvorsehung auf Erden sind. Es war wirklich fehr hübsch von Ibsen, die Vielübersehenen auf den Hochsitz geführt zu haben — aber die Hauptjungfer, Lona, ein wunderliches Mann- und Emancipationsweib, will sich nicht verheirathen, hat einmal eine böse Erfahrung gemacht, will sich nicht selbst dransetzen im schauerlichsten und seligsten aller Wagespiele, will lieber am Ufer stehen und Vorsehung agiren. Selma („Bund der Jugend"), Petra („Volksfeind"), Ginn, Hedwig („Wildente") — vier echte Bourgeoisieproducte; Selma, das Zierpüvpchen (Nora im Keim), die Poesie des reichen Kaufmannshauses, wie der reiche Kaufmann Poesie versteht, die nicht länger Poesie sein will und ihrem gutmüthigen Mann, als Alles zusammenbricht, Liebe und Ehe kündigt, weil er sie nicht hat „theilnehmen lassen" an seinen Sorgen und Geschäften; Petra, die erwerbende Tochter eines dürftigen Bürgerhauses, das arme Neutrum, das vergessen hat, daß es Weib ist, und dem gegenüber der junge Mann das Weib in ihr vergißt; Gina (in Ibsens tiefstem Stück) das Mittagstisch- und Haushaltungsfräulein ohne persönlichen Wahlinstinct, und ihr Kind, die bleichsüchtige, hnterisch-eraltirte Hedwig, echte Wirklichkeitserassungen und ebenso echte Weibnegationen in dem centralen Lebensmoment des Weibes; Nora endlich und Frau Alwing, die beiden großen Ahnfrauen des ganzen Geschlechts der denkenden und schreibenden Gattinnen, das in Skandinavien in ihren Spuren emporschoß, Nora, dieses Doppelwesen, in dem die Beobachtung und die Reflexion des Dichters wie zwei getheilte Stämme nebeneinander wachsen, und Frau Alwing, in der Ibsen selbst sich als Weib verkleidete, sie sind, jede einzeln und alle zusammen, die Freimachung des Weibes vom Hause, das durchschnittene Tischtuch auf dem bürgerlichen Tisch, die aufbrechende Fäulnih der bürgerlichen Ehe, die edlen Frauen, die an den schlechten Männern zu Grunde gehen würden, wenn sie

I.06 | Maiholm in Verlin.

nicht die starken Frauen wären, die sich von den schwachen Männern losreißen und als Konsequenz der einen naturwidrigen Seite dieses Processes?, wie weiland Daphne in einen Lorbeer auf ihrer Flucht vor dem Mann verwandelt ward, in Neutra verwandelt werden auf ihrer Flucht vor der Ehe. Vis hierher hatte Ibsens Dichtung zwei Seiten, die in scharfem Contraste zu einander standen: die eine ganz negativ, pessimistisch, richtend, war lauter Blätter im Schuldbuch des Bürgerthums als Gesellschaftsklasse, als die Gesellschaftsklasse, welche die herrschende ist, und welche er zugleich, auf Grund ihres moralischen Bankrotts, als die zerfallende betrachtet. Der Ort der Handlung ist immer ein sictiver, kosmopolitisch gefärbter; daß die handelnden Personen auf dem Continent für so norwegisch gelten, ist nicht Ibsens Schildd, er hatte sie, als geborener Norweger und späterer Einsiedler, kosmopolitisch genug angelegt. Die andere Seite ist ganz positiv, ganz Gläubigkeit als Ausgangs- und Zielpunkt: — die Verherrlichung des Weibes als Gefäß des Guten, als Gesellschaftsretterin, als das Gewissen des Mannes.

Da kam die „Wildente“. Die schärfste Personencharakteristik und der schwankendste Grund. Man wußte nicht mehr, wo man den Dichter hatte. Gregers Werle, der mit moralischen Forderungen in Tagelöhnerwohnungen rennt, die Lebenslüge, die auch ihre moralische Bedeutung hat, — das war Ibsen selbst, der über Ibsen Gerichtstag hielt. Und wie ein Antlitz, das sich in trübem Wasser spiegelt und verzerrt, glitten die Frauengestalten Gina und Hedwig an Einem vorüber. Lauter arme geplagte schuldig-unschuldige Menschen, keine Ideale, keine Moraltrumpeten. „Die Wildente“ war Ibsens Mannesthat.

Ein paar Jahre später kam „Nosmersholm.“ Ein Stutzen durch die ganze Linie der geschmeichelten Frauen und ihrer Schmeichler. Keine Gesellschaft mehr, die durchgehechelt, kein Weib mehr, das verherrlicht wird. Das bürgerliche Milieu steht nicht mehr im ersten Plan, es verblaßt zur Hintergrunddecoration; den ganzen Raum nehmen zwei Menschen ein, zwei Persönlichkeiten schlechtweg: ein Mann und ein Weib in ihrem Kampf um und gegen einander. Und der Mann ist eine Adelsnatur, fein, schwach, von sensibler Noblesse, das Weib eine Plebejerin von Geburt und Seele, grobkörnig und rücksichtslos, zur Verbrecherin veranlagt. Auch hier der schwache Mann und das starke Weib — aber wie anders fallen Licht und Schatten. Doch eins wirft der Dichter in die Wage des Weibes und bringt sie zum Sinken: das Weib ist muthig und tüchtig zum Leben, der Mann ist feig und lebensunfähig.

— Und es kam die „Meerfrau“.

Man stutzte, man fragte sich: was ist das?

Das ist ein Stück zur Verherrlichung der wahren Ehe, sagten getrost die Ibsenuerehrerinnen und weinten.

Hm! diese hysterische Frau Ellida, die unaufhörlich auf einen Anderen wartet und mit ihrem Mann in einer platonischen Ehe lebt, die zum Schluß

Henrik Ibsen als Frauenschilderer. 1.07

in eine Ehe zur Erziehung der — sehr erwachsenen — Stieftöchter verwandelt wird — das sieht doch eher wie eine Analyse des Weibes aus. Was tut Frau Ellida? Sie schwärmt muthig, sie träumt groß — und als der Geträumte vor ihr steht, und als das große Glück kommt, das immer zugleich die große Gefahr ist — da erkennt sie ihn nicht, da graut ihr vor ihm, und sie sucht Schutz bei ihrer sicheren, angetrauten Nachtmütze, dem guten, geduldigen Wangel.

Sieht man nicht Ibsen hinter der Brille ein Auge zukneifen und mit dem andern zwinkern?

Ein Axiom, worauf die Verherrlichung des Weibes in seiner Dichtung sich aufbaute, war: das Weib ist edel.

Nora ist edel. — Rebecca ist nicht edel.

Ein anderes Axiom war: das Weib ist muthig und lebensstüchtig.

Rebecca ist muthig — Ellida ist feig.

— Und es wurde „Hedda Gabler“.

Hedda Gabler ist, was man in der älteren Sprache einen „Drachen“ nannte. Alles was sie tut und sagt, ihr Lächeln und ihr Liebeln ist Bosheit — sie ist von einer ewigen Schadenlust geplagt, es ist ein ohnmächtiges, feiges Lebensverlangen in ihr, das sich unablässig in einen neidischen Lebenshaß verwandelt, einen Lebenshaß, der sich bis auf die Frucht in ihrem Schoß erstreckt. Aber sie ist noch mehr; sie ist ein Symbol.

Ibsen hat den Faden wieder aufgenommen, den er seit der „Wildente“ liegen ließ. Hedda Gabler ist die Tochter der höheren Bourgeoisie, jener Bourgeoisie, von deren Bankerott seine Gesellschaftsdramen handelten. Hedda Gabler ist die an Seele, Muth, Inhalt bankerotte Tochter eines bankerotten Standes, eine hohle Form für eine äußerliche Lebensregel, die Sterilität einer erschöpften Klasse, als Weib verkleidet.

Hedda Gabler ist aber noch etwas.

Sie ist die Kehrseite von Frau Alving. Frau Alving ist das gute Weib, das bestimmt war, an den Männern zu verderben, Hedda Gabler ist das böse Weib, an dem die Männer verderben.

Und noch eins ist Hedda Gabler. Sie ist die Auflösung des Weibes als „Ideal“, des Ibsen'schen Ideals, das er im Weibe verkörperte, des absoluten Guten, Starken, Klugen, Reinen, Muthigen ?c., zu dessen Trägerinnen er die Frauen in seinen Dichtungen machte; sie ist die Absagung an die Kniebeugungen vor dem Weibe; sie ist die Absage an die Frauenphalanx, die er sich selbst im Norden großgezogen, die Frauenrechtlerinnen und Mannbekämpferinnen, die Eheunlustigen und Liebeverleugnerinnen, die Mißform des modernen Weibes, zusammengedrängt in Hedda, die die Frucht in ihrem Schoß haßt und verleugnet.

Darum wurde es so unheimlich still im Norden, als der große Verstorbene, I« cöKbre Ka8-b1eni8ts, anfang, aus dem Grabe zu reden.

^08 I. Maiholm in Verlin.

— Ueberblickt man Ibsens Lebensarbeit, so kann man sagen: er hat jedes Ideal seiner Zeit, das er ergriffen hat, aufgelöst.

Er ergriff den absoluten Glauben, den christlichen Grundgedanken in „Brand“ — und löste ihn auf. Er ergriff die romantische Willkür in einer Spießbürgerseele in „Per Gynt“ — und löste sie auf. Er ergriff die Gesellschaftsordnung in seinen socialen Dramen — und löste sie auf. Er ergriff das Weib —

Ibsen ist kein Erotiker, und er wußte instinctiv wenig vom Weibe. Sie ist für ihn als solches keine Attraktion, sie ist für ihn ein Begriff und eine Figur im Brettspiel. Und er fing an, die Figur hin- und herzuschieben. Seine ersten Frauen waren dialektische Gespenster. Er kannte das Weib noch nicht hinreichend durch eigene Anschauung, darum formte er es nach der literarischen Ueberlieferung, d. h. nach den Dichtungen früherer Generationen vom Weibe; so entstand die Verherrlichung der Mutterliebe (Agnes in „Brand“), die Verherrlichung des Wartens (Solveig in „Per Gynt“), Dichtungen voll poetischer Schönheit, denn Ibsen war in seiner Jugend ein großer Lyriker. Seine socialen Dichtungen gingen von der Unzufriedenheit aus, und er suchte und fand das unzufriedene Weib. Hierbei ist seine Echaffensmethode beachtenswert!). Seine Männergestalten sind bunt, aber bei seinen Frauen und seinen Sentenzen liegt die Evolution auf der Hand. In einem seiner frühesten Stücke („Bund der Jugend“) enthält Selma schon „Nora“ im Keim, Petra ist wie eine Photographie nach Lona, Dr. Rank wird später zu Oswald, Frau Alving ist das Temperament, das sich zu Rebecca auswächst, sie steht vor der Möglichkeit des Mordes zweifelnd, Nebecca begeht ihn — beide ohne moralischen Schauer. Aber zugleich hat in Frau Alving die Frauenverherrlichung ihr Culmen erreicht, und wie sie sich vorher in der Motivirung der weiblichen Handlungen in aufsteigender Linie bewegte, bewegt sie sich jetzt in absteigender. Auf Nebecca folgt, „die Frau vom Meere,“ auf „die Frau vom Meere“ „Hedda“ — Baisse, Baisse, Baisse! Es ist speciell immer eine Eigenschaft (wie ich oben angedeutet), die Ibsen von der einen Gestalt in die andere hinübernimmt und dann durch eine Reihe von Gestalten entweder steigert, oder auflöst. I. B. Nebecca lebensverlangend und muthig, Ellida lebensdurstig, aber nicht muthig, Hedda nicht mehr muthig und nicht mehr lebensdurstig, aber feig und neugierig. Und in jeder läßt er ein Stückchen Ideal übrig, das in der nächsten zersetzt wird; das letzte Flickchen Idealität, das Hedda dem nächsten Stück vermacht, ist: „in Schönheit sterben“.

Der constructive Weg, auf dem Ibsens Gestalten entstehen, deckt sich damit auf, —

— Aber ist alle Mannesdichtung über das Weib: Vorstellung des Mannes vom Weibe und Bedürfniß des Mannes nach dem Weibe, so ist das, was das Weib über sich geschrieben liest, Richtschnur für das Weib, zu werden, wie der Mann es sich denkt. Es ist des Weibes Natur, sich in

Henrik Ibsen als Frauenschilderer.

eine Form zu prägen und nach einer Form zu verlangen, in die es sich prägen könne. Wohl gemerkt, das ist und bleibt immer nur eine Oberflächenprägung in der Art sich zu geben, zu reden, zu denken, zu reagieren, zu fordern. Was auf dem Grunde liegt, das folgt ganz anderen Gesetzen, die selten vor den Augen des Mannes sichtbar werden. Und so geschah es, daß Ibsen, der seine Frauengestalten nicht aus dem Leben griff, seine Lonas und Noras und Rebeccas nach etlichen Jahren sich im Leben entgegenkommen sah; die Lonas gründeten höhere weibliche Fortbildungsschulen, wurden und erzogen Studentinnen, die Noras wurden Schriftstellerinnen und verfaßten eine durch den ganzen Norden reichlich strömende Entrüstungsliteratur, und die Rebeccas freiten mit dem Recht des dreißigjährigen Mädchens ans Leben um den Mann, den sie glücklich zu machen für würdig hielten.

Helene, Herzogin von Orleans.

von

Lily v. Litzschne.

— Berlin. —

^ u allen Zeiten hat es Frauen gegeben, die, sei es aus Abenteuerlust, sei es aus Vaterlandsliebe oder Nachsucht, das Spinnrad mit dem Schwert, die Nadel mit der Pistole vertauschten. Von den sagenhaften Amazonen an bis zu den in Männerkleidung kämpfenden Frauen des amerikanischen und des preußischen Freiheitskrieges wird uns von einer ganzen Anzahl mehr oder weniger berühmter Heldinnen berichtet. Romantischer Zauber verklärt meist ihre Gestalten und eine gewisse staunende Bewunderung können wir ihnen nicht versagen. Ein größeres, ein bedeutungsvolleres Heldenthum aber ist es, das uns in den Frauen entgegentritt, die, ohne einen Augenblick ihre Weiblichkeit zu verletzen, der Gefahr muthig ins Auge sahen und sie oft, gerade durch ihre Weiblichkeit, besser abzuwenden vermochten, als kriegerischer Sinn es gethan hätte. Die Gattin Karl Augusts erhielt ihrem Gemahl das Land; sie allein hatte den Muth, dem fremden gefürchteten Eroberer entgegenzutreten und ihn durch ihre würdevolle Haltung zu entwaffnen. Königin Luise that es ihr gleich. Das ist das wahre Heldenthum der Frau und gilt tausend Mal mehr als das einer Jeanne d'Arc oder Charlotte Corday, und in die Reihen dieser Frauen gehört Helene, Herzogin von Orleans. Ihre ersten Biographen, eine französische Gräfin und ein deutscher Professor, haben ihre Aufzeichnungen hauptsächlich ihrer persönlichen Bekanntschaft mit der Fürstin zu verdanken. Professor G. H. von Schubert*), der sich durch seine naturwissenschaftlichen Werke einen Namen machte, war während der ersten Lebensjahre der Prinzessin als Erzieher ihres Bruders in ihrer Nähe 5) Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orleans. Zusammenestellt von Dr. G. H. von Schubert. München 1859. I. G. Cotta.

Helene, Herzogin von «vrltans. ^| |,
und schildert dieselbe besonders eingehend. Später stand er in dauerndem Briefwechsel mit ihr. Seine Erinnerungen an sie leiden unter einer ermüdenden, schwülstigen Breite, die es uns heute fast unmöglich macht, das Buch mit Interesse zu lesen. Die Marquise d'Harcourt*), Hofdame der Herzogin, macht sich desselben Fehlers schuldig. Die Einseitigkeit beider Werke, die geschichtlichen Unrichtigkeiten, die blinde Vergötterung des Lulitünigthums nühigen uns oft ein Lächeln ab. Einem Biographen unserer Tage würde ein weit umfangreicheres Material vorliegen und er würde weit objectiver urtheilen, als es seinen beiden Vorgängern möglich war, die selbst noch zu sehr mitten in den Ereignissen standen. So sind zum Beispiel über die Jugendzeit und die Heirath der Prinzessin neuerdings durch Herrn von Hirschfeld**) eine ganze Anzahl Briefe veröffentlicht worden, die eine Beschreibung derselben wesentlich ändern würden.

Mir selbst stand das Bild Helenens allzeit lebhaft vor Augen. Habe ich doch von klein auf jenes Gnpsrelief bewundert, das im Zimmer meiner Großmutter hing und das zarte, liebliche Profil der Fürstin zeigte. Mit folgenden Zeilen hatte sie es ihrer Weimarer Freundin, Jenny von Pappenheim, von Ludwigslust aus gesandt, als sie selbst noch jung und froh war. „Um einen freundlichen Blick meiner lieben Jenny möchte ich bitten, indeni ich ihr das unbedeutende Dingelchen in die Hand drücke, welches meine Züge vor ihre lieben Augen führen möchte. Ruhen sie von Zeit zu Zeit auf dem todten Gyps, so werden sie auch Leben hineinhauchen und die Seele hervorrufen, die die ihrige liebt und versteht und sich in froher Vergangenheit vertraut mit ihr fühlte.“

Ja, sie verstand es, die Seele hinein zu hauchen; vielleicht daß es auch mir gelingt.

Im Jahre 1811 verließ Caroline Luise, Karl Augusts Tochter, Weimar, um dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schmerin in die Heimat zu folgen. Welch ein Wechsel! Dort der glänzende Hof, hier das stille weltentrückte Ludwigslust, dort die gefeierte Tochter des gefeierten Fürsten, die Freundin Goethes, der Mittelpunkt eines Kreises erlesener, groß und frei denkender Geister, hier inmitten strengster Etiquette, fern der Außenwelt, nur im Verkehr mit den Gliedern eines ultra-orthodoren, ultra-feudalen Hofstaates. So schwer sie dies auch empfand, die Liebe zu ihrem Gatten erleichterte es ihr. Friedrich Ludwig litt selbst unter den strengen häuslichen Regiment, das ihn, sden thatkräftigen Mann, am Schaffen eines eigenen Wirkungskreises verhinderte und auch seinen lebhaften, dem Zuge der Neuzeit folgenden Geist zu fesseln suchte. In Caroline Luise fand er eine verftllndnißvolle Gefährtin und eine treue Mutter seiner Kinder Paul und

*) N»6»m« I» lluellS38e «l'Orlimu», ?2ii8 1859. Uiebel I>sv? Irüi68.

“) Friedrich Franz II. und seine Vorgänger von Ludwig v. Hirschfelb. Leipzig 1891. Tuncker und Humblot.

Nord und Süd, I.XI. 181. 8

1^2 lily von Rietschman in Neilin.

Marie aus der ersten Ehe mit der Tochter des Zars. Aber auch die zweite Gattin raubte ihm der Tod schon nach fünfjähriger Ehe. Zwei unmündige Kinder weinten mit dem Vater an ihrem Sarge: Prinz Albrecht und Prinzessin Helene. Schon lange hatte Caroline Luise sich krank gefühlt, aber ihr lebhafter Geist, ihr eisernes Pflichtgefühl, ein Kennzeichen der weimarischen Fürstentochter, hatten sie anstecht erhalten. Ihre letzte Sorge galt den Kindern. Sie bat den Erbgroßherzog, ihnen bald eine neue Mutter zu geben und nannte ihm mit immer leiser werdender Stimme ihre Freundin, Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg. Er folgte dem Rathe der Sterbenden und hat es nicht zu bereuen brauchen. Prinzessin Auguste widerstrebte lange seiner Werbung, und es war weder Neigung noch Politik, was sie schließlich zur Annahme derselben trieb, sondern nur die schwärmerische Liebe zu der Toten, die sich ebenso auf die verwaisten Kinder übertrug. Sie nahm die Pflicht, ihnen die Mutter zu ersetzen, als die ihr befummle Lebensaufgabe auf sich, die keine leichte für sie war. Wenige Jahre nach ihrer Vermählung starb der Erbgroßherzog, ihr die ganze Verantwortung überlassend. In dem stillen Schloß zu Ludwigslust, das sie die „Friedensburg“ nannte, wurde es nun noch stiller. Ihre älteste Stieftochter Marie hatte sich mit dem Herzog Georg von Altenburg vermählt, ihr Siessohn Paul, der nunmehrige Erbgroßherzog, verlobte sich mit Prinzessin Alerandrine von Preußen, und Albrecht, Helenens Bruder, ging zur Vollendung seiner Studien nach der Schweiz. So konnte sie sich ganz der Erziehung Helenens widmen. In ihrer Umgebung, die natürlich auf die heranwachsende Prinzessin von einigem Einfluß sein mußte, waren die verschiedensten Elemente vertreten. Zuerst sei hier Fräulein von der Tann, die Freundin und Hofdame der verstorbenen Erbgroßherzogin, genannt. Sie war ihrer Herrin von Weimar aus gefolgt und brachte, wie diese, ein Stück weimarischen Geistes und Lebens nach dem stillen Mecklenburg. Nach dem Tode von Caroline Luise blieb sie bei ihren Kindern und sorgte dafür, daß Helene die geistige und leibliche Heimat ihrer Mutter auch als die ihrige betrachtete, daß ihr Blick ein klarer wurde, ihr Geist einen freieren Aufschwung nahm, als es in dem strengen, etwas engherzigen Mecklenburg sonst möglich gewesen wäre. Das Band verwandtschaftlicher Liebe, von dessen früherer Festigkeit unsere Generation kaum mehr eine Vorstellung hat, hielt die junge Prinzessin, wie ihre edle Mutter, zwar aufs Innigste mit den übrigen Familiengliedern zusammen, aber das geistige Band fehlte: die Bewohner der Friedensburg gingen ihre eigenen Wege, die sie immer weiter von denen des Großherzogs und seines Erben entfernten. So wurde es ihnen verdacht, daß alle Eonfessionen an ihrem Hof Aufnahme gefunden hatten: Fräulein von der Tann war streng katholisch, ebenso die lebenswürdige Goustavie de Sinclair: Nancy Salomon, Helenens Gouvernante, war reformirt und nur die Lehrer, welche den wissenschaftlichen Unterricht erteilten, gehörten der lutherischen Landeskirche an. Das Resultat des Zusammenlebens mit so verschieden-

Helene, Herzogin von Vrlians. ^3

artigen Menschen, nur für Helenens geistige Entwicklung von höchster Bedeutung: sie lernte früh duldsam sein, das Gute, in welcher Form es sich auch zeige, anerkennen, die Menschen nicht nach der Art ihres Glaubens, sondern nach der Art ihrer Thaten beurtheilen. Der angeborene selbstständige Zug ihres Charakters trieb sie ohnedies schon dazu. Alles selbst sehen, selbst beurtheilen zu wollen und das einsame Leben machte sie nachdenklich und ernst. Niemand in ihrer Nähe konnte sich rühmen, unbedingten Einstutz auf sie zu haben.

Wie fast jeder Mensch, so hatte auch die junge Herzogin einen Ort, der ihr in ihrem späteren Leben als das Paradies ihrer Kindheit erschien; es war dies der Hellige Damm bei Dobberan. Wer jemals durch jene dunklen, alten Buchenwälder schritt und, hinaustretend, plötzlich das blaue Meer im Glanz der Abendsonne vor sich liegen sah, der begreift wohl, daß ein phantasiereiches Gemüth hier seinen schönsten Träumen nachhängen mußte. War es doch auch in einer Zeit, wo zwar Werthers Ruhm nicht mehr ganz auf der Höhe stand, aber eine Art von Gefühlsschwärmerei immer noch in der Luft lag. Prinzeß Helene gehörte ganz in diese Zeit, nur daß ihr klarer Geist dem überströmenden Gefühl die Wagschale hielt. Am Helligem Damm mag sie wohl zuerst von dem fernen, sonnigen Frankreich geträumt haben, das Fräulein von Sinclair ihr in so glühenden Farben beschrieb, von dem unglücklichen, durch innere Kämpfe zerrütteten Volk, das nur ein edler Herrscher wieder aufzurichten im Stande wäre.

In das Jahr 1827 fiel die erste größere Reise des damals 13jährigen Mädchens. Prinz Albrecht hielt sich in Zürich auf, wo die Erbgroßherzogin ihn mit Helene besuchte. So sehr diese den Verkehr mit ihm genoß, in den Naturschönheiten schwelgte, sehnte sie sich doch bald in ihre Heimat zurück, denn die Freunde ihres Bruders behauten ihr wenig. Im Hause Gehners des Schwiegersonns von Lavater, versammelte sich ein Kreis schwärmender Jünglinge, der mit dem der Stolberge einige Aehnlichkeit hatte. Leider fehlte ihm nur der Hauch der Genialität und es erfüllte ihn ein unthätiger, stets an des Lebens „Jammerthal“ mahnender Geist. Das war kein Umgang für die kräftige, lebensvolle, lebensfreudige Natur der Prinzessin. Weit besser gefiel es ihr in Thüringen, wo sie sich oft bei ihrer Stiefschwester, der Herzogin von Sachsen-Altenburg, aufhielt, und in Weimar, wo sie der Gast ihres Großvaters Karl August und später der seines Nachfolgers war. Alle Welt kam ihr dort freundlich entgegen, schien doch die Mutter in ihr fortzuleben. Dem greisen Dichterstürsten fiel diese Aehnlichkeit zuerst auf; bedeutungsvoll genug! Ist es doch bekannt, daß er die Mutter aufrichtig bewundert und ihr Scheiden von Weimar schmerzlich empfunden hatte. An dem abendlichen Theetisch der Großfürstin Maria Paulowna traf die junge Herzogin zuerst deren Hofdame Jenny von Pappenheim. Die Rede kam auf Goethe.

„Seine Größe lastet auf mir!“ bekannte Helene.

^^ Lily von Kretschman in Verlin,

„Der Granit kann nicht die Eigenschaften des Eiderduns haben," entgegnete ihr die begeisterte Freundin des Goetheschen Hauses, „auf diesem liegt es sich weich, der Kranke und Müde ruht sich darin aus, der Erstarrte findet neue Lebenswärme und darum ist es ein herrlich Ding. Aber der Granit hält eine ganze Erde stark zusammen, er trägt Jahrhunderte, trägt eine Welt — wie kann er Sie erschrecken?"

Seit dieser ersten Unterhaltung traten sich die beiden jungen Mädchen immer näher. Jenny von Pappenheims Mutter war eine Elsässerin, sie selbst in einer französischen Pension erzogen. Beides trug dazu bei, Helene anzuziehen, deren Interesse für Frankreich sich nur gesteigert hatte. So selbständig, wie sie dachte und fühlte, beurtheilte sie auch die von ihr mit glühender Aufmerksamkeit verfolgte Juli-Revolution und gerieth dadurch in ernsteren Conflict mit ihren mecklenburgischen Verwandten. Sie erwartete von Louis Philippe, dem Vürgerkönig, das Heil für Frankreich, während der größte Theil der deutschen Fürsten nur einen Usurpator in ihm sah und eine Krone aus den Händen des Volkes nicht des Tragens werth erachtete, war sie doch nicht „von Gottes Gnaden". Die junge, damals erst 16 jährige Prinzeß wagte es, ihre entgegengesetzte Meinung auszusprechen, ruhig und bestimmt, unbekümmert um die versteinerten Mienen ihrer Umgebung.

Als sie das Jahr darauf nach Weimar kam, fand sie die Stimmung dort weit milder. Karl August war der erste deutsche Fürst gewesen, der mit Hilfe seines genialen Ministers von Gersdorf dem Lande eine Verfassung gegeben hatte, es dadurch für die Zukunft nicht nur vor inneren politischen Kämpfen bewahrend, sondern der Negierung auch den Stempel freierer Gesinnung auf die Stirne drückend. Sein Nachfolger änderte nichts daran und die ans allen Nationalitäten bestehende Gesellschaft war weit entfernt, auf irgendwelchem Gebiet reactionären Tendenzen zu huldigen. Das Interesse an den politischen Ereignissen war kein großes, aber man schwärmte mit Lord Byron für Alles, was den Namen „Freiheit" und „Volksbeglückung" trug, wenn man auch in der Praxis dem Ausspruch Napoleons folgte: taut v«ur l'ß peupl'ß, mai,8 rien »vsc lui!

Helene von Mecklenburg fand Verständniß für ihre Gedanken, nm so mehr, als zu gleicher Zeit ein Fürst der thüringischen Lande, Leopold von SllchsemCoburg-Gotha, die auch aus den Fluthen der Revolution emporgestiegene belgische Krone annahm. Sie ahnte ja nicht, daß Louis Philippe kein Leopold war! — Während ihres Aufenthaltes in Altenburg lernte sie die Königin von Bayern und deren Sohn Otto kennen, über den sie sich in begeisterten Worten aussprach. Voll Enthusiasmus für seine Pflicht, wurde er Griechenlands König, um, des Throns beraubt, vom Volk verlassen, schließlich in der Heimat zu sterben; glücklich und hoffnungsvoll zog Helene nach Frankreich und beendete in der Verbannung ihr schmerzreiches Leben! Zu den Ausländern in Weimar, die nicht nur ihres Ranges, sondern auch ihrer Persönlichkeit wegen, eine einflußreiche Stellung hatten, gehörte

Helene, Herzogin von Vrleans. — ^5

der ftanzösische Gesandte Graf Alfred Vaudreuil, der init seiner schönen Frau im Mittelpunkt des geselligen Lebens stand. Durch ihre neu gewonnene Freundin, Fräulein von Pappenheim, machte Helene die nähere Bekanntschaft des geistreichen Franzosen. Er unterstützte die Liebe der jungen Fürstin für sein Vaterland nach besten Kräften; es kam ihm vielleicht damals schon der Gedanke an die wichtigen Folgen dieses Gefühls. Bei einer größeren Gesellschaft wurde von französischer Literatur gesprochen und schon den nächsten Morgen erhielt Jenny von Pappenheim einen Zettel mit folgendem Inhalt: „Verzeiht mir meine liebe Fräulein Jenny, wenn ich eine Bitte, die ich am gestrigen Abend so gern an Sie gerichtet hätte, heute noch schriftlich ausspreche? Um unbeschränkt über das Großartige und Gute der jetzigen französischen Literatur zu urtheilen, nicht allein mit den immer wiederkehrenden Wellen und Zephiren Lamartines zu spielen, wie Graf Vaudreuil behauptet, so bitte ich Sie, meine Liebe, ihn um die Namen und Werke jener zwei von ihm so gerühmten Schriftsteller zu fragen, von denen der Eine, glaube ich, Dumas heißt und sie mir, wenn ein Wiedersehen mich beglückt, zu sagen. Leben Sie wohl, liebes Herz. Es bleibt Ihnen ewig die treue Ergebenheit Ihrer Helene.“

Fräulein von Pappenheim sandte ihr die besprochenen Werke und bekam sie nach einiger Zeit mit den herzlichsten Dankesworten zurück. Die Correspondenz blieb eine ziemlich regelmäßige und drehte sich, besonders als Helene wieder in Mecklenburg war, meist um literarische Fragen. Wie sehr sie an Weimar hing, beweisen folgende Worte:

„— Mag auch die Vergangenheit immer mehr zur Vergangenheit werden, mögen gleich tausend Eindrücke das Gemüth berühren, sie wird nimmer zurückgedrängt, sondern wie ein Glanzpunkt nieines Lebens mir unvergeßlich bleiben. Sie, liebe Jenny, waren eine der freundlichsten Erscheinungen derselben und Ihr Andenken wird sich nie verwischen —“
Das Ereigniß, wodurch bald darauf alle Blicke auf die Herzogin gerichtet wurden, berühren ihre Briefe nicht.

Ihre Stiefmutter erkrankte und lange Zeit schien der Tod gewiß; Helene pflegte sie aufopfernd und begleitete sie dann nach Teplitz, wo sie mit König Friedrich Wilhelm III. und, scheinbar zufällig, mit dem französischen Gesandten in Berlin, Herrn Bresson, zusammentrafen. Wie in Weimar mit Graf Vaudreuil, so unterhielt Helene sich hier besonders gern mit Bresson, der mit voller Energie das Ziel zu erreichen strebte, dein Iulithron durch Verbindung mit einem legitimen Fürstenhaus eine Stellung nach außen hin zu verschaffen, die ihm vollständig fehlte und sehr nöthig war. Ohne daß dieser Gedanken ausgesprochen wurde, verbreitete er sich bald als öffentliches Geheimniß durch Deutschland und faßte bei den zunächst Betheiligten am tiefsten Wurzel. Um dem schon beginnenden Familienstreit zu Hause aus dem Wege zu gehen, schlugen die beiden Fürstinnen in Jena ihr Winterquartier auf. Dort be-

I.1.6 kily von Aretschman in Verlin.

gann für Helene ein geistig bewegtes Leben, nicht nur durch den häufigen Verkehr mit ihren Weimarer Freunden, sondern auch durch den Umgang mit den Gelehrten der Hochschule. Vor allen Anderen mar es der Professor der Philosophie Scheidler, den sie schätzte und dessen Lebensauffassung die ihre mar. „Meine Philosophie ist die der Tapferkeit," konnte sie sagen, wie er, und wenn er es aussprach, daß man den Schmerz bekämpfen müsse, daß keine Feigheit, keine Klage uns vor uns selbst erniedrigen soll, so hat sie diesen Worten nachgelebt. Jenny von Pappenheim hatte sie mit Scheidler bekannt gemacht, denn der wegen seiner Taubheit menschscheue Gelehrte kam sonst wenig in gesellige Kreise. Sie war es auch, die Helene nach wie vor mit französischer Lectüre versorgte. So sandte sie ihr Viktor Hugos Balladen und sein Drama „Hernani" nach Eisenberg, dem lieblich gelegenen Landsitz des Herzogs von Altenburg. Von dort aus schickte die Prinzessin ihr die Bücher zurück und schrieb dazu:

Eisenberg, den 10. April 1834.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, mein theures Fräulein, für die Freude, die mir Ihre Güte bereitete, und täuschen Sie nicht meine Hoffnung, die vertrauensvoll auf Ihre Nachsicht rechnete, als Ihr BÜchlein Tage und Wochen — ja Monate bei mir ruhte. Meine Entschuldigung kann nur in meiner Vorliebe für dieses Werk und in dem sicheren, vielleicht zu sicheren Glauben an Sie bestehen. Nein, sicher genug kann nie der Glaube an die liebe, freundliche Jenny sein! Ein Herz wie das Ihre wird vergeben, wenn ich sage: daß der Besitzerin wegen ich das BÜchlein hoch hielt und des Inhalts halber mir der Abschied schwer fällt. Sie sind der freundliche Engel meiner Lectüren gewesen, bleiben Sie es, und deuten Sie mir, ich bitte Sie, die Werke der Schriftsteller an, die Ihnen vielleicht noch Graf Vaudreuil als empfehlenswert!) nannte, ehe er schied*); denn seinem Geschmack glaube ich, kann ein flüchtiger Augenblick einen richtigen Blick verleihen, wir dürfen ihm getrost folgen, und die Perlen der neuen französischen Literatur mehr noch kennen zu lernen, nachdem so mancher rohe Stein, ein Auswurf der tobenden Zeit, mich erschreckt hatte, ist mein lebhafter Wunsch" Ueberall tritt uns ihr Interesse für Frankreich klar entgegen. JKre stillen Träume sollten jäh unterbrochen werden. Schon seit einiger Zeit litt Herzog Albrecht, ihr Bruder, an einem qualvollen Kopfleiden, das er sich durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. Im Herbst 1834 erlöste ihn der Tod. Ihre tiefe Trauer kennzeichnet am besten der Brief, den sie an die Freundin schrieb, und aus dem einige Zeilen hier folgen:

Ludwigslust, 12. November 1834.

„Den innigsten, den liebewärmsten Dank meiner lieben, theilnehmenden Jenny für die Worte, die in meinem Schmerz zu mir

*) Graf Vandrcnil wurde als Gesandter nach München versetzt, wo er schon im November desselben Jahres starb.

Helene, Herzogin von Vllianz. 1.1,?

reden, und die in ihrer seelenvollen Tiefe mich so innig rühren und erheben, daß ich sie oft wieder durchlese. Ihr Herz wird durch Gottes Gnade vor einem solchen Verlust bewahrt werden. Er, der Sie liebt und schützt, wird Sie durch freudigere Wege zun, Ziele führen. Das ist mein Wunsch, denn je niehr ich leide, möchte ich die, die mir theuer sind, mit Glück und Freude umringen tonnen" —

„Mein Brief war gesiegelt, da öffnete ich das Zeitungsblatt und fand die Todesnachricht des Grafen Vaudreuil. Nichts konnte mir unerwarteter sein; noch heute dachte ich an ihn, an seine Liebenswürdigkeit und freute mich seiner Bekanntschaft. Auch er ist hinüber gezogen in das ‚stille Land‘; wie schmerzt es mich!“

Vom Jahre 35 stammt noch ein anderer, langer Brief, kurz nach dem '0 jährigen Regierungs-Iubiläum ihres Großvaters geschrieben. Er enthält, wie die meisten Briefe jener Zeit, viel Gefühl und wenig Thatsachen. Das innere Leben galt für so viel wichtiger als das äußere, daß letzteres kaum erwähnt wurde. Auch in den späteren Briefen der Herzogin finden wir wenig davon, obwohl es sich jetzt so inhaltreich entwickelte.

Der Thronerbe Frankreichs, Herzog Ferdinand von Orleans, kam in Begleitung seines Bniders, des Herzogs von Nemours, nach Berlin. Mit offenkundiger Begeisterung begrüßte der liberale Theil der Bevölkerung die Söhne des Bürgelkönigs, deren Liebenswürdigkeit und vortheilhafte Erscheinung noch das Uebrige dazu beitrugen, sie beliebt zu machen. Friedrich Wilhelm III. empfing sie freundlich und begünstigte das nun offen zur Sprache kommende Heirathsproject. Mit Zurückhaltung, ja sogar mit Widerwillen wurde es an den anderen Fürstenhöfen aufgenommen, am meisten in Mecklenburg selbst, deni conservativsten aller Länder. Der König von Preußen war der einzige, der sich für die Verbindung entschieden hatte, ohne jedoch seinem Wunsche auf die Dauer Nachdruck zu verleihen. „Macht, was ihr wollt,“ scheint er ärgerlich gesagt zu haben, als die Entscheidung immer näher rückte und die Gemüther sich mehr und mehr erhitzten. Der Kaiser von Rußland drückte sich am deutlichsten aus. Er schrieb seinem Neffen, dem Großherzog Paul, der eben den Thron von Mecklenburg bestiegen hatte:

8t. r6wi-8dnurß, 11. Mviisr 1837.

— — — „^s oroi8 r^mulir un dsvoir ä'llmi, sn vou.8 n»lllnt
<i'une «reun«t»nos st <i'un druit liui 8's8t n'panctu, mai8 yui S8t
trup äsLnonurant our vorrc» ianiüls, vour c^us ^s ns vou8 yn narls
flüNCNSIUSNt.

N8t-il villi, hu'il »it 6t6 yu.S8tiou 6'uu prüfst cls mariaFS cks
)l»<lams votrs 8ssur avsc ls til« alus 6s l^oui» l^uilinvs!!! il ^ »
c^liel^us eno8S <is »i ociisux ü, uns elw8s vuisills, c^us js ms rslu8S
cl'v eroirs . . . vc>u8 ns llsvsx n»8 v clonnsr votrs con8ntsmsnt
s,omms »ppartsnant u 6sux lamills« 8ur ls8^lis1Is8 rs^aillirait In,
lwnts <is votrs eon^sutsment."

^8 Lily von Rretschman in Verlin.

Ebenso scharf urtheilte Prinz Wilhelm, unser späterer Kaiser, der Helene sehr schätzte und ihr Vorgehen nicht begriff. In einem seiner Briefe heißt es unter Anderem:

„— Wie habe ich mich in ihr getäuscht! Weder die deutsche Fürstin erkenne ich in ihr wieder, noch die besonnene, verständige Freundin! — Man mag die Dinge ansehen, von welcher Seite man will, so bleibt doch Louis Philipp ein Thronräuber, und er und seine Nachfolger tragen unrechtmäßiger Weise die Krone. Seine Dynastie mag sich nun Jahrhunderte lang erhalten oder nicht; — die Art, wie er zur Krone gelangte, wird die Geschichte mit unauslöschlichen Buchstaben als ein Unrecht bezeichnen“

„Was treibt sie zu einem Ehebündniß, vor dem mit Ausnahme sehr weniger Stimmen, alle ihr abrathen?“ —

Den Großherzog bestärkten diese Zuschriften nur in seinem Vorsatz, seine Einwilligung zu dieser Heirath nie und nimmer geben zu wollen. Es kam zu den ersten heftigen Auseinandersetzungen zwischen Bräutigam und Schwester, denn obwohl ihre Ansichten innerlich immer verschiedene waren, hatte doch bisher das Familienleben einen äußerlich herzlichen Eindruck gemacht, und Helene besonders hatte, dem Frieden zu Liebe, ihren abweichenden Meinungen selten Ausdruck gegeben. Sie lebte, sobald sie in Mecklenburg war, den Armen und Kranken, sich dem politischen Leben fern haltend, da sie doch nicht hoffen durfte, die ihr unsympathischen heimatlichen Zustände ändern zu können. Ihre Stiefmutter dachte ebenso; trotzdem versuchte auch sie die Verbindung mit dem Hause Orleans zu verhindern, nicht, weil sie im Princip dagegen war, sondern weil sie Frankreichs innere Wirren fürchtete und nicht den jugendlich-idealen Glauben ihrer Tochter theilte, die durch ihren Einfluß glaubte Frankreichs Volk glücklich machen zu können. Mit Prinz Wilhelm von Preußen fragen auch wir: was trieb sie zu diesem Ehebündniß? Liebe? Sie kannte den Herzog nicht. Ehrgeiz? Sie war weit entfernt davon. Und doch, so räthselhaft es uns erscheint, eine Erklärung ist nicht unmöglich. Wir haben Helene heranwachsen sehen. Durchaus verschiedene Elemente wirkten auf sie während ihrer Kindheit, keines davon vermochte ihren eigenartigen Charakter nach sich zu gestalten. Ihre Stiefmutter hatte naturgemäß am meisten Einfluß auf sie, der noch nachhaltiger geworden wäre, wenn sie nicht dem Grundsatz gehuldigt hätte, daß Geist und Charakter sich am besten aus sich heraus entwickeln und die Erziehung mehr eine leitende als eine bevormundende sein soll. Sie hatte damit in schärfstem Widerspruch zu dem verstorbenen Großherzog gestanden, und stand es jetzt zu ihrem Stiefsohn Paul.

Noch offenkundiger waren die Differenzen auf religiösem Gebiet zwischen ihr und ihm. Sie wie Helene waren von Herzen fromm gesinnt, aber weit entfernt von dem in Mecklenburg herrschenden Zelotenthum. So war die junge Fürstin geistig ihrer Umgebung entwachsen, ein Zustand, der selbst die geliebteste Heimat zur Fremde macht.

Helene, Herzogin von Brlsans, ^9

Es giebt wohl keinen Menschen, der in der Jugend nicht vom Glück der Zukunft träumt. Gewöhnliche Naturen verstehen darunter äußeres Wohlbefinden mit möglichst geringer Anspannung der eigenen Kräfte, edle dagegen ein Leben, das ihren höheren Geistesgaben entspricht, Ansprüche an dieselben stellt und es ihnen möglich macht, nicht nur für sich, sondern auch für Andere erfolgreich thätig zu sein. Zu den letzteren gehörte Helene: ein Beruf, das war ihr Ziel. Dazu kamen ihre vielleicht etwas überspannt erscheinenden optimistischen Anschauungen und ihr Wunsch, den beengenden Verhältnissen Mecklenburgs zu entfliehen. Der Glaube an ein ihr von Gott bestimmtes Schicksal überzeugte sie vollends von der Richtigkeit ihres Handelns. Allem Abzusehen setzte sie den festesten Widerstand entgegen und nahm im Mai 1837 Abschied von der stillen Friedensburg. Noch heute zeigt man das Fenster, in das sie mit einem Diamanten die Worte einschrieb:

„So leb denn wohl, Du stilles Hans!

Ich zieh' betrübt aus Dir hinaus:

Winkt mir auch fem ein schönes Glück,

Doch denk ich gern an Dich zurück.“

Mit Frühlingsblumen bekränzt war der Wagen, der die junge Braut diesem schönen Glück entgegenführte, Blumen streuten die Kinder auf ihren Weg, Blumen — und waren es auch nur einfache Sträußchen — brachte selbst der ärmste Mann der geliebten Fürstin, die es wie keine verstanden hatte, Thränen zu trocknen und Schmerzen zu lindern. Von ihren fürstlichen Verwandten gab Niemand als die treue Mutter ihr das Geleit. Ohne Erlaubnis, dem Drange feines Herzens folgend, ritt General von Both den Fürstinnen zur Seite und legte, heimgekehrt, seinen Degen zu Füßen des unversöhnlichen Großherzogs nieder.

Ein Märchenzauber lag über Helenens Reise durch Deutschland:

lachender Himmel, blühende Felder, Menschen, die das Fürstenkind anstauten und liebgewannen, denn sie war selbst wie der Frühling. In Fulda ritt der Herzog von Broglie ihr mit glänzendem Gefolge entgegen und je näher der Zug, dessen Escorte preußische Schwadronen bildeten, der französischen Grenze kam, desto schöner schien die Erde zu blühen.

„Allen Schatten lasse ich hinter mir und fahre der Sonne entgegen,“

sagte Helene. Wie bald und wie blutig sollte diese Sonne untergehen!

Aus Rosen gebildet, leuchtete ihr von der Höhe eines gewaltigen Triumphbogens bei Saarbrücken zuerst das Wort „Frankreich“ entgegen; sie überschritt die Grenze, wo französische Regimenter ihr huldigend salutirten und das Volk sie jubelnd begrüßte. Wie ein Friedensengel stand sie auf dein Boden, auf dem 33 Jahre später so viel Blut fließen sollte. Der Herzog von Choiseul empfing Helene, und mit ihm, zu ihrer freudigen Ueberraschung, ihr Onkel, Herzog Bernhard von Weimar.

„Ich weiß, Weimar verläßt mich nicht!“ Mit diesen Worten dankte sie es ihm, daß er sie nicht wie eine Ausgestoßene in ihr neues Paterland einziehen ließ.

^20 lily von Uletschman in Verlin.

In Metz war ihr Empfang noch großartiger, und die Begeisterung steigerte sich von Ort zu Ort. Der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit verbreitete sich mit Windeseile; die Herzen Aller flogen ihr entgegen, auch derer, die in der Verbindung mit einem streng-conservativen Fürstenhause eine Schädigung der französischen Interessen sahen. „Ml«? est, äißns <ls 8ou nnuce!“ sagte man als ihr bestes Lob, denn so wenig beliebt Louis Philippe war, so sehr war es sein Sohn. In Chalons-sur-Marne erwartete er die unbekannte Braut. Freudige Ueberraschung malte sich in den Zügen Beider, als sie sich zum ersten Mal ins Auge sahen, und als sie sich dann, strahlend im Glück, in Schönheit und Jugend dem Volke zeigten, umbrauste sie ein nichtendenmollender Jubel.

„Vo)-e2 l'lvvuir <ls l» Graues“ rief eine Stimme und viele Tausende wiederholten diese Worte, die in wenigen Jahren schon mit derselben Begeisterung: „vive l» ri>public>us“ rufen sollten.

Die Ankunft der jungen Braut in Fontainebleau bildete den Schluß- und Höhepunkt ihres Triumphzuges. Wenige Tage später fand die feierliche Vermählung statt, nach welcher das fürstliche Paar das Schloßchen Sillier bezog, in der Nähe von Louis Philippes reizendem Landsitz Neuilln. Hier lebte die königliche Familie wie die eines Privatmannes und auf den ersten Blick schien es, als könne man sich kein glücklicheres Leben vorstellen. Hier fühlte sich der König am wohlsten und zeigte sich von seiner besten Seite. So lernte auch Helene ihn kennen und lieben; erst nach und nach durchschaute sie mit ihrem prüfenden Blick, daß er wohl für die Seinen sorgte, aber nicht für sein Reich, sondern auf Kosten desselben, daß er ein guter Familienvater, aber kein Landesvater war, den sie in ihm zu finden gehofft hatte. Um so feuriger Motz sie sich ihren: Gatten an, der mit ganzer Seele an Frankreich hing und nur zu oft, trotz aller Kindesliebe, andere Wege einschlug als der König. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine liberalen Ansichten, aus denen er kein Hehl machte, hatten ihn populär gemacht; jetzt, als seine Gemahlin in weiblicher Art dieselben Wege einschlug wie er, sich auf das Eingehendste mit Armen- und Krankenpflege beschäftigte, bedeutende Männer aller Parteien an ihren Hof zog und eine bei französischen Prinzessinnen unbekanntene Kenntniss der politischen und wirtschaftlichen Zustände zeigte — jetzt erreichte diese Popularität den höchsten Grad. Wenn Herzog Ferdinand mit der Gattin am Arm durch die Straßen schritt und das Volk sich dazu-drängte, dann sagte er wohl mit dem ihm eigenen strahlenden Lächeln: „uui INL8 llwiL, L'ß8t ma fßmins!“ Wie anders zeigte sich der Vater! Louis Philippe war steif und kühl, Königin AmÄie ernst und gemessen; der Herzog von Nemours galt für grenzenlos hochmüthig und die halb frömmelnde, halb geistreich sein wollende Umgebung des Hofes wurde mit Recht verspottet und verlästert. Es ist durchaus falsch, wenn man behauptet, Helene habe in den Tag hinein gelebt, ohne die Gährung im Lande zu bemerken, aber sie war zu optimistisch veranlagt, als daß sie auf den schlimmsten Ausgang gefaßt

Helene, Herzogin von Brlöans. ^21,
gewesen wäre; auch sah sie in ihrem Gatten den zukünftigen Löser aller
Conflicte. Wie glücklich sie war, bezeugen die Worte, die sie an Professor
Schubert schrieb:

„Ich habe meine Schritte nach Westen gerichtet, wohin die Stimme
des Herzens mich zog, wo ich die Bestimmung meines Lebens ahnte, wo ich
jetzt die Träume meiner Kindheit verwirklicht finde; wo die Kräfte meines
inneren Lebens sich entwickeln und Nahrung finden im Kampfe um das
Sein; wo ich einen hohen Beruf sehe, der mich zu ernstem Streben anspornt.“
Aus demselben Jahre stammt ein Brief an Jenny von Pappenheim,
die sich inzwischen mit dem Freiherrn von Gustedt verlobt hatte. Er lautet,
mit einigen Auslassungen, wie folgt:

Petit Trianon, den 8. October 1837.

„Wie sehr hat mich die Kunde Deines Glückes erfreut, meine liebe
theure Jenny, wie innig theilt mein Herz die Gefühle, welche das Deinige
erfüllen und ihm in der Zukunft so schöne gesegnete Tage verheißen. Laß
mich es Dir aus voller Seele aussprechen, wie ich Dir das reiche Glück
wünsche, welches der Himmel mir geschenkt hat.

Nach allen diesen Bitten lege ich Dir noch die eine an's Herz: in
allen Verhältnissen des Lebens auf meine Liebe zu rechnen und auf die
manne treue Theilnahme, welche Dir immer widmen wird
Deine Freundin Helene.“

Am Weihnachtsabend 1837 schrieb sie an ihre Mutter:

„ Dankbar bin ich auch heute, aber in anderer Beziehung dankbar,
wie ich es vor einem Jahre mar, als ich unter dem Tannenbaum von
Frankreich träumte und mir vorstellen wollte, wie mein Geschick sich wohl
gestalten möchte und nicht hoffen durfte, denn ich dachte damals nicht, daß
Gott mir ein so reiches, so schönes Glück zu Theil werden ließe.“

Ein Jahr später wurde der Graf von Paris geboren, und die Herzogin
sah sich einer neuen Lebensaufgabe gegenüber. Sie erzog ihn, ich möchte
sagen, vom ersten Jahre an, nur in dem Gedanken an Frankreich, dessen
König dieser Sohn werden sollte. Während ihr Gatte an dem Feldzug in
Algier theilnahm, zog sie sich von den großen Hoffesten vollständig zurück und
lebte nur ihrem Kinde. Dunkle Gewitterwolken stiegen unterdessen immer
drohender am Horizont auf. Die Verschwörungen gegen das Leben des Königs
nahmen in erschreckender Weise zu, die Presse sprach die Forderungen des
Volkes immer deutlicher aus, der Lärm der Reform-Bankette drang bis zu
den Ohren der Herzogin. Ihr weibliches Gefühl hatte sie bisher davon ab-
gehalten, ihre Meinung dem König gegenüber laut werden zu lassen. Jetzt
hielt sie es für ihre Pflicht. Doch Louis Philippe hörte nicht, wollte nicht
hören, ebenso wie er den Niedergang seiner Regierung nicht sehen wollte.
Achselzuckend nannte er sie „eine deutsche Schwärmerin!“ Er meinte, der
Feldzug in Algier, der von den Franzosen so sehr gewünschte Kriegsruhm

1822 kily vsn Rretschman in Berlin.

würde die Gedanken auf andere Bahnen lenken und die Angriffe der Opposition glänzend abwehren. Er täuschte sich; nicht nach Algier richteten sich die Blicke Aller, sondern sie haften forschend aus ihm und seinem Hof; sie sahen, wie um Aemter und Würden gehandelt wurde, wie Bestechungen aller Art an der Tagesordnung waren, wie ränkevolle Priester, um derentwillen Karl X. gestürzt worden war, sich jetzt bei seinem Nachfolger wieder eingeknistet hatten. Louis Philippe sammelte ein ungeheures Vermögen; seine Beamten suchten es ihm gleich zu thun und die sittliche Corruption, die mit dem Tanz um das goldene Kalb stets verbunden ist, nahm Jahr um Jahr zu. Skandalprozesse aller Art sorgten dafür, daß dieser Zustand nur allzu genau bekannt wurde. Man murrte, man drohte laut und leise — als aber Herzog Ferdinand wieder gekommen war, und mit Helene einst langsam durch die Straßen fuhr, damit Jeder sein reizendes Söhnchen bewundern konnte, da jubelte das Volk noch wie einst. Ja, noch lebte „l'avenir 6s 1» ^i-svos!" Eines Tages — der Herzog hatte seine Gemahlin nach dem Badeort Plombières begleitet — gingen Beide an einem Kirchhof vorüber. Ein Blumenhändler bot Todtenkränze feil und nachdenklich meinte Herzog Ferdinand: „Vielleicht schmückt dieser Kranz den Sarg eines Kindes." Erschrocken sah Helene ihn an, sie dachte ihrer Knaben. Der Prinz lächelte über ihren Aberglauben und sagte:

„Wer weiß, ob er nicht einem 32 jährigen Manne bestimmt ist."

Am nächsten Tage reiste der Herzog ab; eine Woche später jagte durch Nacht und Nebel ein dicht verhangener Wagen denselben Weg nach Paris zurück. Helene glaubte an das Krankenlager ihres Gatten zu eilen, sie fand schon den geschlossenen Sarg. Bei einer Fahrt nach Neuilly war der Herzog aus dem Wagen gestürzt und ohne wieder zu sich zu kommen kurz darauf gestorben.

„Juvenil- äs la Francs" war todt; Helenens Glück, ihre Liebe, ihre Hoffnung lag auf immer begraben in der stillen Fürstengruft zu Dreux. Schon zwei Jahre vor seinem Tode hatte der Herzog während seines Aufenthaltes in Algier sein Testament gemacht, das er von Toulon aus der Herzogin Clementine von Orleans sandte. Nichts charakterisirt ihn besser, als dieses Schriftstück, nichts zeigt genauer, welcher ausgezeichnete Mann der Gatte Helenens war, wie unendlich viel sie, ihre Kinder, Frankreich an ihm verloren haben.

Lorit äärs » se psr Is äü? ä 0 rlssns s l » prinrssss Llsmen-
tins ä ' 0 rls » ns sn äste äs loulon 9 ^ vril 1840,
(Isrs äs 8» 2»°», osmpsAlls ä'^IA«r, 2 ans avsnt 8» mort. 5 mois svsvt
l » nsissmvs äü äü<? äe <ÜK»rtres. Osns les journsss äü 22 et 23 kvrier
1848 es testsment s ets ssi prmi toutes Is8 «orrssz>s>näänees intim«« et
äoeuments 6s fs,mi>le 6s l^ouis koilipps st äs Is äuokesse ä'Orls»,ns: l » Orsväe
nstiou iräv?siss ns rsspetsnt pss möms Iss Souvenirs le» plus sserst st ies
sentiments les plus <lsli?sts äs ses vietimes, Iss » sziarpiUss st sbsnäonves
su pudli?. Zlr. ä'^Kletelä, seorötsirs äs lk leSstion Osnoise, s »olists o« äo

Helene, Herzsgin von Brlöans.

I.2Z

«„ment Permi ä'sutres pspirs äe es gsnre st l'envovs s ss möre, <zui lg l'siss
<ireulr psrmi les ourieux.)

Li le äevoir ssers qu« ^s vsis rsmplir, äoit strs le äsrnier »eis ä'uns
csrriörs ssns seiet msi» ssns tiioke, ^s suis csrtsiu czus tous ms, fsmille ns
verrs äsns l'sxprssion 6s mes äsrniers vosux qu'uns msniers äs plus 6« lui
tsmoigoer l'sffection et l's rsvonnsissns äont je suis psnstrs en fournissnt
s tous les miens, lorsqus zs ns srsi plus »u milisu ä'sux, l's movsu äs rssliser
czuslques»unes äes penssss qus ^'sursi empotsss svso moi. Asis svnt ä'in>
äihuer oes voeux qus zs ns «onsiAvs psut.ötrs pss iei äsns nos forme l'sgsl,
sssksvt qu'entrs nous rette prsesution est inutile, ^'sprouve l's Kessin, äs fsirs
s^rser sn Roi ms respectueuss rseonnsissssve, s lui ^ui 2 toujours sts si Kon
pour moi; s l's Veive, » qui clois tsnt et s ms tsnte qui m's toujours trsits
eomms un lils. — (juoiqu ^s sois esrtsiu <z>s ms fsmille, äont ^s connsis
l'union inäissoludle, fers pour moi es que j'sursis k»it sn psreil ess pour
«Kssun äs ses memdres, et ss re^aräers eomms sssoeiss intimsnt s tous
mon »ssselion pour ms oders l'slene, j'oss crois cepenäsnt ^u'en rseommsn-
äsnt äs nouveu su Roi, s l» Leine, s inon fröre Nemours, s ms tsnts et ä
tous mes freres et sosurs «ells c>ui m's renäu si Keureux, ^'etsklirsi »n lien
äs plus entrs eile st uns fsmille, äont ^s ins ilstts qu'slls psrts^ers en tous
points les äestioses. Z'si l's eonlnos qus lors möme <zus ses äevoirs vis-s>vis
äes enfsns czus lui sursi l'sissss ne l'eneksiuersisut plus su sort äs ms,
fsmills, le Souvenir äs «elui izui l's simss plus c^us tout su monäs, l'sssoeiersit
s toutes les oksoces äs uotis svenir et äs l's esuss <zus vous servons. Uslens
connsit mes iässs sräeotes et sdsoluss s est sAsrä et ssit es qus ^'sursis ?>
soulsrir äs l's ssvoir äsns un »utrs esmp qus cslui nu sont mes s^mpstkiss,
oü furent mes äevoirs. O'est eetts oovilsnos si plsinement ^ustiliss psr le
noble rsrsetöre, l'esprit elevs st l's fseults äs äsvouemsnt ä'Lelene, qui ms ksit
ässirer qu'ells äemeurs ssvs vonteststion ex'lusivment eKsrFes äs l'eäuestion
äs nos entans. — Asis ^je ms Kilt ä'sjoutsr, «,ue si, psr mslneur, l'sntorits <lu
Roi n« pouvsit vsillr sur iv<m fils sins zusqn's ss ms^orits, Uslizos äsvrsit
empöeder <>us son nom kut prononcs pour l's rsgenes st äessvonsr Ksuteivent
touts tentstive <zui so couvrisit äs es äsnAereux prststxte, pour enlsvr l» rs>
>zsncs » nion fröre Nemours ou s son äeksut s l'sins äs mes treres. Ln
l'sissnt, eomms «'est son äsvoir et son intröt tous les soins äu goverosment
» äss msins viriles «r Ksditucos » msnier l'spss, l'slüns ss äsvonerslt toute
entiers « l'säu>sti«n äs ses enksns, eomms eile s'est äsvouss » moi, — O'sst
uns xrsnäs et äifkieil« teeds qus äs prpsrer l's «omts äe ?sris » l's äestins
o^ni l'sttenä, esr personne ns pent ssvoir ä> s » pssevte es qui srs eet enksnt
lors qu'il s's^irs äs reonstruir« sur äe» dsses vouvells» uns soeists czui ns
repose «ujonrä'dui qus sur les äsbri» mutiles st msl »«sortis äs ses orßsniss-
tions psreäentes. Asis que l's O- >l« ?>ris soit »o äs res instrumens briss
svnt qu'il n'siont servi, ou qu'il äsvienne l'un äss ouvriers äs cetts rsAsns-
rstien »oeisle, l'j»'on n'entrevoit eneors c,u'il trsvrs äe srsnäs «dstseles st
peut-«tre äes Hots äe ssnß, cju'll soit lioi ou ^u'il äsm sure äsksnssur obscur
et meeonnu ä'une (»nss « l'sqnells nous »ppsrteoons tous, il feut qu'il soit
»vsnt tont „n Komme äs son tems et äe ss nstion, ,>n'il soit estkolicius et
servitenr «c/u«/ et pssionns äe l's ?rs»es et äs l's revolution.

>le suis certsin qns tous en rsstnt Kä^l's s sss eonvirtiovs religieuses,
l'slens elövers srrupiilsusemsnt ses enfsns äsns l's rslion de l'surs p, res, äsns
rstts rsligion qni fnt äs tous tems eelle 'jus l's ?rsnes s prokessöe et äfsnäus
st äont l's prineps est si psrfsitsment ä'sccorä »vs« l'ss iäse>! soeislss nou>
vsilles, su trivmpde desquelles mon l'l« äoit ss einsserer, Lsns vnuloir ni

kily von Retschman in Berlin.

I>ouvoir trüber 6'svsnes un plsn 6's6question pour mon LI8, z'iv6iquirsi icZ
quslqus8 noints prineivsux, >ju'il suivrs. tins s es qu'il eommenee 6s
Könne Keurs l'stu6s 6es l'snAuss strsn^örss st plu8 tsr6 cslls 6s l'Kistoires
qu'il 5su6rs lui ksirs 8grisu8emeut spr>rof«v6!r. l^ss tslevs 6'«j;rsment ns
6oivst l'oevupsr qus tre8 soeessoiremsnt, surtout pen6snt qu'il nsrts^ers
l'säuestion vudlique 6s« Lös eontemnorsins. Z'espere qus 6'iei ls uns rsiorme
ssrieuss 6s l'enssignsmt universitsirs l'surs mig plu8 sn Ksrmoni« sree
ls« be8oivs 6s ls 8«eists, msis quoiqu'il en 8«it, zs 6sm»n6s kormsllsmeot
qus mon LI8 soit 8«umis s eetts svrsuve 6s l'instruction ziudliqns qui peut
ssuls 6»ns un sisels oü il n'z' s 6'sutrs KirsroKis r>os8il>ls qus celle 6s l'in
tellignes et 6e l'snergis, ss8ursr en lui ls 6svelovpement «omnlet 6e «es 6eux
fseultss. ^s 6ssire möms, 8SN8 vouloir t'sirs sntrsr mon LI8 6sns l'Leole
?«lz?teconiqus, qu'il 8ubi»ss l'exsmen z>udli« 6's6mission s cetts seols. l>ors-
qu'il oommsneers 8» esrriers st ses trsvsux militsires, que ses Premiers srr-
vicss soisnt 6sns l'insntsrie, 6sns cetts srms nstionsls 6sg ?rsvesi8 6sz>uis
tsnt 6s siöelss st 6so8 le« rsnAS 6s lsquslls ls peupls tout sn-tier 6evrs entrer
ls ^our oü l'on tsnters 6'smsuter eontrs l», ?rsnoe, eontrs ses i6sss st ss 6^-
nsstie ls 8sntsnes 6svuis loogtems rencius eontrs 8«s ill»8tres oontumsess.
Usis es qus js reeommsnäs «urtout » ms edörs l'lslene, es pourquoi z'oss
oomptsr sus8i besueour, 8vr ls Rsino, e's8t l» 6ireotion mortis » 6onnsr s
l's6question 6s mon LI8, es sont l«8 impre8sions qu'il ns trouver ni 6»N8 lss
livr«8, ni 6»ns lsg leon« 6e s«8 msitres st qus l'on ns ssursit lui 6ovner cke
trop donns lieure. — l'lsns ssit qus 5n politique m'e8t encors zilus ed^>re
qus ma koi rsl'Aisue: m«8 eonvotioo8 stnt spres MS8 ssssetiong es qus j'si
6s nlug oder sn mon6e, ^s tins 6s >S8 lsguer » mon ü>8, non psr le 8«t or>
ßusil 6e ms eroire infillibls, msis psr un 8«ntimsnt prokon6 et rsisonus 6s
L6slits. O's8t 6'sillieur8 ls 8«u> Ksritsge que zs pui8ss lui88er ü mon üls
n'szst ä lui trsnmettrs ni kortuns, ni un nom que zs ms «ol8 fsit, ni uee
spss 6ont ms soi« 8«rvie; msig js lui lsgueräi mieux que eel»; j« lui
l'sisBer«i «e qui peut teuter uns üms slevee: 6e Arsn68 6evoirs » remplir et
6'immsnges obgtscles » 8»rmonter ^our ls8 seeoinplir. Ln l'nj lsgusnt ls 6s>
ksn8s 6'un ps?8 et 6'un prinsivs menaes8 js 6ois lui lsFuer en m?me tsms
ls 5oi 6»ns leur dnn 6roit et leur trioinpks tinsl.

(jus ee8 VSN8SS8 «t es 6svouemeot, mort8 sn moi 8»N8 svoir sts spvli»
qu«8, Aermst 6»N8 le eoeur 6s mon LI8; qus 6ao8 son »?setion pour ls
?rsnes il 8seKs tou.«ur8 ötrs «on eomplies st ^smsi8 8on Fsr6ien; qu'il vs
pen8S » 8S8 sienx qus pour 8entir cumliisn ls j^rsn6eur 6s ls rare szoute en-
cors » l'sten6i:o 6e 8es 6svoir8; qu'il svprenve qu'il n'«8t ,ls l» Premiers
fsmills 6u monds qus pour ,^tr« iier «t 6igne 6e tenir to»^our8 6»ns 8es msinz
ls 6estins8 6s ls vsu8s l» plns dells qui 6ezin>i8 ls 0Kristisni8MS sit sts
^l'si,lss 6svsnt le Avnrs Kumsin. (Zu'il 8«it l'^pötrs 6s eetts e«U8g et su l»)»
soin »«n »»rtz'rs. — Voils es qus l'lsens repetsrs eneore » mon 8ecov6 liis, si
e'est un lil8 suqusl slls 6oit bientüt 6nnner ls Hour. L'il en sst sinsi, s^>
sxprimsr »n voeu srröts zs 6«!s 6irs qus ^»i quelqnsfois songs s 6«nosr s est
enfsnt ls8 nom8 6« Robert-?Kilipps et nrier ls Roi 6e lui nee>r6sr ls titrs
6s krinos 6'^lfför.

(folgen Bestimmungen, seinen Nachlaß betreffend.)

8! v'svsi« s>»8 sorit «insi » ls li^ts estts »ots qus n'sursi p>z ls
tsm8 6s reconisr, /sursis 6ü svsnt tout st svsnt 6s psrlr 6e qui qus es 8«it
6irs qus n'ossnt rien l'si«8«r su Roi ni n ls Ksine, zs les prie 6s elioisir 6sn«
tout es qui m's »pnsrtenn l« 8«uvenir 6s moi, qui lsur z>l»irs ls mieux.

Helene, Herzogin von Brölans,
125

.Is srsis dsureur o.u'ils vsuillent bisn Is z;sr6sr. (^uant s tous Iss sutre»
memdrss 6s ms fsmille s qui z'sprouvs Is bssoin 6s lsguer un ^St?s c^uslconc>us
6s m«n 6svonsment ssn8 K«rns8, pour eux zs onrtzs Helens 6s 6ssit?nsr 6sns
es <iui m'surs »pprtsou es qui vourrs Is misux eoovenir ckseun 6'sux: zs
ns Iss nommersi iei qu« pour Isur 6ire s6isu 6u 5on6 6u eosur st Isur rspster
ene«rs «ombisn leur 6s8tinss m's8t enere. — ^Is «ommenes psr Xemours psree
qu'il »srs Is eksf 6s Is, zsune ssmills; je 1'si sims eneors plus c>us l'nn n'aims
un krhrs: e'sst l«, eooksnos qns m'inspirs son lovsl es,r»ettrs qus js Is voi»
«l'isr^s 6'un svenir sussi zrsn6 qus eslui qui s'ouvrs 6evsnt lui et je ssis
czu'il justiliers l» 6sviss: nno svulso non 6ikövile sltsr.

(Folgt Abschied von jedem einzelnen Familienglied.)

^s 6is «6ieu !! l'exrllsnts (Z^" ,luel>esss 6« NeeKlenbour^ IZUS j'sims lie»u»
e,,up st js Isiss s Rsl<>ns Is 8«in 6s 6irs si j'si rson6u s l», «onösnee c>u'lls
m's temoitznse en ms 6«nn»nt «s nlle. ^s 6emgn6s ä tous ms Kmills «i Is
6uelie88s llssirsit s'ststblir sn ?rsnes 6« l'scloptsr eomms uns 6es untres.
Zs ree»mmsv6s n tous mes frere» et soeurs 6e tout »»eril>er mutuellement-
» l'ii eonssrvstion <Is l'union Stroits qui rrgns snro nous st <>»e j'sursis t»»t
vkerens !i mnintsnir. k^u« tout soit eommun entrs sux, vourse, gsnrs 6s vis,
plisirs, peinss, psnses et smotions 6s tout ^enre! <Zu'ils ns soient s>»e Iss
Üiffsrsvs msmbres 6'un m«ms oorp» «nims psr uns «suis äms. (jus Isur prin-
,ips soit: tnus pour un, un ziour to»8 et sju'ils ne 8ovAsnt plus 6ssorm!>i» s
moi cjus pour remzilseer es qus Is smille surs per6u 6e foree en s^outsnt »
Isur vlsur in6ivi6,iells ^>sr leur trsvsil st leur Konorsbls oonäuits.

^,prc8 Iss memvrs8 6s ms tsmills <z>s ^e viev8 6s nommsr, ze nomms Is»
z>srsonns8 <i>i ont Is plus eontrious su msrisge qui s ssit Is bonkeur 6e ms
vis et » <jui ^e 6oi« Is plus! >Is ne ssis si z'oss iei zirnooeer Is nom <lu Roi
s zs suis personnellement sttseks °^), Lslsns ^ugers es <jui sers eonvensills,
msis js nommersi A^- le nrinvs 6s ^Vittgsnstein, 6s 3<?nil 6en, 6s R»nt?.«u,
le» 6smes 6s Lsse«it? et 6s öontems (nss Lslomon),)lr. luiers c^ui s en»
tsms Is oegocistion, Is comts Lrssson o^ue ,js re^sr6e eoinins »n smi sür et
selsirs, Is 6ue 6s örogüs czui s pris vsrt sus8i 5 eette »llsire et Is oomte >l«Is
qui l's, «onelue.

iFolgen noch verschiedene Zeilnungen.)

.Is (Issirs qus tnutss Iss Notes et msmoirss qus z'si rs6i6ss »oient sutsnt
,jus i,,8sibl« brülss et 6str>iits.

Lnsin p»iss>u'il ssut srriver ü 6irs »n mut 6s moi, je 6ssire k>us mon
entsrrmsot sit lieu «»ns pornpe. ^'si evits pen6avt m» vie »utsnt qus j'si
pu, le» <!0>»s6ies, st ,js ne vou6r»is ni ennuver Is mon6e spr.s ms mort, ni
«urtout isire servir i»on e,i6»vrs s uns mss<zner!i6s iwstkume, 6ont le rezultst
sersit cle fsirs bsiller les indissrens et siuuser les eurieux. ^le« vrsi^ smiz
»suront dien öü ms trouvsr.

l.» llernwrs lipns <Is est serit ser» pour 6sm»ncler pnräon sux iisrsonne^
sj»s z'»„ri>is pu otlenser i zwur 6irs eneoi-e i>6!eu » ms f«mille » Is>>nsllle
) Friedrich Wilhelm III.

1.26 kily von Rretschman in Berlin.

legue moll eszirit d'ullion, trs8«r vrseisux, c^ui les möllers die» luill s'ils ssvsnt, s^sll ssvir; — vour svvrimsr rues vosux e^räs vts pour Is triorupks äs osuss frsll?s,iss 6sns Is molläs «t mov 6ernier viot serä vour mss Sllklls st mu ck< r» Lslövs.

8i^lls: ?sräill»llä»?diUvvc!

d'Orlsslls.

lanlvll (Vsr) S ^vril 1840.

Stumm, ohne Klage, versteinert in ihrem Schmerz, stand die Wittwe ihrem ungeheuren Unglück gegenüber. Aber sie gehörte nicht zu den Frauen, die unthätig, murrend wider das Geschick, die Hände in den Schoß legen.

„Ich lese,“ schrieb sie, „in den Augen meiner Kinder, in den Augen des französischen Volkes die Mahnung: lebe für uns! Gott wird mich stärken, daß ich in Wahrheit leben kann für sie!“

Die Erziehung ihrer Kinder lag ihr besonders am Herzen. Es wurde ihr von der Familie des Königs verdacht, daß sie sich dabei keinem Einfluß unterwarf. Das Ziel, das sie verfolgte, kennzeichnet sie selbst folgendermaßen: „Es ist mein Bestreben, den deutschen Geist, den, welchen ich in Weimar als den wahrhaft deutschen kennen gelernt habe, mit dem französischen zu verbinden, da ich glaube, daß sich darauf Frankreichs zukünftige Größe aufbauen wird.“

Nach und nach erschien sie wieder im Kreise der Familie und beteiligte sich an kleinen Ausfahrten. Bei einer solchen war es, wo die ganze königliche Familie nur durch die Geistesgegenwart eines Mannes dem Tode entging. Der König fuhr mit den Seinen zu einer militärischen Besichtigung. Man mußte eine Schleuse passiren, plötzlich öffnete sich dieselbe und schon stürzten die Vorderpferde in den fünfundzwanzig Fuß tiefen Abgrund, als der Kutscher sie mit riesiger Kraft zurückriß und den Wagen zum Stehen brachte. Auf's Schmerzlichste bewegt, dachte Helene an den geliebten Geniahl, der bei einem weit gefahrloser scheinenden Anlaß nicht gerettet werden konnte, und hielt nun mehr denn je daran fest, daß ihre Söhne zu Frankreichs Glück erhalten werden sollten. Das Jahr 1848 vernichtete auch diesen Glauben.

Es ist hier nicht der Ort, die allgemein bekannten Ereignisse, der Februar-Revolution zu schildern. Gedrängt durch die Ereignisse verstand Louis Philippe sich zu den gewünschten Reformen, aber schon waren die Leidenschaften entfesselt, es war zu spät. Kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so tobte die Menge und überschrie denjenigen, der das neue Ministerium verkünden wollte. „Man tödtet das Volk: Rache! Rache!“ tönte es von allen Seiten. Der König hatte keine andere Antwort als: „Ich danke ab.“ Mit einem hoheitsvoll klingenden Pathos sagte er, daß er zu Gunsten seines Enkels die Krone niederlege, in Wirklichkeit jedoch überließ er ein Weib und einen neunjährigen Knaben der Wuth des empörten Volkes. Die Regentschaft fiel nach dem Gesetz dem Herzog von Nemours zu, während die Franzosen auf die der Herzogin von Orleans gehofft hatten

Helene, Herzogin von Brölans.

!27

und dem unbeliebten Neinours ebenso feindlich begegneten, wie dem König. Der Herzog benahm sich tadellos, er war der einzige der Familie, der seine Schwägerin nicht im Stiche ließ. Als sie die tobenden Menschenmassen gegen das Schloß anstürmen sah und Nemours sie einem sicheren Versteck zuführen wollte, nahm sie, ohne einen Ausdruck des Schreckens, ihre Knaben an die Hand, führte sie unter das Bild des Vaters und sagte, sich zu ihrer verzweifelten Umgebung wendend:

„Herzog Ferdinands Wittve flieht nicht; an -dieser Stelle wollen mir sterben.“

Nach und nach verhallte der Tumult und neue Hoffnung belebte die Fürstin. Sie vertraute ihrer Popularität, vertraute dem Volk und glaubte es durch Milde wieder zu gewinnen. In Namen des jungen Königs befahl sie dem General Bourgard dem Kampf Einhalt zu gebieten und verließ allein, nur mit ihren Kindern, das Schloß, um furchtlos unter das Volk zu treten. Da begegnete ihr Herr Dupin, der sie in die Kammer der Deputirten geleiten wollte. „Eine zweite Maria Theresia“, so nannte er sie. „Mein Leben gehört Frankreich und meinen Söhnen,“ erwiderte die Herzogin und folgte ihm. „Vive l'« röpuilyue,“ klang es ihr entgegen, sie wich um keinen Schritt zurück. Aus dem blassen Antlitz strahlten die blauen Augen in nie gesehene Feuer; unwillkürlich beugte Einer oder der Andere sich vor der königlichen (Gestalt, die Schreier verstummten, man machte ihr Platz und plötzlich schien der Bann gebrochen: „Vive la ä«Ke88« 6'0rl 6»n8“ tönte es aus vielen hundert Kehlen. Als sie die Deputirtenkammer betrat, war es derselbe Ruf, der sie begrüßte. Dort war man bisher, trotz vielen Hin- und Herredens, zu keinem Resultat gekommen. Das Erscheinen der Herzogin war die erste That in diesen Räumen. Nachdem Herr Dupin ihre Regentschaft proclamirt hatte, kam es zu neuen lebhaften Debatten und man forderte sie auf, theils aus Angst vor dem Einfluß, den ihre Gegenwart hier ausüben mußte, theils aus Sorge um ihre Sicherheit, den Saal zu verlassen.

„Wenn ich gehe, so findet mein Sohn den Weg nicht zurück,“ sagte sie und blieb. Crömieur, einer der Führer der Opposition, ließ ihr auf der Spitze eines Bajonets einen Zettel reichen. Er wußte, daß draußen ein blutdürstiger Volkshaufen stand, jeden Augenblick bereit, in ihr Marie Antoinettes Schicksal zu erneuern; vom Mitleid getrieben, forderte er sie auf, sich zu entfernen. Helene las, legte die Hand auf das Haupt des jungen Königs, schüttelte verneinend den Kopf und blieb. In Odilon-Barrot fand sie einen? beredten Fürsprecher ihrer Sache, so beredt, daß jubelnde Zurufe sie wie ihren feurigen Anwalt von allen Seiten begrüßten. Dankbar verneigte sie sich und begann mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Wir sind gekommen, mein Sohn und ich —“

Wildes Geschrei ließ sie verstummen. Nationalgardisten und Schüler des Polytechnikums stürmten den Saal; ein Fleischer mit blutbespitzter Nord und Sud l^XI. 18l. d

^28 Lily von Kretschman in Veilin.

Schübe, das Messer in der Hand, ihnen voran. Entsetzt sprangen die Deputirten von den Plätzen; die Herzogin allein sah den Eindringenden ruhig entgegen und rührte sich nicht. Da erhob sich Lamartine, jener aus weltfremdem Idealismus und selbstgefälligem Phrasenheldenthum zusammengesetzte Poet. Seine Stimme galt etwas im Volk, wenn sie auch nicht so ausschlaggebend war, wie er es selbst in seiner Geschichte der Februar-Revolution gern glauben lassen möchte.

„Wo finden wir,“ sagte er, „unser Oberhaupt? Nur in der Volkssouveränität, aus der allein Ordnung, Wahrheit, Freiheit entspringt.“ Und das souveräne Volk drinnen und draußen brüllte Beifall, das souveräne Volk zertrümmerte die Thüren, das souveräne Volk riß die Frau, die Mutter, die Wohlthäterin von ihrem Sitz, griff mit blutiger Faust in das blasse Antlitz schuldloser Knaben. Und Lamartine sprach von Ordnung, Wahrheit, Freiheit! Jetzt machte Niemand mehr der unglücklichen Herzogin Platz, Niemand jubelte ihr zu; Frankreich, das sie liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, hatte sie verlassen; die Unschuldige mußte büßen für den entflohenen Schuldigen. Im üntsl äes Invalid 68 fand sie einen vorläufigen Zufluchtsort, wo ihre wenigen Freunde sich um sie versammelten. Ihr Geist blieb klar und ruhig, selbst als Einer nach dem Anderen mit immer trüberen Nachrichten bei ihr eintrat.

„Ich bleibe, so lange Einer unter Euch es noch für nöthig hält,“ rief sie aus, „braucht Frankreich meinen Sohn, so flieht er nicht, und wirt/ obwohl er nur ein König von neun Jahren ist, auch königlich zu sterben verstehen.“

Endlich, nach langen Bitten, entschloß ste sich zur Flucht. Jede Verkleidung verschmähend — „wenn man mich findet, soll man mich als Prinzessin finden —“ bestieg sie den Wagen, der sie zunächst einem einsamen Schloß in der Nähe zuführte. Auch dort noch hoffte sie! Vergebens! In dunkler Nacht, in Sturm und Regen, das Nöthigste entbehrend, floh sie mit ihren Kindern aus dem Lande, das sie in strahlendem Sonnenschein, unter Blumenpforten betreten hatte, begrüßt vom jubelnden Volk, vom geliebten Gatten.

Die treue Mutter traf in Ems mit der Herzogin zusammen. Sie war gebeugter, als Helene, ja diese lächelte sogar wehmüthig und tröstete sie: „Ich habe ja noch meine Kinder und hoffe Frankreich wiederzusehen.“ Ihr Schicksal fand auch in Mecklenburg, wo ihr Neffe inzwischen den Thron bestiegen hatte, die herzlichste Theilnahme. Friedrich Franz II., der seine Tante sehr liebte, sandte Boten über Boten, um sie nach Mecklenburg zu geleiten. Die vermittelwete Großherzogin Alerandrine eilte selbst ihrer Schwägerin entgegen und wollte damit zuerst die Hand zur Versöhnung reichen. Daß Helene sie zurückwies, mar menschlich natürlich. Sie hatte schwer unter dem Zerwürfniß der Familie gelitten, sie hatte den Warnungen des Großherzogs Paul und seiner Gemahlin kein Gehör geschenkt und jetzt, da

Helene, Herzogin von Brlöans, 1,29

sie diese Warnungen erfüllt sah, fürchtete sie eine Begegnung mit derjenigen, die am meisten gewarnt hatte. Ihre tief vermundete Seele zog sich in sich selbst zurück, allem Mitleid aus dem Wege gehend. Erst zwei Jahre später entschloß sie sich zu einem kurzen Besuch in Mecklenburg, wobei sie sich ganz mit ihrer Familie aussöhnte, fand sie doch in Friedrich Franz II. einen Fürsten, der wie wenige seinesgleichen sein Land zu regieren, sein Volk zu beglücken verstand.

Zu ständigem Aufenthalt wählte sie sich die Heimat ihres Geistes: Sachsen-Weimar. Großherzog Karl Friedrich hatte ihr sein Schloß in Eisenach zum Asyl angeboten, das sie freudigen Herzens annahm. Nicht wie eine flüchtende, ihrer Krone beraubte Frau wurde sie empfangen, sondern wie ein hoher, geliebter Gast.

„Wie wohl thut es mir, nach all' dem Haß, wieder von Liebe umgeben zu sein,“ schrieb sie, „ich danke Gott, der mir so treue Verwandte gegeben, der dieses herrliche Land geschaffen hat und den Geist großer Ahnen immer wieder erweckt und, mein Herz sagt es mir, ihm ewig junges Leben geben wird.“

Reisen nach England, wohin Louis Philippe geflohen war, und nach der Schweiz bildeten die einzige Unterbrechung ihres Weimarer Lebens. Der schwerste Schlag, der ihre mit gläubigem Vertrauen auf eine günstige Wendung des Schicksals aufrecht erhaltene Hoffnung vernichten sollte, traf sie am 2. December 1852. Mit lebhaftem Interesse hatte sie Frankreichs politische Wirren verfolgt; sie erkannte nur zu genau, wie nothig ihm ein thatkräftiger Herrscher war und glaubte ihren Sohn dazu berufen. Da setzte Napoleon III. sich die Kaiserkrone aufs Haupt. Zum ersten Mal in ihrem Leben, brach sie auf Augenblicke unter dem Eindruck dieses Ereignisses zusammen, sie sah sich getäuscht in Allem, was sie gehofft, geglaubt, wofür sie gelebt hatte. „Was sind wir nun!“ rief sie aus, „Menschen ohne Ziel, ohne Zukunft, ohne Hoffnung.“

Ihr großer Charakter half ihr auch dieses Leid überwinden. Sie mar es, die, als Louis Philippe gestorben mar, ihre Pflicht in der Nähe seiner geprüften Wittve selbstlos erfüllte. Sie verließ Eisenach, um das letzte Jahr ihres Lebens in England zuzubringen.

Am 17. Mai 1858 schloß Helene von Orleans die müden Augen.

Man nennt sie eine unglückliche Fürstin, sie selbst aber schrieb von sich und diese Worte geben ihr Bild am schönsten wieder:

„Mein Leiden wiegt, wenn ich zurückblicke, das genossene Glück nicht auf. Einen edlen Vater, eine vortreffliche Mutter nannte ich mein, die herrlichste Jugendzeit durfte ich in Weimar verleben, gehoben und getragen durch das Walten unsterblicher Geister, den besten Gatten gab mir Gott, die lieblichsten Kinder und die nie versiegende Hoffnung, daß Frankreich einst doch noch seine Größe ihnen verdanken wird.“

9*

Prinzessin ^)aja.

Lin ^Närchen.

von

tturd Laszwitz.

— Gotha. —

war einmal eine Prinzessin, die hieß Iaja; aber leider hatte es mit ihr einen Haken, und deshalb haben wir unsere Geschichte falsch angefangen. Eigentlich können wir gar nicht beginnen, denn der Haken war eben, daß die Prinzessin nicht wußte, ob sie war. Also fangen wir noch einmal von vorn an.

Es war also einmal eine Prinzessin, und die war nicht. Das ist aber auch noch nicht der richtige Anfang. Denn solange die Philosophen noch nicht klar darüber sind, was das wirkliche Sein wirklich sei und wie es mit dem Erkennen zusammenhangt, fragt es sich doch, ob die Prinzessin wirklich nicht war, oder ob sie bloß nicht wirklich war. Und da in den Märchen immer alle Dinge dreimal vorkommen und erst das dritte Mal die Sache gelingt, so sehen wir nicht ein, warum es nicht gleich mit dem Anfange auch so sein sollte und erst der dritte Anfang der richtige werde. Und nun kommt er. —

Es war einmal ein Königreich, das hieß Drüberunddrunter, und dazu gehörte auch ein König, Namens Hähäh. Dieser König besaß eine einzige Tochter, die reizende Prinzessin Iaja, mit der es leider den Haken hatte. Und das war so gekommen.

Die Prinzessin hatte eine Pathin, natürlich eine Fee, und zwar eine echte, die noch von den alten heidnischen Göttern stammte. Das sind nämlich die vornehmsten, und von diesen sind wieder diejenigen die gebildetsten, die ihren Stammbaum auf den Olymp zurückführen können. Mit der Mythologie aber stand die Prinzessin wie die meisten jungen Damen von siebzehn Jahren

Prinzessin Iaja. ^5^

auf schlechtem Fußbewegen der vielen schwierigen Namen, und darum konnte auch Iaja die Fee Dysthymos Kräkeleia — so hieß die Pathin — nicht gut leiden.

Als die Prinzessin nun ihren achtzehnten Geburtstag feierte, kam auch Dysthymos Kräkeleia als Gratulantin und brachte ihr zum Geschenk einen Abreißkalender vom vergangenen Jahre, den sie in einem Schnittwaarengeschäft zu bekommen hatte. Denn die Fee hielt viel auf Geschenke, die nichts kosteten, außer wenn sie für sie selbst bestimmt waren. Das ärgerte nun wieder die Prinzessin, und als sie mit Kräkeleia bei der Chokolade saß, sagte sie ganz trübselig:

„Ach, liebe Pathin, mein Mythologielehrer versteht doch gar nichts.

Neulich wußte er nicht einmal, wie Ihre werthe Frau Mama hieß.“

Das war aber ein Stich, denn die Fee hatte keine Mama, sondern bloß einen Papa, und das war eben das Feine an ihr. Die Fee sagte also etwas gereizt:

„Nun, Du solltest doch wissen, liebe Iaja, daß ich wie meine Schwester Pallas Athene keine Mutter habe. Wir beide rühmen uns, unmittelbar aus dem Götterkönig Zeus entsprungen zu sein.“

„So, so,“ sagte Iaja, „Sie sind auch aus dem Haupte des Zeus entsprungen?“

„Das gerade nicht, aber aus einem Auge des Zeus.“

„Und wo befand sich denn dieses Auge?“

„Naseweises Ding!“ rief die Fee aufgebracht. „Ein Hühnerauge war's, aus dem ich entsprungen bin, unter der kleinen Zehe saß es. Sehr übler Laune war der Götterfürst, denn er hatte damals gerade vergeblich der schönen Frey« nachgestellt, die droben hinter Grönland im eisigen Norden haust. Da hatte er sich Schneeschuhe untergebunden, und davon war das Hühnerauge gekommen. Als nun Pallas Athene aus seinem Haupte sprang, da ernannte er sie zur Göttin des Wissens und Forschens, zur Herrin aller berechtigten Fragen, welche die Menschen stellen dürfen. Mich aber, als ich aus dem Hühnerauge sprang, ernannte er zur Göttin aller überflüssigen Fragen, zur Herrin der Räthselmacher, Steuerabschätzer, Polizisten und Metaphysiker. Und weil Du so überflüssige Fragen gestellt hast, so verwünsche ich Dich hiermit zur Strafe für Deine Neugier. Und Du sollst nicht eher einen Mann bekommen, bis Du die unnützlichste Frage der Welt gefunden und gelöst hast.“ Und damit verschwand Dysthymos Kräkeleia in Gestalt eines langen Fragezeichens.

Mit diesem Augenblicke kam ein großes Unglück über das Königreich Drüberunddrunter, es brach nämlich die Fragepest aus und gleich hinterdrein die Mthselseuche.

Daran war freilich Seine Majestät der König Hähäh selber schuld. Denn als er von der Verwünschung der Prinzessin hörte, war er gar nicht empört, sondern lächelte so allerhuldvollst, daß dem Großvezier zwei Westenknöpfe vor Wonne absprangen, und sagte:

^32 «uro laßwitz in Gotha.

„Wozu habe ich denn meine Professoren, meine Oberbrillhminen, meine Veziere und Oberhofchargen, wenn nicht wenigstens Einer darunter so dumm sein sollte, auf die allerunnützigste Frage zu verfallen? Und im Nothfalle bin ich selber noch da.“

„Euer Majestät,“ sagte der Großvezier, „bemerkten soeben allerhöchst scharfsinnig, daß Ihre königliche Hoheit die Prinzessin auch die Lösung der Frage muß finden können.“

„Sehr richtig,“ entgegnete der König, indem er den Würdenträger allerhöchsteigenfüßig auf den Rock klopfte, „dazu wird meine Tochter, die Prinzessin, schon klug genug sein. Aber die Frage, die Frage! Dazu gehört Dummheit, und die kann ich von meinen Beamten verlangen.“

Nun ließ der König eine Concurrrenz ausschreiben. Wer die überflüssigste Frage in der Welt stellte, der sollte soviel goldene Erbsen bekommen, daß er darauf spazieren gehen könnte; wenn aber die Prinzessin die Frage nicht herausbekäme, so müßte er die Goldstückchen in den Stiefeln tragen. Da zerbrach man sich in Drüberunddrunter die Köpfe, daß es drunter und drüber ging.

Der Oberhofwolkengucker, welcher das Wetter anzusagen hatte, ob die Prinzessin den Sonnenschirm, den Nn-tou8-«:»8 oder den Regenschirm nehmen sollte, stellte die erste Frage.

„Warum geht die Sonne immer rechts herum und nicht links herum?“

Die Frage wurde für genügend überflüssig befunden, doch die Prinzessin konnte sie nicht lösen, und so bekam der Oberhofwolkengucker die goldenen Erbsen, aber inwendig.

„Was ist eher, der Tag oder die Nacht?“ fragte der Obernachtmächter.

Da mußte er auch die goldverengten Stiefel anziehen.

Der Oberbrahmine fragte, warum die Welt geschaffen sei; aber er hatte gleichfalls kein Glück damit. Und da er nun Urlaub nehmen mußte, so fragte der Unterbrahmine, ob er nun Oberunterbrahmine oder Unteroberbrahmine wäre. Das wußte die Prinzessin erst recht nicht. Nun jagten sich die Fragen wie die Flocken im Decemberwind. Ist es besser, zuerst den rechten oder den linken Strumpf anzuziehen? Ist die Tugend grün oder carmoistngestreift? Was ist das Ding an sich? Wer hat den Häringssalat erfunden? Was ist ein Matschakerl? Warum nennt man die Kartoffeln nicht Haifische? Aber keine Frage erhielt den Preis, entweder waren sie nicht überflüssig genug, oder die Prinzessin konnte sie nicht lösen. Da gab es in Folge der Goldstiefeln bald soviel Hühneraugen in Drüberunddrunter, daß Kräkeleia ihre Freude daran hatte.

Endlich kam der Oberhofgrundsahfabrikant auf die feine Idee, die Sache müsse viel besser gehen, wenn man sie umkehre und nicht mit der Frage beginne, sondern mit der Antwort. Und wenn man die hätte, nachher könne man ja die Frage danach einrichten. Eine solche Einrichtung aber nennt man ein Näthsel.

Prinzessin Iaja. <23

Da ging den Leuten in Drüberunddrunter auf einmal ein Licht auf und sie fingen an Mthsel zu machen nach Herzenslust. Und damit die Prinzessin die Mthsel auch rathe, so hielten sie es für das Beste, sie alle auf den Namen der Prinzessin zuzuspitzen. Denn den müßte sie doch kennen, und wenn sie nur „Ja ja“ sagte, so wäre das Mthsel schon gerathen.

Und dann wäre es immerhin eine erfreulich unnöthige Frage, nach dem Namen der Prinzessin zu forschen, weil ihn doch jedermann schon wisse.

Mit dieser Philosophie stieg die Nätthelseuche auf ihren Höhepunkt. Der Oberhofhurrahschreier schrie zuerst:

„Iloimt Silbe Ems vor Silbe Zwei,

So schreit uor Freude man Iuchheih!

Doch kommt die Zweite Uor der Ersten,

So möchte mau uor Freude bersten.“

Das fand der König fehr gut.

Der Oberhofzoolog ließ sich ebenfalls hören und sprach:

„Trehst Du es um, so ist's das faulste Wesen,

Von vorn tanu es sogar ein Esel lesen.“

Er ineinte nämlich, daß man Iaja auf I-a — I-a aussprechen könne,

und dann giebt es umgekehrt das Faulthier Ay-Ay.

Hierin erblickte jedoch der Staatsanwalt eine tendenziöse Zerstückelung und Körperverletzung des Namens der Prinzessin, und der unglückliche Oberhofzoologe wurde mit einer auf drei Jahre herabgemilderten Todesstrafe belegt.

Dies hielt die Bewohner von Drüberunddrunter indessen nicht ab, immer neue Mthsel zu machen. Die Kinder in der Schule, die Bettler vor den Thüren, die Minister im Staatsrat!) und die Liebenden im Mondschein schmiedeten Mthsel. Die Geschäfte stockten, die Straßen verödeten, selbst die Eisenbahnzüge blieben stehen, weil die Lokomotiven anfangen, Rathsel zu fabriciren. Das Königreich drohte zu verhungern, die Nätthelseuche raffte Taufende dahin. Sechsenddreißig Millionen Mthsel waren eingeliefert und der König ließ sich eine neue Perrücke machen, nur um sich vor Verzeiflung die Haare ausreißen zu können. Denn er wußte nicht, welches Rathsel das beste sei. Die arme Prinzessin aber mußte Tag und Nacht die Rathsel vorlesen und auf jedes „Iaja“ sagen.

Das wurde ihr denn doch zu bunt. Deshalb ging sie zu ihrem Herrn Vater und sprach:

„Euer Majestät wollen geruhen zu bedenken, daß doch alle diese Rathsel eigentlich nur einunddieselbe Frage sind. Aber es ist gar nicht bewiesen, daß diese Frage auch die überflüssigste ist, denn sonst hätte mir die Fee Kräkeleia sicher schon ihr Zeichen gegeben.“

„Potz Blitz,“ sagte Hähäh, und schlug sich vor seinen allerhöchsten Schädel, „da hast Du Recht, meine Tochter.“

^3H Ruro Illßwitz in Gotha.

„Sehr wahr," bemerkte der Großvezier. „Dies kann unmöglich die unnützte Frage sein."

„Das Hab' ich mir gleich gedacht," meinte der Unteroberrhofbrahmene, „ich wollte es nur nicht sagen; aber wir waren offenbar auf dem Holzwege."

Und nun sahen Alle ein, daß sie einen colossalen Unsinn ausgebrütet hatten. Der Staatsrath erlies; ein Gesetz, daß bei Todesstrafe alles Räthselmachen von jetzt ab verboten sei. Die sechsunddreißig Millionen Räthsel wurden in einen, großen Freudenfeuer verbrannt und der Staatsanwalt fuhr im ganzen Lande umher und fahndete überall auf Räthsel. Aber natürlich fand er keines mehr. Der Oberhofgrundsatzmacher aber, welcher die ganze Sache angestiftet hatte, bekam die engsten Stiefel, die aufzutreiben waren, mit Gold gefüllt und muhte darin die Landesgrenze überschreiten.

Die Prinzessin war nun zwar die Räthsel los, aber im Uebrigen war ihr nicht geholfen. Da ihr Niemand im ganzen Königreiche die überflüssigste Frage der Welt zu sagen wußte, so fing sie an, selbst darüber nachzugrübeln. Oft schickte sie ihre Hofdamen fort und ging allein in dem großen, Zweiten Parke spazieren, der von einer unübersteiglichen Mauer umschlossen war. Mitten in diesem Parke befand sich ein Hügel, darauf stand ein uralter Thurm. Rings umher blühten die wilden Rosen und bunte Falter spielten um ihre Kelche. Hier wandelte die Prinzessin am liebsten, und ihre traurigen Augen glitten oft an dein grauen Gemäuer vorüber und an der seltsamen Gestalt, die vor der Thür des Thurmes saß und mit weltfermem Vlick in die Weite sah. Nenn aber die Prinzessin sich abwandte, so folgten ihr die Augen des Wächters, und es 'glänzte darin geheimnißvoll, wie wenn der Nachthimmel sich im dunklen Nergsee spiegelt.

In den Thurm hauste einsam und abgeschieden von der ganzen Welt der Oberhofkrondiamantenzerklopfer. Es lag nämlich unter dem Thurm in einem festen Gewölbe der größte Schatz des Königreiches, wie es keinen zweiten gab auf der Erde. Das war 'ein funkelnder Diamant, Mn und weiß, und so groß wie ein Menschenherz. Niemand durfte ihn sehen und Niemand hatte ihn gesehen, auch der König nicht. Niemand auch konnte in das Gewölbe dringen, vor welchem ein Zauberschloß befestigt hing, und außerdem war es Jedermann verboten, den Thurm zu betreten oder mit dem Oberhofkrondiamantenzerklopfer zu sprechen. Und dieser durfte nichts wissen von dem, was in der Welt vorging. Denn wenn von den Stimmen der Menschen oder dem Geräusch des Tages etwas bis zu dem Stein gedrungen wäre, so hätte der Stein blind werden müssen.

In einer schlaflosen Nacht war nämlich dein König eingefallen, daß vielleicht einmal der Feind eindringen und stch des Schatzes bemächtigen könne. Und da der König bei Nacht ein sehr kluger Mann war, so fiel ihm noch weiter ein, daß es das Sicherste sei. Jemanden anzustellen, der nichts weiter zu thun habe, als darauf zu warten, daß einmal der Feind käme.

Prinzessin Iaja. ^35

Denn sollte er mit dem Zauberschlüssel, der an der Wand hing, das Gewölbe aufschließen und mit dem großen Hammer daneben den Stein in Stücke schlagen. Denn der Feind sollte auch seinen Aergern haben. Und deswegen hatte er das Amt des Oberhofkrondiamantenzerklopfers geschaffen. Da aber Niemand Oberhofkrondiamantenzerklopfer werden wollte, so ernannte er dazu seinen jüngsten Hirtenbuben. Der saß nun schon zehn Jahre in oder vor den» Thurm und wartete. Weil er gar nichts zu thun hatte, so ging seine Seele in der weiten Welt spazieren, und weil er mit Niemand sprechen durfte, so sprach er mit den Rosen am Hügel und mit den Wolken, die vorüberzogen, und in der Nacht mit den lichten Himmelssternen. Der Stein im Gewölbe aber durchstrahlte ihn mit einem unsichtbaren Lichte, und er wußte es nicht.

Als nun die Prinzessin eines Tages wieder von dem Thurm fortging, wandte sie sich einmal plötzlich um und sah, daß die Augen des Oberhofkrondiamantenzerklopfers auf ihr ruhten, und es mar, als läge eine tiefe Frage in ihnen. Da dachte Iaja, daß es doch ihre Pflicht sei, auf alle Fragen zu achten, die sich ihr darböten, ob nicht etwa die überflüssigste dabei sei. So ging sie denn noch einmal am Thurm vorüber; da sie aber den Jüngling nicht anreden durfte, so konnte sie ihn nur mit ihren Augen fragen; und der Jüngling sah sie wieder an, aber er sagte nichts.

Das ging nun so viele Tage lang. Immer häufiger wandelte die Prinzessin am Diamantenthurm, und immer häufiger begegneten ihre fragenden Blicke den fragenden Augen des Oberhofkrondiamantenzerklopfers, und wenn sie beide wieder allein waren, zerbrachen sie sich den Kopf, was wohl die fragenden Blicke zu bedeuten hätten. Von dem vielen Gehen aber bekam die Prinzessin einen zarten Anflug von einem ganz, ganz kleinen Hühnerauge, und darüber war sie sehr glücklich. Denn erstens mußte sie dabei merkwürdigerweise immer an den Jüngling mit den dunkeln Augen denken, und zweitens hatte ihr die Fee Krittelei« sagen lassen, wenn sie auf dem richtigen Wege nach der unnützen Frage sei, so werde sie es an ihren Zehen spüren. Endlich faßte sich Iaja ein Herz, und in der Meinung, daß es ihr, als der Prinzessin, doch nicht gleich an den Kopf gehen würde, wenn sie das Gebot überträte, fragte sie den Oberhofkrondiamantenzerklopfer äußerst gnädig: „Warum siehst Du mir nach, wenn ich vorübergehe?“

Der Jüngling schwieg eine Weile ganz erschrocken; denn seit zehn Jahren hatte ihn Niemand, angeredet und nun gar eine so schöne junge Dame; dann sagte er mit leiser, wohl lautender Stimme:

„Ich blicke Dir «ach, Tu Ti'che,
Und tausend, tausend Grüße
Send' ich Dir zu von fem;
Lind danke betend wieder,
Taft Du uns stiegst hernieder
Zu wandeln auf diesem Thurm.“

<26 «uro laßwitz in Gotha.

Die Prinzessin erröthete ein wenig. Aber da auf einmal eine zweite Zehe sie zu schmerzen ansing, blieb sie stehen und fragte:

„Weißt Du denn nicht, wer ich bin?“

„Nein,“ erwiderte der Jüngling.

„Willst Du mich etwas fragen?“ fuhr sie fort. Und da der Jüngling schwieg, setzte sie hinzu: „Ich bin die Prinzessin Iaja.“

„Woher weißt Du das?“ fragte der Jüngling.

Nun schmiegt die Prinzessin höchlichst überrascht. Alles hatte sie schon im Stillen in Frage gestellt, Sonne und Mond und den König Hähäh und sogar ihr Schoßhündchen Fifsi. Aber ob sie selber sei, das war ihr noch nicht eingefallen zu bezweifeln.

„Alle Menschen sagen es,“ erwiderte sie endlich.

„Mir sagt es Niemand,“ sprach der Jüngling. „Ich weiß nichts von einer Prinzessin Iaja. Ich weih nur, daß ich etwas Liebliches sehe und höre, und daß nur jetzt wohler ist, als wenn ich mit den Blumen und Wolken und Sternen rede. Warum muß es außerdem noch eine Prinzessin Iaja geben? Hier ist »nein Glück und sonst weiß ich nichts.“

„Aber ich bin doch da!“ rief die Prinzessin und trat mit dem Fuße auf. Ach, das that weh! Und nun. mar sie böse, daß der Obeihofkron-diamantenzeklopfer an ihrer Existenz zweifelte. Sie drehte ihm den Rücken, ging mühsam nach Hause und zog sich Schlafschuhe an.

Aber schlafen konnte sie nicht. War sie vielleicht wirklich nicht da?

Fast wollte es ihr so scheinen — es mar Alles ganz anders als sonst. So fern und fremd, als wenn es nicht zu ihr gehöre, als gehöre sie sich selbst nicht mehr. Und es war auch Alles so gleichgiltig, mit Ausnahme — ja mit Ausnahme —. Wenn sie nur morgen wieder ausgehen könnte.

Das matte Ampellicht und der weiße Mondstrahl, der sich durch die Vorhänge schlich, schienen ein Zwiegespräch zu flüstern.

„Siehst Du die Prinzessin Iaja?“ fragte die Ampel.

„Nein,“ sprach der Mond, „ich sehe nur den Jüngling am Diamantenthurm, der zu mir heraufstarrt.“

„Im Vertrauen,“ sagte die Ampel, „ich sehe sie auch nicht mehr. Es liegt da zwar so etwas, das so aussieht; aber ich blicke in ihre Seele, die ist nicht mehr da, sie ist auf Deinen Strahlen zum Denmntthurm gezogen.“

Die Prinzessin fuhr in die Höhe und klingelte.

„Der Oberhofbibliothetar!“ herrschte sie die Kammerzofe an. „Er soll mir sofort den Gothaischen Hofkalender bringen!“

Da half nun nichts, der Oberhofbibliothelur, der glücklicherweise noch im Casino saß, mußte heraus und auf die Bibliothek laufen. Zum Glück konnte er das Buch ausnahmsweise finden, denn es war das einzige Buch, welches die Bibliothek besaß, und so konnte er sich nicht irren.

Iaja riß ihm den Kalender aus der Hand und schickte ihn sott. Sie schickte Alle fort.

Prinzessin Iaja.

„Ich will wissen," rief sie aus, als sie allein war, „ob ich existire oder nicht! Hier muß es stehen, oder ich kann es nicht beweisen." Sie suchte und blätterte die ganze Nacht. Die Sonne stieg empor, da war sie mit dem Buche zu Ende, aber das Königreich Drüberunddrunter, den König Hähäh und die Prinzessin Iaja hatte sie nicht gefunden. Eine schöne Redaktion!

Sie stand nicht im Gothaischen Hofkalender!

„Man kann es nicht beweisen," rief sie unter Thränen, „daß ich wirklich bin. O Kräkeleia, existire ich?"

Die Decke öffnete sich, Dysthymos Kräkeleia erschien und überreichte Iaja zwei große Filzschuhe.

„Die Frage hast Du gefunden!" rief Kräkeleia hämisch lachend. „Nun magst Du diese Schuhe tragen, bis Dir auch die Frage gelöst ist, ob Du eristirst."

Der König, welcher über diese Frage höchst entsetzt war, die Minister und sämtliche Gelehrte des Königreiches bemühten sich zu beweisen, daß die Prinzessin existire — aber sie konnten sie nicht überzeugen. Die Schmerzen an den Füßen verschwanden nicht. Alle Mittel waren vergebens. Die Prinzessin wurde bleich und trübsinnig. Nur wenn sie sich in die Nähe des Thurmes tragen ließ und dann ein paar Schritte zwischen den Rosen machte, athmete sie wieder auf und vergaß ihren Kummer. Aber sie wagte den Jüngling nicht mehr anzureden, nur ganz von der Feme warf sie einen Blick auf ihn. Auch er sah so traurig aus!

„Was machen wir?" sagte der König zum Großvezier.

„Euer Majestät," erwiderte dieser, „geruhten soeben allerhöchst richtig zu bemerken, daß Ihre königliche Hoheit die Prinzessin — Heirathen müsse."

„Sehr wahr," sagte der König, „da habe ich wieder etwas sehr Gutes bemerkt."

„Aber," fuhr der Kanzler fort. „Ew. Majestät gemhten zu missen, daß die Prinzessin keinen Gemahl bekommt, ehe nicht die bemeußte Frage gelöst ist."

„Sehr gut! Was sagte ich doch gleich weiter?"

„Daß es demnach in allen Königreichen auszuschreiben sei: Wem es gelinge, der Prinzessin Iaja von Drüberunddrunter zu beweisen, daß sie existire, der solle die Prinzessin haben und das halbe Königreich dazu."

„Das halbe?" fragte der König. „Sagte ich nicht ein Drittel?"

„Das halbe ist das Gewöhnliche," meinte der Kanzler „und wir können uns nicht lumpen lassen — sagten Ew. Majestät."

„Nun gut denn!"

Alsbald drängten sich die Prinzen der benachbarten Königreiche am Hofe von Drüberunddrunter.

Der Prinz von Sensualien führte seinen Beweis mit großem Aufwände an Pracht und Schaukunst. Ein Orchester und ein Chor von tausend

^26 «uro laßwitz in Gotha.

Stimmen brachte der Prinzessin ein Morgenconcert; er meinte, wenn sie das höre, so werde sie doch wohl merken, daß sie da sei. Die Prinzessin aber sagte nur zu ihrer Dame: „Auf welchem Ohr klingt es mir?“ Er sandte ihr drei Kubikmeter Rosen, aber die Prinzessin sagte nur: „Es riecht nach dem Denmtthurm.“ Er ließ ihr zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen, das fünf Millionen Thaler kostete. Aber sie sagte nur: „Ich habe Funken vor den Augen.“

Da rief der Prinz:

„Nun sehen Sie doch, daß Sie eristiren! Wie könnten Sie sonst Ohren-
sauen und Funkensehen haben?“

„Das beweist nichts,“ entgegnete die Prinzessin. „Soviel weiß ich
längst, es ist hier etwas, das hört, das riecht, das sieht. Ich rede sogar
und kann kratzen, und mir thuu die Zehen weh. Aber daß ich es bin, daß
ich existire, das ist ganz etwas Anderes. Ich nehme mich nur wahr, wie
ich mir erscheine, nicht wie ich bin. Es fehlt mir etwas, ich weiß nur nicht
was. Früher war ich Iaja, jetzt bin ich nicht mehr Iaja — ich bin zer-
flossen, zerstreut, zergangen in alle Dinge — ich bin nicht Ich und wer mich
wiederbringt, der soll mich haben.“

Da kam der Prinz von Intellekte! und bat um eine Unterredung.

„Prinzessin,“ sagte der Prinz, „denken Sie?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Iaja.

„Wenn Sie nicht wissen, so denken Sie doch. Und wenn Sie denken,
so sind Sie. Und wenn Sie sind, so sind Sie die Meine!“

„Fehlgeschossen,“ entgegnete die Prinzessin. „Ich habe auch Philosophie
gelernt. Wenn ich denke, so bin ich dämm noch keine Substanz. Sie
können nur sagen, es denkt in mir. Und es denkt in mir, daß Sie sehr
langweilig sind.“

Hierauf kam der Prinz Willibald von Moralien.

„Prinzessin,“ sagte der Prinz, „wollen Sie mich?“

„Nein,“ entgegnete die Prinzessin.

„Also Sie wollen doch etwas?“

„Ja, mich selbst.“

„Also sind Sie doch ein wollendes Wesen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie können doch nicht wollen, wenn nicht ein Centrum, eine Einheit
vorausgesetzt ist, auf welche das Gewollte bezogen ist, als auf dasjenige,
welches durch das Wollen in dieser Einheit zu realisiren ist? Denn dies
heißt doch Wollen? Nicht wahr? Oder was verstehen Sie sonst unter
Wollen? Wollen Sie mir dies desiniren?“

„Das habe ich nicht nöthig,“ sagte Prinzessin. „Sie sehen doch, ich
will mich, und ich habe mich doch nicht. Also was wollen Sie?“

Da mußte der Prinz gehen.

Und so kamen der Prinzen noch viele und mußten wieder abziehen, wie

Prinzessin Iaja.

sie gekommen waren, d. h. ohne die Prinzessin; und es war nur ein Glück, daß ihre Personen vor den Augen Jajas nicht mehr Gefallen fanden, als die Beweise für das Dasein der Prinzessin vor ihrem Verstande. Denn eine unglückliche Liebe können wir jetzt nicht mehr brauchen, oder unser Märchen müßte drei Schlüsse haben, wie es drei Anfänge hatte. Zum Glück aber hat es nur einen. Und es hat wirklich einen!

Allmählich verliefen sich die Prinzen und die Aerzte kamen. Das war noch viel schlimmer. Denn die Prinzessin wurde immer kränker und die Füße immer schmerzhafter; sie konnte die Filzschuhe nicht mehr ablegen. Der Oberhofsanitätsrath gedachte schließlich, die Sache sehr einfach zu erledigen. Wenn die Frage gelöst wäre, so würden die Filzschuhe verschwinden. Also umgekehrt, wenn man der Prinzessin die Füße abnähme, so wären die Schmerzen auch fort sammt den Schuhen — und das müßte demnach auf dasselbe herauskommen.

Die Prinzessin, der schon Alles gleichgiltig geworden war, erklärte sich mit der Operation einverstanden. Aber ehe sie ihre Füße darangab, wollte sie noch einmal Gebrauch davon machen. Und so ging sie in ihren Filzschuhen zum Demantthurm.

Dort saß noch immer der OberhofKondiamantenzerklovfer und wußte nichts von der Welt und den Sorgen der Prinzessin. Nur daß er die Holde gar nicht mehr sah, die sonst hier wandelte, bekümmerte ihn. Er fragte sich, warum sie ihm wohl zürne, da ward er traurig. Dann dachte er wieder daran, wie schön sie sei, da ward er froh. Und in diesem Wechsel gingen seine Tage hin, und jeden Tag sprach er von Jaja zu den Rosen, die hier nie verblühten. Und gerade als die Prinzessin in ihren Filzschuhen,! ganz leise heraufstieg, sagte er:

„Im Dunkel meiner Seele quillt
Empor die wirre Fluth der Fragen ^
Dock, klar und heiter naht Dein Bild
Wie Sonnenglanz in Nebeltagen.
Lost Temer lieben Augen Licht
Dem fernen Träumer wieder scheinen,
Und meinen! Glücke zürne nicht,
Das; es umflossen in dem Deinen!
O wüsstest Tu, wieviel Tu mir
In Tcinem Lächeln schon gegeben!
Nur meine Wünsche danken Dir,
Tie um Dein Leben heimlich schweben.
Sei glücklich! Wie ein still Gebet
klingt mir das Wort in Herzensgründe,
So oft zn Dir mein Denken geht,
Und also klingt es jede Stunde:
Sei glücklich!"

^0 Ruid laßwitz in Gotha.

Die Prinzessin athmete tief, und zwei große Thränen traten in ihre Augen.

Der Jüngling erschrak, als er sie jetzt plötzlich erblickte, sie aber winkte ihm freundlich und setzte sich auf die Steinbank vor den» Thurme.

„Wer soll glücklich sein?“ fragte sie.

„Du,“ sagte er und sah sie an, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

„Aber ich bin ja nicht,“ entgegnete sie traurig.

„Du bist nicht?“ fragte er ganz erstaunt.

„Die Prinzessin Laja ist nicht, sagtest Du selbst.“

„Das weiß ich nicht, ob sie ist. Aber Du bist, hier bist Du, bist hiergewesen jeden Tag und jede Stunde!“

„Hier war ich?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Ist das wahr?“

„So wahr, wie ich bin. Denn Du bist die Luft, die ich athme. Du bist der Lichtglanz, den ich schaue, Du bist das Lied, das ich singe, und das Leben, das ich lebe — Du bist Alles in Einem, Du bist mein Ich.“

Da sprang die Prinzessin in die Höhe, denn auf einmal waren die Filzschuhe verschwunden, und mit einem Jubelschrei rief sie:

„Ich bin! Ich bin!“

Der Oberhofkrondiamantenzerklopfer aber nahm die Prinzessin in die Arme und führte sie in den Thurm. Und dort saßen sie und kümmerten sich nicht darum, wie es in Drüberunddrunter ging.

Als es aber herauskam, wohin die Prinzessin verschwunden war, und man sie mit Gewalt holen wollte, da ging der Oberhofkrondiamantenzerklopfer in das Gewölbe und pochte mit seinem Hammer an den Stein. Der sprang auf, und sie konnten hineingehen, und es war ein herrliches Schloß darin und ein blühender Zaubergarten, von dem wußte kein Mensch. Da waren sie nun und brauchten gar nichts zu beweisen. Und so lebten sie herrlich und in Freuden.

Als nun der König die Prinzessin im Thurme suchte, fand er dort Niemand als die Fee Krakeleia, die sagte zu ihm:

„Euer Majestät geruhen zu bemerken, daß die Prinzessin jetzt einen Mann bekommen hat.“

„Nichtig, richtig,“ erwiderte der König, „wie hieß doch gleich der Prinz?“

„Glaube!“ sagte die Fee und verschwand.

„Sehr gut,“ meinte der König. „Glaube? Glaube? Wo liegt doch gleich das Königreich? Nun es wird ja wohl im Hofkalender stehen.“

Damit ging er heim und freute sich, daß er das halbe Königreich erspart hatte.

^Illustrirte Bibliographie.

!De«tsch»vstafrika. Das Laub und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwicklung, dargestellt von Paul Reichard. Mit 36 Vollbildern nach Original-photographieu. Leipzig, Verlag und Druck von Otto SPamer.

Wer sich über die politische und wirtschaftliche E»t>wicklung und über den gegenwärtigen Zustand unserer wichtigsten, größten und zukunftsreichsten Kolonie gründlich und eingehend unterrichten will, der nehme die ausführliche Darstellung Reichards zur Hand, ein Buch, das den Kenner Afrikas und aller seiner Verhältnisse auf jeder Seite Herrrath und darum den Eindruck widerspruchlosester Wahrheit in dem Leser hinterläßt. Nie ruhige Objektivität des Verfassers muthet uns besonders angenehm in dem Abschnitt an, wo er von dem Loose der 2 kl allen spricht. Tu ist keine Spur von „Gefühlsduselei“ und „Humanitätsschwindel“ zu finden, sondern Reichard nimmt in der TNavenfrage den einzig richtigen Standpunkt ein, wenn er (S. 477 f.) behauptet, die Sklaven, welche heutzutage immer werthvoller würden und immer weniger leisten wollten, seien keineswegs zu beklagen, es müßte denn sein, daß sie sich gerade im Besitze eines der wenigen grausamen Araber befänden. Der Neger-sklave im Besitze des Arabers blickt vielmehr auf den europäischen Arbeiter mit einer Empfindung herab, die ein Gemisch von Mitleid und Verachtung ist. Ganz außer-ordentlich bezeichnend für diese Auffassung sind die Aeußerungen eines Negersklaven über diesen Punkt; sie charakterisiren in wenigen Sätzen die Lage der sogenannten armen Sklaven. Der Betreffende hatte seiner Zeit die Reisen des Verfassers mitgemacht und erwiderte ihm auf die Mittheilung, daß es in Europa teiue Sklaven gebe, wörtlich Folgendes: „Dn sagst, in Europa gebe es keine Sklaven, ich sage Dir aber nur das Eine, sind etwa eure Matrosen keine Sklaven? Können sie doch nichts verrichten ohne den Befehl der Vorgesetzten. Sie schlafen, erheben sich, wachen, essen, trinken auf Befehl, sie müssen exerciren, arbeiten oder ruheu auf deu Wunsch dieser Herren, sie müssen auf dem Schiffe bleiben oder an Land gehen, ohne eigenen Willen, und solche Menschen sollen keine Sklaven sei«? — Wer konnte uns, die ihr Sklaven nennt, zn solchen Dingen zwingen? Niemand ans der ganzen Erde. Eure Matrosen und Arbeiter sind wirkliche Slavcu, ich habe es in London gesehen, wir aber sind Freie.“

N'
Nold und 2 \tilde{A} $\frac{1}{4}$ d.

Illustrierte Bibliographie.

NZ

Natürlich verschweigt Neichard die Schändlichkeiten des Sklavenraubs nicht, aber er macht doch auch auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam, daß diese entsetz-

Wißmmm «»idiit D« e« Eill»»n>,

Au«: Paul Relchuib, „Ost-Äfi!la“. Veilog von Ot!o Spamci, Leipzig, liche Unsitte gerade in den letzten Jahrzehnte» einen so hohen Aufschwung genommen hat, zu einer Zeit, in der sich die Hauptculturnatiouen mit solchem Nachdrucke gegen den Sklavenraub auflehnen und alle Kräfte einsetzen, um ihn in ihrem Macht- Noib und C!id. I.XI, 181, IN

^HH Nord und Süd.

bercicht «ach Möglichkeit zu unterdrücken. Die Ursachen dieser Erscheinung sieht er mit Recht in dem Aufblühen des Elfenbeinhandels und in dem Widerwillen der Negerbeuölerung gegen regelmäßige Arbeit.

Es gibt kaum eine Seite des menschliche» und des Naturlebens in Ostafrika, die der Verfasser unberücksichtigt gelassen hatte. Selbst über die afrikanischen Speisen (S. 808 ff.) erhalten wir eine ziclich vollständige Uebersicht und erschien, das, man ein herrliches Menu durchaus afrikanischen Ursprungs in der Näh» des Tanganika einnehmen kann, bestehend in kräftiger Fleischbrühe mit Leberklößchen und Büffelmaut, in Büffelsteak mit Gurkensalat, in saftigem Büffelsteak, in Spinat mit Setzeiern, in einer Art von Brattartoffeln und ei»«m mchartigem Getränke von süßsauerlichem Geschmacke und starkem, prickelnden! Mousscux: als dritter Gang folgt dann noch junges gebratenes Geflügel und Compot. Der Reisende muß freilich meist mit weit weniger auskommen und erhält im ungünstigsten Falle des Morgens um 10 Uhr drei bis vier Sorghuinbrötchen nebst einem Becher entsetzlicher brauner Brühe aus geröstetem Sorghum und nach einem Marsche von acht Stunden zwei Teller aus Torghummehl, dazu vielleicht ein paar Milde Früchte.

Reichards Werk ist nicht bloß inhaltlich überaus wertvoll, sondern auch in der Form angenehm und stilistisch vollendet, ein Vorzug, der gerade heutzutage sehr hoch angeschlagen werden muß. Die Illustrationen sind charakteristisch und deutlich.

Ein Jahrbuch des allgemeinen Wissens.

Wir sind mit Recht stolz auf unsere Conversations-Lexika. In Beziehung auf diese werthvollsten Nachschlagewerke, diese unentbehrlichen Freunde und immer bewährten Rathgeber der gebildeten Leser ist unsere Literatur vor allen anderen bevorzugt. Wir unterschätzen keineswegs die bedeutenden encyclopädischen Werke der anderen Culturstaaten, vornehmlich Frankreichs, Englands und Nordamerikas; aber diese Werke besitzen im Vergleich zu den unsrigen doch sehr erhebliche Nachteile. Sie sind zunächst im Verhältnis; zu dem Gebotenen viel kostspieliger, ihre Herstellung ist langwieriger und schwerfälliger, und in Folge ihrer geringeren Verbreitung erscheinen sie in viel größeren Zwischenräumen, so daß viele Aufsätze veraltet sind und oft bahnbrechende Entdeckungen und Erfindungen auf lauge Jahre hinaus völlig unberücksichtigt bleiben. Sie sind endlich — und darin erblicken wir ihren Hauptfehler — viel weniger universal. Sie behandeln Persönlichkeiten und Vorgänge im Auslande oft mit einer unleidlichen Oberflächlichkeit und Dürftigkeit.

Unsere beiden großen Conversations-Lexika — ob man sich nun für Meyer oder Brockhaus entscheidet, bleibt dem Geschmack des Einzelnen überlassen; der Besitzer einer einigermaßen ansehnlichen Bibliothek wird sich sowohl den einen wie den andern verschafft haben und wird bei der Vergleichung die Vorzüge des einen »nie des andern in demselben Maße schätzen — zeichnen sich durch die Freiheit des Standpunktes, durch die Gründlichkeit des Inhalts, durch die Faßlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Form und vor Allem eben durch ihre Universalität aus. Sie sind in Wahrheit kosmopolitische Werte, ledig aller Engherzigkeit, und beherrschen das gesammte weite Gebiet des menschliche» Erkennens, Wissens und Leistens.

Für heute wollen wir uns mit dem Meyerschen Conversations-Lexikon beschäftigen, das im Jahre 1890 mit dem 17. Bande seine vierte gänzlich umgearbeitete Auflage abgeschlossen und seitdem einen Supplementband, den 18. der ganzen Folge, im gleichen Umfange wie die früheren, 1«X) Seiten, mit zahlreichen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen, hat erscheinen lassen. Das schöne deutsche Wort: „Rost ich, so rost ich" hat für kein anderes Erzeugnis! des Buchhandels mehr Giltigkeit, als für das Encyclopädische-Lexikon, das sozusagen mit jedem jungen Tage der Gefahr des Veraltens ausgesetzt ist. Wenn unsere periodischen Blätter ihre Aufgabe, uns über die Persönlichkeiten, die plötzlich aus dem bescheidenen Halbdunkel in die grellste Beleuchtung gerückt werden, oder die, bis zur Stunde vollkommen unbekannt, auf einmal zu Berühmtheiten heranwachsen, sowie über die wichtigsten neuen Entdeckungen und Feststellungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, über die hervorragendsten Kunstwerke, die soeben ent-

Bibliographie.

standen sind, und dergleichen Auskunft zu geben, nach Kräften erfüllen, so unterliegen diese Mittheilungen doch in hohem Maße dem Schicksal des Vergänglichen. Sie verschwinden sozusagen mit dem nächsten Blatte, das der kommende Tag bringt; und just wenn man sie braucht, find sie nicht aufzutreiben. Aber auch über diese neuen Männer und neuen Dinge will man zu jeder Stunde Authentisches feststellen können, und es ist natürlich, daß; da das immer bewährte Nachschlagebuch, das Conversations-Lexikon, das seinen nchigen Gang durch das Alphabet geht, in solchen Fällen dm Dienst versagen müßte. Im Jahre 1886, als der Band O erschien, konnte man beispielsweise noch nicht wissen, daß Graf Caprivi zur obersten Staffeln der staatsmännischen Laufbahn steigen würde; und auch beim Abschlüsse des Gesamtwerkes war der neue Steni am Himmel der italienischen Oper, Mascagni, noch nicht aufgegangen, die vielumstrittcne Frage des Koch'schen Tuberkulin noch nicht auf's Tapet gebracht.

Nuu verbietet es sich von selbst, daß das Auftreten einer noch so gewichtigen Persönlichkeit, ja, daß Vorgänge von Weltumwälzender Bedeutung dazu angethan sind, jedesmal eine neue Auflage des Conversations-Lexikons herbeizuführen. Ja, wir möchten sogar die Bemerkung machen, daß sich die neuen Auflagen in den letzten Jahrzehnten etwas zu schnell auf dem Fuße folgen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Erscheinen einer neuen Auflage die vorhergegangenen bedeutend entwerthet. Als Artikel des Büchermarktes werden sie nahezu werthlos. Nun sind die Conservations-Lexika, wenn sie auch verhältnißmäßig sehr wohlfeil sind, vielleicht sogar zu den allerwohlfeilsten Büchern gehören, doch für jeden Besitzer einer kleinen oder mittleren Bibliothek, der sein Budget für Bücherausgaben scharf zu überwachen hat, ein nennenswerthes Werthobject. Wein der Bücherfreund aber, daß das Werk, das er mit beträchtlichen Opfern erstet, schon in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, in wenigen Jahren, so gut wie gar keinen Werth mehr repräsentirt, so besinnt er sich doch zweimal, bevor er sich znm Ankaufe entschließt, und unter dem Vorwande, die nächste Auflage abzuwarten, kauft er es überhaupt nicht. Die allznschnelle Aufeinanderfolge der Auflagen bildet also auch für die Unternehmer eine nicht zu unterschätzende Gefahr.

Um nun einerseits dem berechtigten Wissensdrang nach dem Neusten und Interessantesten Genüge zu thun, andererseits aber dem Besitzer des Conversations-Lexikons nicht sein eigenes Besitzthum zu verleiden, vielmehr die Freude an ihm zu erhöhen, hat man den richtigen Ausweg gefunden: unmittelbar nach Abschluß der neusten Auflage Jahressbände folgen zu lassen, die sich in ihrer äußern Gestalt dem fertigen Werke anschließen.

Das Jahressupplement 139« bis 1891, das den 18. Band von Mever's Conversations-Lexikon bildet (Leipzig und Wim, Bibliographisches Institut, 1391), enthält außer Nachträgen, Ergänzungen und etwaigen Correcturm der in dem Hauptwerk erschienenen Aufsätze, in derselben alphabetischen Anordnung wie das Gesamtwerk, Alles, was das Jahr gebracht hat: eine Uebersicht der politischen Ereignisse in allen Staaten der Erde, die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Städte, der Armee, die Forschungsreisen, die Vorgänge auf dem Gebiete der Dichtung, der Kunst, des Unterrichts, socialpolitische Abhandlungen, Aufsätze über Verkehrswesen, Landwirtschaft, über die nensten wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnisse, zugleich mit dm Biographien aller der PcNönlichkeiten, die in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich gelenkt haben, und die Ergänzungen zu den Biographien, die in dem Hauptwerk schon erschienen sind. — Wird das Hauptwerk hauptsächlich benutzt zum Nachschlagen, um sich über dies und das zu orimtieren und gelegentlich zu unterrichten, so ist das Jahressupplement ganz dazu angethan, nicht blos der gelegentlichen Benutzung, sondern zu ernster Lectüre in freien Stunden zu dienen. Die Aufsätze behandeln eben fast sammt und sonders Stoffe, mit denen wir uns erst in allerjüngster Zeit mehr oder minder ernsthaft beschäftigt haben, von denen wir jedenfalls haben sprechen hören, und über die es uns erwünscht sein muß, hier in möglichst knapper Form von einem Beherrscher des Stoffes unterrichtet zu werden. Das Jahressupplement hat also eine große innere Verwandtschaft mit dm „L. onusirsi äs I» äes vsox Älc>ncls8." Es ist nur viel umfassender und in seiner alphabetischen Anordnung viel praktischer eingerichtet.

Dazu kommen die sehr wichtigen und guten illustrierten Beigaben. Man werfe nur einen Blick auf die Karte „DcuN'ch-französiscke Grenzbefestigungen"! Man sehe, wie die Franzosen ihre Ostgrcnzc von Tünkirchm bis Bcsan<?on mit Festungen und Forts geradezu gespickt haben, und man wird durch diesen einm Blick leichter erkennen, welche Gefahren

N6 Nord und Süd.

uns drohen, welche Schwierigkeiten wir zu überwinden haben, als durch bogenlange Ab-
hmwlungcn und stundenlange Parlamentsredcn. Man betrachte die criminaliftischen Karten
von Deutschland, Frankreich und Italien, und man wird über die grausige Verschwisterung
des Pauperismus mit dem Verbrechen die anschaulichste aller Vorstellungen erhalten: wie
sich in unsern armen Provinzen an der Ostgreuze das Dunkel der begangenen Verbrechen
immer tiefer und tiefer färbt und sich im Westen, am gesegneten Rhein und im reichen
Westfalen, immer heller lichtet.

Soweit wir die einzelnen Aufsätze auf ihren sachlichen Inhalt haben prüfen tonnen,
haben wir uns ihrer Gründlichkeit und ihrer Objectivitiit nur zu erfreuen gehabt. Das
Iohressupplient steht in jeder Beziehung auf der Höhe des Hauptwerkes des Meycr'schen
Eonvcrsations-Ler.ikons. ? . I<.

Schiller.

Von Otto Brahm. Zweiter Band, erste Hälfte. Verlin, W. Hertz.

Bekanntlich haben in jüngster Feit drei Schriftsteller — jeder mit dm Mittel»
und Methoden der modernen Litcraturforschung vertraut, aber jeder in selbständiger und
eigenthümlicher Weise vorgehend — sich die Aufgabe gestellt, Schillers Leben und
Wirken auf Grund des bis in die letzten Jahre hin immer noch vermehrten Quellen-
materials unserer Zeit neu vorzuführen. Ter zuerst hervorgetretene Wettkämpfer, Prof.
3t. Weltrich in München, ist mit den zwei bisher erschienenen Heften (1885, 1889) noch
nickt so weit in der Darstellung vorgeschritten wie die beiden anderen, O. Brahm in
Berlin und Prof. Minor in Wien: und unter diesen hat jetzt der erstgenannte einen
Vorsprng in der Veröffentlichung gewonnen. Aber auch er giebt für jetzt von seinem
zweiten Bande nur die erste Hälfte, von der die ersten zwölf Bogen schon 1889 aus-
gedruckt waren. Während der zuletzt erschienene Band des großen Schillerwrces von
Minor, das in Heft 157 und 161> dieser Zeitschrift besprochen ist, mit dem „Ton Carlos“
abschließt, führt Brahm seine Leser jetzt in knapper, aber geistreicher und gehaltvoller
Darstellung über die Leipzig-Dresdener Zeit hinaus und dnrcb die wissenschaftlichen
„Lehrjahre“ des Dichters hindurch bis an die Schwelle dcr»lctzten Periode, bis vor die
Annäherung Schillers an Goethe 1794.

Die längere Unterbrechung — der erste Band erschien 1888 — hat dem (Meihen
der Arbeit nicht geschadet. Der zweite Thcil ist ebenso anziehend geschrieben wie der
erste, aber er ist im Urtheil und im Stil gereifter: scharf pointirtcn nnb kurz abge-
brochenen Sätzen, wie sie der Schiller Scherccrs früher besonders liebte, begegnen wir
kaum noch, wohl aber einer fein durchdachten, die Gegensätze maßvoll abwägenden, an
manchen Stellen auch im «atzbau meisterhaft abgeinndeten Darstellung. Besonders
trete» diese Vorzüge bei der Besprechung des einzigen Dramas hervor, das in diesen
Band fällt, bei dem „Don Carlos“. Dieser Abschnitt, der vor dem Erscheinen von
Minors zweitem Bande bereits gedruckt war, zeigt sehr deutlich, daß Nrahms Buch auch
neben dcni großen, allgemeine literarhistorische und kulturhistorische Bezüge umfassenden
Werke von Minor seinen cigenthümlickcn und bedeutenden Werth hat nnd bebalten wird.
Minor hat aus 74 Seiten Großoctav die über fünf Jahre sich erstreckende Arbeit
Schillers am „Don Earlos“ dargestellt nnd die Ausarbeitung der einzelnen Motive und Ge-
stalten des Dramas mit häufigen Seitenblicken ans gleichzeitige und frühere Parallelen
verfolgt — aber eine befriedigende Würdigimg des ganzen Dramas sucht man in
seiner rein literarhistorisckcn Darstellung vergebens. Er kommt am Schluß (Z. 594)
auf das Uttheil Hebbels zurück: „Ton (5arlos ist in allen Einzelheiten anzuertenncu,
nur nicht in seiner Totalität“. Brahm dagegen giebt zwar zuerst auch eiuc bei aller
Knappheit scharf gezeichnete Ucbersicht der Entstehung des Wertes in Schillers (leiste und
der Veränderungen des ersten Planes (S. 48—W): aber er schließt daran mit scharfer
Sondcrng die Erörterng des für uns viel bedeutsameren dramaturgischen Problem»
(2. 6!«—91): nie ist Fonn nnd Gehalt des Dramas, das uns schließlich vom Dichter
als ein Ganzes geboteu wurde, zn kennzeichnen? In der klaren und fesselnden Beantwortung
dieser Frage wird neben den anderen nie bezweifelten Vorzügen der Dichtung ausdrücklicl,
anerkant, daß anch vom dramaturgischen Standpunkte betrachtet das vollendete Stück
ein Mcistmvcrk ist: ein Werk, dessen Einheit bei den mannigfachen Acnderungcn und

Musikalische Notizen.

Erweiterungen des Grundplanes nicht verloren gegangen, sondern mit wachsender Großartigkeit ausgebildet worden ist. Mit Recht betont Brahm S. 59 Schillers eigene — von Minor S. 543 kurz bei Seite geschobene — Aeußerung in der Rheinischen Thalia, dasz auf der Situation und dem Charakter des Königs Philipp vielleicht das ganze (Gewicht der Tragödie beruhen werde.

Im ersten Entwurfe waren Philipp und Carlos die beiden Pole der Handlung: der zweite als der vorwärts treibende und strebende gab dem Trama den Namen. Indem nun später der Marquis Posa höhere Bedeutung gewann und auch andere Personen lind Motive neu ausgestaltet und gehoben wurden, verlor zwar Carlo« erheblich an Bedeutung für das Ganze, nicht aber Philipp. Zu diesem behalten und erhalten alle Personen ihre wichtigste Beziehung i ja, er handelt und leidet mit echt tragischer Wirkung gegenüber jeder bedeutenden Gestalt des Dramas. Das gilt von Carlos und von Posa und von der Königin ebenso wie von Alba und Domingo, selbst von der Prinzessin Eboli und nicht am wenigsten von der erst zuletzt auf der Bühne erscheinenden gewaltigen Figur des Großinquisitors. Jeder der angedeuteten Conflictc hätte für sich allein den Stoff zu einer Tragödie bieten können; in dem großen Drama aber, in welchem Schiller sie alle zusammenwirken läßt, hängen sie auch alle innerlich und äußerlich so fest zusammen, dasz man keinen auslösen könnte, ohne den Ban des Ganzen zu gefährden. Und so ist dieses Ganze ein dramatisches Kunstwerk geblieben bei aller Fülle der aufgenommenen Motive und trotz der kleinen Bedenken, die man an einzelnen untergeordneten Stellen gegen die Wahrscheinlichkeit der Verknüpfung und Motivirung erheben kann. Referent, der seiner Auffassung schon einmal in dieser Zeitschrift kurzen Ausdruck gegeben hat (Band 49 S. 4(19), freut sich den Ausführungen Brahms durchweg zustimmen zu können. Sie sind wohl das Beste, was über Schillers „Ton Carlos" bisher geschrieben ist.

Wir haben uns bei dieser Partie des Buches so lange aufgehalten, dasz wir unser Urtheil über die übrigen hier nur kurz zusammenfassen können. Nach wohlüberlegter Oekonomie der Anordnung ist es Brahm gelungen, alles Wesentliche aus Schillers Leben und Wirken klar und anziehend darzustellen und dabei doch den Leser nirgends durch breite Erzählung oder Besprechung von Allbekanntem zu ermüden: vielmehr wird selbst der Fachmann durch manche neue Mittheilung und manches treffende Urtheil überrascht. So können wir dem Werke mir noch einen ebenso schön durchgeführten Abschluß wünschen; für Alle, die das Berständniß der klassischen Litcraturperiode auch für unsere Zeit erhalten und neu belebt sehen wollen, ist das Erscheinen dieses Buches ein hochehrfrculiches Ereignis;. ckr.

Musikalische Notizen.

«. «. Mozart. Bon Ot.to Jahn.

Dritte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. Zweiter

Thcil. Mit 2 Bildnissen und 1« Notenbcilagen. Leipzig, Breit köpf Sc Härtel.

Der zweite und letzte Band der neuen Ausgabe der Jahn'schcn Biozartbiographic ist nach denselben Principien und mit derselben (yewissenhaftigkcit bearbeitet worden, wie der vor Jahresfrist erschienene erste.

Er umfaßt die Zeit von 1784 bis zu Mozarts Tode und enthält außer zahlreichen Nachträgen und Berichtigmigen zum ersten Bande noch ein: stattliche Anzahl von historischen und analntischen Beilagen, sowie zum Schluß ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher in der bei Brcitkopf und Härtel erschienenen Ausgabe enthaltenen Werke Mozarts. Deiters hat die in den letzten beiden Tccennicn über Mozart erschienene Literatur mit kritischem Scharfsinn benutzt und die daraus gewonnenen sicheren Resultate thcils in Form von Anmerkungen, thcils im Text selbst dem Werke einverleibt. Wo es an-

ging, ist der Worllaut der ersten Ausgabe dem der zweiten vorgezogen worden und manche wichtige Einzelheit, die in der zweiten Ausgabe der Raumerparniß wegen gestrichen worden war, ist wieder aufgenommen worden. Jahns Darstellung ist selbstverständlich nicht nur in ihren Grundzügen, sondern auch in ihren charakteristischen Details pietätvoll beibehalten worden, und wo in Folge der Ergebnisse neuer Forschungen Änderungen unabweisbar waren, da sind diese in so umsichtiger und schonender Weise dem Texte einverleibt, daß die nachbessernde Hand des Herausgebers nur für den Eingeweihten

Nord und Süd.
merkbar ist. — Jahn's Mozartsbiographie
ist auch im neuen Gewände ein klüßliches
Buch geblieben.

Ludwig van Beethoven« in seinen
Beziehungen zu berühmten
Musikern und Dichtern. Von C.
Gerhard. Trcsden-N., Verlag von
Oskar Tamm.

Eine Sammlung von zumeist bekannten
Anekdoten, amüßant zu lesen, aber ohne
jeden historischen oder künstlerischen Werth.

Die „Unsterbliche Geliebte" «eetho»
venS Giulietta Guicciardi «der
Therese BrunSwi«? Von Dr. Alfr.
Christlich Kalischer.

Tie von Thapcr in Flusz gebrachte
Frage, sür wen die «Z-moll Sonate (die
sogenannte Mondscheinsonate) geschrieben sei,
ist in der letzten Zeit zum Gegenstand ein-
gehender DiScnssionen geworden, ohne dag
ein unumstößliches Resultat erzielt worden
wäre. Kalischers Broschüre stellt das er-
schienene Material übersichtlich zusammen,
vermag aber das herrschende Tunkcl nicht
aufzuhellen.

Johannes Brahms in seinen Wer-
ken. Eine Studie von Emil Krause.
Hamburg, Lucas Gräfe sc Silleru.

Ter biographischeTheil des schwächtigen
Bandes ist sehr dürftig ausgefallen, der
kritische uild aiiällitische Theil ist ein solenner
Pancgnricus auf den Coinponistcn und
seine Werke, der nur bei unbedingten
Brahms-Schwärincrn Anklang finden wird.
Tie Schlußcapitel hingegen, die Verzeichnisse
der bisher im Truck erschienen Compositioncn
enthalten, sind von praktischem Wcrthc.
Klassisches und Romantisches aus
der Tonwelt. Von La Mnra. Leip-
zig, Breitkopf Sc Härtel.

Die ursprünglich in verschiedenen Zeit-
schriften erschienenen Artikel über bedeutende
Musiker (Beethoven, Spohr, Marschner,
Schubert, Liszt, Henselt und Volkmann)
sind gewissenaßcn Ergänzungen der wohl-
bekannten „Musikalischen Stndienköpfc" der-
selben Verfasserin. Sie sind durchweg an-
ziehend und interessant geschrieben, und be-
sonders dadurch wrtkvoll, das; die dazu bc-
nützten Briefe und Tocnmcntc originalge-
trcn wiedergegeben sind.

Zur Geschichte der Musik «nd des
Theaters am Württembergischen
Hofe. Nach Originalquellen von Josef
Sitt ard. Zweiter Band, 1733—1793.
Stuttgart, Verlagv. W. Kohlhammcr.

Der ziveite (Schluß-) Band basirt
ebenso wie der vor Jahresfrist erschienene

erste c,uf einem mit kritischem Scharfsinn benützten, zum größten Theil bisher imzugänglichcn Onellenmatcrial aus den Archiven zu Stuttgart und Ludwigsburg. Im Mittelpunkt des Buches steht die Stuttgarter Oper hinter dem Herzog Carl Eugen und seinem Kapellmeister Nicolo Jommelli, die damals eine der glänzendsten in ganz Deutschland war. Mit dem Tode des kunstliebenden Carl Eugen schließt das Werk ab, welches für den strengen Fachmann, wie für das musikalisch gebildete Laicnpublicum von hohem Jutcrsse ist.

Die alte» «nd die neuen Wege in der Musik nebst einem Vorwort. Von Dr. Heinrich Pudor. Tresdcu-N., Verlag von Oskar Damm.

Der Verfasser wünscht, das; unsere moderne Musik andere Wege einschlage, und verlangt, damit dieses Ziel erreicht werde, nicht mehr und nicht weniger, als das; wir das in Jahrhunderten mühsam Errungene schlankweg über den Häufen werfen und wieder von vorne, vom einfachen Volkslied?, anfangen. Die Broschüre enthält manche beherzigenswerthe Wahrheit, geht aber in ihren Forderungen derartig ins Maßlose und Ungeheuerliche, daß sie verinuthlich mehr Schaden als Nutzen stiften wird. — Interessanter finden wir eine sehr ausführliche Besprechung resp. Verurtheilung der Broschüre in den „Hamburger Signalen" (4. Jahrgang Nr. 5 ff).

Vorträge über Akustik. Gehalten am Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunden in Wien von L. A. Zöllner, 2 Bände. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Diese Vorträge haben in erster Linie den Zweck, angehende Musiker mit der Natur des Klanges in wissenschaftlicher Hinsicht bekannt zu machen. Sie sind durchaus populär geschrieben und schon beim Hören und Lesen keinerlei specielle Fachkenntnisse voraus. Der erste Band beschönigt sich mit der physikalischen Entwickeln»« des Tonmaterials und verbreitet sich über die Natur sämtlicher gebräuchlicher Tonwerkzeuge; der zweite handelt von der Analyse der Klänge, vom Hören und von der künstlerischen Verwendung des Tonmaterials. —

Bibliographische Notizen.

^9

Tie Anschaulichkeit und Verständlichkeit der abgehandelten Materien wird wesentlich gesördert durch mehr als 300 Abbildungen im Texte, zahlreiche Notcnbeispielc, Literatur-nachweise, Register und sonstige wissenschaftliche Beilagen. — In der musikalischen Literatur steht das Zcllner'sche Werk concurrnzlos da. so.

Bibliographische Notizen.

JUustrirtes ConversationS-Ler.tlon.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

7. Band, <j. «. 8. mit Textabbildungen, 6 «arten und 6 Thonbildern, Leipzig uiw Berlin, Otto Spamer.

Wir haben über die neue Auflage dieses volksthümlichcn Werkes zu wiederholten Malen unseren Lesern berichtet. Es steht in Bezug auf Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts anderen l5ouversationslcxika nicht nach, zeichnet sich vor ihnen aber durch den reichen Bilderschay aus. Da es seine Leser hauptsächlich im großen Publicum und unter der studirenden Jugend sucht, ist diese Beigabe nicht zu unterschätzen. Die Anschauung belehrt mehr noch als das gedruckte Wort. Das Werk nimmt auch auf diese Beislimmniig im Text besondere Rücksicht. Er ist sorgfältig und taktvoll behandelt, gemeinverständlich und von größter Knappheit in den einzelnen Artikeln. Den Znsatz auf dem Titelblatt „ein Hausschatz für das Volk" verdient das Werk nnt vollem Recht. x.

Aloravou Deutschland. Jllustrirtes Pplanzen-Buch von Dr. Wilhelm Medicus. Mit 73 Farbendrucktafeln mit über 300 farbigen Abbildungen. Vollständig in 10 Lieferungen ü 1 ^ Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung.

Der (bedanke, eine illustrierte Flora vou Teutschland zu schaffen, welche aus der überreichen Anzahl der einheimischen Gewächse eine gute Auswahl der wisscnsiverthestcu uiid wichtigsten trifft, anstatt möglichst große Vollständigkeit zu erstreben, sagt dem Referenten sehr zn. Dennoch kann er sich nicht entschließen, das vorliegende Werk zn erwählen, trotz des äußerst günstigen Gutachtens des Herrn Dir. Professor Dr. Glaser, welches dem Werke vorausgeschickt ist. Zunächst wäre doch von einer derartigen Flora zu verlangen, daß sie die wichtigsten Gefäßkryptogamen nicht übergeht, sodann möchte der Ausdruck „Victuamcn-lappige Pflanzen, Polukochledoncn" anstatt „Gnmnospc>micu, nacktsamige Pflanzen" wohl kaum noch irgendwo in Gebrauch sein. Tie

Ausdruckswcise läßt ebenfalls vielfach außerordentlich zn wünschen übrig. Ungeheuerlichkeiten wie z. B.: „Liefert vortreffliche Masten nnd Resonanzböden zu Clavieren, Geigen n. s. w., Streichhölzer u. A." und „Sehr verbreitet wächst sie doch nicht gern auf Sandboden" nnd ähnliche dürfen in einem Werke, welches für eine weite Verbreitung bestimmt ist, nicht vorkommen. Die Abbildungen zeigen ja gegen diejenigen, welche man vor vielleicht 20 Jahren zu einem ähnlichen Preise erhielt, einen bedeutenden Fortschritt, auf der Höhe der heutigen Technik aber stehen sie durchaus nicht. Man vergleiche sie nur mit den Abbildungen aus der Thoms'schn Flora (Verl. von Köhler, Gera-Untermhaus) nnd man wird finden, daß sie mit diesen einen Vergleich ganz nnd gar nicht aushalten können, trotzdem letztere ^abgesehen von dem größeren Umfange des Werkes) zu einem bedeutend billigeren Preise geliefert wnrden. Manierirtheitcn wie das Marienkäfcrcchen auf der Abbildung der Knopfbirse (Taf. 8) sollten auch in einen, ernsthaften Werke, welches auf Wissenschaftlichkcit Anspruch macht, nicht vorkommen. ^Vr,.

««gemeine Geschichte der Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, von Gustav Karpeles, mit Illustrationen und PortraitS. II. Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Karpeles' gros; angelegtes Unternehmen, die Hauptströmungen der Gesamtlitcratnr kurz und zugleich allgemein verständlich zn schildern, liegt mit diesem II. Bande dem Leser abgeschlossen vor. Er umfaßt einen Theil der romanischen Völker, die germanischen und die slavischen, anhangsweise auch Finnen, Esthcn und Ungarn. Den Hauptvornzng dieser neuen Unircrsalliteratur bildet die Einfachheit nnd Art der Anlage nnd Eintheilnng. Nnr ans einer großen Kenntnis; des Gcsamintgebiets heraus war es möglich, in so klarer Weise das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das in seinen Nachwirkungen Bedeutende von dem Flüchtigen, das hervorragende ron dein vorüber-

Nord und Süd.

gehend Aufsehen Erregenden zu unterscheiden. Es ist begreiflich, das, ein Buch, das sich die Aufgabe stellt, die gesammte Literatur aller Völker zu erzählen, nicht ohne Mängel ist. Niemand ist heute im Stande, aus eigener Kenntnis; das geistige Leben aller Nationen zu schildern. Da heißt es, sich aus den besten Quellen unterrichten und sorgfältig wählen. Das hat Korpelcs mit großer Gewissenhaftigkeit gethan.

Er schlicht sein Buch mit einer Angabe der Quellen, die mehr noch ein Rathgeber und Führer für den Leser ist, der sich nach einer[^], bestimmten Seite weiter unterrichten will.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Die mit Sachkenntniß ausgewählten Bilder, die nichts gemein haben mit den üblichen illustrativen Zuthaten, sind selbst für den gut Unterrichteten ein wahrer Schatz; denn sie beruhen auf zuverlässigen Originalen und sind meist ausgezeichnet reproducirt.

Karpelcs' Geschichte der Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart wird sicherlich eine große Verbreitung finden und sie verdient sie. x.

Die deutsche Götterlehre und ihre Berwerthung in Kunst und Dichtung von Dr. Paul Hermanowski.

In zwei Bänden. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung, R. Stricker.

Der Verfasser beabsichtigt in dem ersten Theil seines Werkes, die Kenntnis; der deutschen Götterlehre auf Grund der Edden und alten Sagen weiteren Kreisen zu vermitteln; hauptsächlich zu dem Zwecke, um dadurch zu einer Berwerthung dieser Stoffe in Dichtung und bildender Kunst anzuregen. Der leitende Gedanke hierbei ist, das; es den modernen Künstlern einerseits an der nöthigen Kenntnis; der nationalen Mythen und Sagen gebricht, und das; sie andererseits mit Rücksicht auf den Geschmack des Publikums vor ihrer Darstellung zurückschrecken, da immer noch die Antike und die christliche Legende in erster Reihe imserc künstlerischen Vorstellungen bestimmen, lins dünkt, der Verfasser übersieht doch die tieferen Gründe, welche diese Verhältnisse bedingen und sich durch alle wohlgemeinten Anstrengungen nicht werden beseitigen lassen: es ist der Mangel an plastischer Bestimmtheit, an lebendiger Individualisirung, welcher bei den Gestalten des altgermanischen Götterglaubens vorherrscht und sie für die künstlerische Verkörperung ungeeignet erscheinen läßt. Hierauf die Probe zu machen, bietet interessanter

Weise der zweite Theil des vorliegenden Werkes selbst das Material. Denn hier hat der Verfasser mit dankenswerther Sorgfalt alle bisher unternommenen Versuche, diesen Stoffkreis für die Schöpfungen bildnerischer Kunst zu benutzen, zusammengestellt und besprochen. Seine Begeisterung für die Sache aber that der kritischen Schärfe der Betrachtung dabei offenbar Eintrag, sonst hätte er sich selbst nicht verhehlen können, wie entmuthigend für seine Bestrebungen diese Uebersicht ausgefallen ist. Fast durchweg Werke und Künstler zweiten Ranges — wenn wir von der Gruppe der Romantiker, Cornelius, Schnorr, Bendemann u. A. abschen, und von einer Vertiefung in dm eigentlichen Geist der alten Mythen namentlich keine Spur. Bezeichnend auch für die Anspruchslosigkeit des Verfassers in dieser Hinsicht ist, daß er selbst Döplers Figurinen für die Kostüme zu Wagners Nibelungcning, schließlich sogar die Decorationen im Wintergarten des Berliner Ecntralhotcls in seine Aufzählung aufgenommen hat. — So fürchten wir bei aller Anerkennung für des Verfassers Gelehrsamkeit, Begeisterung und Gewissenhaftigkeit, daß er mit seinem Bilhc nur ähnliche Enttäuschungen erleben wird, wie alle diejenigen, welche bisher den bildenden Künsten Auswahl und Bildungsweise ihrer Stoffe vorzuschreiben unternommen haben.

Zl. L.

»otthold Ephraim LesftngS sömmt«
liche Werke, herausgegeben von Karl Lach mann. Dritte aufs Neue durchgesehene Auflage, besorgt durch Franz Munckcr. I. Band, Stuttgart, Z. G. Göschens Verlagsbuchhandlung.
Ter 7. Band dieser einzigen Lessing-Ausgabe bringt den Abschluß der Berliner Aufsätze aus dem Jahre 1775, die Arbeiten aus der darauf folgenden Leipziger Periode; Recensionen für die Berlinische privilegirte Zeitung, Vorreden zn Ilcbersetzungen und gesammelte Aufsätze für die Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Ausgabe der Sinngedichte von Loga» und die Abhandlungen über die Fabel. Der neue Herausgeber ist auch bei diesem Bande mit der alten Sorgfalt und Vorsicht zn Werke gcgangin. Tie Recensionen hat er nur um drei zu vermehren gewagt. Aus den Aufsätzen „In der Bibliothek" hat er reichlicher mitgetheilt, als man nach den Zweifeln anderer Herausgeber ermarten sollte. Er begründet sein Vorgehen durch die Streitigkeiten der Autorschaft. Tie Logau^chcn

Vibliographische Notizen.

!5!

Sinngedichte sind ganz abgedruckt, jedenfalls eine große Bequemlichkeit für den Leser. Wer sich ernstlich mit Lessina beschäftigen will oder wer auch nur den ganzen Lessing kennen lernen will, ist unbedingt auf die Lachmanu-Munckcr'sche Ausgabe angewiesen. x.

Herder in seinen Ideen zur Philo-
loh, hie der Geschichte der Mensch-
heit. Von G. tzauffe. Borna-Lcip-
zig. A. I ahnte.

Wer die Hauptgedanken des berühmten
Hcrder'schen Wertes im Auszüge kennen
lernen will, kann von dem Schriftchen Ge-
branch machen. Eigenes hat der Heraus-
geber nicht hinzugefügt. clr.

Goethe» Tasso nnd «uno Kischer
nebst einem Anhang: Goethes Tasso
und Goldonis Tasso. Aon Franz Kern.
Berlin, Nicolai.

Ter Verfasser bekämpft mit Einsicht
und Erfolg einige von Kuno Fischer aus-
gesprochene Ansichten und giebt schätzens-
werthe Beiträge znin Verständnis; einzelner
Stellen des Goethe'schen Tmmas. Auch
weist er überzeugend nach, das; es in
allein Wesentlichen von dem Trama des
Italieners Goldoni völlig unabhängig ist,
mag nun Goethe dasselbe gekannt haben
oder nicht. ckr.

»er Kampf der Geschlechter. Eine
Studie aus dem Leben und für das
Leben von Franz U. Nemmersdorf.
Leipzig, Max Spohr.

Es ist ein sehr ernsthaftes Buch, das
vor uns liegt, eine gedankenreiche Arbeit,
die uns zn eigenem Nachdenken anregt. Ter
Verfasser, oder richtiger, die Verfasserin, hat
keineswegs nur die Absicht, für die Eman-
cipation der Frauen innerhalb unserer
heutigen staatlichen nnd socialen Einrichtun-
gen verschiedene Lanzen zu brechen; sie
geht noch ein gutes Stück weiter und
wendet sich gegen die Ungerechtigkeiten, die
von jeher dadurch begangen worden, daß
man die Frauen als das „schwache“ Ge-
schlecht betrachtet, wodurch sich, theils durch
Gesetz und theils durch Rechte, unbegrün-
dete Beenürächtigungen als ewige Krank-
heit fortgeerbt haben. Es kann nicht unsere
Absicht sein, die einzelnen Beweisführun-
gen der Verfasserin nach ihrem Werthe
zu prüfen — sehr häufig stimmen wir
völlig mit ihr iibrcrcin, »m dann wieder
mit Entschiedenheit uns gegen sie zu wen-
den. Schlechthin mißlungen erscheint uns
die Begründnng ihrer Behauptungen durch
die Ellsuistik, die sie jedem einzelnen Ab-

schnitt ihrer Studie folgen läßt. Turch Beispiele wird es niemals gelingen, Abstrac-tes erschöpfend zu beweisen; noch dazu aber leiden die meisten der angeführten Fälle an einer recht oberflächlichen Behandlung.

Immerhin aber wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung; was es will, ist jedenfalls ernstester Beachtung, und die Art, wie das Gewollte zum Ausdruck gebracht wird, freundlicher Anerkennung werth.

Vie Sitte. Schauspiel von Hans von Neinfels. Berlin, Verlag von Freund K Leckel (Carl Freund).

Wenn jemals der alte Erfahrungssatz, daß die Polizei, sobald sie sich um äsche- tische Dinge bekümmert, anstatt dem Unheil vorzubeugen, gewöhnlich nur Unheil an- richtet, sich bewahrheitet hat, so ist es mit diesem Schauspiel der Fall. Herr Hans von Januskiewicz (Hans von Rein- fcls) schreibt, von der Luft der „Freien Bühne“ angeweht, ein Stück, in dem er mit der Naiuetät des Unerfahrenen einen Vorwurf wählt, der aus dem Stoffgebiete der gynäkologischen Abthcilng der Poli- klinik gegriffen ist. Ans einem Verbrechen, von dem die Gesellschaft zu sprechen sich scheut, geht die Handlung hervor. Jede unsittliche Tendenz, jede Absicht, durch Zwei- deutigkeiten und Lasciuitäten ein scandal- frochs Publikum an sich zu locken, hat dem Verfasser offenbar ganz fern gelegen. Ter Vorwurf ist einfach häßlich. Und da die Arbeit an sich ans Beachtung kaum An- spruch erheben darf, würde das Stück unter normalen Verhältnissen, wie so viele andere biletantcnhafte Arbeiten, ohne irgend- welche»! Schaden anzurichten, geräuschlos begraben worden sein, wenn ihm nicht das polizeiliche Verbot der Aufführung eine nnvcrdicntc Wichtigkeit beigelegt hätte. Ter bescheidene Verfasser hat dies auch in der Vorrede, die er zu dem Stücke geschrieben, und die eigentlich das Beste an dem Buche ist, in richtiger Würdigung seiner Arbeit bereitwillig anerkannt. Ter Polizei ver- dankt er wohl in erster Linie den Verleger und die Leser, die, wie er sich nicht ver- hehlt, das Buch mit „einer gewissen Ent- täuschung“ aus der Hand legen werden.

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

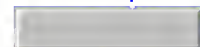
Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)
- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)
- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)

- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)
- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)
- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)

- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

Vibliographische Notizen.

!5!

Sinngedichte sind ganz abgedruckt, jedenfalls eine große Bequemlichkeit für den Leser. Wer sich ernstlich mit Lessina beschäftigen will oder wer auch nur den ganzen Lessing kennen lernen will, ist unbedingt auf die Lachmanu-Munckcr'sche Ausgabe angewiesen. x.

Herder in seinen Ideen zur Philo-
loph, hie der Geschichte der Mensch-
heit. Von G. tzauffe. Borna-Lcip-
zig. A. I ahnte.

Wer die Hauptgedanken des berühmten
Hcrder'schen Wertes im Auszüge kennen
lernen will, kann von dem Schriftchen Ge-
branch machen. Eigenes hat der Heraus-
geber nicht hinzugefügt. clr.

Goethe» Tasso und «uno Kischer
nebst einem Anhang: Goethes Tasso
und Goldonis Tasso. Aon Franz Kern.
Berlin, Nicolai.

Ter Verfasser bekämpft mit Einsicht
und Erfolg einige von Kuno Fischer aus-
gesprochene Ansichten und giebt schätzens-
werthe Beiträge znin Verständnis; einzelner
Stellen des Goethe'schen Tmmas. Auch
weist er überzeugend nach, das; es in
allein Wesentlichen von dem Trama des
Italieners Goldoni völlig unabhängig ist,
mag nun Goethe dasselbe gekannt haben
oder nicht. ckr.

»er Kampf der Geschlechter. Eine
Studie aus dem Leben und für das
Leben von Franz U. Nemmersdorf.

Leipzig, Max Spohr.

Es ist ein sehr ernsthaftes Buch, das vor uns liegt, eine gedankenreiche Arbeit, die uns zu eigenem Nachdenken anregt. Der Verfasser, oder richtiger, die Verfasserin, hat keineswegs nur die Absicht, für die Emanzipation der Frauen innerhalb unserer heutigen staatlichen und sozialen Einrichtungen verschiedene Lanzen zu brechen; sie geht noch ein gutes Stück weiter und wendet sich gegen die Ungerechtigkeiten, die von jeher dadurch begangen worden, daß man die Frauen als das „schwache“ Geschlecht betrachtet, wodurch sich, theils durch Gesetz und theils durch Rechte, unbegründete Benürchtigungen als ewige Krankheit fortgeerbt haben. Es kann nicht unsere Absicht sein, die einzelnen Beweisführungen der Verfasserin nach ihrem Werthe zu prüfen — sehr häufig stimmen wir völlig mit ihr überein, »m dann wieder mit Entschiedenheit uns gegen sie zu wenden. Schlechthin mißlungen erscheint uns die Begründung ihrer Behauptungen durch die Ellsuistik, die sie jedem einzelnen Abschnitt ihrer Studie folgen läßt. Durch Beispiele wird es niemals gelingen, Abstractes erschöpfend zu beweisen; noch dazu aber leiden die meisten der angeführten Fälle an einer recht oberflächlichen Behandlung. Immerhin aber wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung; was es will, ist jedenfalls ernstester Beachtung, und die Art, wie das Gewollte zum Ausdruck gebracht wird, freundlicher Anerkennung werth. Die Sitte. Schauspiel von Hans von Neinfels. Berlin, Verlag von Freund K Teckel (Carl Freund).

Wenn jemals der alte Erfahrungssatz, daß die Polizei, sobald sie sich um ästhetische Dinge bekümmert, anstatt dem Unheil vorzubeugen, gewöhnlich nur Unheil anrichtet, sich bewahrheitet hat, so ist es mit diesem Schauspiel der Fall. Herr Hans von Januskiewicz (Hans von Reinfels) schreibt, von der Luft der „Freien Bühne“ angeweht, ein Stück, in dem er mit der Naivetät des Unerfahrenen einen Vorwurf wählt, der aus dem Stoffgebiete der gynäkologischen Abtheilung der Poliklinik gegriffen ist. Aus einem Verbrechen, von dem die Gesellschaft zu sprechen sich scheut, geht die Handlung hervor. Jede unsittliche Tendenz, jede Absicht, durch Zweideutigkeiten und Laschuitäten ein scandalfrohes Publikum an sich zu locken, hat dem Verfasser offenbar ganz fern gelegen. Der Vorwurf ist einfach häßlich. Und da die Arbeit an sich ans Beachtung kaum Anspruch erheben darf, würde das Stück unter normalen Verhältnissen, wie so viele andere

biletantcnhafte Arbeiten, ohne irgend-
welche»! Schaden anzurichten, geräuschlos
begraben worden sein, wenn ihm nicht das
polizeiliche Verbot der Aufführung eine
nnvrcdicntc Wichtigkeit beigelegt hätte. Ter
bescheidene Verfasser hat dies auch in der
Vorrede, die er zu dem Stücke geschrieben,
und die eigentlich das Beste an dem Buche
ist, in richtiger Würdigung seiner Arbeit
bereitwillig anerkannt. Ter Polizei ver-
dankt er wohl in erster Linie den Verleger
und die Leser, die, wie er sich nicht ver-
hehlt, das Buch mit „einer gewissen Ent-
täuschung" aus der Hand legen weiden.

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Nord und Süd.

L!n^««v«»vs LueKsr. SssnreeKllnir »»cd ^nsveKI Ssr Reäaetioi, vorksn»lwn.

,^«Krott, ?. vis IZedÄvckwnjk verveor-
i»» kremcke» 2u»U«n. I^ivs Lalbiuon!»scKrikt.

öerx, l,,, ver Xsturnlismns, 2nr I>svc»«Iosie

Kern»», v»rk >>i» t'rsu SevKen? Illinäsv,

V, «üdlr

»IKIloKek ck?r ««»»mtlltterslur, «S?k ^ns«»>»,

«»lis, «Uo Ssncksl, X«, »t—SSS, äkr»M,

Xu. s«g. Lleiltrl, Ii«izSl!i» von SopK<,K^>,

Vebs? "xiX^^oK,': ^vie°Xut!«nsn; 5öS b,

vonOodKert, Xv, 56S—5««, LeäsrMiod»

vrlefiveed»«! ivisoken ?slix lillilelssok» ZZe>r-

vuncksr llnmKlot,

Uiuck, L., vi« Lreslimer ?r«u IZnoKKolkSll. II,

Dsder», a, <i, Italien, von r. ?!tsk'mälwr,

llv^elKarus «llgom, l!um»ndiKI, VIII, ^^nr«,

!«,> Sto«x»r<, ^, rZi,«eld,orn,

UrueIrer, I., I sdor VsrdrooKsr uvii VertdsiüiMr,

I^ltersrlmde, k!Kn» Knn>!s«n!»I kür I.!t«rktur,

Heraus^, von V, Vtlm^nn, ^„drg, I, gekT 7,

^ ^I^vip^i«, V, Ottlnanv,

vsrlin, IZ. LvKstsin X»o>lk, ^

r»ml»e«Nücl,«r»cK»tr. Xsus?ul««, Uekt 1« -

2i, Vsimiu-, Vorl»^ >lsr öodrik^snvstrisd»»

»nstalt.

kr!SilberU, rr. v., ^näisos Noker. Lin Kiswri-

«dos lmuorsnisl in 5 ^uküzn. vrs°°,lsv o,

Himmel umi Lrcke. Illnstr, v»wrv, »on»>ssrkrikt

^ ^»«sr^'««Knl^rl^vrlin, II, ^«etsl, ^ ^

Xens roljz», düsdeMs ^ull, Lgrlin, L, Lror,»

Nokt III, Homdur«, ?nl«"l,s, ^

I,le6er ^emlle«. II»n>K,i,e, II kiolclscKiniSt.

0,11««, 1K, vedor äio lünllUsze ier RomilltiK

»nk klsinrion lloio« Li» Votr»«. l<eix^i«,

S. r«ck,

Uonktoll», Line svolutionistisek«

lirtK»l«>>, I?,, ^Vri.-ulne, Ir»u»rs>,i«l in künk

?r«i n»cn üedsl, Uorliu, V»rl»K „ssortsotirite",

Sek»»?, L,, Dis Korr«» äor (Zos«ll»e',«kl. LeKiln-

spiel in vier Eliten, vrosilon », I^ei,«iss, L

Vle Kel«« «eliriN cke» ^»e» ^««»menl».

Seli»lie, V,, Xic>,t v«r«Kt! v»s olle Klillzo-

^X>I, lliiel«, ^

Ssdei, l> Vi« >iiu lirisclisl ilire ivnusl «r>

8xrut«<:Kel? ,1,, Lr„ostinu X?«lt«r, Uüi««^iel,s>,

I^>ii«i?, L ?l«r»"N^ ^ I j

V lmer n. «üiinrke, vi« ^lickis^K« I^iwruinr seit

!?, ilsvsr,

V«l/nxc», !!, v,, ver TKroxknlisei-. üvsi Vincis,

ll,««!K«rns »Hg, RoinnnlZiKI. VI!l, ^«i>r^.

Lü, !!). Stuttiknrt. .1, LvMIKarn,

?«lt^»?Krlkt Nir d»a>»»> venoniuimt^ »er!>u?!7,

rnv ri^Wi«! n, ?!»lslWl>ui,, 2«siter li»n^.

?e»,rl>rlst flir?i»lur^l,«en»kK»sle>». llerou»?.

von U, linsäerk«, «< S»n,>, t, v. 5 ttokr

0. L, II, tt«»».

Xoeslln, L, !>!>iuugl Uevzi, ?r»uer«l,ivl.

^ 1892er. ^riSOke 1892sr. ^
^ 7ä8llvder Ver8AIS I
>!>'

5plM . .
!|ii>,»,n,vi> . 40 -
ki>uüi<>«»». ^7 »
MMMMIIMIIIIII
,l,,,,,l,M,,M,,,,,, „l,,,,,,MNkMIMII»III»»MMIMIIUIIM»»»M»»>

l.öbe! Zoliottlänösr, Ksrl8käll i/öökmsn
sovie 6urck
Usbs^sslsvKs Vspöt3 in llsn grö88t«n 8tsclt«n sllsi' WslNnsils

(^KrtKal, R,Keln-?reusLen) betrogen an I^IascKen und

1S,S22,000 in 1389,!

17,670,000 ,, 1S90.

/^^//s^/^ ^M//^^."

1^ IIIVI118, 20. ^//^Ã¶^ 1890.

EMPTY

Mai 1892.

Inhalt.

Paul Windau in Dresden.

hängendes Moos. Roman. (Fortsetzung.) 1⁵²

). Zanitsch in Breslau.

Lduard Grützner 202

Th. Achelis in Bremen.

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer

Basis 2[^]

). Hutten in Tilsit.

Des Vaters Vermächtnis; 2ZH

Otto Heising in Berlin.

Charles Bradlaugh. <Lin Charakterbild 2[^]1,

Oskar tvilda in Breslau.

Tod oder —? 27[^]

Bibliographie. 276

vir Urgeschichte des Menschen, (Mit Illustrationen), — vir Zeitige Schritt des

Alten Testaments,

Bibliographische Notizen 281.

Hierzu ein Portrait: Eduard Grützner.

Radirung von Luise Stolz in München.

»Nord und Süd' erscheint an, Anfang jedes Monats in 1Zcftcn mit je einer üunstbcilagr,

—» preis xro «vuartal (5 yerte) b Mark, —

All, Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Sld" be>

züglichen Sendungen find ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

EMPTY

EMPTY

EMPTY

EMPTY

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Tindau.

IXI. Band. 2. Heft.

Wreslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlag-Anstalt

vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Hängendes Moos.

Roman,

von

Raul Lindau.

— Dresden, —

(Fortsetzung,)

den Berliner Gesellschaftskreisen, die sich für das Theater besonders interessiren, war im Herbst des Jahres 1873 von nichts Andern? die Rede, als von dem neuen Stücke, dessen erste Aufführung im Königlichen Schauspielhause unmittelbar bevorstand. Es führte den Titel „Herkules und Omvhalé“, und der Verfasser war Dr. Hugo Hall.

Von Hall hatte man seit einiger Zeit in der Gesellschaft des Thiergartens ungewöhnlich viel gesprochen. Alle Welt mußte, daß der junge Dichter mit der eleganten und geistvollen Frau Leonis Welsheim auf dem allervertrautesten Fuße stand — alle Welt, außer dem glücklichen Herrn Felir Welsheim, der an der Börse großartige Geschäfte machte, der stolz auf feine schöne Frau und sein glänzendes Haus mar.

Leonis und Hugo hatten sich eine Weile große Mühe gegeben, die strafbare Wahrheit vor der Welt zu verbergen. Es war ihnen zunächst auch gelungen. Mit der Zeit aber wurden sie zuversichtlicher und ließen sich diese oder jene geringfügige Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die von einem Bemerkten, einem Andern erzählt, eine symptomatische Bedeutung erlangte. Man brachte diese Kleinigkeiten mit den offenkundigen Thatsachen zusammen; das Besondere und das Allgemeine ließen sich sehr einfach erklären, sobald man das Vorhandensein eines Liebesverhältnisses zwischen den Beiden voraussetzte. Und so verbreitete sich das Gerücht, an dessen Berechtigung kein Mensch mehr zweifeln durfte.

Man sah Leonis und Hugo beständig zusammen, man sah, wie sie bei jedem Anlasse Blicke der Verständigung und des Einverständnisses tauschten. Diejenigen, die dem Welsheim'schen Hause näher standen, machten die Wahr-

11*

Paul Lindau in Dresden.

nehmung, daß alle Leute, die Dr. Hall mißsielen, von Leonis abgethan wurden und nach und nach aus dem Salon verschwanden; man bemerkte auch, daß sich Leonis seit einiger Zeit in einem gewissen Sinne zu ihrem Vortheile verändert hatte; wenn sie auch das Kokettiren nicht ganz lassen konnte — das war ihr nun einmal angeboren —, so trieb sie's doch lange nicht mehr so arg wie früher; sie mar ängstlicher geworden, sie fühlte sich unter schärferer Controls. Am verrätherischsten aber war ihre agitatorische Thätigkeit für Halls Schauspiel. Jedermann, von dem sie meinte, daß er dem Stücke irgendwie nützen oder schaden könne, wurde von ihr mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt und mit allen Künsten weiblicher Schlaueheit so lange bearbeitet, bis sie in dem Betreffenden eine günstige Stimmung erweckt hatte.

Sie hatte für die Dichtung, die unter ihren Augen entstanden war, das wahrste, wärmste und herzlichste Interesse. Sie mar von deren Bedeutung tief überzeugt und erwartete einen durchschlagenden Erfolg. Sie fand, daß die Idee: die Bändigung des starken Mannes durch das zarte, schwächliche Weib, mit echter dramatischer Kraft erfaßt und ganz in modernem leiste durchgeführt war. Als ihr Hugo — etwa zwei Monate nach dem ersten geheimen Kusse — den Schlußact vorgelesen hatte, war sie ihm stürmisch um den Hals gefallen, hatte ihn leidenschaftlich an sich gedrückt und selig ausgerufen: „Ich bin stolz auf Dich!“

Sie hatte ihm das Manuskript weggerissen, weil er ihr zu saumselig erschien. Welsheim hatte sich überall erkundigen und ein paar Stunden in der Stadt umherkutschiren müssen, um einen erfahrenen, verschwiegenen und gewandten Schönschreiber, dem man den Schatz ruhig anvertrauen dürfe, aufzutreiben. Sie hatte diesem eine besondere Vergütung zugesagt, wenn er nur die Arbeit mit Anspannung aller seiner Kräfte sogleich in Angriff nehme und zu Ende führe. Sie ließ die sauber copirten Blätter bogenweise abholen und geizte mit jedem Augenblicke. Hugo hatte, bevor noch der Schluß voni Schreiber in ihren Händen mar, schon den Brief an den Generalintendanten, Herrn von Hülsen, aufsetzen müssen. Sie hatte Mittel und Wege gefunden, den obersten Leiter des Schauspielhauses und den wichtigsten Lector, den Jntendantzrath, schon vorher auf das kommende Ereignis; vorzubereiten, und es in der That durchgesetzt, daß ihr versprochen worden war, das Stück werde sogleich gelesen werden. Ende Juni wurde „Herkules und Omphale“ eingereicht, drei Tage darauf kam die Freudenbotschaft: Angenommen! Sie hatte es zwar nicht anders erwartet, aber sie war übergelücklich. Und sie gestattete ihrem Manne, zur Feier des Tages ihr ein schönes Armband zu schenken, das sie sich schon lange gewünscht hatte. Ihre Begeisterung für Halls Schauspiel hatte auf den guten Felir abgefärbt. Welzheim, der hellste und klarste Kopf der Börse, der in der kaufmännischen Welt des wohlverdientesten Ansehens sich erfreute, der in allen Fragen des vraktischen Lebens eine höchst beachtensmerthe Intelligenz zeigte.

Hängendes Moos. ^55

war seiner Frau gegenüber von einer fast blöde zu nennenden Naiuetät. Sie konnte mit ihm anfangen, was sie wollte. Sie redete ihm ein, daß er zu Allem, was sie gethan haben wollte, die Initiative ergriffen habe. Sie ließ ihn am Schnürchen tanzen wie eine Puppe; und er war im besten Glauben, daß er allein das Regiment führe und eine ungewöhnlich bequeme und folgsame Frau habe, die sich allen seinen Anordnungen füge. Er besaß das blindeste Vertrauen zu ihr. Für Hugo schwärmte er, und wenn er ihn ein paar Tage nicht gesehen hatte — weil Hugo dann zu Stunden kam, in denen der Gemahl an der Börse oder im Comptoir beschäftigt war —, so wurde er ganz beunruhigt und verlangte nach ihm.

Welsheim kannte das Hall'sche Stück natürlich nicht, aber er war Feuer und Flamme dafür.

Die Beziehungen zu Leonie hatten übrigens Hugo in der Gesellschaft ein besonderes Relief gegeben. Viele, die nie eine Zeile von ihm gelesen hatten, betrachteten ihn mit einem gewissen schmunzelnden Wohlwollen. Der Geliebte der schönen Leonie Welsheim, um die sich so Viele auf das Eifrigste bemüht hatten — und Alle vergeblich! — war offenbar nicht der Erste Beste.

„Da steht Dr. Hall!“ raunte die Eine der Andern zu.

„Der Freund der Frau Welsheim?“

„So sagt man.“

„Wo?“

„Da! Nicht weit von der Thür. Jetzt spricht er gerade mit seiner Freundin.“

„Ah ... ja, jetzt sehe ich ihn! ... Ein hübscher Mensch!“

„Sehr hübsch. Und er soll auch sehr talentvoll sein.“

Keine Wolke trübte den sonnigen Himmel dieser Ehe zu dritt. Welsheim war zufrieden, Leonie und Hugo waren glücklich. Mit einer merkwürdigen Philosophie hatte sich Leonie darein ergeben, daß ihr Geliebter Bräutigam war. Sie mußte sich nun geliebt und kümmerte sich nicht mehr um das unbedeutende armselige Ding; sie lächelte jetzt, wenn sie sich vergewärtigte, daß sie sich über ein Mädchen wie Martha überhaupt jemals hatte aufregen können. Sie hatte das kranke Kind im Hinterstübchen der Brüderstraße beinahe vollkommen vergessen. Zwischen Hugo und Leonie bestand ohne irgendwelche Verabredung die stillschweigende Uebereinkunft, die heikle Frage seiner Verlobung aus ihren Gesprächen vollkommen auszuschneiden. Leonie hatte die bestimmte Empfindung, daß sie nie im Leben davon wieder berührt werden würde.

Martha hatte die Sache weniger leicht aufgefaßt. Von jenem Wege nach der Victoriastraße, den sie im Frühling unternommen hatte, um sich von Hugos Untreue zu überzeugen, hatte sie eine ernsthafte Krankheit heimgebracht, ein tückisches Fieber, das sie drei Wochen an's Bett fesselte. Hugo erkundigte sich täglich drei-, viermal nach Marthas Befinden. Er hatte Mitleid mit ihr. Aber er schwelgte im Honigmonde seiner glückseligen

^36 Paul kindan in Dresden.

Untreue; all seine Gedanken und Empfindungen theilten sich zwischen Leonis und der Arbeit an seinem dritten Acte, der damals der Vollendung zureifte. Da blieb für Martha freilich nicht viel übrig. Er freute sich, wenn er auf seine regelmäßige Frage: „Wie geht's Martha?“ von der Frau Rätthin die eben so regelmäßige Antwort erhielt: „Gottlob ein bischen besser!“ Er niederholte dann: „Ja, Gottlob!“ und kehrte erleichtert und seelenfroh zu seinein Pulte oder zu seiner Leonis zurück.

Die körperliche Erkrankung war für Martha eine seelische Kräftigung gewesen. Sie hatte vollauf Zeit gehabt, in den hellen Stunden des Tages und den schlaflosen Stunden der dunklen Nacht über die Sache nachzudenken. Wieviel erschütternd beredte Reden hatte sie durchdacht, um ihm die Schändlichkeit seines Verhaltens vorzuwerfen, um ihm die SchamrSthe auf die Stirn zu treiben und ihn bußfertig wieder zu gewinnen! Wie viel eindringliche Briefe in ihren: Geiste an ihn geschrieben, die ihn beschämen, rühren, ergreifen mußten!

Aber die arme Martha gehörte zu jenen unglücklichen Geschöpfen, bei denen auf dein Wege vom Vorsatze zur That die Kraft versagt, die tief und richtig empfinden und sich unbeholfen und trivial ausdrücken. Sie wußte ganz genau, was sie sagen wollte, was sie aber in Wahrheit sagte, blieb hinter dem Beabsichtigten weit zurück, und erst wenn es zu spät war, fiel ihr Alles das wieder ein, was sie zu sagen unterlassen hatte.

Als es Hugo zum ersten Mal gestattet wurde, die Neconvalescentin, die drei Wochen in dem engen Stübchen neben der Küche bettlägerig gewesen mar, in der Berliner Stube, mit dem schrägstehenden Fenster auf den Hof hinaus, zu begrüßen, schluchzte sie zum Steinerweichen. Sie saß auf dem großen Korbstuhle am Fenster neben dem Blumentisch mit dem Gummi- baum und dem Goldfischbecken, den Kopf an das Kissen gelehnt, dessen weißer Bezug die erschreckliche Blässe des Gesichts stumpf gelblich, wächsern erscheinen ließ, die zarten durchsichtigen Hände auf das Plaid gestreckt, das die Mutter über ihre Füße gebreitet hatte. Sie empfand einen bohrenden Schmerz, als sie Hugo erblickte. Sie hatte ihm so viel zu sagen, und die Gelegen- heit dazu mar da, denn die Frau Rätthin hatte sich discret zurückgezogen.

Als aber Hugo ihre magere, kalte Hand mit der seinigen umspannte, konnte sie kein Wort hervorbringen, sie war sogar außer Stande, ihm stillschweigend durch eine Geste, durch Entziehung ihrer Hand, durch einen strafenden Blick zu verstehen zu geben, was in ihr vorging. Und der Unwille über ihre völlige Hilflosigkeit und Ohnmacht brach sich in heißen Thränen, in einem convulsivischen Zucken und Schluchzen Bahn.

„Beruhige Dich nur! Es geht ja schon wieder besser, und bald wird Alles wieder gut werden!“ versuchte Hugo zu trösten. Aber seiner Tröstung fehlte die rechte Ueberzeugung. Er mar von Marthas Aussehen ganz bestürzt. Er empfand mit dem unglücklichen Wesen tiefes Mitleid. Und als er ihre Thränen rinnen und den gebrechlichen Körper von den schluchzenden Stößen

Hängendes Moos. ^5?

erschüttern sah, wurde er nahrhaft gerührt; er biß die Zähne auf die Unterlippe, und er mußte sich ernste Mühe geben, um seine Erregung zu meistern. Er litt unsagbar unter der Lüge, die das Verhältniß zwischen Martha und ihm noch zusammenkittete. Dürfte er dem armen Kinde doch die Wahrheit sagen! Die Wahrheit, daß er einen schweren, verhängnißvollen Irrthum begangen, als er sie zu lieben geglaubt hatte, daß ihm davor graute, ihr Schicksal mit dem seinigen dauernd zu verknüpfen, daß er eine Andere liebte, Leonie, der sein ganzes Herz gehörte, ohne die er nicht mehr leben und schaffen konnte! Dürfte er ihr doch die Wahrheit sagen! Unmöglich! Es wäre zu grausam gewesen! Zwischen der schonenden Lüge und der vernichtenden Wahrheit mußte er sich jetzt, da er das weinende schwache Kind, das ein rauher Hauch umblasen würde, vor sich sah, für die Unwahrheit entscheiden.

„Beruhige Dich doch, meine arme Martha!" wiederholte er mehrere Male, ihre magere Hand streichelnd. „Es wird ja bald Alles wieder gut!" Martha schüttelte den Kopf.

„Ja, gewiß! Du mußt nur recht verständig sein und Dich nicht so aufregen! . . . Vor Allem mußt Du gesund werden. Du hast einstweilen gar nichts Anderes zu thun als das. Das ist auch eine Beschäftigung, und eine sehr ernste. Du darfst Dich nicht so gehen lassen, liebe Martha! Du mußt mit Deiner ganzen moralischen Kraft gegen Deine physische Schwäche ankämpfen. Weine nicht mehr!"

Martha trocknete ihre Thränen. Ihr war das Herz so voll! Sie mußte es vor Hugo ausschütten. Sie rang nach Worten. Wiederum vergeblich. Mit Mühe brachte sie endlich heraus:

„Ich habe Dich damals gesehen ... als Du zu ihr gingst."

Hugo verstand sofort, was sie meinte. Aber er stellte sich schwerhörig, und um Zeit zu finden, sich auf die Antwort zu besinnen, sagte er: „Was meinst Du? Du hast mich damals gesehen? Wann?"

„Ehe ich so krank wurde, am Tage nach dein Besuche der Reichshallen ... da habe ich Dich gesehen ... in der Victoriastraße."

„So? Nun, und weiter?"

„Weiter?" wiederholte Martha, durch Hugos Ruhe ganz betroffen. „Ich habe Dich in ihr Haus treten sehen."

„Das ist ganz natürlich, wenn Du zu der Zeit in der Victoriastraße gewesen bist. Ich hatte mich mit Frau Leonie verabredet und bin pünktlich zur Stelle gewesen."

„Du sagtest mir aber doch, daß Du mit einem Freunde . . ."

„Das habe ich Dir allerdings gesagt, weil ich Dir eine unnütze Aufregung ersparen wollte . . . Nun habe ich keinen Grund mehr. Dir die Wahrheit vorzuenthalten. Ich bin zu Frau Welsheim gegangen, um mich ehrlich und freundschaftlich mit ihr auseinander zu setzen, um festzustellen, wie sich Euer Verhältniß; zu einander gestalten würde, und danach das meinige

^58 Paul tindau in Vresden.

einzurichten ... Ich bin von ihr geschieden mit dem Bewußtsein, daß sich harmonische Beziehungen zwischen Euch nicht herstellen lassen werden. Ich habe Frau Welsheim auch deutlich zu verstehen gegeben, daß wir ihr die schuldige Visite nicht machen werden, und sie hat mich vollkommen verstanden. Mein Plan ist gefaßt: da es in hohem Grade undankbar wäre, mit einem Male ein Haus zu meiden, in dem ich nur Gutes empfangen habe, bin ich entschlossen, langsam und allmählich die bisherigen Beziehungen zu lockern, bis sie sich von selbst lösen ... So, nun weißt Du Alles! Nun muß Du aber auch Vertrauen zu mir haben und darfst Dich und mich nicht mit thörichten Grillen quälen! Sprechen wir nicht mehr von der Sache! Das ist das Gescheidteste!"

Es klang so aufrichtig, so einfach und vernünftig, was Hugo sagte, daß Martha sich beinahe schämte, gegen ihren Bräutigam so schlimmen Argwohn gehegt zu haben. Die Quelle der Beredtsamkeit, die sich in ihren trüben Monologen so üppig ergoß, war nun versiegt. Sie wußte nichts zu erwidern und drückte mit ihren matten Fingern dankbar Hugos Hand. Sie sprach nun nicht mehr von Leonie, obwohl ihr der verhaßte Name oft auf den Lippen brannte. Sie ahnte, wie es uni die Beiden stand. Mit ihrem instinctiven Spürsinn konnte sie fast die Stunden bestimmen, zu denen sie sich sahen. Aber sie schwieg. Sie betäubte sich mit der gefälligen Selbstbelügung, daß zwischen den Beiden gewiß nichts Schlimmes vorkomme. Und allmählich beruhigte sie sich in der That damit. Und so gewöhnte sie sich endlich an die Ausgänge Hugos, die ihr in der ersten Zeit so furchtbar gewesen waren, und fragte ihn nicht, wo er gewesen war. Hugo zeigte sich für diese Discretion durch verdoppelte Freundlichkeit erkenntlich . . . Was sollte sie ihm auch sagen? Wenn es ihr auch wirklich gelingen sollte, ihm ihr Innerstes zu offenbaren — was war dann die nothwendige Voraussetzung? Daß sie sich mit Abscheu von dem Treulosen wenden müsse. Und die Folge? Daß sie ihn verlieren würde auf immerdar! Schon bei der Erwägung dieser Möglichkeit schauderte sie zusammen. Dazu fehlte ihr der Muth und die Kraft. Alles, nur das nicht! Lieber noch die langsame Peinigung, lieber die schmäbliche (Gewöhnung. Nur keine Trennung! Sie redete sich ein, daß sie eine Thörin sei, die selbstquälerisch Harmlosigkeit zu strafwürdigen Unerlaubtheiten aufbausche. Wenn ihm jene schöne Frau etwas sei, so wäre es sicherlich nur eine vorübergehende Laune. Sein Herz, das wisse sie, gehöre ihr, der Braut. Weshalb habe er sich denn sonst mit ihr verlobt? Sie habe ihm keine Netze gestellt. Freiwillig sei er zu ihr gekommen, weil er sie liebe und ihre unbewußte Liebe empfunden habe. Zu ihr werde er zurückkehren, wenn er sich für den Augenblick wirklich durch die verderblichen Reize der Welt dame habe bethören lassen. Denn er fühle sehr wohl, daß ihn kein Wesen auf der Welt so wahr und warm, so leidenschaftlich und aufrichtig, so uneigennützig und treu lieben könne, wie sie seine Martha . . .

Hängendes Moos.

Der Sommer war in's Land gekommen. Berlin war heiß und ungemüthlich, der Thiergarten hatte sich entvölkert. Seit ihrer Verheirathung mar Leonis alljährlich mit ihren Eltern im Hochsommer in Ostende oder Scheveningen zusammengetroffen. Welsheim war daher einigermaßen erstaunt gewesen, als ihm seine Frau eines Tages erklärt hatte, daß sie sich in den modischen Seebädern langweile, daß sich da für sie das aufregende Leben der Großstadt nur in einer anderen Form fortsetze, und daß es ihr viel angenehmer sein würde, wenn sie die heißen Tage in der Nähe von Berlin in stiller Zurückgezogenheit verbringen könne — etwa an einem der schönen Havelseen, oder sonstwo. Sie fühle, daß ihr das wohlthun würde. In demselben Sinne hatte sie ihren Eltern geschrieben und gleichzeitig ihren Besuch für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt.

Welsheim hatte am Wannsee eine hübsche Villa gefunden. -

Was hatte Leonie nur zu ihrem sonderbaren Entschlusse veranlassen können? Sie hatte sich in Ostende immer vorzüglich unterhalten. Es wurde ihr gewiß nicht leicht, auf die Freude zu verzichten, ihr reizend kokettes Badekofftüm bewundern zu lassen. Aber Hugo hatte ihr wiederholt und in bestimmtester Form erklärt, daß er sie nicht nach Ostende begleiten und Berlin nicht verlassen werde. Leonie hatte ihn richtig verstanden: daß er sie nicht begleiten könne. Sie kannte Geldsorgen freilich nur dem Namen nach, aber sie errieth doch, daß Hugo die erforderlichen Mittel zum Aufenthalte in Ostende nicht aufbringen könne. Daß sie aber den Geliebten jetzt auf Wochen und Monde verlassen solle — daran dachte sie gar nicht. So entstand plötzlich ihre Schwärmerei für die malerische Umgebung von Berlin.

Sie fühlte sich übrigens in der idyllischen Ruhe des Wannfees wirklich sehr wohl. Hugo besuchte sie wöchentlich drei-, viermal, und es waren vielleicht die glücklichsten Stunden ihres Lebens, wenn die Beiden auf der Veranda saßen, zu ihren Füßen der glatte Spiegel des Sees, gegenüber die mit dunklem Nadelholz bestandenen Hügel des Ufers, — allein, zärtliche Blicke tauschend. Oder wenn sie Hand in Hand durch den Wald gingen. Heiteres beschmatzend, Ernstes besprechend. Gegen sechs Uhr kam Welsheim, regelmäßig schwer bepackt, aus der Stadt, dankte Hugo mit kräftigem Händedruck, daß er Leonie die langen Stunden kürze, und schmolte, daß er mit einem früheren als dem allerletzten Zuge nach Berlin zurückfahre.

Die Nachmittage, an denen die Beiden zusammen waren, erschienen ihnen endlos in ihrem Glücke, aber der Sommer war vorübergerauscht, ehe sie sich's versahen. Die Abmde des regnerischen Spätsommers wurden schon kühl und ungemüthlich. Und die Blumen im kleinen Vorgärtchen waren alle verblüht, bis auf die farbenprächtigen, aber so hölzern steifen, unpoetischen Georginen. Die Zeit der ersten Aufführung von „Herkules und Omphale“ rückte näher und näher. In der letzten Augustwoche übersiedelten Welsheims wieder nach der Victoriastraße.

^60 Paul Lindau in Dresden.

Der Abschied von dem stillen Häuschen am Wannensee wurde Leonie wirklich schwer. Sie hatte sich nie glücklicher gefühlt. Sie sagte sich mit ungläubigem Erstaunen, daß sie im Grunde ihres Herzens doch besser sei, als sie geglaubt hatte. Die Liebe zu Hugo hatte in ihr die veredelnde Wandlung bewirkt, deren sie sich zu jeder Stunde inniglich erfreute. Sie hatte sich niemals einer solchen Echtheit und Stärke der Empfindung für fähig gehalten. Sie war also wohl gar nicht so leichtfertig, frivol und kokett, wie die dummen Leute glaubten, und wie sie es sich selbst eingeredet hatte? Hing sie nicht mit allen Fasern ihres Seins an ihn, an ihm allein? Hatte sie einen Gedanken, der einem Andern als ihm gegolten hätte? Wenn sie diese Fragen in ihrem Alleinsein auswarf und in einer Weise beantworten durfte, die sie ruhig, froh und zufrieden machte, so vergaß sie freilich, daß bis zur Stunde die Versuchung noch nicht an sie herangetreten war.

Endlich war der große Tag der ersten Aufführung gekommen. Es war der letzte Dienstag im September. Leonie hatte schon acht Tage vorher an alle ihre Freunde und Bekannten Karten geschickt, daß an demselben Abend und an jedem folgenden Dienstag von zehn Uhr an ihr Salon geöffnet fein werde. Sie hatte zur Verherrlichung der Wiedereröffnung der Saison und zur Feier des Erfolgs, an dem sie nicht einen Augenblick zweifelte, sich ganz besonders angestrengt. Die Plüschdecoration, die sie bestellt hatte, war von unerhörter Pracht. Sie hatte auch dafür gesorgt, daß außer dem interessanten Kreise, den sie stets um sich zu vereinigen wußte, diesmal einige besonders bemerkenswerthe Gäste bei ihr debütieren würden: die Künstler, die die Hauptrollen im Hall'schen Schauspiel darzustellen hatten, ein namhafter Klavierspieler aus London, der sich zufällig in Berlin aufhielt, und der Tenorist Ernst Vallini, der zum Schluß der letzten Spielzeit im Opernhaus geradezu Sensation gemacht hatte und mit einer märchenhaften Gage für das königliche Opernhaus gewonnen worden war. Der Engländer und der deutsche Tenorist mit den italienischen Namen hatten der unwiderstehlichen Leonie versprochen, bei ihr zu musiciren.

Alles das hatte sie ganz im Geheimen betrieben. Es sollte für alle Welt, es sollte ganz besonders für Hugo eine Ueberraschung sein. Für den Geliebten hatte sie noch andere kleine Aufmerksamkeiten erdacht. Das Büffet wurde kunstvoll um eine von Barbedienne bezogene Bronzegruppe, die den zu Füßen der Omphale spinnenden Herkules darstellte, gegliedert; es sollte das erste Geschenk sein, das Welsheim seinem genialen Freunde machen würde. Auf der großen Torte war der auf Atlas gedruckte Theaterzettel eingefügt. Selbstverständlich wurde auch der kolossale Lorbeerkranz mit gestickten Schleifen, die den Namen des Stückes und das Datum der ersten Aufführung trugen, im Versteck bereit gehalten.

Hängendes Moos.

Die helle Freude an diesen Scherzen dämpfte ein wenig die große Aufregung, die sich während der letzten Tage ihrer bemächtigt hatte, und die am Entscheidungstage sicherlich bedenklich geworden wäre, wenn sie nicht gerade durch diese Vorbereitungen zu ihrem ersten Empfangsabende über die Maßen in Anspruch genommen worden wäre. Sie war viel aufgeregter als Hugo, der durch die anstrengende und nervenabspannende Arbeit auf den Proben müde geworden war und schließlich dem Ereigniß mit einer gewissen stumpfen Ruhe entgegen sah.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kam Hugo zu ihr. Sie hatte sich, um ein wenig zu ruhen, auf die Chaiselongue im Erker gelegt und empfing ihn, ohne sich zu erheben. Hugo küßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und setzte sich auf das kleine Puff, das er dicht an die Chaiselongue geschoben hatte.

„Ich brauche doch nicht aufzustehen?“ fragte sie lächelnd. „Ich muß mit meinen Kräften heute haushälterisch umgehen, ich werde sie noch sehr nöthig brauchen . . . Aber weshalb siehst Du denn so griesgrämig aus?“ setzte sie mit veränderter Stimme hinzu. „Du solltest Dich heute nur freuen! Sei ganz unbesorgt! Es wird Alles gut werden! Mein Vertrauen ist felsenfest.“

„Ich denke weniger an mein Stück und an dessen Schicksal, als . . .“

Er machte eine kleine Pause. Leonis richtete sich ein wenig auf, sah ihm gerade in's Auge und ifragte, plötzlich sehr ernst geworden: „Woran denkst Du denn? Woran anders kannst Du überhaupt heut denken?“

„Ich will's Dir ehrlich sagen. Du wirst mich leicht verstehen. Ich bin in einiger Verlegenheit, wie ich's heut Abend nach der Vorstellung machen soll ...“

„Ach, Du meinst für den Fall, daß der Erfolg ausbliebe? Es würde Dir dann unangenehm sein, in Gesellschaft zu gehen? Nun, mein liebes Herz, mit dem Factor rechne ich gar nicht. Du wirst Erfolg haben, großen Erfolg, verlaß Dich drauf. Und wenn das Unmögliche doch geschehen sollte... nun, dann schließen wir eben die Thür, kleben einen rothen Zettel an und sagen die Vorstellung im Salon wegen plötzlicher Erkrankung der Primadonna ab. Es würde nicht einmal eine Nothlüge sein, denn ich würde krank werden. Aber daran ist ja gar nicht zu denken!“

„Wenn auch Alles so glänzend verlaufen sollte, wie Du es hoffst,“ erwiderte Hugo unsicher und stockend, „auch dann würde ich mich in einer äußerst mißlichen Situation befinden.“

Leonis richtete sich jetzt ganz auf und setzte sich. Verwundert blickte sie ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht, . . . wirklich nicht! Was meinst Du?“

„Was soll ich nach der Vorstellung beginnen?“ rief Hugo mit lebhafter Geberde und erhob sich.

^62 — Paul lindsay in Dresden.

„Was Du beginnen sollst? Du sollst zu mir kommen! Das ist doch sehr einfach.“

„Nicht ganz so einfach wie Du meinst. Du weißt doch ...“ Er stockte und sagte dann leiser, in tieferem Tone: „Ich habe Verpflichtungen!“ Es war das erste Mal, daß Leonie von diesen Verpflichtungen etwas verspürte. Sie hatte mit der Zeit ganz vergessen, daß auch eine Andere als sie Ansprüche an Hugo habe. Es kochte wild in ihr auf, sie fühlte im ersten Augenblicke den Drang, ihrer Empörung leidenschaftlichen Ausdruck zu geben; aber sie meisterte ihre Erregung und sagte nach langer Pause gehend: „So?!“

„Die Geschichte ist mir über alle Begriffe unangenehm, aber was soll ich machen? Wohin mich meine Neigungen führen würden, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich habe mir gar nicht denken können, daß ich den heutigen Abend anders als bei Dir, meiner unermüdlich thätigen Mitarbeiterin, zu bringen würde . . . Aber . . . Als ich eben ... vor einer Stunde der Rätin die beiden Parquetsitze gebe, sagt sie mir dankend: ‚Und heute Abend nach der Vorstellung wollen wir recht vergnügt sein und Ihren Erfolg feiern. Martha freut sich schon seit Wochen darauf. Sie hat für Sie auch — im Vertrauen gesagt — eine Kleinigkeit gearbeitet!‘ Ich war ganz bestürzt und fand kein anderes Wort als: natürlich! natürlich!... Was soll ich nun machen? Rathe mir!“

Leonie ließ ihre Blicke unstät durch den Raum schweifen, beugte sich ein wenig vor und sagte dann mit ungewohnt tiefer Stimme: „Ja, mein Freund, da muß ich zurücktreten, so leid es mir thut! Das sehe ich ein. Es thut mir sehr, sehr leid! Das kann ich nicht leugnen. Alle Freunde, die uns heute nach dem Theater besuchen, erwarten mit Bestimmtheit, Dich hier zu finden . . . Dein Fernbleiben ist ganz dasselbe wie die officielle Anzeige Deiner Verlobung. Und das wolltest Du doch eigentlich vermeiden. Von mir und meinen Empfindungen will ich dabei gar nicht reden. Wie gesagt, es thut mir herzlich leid!“

Auch Leonie war nun aufgestanden und rauschte, mit der langen Schleppe ihrer Matinee den Teppich fegend, an ihm vorüber.

„Du bist mir böse?“ fragte Hugo kleinlaut, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu nahem.

„Nicht böse! Ich bin nur sehr traurig! . . . Man soll sich nie auf etwas zu sehr freuen ... Ich will Dich heut gewiß nicht quälen . . . aber Du kannst Dir ja denken, wie es mich kränkt und schmerzt, daß wir den heutigen Abend nicht zusammen genießen können . . . Vielleicht ist auch ein bisschen Eitelkeit im Spiele ... Ich werde ein cnrioses Gesicht machen, wenn ich meinem Manne, wenn ich jedem einzelnen Gaste auf die natürlichste Frage: ‚Nun, und wo steckt denn Dr. Hall?‘ antworten muß: ‚Der Doctor hat eine andere Einladung angenommen/ Das ist recht unangenehm . . .“

Hängendes Moos.

und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man zwischen uns Gott weiß welche heftige Scene voraussetzen wird."

„Das habe ich mir ja Alles selbst gesagt! Ich darf vor Dir kaum wiederholen, welche unsinnigen Combinationen mir durch den Kopf geschossen find, um mich aus dieser entsetzlichen Situation zu befreien. Ich würde vor dem Aeuszersten nicht zurückgeschreckt sein — nicht vor dem Bruche." Leonis sah ihn scharf an. „Aber es ist unmöglich — unmöglich in dieser brutalen Plötzlichkeit. Martha ist ein bedauernswerthes schwaches Geschöpf. Der Schlag würde sie niederschmettern. Und wenn sie mir auch längst nicht mehr das ist, was sie mir sein sollte, — denn ich liebe nur Dich, Leonie, Dich allein! — so habe ich doch für die Arme, die mir nie ein Leid zugefügt hat, ein genügend starkes Gefühl anhänglicher Freundschaft und schonender Menschlichkeit, um sie nicht geradezu zu vernichten. Das ist keine Uebertreibung! Es ist volle, herbe Wahrheit! Mit welchen Empfindungen könnte ich bei Dir sein, an Deiner glänzenden Festlichkeit theilnehmen, wenn ich mir sagen müßte, daß zur selben Stunde ein armes Wesen mit deni Tode ringt, und daß ich es verschuldet habe? Ich habe nie an Martha gedacht, wenn ich in Deiner Nähe mar. Heute Abend würde sich die Erinnerung an das Mädchen zwischen Dich und mich drängen, uns eisig anwehen und alle Lust ersticken!"

„Nun, lieber Freund, wir können noch eine Stunde schmatzen und werden nicht einen Schritt weiterrücken. Wir müssen uns in das Unvermeidliche schicken . . . Vielleicht ließe sich noch irgend etwas ersinnen, uin die leidige Sache wenigstens gesellschaftlich möglich zu machen . . ."

„Wenn ich später käme?"

„Wie lange würdest Du denn voraussichtlich da bleiben müssen?"

„Ach, da kann ich schon einen Vormcmd finden, um die Sitzung abzukürzen! Marthas Gesundheitszustand ... ich kann mich zu einer späten Stunde mit den Schauspielern verabredet haben ... das läßt sich schon ganz plausibel machen! Gegen Mitternacht bin ich sicher frei!"

„Nun, dann schreibe mir ein paar Zeilen. Spiele den Nervösen! Du bist nach der Vorstellung zu aufgereggt, um Dich sogleich in den Strudel der Gesellschaft zu stürzen. Du muht ein bischen ruhen, ein Stündchen mit Dir allein sein! Du kommst später! ... Ich lache Dich ein wenig ans! Du bist eben ein Original, dein man allerlei nachsehen muß. Und wenn Du dann wirklich gegen Mitternacht kommst, wird man Alles ganz in der Ordnung finden."

„Ja, so geht's!" rief Hugo. „Ach, mir fällt ein Stein von der Brust! . . Ich hatte ja auch daran gedacht. Aber ich fürchtete. Du würdest so ungehalten sein, daß Du für meine Situation gar kein Verständnis; haben und Dich lediglich von Deinen durchaus berechtigten Gefühlen leiten lassen würdest. Ich hatte nicht den Muth, Dir die Theilung vorzuschlagen . . . Ich danke Dir, Leonie, von ganzem Herzen! Du liebst mich wirklich! Ich

Paul kindau in Dresden.

habe nie daran gezweifelt! Ich danke Dir für diesen neuen Beweis Deiner Liebe!"

Er mar an Leoni«, die langsam eine Gloire de Dijon-Rose des Blumen-
aufsatzes entblätterte, herangetreten und hatte seinen Kopf gebeugt, um sie
zu küssen. Sie bot ihm die Stirn, er fühlte, daß sie unwillkürlich den Kopf
zurücklehnte, sobald seine Lippen ihre Haut gestreift hatten.

„Du hast Recht, an meiner Liebe nicht zu zweifeln!" sagte sie. Ihre
Stimme hatte einen andern Klang als gewöhnlich. „Und nun schicke ich
Dich fort . . . Felix kann jeden Augenblick kommen ... Ich möchte nicht,
daß mir die unangenehme Geschichte vor ihm noch einmal besprechen müßten ...
Also ich sehe Dich heute Abend ... im Theater auf der Bühne ... und
gegen Mitternacht darf ich Dich hier erwarten?"

„Adieu, Leonis! Und jetzt — vor dem entscheidenden Abschlüsse laß
Dir noch einmal sagen, wie ich Dir danke! Wie ich Dich liebe! Wie immer
der Würfel fallen mag, was ich Dir schulde, ist unermeßlich! Ich danke Dir!"

Er zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Ich sage Dir kein Wort ... Du weißt, wie ich fühle! Geh, mein
Herz! . . . Wir sehen uns . . . während der Schlacht ... und nach dem
Siege!"

Als Hugo sie verlassen hatte, setzte sie sich in den Erker und starrte
auf den regnerischen Himmel. Sie sah sehr ernst, weniger traurig als streng
und hart aus. Was in ihr vorging, faßte sie in die Worte zusammen, die
sie als Facit aus ihren Betrachtungen zu ziehen schien: „So kann's nicht
weiter gehen! Eine Nebenkönigin vertrage ich nicht!"

Heute bereitete es ihr eine wirkliche Freude, als sie Welsheims Stimme
im Nebenzimmer hörte. Er gab dem Diener noch einige Weifungen für den
Abend. Sie erhob sich, trat an die nur durch Portiören geschlossene Thür
des großen Salons und rief ihn. Felix eilte zu ihr und küßte sie auf die
Stim — zufällig auf dieselbe Stelle, die vor einer Viertelstunde Hugos
Lippen gestreift hatten. Jetzt aber beugte sie sich nicht zurück.

„Hast Du zehn Minuten für mich übrig?" fragte sie.

„Wie kannst Du nur fragen? Immer zu Deinen Diensten!"

„Nun dann setz Dich hier zu mir. Ich habe mit Dir ernsthaft zu
sprechen . . . über Deinen Freund Dr. Hall. Du weißt, ich habe ihn auch
sehr gem . . . und er beunruhigt mich."

„Wieso?"

„Er hat mich vor kurzem verlassen. Er war hier . . . um sich heut
Abend zu entschuldigen."

„Was?! Der Doctor will nicht kommen?! Das ist ja einfach unmög-
lich! Und unsere Gesellschaft? Und meine Gruppe von Barbedienne?"

„Ich habe es schließlich durchgesetzt, daß er zu späterer Stunde doch
noch kommt, und eine genügende Ausrede für die Verspätung ersonnen. Das
hat also nichts weiter auf sich. Was mich beunruhigt, ist etwas Anderes.

Hängendes Moos.

Die beabsichtigte Absage erfolgte, weil das Mädchen in der Brüderstraße...

Du weißt ja, seine Braut ..."

„Fräulein Breuer?"

„Well Fräulein Breuer den Abend von ihm verlangt hat. Er wäre ja natürlich viel lieber zu uns gekommen. Er nimmt diese Verlobung also ganz ernsthaft, obwohl ich sicher bin, daß er das Mädchen nicht liebt, nicht lieben kann — er glaubt sich eben durch ein unüberlegtes und übereiltes Wort für's Leben gebunden — und das halte ich für sehr bedenklich."

„Du hast vollkommen Recht!"

„Du hast ja das Mädchen gesehen: hingfällig, brustkrank, unbedeutend ... und die Umgebung, diese Dürftigkeit und Aermlichkeit! Der Doctor würde da einfach zu Grunde gehen, die Ehe mit der unglücklichen Person wäre nichts weniger als das Grab seines Talentes, seiner Zukunft!"

„Ja, ja! Das fürchte ich auch!"

„Und das sollten wir, seine guten Freunde, ruhig mitansehen?"

„Nein, das dürfen wir nicht! Aber was ist da zu machen? Soll ich einmal ein ernsthaftes Wort mit dem Doctor reden? Ich schmeichle inir, einigen Einfluß auf ihn zu besitzen."

„Ich unterschätze Deinen Einfluß nicht, aber dem Doctor wird schwer beizukommen sein, wie ich befürchte. Ich habe eben Alles reiflich durchdacht und habe eine andere Idee. Das Mädchen ist entschieden lungenkrank . . . die durchsichtige Haut, die wächserne Gesichtsfarbe, die rothen Flecken auf den Backenknochen, der unheimliche Glanz der Augen — jeder Zweifel erscheint mir ausgeschlossen. Es ist traurig, aber es ist nun einmal so! Das arme Kind muß nach dem Süden geschickt werden, in ein milderes Klima. Der Räthin fehlt es offenbar nur an Geld. Das Geld muß Du ihr unter irgend einem anständigen Vorwande zur Verfügung stellen. Wir werden nicht zu hungern brauchen, wenn mir ein paartausend Mark weniger haben, und für die Leute ist es ein Vermögen, eine dauernde Hilfe. Wenn die Rüthin mit ihrer Tochter aber erst einmal in Meran, Montreux oder in San Nemo sitzt, dann hast Du gewonnenes Spiel! Dann wird auch der Doctor einem vernünftigen Worte, auf das er offenbar nur wartet, zugänglich sein. Dann ist es an der Zeit, Deinen Einfluß auf ihn geltend zu machen. Ich würde es aber für das Richtigste halten, vor Allem mit der Mutter ernsthaft zu sprechen. Wenn sie ihr Kind liebt, wird sie selbst die Initiative zur Entlobung ergreifen."

„Ja, ja! Das leuchtet mir Alles vollkommen ein! Ich bin auch selbstverständlich bereit, der Mutter die nöthigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um ein halbes Jahr, meinethalben auch ein Jahr mit ihrer kranken Tochter im Süden zu bleiben. Ich weiß nur in der That nicht, wie ich ihr das beibringen soll."

„Eine Mutter, die ihrem leidenden Kinde helfen kann, sieht über Alles hinweg! Uebrigens wird es am Ende nicht einmal erforderlich sein, daß Du

^66 j)l)l lindau in Diesden.

selbst als Wohlthäter hervortrittst. Das liehe sich vielleicht durch eine Mittelsperson machen — den Hausarzt oder sonst wen! Du bist so gescheidt! Du wirst, da Du von der Notwendigkeit überzeugt bist, daß etwas für den Doctor geschehen muß, schon das Richtige treffen. Ich theile übrigens Deine Meinung vollkommen."

„Ja, ja!" sagte Welsheim, nachdenklich sein Kinn streichelnd. „Das wollen wir schon machen! Ich lege mir die Sache bereits im Kopfe zurecht . . . Und weißt Du? Keine Zeit verlieren! Solche Geschichten muß man nicht auf die lange Bank schieben! Es thut mir leid, daß ich nicht auf der Stelle . . . aber heut geht's ja natürlich nicht. Na, morgen ist auch noch ein Tag! ... Ich suche mir die Näthin auf und sage ihr . . . Na, laß mich nur machen! . . . Uebrigens an der Börse war heute die Stinmng für Halls Schauspiel sehr fest... Und ich darf sagen, ich habe das Meinige dazu gethan!... Es wurde von nichts Anderem gesprochen . . . Von nichts Anderm — ist zuviel gesagt! Unser heutiger Eröffnungsabend macht Furore, sage ich Dir! Zwanzig Leute haben mich gefragt: ‚Ist es denn wahr, Vallini kommt heute zu Ihnen . . . und singt?^ Ein Bombeneffekt, sag' ich Dir! Vallini hat nämlich noch nie in einer Privatsoir^e gesungen. Er hat im Frühjahr dem Geheimrath Genthiner, der ihm eine Stange Gold geboten hat, rundweg abgeschlagen, bei ihm zu singen ... Er wird doch nicht im letzten Augenblicke . . .?'"

„Sei ohne Sorge! . . . Aber Du erinnerst mich daran, daß ich noch allerlei für den Abend anzuordnen habe . . ."

„Natürlich, natürlich! Ich ja auch! ... Die Blumen habe ich eben noch beim Gärtner im Vorüberfahren inspicirt. Wundervoll! Er kommt mit zwei Leuten Schlag sieben . . . Der Conditor hat mir eben auch noch gelobt . . . Na, es wird Alles klappen! Ich wollte eigentlich — es war eine Idee von mir — das Eis als Gruppe Herkules und Omphale serviren lassen..."

„Um des Himmels willen!" rief Leonie entsetzt.

„Es geht nicht! Ich hab's aufgegeben. Der Conditor meinte, es würden fürchterliche Kerle . . . oder vielniehr ein fürchterlicher Kerl ... mit einem Worte, es geht nicht. Ich habe mich für den üblichen Schwan entschieden — für Vallinis Tisch . . . eine Anspielung auf Lohengrin, Du verstehst?"

. . . Der Conditor bot mir noch eine Minerva an . . . mit der Eule. . . Symbol der Dichtung, meinte er ... für Halls Tisch ... Ich habe aber auch verzichtet ... das ist mir zu complicirt . . ."

„Du hast wohl daran gethan! . . . Wir essen heut um halb sechs."

„Schön."

„Bestell den Wagen zu dreiviertel auf sieben."

„Ist schon geschehen . . . Nun will ich Dich also nicht mehr aufhalten ... Du hast ja noch genug zu thun ... Du bist wirklich als Wirthin ein Genie! . . . Und Deine Toilette?"

„Sei ganz ruhig! Ich werde Dir keine Schande machen."

Hängendes Mooz. ^6?

„Das weiß ich, das weiß ich! Wenn ich Alles so genau wüßte! . . .
Also um halb sechs!... Ich mache mich auch vorher fertig ... Du wirst
nicht zu warten brauchen!“

Er küßte seine Frau auf den Scheitel und entfernte sich, schnell wie
immer.

Leonie conferirte noch mit dem Koch und dem Diener. Dann ver-
scheuchte sie der Klavierstimmer, der den Steinwaw, im großen Salon stimmte,
aus den Vorderräumen, und sie flüchtete in ihr Toilettenzimmer, wo Germaine
eben damit beschäftigt war, das erst am Vormittag eingetroffene Kleid von
North vorsichtig auszubreiten. Sie hatte dabei wieder das eigenthümlich
verliebte Lächeln, mit dem sie nur die gnädige Frau und deren neue Toiletten
betrachtete.

Es war prachtvolles Premiöreuwetter. Der Abend war sehr kühl, beinahe
kalt. Es hatte am Tage viel geregnet. Seit einer Stunde etwa hatte es
aufgehört, aber der Himmel war immer noch schwarz.

Im hellen Theciteraale war es behaglich warm. Von drei Viertel auf
sieben an füllten sich die Parquetreihen und die Logen. Einige Minuten
nach sieben war das Haus, das vollkommen ausverkauft war, beinahe ganz
gefüllt. Die Abendkasse war gar nicht geöffnet worden, und die Billethändler,
die glänzende Geschäfte gemacht hatten, waren schon vor sieben Uhr unsichtbar
geworden. Auf Leonie, die diesmal ausnehmend pünktlich war, richteten sich
alle Gläser, als sie in der Loge erschien. Sie schien es gar nicht zu be-
merken, war vollkommen ungezwungen und reichte den beiden Herren, die sie
zu sich geladen hatte, Dr. Ringstetter und Herrn von Lanow, einen jungen,
in der Berliner Gesellschaft allgemein beliebten Sportsmn, anmuthig die
Hand. Sie sah entzückend aus. Welsheim fühlte sich sehr gefchmeichelt, als
er bemerkte, welche» Effect seine schöne und elegante Frau machte.
Die Aufregung, die sich Leonies jetzt wiederum bemächtigte, färbte ihre
runden Wangen rosig. Sie fächelte sich ein wenig und tauschte mit den
Herren hinter ihr einige gleichgiltige Worte, um sich auch im Profil zu zeigen;
dann nahm sie ihr kleines Opernglas vor die Augen, wechselte mit den Be-
kannten Grüße und lächelte stärker als bei den Andern, als sie die auffällig
tiefe Verbeugung eines Herrn, der in der gerade gegenüberliegenden Loge
saß, erwiderte. Der Herr theilte übrigens mit Leonie die Ehre, vom Publikum,
namentlich von dem weiblichen, mit auszeichnender Aufmerksamkeit bedacht
zu werden. Wie seine Verbeugung, so hatte der ganze Mensch etwas Auf-
fallendes: sein Gesicht, seine Gestalt, seine Kleidung, seine Haltung, seine
Vewegungen. Der Kopf war zwar nicht bedeutend, aber eigentlich schön zu
nennen, — wenigstens fanden ihn die Damen schön. Die Züge waren
regelmäßig, die Augen groß und lebhaft, die Gesichtsfarbe war gesund. Das
volle kastanienbraune Haar war sorgfältig frisirt und durch das Vrenneifen
3>»sb und Eiid. I.XI., 182. 12

Paul Lindau in Dresden.

sanft gelockt. Dein helleren, vollen und weichen Schnurrbart war ein kühner Schwung gegeben, er ließ die Oberlippe vollkommen frei und strebte an den Mundwinkeln keck auf. Der Herr lächelte viel, vielleicht ein bischen zu süßlich, und er zeigte beim Lächeln zwei Reihen prachtvoller Zähne. Die zu rundlichen Wangen gaben dem Gesichte etwas Weibisches. Das sehr tief ausgeschnittene Hemd, das den ungewöhnlich starken Hals bis zur Kehle frei ließ, war vorn durch drei große Brillantknöpfe geschlossen, die in bläulichem und röthlichem Feuer blitzten. Die breite Cravatte war in wohlüberlegter künstlicher Vernachlässigung leicht geschlungen. Er trug den Frack vom extravagantesten Schnitte der allerneuesten Mode mit großer Gewandtheit. Er bewegte sich viel und sprach lebhaft mit seinen Nachbarn; wer genauer hinsah, konnte ihm anmerken, daß er sich beobachtet mußte. Seine tiefe Verbeugung gegen Leonie mar denn auch vom halben Parquet bemerkt worden.

„Diese Künstler machen doch Alles anders als gewöhnliche Sterbliche,“ sagte Leonie, sich wieder nach hinten wendend. „Haben Sie gesehen, wie Vallini mich begrüßt hat?“

„Ob ich's gesehen habe?“ entgegnete Ningstetter. „Er grüßt eben . . . wie eine männliche Primadonna.“

„Machen Sie jetzt keine boshaften Bemerkungen über ihn! Sie wissen, daß Sie ihn heute Abend bei mir treffen werden. Ich muß ihn gut behandeln.“

„Heute? Dann wollen wir also morgen weiter über ihn sprechen.“

Vallini ist übrigens an gute Behandlung gewöhnt.“

„Das höre ich,“ versetzte Leonie. „Er soll allen Weibem die Köpfe verdrehen . . . Das genügt mir schon, um ihm ohne Furcht gegenüberzutreten. Mir würde er nie gefährlich werden.“

„Na, er soll so etwas vom Rattenfänger . . . oder vom Postillon von Lonjumeau haben,“ warf Herr von Janow ein. „Haben Sie ihn singen hören?“

„Natürlich! Und er hat mich entzückt wie alle Welt. Er hat ja eine ganz wundervolle Stimme, ich habe nie einen bessern Manrico gehört . . . Der Künstler hat mich hingerissen, aber der Mensch interessirt mich nicht . . . Ach so, das darf ich ja jetzt noch nicht sagen! . . . Ich kann schöne Männer nicht leiden.“

„So?!“ fragte Ningstetter mit malitiösem Lächeln.

„Sie wollen mich wegen meiner Freundschaft für Dr. Hall hänseln?“

Nun denken Sie sich: ich finde den Doctor ganz und gar nicht schön. Er sieht klug aus, interessant, aber schön ist er nach meinem Geschmack nicht. Vallini ist schön, und deshalb gefällt er mir nicht, so sehr ich für seine Stimme und seinen Gesang schwärme.“

„Das ist wirklich so!“ bekräftigte Welsheim. „Meine Frau ist in der Beziehung komisch. Ich kenne sie doch gewiß genau . . . aus schönen Männern macht sie sich gar nichts.“

Hängende« Maas. ^69

„Sie unterschätzen sich," erwiderte Ringstetter. Und sich zu Leonie wendend, setzte er hinzu: „Für eine Dame, auf die Vallini nicht wirkt, kokettieren Sie übrigens ziemlich heftig mit ihm."

Die Beiden hatten sich in der That sehr ausdrucksvoll angelächelt.

„Er will ja heute bei uns singen," antwortete Leonie. „Da muß man schon ein Uebrigtes thun . . . Worauf wird denn eigentlich gewartet? Es muß doch längst sieben sein."

„Sie sehen ja, das Publikum ist noch sehr unruhig. Des schlechten Wetters wegen hat alle Welt Wagen genommen. Da dauert's immer ein bischen länger. Uebrigens ist das akademische Viertel noch nicht vorüber," sagte Ringstetter, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte. Von keinem Menschen im Hause wurde Leonie mit gespannterer Aufmerksamkeit gemustert, als von Martha Breuer, die neben ihrer Mutter auf der der Welsheim'schen Loge entgegengesetzten Seite des Hauses im Varquet am Eingange links saß, gerade unter Vallini. Sie hatte die schöne Frau seit dem Abende in den Neichshallen nicht wiedergesehen. Sie war darauf vorbereitet, daß sie ihr heute wiederbegegnen würde, und hatte beständig nach ihr Umschau gehalten. Als sie Leonie in die Loge treten sah, stockte ihr der Athem, sie erbleichte und kniff die Lippen zusammen, um den Seufzer, der sich gewaltsam aus ihrer Brust drängen wollte, zu ersticken. Sie fühlte dieselbe schreckliche Kühle auf der linken Seite und denselben stechenden Schmerz wie damals, und ihre großen Augen hatten denselben unheimlichen Glanz. Der Anblick war ihr qualvoll, aber sie vermochte es nicht, den Blick abzuwenden. Sie beneidete die Frau da oben um die Schönheit ihrer Erscheinung, um ihre Frische, die Eleganz ihrer Toilette, die unbefangene Sicherheit ihres Benehmens. Sie war empört darüber, wie diese Leonie jekt schwatzen und lachen konnte, wie sie sich im Saale nmsah und nickte. Sie dachte nicht daran, daß es sie noch viel mehr empört, wenn sie in Leonies Gebaren die Zeichen der Aufregung wahrgenommen haben würde.

In Wahrheit war Leonie viel erregter als Martha. Martha legte sich von der Bedeutung des Abends für Hugo nicht Rechenschaft ab, während Leonie ganz genau wußte, um was es sich handelte.

Die Glocke hinter der Bühne schlug an. Das dumpfe Gemurmel verstummte sogleich. Es wurde ganz still. Ein zweiter Anschlag des Timbres, und der Vorhang wurde rauschend aufgezogen.

Leonie fieberte während der ersten Scenen, die das Publikum aufmerksam, aber ohne sichtbare Zeichen des Wohlgefallens anhörte. Sie war innerlich entrüstet über diese frostige Gleichgiltigkeit, über diesen Mangel an Verständnis; . Es erschien ihr unfaßbar, daß einige reizende Feinheiten des Dialogs, von denen sie sich eine sichere Wirkung versprochen hatte, kaum ein freundliches Lächeln hervorrufen, daß sie so gut wie unbeachtet bleiben konnten. Jetzt auf einmal vergegenwärtigte sich ihr die Möglichkeit eines Mißerfolges.

12*

170 Paul Lindau in Dresden,

und in ihrer überreizten Phantasie sah sie das Schreckensbild in grausiger Anschaulichkeit, sah ringsumher die schadenfrohen, höhnisch grinsenden Gesichter und hörte die widerwärtigen scharfen Zischlaute des Spottes und der Schande. Das Blut stockte ihr, ihre Lippen wurden kalt und bebten. Sie war wie abwesend, zwischen sie und die Bühne schob sich etwas wie ein dichter Schleier, der den Durchblick hemmte, sie mußte kaum noch, was da oben vorging, obwohl sie das Stück auswendig kannte. Ohne andere Absicht, als ihre Beklommenheit zu verbergen und sich eine Haltung zu geben, nahm sie das Glas vor die Augen und blickte geradeaus. Sie starrte in die Leere und sah nichts. Plötzlich aber wurde ihre Aufmerksamkeit rege. Sie merkte jetzt erst, daß sie während einer verhältnißmäßig langen Zeit gedankenlos beständig ihr Gegenüber ins Auge gefaßt hatte.

Vallini fühlte sich anscheinend geschmeichelt. Er lächelte zärtlich, schloß einigemal langsam und beziehungsweise die Augen und streichelte seinen starken weichen Schnurrbart in einer Weise, die mit einem verstorbenen Kußhändchen einige Aehnlichkeit hatte. Und als er merkte, daß Leonis nach wie vor das Glas fest auf ihn gerichtet hielt, wurde er noch zuversichtlicher, nahm gleichfalls den Operngucker vor die Augen und bewegte in einer eigenthümlich schmachtenden Art die Lippen, als ob er ihr leise ein süßes Geheimniß zuflüstere. Gerade in diesem Augenblicke erwachte Leonis aus ihrer Erstarrung. Sie sah plötzlich dicht vor sich zwei große kreisförmige Scheiben, die die gedämpften Lichter des Kronleuchters widerspiegelten, sah hinter halb geöffneten Lippen glänzende Zähne, sah ein merkwürdiges Lächeln. Sie erschrak und nahm das Glas schnell von den Augen . . .

Ah, dieser Vallini hatte sich einen guten Augenblick ausgesucht, um mit ihr zu liebäugeln! Zuhören sollte er, sollte die Gemalt der Hall'schen Dichtung auf sich wirken lassen, anstatt sie selbstgefällig anzugaffen und anzuschmachten! Und für solche Leute schrieb der arme Hugo! Das waren seine Nichter! Er war ihr auf einmal unausstehlich, dieser verwöhnte, siegesbewußte Geck, der sich im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit hatte einbilden können, daß sie in diesem Augenblicke mit ihm tändelnde Zeichen der knospenden Sympathie austauschen würde!

Martha hatte allmählich Leonis ganz vergessen. Das Stück nahm sie ganz in Anspruch. Sie achtete nicht auf ihre Umgebung und hätte auch wohl schwerlich zu sagen gewußt, ob die Zuschauer der Dichtung kühl oder mit warmer Theilnahme folgten. Sie staunte darüber, wie klug und schön Alles gesagt sei, und war stolz bei dem Gedanken, daß Hugo dieses Werk geschrieben habe. Sie lächelte glücklich und ließ keinen Blick von der Bühne. Gegen Schluß des ersten Aufzuges hatte sich die Stimmung erheblich erwärmt, und als der Vorhang fiel, war der Beifall voll und echt. Die Hauptdarsteller erschienen unter lautem Händeklatschen zweimal vor der Gardine. Martha hatte es nicht anders erwartet und mit den Anderen fröhlich mitgeklatscht. Leonie war von dem einmüthigen Applause, der für sie durchaus

Hängendes Moos.

unerwartet kam, ganz bestürzt. Dann athmete sie wie befreit auf und lächelte, — lächelte in einer eigenen Weise, verlegen, wie über eine unverstandene Pointe.

Während des ersten und zweiten Aufzuges war nur eine kurze Pause.

Die Zuschauer blieben auf ihren Plätzen sitzen und unterhielten sich nur mit ihren nächsten Nachbarn. Aber die Unterhaltung war so lebhaft und laut daß die Theaterkundigen schon jetzt einen guten Barometerstand erkennen und einen erfreulichen Erfolg in Aussicht zu stellen sich getrauten.

Der Einzige, der seinen Sitz verließ, war Vallini.

Es klopfte bald darauf an Welsheims Loge.

Lächelnd wie immer trat der schöne Künstler ein, grüßte die Herren und küßte Frau Leonis« die Hand.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden meiner gnädigen Gönnerin erkundigen . . . Und darf man fragen, wie Sie sich amüsiren?“

Leonis, der in diesem Augenblicke jede Unterhaltung überaus unangenehm war, und die sich über Vallinis Besuch ärgerte, antwortete mit einem möglichst einfältigen Lächeln.

„Nicht wahr?“ fuhr Vallini fort, als ob Leonis auf seine Frage etwas erwidert hätte. „Es scheint sich zu machen? Ich finde es wenigstens bis jetzt sehr nett.“

Leonis sah den Tenoristen ganz betroffen an. „Sehr nett“ fand dieser Mensch die geistige Schöpfung Halls! Das Wort traf sie wie eine thätliche Beleidigung. Vallini sah Leonies sonderbaren Blick, aber er mißverstand ihn und sagte abschwächend: „Bis jetzt, sage ich! Wollen abwarten, wie es weiter geht . . . Ein bischen zu ernst kommt mir die Geschichte vor. Es ist nicht genug zum Lachen. Und wenn ich ins Theater gehe, dann will ich lachen!“ Er schien sich auf diesen Satz etwas einzubilden, denn er blickte nun, im Lachen seine Zähne zeigend, die vier Insassen der Loge den Einen nach dem Anderen an, als ob er eine sehr beachtenswerthe Sentenz ausgesprochen hätte und Zustimmung forderte. „Da habe ich vor kurzem in München ein Stück gesehen,“ fuhr er fort, und den angefangenen Satz unterbrechend, bemerkte er zu Leonie: „Sie haben wohl gelesen, daß ich in München war? Alle Zeitungen waren voll davon. Einen Erfolg habe ich gehabt . . . kolossal! Auch Majestät hat die Gnade gehabt, mich besonders auszuzeichnen. Ich habe dreimal vor Majestät zu singen die Ehre gehabt, zweimal auf Schloß Berg, einmal in Hohenschwangau . . . jedesmal in einer besonderen königlichen Eauptnng abgeholt . . . Die Collegen, die sich sonst übrigens charmant benahmen, waren einfach paff! . . . Majestät ließ mir auch am Tage meiner Abreise durch den Hofmarschall persönlich mit den schmeichelhaftesten Worten Allerhöchster Anerkennung eine prachtvolle Uhr mit der königlichen Chiffre in Brillanten überreichen ... Ach richtig, ich kann sie Ihnen ja zeigen, ich habe sie zufällig bei mir . . .“ Er zog in der That eine sehr werthvolle Uhr aus der Tasche, die er mit einer offenbar

^72 Paul Lindau in Vresden.

durch häusige Uebung erlangten Gewandtheit vom Karabinerhaken löste, und reichte sie Leonie mit den Worten: „Sie schlägt die Stunden, Viertelstunden und Minuten.“

Mit verlegenem Lächeln nahm Leonie die Uhr entgegen. Der Mensch neben ihr war ihr jetzt geradezu verächtlich. Jetzt sollte sie sich um seine Triumphe in München, jetzt um seine mit Brillanten besetzte Revetiruhr bekümmern — zu dieser Stunde, in der Hugo fiebernd hinter den Coulissen stand, in der die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde!

„Sehr kostbar! In der That!“ begnügte sie sich zu bemerken, um wenigstens irgend etwas zu sagen. Und nachdem sie die Uhr gerade lange genug, um nicht unhöflich zu erscheinen, in der Hand behalten hatte, gab sie sie mit dem Worte: „Prachtvoll!“ dem glücklichen Besitzer zurück.

„Bitte meine Herren! Es ist keine Indiskretion,“ sagte Vallini und überließ das werthvolle Stück der Musterung der drei Herren, und sich wieder an Leonie wendend, fuhr er fort: „Es wird mich sehr interessiren, den Dichter heute Abend bei Ihnen kennen zu lernen. Ja, diese Dichter haben's gut! Sie schreiben, wann sie wollen, was sie wollen, wie sie wollen, — im Schlafrock, wenn's ihnen so paßt, — unsereins hat immer mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten. Wir sind abhängig von allem Möglichen, von den Mitwirkenden, vom Orchester, von der Akustik des Saales, von der Witterung! In Dresden, wo ich mit ganz riesigem Erfolge neulich gesungen habe — Sie werden es wohl in den Blättern gelesen haben? so ein Erfolg ist seit Jahren nicht dagewesen, die braven Sachsen tobten wie die Besessenen — was wollte ich doch sagen? Ach ja! In Dresden mußte ich die letzte Vorstellung absagen, weil ich mich erkältet hatte . . . ganz einfach erkältet! Für einen gewöhnlichen Sterblichen, für einen Schriftsteller oder Maler, ist eine Erkältung eine Lappalie. Der bleibt zu Hause, trinkt Kamillenthee, und die Sache ist abgemacht. Für unsereins ist es ein Verlust von so und soviel, und davon abgesehen, — ich bin weiß Gott nicht eitel, aber es ist doch eine Unannehmlichkeit, wegen so einer dummen Erkältung auf alle die Ovationen, die vorbereitet waren, verzichten zu müssen. Es wäre ein großartiger Abend geworden! Ein paar Dutzend Lorbeerkränze hat man mir noch ins Hotel geschickt — mit Schleifen . . . wunderbar! Aber das ist doch schließlich nicht dasselbe, nicht wahr? Und der gesammte Hof hatte sich angesagt . . . Sie können sich denken, wie fatal mir die Sache war! Majestät geruhten, als die Abänderung der Vorstellung pflichtschuldig gemeldet wurde, Allergnädigst zu bemerken: , Schade! ich hatte mich auf den Abend gefreut/ Majestät hatten sich gefreut, und wegen der elenden Erkältung . . .“ Das Licht der Lampen wurde gedämpft, und der Glockenschlag verkündigte den Beginn des zweiten Aufzugs.

„Pardon!“ unterbrach sich Vallini. „Ich will meine Nachbarn nicht stören. Wir sehen uns ja noch.“ Er empfahl sich schnell mit tiefem Gruß.

Hängendes Moos.

173

Leonis seufzte erleichtert auf, als der eitle Narr die Logenthür hinter sich geschlossen hatte. Ringstetter und Janow tauschten mit überlegenem Vächeln Blicke des Einvernehmens, und Welsheim bemerkte wohlwollend: „Er hat eine so schöne Stimme, und er singt heute Abend bei uns!“

Während des zweiten Actes befestigte sich der Erfolg. Die gutgeführte Handlung fesselte ungemein, und die lyrisch stimmungsvolle Schlußscene brachte eine tiefe Wirkung hervor, die beim Fallen der Gardine in stürmischen Beifall ausbrach. Nach wiederholtem Hervorruf der Schauspieler wurde auch das Verlangen nach dem Dichter laut. Hall ließ sich ein wenig nöthigen, gab aber, als ihn die erste Heldin energisch bei der Hand faßte, den sanften Widerstand auf und erschien, vom Jubel des ganzen Hauses begrüßt, hinter der Rampe, geführt von der Künstlerin, deren vortrefflichem Spiel er viel zu danken hatte.

Martha war selig. Erst jetzt, da sie den Geliebten auf den Brettern sah, gefeiert als den Helden des Tages, vermochte sie die Bedeutung dieser Stunde einigermaßen zu erfassen, und ein Schauer der Wonne überrieselte sie. Ihre großen Augen funkelten mehr als je, und die hektische Röthe ihrer Wangen erglühete wundersam und unheimlich. Aber ihr Glück währte nur einen Augenblick. Hugo wußte ganz genau, wo sie saß. Sie düstete nach dem Blicke, der ihr Einssein besiegelte. Eine mächtige Enttäuschung überfiel sie und drückte sie zu Boden, als sie sah, wie Hugo, der sich auf der Bühne merkwürdig unansehnlich ausnahm und sich ungewöhnlich linkisch verbeugte, seine Blicke flüchtig nach der entgegengesetzten Seite des Hauses richtete und mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck nach dem ersten Range hinauf sah — da, wo Leonis saß. Martha beobachtete auch, wie die elegante Frau den Blick des Freundes aufgefangen und mit einem müden, langsamen Schließen der Lider und einer kaum merklichen Neigung des Kopfes erwidert hatte. Martha war sehr unglücklich und führte die Linke an die Brust. Sie fühlte wiederum jene häßliche Kälte, die ihr so wehe that.

Geräuschvoll erhoben sich die Zuschauer, um in den schmalen Gängen und in der primitiven Conditorei ihre Meinungen über das Stück zum Besten zu geben, ihre Weisheit auszukramen und das Bonmot des Premiörewitzbolds zu vernehmen und meiterzutragen. Die allgemeine Stimmung war dem Schauspiel und dessen Verfasser so günstig wie nur denkbar. Auch die Kritiker schienen zufrieden zu sein. Sie bewahrten eine wohlwollende Zurückhaltung. Absprechend im eigentlichen Sinne waren nur einige wenig erfolgreiche Collegen« und diejenigen Theateragenten, zu deren Debit das Stück nicht gehörte. Während Martha mit gebeugtem Rücken dasaß und auf die leeren Sitze vor sich starrte — sie hatte ihre Mutter gebeten, bei ihr zu bleiben —, bildete Leonis in ihrer Loge Cercle. Sie strahlte und nahm die Huldigungen der zahlreichen Besucher als etwas Selbstverständliches entgegen. Man gratulirte ihr zu dem Erfolge wie dem guten Kameraden: als wär's ein Stück von ihr. Sie hatte ihre volle Sicherheit wiedergewonnen und ärgerte sich nicht

!H Paul Lindau in Dresden.

mehr über Vallini, der auf ein paar Minuten in der Loge erschien, UNI zu erklären, daß das Stück in Hamburg großartig gespielt werden würde. Er habe da vor Kurzem eine Schauspielerin gesehen, die für die Hauptrolle wie geschaffen sei.

„Ueberhaupt Hainburg!“ fuhr er fort. „Das ist doch noch eine Theaterstadt! Sie werden» ja in den Zeitungen gelesen haben, wie man mich dort gefeiert hat. Es war einfach kolossal! ... Ich habe sofort für's nächste Jahr wieder abgeschlossen . . . aber unter andern Bedingungen!“ fügte er lächelnd hinzu. „Ich sehe gar nicht ein, wozu wir den Direktoren allein das Gold in die Tasche singen sollen. Wir Künstler geben Alles, unsere ganze Seele, unser Herzblut . . . Habe ich nicht Recht?“

„Natürlich haben Sie Recht!“ bekräftigte Ringstetter mit steinernem Ernste. „Herzblut kann gar nicht theuer genug bezahlt werden. Und Sie vergessen noch den göttlichen Funken . . .“

„Nicht wahr? . . . Ah, da sehe ich die blonde Commerzienrätin, der ich längst einen Besuch schulde. Sie verzeihen?“ Mit Handknsz und höflicher Verbeugung empfahl sich Vallini, um dem nächsten Besuche Raum zu geben.

„Der Glückliche!“ rief ihm Janom nach . . .

„Da oben sitzt Frau Welshein?“, sagte Frau Emilie zu ihrer Tochter.

„So?“ antwortete Martha gedankenlos und müde.

„Sie benimmt sich recht auffällig,“ setzte die Mthin hinzu.

Martha wandte langsam den Kopf nach Leonies Loge.

„Sie scheint sich über Hugos Erfolg zu freuen,“ sagte Martha gleichgiltig.

„Das Stück ist aber anch zu schön! Und wie sich das auf der Bühne Alles ganz anders macht! . . . Auf den letzten Act bin ich am gespanntesten. Den hat uns Hugo gar nicht vorgelesen ... Ich habe mich eigentlich darüber gewundert, aber jetzt ist es mir ganz lieb. Nun hat man doch noch die Freude vor sich . . . Aber Du bist ja so still, Kind? Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Doch, Mama! Ich kann nur so schlecht sagen, was ich sagen möchte.“

„Strenge Dich nicht an. Du muszt nach dem Theater recht frisch sein. 5ttnd, ich bin sehr glücklich! Das ist wirklich der schönste Abend, den ich feit langer, langer Zeit verbracht habe!“

„Ja, Maina!“

Währenddem hatte sich das Haus allmählich wieder gefüllt. Jetzt drängten sich nur noch einige Nachzügler durch die engen Reihen des ParquetS. Mit wohlwollender Spannung und in erwartungsvollen? Schweigen harren die Zuschauer der Dinge, die da kommen sollten. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Bis zur Mitte des Aufzugs war die Stimmung überaus günstig. Da kam eine verstimmende Scene, die den Erfolg des ganzen Abends zu gefährden schien. Das Publikum wurde unruhig, räusperte sich, hustete; das geheimnißvolle Band zwischen den Künstlern auf den Brettern

Hängendes Moos.

^75

und den Zuschauern im Hause lockerte, löste sich ... es sah höchst bedenklich aus. Aber ein glückliches Wort führte die entscheidende Wendung zum Guten wieder herbei. Und von diesem Augenblicke bis zum Schlüsse steigerte sich die Theilnahme stetig, und als der Vorhang zum letzten Male fiel, brach ein wahrer Beifallssturm los.

Leonis hatte Recht gehabt: es war ein großer, ein durchschlagender Erfolg!

Drei-, viermal mußte Hall auf den Bretten: erscheinen, zuerst mit seinen Künstlern, schließlich allein, und jedesmal wurde sein Erscheinen mit brausendem Jubel begrüßt; jedesmal grüßte er in etwas unbeholfener Weise, zunächst ins Allgemeine hinein, dann aber mit einem verstohlenen Blicke noch besonders zu Leonies Loge hinauf. Jedesmal dankte Leonis in derselben Weise durch langsames Schließen der Augen und ein sonderbares Lächeln des halbgeöffneten Mundes, lind jedesmal wurde dieser vertraute Austausch von der stöbernden Martha beobachtet.

In dein Augenblicke, als der übergelückliche Hall sich zum letzten Male verneigte, fiel ihm plötzlich Martha ein; als er den Kopf erhob, blickte er nach der Richtung hin, wo er sie zu finden mußte. Es war eine Secunde zu spät. Der herabfallende Vorhang war schon so tief, daß Hugo nur noch die ersten beiden Parquetreihen auf einen flüchtigen Moment erspähen konnte. Dann trennte ihn die graufarbene Leinwand von seinen Zuschauern, die nun den Ausgängen zu drängten.

Auf der Bühne empfing der Dichter noch die überschwänglichen Beglückwünschungen der Künstler, die glücklich über den Erfolg waren. Er wurde umarmt, geküßt. Er stammelte einige Worte des Dankes, drückte dem Regisseur noch ein Dutzend mal kräftig die Hand, holte aus dem Conversationszimmer seinen Hut, Ueberzieher und Schirm und ging dann ganz langsam und nachdenklich über die labnrinthischen Gänge und Treppen nach dein Ausgange auf die Charlottenstraße.

Das Wetter war abscheulich geworden. Es regnete in Strömen. Der Schein der Laternen spiegelte sich in den kleinen Pfützen, die sich zwischen den Steinen des mangelhaften Pflasters gebildet hatten und sich unter den herabfallenden Tropfen ringelten. Dabei war es kalt. Hugo merkte es kaum; in seinem Innern war warmer Sonnenschein. Der scharf muffige, stockige Geruch der geschlossenen Droschke, die der Portier hatte vorfahren lassen, belästigte ihn nicht. Er war wie entrückt, und er fuhr ganz erstaunt auf, als der Kutscher vor dem Hause in der Brüderstraße hielt.

Während er wiederum sehr langsam die Treppe hinaufstieg, beschlich ihn wohl ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß er nicht gleich zu Leonie eilen durfte; aber mit der armen Martha hatte er doch aufrichtiges Mitleid, und es war ihm eine gewisse Beruhigung, daß er ihr jetzt, wie er sich einredete, ein Opfer zu bringen hatte. Wenn es doch mir ein Mittel gäbe, ihr schonend die brutale Wahrheit beizubringen, daß er, bei aller Würdigung

^76 Paul Lindau in Vieldeuten.

ihrer guten Eigenschaften, sie nicht liebte, daß sein Herz einer Anderen gehörte! Dies Doppelspiel war ihm mit der Zeit unerträglich geworden. Er mußte ihm ein Ende machen. Würde er nur, wie er seinen Irrthum eingestehen, wie er dafür büßen solle, ohne das unglückliche Mädchen unter seiner Schuld allzusehr leiden zu lassen.

Zögernd hatte er den Drücker in das Schlüsselloch gesteckt. Er sah sehr ernst aus. Dann gab er sich einen Ruck, richtete sich auf, fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er ein unerfreuliches Bild, das er vor sich sah, wegwischen, und trat geräuschvoll ein.

Sogleich öffnete sich die Thür der Berliner Stube, Martha erschien auf der Schwelle, Frau Emilie hinter ihr. Die arme Braut war keines Wortes fähig, sie schlang ihren Arm um Hugos Hals und schluchzte vor Rührung, als ob ein Unglück zu beklagen gewesen wäre. Hugo war ganz ergriffen, auch ihm war das Weinen jetzt näher als das Lachen. Langsam und freundlich entzog er sich Marthas Umarmung, um nun an die Rätthin heranzutreten, die ihm freudestrahlend die Hand entgegenstreckte. Als er ihre Hand an seine Lippen führen wollte, überkam auch die arme Frau Emilie die Rührung; sie umarmte ihn herzlich und küßte ihn auf die beiden Wangen. Martha konnte sich noch immer nicht behelligen, die heftigen Stöße des Schluchzens erschütterten ihren zarten Körper.

„Ist es nicht ein merkwürdiges Mädchen? So freut sie sich nun!“ rief Frau Emilie mit liebkosendem Vorwurf. „Sei vernünftig, Kind! Komm! Laß Dich von Deinem Bräutigam zu Tisch führen.“

Jetzt erst bemerkte Hugo den festlichen Schmuck des Tisches. Es war Alles eben so gut gemeint wie dürftig. Außer der Petroleumlampe standen heut noch zwei brennende Kerzen auf dem Tisch. Der kalte Aufschnitt war in doppelter Portion aufgetragen. Auf Hugos Platz lag ein armseliges kleines Kränzchen von Lorbeer, mit einer von Marthas Hand gearbeiteten wundervollen Schleife: „Meinen, geliebten Hugo. Martha.“ auf dem einen, auf dem andern Bande: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.“, umrahmt von gestickten Lorbeer- und Eichenblättern. Neben Hugos Teller lag in einer Bowle, die zu einem Eiskühler verwerthet war, eine halbe Flasche Champagner.

Frau Emilie weidete sich stillvergnügt an Hugos freudigem Erstaunen über diese ungewöhnlichen Anstrengungen; sie schmunzelte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, wir können uns sehen lassen?“

Von Marthas Arbeit war Hugo tief gerührt und wahrhaft beschämt.

Er wagte kaum, sich zu bedanken. Er fühlte sich des liebevollen Geschenkes unwürdig. Mit herzlicher Innigkeit küßte er die zarten schmalen Finger, die die mühsame Arbeit so kunstvoll gefertigt hatten.

„Also Ihr seid zufrieden gewesen,“ nahm er endlich das Wort, während die Rätthin sich damit plagte, den Draht der Verkorkung zu lösen. „Und

Hängendes Moos.

„Ich darf auch zufrieden sein, nicht wahr? Es scheint mir doch ein wirklicher Erfolg gewesen zu sein?“

„Ich finde es wunderschön,“ entgegnete Martha, die sich allmählich gesammelt hatte.

„Und welchen Eindruck hast Du vom Publikum gewonnen?“

„Ach Gott, darauf habe ich wenig geachtet.“

„Du meinst doch aber auch, daß das Stück gefallen hat?“

„So weit ich es beurtheilen kann, gewiß! Aber ich verstehe mich so schlecht darauf, das Publikum richtig zu schätzen. Das mußt Du ja viel besser wissen.“

Sie sagte das ganz einfach und aufrichtig. Hugo war aber einigermaßen enttäuscht. Er hatte eine begeisterte Zustimmung zu seiner Auffassung mit Sicherheit erwartet.

„Und was meinen Sie?“ fragte er die Rätthin, die endlich den gequollenen Pfropfen aus dem Flaschenhalse herausgebracht hatte.

„Ich glaube, es ist ein sehr schöner Erfolg. Es wurde ja auch soviel geklatscht, nicht wahr? Es war ganz gewiß ein Erfolg, und darauf, mein lieber Hugo, wollen wir anstoßen!“ Sie hatte die nicht genügend abgekühlten Gläser kaum bis zur Hälfte füllen können, da der Schaum beim Eingießen gleich bis an den Rand gestiegen war. Sie stießen an, die Gläser klirrten, Hugo leerte den Inhalt bis auf die Neige, die beiden Damen nippten nur.

Es trat eine Pause ein. Hugo wurde von dem Verlangen verzehrt, von dem Stücke und von dessen Wirkung im Einzelnen, von der Aufnahme, die es gefunden hatte, etwas zu hören. Martha hatte ihm auch tausend schöne Dinge zu sagen, aber ihre Unbeholfenheit im Ausdruck verschloß ihre Lippen. Sie lächelte mehmüthig und nickte Hugo zu.

„Aber so greifen Sie doch zu!“ ermunterte die Rätthin, die Hugos Glas auf's Neue gefüllt hatte.

„Was hat Dir denn nun am besten gefallen?“ fragte Hugo, der die Nöthigung der Rätthin ganz überhört hatte.

„Mr hat das ganze Stück gefallen,“ antwortete Martha.

„Nun ja,“ versetzte Hugo, den die Einsilbigkeit sehr unangenehm berührte. „Aber es gelingt Einem doch nicht Alles in gleichen Maße. Da ist eine Scene, die den Zuschauer packt, da eine andere, die weniger anspricht. Ich meine, was hat nun besonders stark auf Dich gewirkt?“

„Ich verstehe schon,“ entgegnete Martha, nach Worten ringend. „Aber ich kann's wirklich nicht so sagen. Ich dachte, der erste Act sei der beste. Aber der zweite hat inir gerade so gefallen, und der dritte auch.“

„Und die andern Leute, Deine Nachbarn, was sagten denn die?“

„Die fanden ja auch alles wunderschön, wie ich glaube. Ich habe mich aber, wie ich Dir schon sagte, so wenig um die Anderen gekümmert. Da mußt Du schon einen Klügeren fragen!“

^?8 Paul lindau in Dresden.

Hugo bekämpfte den wachsenden Unwillen und leerte das Glas zum zweiten Male.

„Aber Sie essen ja gar nichts!“ mahnte die Rathin. „Der kalte Wein auf leeren Magen, — es kann Ihnen ja nicht bekommen.“

„Ich habe gar keinen Appetit, ich danke!“ erwiderte Hugo. Er sah nach der Uhr. Die Minuten krochen schwerfällig dahin. Er war verdrießlich, ungeduldig, gelangweilt. Um diese Stunde wurde er in dem glänzendsten Salon der Hauptstadt erwartet. Da war Alles vereinigt, was ihn froh und glücklich machen konnte. Da waren geistvolle Männer, die ihm in kluger und redegewandter Form das sagen würden, was er jetzt so gern hören wollte. Da waren schöne Frauen, die ihn mit süßen Schmeicheln verwöhnten. Da war sie, die schönste, die klügste, die teilnehmendste, die geliebte Frau, Leonie! Da wurde er umringt, gefeiert, da fühlte er sich als der Held des Tages. Und all die klugen und gebildeten Männer, und all die eleganten Damen in der glänzendsten Umgebung, in den wohlbehaglichen, geschmackvollen Räumen des Lurus und des Ueberflusses! Und nun saß er hier in diesem ärmlichen Stübchen gegenüber einer einfachen älteren Dame in dunklein Nollenkleid, neben eineni wortkargen, bedauernswerthen tranken Mädchen. Die beiden Kerzen flackerten trübfeilig. Das kleine, säst schon geleerte Fläschchen erhöhte die betrübende Wirkung der dürftigen Tafel, und die reichgestickten Schleifen blickten ihn vorwurfsvoll an. So sollte sein erster Triumph gefeiert werden?!

Martha merkte es Hugo an, daß seine Gedanken in die Weite schweiften, daß er nach etwas Anderem verlangte, als sie ihm bieten konnte. Zweimal setzte sie an, um etwas zu sagen, das ihm Freude machen, das die Stimmung auffrischen würde. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Trage und mühsam schleppte sich die Unterhaltung hin. Hugo hörte kaum noch, was gesagt wurde, und sprach mit, ohne recht zu wissen, was. Er war zerstreut, abwesend. Martha wußte ganz genau, wo er jetzt im Geiste weilte. Und als er wieder verstohlen nach der Uhr blickte, überkam sie die schmerzliche Lust, ihm den Aufbruch zu erleichtern.

„Ich finde es eigentlich nicht in der Ordnung, daß Du einen Abend wie diesen so still mit uns allein verbringen sollst . . .“

„Wenn ich's Dir ehrlich sagen darf ... ich habe eigentlich eine Verabredung mit den Schauspielern ... das ist so Sitte! Das heißt: es eilt gar nicht! Ich habe gleich erklärt, daß ich wahrscheinlich erst spät kommen würde . . . wenn es Dich irgendwie unangenehm berührt . . .“

„Ich verstehe es vollkommen,“ siel Martha ein, „Du- brauchst auf uns keine Rücksicht zu nehmen. Ich würde ohnehin nicht mehr lange in Deiner Gesellschaft bleiben können, denn ich fühle mich doch recht angegriffen.“ Sie erhob sich, und Hugo folgte ihrem Beispiel mit merklichem Eifer.

Er küßte dankbar ihre kalte Stirn, drückte der Rätthin die Hand und wollte

Hängendes Moos. ^?9

sich möglichst schnell entfernen, als ihm Marthas Kranz einfiel. Er kehrte um, trat an den Tisch und nahm das so gutgemeinte, liebevolle Geschenk. „Laß den Kranz lieber hier!“ sagte Martha. „Ich habe noch eine Kleinigkeit daran zu arbeiten.“

„Aber was fällt Dir ein?!“ rief Hugo frisch, der nun auf einmal wieder lustig geworden war. „Wenn Du glaubst, daß ich mich von meiner ersten Trophäe heute trennen werde, dann bist Du im Irrthum! Morgen will ich ihn Dir allenfalls anvertrauen, wenn wirklich noch etwas daran zu basteln ist . . . aber heute: mein ist der Kranz, und mir gehört er zu!“

Martha schwieg.

„Nochmals herzlichen Dank und gute Nacht!“ rief Hugo und verlieh hastig das Zimmer.

Die Rätthin schüttelte den Kopf, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Merkwürdig!“ sagte sie langsam. „Ich hatte mir den Abend anders gedacht.“

Martha war auf's Tiefste gekrankt. Sie fühlte sich belogen und betrogen. Wenn es wirklich die Schauspieler waren, die er jetzt aufsuchte, dann wollte sie ihm Alles vergeben, wollte reuig Abbitte leisten, — drängte es ihn aber zu jener Anderen, dann . . .

Sie mußte Gewißheit haben.

„Geh nur schlafen, Mama! Dir fallen ja die Augen zu. Ich besorge schon Alles!“

„Aber Du sagtest doch. Du fühltest Dich . . .“

„Das habe ich nur so gesagt, um es Hugo bequem zu mache.“

„Ja, ja . . . Hugo . . . Kind, weißt Du, wenn ich offen mit Dir sprechen darf, es gefällt mir Manches nicht . . .“

„Es ist spät, Mama, beinahe elf Uhr. Leg Dich zu Vett. Wir sprechen zu gelegener Zeit über Alles, was Du willst.“

„Gut, mein Kind! Und Du fühlst Dich wirtlich . . .“

„Vollkommen wohl! Gute Nacht, Mama!“

„Na, dann gute Nacht, mein liebes Herz! Trödle nicht zu lange hier herum . . . Ich bin wirklich müde zum Umsinken! . . . Gute Nacht!“

Die Rätthin, die während der letzten Worte schon mit dem Aufknöpfen des Kleides begonnen hatte, zog sich langsam zurück. Martha blies die Kerzen aus und stellte sie an ihren alten Platz, deckte den Tisch ab und setzte sich dann, Unerquickliches grübelnd, auf das harte Sopha. Ihr Herz that ihr wieder recht wehe, und sie drückte fest die Handfläche auf die linke Seite der Brust.

Sie hörte nun, wie Hugo, der sich zur Gesellschaft umgezogen hatte, seine Wohnung verließ und lauter als sonst die Treppe hinabstieg. Sie hörte mich, wie die Hausthür zugeworfen wurde.

<80 Paul Lindau in Dresden. ---

Es regnete noch immer. So unbehaglich sich die Gäste des Welsheim'schen Hauses auf der Fahrt im naßkalten Regen des Herbstabends auch fühlen mußten, sobald sie die Schwelle überschritten hatten, überkam sie eine geinüthliche und warme Stimmung. Die breite Thür des Hauses stand offen. Die Treppe war taghell beleuchtet. Den Eintretenden wurden von den geschäftigen Dienern die feuchten Sachen sogleich abgenommen. In den hübsch eingerichteten Garderobenzimmern waren alle Vorkehrungen getroffen, um die geringfügigen Schäden, die die Toiletten etwa erlitten hatten, wieder gut zu machen. Und die Empfangsräume selbst zeigten zur Feier des Tages eine geradezu verblüffende Pracht. Das Erkerzimmer war in Wahrheit in einen Blumengarten umgewandelt. In der Mitte des Nundivans erhob sich ein Aufbau von weißen Kamelien und tiefrothen Nosen von wunderbarer Schönheit. Der ganze Erker war zu einer Laube mit blühenden Blumen aller Art hergerichtet. Schlingpflanzen rankten sich an den Seiten bis zur Decke hinauf und umschlangen die Ampel, deren Licht sie fast erstickten. Womöglich noch kostbarer und üppiger war der Blumenschmuck im großen Salon. Da standen in den vier Ecken vier mächtige, über mannshohe japanische Bronzevasen von tiefbrauner Färbung, um die sich in hellerem, goldigem Tone schuppige Ungeheuer, Drachen mit weitgeöffneten Rachen, phantastische Krokodile und fabelhafte Schlangen wanden. Die Riesensträuße in diesen Vasen waren von herrlichster decorativer Wirkung in Form und Farbe. Die Ausstattung in dem anstoßenden kleinen Salon war nicht minder reich und geschmackvoll. Der Speisesaal war für's Erste noch geschlossen.

Die Gäste waren entzückt von all der Pracht, die ihnen entgegenstrahlte und entgegenduftete. Mit doppelter Empfänglichkeit empfanden sie im Gegensatz zu der Naßkalte und dem Dunkel des unfreundlichen Abends hier die geinüthliche Wärme, die leuchtende Schönheit und Helle, und schlürften mit äußerster Wohlbehagen den heißen Thee, der ihnen gleich beim Eintreten angeboten worden war. Sie waren Alle in frühlicher Laune, Alle voll Freude über den glänzenden Verlauf des Theaterabends, die meisten kannten Hall persönlich, die Andern freuten sich auf die interessante Bekanntschaft. Leonie war in ihrem Glück von bestrickender Anmuth. Sie ließ den Brief, den Hugo auf ihre Veranlassung geschrieben hatte, die Runde machen und scherzte in reizender Weise über die entzückende Kindlichkeit des Dichters, der sich erst in die Einsamkeit zurückziehen müsse, ehe er sich in den Kreis seiner besten Freunde und aufrichtigen Bewunderer hineinwage. Aber den: Original — wenn sie zu Damen sprach, sagte sie: dem Genie — müsse man alle kleinen Schrullen nachsehen.

Die meisten der Welsheim'schen Gäste waren ungefähr gleichzeitig, gleich nach Beendigung der Vorstellung, eingetroffen. Etwa eine halbe Stunde später kamen einige der Schausvieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke in wichtigen Rollen beschäftigt gewesen waren, und mit denen Wels-

Hängendes Moos. <8^

heim durch Halls Vermittlung gesellschaftliche Föhlung gewonnen hatte. Sie wurden mit Complimenten überschüttet. Vallini, der von den Wirthen und den Gästen mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde, meinte sogar: man thue für die Schauspieler vielleicht doch ein bischen des Guten zu viel. Was bleibe da für die übrig, die in die Stimme ihre ganze Seele hineinlegten, die ihr Herzblut gäben? . . .

Diejenigen, die aus diesem oder jenem Grunde der Vorstellung nicht beigewohnt hatten, ließen sich über das Stück und den durchschlagenden Erfolg berichten. Es war fast von nichts Anderm die Rede. Darüber herrschte nur eine Stimme, daß in Hugo Hall der deutschen Bühne ein ungewöhnlich begabter Dichter erstanden sei, der sicher eine große Zukunft habe. Vallini fand, daß man eigentlich ein bischen zu viel von dem Dichter spreche, und er fühlte beständig den Drang, die Unterhaltung von dem Erfolge des Abends auf andere Erfolge hinüberzuleiten, die er vor kurzem gelegentlich seiner Gastspiele in Karlsruhe, Stuttgart, Breslau u. s. w. gefeiert habe.

So etwa um elf Uhr waren die Gäste, auf die man voraussichtlich rechnen durfte, vollzählig vereinigt. Die Gesellschaft, die etwa sechzig bis siebzig Personen zählen mochte, war glänzender und interessanter denn je. Es waren eigentlich nur Leute da, die sich durch angeborene oder erworbene Eigenschaften hervorthaten, darunter ein paar Dutzend der allerbekanntesten Persönlichkeiten der Hauptstadt.

Der Augenblick war gekommen, da Leonie mit ihrem unwiderstehlichsten Lächeln an den Klaviervirtuosen, dessen freundliche Wtwirkung sie sich schon gesichert hatte, herantreten durfte, um ihm zu sagen, daß es reizend sei, wenn jetzt ein wenig musicirt würde. Alle freuten sich so unendlich darauf, den berühmten Künstler zu hören . . . Der Pianist ließ sich nicht lange bitten. Er schlug einige kräftige Accorde an . . . die Unterhaltung stockte. Er erzielte mit dem technisch meisterhaften Vortrage der zweiten Liszt'schen Rhapsodie eine große Wirkung.

Nach Vallinis Auffassung wurden dem Klavierspieler vielleicht sogar ein bischen übertriebene Huldigungen dargebracht. Mit einem Instrumente, dem der bloße Schlag Töne entlockt, sei es kein Kunststück, eine Wirkung zu erzielen, da handle es sich doch nur um eine mehr oder weniger mechanische Ausbildung, um etwas, das sich schließlich lernen lasse. Wie anders der Künstler, der selbst, mit seinem eigenen Organe sich die Mittel zur Heruorbringung der künstlerischen Wirkung erst zu schassen habe, der mit seinem Herzblute arbeite, der seine ganze Seele in den Ton lege! Da sei dann allerdings in gerechtem Ausgleich der Eindruck ein ganz anderer, als ihn irgend ein lebloses Iustrument hervorbringen könne. Er erinnere sich zufällig der Wirkung, die er vor kurzem in Petersburg mit einer einfachen Cantilene von Bellini erzielt habe. Großfürstin Olga, Kaiserliche Hoheit, hätten Thränen vergossen. Und nachher dieser Sturm der Begeisterung! Aber er spreche da von bekannten Dingen: es habe ja in allen Zeitungen gestanden.

Paul kindau in Dresden.

„Nun, mein hochgefeierter Herr und gottbegnadeter Sänger," sagte Leonis, die jetzt an Vallini herantrat, „Sie ahnen, um was ich betteln möchte! Seien Sie großartig! Machen Sie es mir nicht zu schwer!" Sie lächelte so lieblich, wie sie es nur irgend vermochte, neigte den leicht vorgebeugten Kopf ein wenig auf die Seite und blickte wie ein Kind, das um Zuckermerk bittet, rührend und verlangend zu dem schönen Künstler auf. Es mar vollkommen abgemacht, daß Vallini singen würde, er hatte bestimmt zugesagt, er hatte die Noten im Ueberrock und mit dem Begleiter Nachmittags probirt. Aber er hielt es doch für richtig, den Naiven zu spielen.

„Ich ahne in der That nicht, schönste Frau, worauf Sie hinaus wollen?"

„Also Sie ersparen nur die Bitte nicht? Was könnte ich als Wirthin erst von Ihnen erbitten? Sie würden uns entzücken, wenn Sie uns irgend eine Kleinigkeit vorsingen wollten."

„Aber, holdeste Gnädige, Sie missen doch, daß ich niemals . . ."

„Ich weiß Alles! Ich weiß vor Allem, daß Sie galant sind und es nicht über's Herz bringen werden, mir eine Bitte abzuschlagen, die ich im Namen aller der schönen Frauen und Mädchen ausspreche, die jetzt zu uns herüberschmachten . . . sehen Sie nur, man weiß ganz genau, was ich von Ihnen will . . ."

„Sie sind unwiderstehlich! Also, wenn es durchaus sein muß! . . ."

„Es muß durchaus sein!"

„Aber Sie müssen mich entschuldigen, ich bin heute gar nicht gut disponirt ... und was soll ich Ihnen vorsingen?"

„Was Sie wollen!"

„Ich denke, etwas Italienisches? Vielleicht die Cavatine aus dem .Tro-vatore'? Aber die Stretta müssen Sie mir schenken, die traue ich mir heute nicht zu."

„Ganz wie Sie wollen! Wenn Sie überhaupt irgend etwas singen, bin ich Ihnen schon unendlich dankbar."

„So?" sagte Vallini mit ziemlich cynischem Ausdruck. „Tankbar? Hüten Sie sich, daß ich Sie daran erinnere."

„Ich bin nicht furchtsam . . . Darf ich jetzt dafür sorgen, daß es ruhig wird?"

„Zufällig habe ich die Noten gerade bei mir, ich habe heute Nachmittag studirt, ich hole sie . . ."

Der Begleiter mar schon benachrichtigt und hatte sich an den Flügel gesetzt. Er prälu dirte im Pianissimo, während Leonis die Gesellschaft auf das Ereigniß vorbereitete. Als Vallini neben den Flügel trat, wurde es mäuschenstill im großen Salon, in dem jetzt alle Gäste zusammengeströmt waren.

Er sang wundervoll. Seine Stimme besaß einen ganz merkwürdigen Wohllaut, namentlich in der hohen Lage, dazu die reizvollste Frische und

Hängendes Moos.

männliche Kraft. Während des Gesanges lief es den ZuHörem warm und kalt über den Rücken. Sobald Vallini den Mund aushat, ging eine unbegreifliche Wandlung in ihm vor. Alles Vordringliche, Geckenhafte, kindisch Eitle und Hohle — mit einem Worte: alles Lächerliche des Menschen wurde wie durch geheimen Zauber gebannt. Er machte nur noch den Eindruck des ernstesten, tüchtigsten, echtfühlenden, bedeutendsten Künstlers. Er rührte, er ergriff, er mar hinreißend. Für seinen Schmerz fand er so erschütternde Töne melodischen Schluchzens, der Aufschrei seiner Verzweiflung war so gewaltig, daß diejenigen kühleren Beobachter, die sich eben noch auf die Lippe gebissen hatten, um nicht aufzulachen, wenn er von seinen Triumphen erzählte und seine Trophäen in Gestalt von kleinen Orden, Medaillen, Brillantknöpfen, Uhr, Ringen zc. zur Schau stellte, jetzt wie ungläubig den Kopf schüttelnd lauschten und auf die Frage: ob dieser großartige Sänger und dieser kleinliche Narr denn wirklich derselbe Mensch seien, keine Antwort fanden. Daß sich das große Wunder der Kunst in einem so winzigen menschlichen Wesen offenbaren könne, — das erschien ihnen als der Wunder größtes.

Alle waren wie bezaubert, und als der letzte Ton verhallte, äußerte sich das allgemeine Entzücken in der ungestümsten Weise. Vallini wurde umringt, angejubelt — namentlich von den Frauen, auf die auch die Persönlichkeit des Sängers einen ganz besondern Eindruck machte. Selbst unter den Klügsten gab es nur sehr wenige, die wie Leonis die Lächerlichkeit und Narrethei des Menschen herausfühlten. Er hatte in seinem Gesicht, in seiner Haltung, in seiner Gestalt etwas Unbestimmbares, von dem die MSnnör nichts verspürten, das aber die Weiber sehr deutlich witterten, und das sie reizte.

Leonis, die für den unvergleichlichen Kunstgenuß am wärmsten und treuherzigsten dankte, mar wohl von Allen die am wenigsten Aufrichtige. Sie hatte sich gleich nach den ersten Tönen unbemerkt in den Speisesaal geschlichen, um sich zu vergewissern, daß Alles in Ordnung sei, hatte da noch mancherlei angeordnet und war gerade rechtzeitig auf der Schwelle des großen Salons erschienen, um sich von der Wirkung Vallinis auf ihre Gäste zu überzeugen. Es that ihr innerlich leid, daß sie so gut wie nichts gehört hatte, denn sie war für Musik und namentlich für Gesang sehr empfänglich.

Die ganze Gesellschaft mar in gehobener Stimmung, es war gegen halb zwölf, und Leonie wollte gerade die Herrschaften bitten, zu Tische zu gehen, als Hugo eintrat. Leonie hatte ihn zwar noch nicht so früh erwarten dürfen, aber ein ahnungsvolles Gefühl hatte ihr gesagt, daß er jetzt kommen müsse, und sie war gerade in dem Augenblick, da Hugo die Schwelle überschritt, an die Thür getreten. Sie äußerte ihre Freude so unverhohlen übermüthig und gratulirte ihm so herzlich, daß sich Aller Blicke auf die Beiden richteten. Nun drängte Alles zu dem glücklichen, erfolgreichen Autor. Man drückte ihm die Hand, und Jedermann äußerte seine volle Freude über den großen und wohlverdienten Erfolg des Schauspiels. Hugo war selig! Wie hatte er sich danach geseht! Er hatte schon zu zweifeln angefangen. Nun Nord und Sil», liXI, 182. 13

Paul Lindau in Dresden.

fühlte er's: es war sonnige Wahrheit! Hier brauchte er keine Fragen zu stellen, um die erhoffte Antwort hervorzulocken. Unaufgefordert erzählte ihm jeder Einzelne, wie eigenartig der Vorwurf sei, wie interessant die Handlung, wie scharf die Charakteristik, wie geistvoll der Dialog! „Herkules und Omviale“ sei endlich einmal wieder etwas Neues, es bedeute für unsere dramatische Kunst einen Schritt vorwärts! ... Er hörte es ein Dutzend mal, er konnte es gar nicht oft genug hören.

Vallini war innerlich recht ärgerlich über diese enthusiastischen Kundgebungen. Er sagte sich, daß eine jede Gesellschaft, also auch diese, doch nur über ein bestimmtes Quantum von Begeisterung zu verfügen habe, und was von diesem Vorrath zu Gunsten eines Anderen verbraucht werde, werde ihm entzogen. Schließlich war es doch seine künstlerische Leistung gewesen, die die Leute in die gebefreudige Stimmung versetzt hatte. Er hatte gesäet, was Herr Dr. Hugo Hall nun erntete. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit.

Zum Stimmungsmacher für dramatische Anfänger war er denn doch noch zu gut! Aber es geschah ihm ganz Recht! Weshalb hatte er sich breitschlagen lassen, hier etwas von seinem Besten, von seinem Herzblut, seiner Seele zu geben! Weshalb hatte er die Einladung überhaupt angenommen?

Weshalb? Vallini lächelte, als er in seinem stummen Selbstgespräche die Frage auswarf und mit ehrlicher Unverschämtheit beantwortete. Er wollte sich einen sehr hohen Preis zahlen lassen, nicht weniger, als Leonis äußerste Gunst. Sie gefiel ihm, die elegante Dame mit den prachtvollen schwarzen Haaren und den flatternden Blicken der kleinen wasserblauen Augen. Er wußte, wie alle Welt, daß sie mit Dr. Hall auf dem intimsten Fuße stand, und an Weiber, die sich in ihrem ehelichen Dasein nur einen einzigen Schritt von, Wege zu Schulden kommen lassen, nie einen zweiten, glaubte er nicht. Er war mit dem ausgesprochenen Programm, der schönen Leonis den Kopf zu verdrehen, in dieses Haus getreten. Er zweifelte keinen Augenblick an einem endlichen Erfolge. College Orpheus hatte wildere Thiers durch die Macht des Gesangs gebändigt.

Er lächelte noch immer, als Leonis, der Hugo auf dem Fuße folgte, an ihn herantrat.

„Ich möchte die Herren doch mit einander bekannt machen: unser lieber Freund, Herr Dr. Hall, unser großer Sänger, Herr Vallini.“

Vallini lächelte noch holdseliger und noch siegesbewußter, als er sich gegen Hall verneigte. Es blitzte ihm durch den Kopf: dein Herr werde ich noch einmal ernste Ungelegenheiten bereiten. Und als ob Hugo diese nicht gesprochenen Worte hätte vernehmen können, fühlte er in der vollkommen correcten Verbeugung Vallinis etwas von einer Herausforderung, und er erwiderte sie mit erzwungener, gerade auf das Nothwendige knapp bemessener Artigkeit. Ohne irgendwelche wahrnehmbare Veranlassung sah er in diesem Vallini etwas Feindseliges, Störendes. Und seltsam! auch Leonis fühlte ganz deutlich, daß sich die beiden Männer, die sich vollkommen gesellschafts-

Hängendes Ittoos. ^85

richtig gegen einander benahmen und ihre Gesinnungen durch kein erkennbares Zeichen irgendwie verriethen, gewaltsam abstießen wie die Pole. Ihr geistiges Ohr hörte zwischen den Beiden einen gereizten, bedrohlichen Wortwechsel, sie fühlte, daß es ihre Pflicht sei, den unsichtbar glimmenden Brand zu ersticken. „Sie haben viel versäumt," sagte sie, sich an Hugo wendend. „Herr Vallini hat uns durch den Zauber seiner Stinne und die Meisterschaft seines Vortrags begeistert — uns Alle! Eine herrlichere Feier Ihres Erfolges war undenkbar."

„Bitte, bitte," versetzte Vallini. „Wenn ich Ihnen eine Freude bereitet habe, so bin ich schon genug belohnt." Er betonte das „Ihnen" sehr scharf und begleitete das Wort mit einem, zärtlichen Blicke. „Wollen Sie aber verschwenderisch sein, so erweisen Sie mir die Ehre, Sie zu Tisch führen zu dürfen."

Leonie blickte verlegen auf Hugo.

„Sie kommen leider zu spät," nahm dieser nun das Wort. „Die gnädige Frau hat die Güte, mit mir als Tischherrn fürlieb zu nehmen." Die beiden Herren machten wieder eine kaum merkliche Verneigung zu einander. Hugo entführte Leonie, während sich Vallini an eine sehr hübsche junge Dame wandte, die in seiner nächsten Nähe stand und schon lange darauf brannte, dem herrlichen Künstler ihre Bewunderung auszudrücken. „Du hättest Vallini irgend ein freundliches Wort sagen sollen," raunte Leonie dein Geliebten zu.

„Der Mensch ist mir in hohem Grade unangenehm."

„Weshalb?"

„Ich weiß es nicht. Er ist mir eben antipathisch."

„Und ich habe ihn eigentlich nur eingeladen, um Deinen Abend — denn es ist Dein Abend, mein Liebling — zu verschönen."

„Ich weiß es, und ich danke Dir."

Er drückte zärtlich ihren Arm, als er sie durch den kleinen Salon i» den Speisesaal führte, dessen breite Schiebethüren eben geöffnet wurden. Der decorative Schmuck des Raumes entlockte den Gästen laute Aeußerungen aufrichtiger Bewunderung. Das Büffet, in dessen Mitte sich die Bronzestatue der reizenden Omphale mit dem zu ihren Füßen knieendeu Herkules auf einem hohen, von Blumen umrankten Sockel erhob, war in seiner ganzen Anordnung geradezu großartig. Es war eine kunstvolle Vereinigung von „Motiven" aus dein Thier- und Pflanzenreich, die das Entzücken jedes Stilllebenmalers hervorrufen mußten. Jeder der kleinen Tische, die so gestellt waren, daß der Verkehr mit dm Nachbartischen sich mühelos herstellen ließ, zeigte seinen besondern, von den anderen abweichenden Blumenschmuck: auf dem einen stand als Mittelstück ein prächtiger Strauß von La France-, auf dem andern von Mar6chal de Niel-Rosen, ein dritter war mit weißen Nelken, ein vierter mit Flieder, ein anderer mit Maiglöckchen, ein anderer mit Gardenien geschmückt; die größeren Vouquets für die Damen,

13*

Paul Lindau in Dresden.

die kleinen Sträußchen für die Herren entsprachen dem Hauptstücke in der Mitte.

Hugo war aufrichtig ergriffen, als er all die Herrlichkeiten um sich sah und sich sagte, daß Leonies Liebe für ihn dieses Fest bereitet habe. Zitternd preßte er ihren Arm, der in dem seinen ruhte, fest an seine Brust, und Leonis flüsterte ihm leise zu, was er eben gedacht hatte-. „Ja, mein Liebling, das habe ich Alles für Dich gethan! Ich bin sehr glücklich!"

„Ich auch!" rief Hugo, tief aufseufzend.

„Und nun verdirb mir die reine Freude nicht, daß Du Dich überschwänglich für die Kleinigkeit bedankst," flüsterte sie weiter, als sie vor der Bronze standen. „Ich habe sie Dir kommen lassen. Stell sie bei Dir auf. Und wenn Du sie ansiehst, denke an den Abend Deines ersten Triumphes und an mich."

Hugo war keines Wortes mächtig. Er schüttelte den Kopf und sah Leonis mit einem heißen Blicke zärtlichster Dankbarkeit an.

„(befällt sie Ihnen, die Omphale?" fragte Welsheim, der an sie herangetreten war und an Hugos Ueberraschung sich erstellte. Er dämpfte gleichfalls feine Stimme. „Es braucht Niemand zu wissen, daß ich mir den kleinen Scherz erlaubt habe ... Ich bitte Sie, theurer Freund, kein Wort des Dankes! . . . Aber hübsch ist sie, das ist wahr! Ja, diese Franzosen! Wenn wir erst so weit mären!.. . Aber nein! Sie sollen mir nicht danken! Stellen Sie das Ding in Ihr Zimmer zur Erinnerung an Ihren ersten Erfolg . . . und an uns!"

Die Gesellschaft hatte inzwischen Platz genommen, und während des Essens herrschte die fröhlichste Laune. Gegen ein Uhr, als das Eis mrfgetragen war, erhob sich Welsheim und klopfte an sein Glas. Welsheim war ein sehr guter Tischredner. Er sprach kurz, deutlich, gewandt und fand immer ein paar hübsche Wendungen, die große Heiterkeit erregten. Heute glückte es ihm besonders. Jedem Satze folgte lautes Lachen, und Alle stimmten jubelnd in den Toast auf den jungen, siegreichen Dichter, auf Welsheims guten Freund Dr. Hugo Hall ein.

Wöhrend die Gläser der fröhlichen Gäste an einander klirrten, erhob sich an einem der Ecktische, an dem sich die Jüngsten zusammeugethan hatten, der Toastgesang: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben . . ." Die jugendlichen Tonangeber hatten zu hoch eingesetzt, und bei den beiden Schlußstakten versagte ihnen die Stimme. Sie entschlossen sich sofort bei dem: „Dreimal hoch!" zu dem kühnen Sprunge in die tiefere Octave.

Nun aber setzte Vallini mit voller Kraft ein und schmetterte die beiden letzten Töne, K und «, mit einer Gewalt, einer Fülle und Schönheit in den Saal, daß sich Alle ganz betroffen ansahen. Und zum zweiten und drittenmale erklangen diese wundervollen Töne — so voll und rund, so schmelzreich und gewaltig, so schmetternd jugendlich, wie sie schöner nie aus einer menschlichen Kehle gekommen sind. Ein jubelnder Siegesruf, ein sinnliches

hängende- Moos. — !8?

Frohlocken — es war etwas unbeschreiblich Eindruckvolles, das die Gäste, die sich erhoben hatten, unwillkürlich zwang, den Kopf ein wenig zurückzubeugen, die Lippen zu öffnen und mit verwunderte!» Blick zu dein kecken Herold, zu dem singenden Rufer im Streite hinüber zu blicken.

Zum dritten und letzten Male ertönte Vallinis „Dreimal hoch!" —

Die Uebrigen waren verstummt. Er stand da, in der hochehobenen Rechten das Champagnerglas schwingend, und während er den letzten höchsten Ton von sinnberückender berauscher Schönheit lange anhielt und aus dem Fortissimo ganz allmählich in das ersterbende Piano aushallen lies;, blickte er unausgesetzt mit feurigem, leidenschaftlich begehrlchem, unheimlichem Blick auf Leonie, die aus offenem Munde seufzend athmele und ihn wie huvnotisirt anstarrte.

Wiederum klirrten die Gläser fröhlich aneinander. Sobald sie auf den Tisch gesetzt waren, erhob sich ein allgemeines Jubeln, von langem, lautem Klatschen begleitet.

„Willst Du nicht mit niir anstoßen?" fragte Hugo leise mit einem Tone leichten Vorwurfs.

„Verzeihe!" entgegnete Leonie, und wie aus starrem Schlaf erwachend ergriff sie schnell das Glas — und stieß es so ungestüm an das ihres Geliebten, daß es in Scherben zerbrach und der Wein wieder aufschäumend sich auf das Tischtuch ergoß.

Hugo sah sie verwundert an.

„Das bringt Glück," sagte sie mit erzwungenem Lächeln, ohne daß es ihr gelungen wäre, ihre Befangenheit vor den» scharfblickenden Auge des Freundes zu verbergen.

„Glück und Glas, wie schnell bricht das!" versetzte Hugo in ahnungsvoller Beklommenheit.

Leonie fand kein Wort der Entgegnung. Sie war noch immer wie gebannt. Noch immer hallte der wundersame Ton in ihrem Ohre nach. Er hatte sie wie ein elektrischer Schlag getroffen. Er hatte sie bezwungen, unterjocht. Sie fühlte, wie der Mensch da drüben einen fremden Willen in sie hereingeschmettert hatte, wie dieser Mensch ihr herrisch befahl, all feine geckenhaften Albernheiten zu vergessen und ihn zu bewundern. Und sie beugte sich gehorsam vor der stärkeren Gewalt des uuwiderstehlichen Zauberers. Sie ertrug seinen verwegenen Blick, ohne ihn zurückzuweisen, sie mußte immer wieder zu ihm hinüber blicken und erwiderte sein Lächeln. Sie hatte die Herrschaft über sich verloren. Sie that es ohne Neigung, ohne Heuchelei, — einfach, weil sie es thun mußte. Sie hatte vergessen, daß Hugo neben ihr saß, und bemerkte auch nicht, wie nachdenklich und ernst er geworden war, wie sie Beide, die sich immer etwas zu sagen hatten, seit geraumer Zeit völlig verstummt waren, während rings um sie her Alles scherzte, schwatzte, lachte.

I.88 Paul lindau in Kreiden.

Plötzlich hörte sie ganz dicht an ihrem Ohr leise: „Ich denke, es ist Zeit, die Tafel aufzuheben.“ Es war Welsheim, der hinter sie getreten war und sich zu ihr herabbeugt hatte.

Sie schrak zusammen. „Wie meinst Du?“ fragte sie erstaunt.

„Wir wollen aufstehen. Die Herren schmachten nach der Cigarre.“

„Ja so! . . . Gut!“

Sie erhob sich, die Anderen folgten ihren« Beispiel, und sie nahm gedankenlos Hugos Arm. Während sie sich langsam in die Vorderräume begaben, sagte Hugo wirklich besorgt: „Was hast Du nur? Du bist auf einmal wie umgewandelt.“

„Du hast aber auch immer etwas an mir auszusetzen! Mir fehlt nichts!“ antwortete sie beinahe gereizt.

„Wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte,“ fuhr Hugo fort, von Leonies Unfreundlichkeit schmerzlich berührt, „so würde ich beinahe glauben, daß Dich der wohlbekannte Rattenfänger mit seinem hohen o auch gekirrt hat. Du hast seit dein Hoch, das der Herr auf sich gesungen hat, kein Wort mehr mit mir gesprochen. Du wirst mir zugestehen, daß es etwas grausam Ironisches wäre, wenn gerade der heutige Abend und gerade eine Huldigung, die eigentlich mir gelten sollte, eine verhängnißvolle Trübung unserer Beziehungen herbeiführte... Du hast mit dem Herrn Blicke getauscht, die. . .“

„Du bist unausstehlich!“ erwiderte Leonie mit unverhohlenem Unwillen.

Sie war empört darüber, sich von Hugo durchschaut zu wissen. „Ich kann in meinem Salon doch nicht bloß Augen und Ohren für Dich haben.“

„Das habe ich auch nie verlangt. Aber ich gestehe Dir ganz offen, gerade dieser Herr Ballini . . .“

„Was hast Du nur gegen Vallini? Der ist Dir wohl auch schon wieder zu viel? Den soll ich wohl auch wieder Deinen Launen opfern, wie so manche Andere? Nun, ich mutz Dir sehr bestimmt erklären, daß das nicht geschehen wird, und daß ich Herru Vallini für eine sehr werthvolle Aamission halte. Er ist ein angenehmer Mensch und ein großer Künstler. Er gefällt mir und den Anderen . . . Schließlich habe ich doch auch noch ein Wort hier zu sagen und brauche mich nicht in alle despotischen Grillen schweigsam zu ergeben.“

Sie waren während dieses Gespräches, das mit leiser Stimme, aber sehr scharfer Articulation geführt wurde, im großen Salon angelangt. Leonie verließ, ohne den Drang nach einer versöhnlicheren Wendung zu verspüren. Hugos Arm und tauschte mit ihren Gästen Grüße und die üblichen Wünsche für eine gesegnete Mahlzeit. Sie lächelte zerstreut und blickte nach rechts, wo Vallini sich eben von seiner Tischnachbarin trennte. Sie fand ihn jetzt schön. Sie stand jetzt gerade so unter der Wirkung seines männlichen Wesens wie die anderen thörichten Weiber, die sich in ihn vergafft hatten, und über die sie sich noch vor einer Stunde lustig gemacht hatte. Mit einem geheimen Wohlgeföhle sah sie, wie er sich ihr näherte, und als er ihre Hand drückte —

Hängendes Moos. - >8Y

ganz anders als alle Andern — und seine Lippen sich fest auf ihr Handgelenk preßten, überlief sie ein Schauer und sie zitterte.

„Wann darf ich Ihnen für den schönen Abend danken?“ fragte Vallini.

„Wann Sie wollen — nur nicht zu spät.“

„Morgen, wenn Sie gestatten . . . aber ich gestehe Ihnen, daß ich im Allgemeinen etwas menschen-scheu bin. Wann hätte man wohl die größte Wahrscheinlichkeit, Sie in möglichst kleiner Gesellschaft zu finden? Ich meine...“

„Ich verstehe schon. Nun, wenn Sie morgen in der Mittagsstunde zu mir kommen wollen, so werden Sie wohl Gefahr laufen, sich mit mir allein zu langweilen.“

„Also morgen Mittag!“

Er küßte Leonies Hand abermals, und er fühlte, wie sie zitterte. Mit befriedigtem Lächeln wandte er sich zu anderen Damen.

Hugo hatte Alles beobachtet. Er hatte, ohne ein Wort hören zu können, das Geschehene so vollkommen verstanden, als ob sich Leonie mit ihm verabredet hätte. Er zog sein Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Er blickte ausdruckslos auf Leonie, an die Welsheim gerade herangetreten war.

Ja, mar denn dieser Welsheim mit Blindheit geschlagen? Sah er denn nicht, was doch so offenbar war, wie Leonie im Begriffe stand, mit einem geckenhaften Damenjäger, dem die launische Natur etwas kräftigere Stimmbänder gegeben hatte als andern Sterblichen — das war aber auch sein einziger wirklicher Vorzug —, wie Leonie im Begriffe stand, sich mit diesem Narren von Vallini zu compromittiren? Wie sie in wahnwitziger Tollkühnheit vor seinen Augen, vor den Augen des Gatten, den ersten Schritt auf dem Wege that, der zur Schande, zum Bruch der ehelichen Treue führt? Das Alles sah dieser Welsheim nicht, der doch sonst ein so gescheidter Mensch war? Ein Gefühl der Mißachtung hob seine Lippen, Leonie und Felix erschienen ihm auf einmal, seitdem er sie mit Vallini zusammen gesehen hatte, in einem ganz andern Lichte. Er vermied es, auf sich und sein Verhältnis; zu den Beiden einen Rückschluß zu ziehen.

Er trat an Leonie heran: „Ich will mich unbemerkt empfehlen,“ sagte er ihr leise. „Wann sehe ich Dich morgen?“

„Nicht zu früh. Ich will ausschlafen. Die Gesellschaft wird wohl noch lange bleiben. Komm doch zu Tifch, um sechs Uhr wie gewöhnlich.“

„Ich möchte Dich allein sprechen.“

„Zehne Strafpredigten, ich bitte Dich! Ich halt's wahrhaftig nicht mehr aus. Ich erwarte Dich um sechs Uhr.“

„Warte nicht auf mich.“

„Wie Du meinst!“

„Ich danke Dir noch einmal herzlich für alle Deine Aufmerksamkeiten.“

„Bitte.“

^9^ siaul tindan in Dresden.

„Leonie!“ flüsterte Hugo mit Wärme, und seine Stimme bebte. „Ist es denn denkbar, daß ich so von Dir scheiden soll . . . gerade heute?“

„Ja, was soll ich Dir denn noch sagen? Du bist ungerecht. Du siehst, wie ich Alles daran setze, um Dir eine Freude zu machen, und Du quälst mich mit Dingen, die ich nicht ändern kann. Ich bin Wirthin, ich habe Rücksichten auf meine Gäste, auf meinen Mann zu nehmen. Wenn Du das durchaus nicht einsehen willst, so kann ich Dir nicht helfen . . . Man sieht auf uns. Wir können die Sache heute nicht erledigen . . . Und überhaupt: thu' mir den. Gefallen und halte mir keine Sermonen mehr. Ich halte es wahrhaftig nicht aus. Ich müßte ja Nerven wie die Stränge haben . . . Sei vernünftig! Komm morgen zu Tisch!“

„Nein!“ erwiderte Hugo kalt.

„Ein drittes Mal werde ich Dich nicht bitten,“ versetzte Leonie in demselben Tone und wandte sich zu der ihr nächststehenden Gruppe. Als Jean im Vorzimmer Hall den Ueberzieher und Schirm reichte und das Trinkgeld mit halbverschlucktem Danke in die Westentasche gleiten ließ, fügte er deutlicher hinzu: „Vor einer kleinen halben Stunde hat eine Dame nach Ihnen gefragt, Herr Doctor.“

„Eine Dame?“ fragte Hugo zerstreut. Die Sache hatte für ihn in seiner jetzigen Stimmung geringes Interesse.

„Schien mir so eine Theaterhärrin zu sein,“ schmunzelte Jean.

„So? . . . Wohl möglich!“

Ohne an die Sache weiter zu denken, trat er hinaus in die häßlich kalte, dunkle, regnerische Herbstnacht. Der Kutscher der ersten Droschke wollte vom Vock klettern. Hugo hatte seinen Schirm aufgespannt und ging zu Fuß den Linden zu. Er war sehr niedergeschlagen. In seiner Traurigkeit konnte er das Vorgefallene noch gar nicht übersehen. Er dachte an nichts Besonderes. Mit vorgebeugtem Oberkörper sich gegen den Regen schützend, ging er mit immer schnelleren Schritten nach Hause.

Als Martha mit äußerster Vorsicht die Thür der kleinen Schlafstube öffnete, hörte sie die regelmäßigen Athemzüge ihrer Mutter, die bereits fest eingeschlafen war.

„Mama!“ rief sie mit halblauter Stimme.

Keine Antwort. Martha kannte den gesegneten Schlaf ihrer Mutter. Sie war ganz sicher, daß ihre Mutter vor dem nächsten Morgen nicht erwachen würde. Behutsam schloß sie die Thür, trat auf den Fußspitzen in die Berliner Stube zurück und schrieb auf einen Briefbogen in großen Buchstaben: „Beunruhige Dich nicht, liebe Mama! Ich muß unbedingt ausgehen. Spätestens um ein Uhr bin ich wieder zu Hause. Ich habe Dich nicht wecken wollen. Ich erzähle Dir Alles. Du wirst mir nicht mißtrauen.“

— Hängendes Moos. ^—

Martha." Sie legte den Zettel an sichtbarster Stelle unter die Petroleumlampe, so dasz ihn für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß Frau Emilie aufwachen und sich nach Martha umsehen sollte, ihr Blick sogleich treffen mußte. Dann zog sie ihren Regenmantel an, setzte ihren Hut auf, nahm Schirm, Schlüssel und Wachskerzchen und verließ möglichst geräuschlos die Wohnung.

Der andauernde starke Regen hatte die Straßen zu dieser Nachtstunde, in der es Unter den Linden gewöhnlich noch belebt ist, nahezu gänzlich entvölkert. Martha ging hastigen Schrittes voran> sich unter dem aufgespannten Schirm überflüssiger Weise noch verbergend. Unweit des Brandenburger Thores wurde sie von einem ihr entgegenkommenden Herrn angesprochen. Sie verstand ihn nicht und ging weiter. In dem finstern, stillen Thiergarten, in dem sie nur das monotone Rauschen des Regens hörte, wurde sie ängstlich. Sie beeilte sich so, daß ihr der Athem beinahe verging. Das Herz klopfte ihr mächtig. Sie fühlte sich beruhigter, als sie in die Victoriastraße einbog.

Schon von weitem sah sie den Schimmer der glänzenden Beleuchtung des Welsheim'schen Hauses auf der andern Seite der im Uebrigen so dunklen Straße. Sie blieb vor dem Hause, vor dem eine lange Reihe von Equipagen und Droschken hielt, eine Weile stehen. Sie sah das matte Licht der blumentumrankten Ampel im Erker, sah die glänzenden Kronen in den beiden anstoßenden Räumen, sah nun zu ihrem Befremden die Fenster offen stehen und wunderte sich, daß die festlich erhellten Räume menschenleer zu sein schienen. Nur einmal sah sie einen Schatten schnell vorüberhuschen. Es schien ein Diener zu sein. Auf die einfache Erklärung, daß die Gesellschaft jetzt in dein dem Gatten zn gelegenen Speisesaale vereinigt sein werde, verfiel sie nicht.

Sie überschritt den Fahrdamm, wand sich durch den schmalen Raum zwischen den Hinterrädern eines Wagens und den Köpfen der vor den nächsten Wagen gespannten Pferde und trat entschlossen in die offene Thür. Das Treppenhaus war hell, warm und behaglich.

Als sie einige Schritte gemacht hatte und eben die Treppe hinaufsteigen wollte, hörte sie lautes Lachen und Klatschen, die Gläser fröhlicher Gäste klirrten aneinander, sie hörte Hochrufen und dann den Toastgesang anstimmen: „Hoch soll er leben!" Der Chorus wurde unsicher. Und nun setzte eine herrliche Tenorstimme ein und schmetterte das „Dreimal hoch!" mit wunderbarer Kraft in den Saal. Matth« blieb unwillkürlich auf der untersten Stufe stehen und horchte. Noch zweimal hörte sie die bezaubernd schöne Stimme. Dann klirrten wiederum die Gläser, und es wurde unter allgemeinem Jubel lange und laut geklatscht.

Martha stieg langsam die Treppe hinauf. Der im Porraum harrende Diener stand an der geschlossenen Thür des Speisezimmers, aus dem ein

192 Paul Lindau in Dresden.

merkwürdiges Rauschen, Summen und Surren bis auf den Flur drang. Er hatte ebenfalls dem Gesänge gelauscht. Jetzt hörte er sie und wandte sich zu ihr.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Martha leise. „Ist Herr Dr. Hall vielleicht hier?“

„Jawohl.“

„Ich danke.“

Als sie sich abwandte, hörte sie, wie ein Glas mit lautem Klirren in Scherben zerbrach. Sie faßte an ihr Herz, als ob auch da etwas gesprungen sei.

Jean sah ihr etwas erstaunt nach, aber er war ein viel zu gut geschulter Diener, um sich lange zu wundern.

Martha war so ruhig, daß sie selbst darüber erstaunte. Sie fühlte nur eine tödtliche Mattigkeit. Sie schlich trotz des Unwetters langsam ein paar Häuser weiter. Dann trat sie unter eine Gaslaterne, nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und überzählte die Baarschaft. Sie war beruhigt, als sie sich überzeugt hatte, daß sie etwa einen Thaler bei sich hatte. Nun kehrte sie um, nahm eine Droschke und ließ sich nach der Vröderstraße fahren, nachdem sie dem Kutscher den geforderten Fahrpreis gezahlt hatte. Während sie auf dem harten Kissen der über das schlechte Pflaster holpernden schlechtbefederten Droschke unsanft hin- und hergestoßen wurde, überdachte sie das Geschehene und das, was nun geschehen mnhte, mit kühler Nüchternheit.

Nur ihre Vernunft arbeitete, ihr Empfinden war völlig abgestumpft.

Unbemerkt, wie sie gegangen war, kam sie wieder in ihrer Wohnung an. Die von ihr geschriebene Benachrichtigung an ihre Mutter lag unangetastet unter der Petroleumlampe. Sie spannte den nassen Schirm auf und stellte ihn auf deu Flur, entledigte sich des Regenmantels und des völlig durchnähnten Schuhwerks. Sie gebrauchte dazu ungewöhnlich lange Zeit. Nach jeder Bewegung mußte sie einige Augenblicke ruhen, um die erschöpfte« Kräfte wieder zu sammeln.

Sie zerriß den Zettel, den sie für ihre Mutter bestimmt hatte, legte einen neuen Bogen vor sich und starrte auf das weiße Blatt. Sie nahm mehrereremal die Feder zur Hand, aber sie war so schwach, daß sie nicht schreiben konnte. Ihre Hände sanken schlaff herab, und an den Rücken des Stuhles gelehnt, ließ sie deu Kopf mit seiner schweren Haarlast nach hinten fallen. Bei jedem Athemzuge kam aus ihren weit geöffneten Lippen ein rasselnder, röchelnder Laut, der sich in kurzen Zwischenräumen zu einem harten, spitzen, trockenen Husten verschärfte. Bon Zeit zu Zeit drückte sie ihre Handfläche fest an ihre Brust.

Endlich gewann sie es über sich. Bedächtig, mit ruhiger Hand schrieb sie mit ihrer gleichmäßigen, großen Schrift, deren energische Züge nicht auf eine so zarte, schwächliche Urheberin schließen ließen:

Hängendes Moos.

„In der Nacht vom 30. September zum 1. October 1873.

Lieber Hugo!

Ich gebe Dir Dein Wort und Deine Freiheit zurück. Ich kann die Deine niemals werden. Später, wenn ich ruhiger sein werde, will ich Dir die Gründe zu meinem Entschlusse sagen, wenn Du sie von mir hören willst. Für den Augenblick ist es am besten, wenn wir uns nicht sehen und nicht sprechen.

Martha."

Sie schrieb die Adresse und nahm den Brief, ohne ihn zu schließen, mit in die Schlafstube.

Mit großer Anstrengung entkleidete sie sich. In dem Augenblicke, da sie sich hüstelnd niederlegte, hörte sie Hugo kommen. Sie wunderte sich, daß er so früh aufgebrochen war. Mit weit offenen Augen blickte sie in das Dunkel. Sie hörte die ruhigen Athemzüge ihrer Mutter, das Rauschen des Regens, und hörte die rauhen, schnarrenden und pfeifenden Töne, die ihr eigenes Athmen mißlautend begleiteten.

Als sie sich vergegenwärtigte, daß sie Hugo auf lange, lange Zeit nicht wiedersehen werde, vielleicht nie mehr, wurden ihre Augen feucht, und sie fühlte das heiße Naß über ihre Wangen rollen. Der Gedanke aber, daß das Band zwischen Hugo und ihr auf immer zerrissen sei, schmerzte sie viel weniger, als sie geglaubt hatte. Sie empfand sogar ein gewisses befreiendes Gefühl, daß es mit der unwürdigen Lüge nun vorbei sei. Sie hatte während dieser letzten Monate zu viel gelitten, um jetzt noch besonders schmerzsfähig zu sein. Sie war sehr ernst, mehmüthig, traurig gestimmt, aber sie war ruhig und ergeben.

Endlich verfiel sie in einen unerquicklichen dumpfen Halbschlaf, aus dem sie zu vollem Bewußtsein wieder erwachte, als sich ihre Mutter zur gewohnten Stunde, gegen halb sieben Uhr, erhob.

Martha richtete sich ein wenig auf.

„Guten Morgen, Mama!"

„Was?! Schon wach? Guten Morgen!"

„Ich habe fast gar nicht geschlafen. Ich fühle mich recht schwach und werde wohl nicht aufstehen können. Vielleicht schickst Du das kleine Portiermädchen mit ein paar "Worten zu Doctor Lohausen?"

Die Rätthin hatte sich über das Bett gebeugt und Marthas Stirn herzlich geküßt. Sie nahm die heiße trockene Hand zwischen die ihrigen.

„Du fieberst ja wieder, mein armes Kind!" sagte sie mit liebevoller Besorgniß. „Soll ich Dir von den Tropfen geben?"

„Ich will lieber warten, bis der Arzt kommt. Beunruhige Dich nicht.

Es ist gewiß nichts Schlimmes. Nachher, liebe Mama, wenn Du Dich angezogen und gefrühstückt hast, möchte ich mit Dir etwas besprechen . . .

Nachher!" wiederholte sie mit mattem Lächeln, den fragenden Blick ihrer Mutter beantwortend.

Paul kindau in Dresden.

Eine halbe Stunde darauf saß die Rätlin neben dein Lager ihrer kranken Tochter und hörte mit ernster, beinahe finsterner Miene auf ihre Worte. „Bitte, laß mich ruhig ausreden, liebe Mama! Ich bin zu schwach, um nach Unterbrechungen den Faden wieder aufzunehmen. Ich habe die (Gewißheit, daß Hugo mich nicht liebt, — mich nicht so liebt, daß ich seine Frau werden kann. Er hat mir nichts vorzuwerfen, und er will mich schonen. Deshalb hat er die Wahrheit verschwiegen. Er hat sich über seine Gefühle getäuscht, als er sich mit mir verlobt hat. Das ist ganz gewiß wahr, Mama. Er liebt eine Andere, ich weiß auch wen. Ich habe mir Alles überlegt. So, wie es bisher war, kann es nicht bleiben. Wir reiben uns auf. Wir müssen die Verlobung aufheben. Lies den Brief" — sie zog das Schreiben unter ihrem Kopfkissen hervor — „und gib ihn nachher Hugo."

Die Rätlin hatte mit steinerner Miene dagesessen und die, zwar mit schwacher Stimme, aber mit voller Entschiedenheit gesprochenen Worte ihrer Tochter vernommen. Mit derselben Ruhe las sie den Brief und schob ihn in den Umschlag zurück, ohne das, was in ihr vorging, durch die geringste Bewegung zu verrathen.

„Du hast richtig gehandelt," sagte sie nach einer Weile. „Ich habe es längst vorhergesehen, daß es so kommen würde. Deine Zuversicht allein hat mich in meinem Urtheil wankend gemacht. So benimmt sich kein Bräutigam, der seine Braut liebt . . . Und nun, mein gutes Kind . . . ich sage Dir nicht: schlag Dir die Sache ans dem Kopfe . . . Unsinniges verlange ich nicht! . . . ich sage nur, sei so vernünftig, so gefaßt, wie es Dir irgend möglich ist. Rege Dich nicht gar zu sehr auf, meine liebe, arme, gute Martha! Werde mir nicht krank! Thu mir das nicht an, mein gutes Kind, hörst Du? . . . Ach, wenn man sich doch von hier losreißen könnte!!" „Daran ist ja nicht zu denken! Aber beunruhige Dich nicht, ich werde ganz vernünftig sein."

„Jedes Opfer würde ich bringen, jedes! . . . wenn ich Dich aufpacken und mit Dir irgend wohin ziehen könnte — gleichviel wohin! Nur heraus aus diesem schrecklichen Hause, aus dieser schrecklichen Stadt, wo Dich Alles an Trauriges erinnert! . . . Der Gedanke ist mir ja nicht jetzt erst gekommen. Seit Wochen, seit Monaten denke ich an nichts Anderes! . . . Wie sollst Du hier wieder zu Kräften kommen, Du armes Kind! In diesem trübeil Licht, in dieser schlechten Lust, in diesen beständigen Aufregungen! . . . Ach, es ist hart, hart, hart!"

Sie blickte mit unendlicher Wehmuth und Zärtlichkeit auf ihr krankes Kind, das mit geschlossenen Augen vor ihr lag,

„Vielleicht hilft der liebe Gott weiter!" seufzte sie. „Wir thun ja nichts Schlechtes."

Martha nickte trübe lächelnd, ohne die Augen aufzuschlagen.

Hängendes Moos,

Durchnäßt und von dein überschnellen Laufen erhitzt, war Hugo nach Haufe gekommen. Er hatte seine Lampe angesteckt und in großer Hast die nassen Sachen abgeworfen. Er konnte nicht daran denken, sich zur Ruhe zu begeben. Das Bett flößte ihm Widerwillen ein. Er warf seinen Schlafrock über und ging langsam in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Jetzt versuchte er sich zu sammeln, aber es wollte ihm schlecht gelingen. Es hatte auch gar zu stark auf ihn eingestürmt in diesen letzten Stunden! Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger in dem wogenden, müthenden Meer seiner Empfindungen hin- und hergeschleudert. Wirklich nur ein paar Stunden? Alle diese starken Erregungen in der knappen Frist einiger weniger Stunden? Dieses Fieber vor und während der Aufführung seines Stückes, diese himmlische Freude im Augenblick des entschiedenen Sieges, dieser köstliche Lohn für alle Arbeit, die so überreiche Entschädigung für alle Stunden des Zweifels an sich, der tödtlichen Ungewißheit über seine Zukunft, dieses beseligende Frohgefühl, den rechten Weg eingeschlagen zu haben und nun mit Vertrauen und Zuversicht dem hohen Ziele entgegenstreben zu dürfen — und dann der Rückschlag, die Unbehaglichkeit über seinen unwahren und unredlichen Verkehr mit der armen Martha, der unüberwindliche Drang, die Freuden des Abends mit der verständnißvollen, inniggeliebten Leonis zu theilen. Und da in den glänzenden Festräumen die Befriedigung der kitzelnden und streichelnden Eitelkeit, das Behagen, sich von einer auserlesenen Gesellschaft gefeiert zu sehen, und das Glück, sich von der Geliebten geliebt zu wissen. Und dann — und dann das Unfaßbare, das Unbegreifliche, das Unmögliche! Das jähe Zerreißen des Bandes, das sich in diesem Augenblicke fester denn je gewoben zu haben schien. Leonies Abwendung von ihm, der sie mit keinem Worte unsanft berührt hatte, sie dankbarer verehrte, leidenschaftlicher liebte, als er sie je geliebt hatte!

Alles das umtobte, umrauschte ihn wie ein Sturm auf hoher See.

Er vermochte das Einzelne nicht zu erfassen und auch nicht die Gesamtheit. Er war fast ohne Bewußtsein. Er fühlte nur den starken Drang, gegen feindliche Gemalten, die auf ihn eindrangten, anzukämpfen, zu ringen, sich zu wehren, sich zu retten. Aber immer wieder packte ihn etwas Tückisches, Höhnisches, Ueberlegenes und stieß ihn in den Strudel zurück. Und diese rohe, stärkere Gemalt verkörperte sich in der Gestalt eines süßlich lächelnden, schönen Mannes, der ihm lächerlich und fürchterlich zugleich erschien: er sah ihn überall, diesen Vallini. So sehr er sich auch bemühte, sich Leonis zu vergegenwärtigen, das dunkle Räthsel ihrer kühlen Abwendung zu lösen, immer war es das fatale, lächelnde Antlitz Vallinis, das sich unverschämt vor-drängte, und als er in der Erinnerung an Leonies Verhalten sich trostlos fragte: „Wie ist es nur denkbar?“ hallte in seinem Ohr der wundersame ZUang einer menschlichen Stimme nach: „Dreimal hoch!“ die die Frage zu beantworten schien.

<96 j)anl lindau in Dresden.

Was sollte das Alles bedeuten? Er sah keinen Ausgang aus dieser heillosen Wirrnüß, Er wußte nur, daß dieser Tag, der einer der glücklichsten seines Daseins gewesen war, ihm zugleich das größte Leid gebracht hatte: Leonie war für ihn verloren, unwiederbringlich dahin! Tief aufseufzend ließ er sich auf den Stuhl vor seinem Arbeitstische fallen. Wie sollte er ohne Leonie leben, athmen, schaffen? Jetzt erst in der schneidenden Herbheit des Verlustes machte er sich klar, was sie ihm gewesen war, wie sie den alleinigen Inhalt seines Daseins gebildet, all seine Gedanken und Gefühle in Anspruch genommen hatte. In ihrer Begehrlichkeit, die er als den Ausdruck ihrer Liebe himmlisch gefunden, hatte sie ihm keinen Vertrauten, keinen Freund, keine Freundin, kein harmloses Vergnügen gestattet; sie hatte ihm Alles sein wollen und hatte ihm auch Alles ersetzt. Sie war seine Freundschaft, seine Familie, seine Anregung, sein Trost, seine Liebe mit einem Wort. Sie hatte ihn dein armen Mädchen entfremdet, von dem er nicht ahnte, daß es zur selben Stunde fiebernd im Nebenzimmer lag und über geraubtes Glück stöhnte. Alles, Alles war ihm Leonie gewesen! Sie hatte ihn seelisch entmündigt und am Gängelbände ihrer Liebe geleitet, wohin sie wollte. Sie hatte sich an ihn gehängt, er war glücklich darüber gewesen und hatte in dein stolzen Gefühle, das herrliche Weib gewonnen zu haben, nicht gefühlt, daß sie ihm Licht und Luft genommen hatte. Unwillkürlich blickte er auf die hängenden Pstanzenfrännen an seiner Bibliothek. Leonie hatte sich bei ihrem einzigen Besuche über den ebenso schönen wie verderblichen Schmuck der Bäume, der auch die stärksten Eichen durch Entziehung von Luft und Licht zu Grunde richtet, von ihm belehren lassen.

„I Mau68ia U8nsoiä«8", sagte er und lächelte befremdlich.

Es war gegen sechs Uhr Morgens, das kalte grünliche Licht des trüben Herbstmorgens brach schon durch die Scheiben, als Hugo sich endlich entschloß, sein Bett aufzusuchen. Aber er schlief unruhig und schlecht, und zwei Stunden später hatte er sich schon wieder erhoben und sich angekleidet. Er wollte zum Portier gehen, um sich die Morgenblätter holen zu lassen. Als er die Thür zur Treppe öffnete, stand das kleine Portiermädchen gerade vor ihm. Es brachte für die Frau Näthin den Bescheid, daß Herr Dr. Lohausen so früh wie möglich kommen werde. Hall erbot sich zur Vermittlung der Botschaft, gab der Kleinen Geld und sagte ihr, sie solle für ihn alle Morgenzeitungen, die sie auftreiben könne, besorgen. Dann trat er in sein Zimmer zurück und klingelte. In der gewohnten Frist brachte die Rätthin den Frühstückskaffee.

Der strenge, steinerne Ausdruck im Gesicht der Rätthin fiel Hugo sogleich auf.

„Ist es denn schlimm?" fragte er theilnahmuoll. „Doctor Lohausen läßt Ihnen sagen, er werde bald kommen. Hat die arme Martha einen Rückfall gehabt?"

Hängendes Moos,
,9?

„Es geht ihr nicht zuin Besten. Aber ich hoffe, es ist nichts Bedenkliches . . . Martha hat sich sehr aufgeregt. Sie hat einen ernsten Entschluß gesaßt. Dieser Brief wird Ihnen Alles sagen.“

Verwundert nahm Hugo Marthas Schreiben aus der Hand der Rätthin, die mit fest aufeinandergepreßten Lippen regungslos stehen blieb. Er öffnete den Brief und las ihn. Er überflog die wenigen Zeilen, dann las er sie langsam noch einmal. Er wagte den Blick nicht zur Mutter zu erheben.

Halb gedankenlos sagte er ihr: „Aber, bitte, setzen Sie sich doch!“

„Ich danke.“

„Sie sehen mich in großer Bestürzung,“ brachte er nach einer langen Pause mühsam hervor. „Ich habe es gefürchtet ... ich weiß, daß ich an Martha schweres Unrecht begangen habe... ich weiß nicht . . . jetzt nicht, wie ich es büßen soll. Ich bin der allein Schuldige! Ich habe meine Schuld längst gefühlt, ich hätte sie früher bekannt, wenn ich es über mich vermocht hätte, dem armen, schwachen, guten Kinde wehe zu thun ... ich habe noch immer geglaubt und gehofft ... ich kann es jetzt nicht sagen ... ich bin übermächtig schwer, von all den Aufregungen mürbe gemacht, wie zerschlagen ... Erweisen Sie mir die letzte Gunst, zu einer andern Stunde mich anzuhören, ich bitte Sie! Sagen Sie mir, was ich thun soll, was ich thun kann, um mein Gewissen, das mich schwer drückt, um die Leiden der armen Martha zu erleichtern. Jedes, selbst das schwerste Opfer würde ich mit mahrer Begierde bringen, denn ich fühle mich entsetzlich niedrig in meinen, Schuld- bewußtsein ... Ich will nichts erklären, nichts beschönigen ... Ach Gott, auch das noch! das arme, edle Mädchen! . . . Sagen Sie mir, ich bitte Sie herzlich darum, was kann geschehen?“

Frau Emilie hatte keinen Versuch gemacht. Hall, der sich immer mehr erregt hatte, zu beschwichtigen oder zu unterbrechen. Sie bewahrte ihre eisige Kälte und Starrheit. Als sie nach einer längeren Pause merkte, daß Hall auf eine Antwort wartete, sagte sie ohne besondern Ausdruck: „Da wird, Gott sei's geklagt, nicht viel zu machen sein. Einstweilen haben Sie wohl nichts Anderes zu thun, als Marthas Wunsch zu erfüllen, sie nicht mehr zu sehen und ihr nicht zu schreiben. Es liegt gar kein Bedürfniß zu einer weiteren Aufklärung vor. Ich würde mich auch als Mutter jetzt jedem Meinungs- austausche zwischen Ihnen und meiner Tochter widersetzen und, wenn sie nicht schon aus freien Stücken das Nichtige getroffen hätte, ihr jeden Verkehr mit Ihnen verboten haben.“

„Ich werde noch heute Anstalten treffen, Ihnen die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir in Ihrer eigenen Wohnung zu ersparen.“

„Darum wollte ich Sie allerdings ersuchen.“

Hugo ging in großer Erregung durch das Zimmer.

„Ich wage nicht, Sie um Verzeihung zu bitten . . . Sie können mir nicht verzeihen . . . aber ich bin sehr unglücklich!“

Die Rätthin erwiderte nichts.

Paul Lindau in Vresden,

„Das wäre also die letzte Nacht gewesen, die ich in Ihren? Hause verbracht habe!“ rief Hugo in wahrer Ergriffenheit. „Eine traurige Nacht! Und so muß ich von Ihnen gehen, weggejagt wie ein Missethäter, wie ein Undankbarer ... der ich bin! Und ich darf Ihnen nicht einmal danken ... für all Ihre Güte ... in schweren Tagen! Und nun, da die von uns früher so sehnlich herbeigewünschte, so vertrauensvoll erwartete Wendung zum Guten eintritt, nun laufe ich davon wie ein Schelm und lasse Sie in Trauer und Haß zurück . . .“

Er schwieg wieder eine Weile; in der Hoffnung, daß Frau Emilie ihm irgend ein tröstliches oder versöhnliches Wort sagen würde, fühlte er sich aber betrogen. Als hätte sie den Aufschrei seines Gewissens, seiner tiefen Reue gar nicht gehört, sagte sie mit geschäftlicher Nüchternheit nach einer langen Pause: „Ich darf also von heute an über die beiden Vorderzimmer verfügen.“

„Jawohl. Ich werde noch im Laufe des Vormittags ineine Sieben-sachen fortzuschaffen suchen. Sobald es irgend möglich ist.“

Die Rätthin machte mit dein Kopfe eine leichte Bewegung der Zustimmung.

„Dann hätten mir uns wohl nichts weiter zu sagen,“ sagte sie in demselben kalten Tone, während sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Hugo trat an sie heran, er richtete ans sie einen innigen, stehenden Blick und wollte ihre Hand ergreifen. Die Rätthin wandte sich ab und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, hinaus. Er sah ihr mit bitterem Lachen nach und nickte. Auf seiner Stirn trat die Zornader scharf hervor, er stampfte leicht auf, riß von der Bibliothek das hängende Moos ab, setzte den Fuß darauf und rief zwischen den Zähnen:

„Wo man sie anfaßt, morsch in allen Miedern!

Man weißt, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen!“

Und indem er die graugrünen Pflanzenflechten mit der Fußspitze von sich schob, sagte er: „Zun, Einpacken ist's noch zu gebrauchen. Das ist das Ende der Herrlichkeit!“

Das Portierkind brachte die Zeitungen.

„Sage Deinem Vater, er solle mir zwei zuverlässige DienstinSnner rufen, und frage ihn, ob er mir beim Einpacken behilflich sein kann. Dann möchte er so bald wie möglich heraufkommen.“

„Schön, Herr Doctor!“

Hugo las die Zeitungen schnell durch. Sie waren ohne Ausnahme sehr günstig und selbst die wenigst freundlichen constatirten den durchschlagenden Erfolg. Wie anders würde das sonst auf ihn gewirkt haben! Aber er war fast stumpf. Er mußte daran denken, seine Sachen zusammenzupacken. Als er Marthas Kranz mit der Schleife ergriff, wurde sein Auge feucht. Er war eben nervös.

Drei Stunden hausten der Portier und die Dienstmänner unter Hugos Weisung in den beiden Zimmern. Die geliehenen Körbe und eisten waren

Hängendes Moos.

199

gefüllt. Es sah wüst und öde in der Wohnung aus. Gegen Mittag war die lästige Arbeit gethan. Hugo ging aus. Er nahm die erste beste Wohnung, die ihn: ungefähr geeignet erschien: etwas größer, etwas theurer und. etwas besser gelegen: in der Taubenstraße. Um ein Uhr verließ er das Haus in der Brüderstraße mit schwerem, schwerem Herzen.

In der neuen Wohnung war es zunächst überaus ungeniüthlich. Die Kisten und Körbe standen unausgepackt in der großen Wohnstube. Hugo dachte mit einem wahren Grauen an die Aufstellung seiner Bücher. In seinem Reisekosfer hatte er das Notwendigste zusammengethan, und schon das Einordnen dieser unentbehrlichsten Gegenstände belästigte ihn auf's Aeußerste. Er fühlte sich zwar wie zerschlagen, aber in diesem freinden, unordentlichen Zimmer, in dem ihn Alles so ungewohnt und lieblos anstarrte, hielt er's nicht aus. Das Wetter mar schön geworden, die Sonne schien, es war zwar ziemlich kühl, aber heiter und hell. Er schlug die Richtung nach dem Thiergarten ein.

Er ging sehr langsam, und wer ihn so sah, bleich, verstört, mit dunklen Ringen um die Augen, mochte ihn für einen Reconvalescenten halten, der mit Anstrengung die Krankenstube, verlassen hat, um sich des sonnigen Lichts zn erfreuen und in der frischen Luft Stärkung zu suchen. Zum Glück begegnete er keinem Bekannten.

Das Bild der kranken verlassenen Martha, das ihn während der letzten Stunden unbarmherzig gepeinigt hatte, zerrann, als er unter den Bäumen des Thiergartens daher schlich. Es war der Weg, den er täglich eingeschlagen hatte, wenn er zu ihr ging: zu Leonie, der unbegreiflichen Geliebten! Und wiederum umfluthete ihn brausend das .Meer stürmischer Empfindungen, gegen das er in der verflossenen Schreckensnacht bis zur Erschöpfung angekämpft hatte. Konnte sie ihn denn wirklich verlassen? Sollte er das wundervolle Weib nie wieder zitternd an seine Brust drücken, den frischen Mund nie wieder küssen? Sollte nie wieder ein sehnsüchtig zärtlicher Blick aus den hellgraublauen irrenden Augen auf ihn fallen, sollte er kein innig herzliches Wort mehr von ihr hören?

Aber freilich, sie hatte ihren Mann mit ihm betrogen — weshalb sollte sie nicht auch ihn mit einem Andern betrügen können? Das Mißtrauen, der verhängnißvolle Fluch der Untreue, die ihn beglückt hatte, hatte völlig Besitz von ihm ergriffen, er war eifersüchtig bis zur Raserei auf Vallini, in den sich Leonie so gut wie viele andere Weiber vergafft haben konnte. . . vergafft hatte.

Womit hatte er es ihr nur angethan? Sie war klug, kritisch; er mar ein eitler thörichter Narr. Sie mußte ihn durchschaut haben. Aber mußte es denn, um wahr, auch verständlich sein? War nicht das Unwahrscheinliche in Liebessachen beinahe die Regel? Wer durfte sich berühmen, die Geheimnisse eines Frauenherzens zu ergründen? Wer konnte die mahnwitzigen Gelüste, die tollen Launen der Weiber verstehen? Liebe, sinnliche und seelische Nord und Sild. I.XI ^ l»z, 14

200 f»aul lindau in Dresden.

Regungen — vielleicht war es wirklich nichts Anderes als etwas Mechanisches? Vielleicht hatte Lucrez Recht, vielleicht waren all die edlen und erhabenen Gefühle, deren Sitz wir in das Herz verlegen, körperliche Ausströmungen, die auf ihrem Wege mit andern sich begegnen, deren Bestandtheile den ihrigen sich anschmiegen oder nicht, die sich anziehen oder abstoßen, die Wohlgefühl oder Widerwillen hervorrufen, Sympathie oder Antipathie, Liebe oder Haß erzeugen? Vielleicht war jenem albernen Menschen das unerkennbare geheimnißvolle Fluidum zu eigen, das gerade auf Leonies Sinne und Seele lähmend, überwältigend einwirkte, das sie willenlos machte? Hatte er selbst doch ihre überlegene Macht gespürt! Sie hatte ihn in Fesseln geschlagen, ohne daß er sich auch nur zu wehren gewagt hätte. Sie hatte die Stimme der Pflicht in ihm verstummen gemacht, hatte sein Herz gegen das bedauernswerthe Opfer seiner Unüberlegtheit verhärtet. Vielleicht hatte nun auch sie ihren Meister gefunden und in grausamer Ironie des Schicksals gerade in diesem unbedeutenden Menschen, der nichts weiter war als ein sogenannter schöner Mann mit einer herrlichen Stimme.

Er dachte an den für ihn so verhängnissvollen Tag, an dem er mit dem festen Entschlusse, mit ihr das freundschaftliche Verhältnis; zu lösen, um an seiner Braut keine geistige Untreue mehr zu begehen, zu ihr gekommen und als ihr Geliebter von ihr geschieden war. Und mit einer wundersamen Kraft der Veranschaulichung traten alle Vorgänge jener Stunde wieder vor seine erregten Sinne. Aber jetzt war nicht er der Mitdetheiligte; er war nur der unsichtbare Zuschauer, der gewaltsam genöthigt wurde, ein ihm widerwärtiges Schauspiel anzusehen.

Wie damals lag Leonie in einem kokett phantastischen Morgenkostüm auf dein Divan. Vallini saß vor ihr und sog begierig den rauschenden Duft ein, der ihren aufgelösten Haaren entströmte. Er hörte ihre Athemzüge und fühlte deren mannen Hauch. Er sah sie an, fragend. Er dachte an nichts mehr als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte, seiue offenen Lippen schlürften den Athem aus ihrem Munde. Sie regte sich nicht. Er schlang die Arme um sie, seine glühenden Lippen berührten die ihrigen, sie erbebte, erblaßte und hauchte ihm küssend die Worte zu: „Geh! geh!“ Und er verstand richtig: „Vleib, bleib!“ Und er umschlang sie fester, und sie lächelte unter seinen Liebkosungen . . .

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe!“ flüsterte sie ihm zu.

Und sie waren glücklich unbefangen, ohne Reue; und dem Liebesrausche folgte die nüchternste Verabredung, wie sie es am besten anfangen könnten, den Mann zu hintergehen und den lästigen Hausfreund, der gar keine Rechte habe und sich alle Rechte anmaße, und der sie jetzt noch obenein mit seiner dummen Eifersucht zu langweilen anfange, abzuthun . . . Hugo krumpfte das Herz zusammen, als er die verächtliche Miene beobachtete, mit der Leonie von ihm sprach, und das alberne Lachen des triumphirenden Lassen hotte.

Hängendes Moos. 20^

Beim Abschiede küßten sie sich noch einmal leidenschaftlich. Vallini hüpfte lächelnd die Stufen hinab und ging leichten Schritts mit dem Ausdruck strahlender Selbstgefälligkeit, den Kopf, auf dem der glänzende neue Cylinderhut etwas schief saß, hochaufgerichtet, der Thiergartenstraße zu. — Hugo war, ohne es zu wissen, gerade an der Ecke der Thiergarten- und Bellevuestraße angelangt, als er von einem auffällig eleganten, nur ein wenig zu extravagant modisch gekleideten Herrn, der den Hut etwas schief trug, in einer ihm widrigen Weise begrüßt wurde. Lächelnd, mit dem Ausdrucke strahlender Selbstgefälligkeit ging Vallini leichten Schritts an ihm vorüber.

Hugo fuhr wie aus dem Traume auf. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte dem Sänger nach, der frohgemuth unter den Bäumchen der Siegesallee seine Schönheit, Eleganz und Berühmtheit vor der erstaunten Menge spazieren führte.

Was war denn nun Wahrheit, was Traum? War es ein visionäres Erschauen der Wirklichkeit gewesen? Und wo hatte diese in das mit dem geistigen Auge Erblickte eingesetzt? Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Zögernd ging er die Victoriastraße hinauf, zögernd trat er in das Haus ein.

Er hörte, wie der Schieber vor dem Guckloch bewegt wurde, aber es verging noch einige Zeit, bevor man ihm öffnete.

„Die gnädige Frau bedauert sehr ... die gestrige Gesellschaft hat die gnädige Frau so angegriffen. Herr Doctor möchten gütig entschuldigen.“ Jean brachte die ihm anbefohlene Lüge mit einiger Unsicherheit hervor; als Hugo ihn prüfend ansah, schlug der Diener, der sich durchschaut wußte, die Augen nieder.

Hugo ging in demselben langsamen Tempo mit schweren, schleppenden Schritten wieder dem Thiergarten zu. Als er sich auf der Straße plötzlich umwandte, sah er, wie Leonie, die hinter dem Blumenaufsatze des Erkers Deckung zu finden geglaubt hatte, ihm nachblickte, aber wie eine tauchende Ente den Kopf sogleich duckte, als sie seine Bewegung wahrnahm. Zu spät! Hugo hatte sie sehr deutlich gesehen, sah sie jetzt noch hinter den Blumen: sie trug eine neue, ihm unbekannt, anscheinend sehr kokette, hellblaue Morgen-toilette, das aufgelöste, prachtvolle schwarze Haar umwallte ihr weißes Gesicht. An der Ecke nahm er eine Droschke. Er fühlte sich so matt, daß er sich nicht mehr zutraute, den kleinen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Er gab der gemüthlichen Frau Ännemann, seiner neuen Wirthin, die ihn gutmüthig fragte, ob sie dem Herrn Doctor irgendwie behilflich sein könne, kaum eine Antwort. Er blickte sich in dem ungemüthlichen Zimmer gar nicht weiter um, streckte sich völlig bekleidet, mit Ueberzieher und Handschuhen, auf die bequeme Chaiselongue und verfiel nach wenigen Augenblicken in einen bleiern schweren Schlaf.

Eduard Grützner.

von

Z. Mnirsch.

— Breslau. —

>i den Lebens- und Bildungsgang unseres volksthümlichsten und liebenswürdigsten Humoristen der Palette hat das Schicksal selbst mit sichtlichem Humor vorbildlich eingegriffen. Als Knabe für den entsagungsvollen Beruf eines Priesters der katholischen Kirche bestimmt, wußte er als Mann wie kaum ein Zweiter den behaglichen Lebensgenuß, die Freude an den Gaben dieser Welt, und als Virtuosen dieses Genusses mit Vorliebe den der Welt am meisten abgewandten Theil der Klerisei darzustellen. Und in der Werkstätte des Meisters der großen Historienmalerei in der künstlerischen Verklärung der Haupt- und Staatsactionen der grauen Vergangenheit geschult, ward die Darstellung der lebendigen Gegenwart seines eigenen Volkes, ja nur engbegrenzter, am geschichtlichen Leben nur mittelbar theilnehmender Kreise das Feld, auf dem er von Erfolg zu Erfolg schreiten, der Liebling und der Trost derer werden sollte, die beim herrschenden Pessimismus, bei der Phantasielosigkeit des jüngeren Geschlechts an der Trösterkraft der Kunst irre werden wollten.

Der äußere Hergang war in Kürze folgender. Eduard Grützner ward am 26. Mai 1846 zu Groß-Karlowitz bei Neisse in Schlesien als siebentes Kind eines Bauern geboren. Wie es in kinderreichen Familien in katholischen Ländern nicht ungewöhnlich ist, sollte der aufgeweckte Knabe Geistlicher werden und ward zunächst auf das Gymnasium nach Neisse gebracht. So ward dein dereinstigen Künstler von Anfang an ein doppelter Segen mit auf den Weg gegeben. Einmal die bäuerliche Herkunft, die unverbrauchte frische Kraft. Hat uns doch der Stand der Bauern und Kleinbürger von

Eduard Giütznér, 203

jeher mit unsere tiefsten, schöpferisch reichsten und ursprünglichsten Geister geschenkt. Es sei von lebenden Künstlern nur an Defregger, an Menzel, an Lenbach erinnert. Zum anderen aber konnte die formale klassische Bildung, mochte sie von dem in einer ganz anderen, einer vielgestaltigen Welt sinnlich anschaulicher Formen lebenden Jüngling, in dem das Künstlerblut frühe sich regte, auch mit Widerstreben aufgenommen werden, doch nur wohlthätig disciplinierend auf den beweglichen Geist wirken, selbst wenn sie keinen organischen Abschluß fand. Allerdings war die Aussicht auf die Künstlerlaufbahn damit noch nicht frei gegeben. Laut genug mußte die innere Stimme sprechen, um in den der Entscheidung vorhergehenden Kämpfen durchzudringen. Der Name des trefflichen Beschützers, der, wie einst bei der Wahl des Priestertlichen Berufs, so jetzt bei der nicht minder folgeschweren, im Ausgang unsicheren Wahl des Künstlerthums ausschlaggebend und fördernd eingriff, verdient auch in den Kunstannalen seine bleibende Stelle. Der Pfarrer Fischer war es, der, um dem Himmel eine Seele zu retten, ihm einen Priesterkandidaten raubte — noch hatte der Culturkampf mit seiner Schürfung der Gegensätze nicht verwirrend eingegriffen und den freien unbefangenen Blick für die nothwendige Verschiedenartigkeit der Aufgaben und Ziele des menschlichen Lebens getrübt. Dieser treue Gönner wußte einen in München lebenden Landsmann, den Architekten Hirschberg, zur Antheilnahme am dem Schicksal des aufkeimenden jungen Talentés zu vermögen, und durch dessen Vermittelung ward Grütznér im Jahre 1864 dem auf der Höhe des Ruhmes stehenden Meister Piloty zugeführt, in dessen Atelier er jedoch erst nach zwei Jahren aufgenommen werden konnte, nachdem er die unerläßlichen Vorstufen der Akademie mit der Leichtigkeit glücklicher Begabung zurückgelegt hatte. Es war ein überaus günstiger Augenblick, als der junge Schlesier nach München kam, wo sich, von Piloty inauguriert, die zweite Blüthe der Malerei vorbereitete. Man mag den Werken dieses Meisters noch so skeptisch gegenüberstehen — und das Urtheil über sie hat sich fast zur Einstimmigkeit geklärt — man darf zugeben, daß nicht sie den Höhenpunkt bezeichnen, der Ruhm bleibt Piloty doch ungeschmälert, daß in seinem Atelier die Künstler herangebildet wurden, die in erster Reihe genannt werden, wenn die Bedeutung Münchens für die vaterländische Kunst vor Augen geführt werden soll. Lenbach, Defregger und Mathias Schmid, Makart und Gabriel Max, Knrzbauer, Naupp, Nopfner und Leibl haben dort unter Pilotys Augen und im fruchtbaren Wechselverkehr den Grund zur Meisterschaft gelegt. Piloty hatte die für den Lehrer unschätzbare Gabe, die Eigenart der Schüler zu erkennen und in die rechte künstlerische Bahn zu lenken, mochte sie von der seinigen noch so weit abführen. Dies aber war gerade bei den hervorragendsten Talenten, die seiner Leitung anvertraut waren, der Fall. Piloty selbst bewegte sich ausschließlich auf dem Gebiete der Geschichte, die er mit äußerlichem Pathos auffaßte und mit einem unverhältnißmäßig großen Apparat von Nebendingen, costümlichem, architektonischem und anderem Beiwerk in Szene setzte. Wenn

Z. Zanitsch in Breslau.

er dabei auf die glänzende Wiedergabe des Stofflichen einen größeren Nachdruck legte als auf die geistige Vertiefung der Charaktere, so ward dies seiner eigenen Kunst verhängnißvoll, aber es sollte sich andererseits als schulbildend in hohem Maße erweisen. Mit feiner Ironie hat hier der Genius der Kunst gewaltet. Was übertragbar war, hat Pilotu seinen Schülern getreulich mitgeteilt, im übrigen ging Jeder seine eigenen Wege. Diese aber führten meist gerade in entgegengesetzter Richtung zu der des Meisters; nur in wenigen der von ihm in die große Kunst eingeweihten Schüler wirkten seine Anregungen auch in Betreff der Wahl der Stoffe weiter, wie in Mar Adamo und den Ungarn Liezen-Mayer, Alexander Wagner und Benczur. Diese Ausläufer der Pilotufschule blieben aber mehr abseits von der Entwicklung unserer nationalen Kunst. Zu Pilotys Lehrmethode gehörte unumgänglich das Malen eines der geschichtlichen Vergangenheit entnommenen, womöglich tragischen Herganges, hierbei konnte der Schüler seine Fähigkeiten, der Lehrer seine Methode und künstlerischen Grundsätze entfalten. Wie vortrefflich diese Schulung im großen Stil wirkte, trat auch bei denen zu Tage, die alsbald nach dem Verlassen des Meisterateliers der Weltgeschichte den Rücken zuekehrten. Aber sie wirkte eben nur äußerlich. Sie hat jedenfalls die Sicherheit und Klarheit der malerischen Anordnung gefördert und die Künstler vor den Umwegen des die Stilgesetze verleugnenden Naturalismus bewahrt. Das Gesamtergebnis fiel aber doch anders aus, als der Meister vielleicht erwartet hatte. Gerade aus seinem Atelier sollten die großen Volksmaler hervorgehen, welche nicht den Schätzen der Vergangenheit nachgruben, zur tiefen Wirkung ihrer Bilder nicht historischer Costüme und erborgten Flittertandes bedurften, sondern fest in der Gegenwart wurzelten, statt großer Staatsactionen das lebendige Treiben des Volkes selbst schilderten, das weit ab von dem glänzenden Kreis der Fürsten, Feldherrn und Staatslenker am reinsten und kräftigsten sich abspielt. Es wäre schwer zu bestimmen, was am meisten zu dieser Wendung beigetragen. Zum Theil mochte es der durch die Uebertreibung einer künstlerischen Manier ganz natürlich sich erhebende Gegensatz sein; mehr noch eine positive Seite des Pilotyschen Einflusses, indem der Nachdruck, den er auf die sorgfältige Beachtung und realistisch treue Wiedergabe der äußeren Erscheinung genau bestimmter Epochen legte, die Aufmerksamkeit auch auf den noch nicht der internationalen Ausgleichung anheimgefallenen Rest unberührten Volksthums hinlenkte. Allerdings zunächst inehr auf das unmittelbar in die Augen fallende Aeußere, in dem sich so viel malerisch verwerthbare Eigenart erhalten hatte. Für den selbständig und tiefer empfindenden Künstler war dies genug; seinein Spürsinn blieb es anheimgestellt, durch die äußere Schale auf den inneren Kern durchzudringen und den ihn mehr oder weniger sympathisch berührenden Lebensregungen zu lauschen. Daß es sich dabei nicht um eine gänzlich neu und unvorbereitet auftretende Richtung, sondern um die Kräftigung und Organisation einer lange vorhandenen Unterströmung handelte, zeigt gerade das Beispiel des größten dieser Volksmaler, Defreggers, dessen künstlerische Richtung

bei seinem Eintritt in Pilatus Schule bereits feststand. Die Anregung aber, die von einer so kräftigen, klar ausgeprägten Eigenart ausgeht, ist nicht hoch genug zu schätzen, wenn sie auch unmöglich in alle ihre feineren Verästelungen sich verfolgen läßt.

Der junge Grützner konnte diese reichen künstlerischen Eindrücke in aller Ruhe auf sich einwirken lassen; die nächste Sorge war, den Aufgaben, welche die Schule an ihn stellte, gerecht zu werden. Dank der Unterstützung Hirschbergs, der ihm die Mittel zum Unterhalt vorstreckte, konnte er den Studien ohne Unterbrechung obliegen und abwarten, bis der Genius sich regte. Die ersten, ihm von außen gestellten Aufgaben lassen von diesem noch nichts ahnen. Für Hirschbergs Haus malte er ein decoratives Deckenbild mit den sieben freien Künsten, im Atelier aber — doch hier möge sein eigener Bericht folgen, der das Erwachen des Genius und das Verhältnis zwischen Schüler und Meister am besten schildert: „Wie jeder Schüler Pilotns sollte auch ich ein Historienbild (ein ‚Unglück‘, wie wir es scherzhaft nannten) malen. Von den vielen Entwürfen, die ich damals machte, wählte Pilotn die Geißelung Heinrichs II. von England am Sarkophage Thomas BecketS. Der halb entblößte König, umgeben von Geistlichen, die brennende Kerzen halten, hinten mißvergnügte Höflinge, das Ganze in düsterem romanischen Gewölbe, hätte wohl ein echtes Pilotnschulbild abgegeben, wenn nicht ich, je weiter ich damit kam, ebenso mißvergnügt geworden wäre über einen König, der sich von Geistlichen prügeln läßt, wie die Höflinge. Nun mußte Pilotn seines Magenleidens halber auf mehrere Wochen nach Karlsbad. Als er zurückkam, stand zu seiner größten Ueberraschung ein fertiges Bild auf der Staffelei!“ — das erste Klosterbild — „Heinrich II. aber lehnte verkehrt im Hintergrund an der Wand. Piloty drückte mir in herzlichster Weise die Hand und sagte: ‚Bmvo, Sie haben Recht! malen Sie nun, was Sie wollen!‘“ Dieses Bild behandelte das später in den Jahren der Meisterschaft mehrfach wieder aufgenommene Motiv, wie der Pater Kellermeister, den Krug in der Hand, selig neben dem Weinfaß eingeschlummert, vom Prior und einem fanatischen, verrätherischer Mitbruder überrascht wird. Wie Pilotys scharfer Blick sofort erkannte, hatte Grützner sich selbst gefunden. Bald folgte eine zweite Darstellung ans dem Klosterleben: ein Mönch mit verbundenem Kopf, ein Licht und die Sandalen in der einen, einen Krug in der anderen Hand, vorsichtig die Kellertreppe herabschleichend, um sich ein Betäubungsmittel gegen sein Leiden zu holen. Dann aber ein Falstaff mit Dortchen auf dem Schöße. Damit war sein künstlerischer Charakter festgestellt. Dem hier entdeckten Stoffgebiete blieb er in der Folge treu-, er erweiterte es gelegentlich durch Aufnahme des an Originalen nicht minder reichen Standes der Jägersleute, auch durch Zusammenstellung der Mönche nüt den Letzteren — bezeichnender Weise auf dem neutralen Gebiete, wo der nationale Grundzug des Durstes die innere Zusammengehörigkeit am klarsten bethätigt; der Durst und das damit in Verbindung stehende Wirthsbcsleben sührte ihn auch noch zu weiteren Seitensprüngen; aber immer

206 I- Ianitsch i» Vreslau.

wieder kehrte er zur alten Liebe zurück, und was er auch darstellen mochte, es ward durchtränkt von jenem köstlichen grundgermanischen Geisteshauch des Humors.

Wir thun uns viel zu Gute auf diese rationale Mitgift, und mit Recht. Doch giebt es wenig Worte, mit denen größerer Mißbrauch getrieben wird, die mehr der Mißdeutung und der Verwechslung ausgesetzt sind, als der Humor. Die Art des Humors, die in Grütznerns besten Werken zur Vollendung gekommen, war unserer bildenden Kunst lange entfremdet gewesen. Das Mittelalter kannte ihn wohl: an dem Chorgestühl, den Pfeilern- und Säulencapitälen, Friesen und Wasserspeiern der gothischen Kathedralen trieb er gerne sein ausgelassenes Wesen. In der Zeit innerer und äußerer Roth nahm er eine tendenziöse, moralisirende Färbung an. Der Humanismus und gar die Reformation übten ihn am liebsten in der Form der Satire. Holbein der Jüngere erweist sich auch hierin als einer der Größten, wie seine Illustrationen zum Lob der Narrheit und seine Tobtentanzbilder darthun. Als das geistige Leben infolge der theologischen Kämpfe und vollends der endlosen Kriege mehr und mehr verknöcherte, entartete auch der Humor, der fast nur noch in der Übertreibung der lächerlichen oder thörichten Züge, in der Form derber Satire einen Ausfluß fand. Er flüchtete ganz zu dem freien Volk der Niederländer, wo ihn ein Franz Hals, ein Vrouwer, Jan Steen und Andere zu glänzender Wirkung brachten. Im alten Deutschland fand er erst auf dem Umweg der Dichtung auch in der bildenden Kunst wieder Eingang. Aber wie klein spießbürgerlich tritt er noch bei Chodowiecki auf! Daß er alsbald ein wesentliches Element der Romantik bildete, ward maßgebend für seine Aufnahme in der von jener innerlichst beeinflussten Malerei. Ein Schwind und Nichter vor Allen» (von Schrödter, Kaulbach und den 6Ü8 iniuni-uin gentium zn schweigen) zeigen ihn in seiner schönsten und, reinsten Gestaltung als den anschaulich ausgebildeten Gegensatz zwischen dem wirklichen Leben und der Welt der Dichtung und der Ideale: im schönsten Sinne sentimental. Der Umschwung, der mit dem Erwachen des politischen Lebens der Nation eintrat, brachte auch hier eine tiefgehende Wandlung. Nicht länger war die künstlerische Phantasie genöthigt, das Ziel der Sehnsucht im Reiche der Träume zu suchen; wie die Nation in harter politischer Zucht lernte, mit gegebenen Thatsachen zu rechnen, so gewöhnte sich auch das Künstlerauge daran, die Wirklichkeit muthig zu betrachten und auf die künstlerische Verwerthbarkeit hin zu prüfen, lind in der kräftigeren Luft des modernen Lebens gedieh alsbald jener objective Humor, der, mit innerer Freiheit über der Sache stehend, die künstlerische Darstellung des Widerstreites der concreten Erscheinung und des absoluten sittlichen oder ästhetischen Ideals zur Aufgabe hat. In seiner reineren Form, wie er schon bei Defregger auftrat, ist er tendenzlos. Aber seine Grenzen sind schwankend; ein geringes Maß von Tendenz, die nahe liegende Versuchung, den zu Grunde liegenden Widerstreit stärker zu betonen, rückt sie hinaus nach der Seite der Satire

und Caricatur, wohin beispielsweise der Humor Adolf Menzels gerne neigt. Die Verwerthung dieser Fehler und Mängel als bemußt künstlerisches Motiv ist die letzte Steigerung, die in den grotesk-komischen Darstellungen eines Busch und Oberländer zu virtuoser Ausbildung gekommen ist.

Grützners Humor hält sich von den angedeuteten Extremen fern. Er carikirt nicht, er wird nicht bitter, tadelt und moralisirt nicht, vermeidet im Ganzen jede Tendenz. Grützner zeigt seine Lieblingsgestalten nur gerne in Situationen, die einen leichten Conflict mit der strengeren Auffassung ihres öffentlichen Charakters, Amtes oder der Ethik überhaupt bilden. So wenn seine Mönche anstatt in der Uebung der Entsagung im behaglichen Genuß der irdischen Güter, der Speise und des Trankes, zumal des letzteren geschildert werden; wenn er sie belauscht, wie die Lectüre eines pikanten Klassikers ein feines Schmunzeln auf den würdigen Gesichtern hervorlockt, oder wenn er die Attentate jovialer Jägersleute auf die Leichtgläubigkeit oder auch nur Gutmüthigkeit der Zuhörer malt. Er deutet jedoch den Conflict nur an, so daß er dem Beschauer kaum als solcher bewußt wird. Darum giebt er seine Lieblinge nicht den: Gelächter oder gar dein Hohne preis. Wir verlieren niemals ein gewisses Wohlwollen mit den gottseligen Trinkern, den Nimroden, die einen Münchhausen übertrumpfen. Wir lächeln, ohne uns zu ereifern; ja, dem Maler gelingt es wohl, eine solche Stimmung zu erzeugen, daß wir uns im Geist als behagliche Mitgcnießende fühlen. So begleiten wir mit unserem Beifall unbewußt den Sieg der durch die Askese vergeblich zurückgedrängten Natur. Da aber dieser Sieg nie in wüsten Genuß ausartet, und da auch die faustdicken Lügen der Jäger Niemand täuschen, außer etwa die Dummheit, und im Grund ein harmloser Ausfluß der Leidenschaft des Jagens sind, dem sich die fingirten Zuhörer selbst mit einem gewissen ästhetischen Genuß hingeben — so verliert auch der Beschauer nicht die wohlwollende Theilnahme, es regt sich keine sittliche Opposition, und in die Freude an der gelungenen künstlerischen Darstellung mischt sich ein sympathisches Lächeln.

Naturgemäß inachte auch diese Eigenart, so klar und entschieden sie bei ihren ersten Aeüßerungen sich kundgab, eine Entwicklung durch. Wenn der Doctrinärismus sich eine solche derart a priori construirt, daß das Streben nach humoristischer Wirkung zur Anwendung immer stärkerer drastischer Mittel führe, so wird er hier durch die Thatsachen widerlegt. In welcher Weise die Klärung vor sich ging, mögen ivenige Beispiele erläutern, vor allem die Vergleichnung der wiederholten Bearbeitung jenes ersten Klostermotivs mit der ursprünglichen Fassung. Auf dem Jugendbild liegt der schlafende Kellermeister recht als das abschreckende Bild der Völlerei, mit plumpen Zügen, aufgeschwemmt wie eine Tonne, in der Hand einen Maßkrug(!) neben dein Weinfaß; der Verräther trägt jugendliche Züge, der Prior, dessen Leibesbeschaffenheit keinen großen Unterschied von derjenigen des überraschten Sünders zeigt, läßt mit keinem Zng des strengen Antlitzes etwas Anderes als den zornigen

D> Ianitsch in Breslau.

Richter ahnen. Das einzig versöhnende Element liegt in der Komik der Situation. Nur wenig Jahre trennen diese und die nächste Bearbeitung, aber sie genügte, um die letzten Anklänge an Mainsches Pathos zu tilgen. Nun sind die gutmüthigen Züge des Schlafenden von einem seligen Lächeln verklärt, an dem jeder Versuch einer tragischen Wendung scheitern würde; und seine Hand hält lose ein der Lage angemessenes Weinglas. An dem fanatischen Verräther verletzt nicht mehr eine zu jugendliche Bildung, seine Züge tragen den Stempel der Lebenszeit, welche die Schwächen des Temperaments und das Mitleid eher überwunden haben mag. Mit dein gleichen feineren Sinn ist der Angelpunkt der Situation, die Auffassung des Priors, geändert. Die Mienen des schlafenden Bruders und seines Oberen stehen in lebendiger Wechselbeziehung: vor dieser schlummernden Seligkeit hält auch die Amtsstrenge des Priors nicht Stand, und um die Mundwinkel zuckt ein verrätherisches Lächeln.

Es soll nicht behauptet werden, daß nicht auch in der Zeit der ersten Meisterschaft hin und wieder ein Zuviel, gelegentlich ein an's Carikirte streifender Zug sich einmischte, wenn die Situation und die übergroße Fülle von verschieden zu charakterisirenden Gestalten die Versuchung zu nahe legten, wie etwa bei dem berühmten „Gebetläuten im Klosterbraustübchen“, einem sonst köstlichen Bild. Da sitzen am einen Tisch die Honoratioren, Jägersleute und verwandte Geister am anderen, am Tischchen in der Fensternische ein feister Mönch; noch in der Dämmerung des Hintergrundes tauchen vereinzelte Gestalten von Gästen auf. Mitten in das behagliche Pocoliren hinein ertönt das Läuten der Gebetglocke — ein überaus fruchtbarer Moment für den Psychologen und Charakterzeichner, der ganz ergötzlich das Verhalten jedes Einzelnen bei dieser Prüfung der Herzen und Nieren zu schildern weiß: aufrichtige Frömmigkeit hier, gewohnheitsmäßige dort, Heuchelei, Gleichgiltigkeit, Verlegenheit — mitten darin aber die aufdringliche, geschäftsmäßige Devotion des aufwartenden Bruders, die beinahe des Guten zuviel thut. Daneben stehen Bilder, die in ihrer knappen, klaren Fassung geradezu mustergiltig sind, wie etwa „Die schwere Wahl“, wo die hübsche Kellnerin vor die Entscheidung gestellt ist, von welchem der beiden gleich hübschen Forst-eleven sie ein Sträußchen annehmen soll, oder „Die unfehlbare Niederlage“, ein Bild, dem Mancher wohl den Preis zuerkennen möchte. Auch hier spielt der Vorgang in einem traulichen Klosterstübchen. Ein bebäbiger Pater hat sich mit dem nachbarlichen Gutsherrn in ein Spielchen Tarock eingelassen. Ihm zur Seite sitzt der mit der Tafel und Kreide bewaffnete Schulmeister, der mit weisem Rath die Karte des am Glück verzweifelnden Paters mustert. Ein dienender Bruder, der einen zum Füllen bestimmten Krug auf dem Rücken hält, steht hinter Beiden und neigt sich herüber, um beiläufig auch einen Blick in das lockende Geheimnis; des Kartenspielens zu thun. Dieser geschlossenen Phalanx gegenüber sitzt der waidmännisch gekleidete Gegner mit einem unnachahmlich überlegenen Lächeln, das den Vorgennuß des nahen

Sieges verkündet. Behaglich bläst er den Rauch der Cigarre von sich, während die Linke lässig mit den auf dem Tisch liegenden Karten der gemachten Stiche spielt, und die Rechte mit dem eigenen Spiel Karten an der Seite herabhängt. Die beiden Spielergestalten sind von geradezu vollendeter Charakteristik. In jene Jahre fällt auch das Werk, das wohl am meisten zur Verbreitung seines Namens beigetragen hat, das „Jägerlatein“, eine jener Schöpfungen, die ihren Ursprung ganz besonders begnadeten Augenblicken verdanken, die bekannte Ecene, wo ein Jägersmann beim Glase Vier dem Pfarrherrn im Beisein des Wirthspaares, des Forsters und der Kellnerin seine erstaunlichen Abenteuer erzählt. Die Hauptgestalt gehört zu jenen Typen, die sich der Phantasie unvergeßlich einprägen. Diese herausfordernde Pose, das siegesfrohe Lächeln, der unruhig flackernde Blick — wir fehen es der Gestalt an, es sind die haarsträubendsten Lügen, die hier aufgetischt werden. Ist doch auch recht zur Bekräftigung dieser Meinung über dem Helden die Darstellung der wahren Begebenheit angebracht, wie Münchenhausen auf einer Kanonenkugel durch die Luft fährt. Und trotzdem ist auch der Beschauer soweit von aller sittlichen Entrüstung, wie die Zuhörer auf dem Bild, wie der würdige Pfarrherr und die Wirthin, die mit theilnehmendem Lächeln zuhören, der Wirth, der schon in erschütterndes Lachen ausbricht, oder der Förster, der schmunzelnd mit fachmännischem Interesse die Phantasiesprünge verfolgt.

Es ist begreiflich, daß den Meister der Charakteristik zu Zeiten auch die Bühnenwelt, das Treiben hinter den Coulissen, angezogen hat, nicht minder begreiflich jedoch, daß die Welt des schönen Scheins, des künstlerischen Pathos mit ihren Pilotu'schen Reminiscenzen ihn nicht lange hat fesseln können. Doch hat diese Abschweifung in den siebziger Jahren unter anderen das an feiner Charakteristik überaus reiche Bild der Mannheimer Galerie „Schauspieler vor der Vorstellung“ zur Frucht gehabt, das die nach dieser Seite gerichtete Liebesmühe als eine nicht verlorene erkennen läßt. Der Maler versetzt uns in die Garderobe, wo die letzten Vorbereitungen zur Aufführung Heinrichs IV. getroffen werden. Links wird gerade die gewichtige Gestalt Falstaffs zurecht geschnürt. Andere üben ihre Toilettenkünste, rechts sehen wir den Theaterfriseur bei der Arbeit; und in der Mitte erkennen wir Haase's feine, geistvolle Züge, wie er, das Textbuch in der Hand, dem Darsteller des ausgelassenen Prinzen die letzten Feinheiten der Rolle demonstriert. Das Bild ruft den Eindruck vielbewegten Lebens hervor, es zeugt von einer sicheren Beherrschung der Massen, aber bei längerer Betrachtung macht sich der Mangel eines geistigen Mittelpunktes geltend, zu dem die schöngegliederten Gruppen in Beziehung ständen.

Das Theater und die Schenke gaben gemeinsam die Ueberleitung zu den Mephisto- und Teufelsbildern und sonstigem Spuck, der den Künstler zu Zeiten von den geliebten Mönchen abzog. Einen glaubhaften Teufel darzustellen, ist noch keinen: Maler gelungen, und so bilden auch die Trinkscenau

2^0 I. Janitsch in Vieslau,
der bekannten Bilder „Ter schlesische Zecher und der Teufel“ und „Auerbachs Keller“ den gelungenen Theil. Die zunächst zu heiterem Spiel unternommene Beschäftigung mit den dämonischen Figuren lockte weiter zum Versuch der Darstellung tragischen Conflictes. Nur die Oberflächlichkeit mag mit dem leicht verschleierte[n] Zwiespalt in der Menschenbrust ewig nur scherzen, den ernsteren Charakter muß es dazu drängen, auch den Kampf der unversöhnlichen (Gegensätze, die Nachtseiten der menschlichen Natur zu schildern. Nun hatte schon das erwähnte Jugendbild einen Anlauf in dieser Richtung genommen, die spätere Fassung des Zeloten in der Kutte, die Studie zum Mephisto zeigen ein Weiterführen des aufgenommenen Gedankens. Da ist es besonders anziehend, wahrzunehmen, wie der Versuch, einen tragischen Knoten zu schürzen, endlich klare künstlerische Form angenommen hat. Das im Besitz des Herzogs von Altenbnrg befindliche Bild „Die Versuchung“ ist — vielleicht, weil es den echten Grütznern so wenig ähnelt — weniger bekannt geworden, und doch ist es eins der besten Historienbilder der letzten Jahre, das die in ihrer Art vortreffliche Lösung eines uralten, interessanten, niemals zu erschöpfenden Vorwurfs der bildenden Kunst bietet. Wir erblicken einen in eine Kutte gehüllten Einsiedler in ärmlicher Klausur; die Umgebung spricht von Kasteiung und Entbehren; ein Buch liegt aufgeschlagen vor dem Knieenden, dessen Hände einen Todtenschädel umklammern — so hat ihn der unbewachte Augenblick überrascht, da die überreizte Phantasie, von den Gebeten und Meditationen abschweifend, ihm die Erinnerung an die Genüsse dieser Welt vorzauberte, deren Lockung er einst in diese Abgeschiedenheit entflohen war. Und die heimlichen Herzenswünsche haben sinnliche Gestalt angenommen: ein üppiges Weib ist vor ihm aufgetaucht, das in der hochgehobenen Linken einen Pokal schwingend, mit der andern Hand dem Tränmer ein mit Wein gefülltes, zierliches Glas vorhält. Wir fühlen es, jetzt erst ist der Wendepunkt im Leben des Büssers gekommen. Werden die Opfer umsonst gebracht sein, wird er diesem Lächeln widerstehen? Die Charakteristik des Helden läßt dein Zweifel Spielraum; eine heroische Bildung, die ihn von vornherein zum Sieger gestempelt hätte, würde vielleicht das Interesse gemindert haben.

Wenn Grütznern gelegentlich noch mehrfach ernstere Töne anschlug, so hielt er sich doch mehr im Rahmen ruhiger Situationsfchilderung, wie etwa auf den Szenen aus der „Brantweinfchenke“ auf dem Bild dieses Namens und dem entsprechenden Theil des Triptychons „Wein, Bier und Schnaps“, in denen andererseits wieder soviel lebenswürdiger Humor waltet, daß dem Ernst die tendenziöse Spitze abgebrochen wird, und der Eindruck der feinen Charakterbeobachtung und -Darstellung ein überwiegend ästhetischer bleibt. Alle diese Bilder gehen aber gleichwie zur Erholung und Ausspannung nebenher: das Hauptthema seines Schaffens blieb das Leben und Treiben der Mönche. Mochte ihn das Herz auch noch so stark nach anderer Seite ziehen, das Publikum, dem ein Grütznern, auf dem nicht mindestens eine

Eduard Griitzner,

Kutte zu sehen war, nicht für voll erschien, zwang ihn zu den Klosterbildern zurück und ließ ihn stets auf neue Motive und Varianten sinnen. So legt sich der Fluch des Spezialistenthums auch auf die Kunst und fesselt den Genius, der sich zu höheren! Flug aufschwingen möchte. Und wie viel Künstler, die einmal die berauschte Musik des allgemeinen Beifalls in vollen Zügen genossen, haben es denn über sich vermocht, dem süßen Gift freiwillig zu entsagen und, der tief innersten Stimme folgend, neue Wege zu ungewohnten Zielen einzuschlagen? Indessen muß beim Ueberblicken dieser überaus zahlreichen Szenen aus dem Klosterleben zugestanden werden, daß der Stoff einer Erfindungsgabe wie derjenigen Grütznerns unerschöpflich zu sein scheint. Er weiß dem scheinbar monotonen Thema immer wieder neue, anziehendere Wendungen zu geben, und bewährt auch darin seine seine Künstlernatur, daß er, weit entfernt, der Versuchung nachzugeben, durch Betonen komischer Züge derbere Wirkungen zu erzielen, neben den einmal gewohnten und stets wieder verlangten Szenen eine Gattung von Conversationsstücken herausbildete, deren Hauptreiz gerade in? wohlwogenen Maßhalten, in der Zusammenstellung prägnant ausgearbeiteter Charakterköpfe besteht, die durch ein geistiges Medium, sei es die Rede oder die Musik, zu einander in Beziehung gebracht sind. Weniger geeignet, die Popularität des Künstlers zu erhöhen, üben sie durch ihre intime Haltung, die feinere geistige Stimmung, von der sie beherrscht sind, auf den Kenner einen um so größeren Neiz aus. Dahin gehört das im Besitz des Herrn Consuls Meyer in Hamburg befindliche liebenswürdige Bild „Siesta im Kloster“ mit dem kleinen Orchester, das nach aufgehobener Tafel dem Abt einen Ohrenschaus darbringt. Das Motiv ward später in dem ebenfalls nach Haniburg (in die Sammlung Uhlemann) gekommenen Bild mit reicherer Durchführung zu der Scene erweitert, wie ein Chor und Streichquartett von Mönchen „Zu Ehren seiner Eminenz“ sich hören läßt. Dahin gehören die Darstellungen, welche die Gottesmänner beim Glas Wein, etwa verbunden mit der Lectüre, zuweilen von Klassiken! zweifelhafter Heiligkeit, zeigen, wie das Bild „Ein pikanter Klassiker“ in der Leipziger Galerie, oder das friedliche anheimelnde Stillleben „Klosterfriede“ der Neuen Pinakothek; vor allem aber das in seinem feinen Humor so gewinnend vornehm gehaltene Bild „Ein willkommener Gast“ (in der Sammlung Schröder in Wiesbaden), das eine originelle Einführung des Falstasftypus in die Versammlung der Mönche mit den schönen Charakterköpfen enthält.

Grütznern führt die Unterscheidung zwischen den braunen und den weißen Kütten im Typus, im Charakter und in der Beschäftigung streng durch. Erster« sind durchgängig gröber in der Wolle; der materielle Genuß, die Hantirung in Küche und Keller stehen bei ihnen obenan. Sie sind die Biertrinker; meist etwas derbe, aber gutmüthige Gesellen, in denen es sich behaglich leben läßt. Dagegen sinden sich die feineren, mitunter geistvollen Charakterköpfe unter den vornehmeren Weißröcken. Mögen sie beim

21.2

I. Zanitsch in Breslau.

Wein oder der Lectüre, bei Musik oder bei behaglichen: Kr nienr«
versaininelt sein, oder am „Rasirtag" unter dein Messer des alten Barbiers
bluten — selbst unter dein Seifenschäum verlieren sie wenig von der
sicheren Würde.

Neben allen diesen Darstellungen nehmen die Falstaffbilder eine besondere Stelle ein. Es mag vielleicht auf Rechnung der von Pilotu ausgehenden Anregungen kommen, daß der junge Grützner überhaupt an die Verkörperung dichterischer Gestalten dachte, aber die Wahl des Stoffes und die Art der Auffassung zeigen klar, daß es sich dabei weder um ein Zugeständniß an Pilatus Richtung, noch um einen Rückfall in die alte Romantik handelt. Der Gegenstand ist zwar dein Dichter entnommen, und das Costüm gehört entlegenen Zeiten an; aber der Dichter selbst hat diese Gestalten dem Leben abgelauscht und mit solchem Wirklichkeitsgefühl ausgestattet, daß der nachschaffende Künstler wiederum nur in's volle Leben zu greifen brauchte, um der Absicht des Vorbildes sich zu nähern. Das Costüm aber ist darum belanglos, weil die Charaktere selbst so zeitlos, allgemein menschlich giltig sind, daß sie von der zufälligen Tracht unabhängig erscheinen. Es war keine leichte Aufgabe, den wüsten dicken Schlemmer, grundsatzlosen Spötter, würdelosen Renommisten, zugleich aber witzigen und jovialen alten Junker nicht nur künstlerisch erträglich, sondern auch fast liebenswürdig und zumal glaubhaft darzustellen, wie es dem Künstler doch vor Allem auf den bekannten Kohlezeichnungen des Schleichen Museums zu Breslau gelungen ist. Es braucht nur aus die Darstellung hingewiesen zu werden, wo der dicke Ritter mit gnädigem Lächeln, den verschmitzten Knirps von Pagen hinter sich, auf das Wirthshaus zuschreitet, dessen Wirth ihn mit devotem Gruß an der Thüre bemillkommt, während die Wirthin und sein Dortchen ihm aus dem Erkerfenster lächelnd nachblicken. Wir haben hier einen der seltenen Fälle, wo sich die malerische Verkörperung mit der allgemeinen Vorstellung von der dichterischen Figur wirklich deckt, und kein Rest unbefriedigter Ansprüche übrig bleibt. Zur Erklärung genügt nicht der Hinweis ans den angeborenen feinen Sinn für das Humoristische und für das künstlerische Maßhalten. Hierbei macht sich vielmehr noch der allen jenen, aus Pilotys Schule hervorgegangenen Volksmalern gemeinsame nationale Grundzug geltend: auch Grützner steht hier wie überall fest auf dein Boden deutschen Volksthums. Dieser Falstaff, diefer Bardolph sammt seinen Spießgesellen, Dortchen und Frau Fluth und die ganze fröhliche Bande sind im Herzen so gut deutsch, wie alle die Mönche, Jäger und sonstige Zecher. Dadurch wird die Wirkung nicht wenig bedingt; denn nur so konnte der Künstler ganz wahr sein. Und so erklärt sich auch die eigenartige Erscheinung, daß der deutsche Künstler die Anerkennung des Auslandes gefunden, daß das Vaterland Shakespeares seine Verkörperung Shakespearischer Gestalten adoptirte. Die Thatsache ist tröstlich, indem sie einen nachdrücklichen Hinweis auf die Schätze enthält, die unser Volksthmn in sich birgt, und die unsere neuere

Eduard Grützner.

2^3

Kunstrichtung fast in Vergessenheit zu bringen droht, wenn sie im achtungswerthen, doch einseitigen Streben nach Wahrheit diese Wahrheit zu sehr außen sucht und darüber die innere Wahrheit der schöpferischen Phantasie und des Gemüthes aus den Augen verliert. Da dürfen wir es als eine glückliche Fügung betrachten, wenn inmitten der trüben hin- und herwogenden Fluthen Künstler, wie Eduard Grützner und seine Geistesverwandten, unentwegt, recht wie Felsen stehen und durch ihr treues Schaffen die alte Weisheit lebendig halten, daß es mit der Beherrschung der äußeren Formenwelt nicht genug sei, daß hinter der kunstlerischen Form ein ganzer Künstler, hinter dem Künstler ein ganzes Volk stehen müsse.

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft
auf ethnologischer Basis.

von

Oh. Achelis.

— Viemen. —

3 ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung auch in sich trägt und aus Allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundlagen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Nassenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Nasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus."

Diese Worte eines in seinem Fache wohlverdienten Forschers (Post, Ursprung des Rechts S. 8) kennzeichnen mit knappen Umrissen den allgemeinen

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 2⁵
Standpunkt, welchen wir für die befriedigende Lösung unserer Aufgabe voraussetzen müssen, es ist also der für die heutige Methodik der Wissenschaften so charakteristische Zug der thunlichst ausgedehnten und im Detail verlässlichen Vergleichung. Sehen wir von der angedeuteten Wirksamkeit dieses Hilfsmittels der Untersuchung in den zahlreichen naturwissenschaftlichen Disciplinen ab, so ist es besonders die Analogie der Sprach- und Religionswissenschaft, die für uns hier in Frage kommt. Es bedarf an dieser Stelle keiner weitläufigen Auseinandersetzung, in welcher folgenreicher Weise durch sie unser geistiger Horizont erweitert, und wie im Besonderen durch die comparative Linguistik uns über Epochen der menschlichen Geschichte ein ungeahnter Aufschluß verschafft ist, die bislang den forschenden Blicken der scharfsinnigsten Historiker in undurchdringlichem Dunkel sich entzogen. Aber nicht nur das, nicht nur, daß das Alterthum eine ganz unverhoffte prähistorische Verlängerung erhielt, sondern es wurde nun ein völlig neuer Stammbaum der Menschheit entworfen — allerdings unter Hinzunahme naturwissenschaftlicher Hilfsmittel — (man denke nur an das gewaltige Werk von Fr. Müller!) und nach diesem Schema die religiösen, sittlichen, rechtlichen und künstlerischen Vorstellungen von Vollem reconstruirt, in denen jede unmittelbare literarische Kunde verschollen ist. Es darf nach diesen überraschenden Ergebnissen, die im Einzelnen natürlich noch häufig den Widerspruch herausfordern mögen, wie das bei jeder neuen, im raschen Fluge sich entwickelnden Wissenschaft der Fall zu sein pflegt, nicht Wunder nehmen, wenn auch andere Zweige der modernen Forschung sich derselben Perspective bemächtigten, vor Allem die auf dem weiten Material der neuen Völkerkunde basirte vergleichende Rechtswissenschaft. Reicht denn nicht, so «lochte Mancher fragen, die exacte historische Auffassung aus, wie sie z. B. in der Savigny'schen Schule geübt wird? Die verneinende Antwort, welche wir auf diese Fragestellung zu ertheilen genöthigt sind, bildet in ihrem inductiven Beweise den wesentlichsten Inhalt der vorliegenden Betrachtung, in welcher wir naturgemäß wie bei allen derartigen streitigen Problemen den Hauptnachdruck auf die Erörterung und Klarlegung der Methode legen, während wir von den Ergebnissen unserer Wissenschaft nur unbestimmte Umrisse entwerfen können. Da zur Zeit Post einer der rührigsten Arbeiter auf diesem Felde ist und er zugleich die Principien der Untersuchung am ausführlichsten und klarsten entwickelt hat, so werden wir auf seine Werke ganz besonders Bezug nehmen und unsere Darstellung nur gelegentlich durch anderweitige Rachweise ergänzen. Es kann nicht ausbleiben, daß bei einer so jungen und, ehrlich gesagt, ziemlich anspruchsvollen Wissenschaft mannigfacher Widerspruch, namentlich seitens der Vertreter älterer, schon längst unbestrittener Anerkennung sich erfreuender Disciplinen erstehen wird, allein diese Discussion kann, falls sie wenigstens sachlich geführt wird, nur im Interesse der betreffenden Streitfrage selbst liegen, und selbst für diejenigen, welche in der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis nur einen verhängnißvollen Fehltritt sehen, wird doch der Umstand ein gewisser Trost sein, daß für die Geschichte Nord und Silb. I.XI., 182. 15

2^6

Tiz. Achelis in Bremen.

der Wissenschaften bekanntlich auch der Jrrrthum eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

Vor allen Dingen ist es nöthig, um überhaupt ein unbefangenes Verständnis für die Ziele unserer Wissenschaft zu gewinnen, sich des landläufigen, geschichtlichen Gedankens zu entäußern, als könne man in den bekannten drei Perioden die gesummte Geschichte der Menschheit unispannen. Diese Behauptung trifft nur unter der Voraussetzung zu (und auch dann nicht einmal vollständig), daß diese Entwicklung sich nur durch eine literarische oder monumentale Ueberlieferung verfolgen lasse. Aber auch abgesehen von der unleugbaren Thatsache, daß so gewaltige und bis ins Detail ausgewachsene Kulturen wie z. B. die chinesische oder die aegyptische eine große Reihe von früheren Entwicklungsstufen bedingen, hat die moderne Völkerkunde unwiderleglich dargethan, daß nicht, wie man vorgiebt, ein ununterbrochener sittlicher und geistiger Fortschritt in den einzelnen Perioden der Weltgeschichte stattfindet, sondern daß, zeitlich genommen, die verschiedensten Phasen des socialen Lebens von der höchsten und verwickeltsten an bis zur dürftigsten und unscheinbarsten neben einander liegen, daß man also eher von einer Geschichte dieser einzelnen Formen der menschlichen Gesittung sprechen kann, als von einem zusammenhängenden Bilde des gesammten menschlichen Geschlechts. Wie neben der uralten ägyptischen Cultur die rohesten Naturvölker ihr Dasein fristeten, von denen schon Strabo und Herodot erzählen, so kennen wir noch heutigen Tags trotz unserer überlegenen europäischen Civilisation eine Reihe von Stämmen, die sich kaum über die Ansänge der Thierheit erhoben haben. Jedes dieser Völker macht einen Proceß durch, in welchem man, aber auch nur bedingt, von einer Jugend, Mannesalter und Greisenzeit reden kann, aber dasselbe metaphorische Bild leidet auf die Menschheit überhaupt keine Anwendung. Deshalb abstrahirt mich der vergleichende Rechtsforscher völlig von dem üblichen Leitfaden der Chronologie, ein Umstand, der ihm besonders von dem strengen Historiker verdacht wird. Und doch liegt, bei Licht besehen, eigentlich gar kein Grund zur gegenseitigen Entzweiung und Erbitterung vor; denn während natürlich für die geschichtliche Betrachtung die zeitliche Berechnung ganz und gar unentbehrlich ist, wenn auch nur als äußerer Rahmen, so hat dieselbe umgekehrt für die Ethnologie, welche sich nicht auf ein bestimmtes Volk beschränkt, sondern eben ihre Arbeit in den maßgebenden Analogieen über das gesammte Menschengeschlecht, so weit es wissenschaftlich uns zugänglich gemacht ist, erstreckt, gar keine Bedeutung. Ein und derselbe charakteristische Rechtsbrauch, ein und dieselbe Sitte findet sich bei den stammfremdesten Völkerschaften, wo andererseits auch an gar keine Reception zu denken ist, zu den entlegensten Zeiten, Jahrzehnte und Jahrhunderte getrennt, und umgekehrt die abweichendsten rechtlichen Vorstellungen zeigen sich zu ein und derselben Zeit, in demselben Jahr und Jahrzehent in dem großen Areal der Völkergeschichte. Auch Post ist dieser Vorwurf nicht erspart worden, den er folgendermaßen zu widerlegen sucht: „Man hält mir

vi« Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 21.7

vor, daß ich den verschiedensten Nassen ans den verschiedensten Culturzeiten Ungehöriges zusammenstelle, während es nach Ansicht meiner historischen Gegner wissenschaftlich unerläßlich ist, nach Nasse, Völkerzweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und Jahrzehnten genau zu sondern. Dies würde richtig sein, wenn es sich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforschungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewisse Erscheinungen zu constatiren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkende» menschlichen Natur überall gleichmäßig sich zeigen. Hierfür sind Nasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgiltig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustriren, welche, obgleich sämtlich nach Nasse, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprincip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgiltig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwicklung in einem einzelnen ethnischen Gebiete eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwicklungsstufen neben einander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt." (Bausteine für eine allg. Nechtswiss. 1. 17). Hat sich somit, wie oben ausgeführt wurde, die vergleichende Nechts' Wissenschaft das biogenetische Gesetz zu eigen gemacht, nach welchem die Geschichte des Individuums die der Nasse in gedrängten Umrissen wiederholt, so würde es sich doch immer fragen, weshalb denn das früher maßgebende geschichtliche Princip aufgegeben wurde, und inwiefern es sich für die vsvcho-genetische Erklärung der Thatsachen des Volkeslebens unzulänglich zeigte. Das mußte überall da eintreten, wo eben die hergebrachte historische Auffassung, die sich streng an chronologische und topographische Grenzen hielt, Erscheinungen begegnete, die von dieser Perspective aus völlig unverständlich blieben. Man half sich Anfangs mit Ausdrücken, wie Curiositäten, Abnormitäten, wunderliche Capricen des Volksgeistes u. s. w. über die Verlegenheit hinweg, während das Problem, namentlich, wenn es nicht sporadisch auftauchte, sondern in einer bestimmten Entwicklungsperiode regelmäßig wiederkehrte, dadurch natürlich nicht aus der Welt geschafft wurde. Um nur einige solcher Fälle zu erwähnen, so erinnern wir an die für jede rein historische Betrachtung schlechthin un« lösbare und erklärliche Institution der Couvade, des Männerkindbettes, oder des seltsamen Brauches, daß unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen verheirathet werden, welche so lange mit anderen Männern leben, bis ihr künftiger Gemahl seine Neife erlangt, oder der für unser Empfinden so wunderbar zusammengesetzten Mutterfamilie der malayischen Nairs, wo den Vater weder ein rechtliches noch ein sittliches Band an seine leiblichen Kinder knüpft, während er nach Belieben die Söhne und Töchter seiner Schwester

2^8 Tt>. Acheliz in Vremen.

verkaufen und tödten darf, und Anderes mehr. In all diesen Fällen kann erst eine vergleichende, den engen historischen und ethnographischen Nahmen verlassende und den treibenden Grund in der specifischen Organisation der betreffenden Völkerschaften psychologisch erfassende Behandlung die Losung des Mthsels finden. Daß dadurch zugleich erst ein wahrhaft pragmatisches Verständniß des Geschehenen ermöglicht wird, indem, wie Tutor bemerkt, an die Stelle des unwissenschaftlichen Zufalls und der bloßen Willkür eine strenge Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit der Entwicklung tritt, sei nur bei-läufig bemerkt; die früher erwähnten, durch die mangelnde Einsicht in den wahren Zusammenhang der Dinge veranlaßten Ausdrücke verschwindeil damit von selbst, wenn auch begreiflicher Weise durchaus noch nicht überall das letzte Wort gesprochen ist. Andererseits hat man es der Ethnologie vor-geworfen, daß sie in ihrem Versahren keine topographischen und ethnographi-schen Schranken beobachte, wie doch die vorsichtige vergleichende Sprach-forschung; hierbei läuft nun der Iirthum unter, als ob die Grenze der Vergleichung bei beiden dieselbe wäre, resp. eigentlich sein müßte, was eben nicht der Fall ist. Es kann dieser hinkenden Analogie gegenüber nicht häufig und nachdrücklich genug betont werden, daß die gleichartigen rechtlichen Ideen in der That garnicht durch dieselben Grenzen beherrscht werden, wie die entsprechenden Parallelen in den verwandten Sprachstämmen. Würde die comparative Linguistik über die entworfenen Stammbäume des Menschen-geschlechts hinaus ganz allgemein ihre psychologische Untersuchung fortsetzen, ohne jede Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit der einzelnen Zweige zu einander, so würden sich höchstwahrscheinlich noch gewisse Ergebnisse über den Entwicklungsgang der menschlichen Sprache und Vernunft herausstellen, im Uebrigen aber dürfte, abgesehen von einigen abstracten Sätzen, der positive Gewinn für die kritische Forschung sehr dürftig ausfallen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sprachen Solitärproducte einzelner Völkergrupoen sind, unmittelbare, getreue Abdrücke gerade ihres Wesens und Geistes, mährend diese Beschränkung für das religiöse und rechtliche Bewußtsein nicht zutrifft. Rechtliche Anschauungen und Einrichtungen sind vielmehr so wenig durch ethno-graphische Rücksichten bestimmt, daß die stammfremdesten Völkerschaften (natürlich in den betreffenden gleichen Entwicklungsphasen) in beiden Beziehungen völlig mit einander übereinstimmen, so sehr, daß man Anfangs auf den bequemen Ausweg einer Entlehnung gerieth, etwa wie das römische Recht von uns recipirt wurde. Selbstverständlich ist mit diesem Grundsatz einer universellen Giltig-keit gewisser Rechtsnormen nicht gesagt, daß dem gegenüber nicht auch Ne-stimmungen von ausschließlich ethnographischein Charakter vorkommen, im Gegentheil kann nur eine sorgfältige Prüfung des Materials de» charakteristi-schen Unterschied einer weiteren oder engeren Verbindlichkeit zu Tage fördern. Eine unbefangene Auffassung wird der Ausführung von Post nur zustimmen, mit der er den immerfort wieder ausbrechenden Streit zwifchen der rechts-geschichtlichen und vergleichend ethnologischen Untersuchung zu schlichten sucht:

-- Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft, 21.9

„Wenngleich die Sammlung des ethnologisch-juristischen Materials bei den einzelnen Stämmen und Völkern stattfinden muß und eine möglichst detaillirte Beobachtung hier von höchstem Werth ist, so ist es doch bei der caüsalen Analyse der Rechtssitten eines einzelnen Stammes und Volkes äußerst empfehlenswert!), die correspondirenden Rechtsverhältnisse sowohl stammverwandter als auch stammfremder Völker stets heranzuziehen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, welche leicht aus dem beschränkten Material über eine bestimmte Rechtssitte bei einem bestimmten Stamme oder Volke entstehen können. Es ist dies nur eine Ausdehnung eines Gesichtspunktes, welcher sich in der rechtsgeschichtlichen Forschung bereits geltend gemacht hat. Eine Erklärung der Bestimmungen eines einzelnen deutschen Stadtrechts fällt natürlich sehr viel gründlicher aus, wenn dasselbe nicht aus sich allein erklärt wird, sondern wenn man verwandte Stadtrechte zur Erklärung heranzieht. Im weiteren Kreise hat neuerdings das Studium des indischen Rechts erheblich dazu beigetragen, die Erklärung germanischer, römischer, griechischer, keltischer Rechtssitten zu vervollkommen. Giebt es allgemeine Rechtssitten, welche sich über weite Völkergebiete erstrecken, so ist die Kenntniß dieser natürlich noch viel werthvoller, wenn es sich um die Erklärung einer solchen Rechtssitte bei einem einzelnen Volke handelt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man nicht versuchen soll, eine Rechtssitte zunächst aus dem engeren Kreise zu erklären, in welchem sie sich zeigt. Im Gegentheil soll man dies so weit wie möglich versuchen und namentlich die historische Forschung in den Einzelgebieten so weit wie eben möglich ausdehnen. Aber man wird bei der Forschung in einem einzelnen Rechtsgebiete stets an gewisse Punkte gelangen, wo das Quellenmaterial für irgend welche sichere Schlüsse nicht mehr ausreicht. Hier entstehen dann nothwendig Hypothesen ganz in's Wilde hinein, während die Heranziehung von Thatsachen aus weiteren Gebieten noch zu ganz sicheren Schlüssen führen kann.“ Und in directer Gegenüberstellung der beiden Antipoden: „Die Rechtsgeschichte arbeitet an der Hand der chronologischen Aufeinanderfolge der historischen Thatsachen. Die Ethnologie, soweit sie geschichtslose Völker behandelt, kennt einen solchen Zusammenhang nicht, sie hat keine Zeitrechnung. Sie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten, etwa wie die Geologie. Die Ethnologie findet in jedem beliebigen Zeitpunkt alle Arten von Rcchtssitten, von der unentwickeltsten bis zu der höchst ausgebildeten, neben einander bei den verschiedenen Völkern der Erde vor. Das Material, auf welches sie ihre Schlüsse allein bauen kann, sind gleichartige Thatsachen, und diese liegen bei den verschiedenen Völkern der Erde nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende auseinander. Rechtssitten, welche bei einem Volke noch heutzutage praktisch geübt werden, gehören bei einem anderen dessen grauester Vorzeit an. Die Chronologie der ethnologischen Jurisprudenz ist nicht die Jahreszählung von irgend einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt an, sondern sie ist die Stufenfolge der Entwicklung irgend einer charakteristischen Nechtschmschauung oder

ner" id="navbar-inner">

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

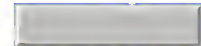
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

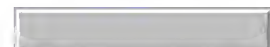


[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)
- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)

- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)
- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)
- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)

- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)
- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

— Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft, 21.9

„Wenngleich die Sammlung des ethnologisch-juristischen Materials bei den einzelnen Stämmen und Völkern stattfinden muß und eine möglichst detaillierte Beobachtung hier von höchstem Werth ist, so ist es doch bei der causalen Analyse der Rechtssitten eines einzelnen Stammes und Volkes äußerst empfehlenswert!), die correspondirenden Rechtsverhältnisse sowohl stammverwandter als auch stammfremder Völker stets heranzuziehen, um Fehlschlüsse zu vermeiden, welche leicht aus dem beschränkten Material über eine bestimmte Rechtssitte bei einem bestimmten Stamme oder Volke entstehen können. Es ist dies nur eine Ausdehnung eines Gesichtspunktes, welcher sich in der rechtsgeschichtlichen Forschung bereits geltend gemacht hat. Eine Erklärung der Bestimmungen eines einzelnen deutschen Stadtrechts fällt natürlich sehr viel gründlicher aus, wenn dasselbe nicht aus sich allein erklärt wird, sondern wenn man verwandte Stadtrechte zur Erklärung heranzieht. Im weiteren Kreise hat neuerdings das Studium des indischen Rechts erheblich dazu beigetragen, die Erklärung germanischer, römischer, griechischer, keltischer Rechtssitten zu vervollkommen. Giebt es allgemeine Rechtssitten, welche sich über weite Völkergebiete erstrecken, so ist die Kenntniß dieser natürlich noch viel werthvoller, wenn es sich um die Erklärung einer solchen Rechtssitte bei einem einzelnen Volke handelt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man nicht versuchen soll, eine Rechtssitte zunächst aus dem engeren Kreise zu erklären, in welchem sie sich zeigt. Im Gegentheil soll man dies so weit wie möglich versuchen und namentlich die historische Forschung in den Einzelgebieten so weit wie eben möglich ausdehnen. Aber man wird bei der Forschung in einem einzelnen Rechtsgebiete stets an gewisse Punkte gelangen, wo das Quellenmaterial für irgend welche sichere Schlüsse nicht mehr ausreicht. Hier entstehen dann nothwendig Hypothesen ganz in's Wilde hinein, während die Heranziehung von Thatsachen aus weiteren Gebieten noch zu ganz sicheren Schlüssen führen kann.“ Und in directer Gegenüberstellung der beiden Antipoden: „Die Rechtsgeschichte arbeitet an der Hand der chronologischen Auf-

einanderfolge der historischen Thatsachen. Die Ethnologie, soweit sie geschichtslose Völker behandelt, kennt einen solchen Zusammenhang nicht, sie hat keine Zeitrechnung. Sie kennt keine Jahrzehnte oder Jahrhunderte, sondern nur Perioden, Schichten, etwa wie die Geologie. Die Ethnologie findet in jedem beliebigen Zeitpunkt alle Arten von Rechtssitten, von der unentwickeltsten bis zu der höchst ausgebildeten, neben einander bei den verschiedenen Völkern der Erde vor. Das Material, auf welches sie ihre Schlüsse allein bauen kann, sind gleichartige Thatsachen, und diese liegen bei den verschiedenen Völkern der Erde nicht bloß Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende auseinander. Rechtssitten, welche bei einem Volke noch heutzutage praktisch geübt werden, gehören bei einem anderen dessen grauester Vorzeit an. Die Chronologie der ethnologischen Jurisprudenz ist nicht die Jahreszählung von irgend einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt an, sondern sie ist die Stufenfolge der Entwicklung irgend einer charakteristischen Rechtsanschauung oder

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

220 LH. Achelis in Viemen,
Rechtssitte bei den verschiedenen Völkern der Erde, bei denen sie vorkommt."
(Einleitung in d. Studium der ethnol. Jurisprudeuz S. 49).
Haben wir mit dieser Erörterung den allgemeinen Standpunkt gekenn-
zeichnet, den die vergleichende Rechtswissenschaft einnimmt, und andererseits
die psychologischen Gründe ihrer Entstehung und Aufgabe, soweit das möglich
war, beleuchtet, so werden wir nnnmehr ihre eigentliche wissenschaftliche
Existenzfrage zn entscheiden haben, indem wir die Grundsätze ihrer Methodik
einer Prüfung unterziehe»; es versteht sich von selbst, daß von dieser Vorfrage
der Anspruch auf die endgiltige Wertschätzung unserer Disciplin abhängt.
Bei der streng erfahrungsgemäßen Anlage der vergleichenden Rechts-
wissenschaft darf es nicht Wunder nehmen, wenn in erster Linie auf die
Herbeischaffung eines kritisch verwendbaren Materials der größte Nachdruck
gelegt wird. Ist doch die Erfahrung heute das Feldgeschrei jeder auch noch,
so beschränkten Unternehmung! Die wichtigste und ausgiebigste Quelle sind
natürlich Gesetzessammlungen irgend welcher Art, sofern sie wirklich authentischen
Inhalts sind, und schon von diesem Gesichtspunkt aus weisen z. B.
die Rechte der Germanen, Scandinavier, Griechen, Römer, Inder und Kelten
mannigfache Analogien auf, die aber noch sämmtlich innerhalb des durch die
vergleichende Sprachforschung vorgezeichneten Rahmens bleiben. Die Rechts-
wissenschaft befindet sich hier in der glücklichen Lage, die dnrch die Nechts-
geschichte gewonnenen Ergebnisse zu einer weiteren causalen Analyse verwerthen
zu können. Aber das ist begreiflicherweise nur bei schriftkundigen Völkern
der Fall, und doch ist gerade die Ethnologie zum großen Theil auf solche
Stämme angewiesen, welche des Schreibens noch nicht kundig sind. Die
vielfach sich nur auf brutale Gewalt stützenden Richtersprüche, Gewohnheits-
rechte und Satzungen, die nicht von den betreffenden Völkern selbst gesammelt
und firirt sind, sind uns mir zugänglich durch Forschungsreisende, Beamte*)
civilisirter Staaten, Missionen u. s. w., also aus zweiter Hand, wobei viel-
fach Täuschung und Irrthum nicht ausgeschlossen ist. Das ist um so be-
denklicher, als eine nachherige persönliche Controlle und Nerificirung der be-
treffenden Schilderungen, wenn nicht völlig unmöglich, so doch nur in den
seltensten Fällen für den Beurtheiler ausführbar ist; es bliebe somit seinem
individuellen Ermessen überlassen, ob er irgend einer, ihm nach seinen bis-
herigen Kenntnissen ziemlich unwahrscheinlich dünkenden Nachricht Glauben
schenken soll oder nicht. Wäre dem in der That so, dann wäre das Miß-
trauen der Historiker gegen die wissenschaftliche Sicherheit der Völkerkunde
nur allzusehr berechtigt. Aber schon Schiller erkannte in seiner denkwürdigen
Abhandlung über die Universalgeschichte die Möglichkeit, über diese Echwan-
*) Sehr sclMenswrth sind die Berichte der eigens zu diesem Zweck reairungs-
seiiia eingesetzten Institute, wie z. N. der bekannten Smithsonian Institution in 2^a-
shinaion ober ähnlicher Eiinichnuiaen in Indien nnd Rußland, kurz, überall, wo bei »cm
Zusammcnstos; einer überkamen (snilisation mit dem Naturzustand die Oriaiualität der
cn!t»mrmc!! Itcnnnic rettntnnÄoiz niitcrzngchcn droht.

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 221,
tungen des subjectiven Gefühls zu einer einigermaßen befriedigenden objectiven
Gewißheit durchzudringen. Indem er von dein fragmentarischen Zustand der
geschichtlichen Ueberlieferung spricht, folgert er, daß streng genommen unsere
Weltgeschichte nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden
könne und nie den Namen einer Wissenschaft verdiene. „Jetzt aber kommt
der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch
künstliche Vindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu
einen, veinunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu
liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der
Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes, welche Einheit Ur-
sache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zu-
sammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläuften
wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die in dem Kreise
unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten
verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden
kann.“ Vorsichtig setzt er hinzu: „Die Methode, nach der Analogie zu
schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte, ein mächtiges Hilfs-
mittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit
ebenso viel Vorsicht als Veurthcilung in Ausübung gebracht werden.“ Daß
unter dieser Perspective, je mehr das Material der modernen Völkerkunde
wuchs, sich die übermscheidsten Ergebnisse herausstellen sollten, konnte freilich
der große Dichter seiner Zeit kaum ahnen, aber es ist immerhin doch be-
zeichnend, wie er auf den richtigen Ausweg aufmerksam machte. Ganz be-
sonders glücklich hat mit jenem Hilfsmittel der berühmte englische Anthro-
pologe E. Tylor operirt, ebenso verdienstlich durch die umfassenden Samm-
lungen, die er angestellt, wie durch die äußerst peinliche Behutsamkeit in der
Verwendung des Materials. Wir können deshalb nicht umhin, uns auf eine
Ausführung von ihm zu beziehen, welche gerade die von uns hier berührte
kritische Sichtung des Stoffes betrifft. „Vor einigen Jahren (so erzählt er)
legte mir einmal ein bedeutender Historiker eine Frage vor, welche diesen
Punkt berührt, er sagte: „Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen,
Glauben u. s. w. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie
auf dem Zengniß irgend eines Reisenden oder irgend eines Missionars beruht,
welcher möglicherweise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes
mehr oder minder unkuudig ist, oder leichtsinnig ungesichtete Erzählungen
nachspricht, von Vorurtheilen beeinflusst ist, oder vielleicht gar absichtlich be-
trügt?“ Diese Frage sollte in der That jeder Ethnograph beständig klar vor
Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urtheil über die
Glaubwürdigkeit aller Autoren, welche er anführt, zu folgen und womöglich
mehrere Berichte zu erhalten, welche jeden Punkt an jeder Oertlichkeit be-
zeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaßregeln steht der Beweis, daß die Er-
scheinungen sich wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher
verschiedener Länder, z. V. im Mittelalter ein Mohamedaner in der Tartarei

Th. Achelis in Bremen.

und ein moderner Engländer in Dahome, oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien und ein Weslenaner auf den Fidschi-Inseln in der Beschreibung irgend einer Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betrüge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Busckleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrthum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Möglichkeit zu einer solchen absichtlichen oder unabsichtlichen Mystifikation wird oft durch solchen Stand der Dinge gewonnen, wo eine ähnliche Behauptung in zwei getrennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, die aller Wahrscheinlichkeit nach Nichts von einander gehört und von denen A. ein Jahrhundert vor B. lebte. Wie weit die Länder auseinander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Katalog der Civilisationserscheinungen sind, bedarf keines weiteren Nachweises für Jeden, der nur einen Blick auf die Noten in diesem Werke wirft. Und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollen. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Thatsachen aus verschiedenen Culturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Thatsachen in der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt. Erfahrung läßt den Forscher bald erwarten und finden, daß die Culturerscheinungen als Ergebnisse weitverbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mißtraut sogar einzeln dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen weiß, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der anderen Seite der Erde oder voni anderen Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der That dies Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur, ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. Aon o[^]i«, s«6 ciuiä/ (Anfänge der Cultur I, 8). Daß Tylor besonders für eine zusammenhängende Geschichte des religiösen Bewußtseins der Menschheit durch die glückliche Verwendung des kritischen Hilfsmittels der *survivals* große Erfolge erzielt hat, sei hier nur beiläufig bemerkt. Wenn man vorurtheilsfrei diese Beweisführung erwägt, so wird es begreiflich erscheinen, daß für die Ethnologie das entscheidende Moment in der thunlichst breiten Basis des bezüglichen Materials selber liegt, obwohl nicht verschwiegen werden darf, daß trotz der Unsicherheit und Lückenhaftigkeit mancher Quellen vielfach die dadurch bedingten Probleme vorschnell

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 223

nach einer einmal feststehenden Schablone erledigt werden. (Namentlich gilt das von vielen sociologischen Arbeiten, welche einem einseitigen Darwinismus huldigen). Der ganze Werth mithin des Analogieschlusses aus den zuständigen Parallelen*) kann erst zur Wirksamkeit gelangen, wenn eben Sammlungen vorliegen, welche alle Völker des Erdballs umfassen. Deshalb ist der fortwährende Mahn- und Schreckruf Ad. Bastians nur zu begründet, im Angesicht der Alles nivellirenden europäischen Civilisation zu retten, was noch unentwehrt ist und somit eine wichtige Phase in der Entwicklung der Menschheit, sei es in religiöser, rechtlicher oder künstlerischer Hinsicht, darstellt; eben aus diesem Grunde wendet sich gerade die Ethnologie den verlorenen Kindern des (ZenuZ Homo sapiens zu, den verkümmerten Sprößlingen, welche Bastian mit einem botanischen Gleichnis; im Gegensatz zu den Phanerogamen treffend die Kryptogamen nennt. So sind und bleiben die Reiserfolge unserer Forscher trotz aller Schwächen und Irrthumsmöglichkeiten doch die Hauptquelle für jede vergleichende rechtswissenschaftliche Untersuchung, und die Abneigung, jene Schriften unter diesem methodischem Gesichtspunkt zu betrachten, ist unseres Erachtens durchaus ungerechtfertigt. Wie wirksam aber die erörterte comparative Behandlung des Materials sein kann, das sei schließlich an der überaus drastischen Reconstitution« in integrum veranschaulicht, die Herodot in unseren Tagen widerfahren ist. Der Vater der Geschichte hat eine Fülle böser Bemerkungen und schlechter Witze hinnehmen müssen über seine Notiz, daß gewisse Völkerschaften, z. B. die alten Lykier sich nicht nach ihren Vätern, sondern nach den Müttern nannten. Nachdem nun besonders durch die eindringenden Forschungen holländischer Gelehrter die Struktur des Matriachates, des Mutterrechts, völlig außer Frage gestellt ist, und sich auch anderweitige Nachrichten alter Schriftsteller in derselben Richtung bestätigten, konnte über die Richtigkeit der herodoteischen Bemerkung kein Zweifel mehr aufkommen — die voreiligen Spötter hatten nur ihre eigene Ignoranz zur Schau getragen und mußten schleunigst ihren Rückzug antreten**).

Wenn wir uns nun zu der Bearbeitung des so gewonnenen Materials wenden, so haben wir die Grundzüge des einzuschlagenden Verfahrens schon durch die Charakterisirung der maßgebenden Vergleichung genügend gekennzeichnet, so daß wir uns mit einigen wenigen Zusätzen begnügen können. Nachdem die Rechte aller Völker der Erde, soweit sie eben uns zugänglich sind, gesammelt und womöglich monographisch geordnet sind, würde die vergleichende Rechtswissenschaft nach einem Entwurf der zuständigen Parallelen und Analogien ihr mühseliges Werk beginnen, um zu ihrer eigentlichen Aufgabe zu gelangen, nämlich die treibenden Ideen oder die allgemeinen Gesetze *) Vgl. besonders R. Andreev. Ethnograph. Parallelen und Vergleiche 1878. Neue Folge 188«.

**) Bgl. zu diesem ganzen Passus Post, Bausteine I, g. ff. Aufgabe einer allgem. Rechtswissenschaft S. 6 ff; was speciell die Lykier angeht, so ist es gleichfalls bedeutsam, daß sich der Adel nach Mutterrecht vererbt, vgl. Bachofen, Mutterrecht S. LW.

TK. Achelis in Bremen. — ^

zu ergründen, welche diese Erscheinung im Volksleben hervorgerufen haben. Gewiß wird nicht bei jeder Gleichartigkeit sofort dieselbe Ursache anzunehmen sein, obschon eine gewisse äußere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, aber wenn sich diese Gleichförmigkeit irgend einer socialen Thatsache schlechthin überall wiederholt, wohin wir blicken, dann wird man nicht daran zweifeln können, daß mir es hier in der That mit einem allgemein menschlichen Erzeugnis zu thun haben. Post schildert die Aufgabe seiner Wissenschaft so: „Die wichtigste Gruppe von Rechtsinstituten sind natürlich diejenigen, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederfinden. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Rechte erblicken dürfe«. Sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blütenmerk eines concreten Rechtsgebietes entfaltet. Sie sind das Naturnothwendige im Rechtsleben, dasjenige, was in organischen Individuen das Skelett ist. Solche Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich bei stammfremden Völkern der Erde verstreut finden, aber nicht bei allen, werden ebenfalls auf die allgemeine Menschennatur zurückgeführt werden dürfen. Sie sind aber nicht nothwendige Erzeugnisse derselben, sondern sie können sich nur aus derselben unter ähnlichen Existenzbedingungen entwickeln. Es finden sich daher bei anderen Völkern oft auch die gerade conträren Rechtssitten. Erscheinungen des Rechtslebens, welche sich auf einzelne Völkergruppen, Völker, Stämme oder noch engere ethnische Kreise beschränken, wird man auf die Eigenart solcher ethnischen Bildungen zurückführen müssen.“ (Allg. Rechtsw. S. 19). Es bedarf geringer Ueberlegung, um zu erkennen, daß es eine sehr vorsichtige und andererseits sehr weitschauende Behandlung des einschlägigen Materials erfordert, um hier keinen Fehlgriff zu thun und z. B. Erscheinungen zur ersten Gruppe zu rechnen, die bei genauerer Beleuchtung in die zweite Klasse gehören. (In der That entspringen gerade aus dieser vorschnellen Verallgemeinerung, dem alten speculativen Erbfehler unseres Volkes, die meisten Irrthümer der Ethnologen).

Mit dieser Erklärung der rechtlichen Vorstellungen und Gebräuche ans dem socialen Leben der betreffenden Völker würde sich zugleich ein bedeutender Ausblick auf den Ursprung des Rechts ergeben, soweit es überhaupt inductiv sich feststellen läßt. In dieser Perspective würde nämlich das Recht durch und durch social bedingt erscheinen und keineswegs als bloßer Ausfluß individueller Neigungen und Strebungen allein gefaßt werden dürfen. Es hängt dieser Umstand mit der für uns so bezeichnenden Ueberschätzung des Individuums überhaupt zusammen, diesem verhängnißvollen Ueberbleibsel des Rationalismus; beispielsweise ist dieser Irrthum das „*ius in se*“ in dem ganzen modernen Utilismus. Demgegenüber ist immerfort darauf hinzuweisen, daß dieser isolirte Mensch, mit dem jene Anschauung ihre Beweise zu führen liebt, lediglich ein todttes Abstractum, eine speculative Erfindung ist, die

*) Z>gl. Wundt, Ethik, S.

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft, 225

Wissenschaft in die nebelumspunnenen Anfänge prähistorischen Menschentums vordringt, so viel von dem mythologischen Gebilde des sprach- und vernunftlosen, einsam sein kümmerliches Dasein fristenden Urmenschen erzählt werden mag, für eine nüchterne, durch keine Parteilichkeit beirrte Forschung ergibt sich immer mehr die Tatsache der sozialen Existenz des Menschen vom Urbeginn der Tage an. Das gilt für alle organischen Schöpfungen des Menschengebietes, für Sprache, Religion, Sitte, Recht, Kunst, die deshalb auch der die Gesellschaft in eine Summe zusammenhangsloser Atome auflösende Individualismus weder in der antiken, noch in der modernen Philosophie, weder durch den Mund des göttlichen Plato noch in der Darstellung eines heutigen Utilitarianers, z. B. eines Bentham, richtig hat erklären können. Da dieses Moment für die Begründung der Ethik sehr ausschlaggebend ist, so kommen wir darauf wohl noch später zurück; für jetzt sei nur noch soviel bemerkt, daß schon um deswillen das Recht eine soziale Basis zu beanspruchen hat, und keine individualpsychologische, weil nicht die gleiche geistige Entwicklungsstufe zweier verschiedenen Völkerstämmen angehörigen Menschen dieselben konkreten Rechtsanschauungen verbürgt. „Den schärfsten Beweis dafür (so folgert Post), daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein sociologisches Product ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in dem das Individuum lebt, oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellektueller Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Nüssen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall. Es deckt sich nur soweit, als die soziale Organisation sich deckt.“ (Einleitung S. 20.) Andererseits freilich wäre es denkbar verkehrt, diesen Proceß in einem derartig einseitig mechanischen Lichte aufzufassen, daß man überhaupt von jeder Thätigkeit des Individuums absähe. Das Rechtsbewußtsein des Einzelnen (ganz abgesehen zunächst davon, woher dies stammen mag) ist und bleibt der lebendige Urquell des Rechts, sowohl im praktischen Leben wie als gestaltende Kraft zur Neubildung anderweitiger Ideen, und dieser individualpsychologische Factor hält dem eben berührten sozialen die Wage. Daher bestimmt Post sein schließliches Ziel ganz richtig so: „Die causale Analyse einerseits der psychologischen, andererseits der sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens führt schließlich an einem Punkte zusammen, von dem die sociologischen Erscheinungen des Rechtslebens am letzten Ende auf Neußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und andererseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf soziale Ursachen zurückgeht. So erscheint denn als letztes Problem einer allgemeinen Rechtswissenschaft das individuelle Rechtsbewußtsein. Eine vollständige Analyse desselben nach psychologischer und sociologischer Seite hin würde die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft lösen. Es

226 Th. Achelis in Vienn, würde damit das Wesen des Rechts klargestellt sein, soweit uns überhaupt unser menschliches Erkenntnißvermögen eine solche Klarstellung gestattet."*) (Vgl. Rechtswiss. S. 1).

Hoffentlich ist es uns gelungen, die wesentlichen Grundzüge in der Methodik der ethnologischen vergleichenden Rechtswissenschaft, so sehr man im Einzelnen die Verlässlichkeit des heilte vorliegenden Materials noch beanstanden mag, als kritisch unanfechtbar zu erweisen; vielleicht ist es möglich, diese Geneigtheit durch einen, selbstverständlich äußerst knapp gehaltenen, Ueberblick über die besonders hervorragenden und weitgreifenden Ergebnisse der jungen Forschung zu verstärken. Der Uebersichtlichkeit wegen würden wir in erster Linie diejenigen erörtern, welche, um den gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, rechtsphilosophisch von Interesse sind, um dann einige Entdeckungen daran zu schließen, welche die vergleichende Untersuchung über die Entwicklung von Recht und Sitte bei den verschiedenen Völkern des Erdballs gemacht hat. Ueber die Herleitung des Rechts aus den beiden Factoren, dem socio-logischen und andererseits dem individualpsychologischen, haben wir uns schon oben geäußert; es bleibt nur noch übrig, das Verhältniß des Rechts zur Sitte überhaupt und sodann zur Moral zu besprechen. In den Anfängen socialer Organisation, in den sogenannten primitiven, auf Blutsverwandtschaft errichteten Geschlechtsgenossenschaften fällt Recht und Sitte noch völlig zusammen, so sehr, daß man kaum von einem genau umschriebenen Recht reden kann. Also z. V. die Verfügung eines Häuptlings über Gut und Blut der Seinigen ist mehr eine herkömmliche Sitte und Gewohnheit, als ein bestimmt garantirtes Recht, schon deshalb, weil dieselbe außerordentlich schwankt und nicht ein für alle Mal feststeht. Oder die für jene Verbände so charakteristische Erscheinung der Blutrache, wozu alle Glieder des Stammes verpflichtet sind, ist ebenfalls kein Recht, sondern nur eine, zwar religiös sanctionirte, Volkssitte. Formell genommen würde man am leichtesten zum Ziel gelangen, wenn man die Entstehung des Rechts an die des Staates knüpft und somit jenes nur als schriftliche Codificirung faßt; aber damit ist deshalb wenig gewonnen, weil im wirklichen Völkerleben sich jene Unterschiede der rein friedensgenossenschaftlichen und staatlichen Organisation sehr schwer mit unverkennbarer Deutlichkeit firiren lassen, indem, wie ja an sich schon zu vermuthen, beide Formen in einander übergehen. Als ersten Ansatzpunkt eines wirklich ausgeübten Rechtes betrachtet Post den Friedensschluß, durch den eine Fehde beendet wird, und das Herkommen, welches sich für den Aus-

*) Soweit berührt sich die vergleichende Rechtswissenschaft mit der Rechtsphilosophie: dagegen unterscheidet sie sich dadurch von ihr auf das schärfste, daß; sie nicht ihrem Vorbilde gemäß ein Idealsystem construirt, nach dessen Muster nun die übrigen concreten Rechtssysteme gemessen und beurtheilt werden. Ein solches, aus ewiger Giltigkeit Anspruch erhebendes System von absoluten moralischen und rechtlichen Ideen existirt r« vera nicht, wie wir uns noch später überzeugen werden. (Vgl. Post, Allg. Rechtsw., S. 2).

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 22?

gleich der Blutflecken zwischen mehreren Geschlechtsgenossenschaften bildet. „Dieses Keimgebiet trägt im Wesentlichen den Charakter unseres Volksrechts und ist, wie dieses, nur schwach garantiert; die Ausführung des Schiedsspruchs wird durch Bürgschaft oder Geißeln gesichert, da es an jeder executiven Gewalt fehlt. Dieses Recht ist ein werdendes Recht, so gut wie unser heutiges Völkerrecht ein werdendes Recht ist. Hiernach würde die Ursache der Ab-scheidung des Rechtsgebietes von dem allgemeinen Gebiet der Sitte in den Existenzbedingungen zu suchen sein, unter welchen die primitiven ethnisch-morphologischen Bildungen ihr Leben entwickeln. Während die Sitte der Ausdruck des ethnischen Gesamt-lebens einer ethnisch-morphologischen Bildung ist, beruht das Recht auf äußeren Factoren; es ist das Resultat con-trärer Strömungen, welche vorübergehend zu einem Gleichgewicht gelangen.“ (Bausteine I, 48). Gegenüber dieser Gleichartigkeit beider Elemente verschärft sich im Lauf der Zeit der ursprünglich kaum wahrnehmbare Unterschied immer mehr, so daß beide Gebiete völlig auseinanderfallen, und das tritt namentlich dann ein, wenn mit sinkender Volkskraft eine allmähliche Zersetzung der Sitte und des Herkommens sich vollzieht, wie z. B. sehr drastisch in der Periode der byzantinischen Codification. Oder aber der Bruch wird dadurch hervorgerufen, daß ein Volk gewaltsam ein fremdes Recht aufgedrungen wird, während das bisherige sich nur heimlich in gewissen volksthümlichen Anschauungen noch weiter fristet. Klarer läßt sich die Beziehung zwischen Recht und Moral bestimmen; während jenes die äußere Form der jeweiligen socialen Organisation darstellt, umschließt diese den inneren Gehalt derselben, der seinerseits wieder seine sociale und dementsprechend seine individualpsychologische Begründung hat. Die letztere ergibt sich aus dem, allerdings erheblichen Schwankungen unterworfenen, Organ des Gewissens, des apriorischen instinctiven Gefühls, je nach Lage der Sache Recht von Unrecht unterscheiden zu können, und der damit verknüpften Verpflichtung, so zu handeln. Man thut sich in darwinischen Kreisen, welche mit dem Zauberwort der natürlichen Entwicklung alle Räthsel des Menschenlebens leichter Hand zu lösen vermeinen, nicht selten viel darauf zu Gute, die seltsame Verschiedenheit, ja Unverträglichkeit der sittlichen Ideale in einer bunten Musterkarte recht grell auszumalen. Diese Voraussetzung ist in der That unbestreitbar und wird auch von Allen aufrichtigen, mit den Ergebnissen der Ethnologie vertrauten Idealisten*) bereitwillig zugegeben; aber der meist daraus gezogene Schluß ist unseres Erachtens völlig verfehlt. Denn während daraus nur die Hin-fälligkeit eines für alle Zeiten gleich giltigen und bindenden Moralgesetzes folgt, indem in der That in den verschiedensten Phasen der socialen Entwicklung die allerverschiedensten Normen des sittlichen Lebens zu Recht bestanden, glaubt man aus dieser Thatsache entnehmen zu dürfen, daß der Mensch auch moralisch genommen als t»dul« ra««, auf die Welt gekommen sei und ihm
*) > Vgl. ., B. Winckelband, Präludien, ssrcibura. 1883, S. 282 fs.

228 Ch. Achelis in Vremen.

das Gefühl des Sollens, einer maßgebenden Verpflichtung bestimmten Idealen gegenüber (sie mögen inhaltlich genommen denkbar verschieden sein) von selbst im Laufe der Zeit zuwachsen. Wie diese Ansicht Locke's erkenntnistheoretisch und psychologisch unhaltbar ist, so ist sie es auch ethnisch in ihrer modernen Wiederauffrischung durch die Naturwissenschaft, insbesondere durch die Descendenztheorie. Es kann hier natürlich nicht eingehend dieser Irrthum widerlegt werden, nur soviel sei bemerkt, daß es, wie schon angedeutet, völlig unverständlich ist, wie überhaupt irgend eine sociale Norm entstehen soll ohne jenes individuelle Bewußtsein, das sich ihm gegenüber ableugnend oder zustimmend verhält; es wäre ein dialektisches Kunststück ganz eigener Art, wenn sich erst nachträglich dies Gefühl der Verpflichtung einstellen sollte. In dem Eifer des Gefechts hat man Inhalt und Form mit einander verwechselt; während, wie gesagt, an der Relativität der sittlichen Gebote und Verbote schwerlich mehr zu zweifeln ist (vgl. die drastische Zusammenstellung bei Post, Bausteine I, 80 ff.) und schon deshalb eine centrale moralische Idee nicht mehr speculativ als die Urquelle aller realen Besonderungen im Völkerleben aufgefaßt werden kann, ist es nicht minder einseitig und unüberlegt, damit auch jedes apriorische Gefühl für die Beobachtung irgend einer socialen Norm, jedes Tollen empirisch oder besser gesagt *a posteriori* aus den einzelnen Erscheinungen ableiten zu wollen.

Von den praktischen Resultaten der vergleichenden Rechtswissenschaft hier auch nur einen flüchtigen Auszug geben zu wollen, verbietet sich von selbst: es mag genügen, wenn wir einige besondere interessante und epochemachende Aufschlüsse aus der schier unübersehbaren Fülle des Stoffs herausgreifen. In dieser Hinsicht verdient namentlich die von alleil staatlichen Gebilden abweichende Estructur der primitiven Geschlechtsgenossenschaft, namentlich die zuerst Post die Blicke der gelehrten Welt gerichtet hat (Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe 1875), unsere Aufmerksamkeit. Sie ist, wie gesagt, in ihren Grundzügen so eigenartig construiert, daß es uns erst schwer fällt, uns in den Aufbau dieser Keimzelle aller späteren organischen Bildungen auf socialen Gebieten hineinzufinden. Charakteristisch ist vor Allem der kommunistische Zug, zunächst unzweifelhaft für das Grundeigenthum, dann wahrscheinlich auch für Frauen und Kinder, jedenfalls für den inneren Zusammenhang des Verbandes. Getragen wird die ganze Organisation durch die natürliche Grundlage einer gemeinschaftlichen Blutsabstammung, repräsentirt durch die deshalb auch häufig mit besonderer Ehrfurcht verehrte Stammes-mutter. Je inniger der Zusammenschluß nach innen sich gestaltet und zwar wesentlich durch die jeden Einzelnen für die Gesamtheit der Glieder verpflichtende Solidarität, um so schroffer ist der Abschluß nach Außen. Post schildert diese Associationen so: „In den primitivsten, auf Blutsverwandtschaft gestützten ethnisch-morphologischen Verbänden giebt es überall kein individuelles Recht und keine individuelle Schuld, weder ein individuelles Eigenthum noch eine individuelle Ehe oder Vaterschaft. Vielmehr ist der Verband selbst, das

Sie Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 22g

Geschlecht oder der Stamm als Ganzes hier alleiniges Rechtssubject: er allein hat Rechte und Pflichten. Alles, was gegen einen einzelnen Blutsfreund gerichtet ist, gilt als gegen die ganze Blutsfreundschaft gerichtet. Alles was ein Blutsfreund gegen den Genossen eines anderen Stammes thut, gilt als von der ganzen Blutsfreundschaft des Thäters gethan. Alles Eigenthum ist lediglich Stammeseigenthum, alle Schuld Stammeschuld. Die Weiber und Kinder gelten ebenfalls als Gemeingut des Stammes. Die Geschichte der Entwicklung der heutigen individuellen Persönlichkeit aus dem Communismus der primitiven Blutsfreundschaften ist die Geschichte der natürlichen Person. Sie scheidet sich erst ganz allmählich in Folge der Entwicklungsgeschichte der ethnisch-nrwrhologischen Bildungen ans den auf Blutsverwandtschaft gestützten organischen Verbänden ab, und erst in hochentwickelten staatlichen Bildungen kommt sie zu vollem Ausdruck." (Bausteine I, 74.) Wie bemerkt, ein grellerer Contrast zu unseren heutigen Rechtsanschauungen ist kaum denkbar! Besonders bekundet sich derselbe in der schon früher erwähnten Sitte der Blutrache, die sogar mit einem gewissen religiösen Nimbus umflossen ist. Begeht in dieser Friedensgenossenschaft ein Stammesgenoss einen Todtschlag, so verliert er durch diese frivole Schädigung des allgemeinen Besitzstandes jeden Anspruch auf Schutz, d. h. er wird selbst friedlos und vogelfrei. Jeder darf ihn straflos erschlagen. Der gewöhnliche Hergang wird der sein, das; der Mörder im ersten Affect getödtet wird, und sich so die Störung wieder ausgleicht. Richtet sich die Bluthat aber gegen einen Fremden, so ivird das vermittelt der Blutrache einen Krieg zwischen den beiden Geschlechtern zur Folge haben, indem ja Alle solidarisch für einander haften. Deshalb ist auch die individuelle Verschuldung dabei so gleichgiltig, wie etwa heutigen Tags bei einen: Kriege zwischen zwei Staaten der einzelne Soldat die Verantwortung trägt, deshalb richtet sich auch die Reaction nicht gerade gegen den Thäter als solchen, sondern gegen die sämmtlichen Stammesgenossen, die sich nicht etwa zur Entlastung auf ihre persönliche Unschuld berufen können. Ebenso fehlen natürlich die feineren Unterschiede zwischen zufälliger und beabsichtigter Tödtung, Fahrlässigkeit und Ueberlegung u. s. w. Diese ersten Stufen der socialen Entwicklung sind auch für die Entstehung und Fortbildung der verschiedenen Formen des ehelichen Lebens sehr bedeutsam.

Trotz aller Streitfragen*) im Einzelnen herrscht zur Zeit darüber völlige Uebereinstimmung, daß die Monogamie, wie wir sie heutigen Tags kennen

*) Der Erste, welcher die Blicke der wissenschaftlichen Welt auf diese Probleme lenkte, war Bachhofen in seinem Werk: Das Mnttcrrecht. Eine Untersuchung über die Gyncicokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart 1851 und sväter Antiquarische Briefe 188«. Seitdem ist die Literatur ganz erheblich gewachsen; wir heben hervor: Mc. Lnнан, Girant, Teulon und die Arbeiten des holländischen Gelehrten Willen, der sich ganz besonders den Malaien zuwendet. Berfehtcr der Priorität des Patriarchats sind u. A.: Mnne, on snrlv Is«? anit <>ist«m 1><83. ^ewurnea«, l» sooioloöie 1884 u. Starck, die vrimitwc Familie, Leipzig 1888.

230 Th. Achelis in Vremen.

und als die Grundnorm der Ehe ansehen, jedenfalls erst ein verhältnißmäßig spätes Culturproduct ist, das mithin nicht von Anfang an der Menschheit eigen gewesen sein kann. Daneben existiren noch, wie bekannt, die Polygynie und Polyandrie, wenn auch die letztere nur eine beschränkte und häufig aus rein localen Ursachen abzuleitende Geltung zu beanspruchen hat. Aber was wiederum mit der eben erörterten Wichtigkeit der gemeinsamen Blutabstammung in der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft zusammenhängt, das ist die anscheinend älteste Form der Verwandtschaft, das System der Mutterverwandtschaft, des Matriarchats, in welchem bei der unsicheren Constatirung der Vaterschaft lediglich die durch die Natur selbst provocirte Abstammung von der Mutter für die Kinder entscheidet. Diese Form der höchstwahrscheinlich ältesten Blutsangehörigkeit, wie sie sich am reinsten bei den Menangkabauschen Malaien auf Sumatra findet, beschreibt Post folgendermaßen: „Die Mutterfamilie setzt sich zusammen aus den Geschwistern, welche von einer gemeinsamen Mutter abstammen. Das Haupt dieser Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder. Dieser gilt als Vater der Kinder seiner Schwestern, während die Kinder seiner Brüder in die Familien fallen, denen die Frau angehört, welche sie heirathen. Der Vater ist daher bei dieser Art der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets den Kindern seiner Schwestern, deren Väter wieder nicht diesen Väter sind, sondern den Kindern ihrer Schwestern. Die Kinder gehören allemal in die Familie ihrer Mutter, nicht in die ihres Vaters. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir dies Wort gebrauchen, ist also bei dieser Art der Familie überhaupt nicht vorhanden, sondern er wird ersetzt durch ein anderweitiges Familienoberhaupt, für welches unsere Sprache kein Wort besitzt.“ (Studien zur Entwicklungsgesch. des Familienrechts S. 44). Gerade aber bei diesem System der Verwandtschaft (das dann nach dem Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in das bekannte Patriarchat hinüberführt, während der umgekehrte Verlauf niemals vorkommt), zeigen sich die Abweichungen von den regulären Formen des ehelichen Lebens, wie sie oben angegeben wurden, die ehelosen Zustände der Promiscuität, die man nicht als bloße Zersetzungen höherer Entwicklungsphasen auffassen kann*). Zweifellos universelle Erscheinungen sind dagegen die Nemb- und Kaufehe, welche ja noch aus dem klassischen Alterthum uns bekannt sind, ebenso die Leviratsehe, welche man anfänglich nur einigen semitischen Stämmen und den Indern zuzuschreiben geneigt war. Ferner scheint bis auf einige verschwindende Ausnahme» (nämlich da, wo das Matriarchat sich in der Gynaecologie*) das anschaulichste Beispiel hierfür liefern die Nirs an der Malabarüste, wo stets die aus den losen Verbindungen entsprossenen Kinder in die Familie der Mutter fallen, resp. in die ihres mütterlichen Onkels, vgl. Post, Studien S. 56! ähnlich bei den Australiern, vgl. Köhler, Zeits. f. völk. Rechtswissenschaft 7, 325 ff; für die Arier daraus, Mutterrecht und Raubhe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben (Untersuchungen zur Deutsch. Staats- und Rechtsgesch., herausgegeben von Gierke), Vrcslan 1883.

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 22^
kokratie zu einer gewissen hohen autoritativen Stellung der Frauen zuspitzt)
das Weib bis zur Entwicklung staatlicher Verhältnisse ein reines Vermögens-
object gewesen zu sein, ohne eigene Rechte und Ansprüche; am härtesten ge-
staltet sich ihre Lage vielfach in dem auf der Suprematie des Mannes er-
richteten wesentlich gaugenossenschaftlichen Patriarchat. Für die gleichfalls
universale Entwicklungsphase der Geschlechterverfassung beansprucht die freilich
in Einzelnen erheblichen Schwankungen unterworfenen Institution des Häuptling-
thums eine allgemeine Giltigkeit, sodann für spätere Zeiten die Sonderung
des Stammes in verschiedene Stände und Schichten, vor Mein der Gegensatz
der Freien und der durch Kriegsgefangenschaft, Schuldsclaverei und freiwillige
Ergebung in Unfreiheit, in dauernde oder zeitweilige persönliche Abhängigkeit
Höriger. Und so ließen sich die entsprechenden Parallelen mit mehr oder
weniger in's Detail gehender Genauigkeit auch für andere Gebiete des socialen
Lebens, für das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, für das Erb-, für das
Rache-, Büß- und Strafrecht, endlich für das Proceß- und Vermögensrecht
häufen bis zur Monotonie (vgl. die übersichtliche Zusammenstellung bei Post,
allg. Rechtswiss. S. 38 ff.) Wie schon früher angedeutet, für eine unbefangene
Prüfung des sich über alle Völker des Erdballs ausdehnenden Materials
(unbeschadet seiner Lücken im Detail) ergibt sich so viel, daß gegenüber den
Abweichungen in den Rechtsanschauungen der einzelnen ethnischen Gruppen
sich bestimmte, über alle ethnographische und chronologische Schranken bei
Weitem hinwegreichende Analogien finden, die das Grundprincip des sonst
häufig nur aus einer vorschnellen Generalisirung entstandenen allgemeinen
Menschlichen ausmachen. Deshalb ist das Studium gerade der Naturvölker
von so unendlichem Werth, weil sie uns den praktischen Commentar zu der
Gestalt bieten, die mir in den Phasen der höheren Cultur nur noch in
schwachen Anklängen, bisweilen aber überhaupt gar nicht mehr zu verfolgen
vermögen. Die Geschichte aber dieser socialen Entwicklung enthält zugleich
die Geschichte des menschlichen Geistes, sofern er sich in bestimmten Institu-
tionen, Handlungen, allgemeinen Rechtsanschauungen u. s. m. niederschlägt,
und das ist um so mehr der Fall, weil dieser ganze Proceß, wie wir ge-
legentlich schon betonten, mit weitgreifenden sittlichen und religiösen Ideen
verknüpft ist. Auch für die Philosophie nach all' ihren Zweigen hin (abge-
sehen natürlich von der formalen Logik), insbesondere in diesem Zusammen-
hange für die Erkenntnistheorie, für das Problem der Entwicklung des
bewußten Ich aus dem unbewußten seelischen Leben bietet die vergleichende
Ethnologie eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen.*)
Aber, so wird der exacte Historiker fragen, wird nicht ganz unwillkür-
lich das vielfach noch unsichere Material selbst den vorsichtigen Forscher doch
zu Fehlschlüssen verführen, um so mehr als die Tendenz von vorne herein
Vgl. meinen Aufsatz «Ethnologie u. Erkenntnistheorie» im Ausland, Wochen-
schrift für Erd- u. Völkerkunde, Jahrg. 189« S. 811. ff. u. 830 ff.
Rord und SKd. 1^1., 182. 16

232 Th, Acheli« in Vremen.

besteht, den betreffenden Folgerungen eine möglichst allgemeine Färbung zu verleihen? Darauf kann die Antwort nur lauten: Ja, und die thatsächliche Erfahrung bethätigt diesen Verdacht. Auch für die Völkerkunde ist der allgemeine wissenschaftliche Standpunkt, mit dem der Forscher an sie herangeht, von ungemeiner Bedeutung. Steht man z. A., wie eine Richtung moderner Culturohistoriker, unter dem Banne eines einseitigen Darwinismus, ist man dem zu Folge bestrebt, überall in dem Menschen nur die Bestie zu sehen, so wird begreiflicherweise der Anfang seiner Entwicklung so thierisch und gemein geschildert, wie irgend möglich; gilt es doch um jeden Preis, den Unterschied des Menschen und menschlichen Wesens möglichst verschwinden zu lassen, um dann natürlich am Schluß mit einem Triumphliede auf die eigene, unvergleichlich hohe Gesittung zu enden. Großartige Schöpfungen des menschlichen Geistes, wie z. B. die Religion werden als blöde Ausgeburten einer kindischen Einfalt, als ein verhängnißvoller Fehltritt des menschlichen Intellects bezeichnet und jede sittliche Empfindung als ein bloßes Product der äußeren Erfahrung dargestellt. Das sind Einseitigkeiten, die sich selbst rächen, um so gründlicher, je anspruchsvoller sie auftreten; aber man sollte solche lieber-schreitungen nicht die derartigen dogmatischen Machtsprüchen völlig abgewendete Wissenschaft der Ethnologie entgelten lassen, der es eben zunächst nur — das kann nicht häufig genug betont werden — auf die Zusammenstellung und Sichtung des einschlägigen Materials ankommt. Sodann ist zu bedenken, daß selbst irrige Schlußfolgerungen zur Klärung des wahren Thatbestandes nicht wenig beitragen, und daß, je unabsehbarer der Stoff der Forschung anschwillt, um so dringender gewisse methodische Gesichtspunkte von nöthen sind, wenn nicht jede klare Einsicht, jede pragmatische Auffassung in dem Wust des bloß Thatsächlichen verloren gehen soll. (Daß auch diese Gefahr für unsere Wissenschaft leider keine leere Befürchtung ist, ist unter den Kundigen ein offenes Geheimniß). Im weiteren Sinne aber ist die vergleichende Ethnologie ein Glied der großen socialen Weltauffassung, wie sie durch die Statistik und Nationalökonomie einerseits und durch die Philosophie (insonderheit durch Comte und Spencer) andererseits vorbereitet ist. Die Namen eines Quötelet, Quatrefages, Schäffle, Lilienfeld u. A. sprechen genug. Vielfach mögen die Bestrebungen dieser Forscher Bedenken erregen (am meisten wird das wohl die übrigens staunenswerth gelehrten Schriften Lilienfelds treffen: Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 6 Bde., Mitau 1873 ff.), der grundsätzliche Standpunkt, daß trotz aller psychologischen Bedeutung des einzelnen Menschen das Individuum in der Betrachtung der Geschichte der Menschheit und insbesondere bei der Ergründung großer, allgemeingiltiger socialer Gesetze nicht die erste Rolle spielen darf, wird sich einer steigenden Anerkennung zu erfreuen haben. Die Anschauung Rousseaus, die übrigens in dem neueren Utilismus eine entsprechende Fortsetzung gefunden hat, die Gesellschaft ohne Weiteres arithmetisch als die Summe der sie zusammensetzenden Individuen aufzufassen und in diesem Atomismus alle

Die Idee einer vergleichenden Rechtswissenschaft. 223

Schöpfungen des Universalgeistes, wie Religion, Recht, Sitte, Kunst, Staat u. s. w. als individuelle Producte oder noch rationalistischer aus bloßer Verabredung ableiten zu wollen, diese gänzlich unhistorische und unphilosophische Neigung ist leider auch unter uns noch nicht völlig erstorben. Vielleicht ist es uns gelungen, die unigekehrte sociale Perspective als die allein berechnete und wissenschaftlich fruchtbare durch unsere Betrachtung zu erweisen. Aber die Sache hat noch eine weitere Consequenz; durch die Beseitigung des individuellen Maßstabes wird auch erst der wahre objective Standpunkt für die Forschung gewonnen, der gerade hier völlig unentbehrlich ist. Dieser Ueberzeugung giebt Post in folgenden Worten Ausdruck, mit welchen mir unsere Skizze schließen wollen: „Die individuelle Werthschätzung ist ein ganz schwankender Factor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebiets unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Cannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher speißt oder rädert, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei, sie verwirrt nur den Causalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist.“ (Einleitung S. 53.)

Des Vaters Oermächtniß.

<, ^ur eben wich des Morgens Nebelfior,
Da schritten beide durch des Friedhofs Thor.
Ein Greis er schon, gebengt und weiß von Haar,
Sie noch in voller Blüthe frischem prangen,
Und doch — sein Auge blickt so freudig klar,
was ihre hält ein Schatten trüb umfangen.
Ein seltner Tag! Die sommerwarme Lust
Durchwürtzt der kindenblüthen süßer Duft;
Durch dichtes Kanngewirr nur zögernd dringt
Der Sonnenschein in muntern Lichtgebilden,
Dem Baum herab der Vögel Sang erklingt,
Und heil'ger Friede rings auf den Gefilden,
Mit Lächeln grüßt der Greis die Gräber alle,
Um dann zu seiner Tochter aufzusehn:
„Dies ist der Pfad, den ich alltäglich walle.
Der ebne Weg erleichtert mir das Gehn;
Dum bin ich auch mit Dir hcut hergekommen,
Nun D» zum erstenmal mir heimgekehrt,
Seit Dich der Gatte an sein Herz genommen
Und Dich entsührt dem elterlichen Herd,"

von

A Hutten.

— Tilsit. —

Des Vaters Vermächtnis; . 235

Ein bitterer Zug um ihren Mund sich zeigt,
Doch als sie dann zum Greis sich niederneigt,
scheucht tiefe Rührung schnell idn wieder fort,
sie faßt mit Inbrunst ihres Vaters Hände:
„V, wähltest Du doch einen ander» Vrt;
so ernst ist dieser, mahnt an Tod und Lnde."
Da lächelt er in seiner stillen weise:
„Nein, Anna, nein, man muß es nur verstehn.
wer bald am Ziele seiner lebensreise,
Der scheut sich nicht, dem Tod ins Aug' zu sehn,
wie, Thränen, Kind? Das ist kein Grund zum Klagen;
Ich Hab' ein reiches leben hinter mir;
Und müde seiner Freuden, leiden, Plagen,
Däucht's mir ein wonnevolles schlafen hier,
was meine heißen wünsche einst erbatn,
Ist mir gewährt — ich kann in Frieden ruhn, —
Die Rinder sind versorgt und wohlgerathen,
Und nicht umsonst war meines lebens Thun.
Nun wollt' ich Dich noch einmal wiedersehen,
Dein Mann entließ Dich willig zu mir her,
Und würd'ft Du froheim Vlickes vor mir stehen,
Hätt' ich auf «Lrden keine Sehnsucht mehr,"
Und da sie schweigt: „wer schon in weißen Haaren,
Darf wohl nach schlaf sich sehnen und nach Ruh',
Doch wer, wie Du, noch in den besten Jahren,
Der darf es nicht, der hat kein Recht dazu.
Zum Kampfe kann ein froher Zinn nur taugen,
Ein frischer Mnth siegt, weil er siegen will."
Da stürzen ihr die Thränen ans den Augen,
Und bebend bittet sie: „V Vater, still:
Ich wollte nicht Dir Deinen Frieden stören;
Doch nun Du selbst das Wort darauf gelenkt,
Magst Du auch meinen ganzen Kummer hören
Und mir verzeihen, wenn mein Wort Dich kränkt.
Nicht fremd mehr sind mir Vitterkeit und schmerzen,
Denn Kurt" — in schluchzen ihre stimme bricht;
Und milde drauf der Greis: „Am vaterherzen
Dich auszuweinen, Kind, das scheue nicht.
Doch nicht im Gehen laß uns weiter sprechen,
Ich weiß hier manche Vank zu stiller Rast,
Dort magst Du Dein beklemmend schweigen brechen,
Dein Herz entladen seiner schweren last,"
sie schreiten weiter, und sein müder Gang
Macht selbst den kurzen weg beschwerlich lang,
Doch endlich ist der Ruheplatz erreicht , . .

I. Hutten in Tilsit.

So tief in Busch- und Rankenwerk verstecket,
 Daß er Dornröschens Schloß beinahe gleicht,
 In dem sie schlummert, bis der Prinz sie wecket.
 Dort rasten sie, doch schweigen beide fort;
 Ein eigner Zauber spinnt um diesen Brt.
 Zwei Welten grenzen an einander hier:
 Zur Rechten Gräber voller Blumenspenden,
 Geschmückt mit allem, was der Gärten Zier,
 Und wildniß nur, wenn sich die Blicke wenden.
 Und doch — derselbe grüne Dämmerchein
 webt hier wie drüben um der Gräber Reihn;
 Der Vogel singt im Baum sein süßes kied,
 Bb unter ihm das Grab geschmückt, zerfalle;
 Der Sommerwind um beide schmeichelnd zieht,
 Natur umfängt mit gleicher kiebe alle.
 Die junge Frau hält ihren Blick gesenkt
 Und eignes keid nur ihre Seele denkt.
 Der Greis betrachtet lang sie ernst und still,
 Dann leuchtet auf sein Antlitz, wie er sinnet;
 Und als das Schweigen sie nicht brechen will,
 Er selbst von Neuem liebevoll beginnet:
 «Ich seh'. Dir wird der Anfang schwer, mein Rind,
 So warte noch auf eine bess're Stunde,
 wenn gar zu heiß das weh im kzerzen rinnt,
 Drängt sich von selbst das wort hinauf zum Munde.
 Blick' um Dich jetzt und lerne nun verstehen,
 was diesen Vrt so theuer mir gemacht,
 Daß da, wo Andere nur Verwesung sehen,
 Erinn'rung mir und Leben neu erwacht.
 Ich habe jede Inschrift hier gelesen
 von jedem Grabmal, jedem Kreuz und Stein,
 Auch Namen, die mir theuer einst gewesen
 Und eng verknüpft mit meinem Thun und Sein.
 Schon längst verflofsne schöne Jugendzeiten,
 Sie machen mir bei ihrem Klange auf;
 Ich sehe alte Freunde um mich schreiten,
 Die lang vor mir vollendet ihren kauf.
 Sieh dort die Gräber, sich so nah gerücket,
 von einer treuen, liebevollen Hand
 In gleicher weise immer reich geschmücket,
 Dort ruhen Zwei — die Hab' ich auch gekannt.
 Sie liebten sich. Er war von altem Stamme,
 Ein Bffizier, sie eine holde Maid;
 Nur Beide arm So schien die heil'ge Flamme

Des Vaters Vermächtnis;. — 227

Su bringen ihnen sorgen nur und Leid.
Doch treuen Muths sie mit einander harrten,
Bis ihre Stunde auch gekommen war.
Dann ward durch reiches Glück belohnt ihr Warten,
In Seligkeit oerging so manches Jahr. —
Was dann geschah — nie Hab' ich es verstanden, —
Ein Röthsel war's der menschlichen Natur.
Er fiel in eines schönen Weibes Banden,
Die ihn zum Spielzeug sich ersehen nur.
Wohl suchten treue Freunde ihn zu warnen,
Wohl war sein Herz von Scham und Reue schwer,
Sie wüßt' ihn immer wieder zu umgarnen,
Nicht lösen könnt' er ihre Fesseln mehr;
Und während noch daheim die Gattin glaubte,
Er sei nur krank, sei nur von Arbeit matt,
verließ mit jener, die sein Herz ihr raubte,
wie ein Verbrecher heimlich er die Stadt. —
was soll ich Dir die bittern Kämpfe schildern
Der Aermsten, als sie Alles nun erfuhr |
Da gab es keine» Trost, das keid zu mildern,
Verzweiflung, ödeste Verzweiflung nur.
Gekränkt, empört, in fassungslosem Langen,
vor Gram an Körper und an Seele schwach.
Gab sie der Ihren drängendem verlangen
Nach schneller Scheidung ohne Zögern nach.
Sie thai's, obgleich in ihrem Herzen innen
Für ihn noch mahnend eine Stimme sprach:
Er handelte im Rausch, er war von Sinnen,
Als er so schmäählich Dir die Treue brach.
Und als bci ihm der Taumel war verflogen, —
Hin Ehre, Gattin, Rind und Häuslichkeit, —
Da ist er durch die kande weit gezogen,
Betäubung suchend und Vergessenheit,
Der Ausbruch erst von einem neuen Kriege
Rief ihn zurück. Man nahm ihn wieder an;
Da führt er seine Schaar von Sieg zu Siege,
Er, stets der Kühnste, muthig stets voran.
Und was er suchte, hat er dort gefunden,
Entsühnung durch den Tod fürs Vaterland,
Die Brust zerschossen und den leib voll Wunden,
Den Sterbenden man auf dem Schlachtfeld fand.
Als man in seiner Heimat das erfahren,
Wie hat es die geschied'ne Frau berührt!
vergessen war, daß sie sich Fremde waren,
Sie selber hat die keiche hergeführt.
Die Tochter muß' ihr das versprechen gebe»,
In betten sie daneben auf dem Platz.

/>

**Nord und Süd. 1892:1. - Full View |
HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital
Library**

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

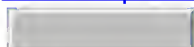
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



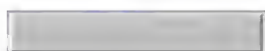
[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)

- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)
- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)
- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)
- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)

- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)
- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)
- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)
- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

Des Vaters Vermächtnis;. — 227
Su bringen ihnen sorgen nur und Leid.
Doch treuen Muths sie mit einander harrten,
Bis ihre Stunde auch gekommen war.
Dann ward durch reiches Glück belohnt ihr Warten,
In Seligkeit oerging so manches Jahr. —

Was dann geschah — nie Hab' ich es verstanden, —
Ein Röthsel war's der menschlichen Natur.
Er fiel in eines schönen Weibes Banden,
Die ihn zum Spielzeug sich ersehen nur.
Wohl suchten treue Freunde ihn zu warnen,
Wohl war sein Herz von Scham und Reue schwer,
Sie wüßt' ihn immer wieder zu umgarnen,
Nicht lösen könnt' er ihre Fesseln mehr;
Und während noch daheim die Gattin glaubte,
Er sei nur krank, sei nur von Arbeit matt,
verließ mit jener, die sein Herz ihr raubte,
wie ein Verbrecher heimlich er die Stadt. —
was soll ich Dir die bittern Kämpfe schildern
Der Aermsten, als sie Alles nun erfuhr |
Da gab es keine» Trost, das keid zu mildern,
Verzweiflung, ödeste Verzweiflung nur.
Gekränkt, empört, in fassungslosem Langen,
vor Gram an Körper und an Seele schwach.
Gab sie der Ihren drängendem verlangen
Nach schneller Scheidung ohne Zögern nach.
Sie thai's, obgleich in ihrem Herzen innen
Für ihn noch mahnend eine Stimme sprach:
Er handelte im Rausch, er war von Sinnen,
Als er so schmäählich Dir die Treue brach.
Und als bei ihm der Taumel war verfliegen, —
Hin Ehre, Gattin, Rind und Häuslichkeit, —
Da ist er durch die kande weit gezogen,
Betäubung suchend und Vergessenheit,
Der Ausbruch erst von einem neuen Kriege
Rief ihn zurück. Man nahm ihn wieder an;
Da führt er seine Schaar von Sieg zu Siege,
Er, stets der Kühnste, muthig stets voran.
Und was er suchte, hat er dort gefunden,
Entsühnung durch den Tod fürs Vaterland,
Die Brust zerschossen und den leib voll Wunden,
Den Sterbenden man auf dem Schlachtfeld fand.
Als man in seiner Heimat das erfahren,
Wie hat es die geschied'ne Frau berührt!
vergessen war, daß sie sich Fremde waren,
Sie selber hat die keiche hergeführt.
Die Tochter muß' ihr das versprechen gebe»,
In betten sie daneben auf dem Platz.

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

238 I, Hütten in Tilsit.

V Gott, für ein verfehlt, vereinsamt leben
Ein ärmlicher, ein trauriger Ersatz."
„wie, Vater, habe ich Dich recht verstanden?
Beschönigst Du des Mannes frevlen Wahn?
sollt' sie verharren in den alten Banden,
Die treulos er und ehrlos abgethan?"
„Nein, Anna, nein, es darf sie Niemand schelten,
weil sie das Band gelost, das er entehrt,
Doch glaubst Du, daß dies zornige vergelten
Befriedigung und Glück ihr je gewährt?"
„Das Glück war schon für immerdar entschwunden."
„so denkst Du. Doch wenn lang die lebensbahn,
Glaubst Du nicht, daß in manchen stillen stunden
sie sich gefragt: war es auch recht gethan?
sie kannte ihn als nicht gemeinen Ztrebens,
Hat er in lieb' und Treu ihr doch geweiht
Die reichsten Jahre seines jüngern lebens
Und nie gewankt vor dieser letzten Zeit,
war' es da edler nicht von ihr gewesen,
Zu harren stille seiner Wiederkehr,
Um dann in seinen Augen selbst zu lesen,
Vb wirklich kein versöhnen möglich war?
viel lernet man in einem langen leben.
Und mit Bewegung Hab' ich oft erkannt,
Momente giebt's, da ist allein gegeben
Der Ehe schicksal in des Weibes Hand.
Wohl ihr, wenn sie das rechte Wort dann findet,
Das jede Wirini ß löst und Frieden schafft,
Daß nicht die stunde ungenützt entschwindet
Und Glück und Ruh für immerdar entrafft,
(!) bitter muß es sein, sich einst zu sagen,
wenn schon dem Grab des Andern leib gehört.
Ein wenig mehr verzeihen und Ertragen,
Ein milder Wort hätt' jeden Trug zerstört, —
Doch jetzt genug davon. Gekräftigt habe
Ich völlig mich durch diese lang? Ruh.
Nun führe ich Dich Deines Bruders Grabe
Noch auf dem andern Theil des Friedhofs zu." —
sie schlagen nicht die breiten Pfade »in.
Auf Zickzacklinien durch der Gräber Reihn
Geht seiner Tochter sacht der Greis voran,
sie folgt ihm langsam mit gesenkten Blicken,
Nur schwer den Thränen sie gebieten kann
Und schwer des Heizens -eufzer nur ersticken.

Des Vaters vermSchtniß.
An ihres Bruders Grab sie lange steht,
Die Hände stumm gefaltet im Gebet.
Sie fühlt im tiefsten Innern sich bewegt.
Und als sie ihre Andacht hat beendet,
Sie beide Arme um den Vater legt
Und spricht voll Zärtlichkeit zu ihm gewendet:
„B Vater, Schweres hast auch Du erfahren,
Da Dir der Sohn, der älteste ward geraubt.“
Da nickt' er ernst: „Ja, in de» ersten Jahren
Nach seinem Tode Hab' ich's auch geglaubt.
Doch stiller wird man mit der Seiten Schwinden,
Sieht freiern Blicks dem Schicksalstreibe,, zu;
Und muß man recht des Lebens kast einxfinoen,
Gönnt man den Tobten ihre Grabesruh. —
Jetzt aber laß uns Deiner denken wieder.
Willst Du mir hier Dein keid nicht anvertraun?“
Da senkt sie langsam ihre Augenlider,
Um dann ihn voll und innig anzuschauen:
„Nein, Vater, nichts Hab ich Dir mehr zu klagen,
Du Haft mein ganzes Fühlen umgewandt.
Kurt ist mir treu. Nie will ich mehr verzagen,“
Da legt er segnend ihr auf's Haupt die Hand.
„So hat mich denn betrogen nicht mein Hoffen,
Dir ist des lveibes echter Sinn geschenkt.
Doch bitt' ich dennoch, Anna, sei jetzt offen,
Erzähle mir, wie Dich Dein Mann gekränkt.“
Noch zögert sie, da sie zum ersten Mal
Entrollen soll vergangner Zeiten Bual.
Und was das keben ihr bedrückt so schwer,
Ein ander Aussehn hat es angenommen,
So furchtbar selbst erscheint es ihr nicht mehr;
Doch endlich spricht sie zögernd und beklommen:
„Er sieht im öffentlichen keben, Treiben,
Nur müde seh' ich ihn und abgespannt,
wie bitter schwer es ist, allein zu bleiben,
Hab' ich als seine Gattin erst erkannt.
Allein muß ich der Kinder Schritte lenke»,
Allein verwalten unsre Häuslichkeit,
Gern möcht' ich theilen all sein Strebe», Denke»;
Mich einzuführen hat er keine Zeit.
Bst Hab' ich ihn gebeten und beschworen,
Zu leben seinem Amt und uns allein;
kiebt er mich noch, wie da er mich erkoren,
Er würde nicht so unerbittlich sein,
wie sorgtest Du für Mütterchens Behagen,

2^0

Z. Hutten in Tilsit.

wie hast Du sie behütet und geschont,
Ich muß allein des Lebens Lasten tragen
Und kaum ein Wort des Danks mein Mühn lohnt,
Wohl kann ich fest auf feine Treue zählen,
Ihn reißt kein sündiges Verlangen hin,
Doch daß mir Sonnenschein und Blumen fehlen,
Begrift er nicht in seinem ernsten Sinn.
Nur traurig Wundern hat er für mein Klagen;
Zhm ist schon Lohn genug erfüllte Pflicht.
Für andere sich zu mühen und zu plagen,
Zum Schwersten nie an Kraft es ihm gebracht,"
„vielleicht thut er's aus Ehrsucht?" fragt der Alte,
Heiß steigt in's Antlitz ihr das rothe Blut,
„Bist es gleich für übertrieben halte,
Ich weiß gewiß, er thut's aus Gxsermiith."
Da spricht er warm: „Dann, Anna, sei zufrieden
Und klage nicht verwehten Träumen nach.
Dir ist, trotz allem, reiches Loos beschieden,
wer träumt, der schlummert, und das Weib sei wach.
Stets wird's den Mann in's volle Leben drängen,
Doch lockt ihn nur hinaus kein eitler Schein,
Darf ihm die Frau nicht feinen Sinn beengen.
<Ls kommt die Zeit, da wird er müde sein.
Und hält sie dann bereit ihm die Stätte,
wie freudig dankbar kehrt er ihr zurück;
Und welche Lockung auch die Welt ihm hätte,
Sein Weib, sein Kind bleibt seines Herzens Glück."
So spricht der Greis und deutet ihr dabei,
wie heilig solche Pflicht des Weibes sei.
Nicht neue Weisheit von der Lixxe quoll,
Wie sie vor seinen Schülern ihr entflossen,
Nur Worte, ernsten, treuen Mahnens voll,
wie einem Herz voll Liebe sie entsprossen.
Und ihr war jedes ein Vermächtniß werth
Denn als sie bald zum Gatten heimgekehrt,
Sah nie mehr wieder sie den Vater dann.
Noch eh' des Winters Toben angefangen,
Sie trugen schon hinaus den stillen Mann,
Den Weg entlang, den er so gern gegangen.

Charles Bradlaugh.

Ein Charakterbild,

von

Gtto Felsmg.

— Berlin, —

Er ist NUN todt und begraben, der Mann, dessen fanatisirte Gegner einst aussprengten, er habe sich erkühnt, mit seinem Leben die Nichteristenz Gottes beweisen zu wollen, indem er unter freiem Himmel in Gegenwart einer vieltausendköpfigen Menge seine Uhr hervorgezogen und ausgerufen habe: „Es ist eine Lüge, noch mehr als das, ein Schwindel, daß Gott existirt ... ich will es Euch beweisen, meine Freunde: hier habe ich meine Uhr, und wenn Gott existirt, so fordere ich ihn hiermit auf, mich, den Gottesleugner, binnen drei Minuten vor Euren Augen todt niederzustrecken! Und er wird es thun, wenn er kann, to be suis! . . . Eine Minute! . . . Zwei Minuten!! . . .

Drei Minuten!! — ^VsII, Ke äici n't KriooK ms clown, tns soosleek

„6«<1", — »nä tkeretoro I ä« cleolars Kim not to Ks «xi8tent!^*)

Bradlaugh mies vor Gericht durch eine geradezu ungeheure Zahl von Augen- und Ohrenzeugen nach, daß dies Geschichtchen eine schändliche Verleumdung sei, gleich hundert anderen nur erfunden, um ihn dem Abscheu der Parlamentswähler preiszugeben und seine Wahl zu hintertreiben; es hat ihm aber nichts genützt — zumal der Ausstreuer der Verleumdung noch vor der Urtheilssllung starb — das Märlein wurde von Tausenden und Aber-tausenden geglaubt und immer und iinmer wieder gegen ihn in's Feld geführt.

*) Seht Ihr? Er hat mich nicht zu Boden geschlagen, der sogenannte „Gott“

— und deshalb erkläre ich feierlichst, dak er nicht existirt!

2?2

Btto Felsing in Berlin.

Aber trotzdem sie erlogen mar, diese zuerst während der Wahlkampagne 1868 aufgetauchte „Gottes-Herausforderung“, trotzdem der angeblich von Bradlaugh gegen die Gottes-Eristenz geführte „Beweis“, abgesehen von der Blasphemie, in seiner Logik so brüchig war, daß sich schon deswegen das klar denkende, „streitbare Mitglied für Northampton“ seiner nie bedient haben würde — das Geschichtchen giebt dennoch eine geradezu schlagende Charakteristik des Mannes, dein es nachgesagt wurde, oder zum Mindesten eine munderbar treffende Veranschaulichung einer Seite seines Charakters. Ja, er war ein „Herausforderer“, ein „bullttßskrer“ von seiner Knabenzeit an bis zum Tode! Er kannte kein anderes Kampfmittel, als mit dem aufreizenden rothen Tuche direct auf den Stier loszustürmen und ihn bei den Hörnern zu packen ... und er hat ihn geworfen-, jedes Mal und jeden. Wenn er auch häufig genug selber dabei auf den Sand gestreckt wurde, daß man ihn zerschmettert glauben mußte, nach unglaublich kurzer Frist war er wieder auf den Beinen, der Kampf begann von Neuem, und schließlich mar es immer, ausnahmslos, Bradlaugh, der den Sieg davontrug!

Ich bin da in ein Bild aus dem Stierfechter-Leben gerathen. Aber wenn ich mit größter Anstrengung nach einem Vergleich gesucht hätte, ich hätte keinen bezeichnenderen finden können; schon Bradlaughs Anblick, den ich mir in die Erinnerung zurückrufe, würde mir dieses Gleichniß aufzwingen: eine zwar große, aber bei ihrer Schulterbreite doch gedrungen aussehende grobknochige Figur, im wahren Sinne des Wortes: vierschrötig; ein Paar Arme mit Muskeln hart wie Stein; ein kurzer Nacken von einer Breite und massigen Kraft, wie ich keinen zweiten je gesehen, und darauf ein fast vier-eckiger gewaltiger Kopf mit sehr breiter, aber nicht gerade hoher Stirn, großen runden, leicht aufglühenden Augen von unbestimmter Farbe, und so-dann einer ganz unverhältnißmäßigen, geradezu kolossalen Kinn-Entwicklung, die den Eindruck des Kopfes vollständig beherrschte und den Phnsiognomen einen Prachtbemeis für ihren Satz geben mußte, daß ungewöhnliche Stärke der Kinnpartieen eine auf's Höchste gesteigerte, zielbewußte Thatkraft und unerschütterliche Energie andeutet!

Bevor ich Bradlaugh persönlich kennen gelernt, war ich der Meinung, daß der größte CKarakteristiker mit dem Zeichenstifte, Harr« Furniß vom Londoner „Punch“, bei der Herausarbeitung der „revolutionären Kinnlade“ seiner Bradlaugh.Figuren denn doch stark übertrieben haben müsse; aber keineswegs, Furniß hatte sich sorgsam davor gehütet, hier auch nur um Haaresbreite von der Natur abzuweichen, vielmehr bei seinen Skizzirungen des „an-iul raäi«al“, im vollen Bewußtsein der Gefahr, dieser Figur gegen-über durch Uebertreibung selber lächerlich zu werden, anstatt lächerlich zu machen, sie im Ganzen eher noch gemildert in ihren Besonderheiten als ver-stärkt. So zog er dem „unbefugten Vertreter für Northampton“ in seinen oft hundertkövfigen Umrißbildchen aus dem Parlament einen leidlich anständig auf dem Leibe sitzenden (Schröck an, während Bradlaugh stets einen fabrik-

Charles Bradlaugh. 2H3

mäßig angefertigten, sehr ordentlichen und sauberen Rock trug, der ihm aber so lodderig, geradezu herausgesagt, so „ruppig“ auf dem Leibe hing, daß sich selbst seine Freunde oft darüber entsetzten. — Man glaube nicht, daß der Anzug Bradlaugh's eine des Envähnens nicht werthe Nebensächlichkeit wäre; Bradlaugh's Rock war im Gegentheil ein bedeutsames Characteristicum, allerdings weniger für seinen Träger selber als für die Anderen; denn es war Bradlaugh's äußerer Mensch womöglich noch mehr als sein innerer, der das Verhältniß dieses Mannes zu seinen Collegen im Parlament wie zur „Gesellschaft“, überhaupt bestimmte: eine recht beträchtliche Anzahl von Männern, die am Ende Bradlaugh's Ansichten hätten gelten lassen, so verwerflich sie ihnen auch scheinen mochten, nahmen Anstoß an seinem Aussehen und erklärten es, charakteristisch genug für englische Anschauungen, als „undenkbar, mit einem schon im Aussehen unALutlßMlwliKßn Menschen in Berührung zu kommen.“ Der Mann, der uuFentleuanliKe aussah, konnte auch kein sseutlsman sein; also . . .!!

Und freilich, den Eindruck eines Gentleman hat Bradlaugh nie gemacht. Er sah stets wie ein überderber Provinzschuster aus, den die Natur eigentlich zum Kohlensackträger bestimmt hatte — und sah erst recht fo aus, wenn er sich „fein machte“, wie z. B. an dem Abende, wo ich, vor nun fünfzehn Jahren, im Londoner Hause eines bekannten freidenkerischen Schriftstellers, zum ersten Male „came to 8kaKk bau äs ^itb. bim“. Damals wußte ich noch nicht, daß er in der That seine Carriöre als Laufbursche und Kohlenträger begonnen hatte, ?und ich hätte mich gewundert, wie denn diese unzweifelhafte Sackträgergestalt in die Gesellschaft komme, wenn mein gastlicher Freund mir's nicht gesagt hätte, daß ich den Mann vor mir habe, dessen Namen damals entweder mit Begeisterung oder mit leidenschaftlicher Abneigung ganzs England im Munde führte, vor dessen flammenden, die Zuhörer fcma-tisirenden Worten eine Regierung zitterte, die sich selber damals die stärkste der ganzen Welt zu nenneil liebte!

Ein Mann wie Bradlaugh ist in keinem anderen europäischen Lande als eben nur im freien England denkbar, und zwar nicht etwa wegen der politischen Freiheit des Inselreichs, die doch immerhin ihre „6ra^-dack8“ hat, sondern wegen der nur in diesem Lande vorhandenen Möglichkeit, daß sich dort jede, auch die sonderbarste Individualität frei entwickeln und frei ausleben kann. Bei uns in Deutschland z. B. würde ein „Bilderstürmer“ wie Bradlaugh ... er zeichnete einen großen Theil seiner Flugblätter und Broschüren, namentlich im Beginne seiner öffentlichen Laufbahn, als „Iconocl»8w8“ ... bei uns also würde ein Bradlaugh wahrscheinlich Zeit seines Lebens! nicht aus dem Gefängnisse herausgekommen sein; in England aber konnte er ein Mann werden, der trotz Allein, was man mit Recht gegen ihn vorbringen kann, doch unbezweifelbar seinen» Vaterlande und seinen Mitbürgern sehr viel genützt hat, ein Mann, der für die unteren wie für die oberen Klassen mit vollkommener Hintansetzung aller persönlichen Interessen

2HH <vtt° Felsing in Verlin.

viele Gesetzes-Wohlthllten erkämpfte, die auch von seinen erbittertsten Feinden anerkannt wurden, als sie ihnen zu gute kamen, und ihm schließlich noch kurz vor seinem Tode vom Vertreter der so oft und so maßlos heftig von ihm angegriffenen Regierung wie auch voni Sprecher desselben Parlamentes, das ihn trotz wiederholter regulärer Wahl mit körperlicher Gewalt hatte zum „hohen Hause“ hinauswerfen lassen, die offizielle Anerkennung eintrugen, er habe „dem Hause so werthuolle Dienste geleistet,“ daß Regierung wie Präsidium des Unterhauses „als Beweis der Achtung, welche ihm in seiner Eigenschaft als nützlich Mitglied gezollt werden müsse,“ dein Antrage beiträten, jene Resolution vom 22. Januar 1880 aus den Protokollen zu streichen, in der ihm die Erlaubnih verweigert worden war, den parlamentarischen Eid oder ein Gelöbniß an Eidesstatt abzulegen! — Solch ein Vorgang, solch eine unüberbietbare Genugthuung steht wohl in der Geschichte des Parlamentarismus einzig da, oder ist doch zum Mindesten etwas ganz Ungewöhnliches und Erstaunliches; aber außergewöhnlich in jedem Betracht und erstaunlich in sehr vieler Hinsicht war auch der Mann, der seine Feinde, d. h. die Feinde des von ihm gewollten Guten, in den Staub warf und, was noch schwieriger war, die thurmhohe englische Heuchelei wie die Felsengebirge der englischen Vorurtheile zerschlug und zerschmetterte, bis endlich, nach gerade elf Jahren, das Unterhaus zu dem Entschlüsse kam, das schmachvolle Geschehene ungeschehen machen zu wollen, einen trotz aller richterlichen Bestätigung ungesetzlichen Schritt wenigstens that sächlich als ungesetzlich auch anzuerkennen und die amtliche Beurkundung desselben amtlich wieder zu tilgen, bis endlich dasselbe Haus aufzuhören beschloß mit den Feindseligkeiten gegen Bradlaugh, welches dem zweimal rechtmäßig gewählten Volksvertreter die Ableistung des vom Gesetze verlangten Eides verwehrte und ihn trotzdem gerichtlich zu einer Geldstrafe von 19 (XX) <^t, für jede Sitzung hat verurtheilen lassen, an der er „unbeidet und somit unbefugt“ theilgenommen hatte!

Wie Charles Bradlaugh — Charles Vradlaugh wurde, es ist ein Kapitel, wohl werth, gelesen und überdacht zu werden, denn es lehrt an einem gar nicht besser zu findenden Beispiele, wie ein Mann von Charakter und zäher Energie auch die für absolut unübersteigbar gehaltenen Hindernisse zu überwinden, oder vielmehr sie aus dem Wege zu räumen weih!

Bradlaugh war als Sohn eines armen Schreibers im Jahre 1833 zu London geboren. Da in seiner Familie bittere Roth herrschte, so mußte seine Erziehung für beendet erklärt werden, als er es mit 11 Jahren zur Bewältigung „der 3 N“ gebracht, nämlich zur Roth lesen, schreiben und rechnen mit den vier Species gelernt hatte (LeaäinF, (^i-itinss, (H,)ritnrrnLrie). Er wurde nun Laufbursche, dann Kohlenträger und zugleich Commis eines Kohlengeschäftes, und danach Kohlenträger und gleichzeitig Kohlenhändler für eigene Rechnung. Er sparte während dieser Zeit so, daß er hungerte; nur um Geld für Lehrbücher aller Art zu haben und autodidactisch seine Schul-

rust.org/accessibility">HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

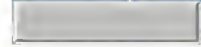
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

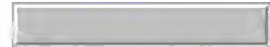


[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)
- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)

- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)
- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)
- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)

- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)
- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

2HH <vtt° Felsing in Verlin.

viele Gesetzes-Wohlthllten erkämpfte, die auch von seinen erbittertsten Feinden anerkannt wurden, als sie ihnen zu gute kamen, und ihm schließlich noch kurz vor seinem Tode vom Vertreter der so oft und so maßlos heftig von ihm angegriffenen Regierung wie auch voni Sprecher desselben Parlamentes, das ihn trotz wiederholter regulärer Wahl mit körperlicher Gewalt hatte zum „hohen Hause" hinauswerfen lassen, die offizielle Anerkennung eintragen, er habe „dem Hause so werthuolle Dienste geleistet," daß Regierung wie Präsidium des Unterhauses „als Beweis der Achtung, welche ihm in seiner Eigenschaft als nützlich Mitglied gezollt werden müsse," dein Antrage beiträten, jene Resolution vom 22. Januar 1880 aus den Protokollen zu streichen, in der ihm die Erlaubnih verweigert worden war, den parlamentarischen Eid oder ein Gelöbniß an Eidesstatt abzulegen! — Solch ein Vorgang, solch eine unüberbietbare Genugthuung steht wohl in der Geschichte des Parlamentarismus einzig da, oder ist doch zum Mindesten etwas ganz Ungewöhnliches und Erstaunliches; aber außergewöhnlich in jedem Betracht und erstaunlich in sehr vieler Hinsicht war auch der Mann, der seine Feinde, d. h. die Feinde des von ihm gewollten Guten, in den Staub warf und, was noch schwieriger war, die thurmhohe englische Heuchelei wie die Felsengebirge der englischen Vorurtheile zerschlug und zerschmetterte, bis endlich, nach gerade elf Jahren, das Unterhaus zu dem Entschlüsse kam, das schmachvolle Geschehene ungeschehen machen zu wollen, einen trotz aller richterlichen Bestätigung ungesetzlichen Schritt wenigstens that sächlich als ungesetzlich auch anzuerkennen und die amtliche Beurkundung desselben amtlich wieder zu tilgen, bis endlich dasselbe Haus aufzuhören beschloß mit den Feindseligkeiten gegen Bradlaugh, welches dem zweimal rechtmäßig gewählten Volksvertreter die Ableistung des vom Gesetze verlangten Eides verwehrte und ihn trotzdem gerichtlich zu einer Geldstrafe von 19 (XX) <^t, für jede Sitzung hat verurtheilen lassen, an der er „unbeidet und somit unbefugt" theilgenommen hatte!

Wie Charles Bradlaugh — Charles Vradlaugh wurde, es ist ein Kapitel, wohl werth, gelesen und überdacht zu werden, denn es lehrt an einem gar nicht besser zu findenden Beispiele, wie ein Mann von Charakter und zäher Energie auch die für absolut unübersteigbar gehaltenen Hindernisse zu überwinden, oder vielmehr sie aus dem Wege zu räumen weih!

Bradlaugh war als Sohn eines armen Schreibers im Jahre 1833 zu London geboren. Da in seiner Familie bittere Roth herrschte, so mußte seine Erziehung für beendet erklärt werden, als er es mit 11 Jahren zur Bewältigung „der 3 N“ gebracht, nämlich zur Roth lesen, schreiben und rechnen mit den vier Species gelernt hatte (LeaäinF, (^i-itinss, (H,)ritnrnLrie). Er wurde nun Laufbursche, dann Kohlenträger und zugleich Commis eines Kohlengeschäftes, und danach Kohlenträger und gleichzeitig Kohlenhändler für eigene Rechnung. Er sparte während dieser Zeit so, daß er hungerte; nur um Geld für Lehrbücher aller Art zu haben und autodidactisch seine Schul-

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Charles Vradllugh. 2H5

bildung zu vervollkommen. Dazu hatte er nur die Nächte frei; und doch gelangte er mit der Zeit dahin, daß er sich nicht nur die in den besseren Schulen des damaligen England gelehrten Schulwissenschaften, sondern auch das Hebräische und überdies theologische Kenntnisse so weit zu eigen machen konnte, daß er als Sonntagsschullehrer im Dienste der Kirche von England angestellt werden konnte; gewiß ein Beweis ganz außergewöhnlicher Energie. Diese Anstellung im Dienste der Kirche oder vielmehr die durch sie hervorgerufene eindringendere Beschäftigung mit den kirchlichen Bekenntniß-Satzungen, im Verein mit dem höchst unklugen Zelotismus der Geistlichkeit war es, welche ihn zum gewaltigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer des Atheismus machte, den England je gehabt. Und das kam so: der Kohlenhändler, Kohlen-träger und Sonntags-Kirchenschullehrer fand nämlich aus, daß nach seiner Meinung . . . und er bewies damit die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnende Geistesschärfe und streng folgerechte Denkweise ... die 39 Artikel der Hochkirche von den grundsätzlichen Lehren des neuen Testaments in wesentlichen Punkten abweichen. Er setzte sich hin und schrieb einen mehr Belehrung und Aufklärung erbittenden als protestirenden Brief an den ihm vorgesetzten Geistlichen. Und dieser hochwürdige Priester, von dem man auch sagen kann: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“, entsetzte sich dermaßen über den „Ketzer“, daß er auf dessen Suspendirung vom Amte eines Sonntagsschullehrers und zugleich seine öffentliche Brandmarkung als Atheist drang — mit solchem Erfolge, daß durch Bradlaugh's überzeugende Beredtsamkeit Hunderttausende von der Kirche abfielen, die sich eines Ketzers entledigen wollte, weil sie sich nicht die Mühe gab, ihn zu belehren, oder daran verzweifelte, einen so scharfen Kopf von der Richtigkeit des Gegentheils seiner Ansichten zu überzeugen«! Denn noch war Bradlaugh nicht Atheist; noch hatte er keine feste Ueberzeugung gewonnen; erst die Ausstoßung mit Schimpf und Schande brachte ihn dazu, sich anhaltender mit den Lehren der englischen Kirche zu beschäftigen, dann zur Prüfung der christlichen Glaubenslehre und schließlich zur Prüfung der Frage überzugehen: existirt Gott? Bald war der über theologischen Problemen grübelnde Kohlenhändler und Kohlen-träger zu der Ueberzeugung gelangt, unwiderlegliche Beweise dafür gefunden zu haben, daß nicht nur die kirchlichen Glaubenssätze der «Hurd ot Nußlauä haltlos in sich selber seien, sondern auch daß der christliche Glaube nicht auf göttlicher Offenbarung, vielmehr auf Legenden beruhe, da die Bibel nicht das Wort Gottes, sondern eine Sammlung von theils unkritisch abgefaßten historischen Büchern, theils tendenziös entstellten Ueberlieferungen sei. Und bei der Untersuchung der Frage der göttlichen Offenbarung durch die Bibel kam er, oder glaubte er, bald genug zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß ein Gott überhaupt nicht existire, nicht existiren könne.

Ich beschränke mich darauf, die Thatsache dieses geistigen Umwandlungsprocesses anzuführen, und enthalte mich jeder Kritik.

2^6

Vtto Felsing in Berlin.

Im Jahre 1850 schrieb Bradlaugh seine erste Flugschrift.- „Einige Worte über den christlichen Glauben.“ Sie kostete ihm seine damalige Commis-Stellung und entzweite ihn mit seinen kirchlich gesinnten Eltern, ja, sie brachte die Geistlichkeit so gegen ihn auf, daß diese ihn fanatisch verfolgte, es ihm durch ihre öffentlichen und geheimen Denuncationen für lange Zeit unmöglich machte, überhaupt eine Stellung irgend welcher Art zu erlangen, oder er regelmäßig ein paar Tage nach Erlangung einer Stellung als verabscheuenswerther Gottesleugner mit Schimpf und Schande entlassen wurde! Aber all das stahlte ihn nur. Bradlaugh war schon damals eine Toledanerklinge, die um so stärker zurückspringt, je mehr man sie zu biegen trachtet. Von nun an ward er zum Apostel des Atheismus, und es zeigte sich an ihm eine der hervorstechendsten Eigenschaften des englischen Volkes in höchster Potenz: in Sachen der Religion sind sie nicht lauwarm wie die meisten von uns Deutschen, sie hängen im Gegentheil entweder einem der vielen Bekenntnisse mit leidenschaftlicher Hingabe, oft sogar mit fanatischer Inbrunst an, oder sie sind ebenso fanatische Bekämpfer alles und jedes Glaubens*). Um seinen freidenkerischen und damit im Zusammenhange stehenden radicalen politischen Ansichten größere Verbreitung zu geben, wurde Bradlaugh ein I^ec:rurer; er hielt Vorträge, auch populär-wissenschaftliche, die es besonders auf die Arbeiterschaft und dann auch auf die ärmsten und jeder irgendwie gearteten Belehrung entzogenen „Straßen-Araber“ abgesehen hatten, in gemietheten Sälen und unter freiem Himmel. Sie entsprangen der Erkenntniß, daß bei der unsagbaren Unbildung der Massen und ihrer Unfähigkeit, selbst Penny-Schriften und „Höhpnipämfes“ (Kälfpenn^vämpKlets) zu kaufen, durch Broschürenschriften allein eine stärkere Wirkung auf die unteren Klassen nicht zu erzielen sei und besonders nicht die von Bradlaugh durch fortgesetzte Belehrung derselben gewollte und geradezu leidenschaftlich, ohne jede Rücksicht auf sich selber angestrebte Verbesserung der Lage der „msssss“. Bradlaugh ging daher, wie stets unmittelbar nach Erkenntniß des Weges zum Ziele, mit Feuereifer daran, die gewollte Wirkung durch das lebendige Wort zu erreichen.

Das war der richtige Weg; denn nun verbreitete Bradlaugh, wie schmerzlich ein Anderer, unter den Massen Aufklärung in Bezug auf die „Wissenschaft vom täglichen Leben“, d. h. von den Daseins-Bedingungen wie ihrer Verbesserung, und pflanzte in die breiten, allem Wissen fernstehenden Schichten die fruchttragende Erkenntniß, daß es kein besseres, edleres und auch praktisch nützlicheres Ding giebt als Kenntnisse, die allein den Menschen geistig und social frei machen; er brachte ihnen auch Aufklärung über die Jämmerlichkeit ihrer damaligen politischen Lage bei und lehrte sie, nach Maßgabe ihrer *) Es gab nach der letzten officiellen Aufstellung des Oberregistrator's in England und Wales allein 11 verschiedene Ncligions-Kenossenschaften! Für Irland und Schottland, wo das Scctcnwscn die zahlreichsten und wunderbarsten Blüten treibt, fehlt es an einer amtlichen Feststellung.

Charles Bradlaugh,

2⁷

Fähigkeit nachzudenken über sich selber, Gott (resp. „Nicht-Gott“) und die Welt. Aber auch für ihn waren diese Lecturen von gar nicht hoch genug zu schätzendem Werthe: sie verschafften ihm einen zahllosen Anhang, ließen ihn zu einer Macht werden, mit der auch die ihn angeblich verachtenden, ihn beharrlich „bruts“ (auf gut süddeutsch „Viech“) schimpfenden, leidenschaftlichen Gegner rechnen mußten, und zogen ihn überdies zum ersten Volksredner Englands heran, was «orten weit mehr besagen will als etwa bei uns, weil in keinem anderen Lande der Welt, selbst nicht in Amerika, die volkstümliche Redekunst so entwickelt ist wie in England, wo eine Unzahl von 66bätilla.«>u1)8 in systematischer Anweisung und unausgesetzter praktischer Uebung gute Volksredner und Parlaments-Sprecher in Massen ausbilden. Augenzeugen aus jenen Tagen haben mir versichert, daß es ein fieberhaft erregendes Schauspiel war, den jugendlichen, während der ersten Hälfte seines Lebens geradezu ungeschlacht knabenhaft aussehenden Bradlaugh von einem Ecksteine der belebtesten Londoner Straßen oder einem Stuhle im Hydepark herunter in himmelanstürmender Beredtsamkeit über, populär-wissenschaftliche, politische und theologische Themata vor Tausenden sprechen oder ihn mit bekannten Politikern über die damalige Rechtlosigkeit der unteren Klassen und schließlich mit ^aien wie Geistlichen jeder Richtung, Hochkirchlerischen, katholischen oder jüdischen Priestern über die Existenz Gottes, die Echtheit der Bibel n. s. w. debattiren zu hören. Hunderte, vielleicht tausende von Malen sorderte der stiernackige und orkanstimmige Bradlaugh die in London umherziehenden Straßenredner der verschiedensten Secten zur Disputation heraus und stieg dabei — ich habe es noch im Jahre 1877 mehr als einmal mitangesehen — auf einen Stein, Stuhl oder in ein Cab, um mit einem auf der anderen Straßenecke in ähnlicher Stellung das Publikum zur Frömmigkeit mahnenden Geistlichen oder Laienprediger zu debattiren, während sich rings um Beide eine die Passage fast undurchbrechbar versperrende Menge sammelte. Und mit solch flammender Eloquenz, mit so klar überzeugender Beweissührung wettete er auf „das volkverdummende, Pfründen schluckende, eorrumpirte Priesterthum und dessen unwahre, vor dem einfachsten Verstande nicht stichhaltige Lehren“ ein, daß regelmäßig selbst die redegewandtesten Straßenmissionare den Versuch ausgaben, das Volk nach ihrer alleinseligmachenden Fa<. 'on dem Himmel zu gewinnen, vom Eckstein herabsprangen und sich im Gewühl verloren, ehe noch Bradlaugh die letzten ihrer Zuhörer zu sich herüber geredet hatte.

Aber die Priesterschaft war überzeugt, auf andere Weise den Sieg über ihn zu gewinnen! Denn vom Gratis-Reden-Halten auf der Straße kann man nicht leben; die Saaliniethen kosteten mehr als nur den Betrag der dsilfpenv^-Beiträge, sie verschlangen auch noch vollständig das wenige Geld, das dem Uermüdlichen seine Streitschriften langsam genug einbrachten, und eine Stellung zu finden wurde ihm nach wie vor durch die Geistlichkeit unmöglich gemacht: Die seiner Meinung waren, hatten theils keine Stellungen Nord und CKd. 1^1. ISS. 17

Btto Felsing in Berlin.

zu vergeben, theils hüteten sie sich, den, wenn auch nicht formellen, so doch thatfächlichen, ihre Existenz stark gefährdenden Bannfluch der damals noch so mächtigen Priesterkaste auf sich zu laden, dieser auch gesellschaftlich in jenen Tagen noch mehr denn heute dominirenden, sich aus den ersten Familien des Landes recrutirenden und im Besitze unglaublich reich dotirter Pfründen befindlichen Kaste, deren Anhänger zwar miteinander uneins waren, aber gegenüber dein Bekämpfe? ihrer Herrschaft wie der Grundlagen derselben stets eine einzige, compacte Masse bildeten! Es kam so weit, daß Bradlaugh am Verhungern war, ja daß er trotz rastlosester Thätigkeit als Schriftsteller und Isoturer jahrelang dem Hungertode ins Auge sehen resp. von den geringen Darlehen seiner ja selber meist gänzlich armen Freunde leben mußte! Freilich wurden ihm von Zeit zu Zeit, entweder anonym oder dock von ihm persönlich unbekanntem Freunden der so glänzend verfochtenen Sache und ihres Verfechters, größere Geldsummen zugesandt, manchmal bis zu tausend Pfund; aber trotz völlig freier Verfügung darüber und trotzdem ihm öfters geschrieben wurde, die Sendungen sollten ihm die Fortsetzung des Kampfes ermöglichen, verwandte er das Geld unter öffentlicher Quittung in der Presse bis auf den letzten turtbiriA für die Sache, zur Gründung von Abendschulen, Volksbibliotheken :c. und hungerte für seine Person weiter, oder nahm leihweise die Börse seiner Freunde in Anspruch: es sollte auch kein Schatten an seiner Rechtlichkeit wie Uneigennützigkeit haften — und es hat nie ein Schatten daran gehaftet! Selbst die manchmal von einer uns Deutschen fast unverständlichen, förmlichen Raserei der Wuth gegen ihn erfüllten Feinde Bradlaugh's, die ihn doch sonst so ziemlich jeder Sünde ziehen, wagten nie, seine Redlichkeit, seine völlige Selbstlosigkeit zu bezweifeln! Schließlich blieb ihm kein anderes Mittel als „tc> take «rares", sich für die Armee anwerben zu lassen. Ein Triumphgeschrei ging durch die Reihen der Priester und der Gläubigen! Aber es verstummte bald; denn obgleich Bradlaugh diente und beinahe drei Jahre lang in Irland garnisonirt war, hörte er darum nicht auf, Flugschriften über Flugschriften zu schreiben, Zeitschriften herauszugeben. Abend- wie Sonntagsschulen und freidenkerische Vereine zu gründen, ja, nach wie vor als leoturer zu wirken! Und wiederum sehen wir in seiner Laufbahn eine Episode, die auf dem Continent absolut unmöglich wäre! Gerade in seiner Soldatenzeit, in, Angesichte der (damals > schmachvollen, direct Rebellen und Pulververschwörer züchtenden Unterdrückungen der Jrländer ward Bradlaugh erst so recht eigentlich zum Politiker! Er hielt zu Gunsten der ohne jede Rücksicht auf Recht und Gesetz unterdrückten und erst dadurch gefährlich gewordenen Jrishmen au N2 Orten des Gesamtkönigreichs begeisterte und begeisternde Reden . . . und zwar in der scharlachrothen Uniform des 7. Dragoner-Regiments!

Zu jener Zeit war das möglich, obgleich wir ja erst kürzlich erfahren haben, daß in der englischen Armee auch heutzutage noch das „Undenkbarste"

Charles Bradlaugh.

2^9

möglich ist; damals war die Freiheit der Soldaten aber noch eine bei Weitem größere, da man froh war, wenn sich Jemand anwerben ließ, und „Tommy Atkinson“ (etwa: Füsilier Kutschte) wurde deshalb geradezu verhätschelt. So wurde es möglich, daß selbst die sonst auf jedem Gebiete übermächtige, fest im irischen Volke wurzelnde und es (wie noch heute) lenkende katholische Priesterschaft es nicht vermochte, dem Dragoner Bradlaugh das Rede- und Schreibe-Handwerk zu legen. Und auch wenn „?K. H. 6.“ (Iis Hueen'8 Government) hätte der Geistlichkeit zu Hilfe kommen und dem Atheisten wie politisch gegen die Negierung „hetzenden“ Dragoner den Mund stopfen wollen, es wäre, abgesehen von der „nothwendigen Rücksichtnahme auf die Gefühle seiner Kameraden“, nicht gegangen: der Soldat war zwar damals „tke Haeen'8 8srvknt“, der Königin Diener, aber a 8«rv»nt as far as Ki8 contraet A«S8“, nur so weit ein Diener, als' es in seinem Anwerbe-Contract bestimmt ist, also nur in Bezug auf seine militärisch-dienstlichen Leistungen; darüber hinaus ist er, wie durch Anthony Trollopes Bemühungen jetzt auch der Civilverwaltungsbeamte „ss free » roan in p«1iti«8, »8 free in Ki8 ^ener«! pnr8uits, an6 »8 kres in «pinion, »8 tk«8«, ^?Ko ars in «veri pic>fs88iou8 and open trs6s8.“*) Als dem damals schon bestgehaßten Manne in ganz England eine kleine Erbschaft zufiel, benutzte er diese, um sich freizukaufen; „der Königliche Dienst“ ließ ihm doch nicht Zeit genug, seine Ziele so zu verfolgen, wie er es gerne gethan. Jetzt trat er als „clerk“ (früher — Schreiber, jetzt meist — Commis, von Olsriou.8) in den Dienst eines Advocaten, um die Jurisprudenz kennen zu lernen und zu seinen übrigen Aufgaben noch die hinzufügen zu können „to alter tks lav“, also die allerdings im höchsten Grade verbessernbedürftigen Gesetze und Rechte, oder vielmehr Unrechte, zu ändern, die Civil- und Strafgesetze zu verbessern, die völlig unorganische Zusammenpappung aus tausenden zum Theil uralter Flicker und Fetzen zu ändern, die darunter befindliche Menge von längst „obsolet“ gewordenen (aber bei geeigneter Gelegenheit zum Erstaunen der Welt wieder hervorgesuchten) gesetzgeberischen Akte Stück für Stück zu bessern, wie auch das vor Allem durch seine namenlose Kostspieligkeit nur den Reichen mögliche Processen den Armen erreichbar zu machen und so eine „Rechtspflege“ zu ändern, die bis dahin ausnahmslos nicht für, sondern gegen die Armen wirkte. Und wieder sehen wir in Bradlaugh's Laufbahn Etwas, das wo anders nicht möglich wäre: er hat die Rechte nicht studirt, lernt sie aber praktisch so kennen, daß er bei seinen mehr als 100 eigenen Processen nie eines Anwalts bedarf, sondern sie selber durchficht, und zumeist siegreich, daß er die gelehrten Richter ein über das andere Mal »6 »b8uräum führt, *) Ein Mann, so frei in Hinsicht der Politik, so frei im allgcmcincn Gehaben und so frei in seinen Ueberzeugungen, wie Diejenigen sind, welche in den nicht von Staatsdiencrn ausgeübten Berufen und dm Jedem offenstehenden Handelsgeschäften thätig sind. (Viäs: .^n ^»indingra^Kv bv ^.

17'

ust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-

- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

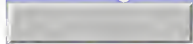
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)

- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)
- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)
- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)

- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)
- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)
- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

Charles Bradlaugh.

2^9

möglich ist; damals war die Freiheit der Soldaten aber noch eine bei Weiteni größere, da man froh war, wenn sich Jemand anwerben ließ, und „Tommy Atkinson“ (etwa: Füsilier Kutschte) wurde deshalb geradezu verhätschelt. So wurde es möglich, daß selbst die sonst auf jedem Gebiete übermächtige, fest im irischen Volke wurzelnde und es (wie noch heute) lenkende katholische Priesterschaft es nicht vermochte, dem Dragoner Bradlaugh das Rede- und Schreibe-Handwerk zu legen. Und auch wenn „?K. H. 6.“ (Iiis Hueen'8 Government) hätte der Geistlichkeit zu Hilfe kommen und dem Atheisten wie politisch gegen die Negierung „hetzenden“ Dragoner den Mund stopfen wollen, es wäre, abgesehen von der „nothwendigen Rücksichtnahme auf die Gefühle seiner Kameraden“, nicht gegangen: der Soldat mar zwar damals „tke Haeen'8 8srvknt“, der Königin Diener, aber a 8«rv»nt as far as Ki8 contraet A«S8“, nur so weit ein Diener, als' es in seinem Anwerbe-Contract bestimmt ist, also nur in Bezug auf seine militärisch-dienstlichen Leistungen; darüber hinaus ist er, wie durch Anthony Trollopes Bemühungen jetzt auch der Civilverwaltungsbeamte „ss free » roan in p«1iti«8, »8 free in Ki8 ^ener«! pnr8uits, an6 »8 kres in «pinion, »8 tk«8«, ^?Ko ars in «veri pic>fs88iou8 and open trs6s8.“*) Als dem damals schon bestgehaßten Manne in ganz England eine kleine Erbschaft zufiel, benutzte er diese, um sich freizukaufen; „der Königliche Dienst“ ließ ihm doch nicht Zeit genug, seine Ziele so zu verfolgen, wie er es gerne gethan. Jetzt trat er als „clerk“ (früher — Schreiber, jetzt meist — Commis, von Olsriou.8) in den Dienst eines Advocaten, um die Jurisprudenz kennen zu lernen und zu seinen übrigen Aufgaben noch die hinzufügen zu können „to alter tks lav“, also die allerdings im höchsten

Grade verbessernmgsbedürftigen Gesetze und Rechte, oder vielmehr Unrechte, zu ändern, die Civil- und Strafgesetze zu verbessern, die völlig unorganische Zusammenpappung aus tausenden zum Theil uralter Flicker und Fetzen zu ändern, die darunter befindliche Menge von längst „obsolet“ gewordenen (aber bei geeigneter Gelegenheit zum Erstaunen der Welt wieder hervorgesuchten) gesetzgeberischen Akte Stück für Stück zu bessern, wie auch das vor Allem durch seine namenlose Kostspieligkeit nur den Neichen mögliche Processi?en den Armen erreichbar zu machen und so eine „Rechtspflege“ zu ändern, die bis dahin ausnahmslos nicht für, sondern gegen die Armen wirkte. Und wieder sehen wir in Bradlaugh's Laufbahn Etwas, das wo anders nicht möglich wäre: er hat die Rechte nicht studirt, lernt sie aber praktisch so kennen, daß er bei seinen mehr als 100 eigenen Processen nie eines Anwalts bedarf, sondern sie selber durchficht, und zumeist siegreich, daß er die gelehrten Richter ein über das andere Mal »6 »8uräum führt, *) Ein Mann, so frei in Hinsicht der Politik, so frei im allgcmeincn Gehaben und so frei in seinen Ueberzeugungen, wie Diejenigen sind, welche in den nicht von Staatsdiencrn ausgeübten Berufen und dm Jedem offenstehenden Handelsgeschäften thätig sind. (Viäs: .^n ^»indingra^Kv bv ^.
17'

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

26«

Btto Felsing in Berlin.

sie an Gesetzeskenntnissen übertrifft, ihnen Formfehler nachweist und dadurch den Proceß zu seinen Gunsten oder zu Gunsten seiner Clienten entscheidet . .

denn Bradlaugh, der nie Etwas halb that, nie Etwas für sich allein

wollte, stellte sein Wissen und feine Kraft jetzt auch als „Volksanwalt“

in den Dienst der Allgemeinheit und führte unentgeltlich Prozesse für un-

zählige Arme, die ohne ihn niemals zu ihrem Rechte gekommen wären —

weil sie eben kein Geld hatten, um die doppelte Advocatur der 8«Li-

oitors und bärri8tr zu bezahlen, und stets fürchten mußten, im Falle des

Unterliegens ohne Advocaten-Beistand noch Gerichtskosten von einer Höhe

zu zahlen, von der wir, die wir doch auch über die Höhe der Gebühren und

Kosten jammern, uns kaum eine Vorstellung machen können! Und nebenbei:

der Aermere unterliegt (oder unterlag doch) fast immer in England; fönst

könnte nicht das Tvrichmort landläufig geworden sein: «nlv tn« könntest

pui-8« wills — nur das „größte Portemonnaie“ gewinnt im Rechtsstreit!*)

Zur Erklärung für den nicht mit dein englischen Rcchtswcscn Vertrauten möge hier

andeutungsweise bemerkt sein, das; der englische Kläger wie Verklagte, wenn er es nicht

riskirt, seine in diesem Falle fast sicher verlorene Sache allein zu führen, stets zw cierRcchts-

nmvältc bedarf, des «olivitur oderstornsv (der vor Gericht nicht Plaidiren darf)

und des von diesem mit dem Rechtshandcl zu betrauenden bsrri8tr «der mit dem

Publikum nicht verkehren darf). Das geringste Honorar, das der Erste« an-

nehmen darf, ist der dritte Theil eines Pfundes Sterling; aber es ist wohl nie vor-

gekommen, das; ein solisiwr auch nur ans die einfachste Anfrage so wenig „liquidirt“ hätte.

Und das Mindeste, was ein bsrrister fordern darf, ist eine Guincc---- 21 Mark', die

wenigen durristers aber, welche allein unter der immensen Zahl ihrer Eollcgen von den

solioitor« gesucht werden (höchstens 5 Proccnr aller c,n der bsr zugelassenen d«rrister>

haben etwas zu thun, dann aber gleich unglaublich viel), diese wenigen nicht „drieklss^“

barrister8 nehmen unter keinen Umständen weniger als Guiuces für das allcreinfachste

Gutachten! — Tie Ausbildung der soli«it«r8 geschieht nicht auf Universitäten-

wenigstens nicht ihre juristische Ausbildung! sie bestehen ein Examen, ungefähr das für

Unterprima bei uns, gehen dann als sogenannte articleä clsrks zu einem solieitor in

die Lehre, dem sie ein Lehrgeld, prsmium, von Ü000 Mark zahlen, und kommen, mein

schon im 21. Jahre, nach zwei sehr leichten Fachprüfungei, zu Amt und Würden. °Tic

b»rri«terg legen eine ähnliche Vorprüfung, wie ihre sehr viel geringer und nicht als eigentliche

Gcnllemcn angesehenen Eollcgen ab, werden Mitglieder der Inristcn-Höfe (Inns c,k Lourt).

die ursprünglich nur Gasthöfe der Juristcnzunft waren und auch jetzt noch die officiclrc

Speistanstalt der in ihnen dem Studium obliegenden künftigen b»rri«ter» sind: wird

diesen doch der „Tcrm“ ihier ein Vierteljahr) nur dann angerechnet, wenn sie mindestens

drei Mittagsmahlzcitcn in den Iriog ok Lourt mitgemacht haben! Auf „theorctisches

Wissen“ gibt man da nicht viel; praktisches Sich-Einlcbcn in das Instizwesen (aller-

dings auch das Noihwcndigste bei der Art der englischen Gcsctz-Häiifng!), Zunftgeist

und gciitlcnianlikcs Vcmhmcn, das wird verlangt! Tic Examina sind meist nur Form-

sache. Manchmal fragt der Examinator den Prüfling mir nach dem Namen und er-

widert auf dessen Nennung: „Sie sind verwandt mit der alten Familie, die in

Norilmmberlmid ansässig ist? Ja? Ein höchst achrnngsivcrthcs Haus! Segen Sie sich

Herr, ich weiß genug von Ihnen!“ — Es niust hinzugefügt werden, das; vor einigen

Jahren eine Reform des englischen Instizwesens unter Verschmelzung der beiden Aim.-altS-

kategoriccn vom «olieiwr-^eneral (etwa Neichs--An>valt) Sir Edw. Clarke angeregt ist

und sicher auch einmal durchgeführt werden wird.

Charles Bradlaugh, 25^

Nicht immer freilich siegte Bradlaugh durch Logik und Gesetzeskunde allein; zuweilen bedurfte es in den von ihm geführten, häufig genug für unsere Anschauungen sonderbaren Rechtsfällen der raffen That. Ein Beispiel dafür: Eine Corporation von Arbeitern („cooperatives living-association“, eine Art umfassenden, sich auf alle Lebensbedürfnisse erstreckenden Consumvereins) ging daran, sich ein großes, barackenmäßig aus Ziegelsteinen, Eisenträgern und Wellblech errichtetes Arbeiterheim auf einem Stadtboden zu erbauen, von dem man auf Grund vorliegender Documente annehmen mußte, daß seine Miethszeit noch mehrere Jahre dauere, und man durfte den, Usus zu Folge erwarten, daß der Grundbesitzer der Corporation das Grundstück nach Ablauf der Zeit wieder vermieten werde. (Der Grund und Boden in England wird vom Grundbesitzer meist auf 99 Jahre an Diejenigen abgegeben, welche darauf Häuser bauen oder ihn sonst benutzen wollen. Diese nehmen ihn „in lease“. Sie können ihn mit den Häusern u. s. w. weiter vermieten resp. ihr Recht auf die noch restirende Zeit cediren, wie das namentlich in London geschieht, dessen mit Privathäusern bebauter Grund und Boden fast ausschließlich zwei oder drei ungeheuer reichen Herzögen gehört. Sind die 99 Jahre abgelaufen, so fällt das Grundstück mit Allem, was darauf nicht- und nagelfest ist, also auch mit den darauf errichteten Häusern volleigenthümlich an den „Land-Lord“ zurück.) Der Grundherr mußte hier in diesem Falle nun sehr gut, daß der vorletzte Grundmiether in den Arbeitern einen Irrthum über die Dauer des Leases Kollektirte; erregt; aber er machte sie nicht darauf aufmerksam — denn was ging es ihn an, wenn sich die dummen Kerle betrügen ließen! — beschloß vielmehr, sich diesen Betrug zu Nutze zu machen. Er sah dem zu Folge nicht nur ruhig zu, wie das schöne, zwar große, aber doch nur leicht aufgeführte Gebäude errichtet ward, sondern erwies sich auch als „aufrichtiger Freund der Arbeiter wie der Bestrebungen, ihre Lage zu verbessern“, und steuerte bei den Sammlungen für den Baufonds unaufgefordert aus eigenem Vermögen einige Pfunde bei. Das Haus stand und wurde bezogen. Da erschien plötzlich der Grundherr mit gerichtlich ausgestellten Papieren in der Hand und erklärte, es sei ausfindig gemacht, daß die Corporation, und auch er, durch den früheren Leasing (Grundmiether) wie seinen ehemaligen, betrügerischen Anwalt (hier: privater Liegenschaftsverwalter) ganz niederträchtig getäuscht worden wäre: im nächsten Jahre falle der Grund mit Allem, was auf ihm stehe, ihm, dem Gutsherrn, wieder zu. Er wolle darüber, incassiren, aber natürlich, seiner Rechte werde er sich nicht begeben; das könne ja doch auch Niemand von ihm verlangen! Bradlaugh strengte einen Proceß gegen den betrügerischen Grundherrn an, der die Arbeiter durch die Besteuerung zum Baufonds mit bestem Erfolge in Sicherheit gewiegt, sich aber so vorgesehen und überdies sein „großes Portemonnaie“ zur Erlangung der Beihilfe des „geriebensten“ Solicitors sammt des „besten“ Barristers benützt hatte, daß er vor Gericht Recht bekam und

Btto Felsing i» Berlin.

ihm für den Morgen nach Ablauf der Pachtzeit die Zwangsausweisung der etwa widersetzigen Bewohner seines Hauses zugesprochen wurde! Alles mar durchaus gesetzlich, wie auch Bradlaugh zugeben mußte. Aber wenn auch das verschrobene englische Recht keinen Ausweg wußte, um zum Mildesten den Landlord um die Früchte seiner abgefeymten Schurkerei zu bringen, Bradlaugh wußte einen Weg, und zwar ohne das Gesetz zu verletzen! In einer dunklen Nacht, der letzten vor dem Ablauf der Pachtzeit und dem Ausweisungstermin, nachdem die Genossenschafter bereits die Tage zuvor ihre wenigen nicht niet- und nagelfesten „«utLtriv?8" aus dein Arbeiterheim entfernt hatten, erschien Bradlaugh an der Spitze einer circa tausend Männer zählenden Arbeiterschaar die überall Ständer mit hochflackernden, ein röthliches Licht verbreitenden Fettgas-Straßenflammen aufpflanzten. Ein kurzes „<3o on!" aus Bradlaughs Munde, und die Leute stürzten sich auf das ihnen ja in dieser Nacht nochgehörende Haus und trugen es. Stein für Stein, mit wunderbarer Geschwindigkeit ab! ^ Als der Landlord am nächsten Morgen stillvergnügt in Begleitung des für alle Fälle mitgebrachten Sheriffs auf dem Platze erschien, um von dem nunmehr rechtlich und gesetzlich ihm gehörigen „Grundstücke mit Allem, was darauf ist," Besitz zu ergreifen, war das Haus nicht mehr darauf; an dessen Stelle fand sich nur die Anzahl von Mauersteinen vor, sorgsam und säuberlich aufgeschichtet, auf die er nach Maßgabe seines Geldbeitrags Anspruch hatte — Jeder hatte sein Eigenthum! Die furchtbaren Kosten des verlorenen Processes freilich nutzte leider Bradlaugh resp. die Arbeiter-Genossenschaft zahlen, die der Landlord zu betrügen gesucht hatte! Zum Glück wurde die Summe wenigstens theilweise durch eine Subscription von dem entrüsteten Publikum aufgebracht, das sich überhaupt in immer größerer Zahl auf Bradlaughs Seite schlug und mit englischer Generosität den Beutel öffnete, wenn Bradlaugh unterlag, wo „Recht Unrecht", Gesetzes-„Wohlthat Plage" geworden war, und er es ini allgemeinen Interesse auf sich genommen hatte „w alter lbs Is,>v".

Auch in so mancheranderen höchst eigenartigen Lage wußte der ebenso energische wie sindige Bradlaugh Nutzen zu ziehen von den Sonderbarkeiten der englischen Berhältnisse, die man gegen ihn auszubeuten versuchte. So hat er nur das folgende, mir dann von anderer Seite vollinhaltlich bestätigte Stücklein erzählt:

In Plumouth wurde er auf Anstiften der Geistlichkeit verhaftet, gerade als er in dem von ihm zur Abhaltung eines Vortrages gemietheten Saale die Einleitungsvorte gesprochen: „Freunde, ich beabsichtige, zu Euch über die Bibel zu sprechen!" Die Verhaftung war vollständig widerrechtlich, und Bradlaugh ging aus dem wider ihn angestregten Prozesse nach wochenlangem Redeturnier gegen die beiden bedeutendsten Kron-Juristen nicht nur als Freigesprochener hervor, sondern er konnte die ihm durch die Hüter der Gesetze widerfahrene Nnbill auch so klärlich als Unbill beweisen, daß das Gericht nicht umhin konnte, ihm auf kosten seiner geradezu wuthschSumenden Gegner

Charles Braolaugh.

253

eine recht bedeutende Entschädigungssumme zuzusprechen. Sofort machte er sich daran, den verhinderten Vortrag zu halten. Aber er konnte absolut kein Local dazu bekommen, denn die Wirthe waren, wie das ja auch anderswo vorkommen soll, samt und sonders eingeschüchtert worden, theils durch die erbitterten Behörden, theils durch die Pech und Schwefel auf den Atheisten vom Himmel herabflehenden Geistlichen, theils endlich durch die im eigentlichen Sinne des Wortes bis zum Tollwerden angehetzten „Gläubigen“.*) Aber nicht genug, daß ihm kein Saal zugänglich war, die Behörden verboten ihm auch noch auf Grund irgend einer localen, nur für Regierungsfeinde, nicht aber für Regierungsfreunde aus dem Archivstaube hervorgeholten, „obsoleten“ Verordnung, seinen Vortrag unter frei ein Himmel abzuhalten, indem sie erklärten, das wäre dann kein Vortrag mehr, sondern ein mestivS, und ein msetivA könnten sie verbieten auf Grund der Bestimmungen über u. f. w. n. s. m.! Aber Bmdlaugh war ihnen „über“. Er zeigte durch Maueranschläge wie in der Presse an, er werde in der Nähe des Deoonporter Parkthores seinen Vortrag halten — ohne das Verbot zu übertreten! Natürlich brachte diese räthselhafte Ankündigung hundert Mal so viel Leute auf die Beine, als sonst wohl zum Vortrage gekommen wären, und ebenso natürlich mar die Polizei und sogar das Militär massenhaft zur Stelle; man hatte selbst nicht vergessen, einen sberik mit fir und fertig ausgestelltem Verhaftsbefehle „wegen Zuwiderhandlung gegen die Befehle ok Her Nssestv's Lovernmsnt“ mitzubringen. Nun muß hier eingeschaltet werden, daß Plymouth, Devonport und Stonehouse einen Städtecompler bilden, der an den vielgezackten Ufern des hier meerbusenartig ausgebuchteten Flusses Tumar liegt, und ferner muß angeführt werden, daß „das zur See fließende Wasser“ dank der veralteten, wunderlichen englischen Abgrenzungsverhältnisse nicht der Jurisdiction jener Gemeinden unterstellt ist, sondern derjenigen des einige englische Meilen davon entfernten Seeortes Saltasch. Darauf hatte der geistig so bewegliche, sich stets alle Umstände präsent haltende Bradlaugh seinen Plan gebaut. Er miethete ein großes Boot, richtete es vermittels etlicher über leere Tonnen gelegter Bretter zur Rednertribüne ein, schlenderte dann langsam und gemüthlich durch die erivartungsvoll-verwunderte, auf die vielen in „Sonntagsruhe“ liegenden Boote am Ufer nicht entfernt achtende Menschenmenge, ja, er bat den Sheriff-Bürgermeister, der schon seinen Verhaftsbefehl in der Brufftasche gelockert hatte und in Voraussicht der jetzt beginnenden Amtshandlung gerade die Cigarre wegwerfen wollte, zu dessen vollster Verblüffung, ihm doch erst noch ein wenig Feuer zu geben, und bahnte sich danach mit ein paar Freunden in vollster Gemüthsruhe seinen Weg durch die von Minute *) (5« mußte» in der That im Laufe dieser Wochen Mehrere in das Plnmouthcr „Bcolam“ gesperrt werden, von denen Zwei Attentate ans den Verhaßten versucht hatten und der Anklage nur durch den von ihren Sachwaltern resv. Aerzten geführten Nachweis der In^unchnnngsfähigkeit entgingen.

Ntto Feising in Berlin,
zu Minute aufgeregter werdenden, aber ihm doch ein über das andere Mal
einen lauten „obeer" gebenden Massen bis zum Ufer am Devonvort-Park-
thore . . . und mit einem Satze sprang er dann, zur größten Verwunderung
der rathlosen Menge und der an Flucht glaubenden Gerichtsbeamten, auf das
gemietete Boot, ließ es etwa 8 Mrds weit vom Ufer abbringen und
schleuderte dann den ihn zu fangen gekommenen und nun vor grenzenloser
Wuth förmlich aufbrüllenden Polizei-, Gerichts- und Militär-Mannschaften
unter dem brausenden Jubel des Volkes eine donnernde Rede direct in's
Gesicht — 6 Schritte vom Ufer, unter freiem Himmel und doch nicht
wider das Verbot der Behörden der Dreistadt Plymouth! — Er sagte
mir hierüber einmal: „I s<v (etwa: hören Sie), das Gesicht des Bürger-
meisters, der schon im Begriffe stand, die Aufruhcracte zu verlesen, des
Polizeicommandanten, der W Polizisten mit Handschellen zur Seite
hatte, und der militärischen Befehlshaber, die mit einer geradezu formidablen
Truppenmacht erschienen waren, um einem etwaigen Befreiungsversuche ihres
„Verhafteten" zu widerstehen es war ein Anblick, der sich nicht be-
schreiben, aber auch nicht vergessen läßt! Ich glaube aber sicherlich, daß die
geistlichen Leiter des „christlichen Jünglingsvereins", welche die Hauptanstifter
der ganzen Sache waren, sich trotz des Sonntags nicht bloß auf Gebete und
Segenswünsche beschränkt haben!"

Nicht immer freilich suchte Bradlaugh seine Sache zu verfechten, ohne
das Gesetz zu übertreten. Im Gegentheil setzte er sich zuweilen offenkundig
und absichtlich in Widerspruch damit. Dann aber stets nur, wo er darauf
ausging — und kein anderes zureichendes Mttel sah — ein von ihm für
Unrecht erkanntes Gesetz entweder zu ändern oder ganz aus der Welt zu
schaffen. Und jedes Mal hatte er dabei Erfolg. Es seien hier nur zwei
der dadurch bedingten Kämpfe hervorgehoben. Der eine drehte sich um das
Recht der gerichtlichen Zeugenschaft, und Bmdlaugh erzielte im Verlaufe
desselben — unbehindert durch die auf ihn herabregnenden Streitschriften,
ungeachtet der von seinen Gegnern arrangirten, zahllosen Protest-meetiiiF.«,
unbeirrt dnrrch die Demmciationcn beim Kron-Ankläger und die nachfolgenden
massenhaften Prozesse — daß das Gesetz geändert wurde, welches den
„Dissidenten" verwehrte, als Zeugen vor Gericht zu erscheinen,
weil sie keinen Eid leisten wollten resp. durften. Diese Fehde schien langc
Zeit einen unglücklichen Ausgang nehmen zu sollen; denn verschiedentlich
wurde Bmdlaugh gerichtlich verurthcilt und erhielt solche Kostensummen am-
erlegt, daß er zwei bis drei Menschnalter gebraucht hätte, um sie „abzu-
sitzen," wenn nicht seine Anhänger mit Sammlungen für ihn eingesprungen
wären; schließlich aber gelang es ihm, in einem Prozesse seine Freisprechung
zu erzwingen und im darauf folgenden Prozesse, dem letzten in dieser Sache,
sogar eine Entschädigung zugebilligt zu erhalten, allerdings imr in Höhe eines
Farthings (eine tlmtsächlich nicht mehr eristirendc Rechemnttnze im WertKe
von ungefähr zwei Pfennigen). Es war das nur eine Form der gericht-

Charles Vradlaugh. 255

lichen Anerkennung, daß er im Rechte war. Und damit hatte er die Sache glücklich „durchgedrückt“; denn auf Grundlage dieses Proceßausgangs wurde auf sein Betreiben durch das Parlament (dein er noch nicht angehörte) das Gesetz über die Dissidenten-Zurückweisung abgeschafft. Heute kann Jedermann, wes Glaubens oder Unglaubens er auch sei, dank Bradlaugh, auf ein einfaches „Gelübniß“ (coutirmatioii) vor Gericht Zeuge sein, ist also nicht mehr durch seine religiöse oder antireligiöse Ueberzeugung in der vollen Ausübung seiner Rechte resp. Pflichten als Staatsbürger beschränkt! Dieser Sieg war für Bradlaugh natürlich nur der erste Schritt auf der von ihm eingeschlagenen neuen Bahn. Sein Ziel war: die Abschaffung des Eides überhaupt oder die in das Belieben des Einzelnen, je nach seiner Ueberzeugung, gestellte Ersetzung des Eides durch eine eidesstattliche Versicherung in allen Fällen, und damit die Herstellung der bis dahin nur auf dem Papiere stehenden Gleichberechtigung aller Confessionen in Bezug auf die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Dieses Ziel konnte erst dann als erreicht gelten, wenn es gelang, den Dissidenten, also den Freidenkern, Secularisten, Unitariern u. s. w., sowie den ausgesprochenen Atheisten die Möglichkeit zu geben, auch das Ehrenamt auszuüben, welches der Engländer als das Höchste ansieht: die Möglichkeit, als gewählter Volksvertreter dem Unterhause anzugehören . . . denn diese Möglichkeit lag (bis zum Siege Bradlaugs auch in diesem Punkte) nur dann vor, wenn sich die gewählten Freidenker und Atheisten entschlossen, gegen ihre Ueberzeugung den ihnen vor der Zulassung auf ihren Sitz „am Tisch des Hauses“ abgeforderten, sehr religiös gehaltenen Treu-Eid abzulegen. Ja selbst dann konnten sie noch zurückgewiesen werden, wie es Bradlaugh thatsächlich später geschah, wenn nämlich das Unterhaus entschied, daß „bei der bekannten Gesinnung des ehrenwerthen Gewählten für X-skire die Eidesableistung nur eine gewissenlose Komödie sei.“

Eingangs habe ich schon angeführt, wie Bradlaugh durch einen elf Jahre dauernden Kampf diese Hindernisse sich und damit allen Anderen aus dem Wege räumte, ja daß das Unterhaus sich sogar gezwungen fühlte, gezwungen in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, die schriftliche Verewigung einer der, selbst in den Augen ehrenhafter Conservativer, trübseligsten Episoden seines Daseins aus den Sitzungsprotokollen zu streichen. Aber ehe es dahin kam, hatte Bradlaugh auf diesem wie auf anderen Gebieten der Volksrechte noch manchen harten Strauß auszufechten und noch manchen Sieg in geringeren wie in wichtigen Dingen erkämpft, u. A. auch die zweite Gesetzänderung von denen, zu deren Herbeiführung er sich, wie vorhin erwähnt, unleugbar einer ganzen Anzahl von Gesetzwidrigkeiten bediente. Dieser Kampf bezog sich auf die Freiheit der Presse.

Nirgend in einem europäischen Lande ist die Presse jetzt so frei wie in England; daß sie es ist, daß sie die schlimmste aller Prehfesseln los ward, dankt sie hauptsächlich, im Grunde sogar einzig und allein, dein zu jener

Vtto Feising in Berlin.

Zeit noch von der überwiegenden Mehrzahl der englischen Blätter so gehässig, so maßlos, so niederträchtig mit vergifteten Waffen bekämpften Bradlaugh! Die Sache spielte sich im Jahre 1868 und den folgenden ab. Bis dahin war die Presse nur so weit frei, als es der Regierung resp. Jenen gefiel, welche gerade „das Ohr der Regierung besaßen“; denn bis dahin mußte jede Zeitung eine Caution stellen, und diese wurde häufig genug unter den allernichtigsten Vorwänden eingezogen. Oft genug waren Versuche glimpflicher und unglimpflicher Art gemacht worden, die Zeitungscapution abzuschaffen; stets jedoch vergebens, bis sich Bradlaugh der Sache annahm. Er selber hatte kein persönliches Interesse irgend welcher Art daran. Hatte er doch seine Zeitschriften schon lange, bevor er an den Kampf um die Caution auch nur dachte. Anderen übertragen, wie er denn das Freidenkerblatt „The Inquirer“ überhaupt nur von Anfang 1858 bis Ende 1859 redigirte und auch die 1860 gegründete, eine Zeit lang von ihm redigirte und später von ihm angekaufte politische Zeitschrift „The National Reformer“ zu jener Zeit Anderen übergeben hatte, da er mit seinen Rechtskämpfen, seinen Vorträgen, seinen weit über hundert kleineren theologischen und politischen Flugschriften und größeren Werken dermaßen mit Arbeit überhäuft war, daß er sich selbst bei seiner geradezu verblüffenden Arbeitskraft nicht um die Redaction regelmäßig erscheinender Publicationen kümmern konnte. Um aber eine Handhabe zu besitzen, den Cautionstreit in der ihm einzig zusagenden Weise durchzuführen, nämlich wieder einmal den Stier mit dem rothen Tuche zu reizen und dann direct bei den Hörnern zu packen, und zugleich nebenbei ein möglichst weittragendes Sprachrohr für seine politisch radicalen und antikirchlichen Auslassungen zu haben, gab er jetzt ein neues Journal heraus (ich meine, es war eine Wiederbelebung der ursprünglich von Holuoake gegründeten, dann aber eingegangenen Wochenschrift „The Nationalist“). Er bekämpfte u. A. darin die damalige conservative Regierung Disraelis, und zwar, nachdem er den betreffenden Behörden in aller Form schriftlich, wie auch in seinem Journal angezeigt hatte, „er beabsichtige nicht, die zwar durch ein Gesetz, aber ein schlechtes und abschaffungsmerthes Gesetz, geforderte Caution zu zahlen, um die Regierung zu zwingen, gegen ihn vorzugehen und ihm die Gelegenheit zu geben, das verabscheuenswerthe, eines freien Volkes unwürdige und seine Wortführer knechtende Gesetz aus der Welt zu schaffen.“

Zunächst beschränkte sich die Regierung darauf, seine Angriffe zu ignoriren. Sie hoffte, er werde auch dies Journal bald wieder abgeben; und mit seinem Nachfolger, wer es auch sei, glaubte sie leichter fertig zu werden als mit Bradlaugh. Disraeli hatte sich eben nicht die Motive klar gemacht, aus denen Bradlaugh das Journal erscheinen ließ, und vergessen, daß dieser Mann niemals in seinem Vorstürmen nachließ, ehe er das Ziel erreicht hatte! Schließlich war die Regierung gezwungen, den Kampf aufzunehmen.

Charles Bradlaugh. 25?

Sie forderte Bradlaugh auf, 800 Pfund \approx 16 000 Mark Callion zu bestellen ... und hätte sie nach Erscheinen der ersten darauf folgenden Nummer sicher eingezogen. Bradlaugh lehnte kalthertzig ab, der Aufforderung nachzukommen. Nun verbot ihm die Negierung, die Zeitung weiter erscheinen zu lassen . . . und Bradlaugh hatte, was er wollte! Er ließ die Zeitung nicht eingehen, druckte vielmehr auf den Kopf der nächsten, in 500 000 Exemplaren über das ganze Königreich verbreiteten Nummer mit großen, blutrothen Buchstaben so auffallend wie nur möglich die Worte: „Institutes of Her Majesty's Government (gedruckt in Herausforderung Ihrer Majestät Regierung)! Natürlich erhielt er einen Strafantrag, der auf eine ganz colossale Summe lautete; aber, merkwürdig, höchst merkwürdig! nach mancherlei gerichtlichen Prozeduren erklärte die Negierung durch ihren Vertreter, sie verzichte darauf, eine Jury zu bilden . . . und der Proceß war ins Wasser gefallen! Wahrscheinlich, weil die Negierung Grund hatte zu der Annahme, sie würde doch keine Jury zusammenbringen können, welche bereit wäre, die auch von den Conservativen noch stärker als selbst der „Irresistible“ Bradlaugh verabscheute „Knebelung der Presse durch eine Caution“ in Form einer Verurtheilung ihres Bekämpfers vor dem Lande zu vertheidigen.

Dann kam an Stelle Dismelis Mr. Gladstone als Nuder, 1869, und der liberale, sich damals sehr radikal gebardende Ministerpräsident nahm den Proceß gegen Bradlaugh wieder auf. Zunächst freilich versuchte Old Gladly, dem bei der ganzen Sache gar nicht wohl war und auch angesichts der Mißliebigkeit der Zeitungscaption nicht wohl sein konnte, „die Sache unter der Hand todt zu machen“. Das mißlang aber total. Nun versuchte „Old Gladly“ etwas Anderes. Er hatte ehemals dein In^t-alterer Bradlaugh in Bezug auf dessen Thätigkeit zu Gunsten der damals wirklich bemitleidenswert!) behandelten Iren einen höchst schmeichelhaften Brief geschrieben und meinte, er stände gut genug mit Bradlaugh, um etwas wagen zu können. Da er nun nicht nur einen Proceß zur Aufrechthaltung der allgemein in der Volke verhaßten Zeitungscaption, sondern vielleicht noch mehr die so oft erprobte Energie, die glänzende Federgewandtheit und geradezu einzig dastehende Redemachtigkeit des „Gesetzesübertreters“ scheute, so hatte er die . . . Kühnheit, diesem durch den Mund des Attorney-Generals Collier (des dritthöchsten Justizbeamten des Königreichs) anzubieten, er wolle den Proceß einstellen lassen und auch die Strafgeelder niederschlagen, wenn Bradlaugh seine Zeitung eingehen lasse und erkläre, daß er im Unrecht sei. Bradlaugh weigerte sich, obgleich er den liberalen Ministerpräsidenten vor der Oeffentlichkeit nach Möglichkeit schonte, und der Proceß nahm seinen Lauf. Aber Bradlaugh war nicht ohne Grund zu dem Nuf eines der ausgezeichnetsten englischen Gesetzeskenner gekommen: Der ehemalige Kohlenträger und Advocatenschreiber wies den gelehrten Perrücken auf der Nichterbank Formfehler über Formfehler, Verstöße gegen das „statutarische“ Recht wie

Btto Felfing in Berlin,

gegen das common law (das sogen, „ungeschriebene" Recht) nach und . . . die Regierung konnte trotz aller Anstrengungen und der unerhörtesten Beeinflussungen keine Verurtheilung erlangen — der Proceß wurde stillschweigend eingestellt! Natürlich bot das dem „Regierungstrotzer" Bradlaugh die Handhabe, genau so wie beim Kampf gegen den Zeugneid, durch seine parlamentarischen Gesinnungsgenossen und die auch in den anderen Parteilagern zu findenden Gegner der Zeitungscaption auf die officielle Abschaffung dieses Preßgängelbandes zu dringen, und seit der Zeit ist die englische Presse nicht nur dem Namen nach, sondern in der That frei!

Von der Zeit an hatte Bradlaugh eine Partei hinter sich. Denn so verschieden seine bisher zerstreut nach seinem Vorbilde kämpfenden Anhänger auch in ihren theologischen und politischen Glaubensbekenntnissen waren, zwei Forderungen waren ihnen doch Allen gemeinsam, und diese ketteten sie jetzt aneinander: einmal die Forderung der „Volksfreiheit" (worunter sie die „Führung des Volkes durch das Volk" im Sinne eines „in uanoeci liberalisin", also durch radical-liberale Politiker in Parlament wie Regierung verstanden) und zweitens die Forderung der „religiösen Freiheit", die Jedem, dem kirchlich Gläubigen wie den? Atheisten, die gleichen Rechte gewährt und das gleiche Ansehen beläßt. Die sich nun enger und enger zusammenschließende Bradlaugh-Partei forderte mit dem Letzteren nicht etwa, daß der Staat von staatsmegen „die Religion abschaffe", sondern verlangte nur, der Staat solle dafür sorgen, daß ein Jeder ohne Schädigung und Beeinträchtigung glauben oder nicht glauben dürfe, was er wolle (resp. nach seiner ja über der Willens-Sphäre stehenden Ueberzeugung glauben müsse), verlangte also, daß der Staat an einem Grundsatz festhalte, der mit einem neueren social-demokratischen Schlagworte bezeichnet, lauten würde: Religion ist Privatsache des Einzelnen und geht als solche weder den Staat noch irgend einen Andern etwas an.

Durch eine solche Formulirung der Forderung der „religiösen Freiheit" allein mar es möglich, daß sich außer den zu einer ungeheuren Anzahl angeschwollenen Atheisten auch die Secularisten und Unitarier, wie eine Menge von Secten verschiedenster Art zu Bradlaugh hielten, ihn in seinen Bestrebungen unterstützten und schließlich den keineswegs danach besonders lüsternen Bradlaugh zu bestimmen wußten, die Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen im Parlamente anzustreben. Dieser Wunsch wurde lauter und immer lauter, bis Bradlaugh sich ihm nicht mekr entziehen konnte, auch nach und nach bei näherer Beschäftigung mit dieser Idee nicht mehr entziehen mochte. Das Verlangen, Bradlaugh solle einen Parlamentssitz einzunehmen suchen, ging, so befremdend das für den ersten Augenblick auch scheinen mag, weniger von dem politischen Theil seiner Anhänger als von den mit den kirchlichen Verhältnissen Unzufriedenen aus, und es vereinigten sich in diesem Verlangen alle die verschiedenen Secten, welche Bradlaugh als den Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im wahren Sinne ansahen, sowohl die atheistischen Ver-

Charles Bradlaugh.

259

einigungen als auch die Gemeinde der Unitarier, Secularisten n. s. w., zu deren Mitglidern theils Gottesleugner, theils Gottesgläubige gehörten. Me es kam, daß gerade eine so merkwürdige Toleranz zwischen den Gläubigen und Ungläubigen in einer Secte Platz greifen konnte, es wäre interessant zu schildern; und diese Schilderung würde wohl auch Vieles in der öffentlichen Laufbahn Bradlaugh's für uns Deutsche besser verständlich machen; sie würde mich jetzt indeß zu weit ab führen von meinem eigentlichen Thema, und so möge es genügen, wenn ich, um ein Beispiel anzuführen, darauf hindeute, daß der entschiedenste Atheist Bradlaugh eines der angesehensten Mitglieder u. A. der in ihrer Mehrzahl gottgläubigen Secularisten war und häufig genug an deren Sitzungen, „Andachten“ und Festen Theil nahm. Ich selber bin dort bei besonderen Gelegenheiten mehr als einmal mit ihm zusammengetroffen und erinnere mich zum Eremvel, mit ihm nach beendigter „Andacht“ während eines von der Secularisten-Gemeinde mehr nach deutscher als nach englischer Weise gefeierten Weihnachtsfestes unter den breit ausladenden Aesten riesiger, kerzenstrahlender Tannenbäume gesprochen und bald darauf an seiner Seite ein englisches Weihnachts-Vorrecht der Herren ausgenützt zu haben, das Vorrecht nämlich, unter dem von jedem Thürbalken resp. von der Saaldecke herabhängenden Mistelzweige junge hübsche Damen zu attrapiren, resp. sie auf irgendwelche ganz abgefeymte Art dorthin zu locken, und dann herzhaft abzuküssen.

All diese Gemeinden, die über das ganze Königreich zerstreut waren, im innigsten Zusammenhange mit den radicalen politischen Vereinigungen, beschlossen im Jahre 1868 Bradlaugh als Candidaten für das Parlament aufzustellen. Sie glaubten sich machtvoll genug, um Bradlaugh mit Glanz durchzubringen. Aber sie hatten denn doch die Macht der Gottesgläubigkeit und die Macht der Tradition unterschätzt, der zufolge das englische Volk Jahrhunderte lang in einem Atheisten etwas nicht viel weniger Entsetzliches sah als Seine Höllische Majestät selber, und sie hatten vor allen Dingen die Macht der mit rücksichtsloser Frechheit auftretenden Verleumdung unterschätzt! So kam es, daß Bradlaugh bei seinem Candidaten-Debüt nicht glänzend durchkam, sondern im Gegentheil glänzend durchfiel: er erhielt nur 1000 Stimmen; denn die überwiegende Mehrzahl der Sandwicher Wähler, die dem bisher in so vielen wichtigen Dingen erfolgreich gewesenen, heißblütigen Vorkämpfer für die Volksfreiheit und den Zerschmetterer des Aberglaubens wie der Pfaffenwirthschaft gern ihre Stimme gegeben hätten, schauderten denn doch vor diesem entsetzlichen „Gottesherausforderer“ zurück, von dem während des Wahlkampfes tausendfältig, mündlich wie in Schrift und Druck, die Geschichte von der in Northampton „in æoimos ot' tkg I ^orä“ aus der Tasche gezogenen Uhr erzählt wurde. Damals that das Märchen zun: ersten Male seine Wirkung, trotz der sofort gegen den abscheulichen (leider vor Austrag des Processes gestorbenen) Urheber der Verleumdung angestregten Klage, und es hat nicht ausgehört, seine Wirkung zu thun, bis Bradlaugh begraben ward! Auch an

Btto Felsing in Berlin.

dein Scheitern des zweiten Versuches Bradlaugh's, einen Sitz in dem herrlichen Palaste gegenüber Westminster-Abbey einzunehmen, trug das Märlein einen großen Theil der Schuld, worauf hier nur im Borübergehen hingewiesen sein soll.

Inzwischen war der 4. September 1870 herangekommen, an welchem, zwei Tage nach Sedan und einem nach der Proclamirung der französischen Republik, Bradlaugh einen Schritt that, der zwar wieder sein fast überforschtes „Jnszeuggehen" für seine Ideale, aber auch zugleich seine ganze Kurzsichtigkeit in Bezug auf die äußere Politik offenbarte, ja, ihn demselben Donquiroismus verfallen zeigte, in den sich auch, bei der nämlichen Gelegenheit und aus denselben rein idealen Gründen, leider der alte Garibaldi hineingeritten hatte: Bradlaugh lieb zwar nicht, wie dieser, „sein siegreiches Schwert", wohl aber seine Feder wie seine, viele Tausende von Guineen an „Liebesgaben" zusammenbringende lodernde Beredtsamkeit der Sache Frankreichs, oder vielmehr der Republik Frankreich, von der er sozusagen eine Umwälzung Europas erwartete, dieser Republik, die er im Jubelrausch über den Sturz des von ihm gründlich gehaßten Kaisers Napoleon in einem zauberischen Lichte sah und lange Zeit nicht aufhörte zu sehen, trotzdem ihn seine weitsichtigeren Freunde ernstlich vor diesem hier geradezu phantastischen Optimismus warnten, der nur zu deutlich bemies, daß ein sonst klar denkender, sehr ernsthaft zu nehinender Mann (und in diesem Falle ein sehr erfolgreicher Streiter auf dem Gebiete der inneren Politik) in eine direct lächerliche Unischleierung des Blickes geräth und zu fast kindischen Urtheilen kommt, wenn er die ihm ferner liegenden Dinge nur durch die Principienbrille ansieht! Die Verkörperung der Volksfreiheit erblickte Bradlaugh in der französischen Republik; er jauchzte auf bei der Nachricht von ihrer Proclamirung und ließ sich in seiner Starrköpfigkeit auch nicht um eines Haares Breite von der einmal vorgefaßten Meinung abbringen, selbst nicht durch die ernstlichsten Vorhaltungen des von ihm hoch verehrten, sich auf die preußisch-deutsche Seite neigenden Mazzini, dessen jahrealte, innige Freundschaft ihn diese Bejubelung und werkthätige Unterstützung der französischen Republik kostete. Ach, und das mar noch bei Weitem nicht das Schlimmste an der Sache! Denn nur zu bald sah Bradlaugh ein, wie er sich geirrt, indem er seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, die Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen, seine absolute Übereinstimmung von Wort und That, auch bei allen Anderen voraussetzte; nur zu bald erkannte er, daß die Mehrzahl der Menschen, welche er für die Herausbringer einer neuen Menschheitsmorgenröthe gehalten, die größten Scheusale, die ekelhaftesten Bestien, die Bollbringer unsagbarer Gräuel waren, und daß die an diesen Gräueln minder oder gar nicht schuldigen Genossen jener Unmenschen, welche ihn vorher Heroen oder zum mindesten Männer in des Wortes vollster Bedeutung dünkten, Jämmerlinge und Schwächlinge waren! — Mit aufrichtiger Betrübniß gestand er mir einige Jahre darauf ein, wie furchtbar ihm die

Charles Bradlaugh. 26^

Erkenntnis seiner Selbsttäuschung gewesen, und er erging sich in zwar harten, aber nur allzu gerechten Urtheilen über eine Anzahl von Männern, die sich als wahre Vaterlandsfreunde von todverachtender Tapferkeit, als echte Republikaner aufgespielt hatten — Leute, die er zum Theil für kraftbegabte Staatsmänner gehalten — sich aber dann „zu seiner tiefsten Beschämung als bloße wortschwallige Schwätzer mit Mund und Feder, selbstüchtig-eitle und dabei feige Patrone, sammt und sonders als großmäulige Prahlhänse oder als Speculanten in Patriotismus ermiesen hätten.“

Ueber das Gefühl dieser Beschämung halfen ihm selbst nach so langer Zeit weder die echt französisch schmeichelhaften Briefe der „Koryphäen der Republik“, noch auch half ihm das in die tiefste Tiefe seines Schreibtisches vergrabene Diplom als Bürger (oder Ehrenbürger?) der Republik Frankreich hinweg, und er schloß sein selbstgrimmes Bekenntniß mit den Worten: „von't let's tall admir ii anv lon^r! I nag a äo^nrißbt lool, tdsn!"*)

Ich sagte es schon vorhin, Bradlaugh habe Napoleon III. gründlich ge-
haßt (während er mit dein jüngst verstorbenen „republikanischen Prinzen“
Ic>rome Napoleon auf sozusagen freundschaftlichem Fuße stand); aber wohl
noch mehr als den Frcmzosenkaiser haßte Bradlaugh den Kronprinzen von
England — den damals sehr verschwenderischen und übermäßig lebenslustigen
^rince <»f ^Va1s8 — und sodann noch, ebenso stark, „rds eount

Lizmarck“. Den Letzteren haßte er „als den Unterdrücker der Volks-
freiheit“, als „den Verhinderer der Entwicklung freier Männer in Deutschland“.

Den Prinzen von Wales befehdete Bradlaugh von Anfang seines
(Bradlaugh's) öffentlichen Auftretens an, hauptsächlich wegen der zu jener
Zeit wirklich nicht gerade fürstlichen Lebensweise des Prinzen, und Brad-
laugh's Angriffe wurden desto heftiger, je öfter ... das Parlament des
Prinzen Schulden bezahlen mußte. Soviel ich mich erinnere, ist das drei
Mal in Form von Bewilligung eines Ertrazuschusses zu der ohnehin recht
reichlichen Apanage geschehen. Als der Prinz lebensgefährlich erkrankte,
schwieg Bradlaugh; aber als der Prinz gesundet war, im Herbst 1876
oder im Frühjahr 1877, und ein Dankgottesdienst in der mächtigen
Sankt Paulskirche unter ungeheurer Netheiligung von . . . Eingeladenen ab-
gehalten wurde, die auf den blumenbestreuten Straßen und an guirlanden-
behängten Häusern vorüber zur Kirche fahren konnten, weil die City-Corpo-
ration für eine „würdige Ausschmückung“ Sorge getragen hatte, da regte
sich der ganze gigantische Trotz des atheistischen Republikaners Bradlaugh,
und er hielt am nämlichen (oder nächsten) Abende eine von mehreren
Tausenden besuchte „Massen-Protestversammlung“ ab, welche einstimmig die
vorgeschlagene Resolution annahm: „In Erwägung 1., daß . . ., in Er-
wägung 2., daß . . . in Erwägung 3., daß der Prinz von Wales durch keine
*) Ncdcn wir nicht mehr drill'«! Ich war eben damals ein complctcr Narr!“

Btto Felsing in Berlin,
 einzige Handlung in seinem ganzen Leben den englischen Volke Ursache gegeben hat, aus Anlaß seiner Genesung einen Dank-Gottesdienst abzuhalten, obwohl aber durch viele Handlungen und fortdauernd die höchste Unzufriedenheit der ganzen Nation hervorgerufen und ihre Langmuth längst erschöpft hat, beschließen die hier u. s. m., u. s. m., u. s. w. versammelten Tausende einstimmig (wie durch Gegenprobe und die Frage nach Enthaltung von der Abstimmung bewiesen wurde), ihre tiefe Entrüstung über diesen Mißbrauch einer sehr seltenen, nur für wirklich verdiente, in der That würdige und nützliche (usellul) Persönlichkeiten eingerichteten Institution öffentlich bekannt zu geben und zugleich in eben derselben Entrüstung gegen den namenlosen Mißbrauch des Vorgebens zu protestiren», daß die in St. Paul's inscenirte byzantinische Kundgebung angeblich im Namen des ihr gänzlich fernstehenden und sie in keiner Weise billigenden englischen Volkes geschehen sei!"

In der That, dieser aus (indirecten) Wunsch des Hofes von der Regierung und dem Lord-Mayor nebst den Aldermen anberaumte Pöbelversammlung in St. Paul's war byzantinisch in seiner förmlich theatralischen Einseitigkeit; ich kann es bestätigen, denn ich habe ihn auf eine der wenigen an Deutsche gesandten Einladungen hin selber mitgemacht. Und ebenso kann ich aus eigener Anschauung bestätigen, daß das eigentliche Volk, nicht etwa nur die Plebs, ganz anders über die Sache dachte, als die „Upper class“, die oberen Zehntausend dachten oder doch wenigstens darüber zu denken vorgaben. Ich darf direct behaupten, daß sich vor der Paulskathedrale während, vor und nach dem Gottesdienste bei den zu Hunderttausenden in den sonst so sonntagsstillen Straßen der City auf- und abfluthenden Massen ganz etwas Anderes als Freude über die Genesung des zu jener Zeit wohl nur in seinen engeren Kreisen beliebten Thronfolgers zu erkennen gab, daß eine Stimmung über den „unangebrachten Thronfolger“ vorherrschte, die in ihren Aeußerungen sogar vor offenbaren Rohheiten und Niederträchtigkeiten nicht zurückschreckte. Zu diesen zweifellosen Rohheiten gehörte z. B. der Gegenstich gegen den Verkauf der ertra auf diesen Tag aus Bronze und Weißmetall geschlagenen „Jubiläum-Medaillen“: nämlich der Massen-Absatz billiger, meist in Zinn oder Bronze gegossener „Gedenkmünzen“, die auf der Aversseite den Kopf des Thronfolgers und auf der Reversseite den trotz der Karikatur noch immer schönen Kopf einer damals beim Volk beliebten Dame zeigten, während die Umschrift von dem „Gedenkmünzen“ (Unstern, Katastrophe) sprach, welcher das englische Volk befallen . . . nämlich durch die Genesung des Kronprinzen! Zu diesen Rohheiten gehörte ferner der Straßenverkauf von Karikatur-Blättern, „Gedenkmünzen-Nummern“ untergeordneter Witzblätter und zum Theil broschürenartig angeschwollener Pamphlete, z. B. der Verkauf eines für diesen Tag verfaßten Gedichtes aus der Feder eines zwar dichterisch hochbegabten, aber gesellschaftlich stark heruntergekommenen ehe-

Charles Vradlaugh. 263

Milligen Kriegsschiffskapitäns, der nüt dem Teufel der Trunksucht Jahrzehnte lang einen Riesenkampf führte, aber immer und immer wieder unterlag, wenn er ihn gerade besiegt glaubte. Dieses in einer Periode äußerster Enthaltensamkeit, völligen Temperenzlerthums geschriebene, mit den bekannten Pseudonym-Chiffren des Verfassers „L. V.“ unterzeichnete Gedicht gegen den Kronprinzen enthielt auch eine Strophe gegen die Königin, von der der Verfasser als von einer „»tusscl go«8s“, einer ausgestopften Gans sprach, weil sie anscheinend nur da zu sei» hätte, ohne etwas für ihre Apanage zu leisten, und ihr Nichtsthun mit der Trauer um den vor Jahren erfolgten Tod ihres Gemahls beschönige, während ihr doch das englische Volt all die Jahre über so und so viele Millionen Pfund Sterling für die ihr obliegende „königliche Arbeit“ gezahlt habe! — Dieses auch vom republikanischen Standpunkte aus geradezu scheusälige „Gedicht“ wurde in nahezu einer Million Exemplaren vor den Thüren der Paulskirche wie in ganz London verkauft; die Pressen waren trotz des Sonntags von früh an bis weit nach Mitternacht im Gange. Es „bemies“ ja die Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit der Monarchie wie ihrer Descendenz und wurde daher mit Enthusiasmus gelesen und überdies nach der zufällig passenden Melodie eines allgemein bekannten „Nigger-Minstrel-Songs“ gruppenweise laut von den Käufern gesungen, besonders während der Auffahrt und Abfahrt des Kronprinzen wie der Geladenen. Und wer es nicht ganz mitsang, der wiederholte wenigstens johlend den Refrain, der da lautete: „ . . . nncl tnßi-Ltoi-s: — ^ . tomb '» tds dsst Fi'ft, td,s beßt tdiüss — lor'8 Hißlius88 nur luwrs KinF'.“*)

Die Polizei hätte dem Allen jawohl trotz der Preßfreiheit und der Freiheit des „Gewerbebetriebes im Umherziehen“ ein Ende machen können; für solche Fälle stehen der Polizei aller Länder, auch der freiesten, ja stets Mittel und Wege zu Gebote; aber sie „n'«8 uncler orcirs8 trom Iisac-ciuültyl8“, und ihr Oberhaupt hatte hinwiederum strengen Befehl von der Regierung, nur bei den zur Verlesung der Aufruhracte geeigneten Ruhestörungen einzuschreiten: man wollte die Sache nicht schlimmer machen, und das wäre sicher der Fall gewesen, wenn die Polizei den Versuch gemacht hätte, das „freieste Volt der Erde“ in seiner Freiheit der Schmähung des Thronerben und der Königin zu behindern! Vielleicht hätte die Regierung weniger Federlesens zum Mindesten mit den Verkäufern der Medaillen und Pamphlete gemacht, wenn sie gewußt hätte, daß „der ä Li-aälauFb“ nicht dahinter steckte. Denn zu seiner Ehre muß es gesagt sein: er beschränkte sich auf die Protestversammlung und war durchaus dagegen, Manifestationen anderer Art zu veranstalten. Er erklärte Das sogar in der Versammlung: Jeder müsse glauben dürfen, was er wolle, und wenn die Leute an Gott glaubten und *) „ . . . und drili»: — Gm Ornb sresp. Erbbegräbnis; mit Grabmal) ist das beste Geschenk, das beste Tins für 2. Kal. Hoheit unseren tnuftissen Koma,!“ Nord und Sllld I>XI. 182, 18

Bits Felsing in Berlin.

ihm für die Errettung des Kronprinzen aus offenbar Todesgefahr feierlichst danken wollten, so habe Niemand Recht oder Ursache, sich dagegen irgendwie aufzulehnen. Was den Nicht-Gläubigen recht sei, das sei doch auch den Gläubigen billig! — Es gab sogar wegen des Gedichts einen Zwist zwischen Bradlaugh und ö. V., wie mir Bradlaugh bald darauf erzählte — denn ich gab dem Dichter des schändlichen Schmähpöoms deutlich zu verstehen, daß er für mich nicht mehr eristire, und kann mich da also nur auf die Autorität Bradlaughs berufen, der mir zu einer Art von Ehrenrettung L. V.'s mittheilte, dieser habe den gesammten Reinertrag den Armen seiner Seele zugewiesen, trotzdem er selber in allerbitterster Armuth lebte. L. V. habe demonstrieren wollen und das auf eine recht häßliche, von allen Seiten stark getadelte Weise gethan; aber er hätte „kein Geschäft“ (no Kar^aiin daraus machen wollen, noch auch gemacht, so glänzend das bei dem über Erwarten starken Absatz des Doppelblattes auch ausgefallen wäre. Und Das, allerdings, ist schon etwas für einen geborenen Engländer!

Ganz kurze Zeit danach mar dem nun schon viele Jahre lang auch am die Hebung der materiellen Lage der unteren Klassen hinwirkenden Bradlaugh eine der allerstörksten Ursachen der Roth und der mit der Roth fast immer eng verbundenen Trunksucht klar geworden.

Man konnte die Arbeiter vom Trunk, von den Gin-Palästen fernhalten, die strahlend und glitzernd an fast allen Straßenecken Londons wie der großen Fabrikstädte prangen und nicht nur durch ihre verlockend schön aufgebauten verschiedenartigen Schnäpse, sondern auch, im Winter, durch ihre Gratis-Wärme die durchgefrorenen armen Leute init den ausgetrockneten Kehlen mit nahezu unwiderstehlicher Gewalt anziehen. Um die noch einigermaßen menschlichen Arbeiter überhaupt, also die noch nicht ganz versumpften und verhierten Angehörigen der „mässs“, diesen Höllenpalästen abwendig zu machen, war nach Bradlaughs fester Ueberzeugung das beste Mittel. . . die Heirath. Aber gerade diese in dem einen Punkte ja unzweifelhaft Gutes bewirkende Maßregel mußte den anderen Punkt, die Roth, nur noch steigern; nicht nur dadurch, daß eine Frau zu erhalten war (falls sich diese nicht etwa selber als Fabrikarbeiterin erhielt, wie dies ja in vielen der furchtbar über-völkerten Fabrikstädte meist der Fall ist), sondern viel mehr noch durch die sich gerade in dm ärmsten Klassen am zahlreichsten einstellende Schaar von Kindern, die bei den armen Arbeiterfamilien nur selten satt gemacht und nie wirklich „erzogen“ werden können, in den meisten Fällen aber theils durch den Hunger getrieben, theils wegen der ungenügenden Beaufichtigung frühzeitig auf eine schiefe Lebensbahn gerathen. Das sehr einfach zu stellende, aber schwer zu lösende Problem: wie kann man die unteren Klassen zu häufigerem Heirathen, und zwar zum Heirathen in möglichst frühen Lebens-jahren, bewegen und dabei doch der durch die Kinder ganz ungeheuer vermehrten Noth wehren? Das konnte nur geschehen, wenn man den Arbeitern

Charles Bradlaugh.

265

wie überhaupt den auf schmale Mittel angewiesenen Leuten die Möglichkeit an die Hand gab, den Kindersegen sozusagen nach Maßgabe der vorhandenen Einnahmen zu reguliren, d. h. die unerwünschte, weil minirende Familien-Verstärkung auf einem vom Gesetz nicht verbotenen, gesundheitlich und moralisch nicht verwerflichen Wege hintanzuhalten! Aber wie das? Das mar die große Frage! Es gab ja der Mittel genug. Aber sie waren zum Theil in jeder Beziehung verwerflich, wie das häufig genug in Frankreich . . . und auch in „discreten“ Fällen nicht gerade selten bei uns wie in aller Welt angewandte Verfahren . . . oder sie waren, wenn nicht verboten und auch nicht schädlich, so doch in dem einen und dem anderen Punkte nicht empfehlenswerth!

Da kam Bradlaugh der Zufall zu Hilfe. Auf einer Vortragsreise durch Nordamerika (das er wie Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. mehrmals besucht und in seinen socialen Verhältnissen eifrig studirt hatte) kam ihm ein Buch des nordamerikanischen Arztes Dr. Knomlton in die Hände, welches „li'i-uits «f?lli1«3opb,7" betitelt war*). Und in diesem Buche fand Bradlaugh das so lange gesuchte Mittel zur Verhinderung der Uebervölkerung angeben, ein Mittel, gegen welches sich keinerlei wie auch immer geartete Bedenken und Einwände geltend machen ließen.

Ich muß mich über dieses Thema kurz fassen; denn ich weiß nicht, ob mir nicht bei näherem Eingehen darauf am Ende ein ebenso großer und ebenso ruinöser Proceß erblühen würde, wie er schließlich trotz der Preßfreiheit gegen Bradlaugh angestrengt wurde — in Deutschland würde man es vielleicht, ungeachtet des Versassungsparagravhen: „Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung in Wort, Bild und Schrift frei auszusprechen“, nur einem Arzte, und zwar nur in einer rein wissenschaftlich-medicinischen Schrift gestatten, über facultative Sterilität zu schreiben und dabei Mittel zur Herbeiführung derselben zu nennen! Also kurz gesagt: Bradlaugh gab das Buch in England neu heraus und versah es mit einer Vorrede, die in eindringlichen und überzeugenden Worten auf den geradezu volksbeglückenden, dem Elende der unteren Klaffen zu steuern trachtenden Zweck des Buches hinwies. Diese Vorrede war nun weder von Bradlaugh allein verfaßt, noch auch von ihm allein unterschrieben. Als Mitverfasserin derselben wie als Mitherausgeberin des Buches sigurirte auf dem Titelblatte außer Bradlaugh auch noch eine Dame. Das sollte den Zweck haben, gleich von vornherein aller Welt zu zeigen, daß selbst ein Frauengeinüth an der Sache keinen Anstoß zu nehnien habe, daß das Buch zu wichtig sei, als daß nicht selbst eine Frau die natürliche Scheu bei Seite setzen und „trotz alledem und *) „Früchte der Philosophie.“ Unter pdilosoxkz' versteht man in Amerika wie in Englaild allgemein (mit Ausnahme des Mchrtensandcs) die Natur-Philosophie resp. direct die eigentliche Natnrwissenschaft.

13'

266 Otto Felsing in Verl.,,,,

allem" öffentlich eine so heikle Materie vertreten und für die Bestrebungen des Neuherausgebers Propaganda machen müßte.

Ich füge hinzu, daß dieses Buch so decent geschrieben ist, wie es bei einer populär-wissenschaftlichen Schrift über solch ein Thema nur irgend zu ermöglichen ist. Es enthält theils eine Belehrung über Bau und Functionen einzelner Parteien des menschlichen Organismus, theils Hindeutungen auf die Art und Weise, deren Erkrankungen zu vermeiden resp. sie zu heilen, und schließlich eben die Ansichten des Verfassers wie Neuherausgebers über eine auf gesetzlich, sittlich und gesundheitlich unanfechtbarer Grundlage beruhende, überdies leicht anwendbare und dabei nicht indelicate Methode zur Erzielung der Sterilität in jedem gewünschten Falle.

Das Buch hatte einen Riesenabsatz, wie man sich denken kann, wurde aber eine Zeit lang von Polizei und Gerichten mit gutem Fug so wenig beachtet, wie alle übrigen Bücher und Aroschüren ähnlicher Art. Mit der Zeit jedoch erregte es in gewissen Kreisen Anstoß, daß die (in einem den« Publikum allerdings nicht ganz klaren, aber nach meinem Wissen von der Sache durchaus nicht tadelnswerthen Verhältnisse zu Nradlaugh stehende) Mrs. Anny Vesant, die Wittwe eines presbyterianischen Pastors, „die ganze Frauenwelt beleidige, indem sie solche obscönen Schriften unterzeichne, um zu zeigen, daß Frauen davor keine Scheu zu haben brauchten". Das war vorauszusehen, und es gehörte schon ein überaus starker Wagemuth dazu, gerade bei dein Thema einen Sturm der „beleidigten Sittlichkeit" auf sich hembzubeschwüren. Es wäre wohl allermindestens ebenso gut gewesen, wenn Frau Besant ihre Finger davon gelassen hätte: Das Buch wäre trotzdem in die Hände Derer gekommen, welche ein materielles Interesse an der Sache hatten, und vielleicht weniger häufig in die Hände von Frauen und Mädchen, welche sich sozusagen nur theoretisch dafür interessirten — denn eine Menge solcher Damen kauften das Buch, wo sie es nur kriegen konnten, ja, wenn sie es nicht kaufen konnten, so entführten sie es heimlich, wo es ihnen etwa beim Durchstöbern irgend einer privaten Bücherei aufstieß, wie z. B, auch mir ein Eremvlar des Werkes von einer jungen, gänzlich uuverheiratheten Dame, noch dazu in unserem prüden Deutschland, einfach „ausgespannt" wurde!

Es gab aber bald noch andere „Steine des Anstoßes", als Mrs. Anny Besant. Der größte davon war der, daß ein sveculatiuer Buchhändler in Birmingham viele Taufende von Exemplaren dieses Buches, um seinen Absahpreis auf das denkbar Weiteste auszudehnen, in den von der Beschreibung jener einzelnen Organe handelnden Capiteln mit Zeichnungen durchschießen ließ, die ganz sicher weniger terterläuternd als lasciv waren. Der hierdurch erregte Anstoß war begreiflicherweise fehr stark und höchst be-rechtigt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß die zahlreiche Schaar der Feinde Bradlaughs diesen Umstand ausnützte, um, nicht etwa dem speculativen

Charles Bradlaugh.

267

Buchhändler, nein, dem von der Sache gar nichts ahnenden Bradlaugh wie seiner „Maitresse" Besant einen Proceß „wegen strafbarer Obscönität" an den Hals zu hängen!

Es gab einen Monstreproceß, bei welchem! sich Bradlaugh zwar mit bewundernswerther Geschicklichkeit vertheidigte, wie ich als Augenzeuge versichern kann, nichtsdestoweniger aber sammt seiner „Freundin" verurtheilt wurde, zu einer colossalen Strafsumme und in noch größere Kosten. Der Proceß hatte ihn trotz resp. wegen des Einspringens seiner Freunde wieder pfenniglos gemacht und in Schulden gestürzt, noch bevor er in zweiter Instanz gegen das Urtheil angehen konnte. Als das geschah, kam die ganze Gesetzeskunde dieses ungelehrten Advocaten zum Vorschein: es gelang Bradlaugh wiederum, den gelehrten Perrücken (die richterlichen Beamten, Anwälte u. s. w. tragen noch heute ihre Lockenperrücken) einen schweren Formfehler nachzuweisen, und der Proceß „siel in die Themse" . . . entweder war ein Rückverweisen an die erste Instanz nicht möglich oder aber man ließ, wie schon mehrfach „in Sachen contra Bradlaugh", die Angelegenheit „aus höheren politischen Gründen" stillschweigend im Sande verlaufen. Der wackere Buchhändler, durch dessen Schuld die ganze Geschichte gekommen war, blieb vollständig unbehelligt: er hatte etlichen angesehenen Persönlichkeiten, darunter hochstehenden Männern der Hierarchie, die Versicherung abgegeben, baß er keineswegs ein Freund Bradlaughs und Bekenner seiner Theorieen sei, daß er nur geschäftlich gehandelt und geglaubt habe, dabei auf dem Boden des Rechts zu stehen, und so wurde die Verfolgung nicht auch auf ihn ausgedehnt (resp. stillschweigend eingestellt), zumal der Mann hoch und heilig versprach, „die abscheulichen Schriften dieses awt'ul aiiti-ob.urOkei'8" sammt und sonders zu verbrennen. Es sollen freilich nur noch wenige Exemplare für dieses Autodafö übrig gewesen sein!

Die nächste und letzte Periode in Leben des „Kämpfers Bradlaugh" wird am besten zu bezeichnen sein als die des Kampfes um seinen Parlamentssitz. Ich sage absichtlich nicht um „einen", sondern um „seinen" Parlamentssitz. Denn trotz aller Machinationen seiner Gegner, trotz persönlicher Verunglimpfungen der schändlichsten Art, trotz der Aufstachelung der englischen Prüderie, welcher namentlich Bradlaughs Verhältniß zu der als begabte Schriftstellerin wie brillante Volksrednerin, damals wenigstens, für eine Frauenemancipation im vernünftigen Sinne wirkenden Mrs. Besant denuncirt wurde — trotz alledem hatte Bradlaugh, dank seiner Energie, seiner unantastbaren Redlichkeit, seiner Erfolge um die Aufklärung des Volkes wie um die Hebung der rechtlichen und materiellen Lage der unteren Klassen seinen Gegen-candidaten in Northampton 1880 geschlagen und hätte nun, nachdem auch die Wahlprüfung nichts dagegen zu Tage gefördert, unbeanstandet seinen Sitz einnehmen können... wenn er sich dazu herbeigelassen hätte, den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Er that es nicht, verlangte, daß man ihm ein „Gelöbniß?"

268 Otto Feising in Verlin.

an Eidesstatt erlaube, und so kam's — es ist ja noch in Aller Gedächtnis; — daß er nicht nur mit Gewalt durch die Specialpolizei des Parlaments aus dem Hause geführt wurde, sondern auch von einem an der ganzen Sache unbetheiligten Herrn Miller, der nicht einmal Parlamentsmitglied, sondern einfach ein Vradlaugh-Hasser war, auf Grund eines uralten Gesetzes verklagt wurde „wegen unbefugten Betretens des Hauses" und für jede Sitzung 5000 Pfund Strafgeder zu zahlen auferlegt bekam. Herrn Miller wurde die Sache allerdings sehr verleidet, denn er wußte in seiner aufgehetzten Unschuld in dem Gesehwirre seines Vaterlandes nicht so gut Bescheid wie der Mann, den er haßte: Bradlaugh kehrte den Spieß um und ließ Herrn Miller gehörig bestrafen — ebenfalls auf Grund eines sonst von aller Welt Vergessenen alten Gesetzes, nach welchem Jeder, der sich von Anderen zu einer Anklage aufreize» läßt, mit mindestens so und so viel Geld oder gar Gefängniß bestraft werden muß!

Inzwischen hatte Bradlaugh einen Schritt unternommen, der sicher nicht aus ihm selber hervorgegangen war und ihm die Sympathien Vieler kostete. Seine getreuen Wähler von Northampton verlangten von ihm, er solle den Eid ablegen, falls er es etwa nicht fertig brächte, binnen Kurzem den Eid auch im Parlament wie vor Gericht durch das „Gelöbnih" zu ersetzen. Da ihm nun die Unterhausmajorität als offenkundigem Atheisten die Ablegung des Eides verweigert hatte, so trat er eines Tages, gleich nach Beginn der Sitzung, an den Tisch des Hauses und . . . legte, ehe es Jemand hindern konnte, den Eid in der vorgeschriebenen Form auf die Bibel ab. Das war sicher nicht correct, da er vordem oft genug erklärt hatte, er lege dein Eide gar keine bindende Kraft bei, die Bibel sei ein Buch wie andere Bücher, er glaube nicht an den Gott, bei welchen, er zu schwören habe! — Es gab einen Heidenscandal in dem „hohen Hause", und Bradlaugh muhte sich zurückziehen. (Es kann übrigens auch sein, daß er bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit den Fäusten der Parlamentswache machte; ich erinnere mich des Datums dieser Gewaltmaßregel nicht genau.)

So dauerte der Kampf gegen die Majorität jahrelang, bis endlich die Majorität selber desselben müde ward und nicht mehr dagegen protestirte, daß Bradlaugh auf seinem Sitze „das thue, wozu ihn die Majorität der Wähler in's Unterhaus geschickt hätte." Es kam das Jahr 1885 und in ihm eine Neuwahl heran. Bradlaugh wurde wiedergewählt und nahm im folgenden Jahre bei Beginn der Session nicht nur unbehelligt seinen Sitz ein, sondern es wurde auch kein Protest mehr dagegen erhoben, als er gleich den anderen Mitgliedern des Hanfes an den Tisch trat und auf die vom Mr. Speaker, dem Präsidenten, auch ihm vorgehaltenen Bibel den Abgeordneteneid ablegte. Vielleicht hätte er es doch noch durchgesetzt, daß auch hier an Stelle des Eides officiell die einfache „cunin-mariun" zugelassen wurde, wenn er nicht darüber hinweggestorben wäre.

Charles Bradlaugh,
26g

Die Abgeordnetenthätigkeit Bradlaugh's wird hauptsächlich durch seine Bestrebungen bezeichnet, für die unteren Klassen und für die „Verbesserung der Gesetze“ zu sorgen, so wie durch die zum Theil erfolgreichen, im Verein mit seinem Freunde Labouchere unternommenen Bestrebungen, die Kassen des Landes von Lasten zu befreien, welche die Kassen keines anderen Landes zu tragen haben. Beide Abgeordnete brachten nämlich die theilweise auch zur Annahme gebrachten Anträge ein, durch eine anständige Summe die Pensionen abzulösen, welche in früherer Zeit, oft sogar in früheren Jahrhunderten, verdienten Männern für sich und ihre Nachkommen zubilligt worden waren, wodurch dem Lande eine ungeheure Kostensumme Jahr für Jahr erwuchs, ohne daß ihm dafür irgend etwas geleistet wurde. England spart. Dank Bradlaugh und Labouchere, durchliefen Ablösungen jetzt einen recht ansehnlichen Jahresbetrag! Sodann beantragten die beiden Radikalen, die von der Regierung gewünschte Erhöhung der Apanagen der Kinder des Kronprinzen abzulehnen; beantragten, die Erhöhung der Apanagen der Prinzessinnen-Töchter bei ihrer Verheiratung mit „deutschen Prinzen“ zu verweigern, also z. B. dem Regierungs-Antrage auf vergrößerte Apanagierung der Prinzessin (Luise?) von Teck, wie in jüngster Zeit erst der Prinzessin Beatrice-Battenberg keine Folge zu gehen. Hierin waren die „entsetzlichen Radikalen“ allerdings bis jetzt noch nicht in allen Punkten glücklich. Aber auch in manch anderer Weise als nur in der oben angedeuteten machte sich Bradlaugh als Abgeordneter dem Lande nützlich, und so konnte es denn geschehen, daß er wenige Tage vor seinem Hinscheiden die fast unglaubliche Genugthuung erhielt, daß nicht allein seine Verdienste um das Land von Seiten des Unterhauses wie von Seiten der Regierung mit ehrenden Worten anerkannt wurden, nein, daß Unterhaus wie Regierung auch auf den eingangs schon erwähnten Antrag eines Abgeordneten eingingen, diejenigen Seiten in den Parlamentsprotokollen zu streichen, in welchen die (wider alles Recht geschehene) Eidesverweigerung und die Gewaltthaten gegen Bradlaugh verzeichnet waren. Somit hat der „Kämpfer“ Bradlaugh noch ganz zum Schluß seines streitvollen Lebens einen unerhörten Sieg erfochten, — es war der einzige, bei welchem der Gewinn daraus nur ihm zu Gute kam! In allen anderen Siegen gewann er lediglich für Andere. Für Andere war der Erfolg; der Kampf, die Arbeit aber, die dazu erforderlich gewesen, nur allein für ihn: wenn Jemand nach dem Volksmärchen rieth, „man“ müsse der Katze eine Schelle um den Hals hängen, damit man sie schon von Weitem höre und sich vor ihr schützen könne, dann hatte Bradlaugh nicht die Märchen-Antwort bereit: „^sN, dsll tke «at ^oursölk“ (hängt doch selber der Katze die Schelle um!), nein, er war stets und jeden Augenblick bereit, eben zu Gunsten der Anderen „ro dell tks oat tiimsslk“, selber den Strauß zu wagen! Und so ist es denn gekommen, daß der ehemalige Laufbursche und Kohlenträger als gefeierter Volksmann und auch von der Gegenpartei endlich

Btto Felsing in Berlin.

der ihm gebührenden Anerkennung gewürdigter Abgeordneter gestorben ist, nachdem er seinem Volke in einem Leben des Kampfes unbestrittenermaßen viel, sehr viel Gutes erwirkt hatte; so ist es gekommen, daß der Mann, der arm gewesen und arm gestorben, trotzdem wohl mehr als eine Million zur Vertheilung und zur Förderung der von ihm aufgestellten Ziele durch seine Hand gegangen ist, jetzt auf Grund öffentlicher Sammlungen ein großes Denkmal gesetzt erhält vor einem als Heim seiner Parteigenossen neu zu erbauenden mächtigen Gebäude; so ist es gekommen, daß, wie bekämfvensmerth man auch seine antikirchlichen Anschauungen und feine politischen Bestrebungen erachten möge. Jedermann, er gehöre zu welcher Partei er wolle, dein ehrlichen Manne Bradlaugh und dem lediglich für sein Vaterland, nie aber für sich wirkenden Politiker mit reinem Gewissen persönlich die höchste Achtung zollen muß!

Tod oder —?

Aus dem Tagebuch eines Unglücklichen,

von

GMar Wilda.

— Breslau. —

Wie so manche qualvolle, bange Nacht hatte ich auch in dieser stundenlang munter gelegen, ohne die so heiß ersehnte Ruhe zu finden.

^ Denn die folternden Gedanken und der entsetzliche, pressende, bohrende, wühlende Kopfschmerz, die nur schon so lange das Dasein zur Hölle machen, verscheuchten den Schlummer von meinem Lager. Und doch war ich müde, ach so sterbensmüde!

O, wer kann euch beschreiben, ihr fürchterlichen, endlosen Nächte, in denen der Körper, der arme, erschöpfte, zerschlagene Körper sich ruhelos hin und her wälzt und verzweifelte Wuth die schweißgetränkten Kissen zerwühlt; wo der Geist, der so gern in das Reich des Vergessens versinken möchte, vergebens dem Banne der Gedanken zu entfliehen sich müht, die zu meistern er nicht mehr im Stande ist, die jenen Geistern gleichen, die des Herrn und Meister, der sie in's Leben rief, schadenfroh spotten, da er die Macht über sie verlor, die Zauberformel vergaß, durch die er sie zu bannen vermochte — wo die Kinder des Hims, fratzenhaft entstellt, bald fchauerliche Gespenster, bald hämisch grinsende Kobolde, bald listige Teufelchen, bald ekelhafte Ungeheuer toll und wirr durcheinander jagen und tanzen und kugeln, sich oft zu phantastischen, naturwidrigen Wesen vereinigend, grotesk und widersinnig wie die Lentauren und andere fabelhafte Geschöpfe des klassischen Alterthums. O, wie über alle Maßen fürchterlich ist dieser aufreibende Kampf, dieser Wechsel von halbem, martervollem Versinken in's Nichts und ohnmächtigem Sichaufraffen, dieses Träumen ohne Schlafen!

Bskar wilda in Breslau.

Stundenlang hatte ich schon diesen fürchterlichen Kampf gekämpft, da endlich versank der gequälte Geist auf kurze Welle in einen etwas tieferen Abgrund der Vergessenheit — und da hatte ich folgende Bision:

Einsam ging ich durch die öde herbstliche Landschaft; müde raschelte mein Fuß durch welches Laub, und vereinzelte dürre Blätter sielen zitternd auf meinen Pfad; eine unendliche Zeit schien mir verflossen zu sein seit jenen Tagen, da diese Blätter noch grün und lebensfrisch waren, da sich goldene Nehren dort wiegten, wo jetzt fahl und todt welle Stoppelfelder sich dehnten, über die krächzend eine einsame Krähe flog. Schauerlich tönnte aus dem schwarzen, von verkrüppelten, gespenstischen Weiden umrahmten Teiche dunkler Unkenruf, und durch meinen schmermuthumschatteten Geist zogen unablässig die Verse meines Lieblingsdichters, des krankhaften Amerikaners Edgar Poe, die Anfangsverse des melancholischesten aller Gedichte, der Romanze „Ulalume“:

„IKe skies tds? vers sslisll sriä »ober,
IKs l«ävs8 tks)' vsrs orisz>e<1 sncl sers,
1?ds lesves tde)' vsrs vitkering snä sers . . .“

Ich ging weiter, ohne Ziel, ohne Willen; ich mußte gehen; und ich wanderte der untergehenden Sonne entgegen, und immer öder und unheimlicher ward die Gegend und immer tiefer die Schatten, die meinen Geist bedeckten; und immer leiser verklangen die Töne menschlicher Lust und menschlichen Leides und menschlicher Arbeit, welche aus der weit hinter mir liegenden Stadt zu mir drangen; und nun zitterten wehmuthvoll, süß lockend die Klänge der Abendglocken zu mir herüber und schmiegteten sich weich, lind schmeichelnd an mein Herz und lösten noch einmal den Bann starrer Fühllosigkeit, der sich eisig auf dasselbe zu legen begonnen. Und ich wandte mich um und schaute nach der fernen Stadt, wo das Leben so verführerisch winkte; und ich sah, wie ihre Fenster im letzten Scheine der Abendsonne oder von Lichtern hinter ihm goldig blitzten, wie aus den Essen der Häuser und Fabriken der Rauch fröhlich zum Himmel stieg. Und mein Herz begann wieder stärker zu schlagen und warm zu werden, und es fand wieder die schöne Fähigkeit des Wünschens, des Verlangens, des Sehns. Da wollte ich fort aus dieser verlassenenen, trostlosen Oede und zur Stadt zurück, um dort unter Menschen ein Mensch zu sein. Aber ich konnte nicht, denn dicht hinter mir versank der Pfad, der zur Stadt führte, wie in einen schwarzen Abgrund. Ich konnte nicht mehr zurück, ich mußte den eingeschlagenen unheimlichen Weg weiter wandern, ohne Ziel, ohne Wollen, weiter in die endlose todte Oede, über die jetzt die Nacht ihren Fittig breitete; denn die Sonne war untergegangen; kalte Schauer durchfröstelten mein Gebein, und meine Lippen murmelten:

„Idsa WZ' Kesrt it ßre^v sskev äliä «ober
^8 tds lesvss tbst >vers erispeä siiä sers,
. ^s tks lesvss tb»t nerv nitKerinA »nä sers , .

— Tod oder —?

273

Jetzt war es ganz einsam und still um mich, kein lebendes Wesen war rund umher zu sehen, kein Ton zu hören — schauerlich nur hallte der Klang einer Glocke wie einer Tobten- oder Armensünderglocke durch die beängstigende Stille. Und eine Stimme in mir sprach (oder kam sie von außen?): Das ist das Grabgeläute der sterbenden Welt! —

Der Vollmond war aufgegangen; der Mond, mein alter Freund und Vertrauter; aber sein Anblick erfreute und tröstete nicht wie einst meine schwärmende Seele. Er erschien mir greisenhaft, welk und todt, wie die dürrn Blätter zu meinen Fühen; und dann kam er mir vor wie der Oelfleck in der Papierlandschaft meines Puppentheaters, hinter den mir ein Licht stellten, um Mondschein zu erzeugen. Ja, ja, gerade so fahl, so trübselig verschwommen blickte der Mond dort oben hernieder. Und war ich selbst jetzt mehr als eine Puppe, wie ich sie in meinen Kinderjahren am Drahte über die Bühne meines kleinen Theaters gezogen? Ja, unsichtbare Drähte führten mich, den Willen- und Gefühllosen — wohin? . . .

Und ich ging weiter, und mein Weg begann sich schließlich bergan zu ziehen und immer steller und steiler zu werden, und ich schritt gleichgiltig weiter und klomm wie ein Mondsüchtiger gedanken- und furchtlos den gefährlichen, engen Pfad hinan, bis ich auf der Spitze eines kahlen Felsens stand, von dem aus der anderen Seite zwei Pfade wieder hinabführten in die endlosen Ebenen. Und ich machte Halt und schaute hinab auf die wüste Gegend, auf die der Mond ein schauerliches Licht warf, und meine Blicke schweiften über Meilen hinweg bis dorthin, wo Himmel und Erde sich einen; und meine Augen waren von so übernatürlicher Schärfe, daß ich auch den fernsten, kleinsten Gegenstand, auf den ich sie richtete, erkennen konnte. Und ich konnte genau verfolgen, wie der eine Pfad sich den Felsen hinab und in mancherlei Windungen durch die flache Landschaft zog, bis er sich am Horizonte verlor; und da sah ich plötzlich eine wunderliche Gestalt denselben daherkommen mit hastigen weiten Schritten, eine riesige Gestalt mit grinsendem Kopfe und langen, dürrn Gliedern, die kreideweiß im Mondenscheine glänzten. Und ich faßte die räthselhafte Gestalt, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit näherte, schärfer in's Auge — und da ich sie erkannte, schauderte ich — es war ein Skelett! Und in der Rechten trug sie, über die Schulter gelegt, einen Gegenstand, der im Strahle des Mondes blitzte — und es war eine Senfe — und in der Linken trug sie ein fremdartiges Geräth — und ich erkannte es als ein Stundenglas.

Da wußte ich, wer das fürchterliche Wesen war, aber ich schauderte, auch nur seinen Namen zu denken; und mit unaussprechlichem Grauen sah ich, wie der furchtbare Sensenmann auf den Ort zueilte, an dem ich mich befand. Da dachte ich dein grausen Unhold zu entfliehen und den zweiten Pfad hinabzueilten. Aber wie mein angstvolles Auge denselben flüchtig überschaut, bevor mein Fuß ihn betrete, sehe ich auf demselben ein anderes seltsames Geschöpf daherkommen. Ich spähe mit angespannten Sinnen, die

27H — Vskar wilda in Vreslau.

Natur des merkwürdigen Phantoms zu ergründen, das seinen Charakter beständig zu wechseln schien, das bald über dem Erdboden majestätisch dahinschwebte, bald in sonderbaren Sprüngen, in wüthendem Laufe daherstürmte, bald im Staube hinkroch oder gar sich auf dem Boden weiter wälzte. — Und endlich erkannte ich einen Jüngling, der aber nicht gewöhnlichen Sterblichen glich, dessen Miene und dessen Wesen etwas von einem Könige, von einem Halbgotts hatten; und er schwebte mehr, von unsichtbaren Fittigen getragen, denn daß er ging; auf seiner Stirn war ein Leuchten nicht irdischer Art, und in seinen Augen blitzte ein Feuer, das mir göttlichen Ursprungs schien — und ich schaute den Jüngling genauer an — und ich sah, daß ich es selbst war und doch wieder nicht ich selbst; denn die Gestalt und die Züge meines Gesichts und mein ganzes Wesen erschienen hier erhöht, veredelt und verklärt; und die Hoheit und die Würde, die diese Gestalt umgab, war nicht mein. Und ich betrachtete den Jüngling mit Entzücken; aber dann plötzlich flößte mir seine Schönheit ein leises Unbehagen ein, und aus dem Unbehagen ward ein Grauen, denn die Schönheit erschien mir wie eine Maske, wie eine verzerrte Wahrheit, und das Majestätische und Erhabene seines Wesens dünkte mir übertrieben und hohl und lächerlich-gespreizt wie bei Theaterkünigen, die in falschem Purpur und eitlen Flitter prangen. Und wie ich so noch weiter hinschaue, da verzerrt sich plötzlich das schöne Gesicht zur scheußlichen Fratze, und in rothem Brande, blutunterlaufen, flammen die Augen, und der Muud fletscht die Zähne und — doch bin ich es immer noch, und ich starre entsetzt der wüthend heranstürmenden Gestalt entgegen. Und wieder ändert sich diese, und eine scheußliche Bestie mit blutiger Zunge, schäumendein Rachen und fürchterlichem Gebiß rennt in wilden Sprüngen daher, und die giftigen grünen Augen — o diese gräßlichen Augen! — stieren mich an, mich bannend — und ich sehe und fühle, die Bestie bin ich selbst — und das Thier wird zur ekelhaften schuppigen Schlange, die sich am Boden hassig windet und deren Basiliskenblick mein Blut gefrieren läßt — und die Schlange bin ich selbst — und dann wälzt sich mit eklem Behagen ein Schwein in Koth und Morast — und da stöhne ich auf in der Folter eines namenlosen Entsetzens; und die Erscheinung rückt näher, jetzt wieder als schöner Jüngling, als Bestie, in all den wechselnden Gestalten, die ich schon geschaut, den Weg versperrend, auf welchem ich dein grimmen Sensenmann entrinnen wollte; aber der dünkte mir jetzt das geringere Uebel gegen die zweite Erscheinung, deren grause Bedeutung mir klar zu macheu, ich nicht wagte.

Und um den beiden Unholden zu entrinnen, wandte ich mich um und wollte den Weg zurückeilen, den ich gekommen — aber o Schreck! — er war verschwunden — für mich gab's keine Rückkehr mehr, kein Entrinnen aus der Doppelgefahr, die mich bedrohte. Und ich verglich die Fortschritte, welche das Skelett und das andere gräßliche Wesen auf den beiden Wegen machten, und erkannte, daß die Schnelligkeit Beider ungeheuer war, ich konnte aber

Tod oder —?

273

nicht ermessen, bei wein sie größer war und wer mich zuerst erreicheil würde. Wer ein beneidensmerthes Loos erschien es mir noch, das grimme Skelett an meine Brust zu drücken, als die Beute des andern Ungethüins zu werden, dessen Namen ich mir noch immer nicht einzugestehen wagte. Und da faßte ich den Entschluß, dem Gerippe entgegenzueilen, so schnell ich es vermöchte, und mich dem Streiche der tödtlichen Sense entgegenzuwerfen, nur um nicht der Macht jenes Scheusals zu verfallen.

Schon wandte ich mich dem Pfade zu, schon regte ich den Fuß, um ihn zu betreten — es war zu spät!

Aus den Basiliskenaugen schoß ein Strahl herüber in mein Hirn — meine Glieder versagten den Dienst — mein Wille war gelähmt. Erstarrt, regungslos, als sei ich ein Theil des Felsens geworden, auf dem ich mich befand, stand ich da! Ich mußte harren, harren, ohnmächtig harren, wessen Beute ich werden würde; starr verfolgten meine brennenden Augen das Vor-rücken der beiden Gespenster, die nicht mehr fern von ihrem Ziele waren; und mein wild pochendes Herz warf die entsetzliche Frage auf: „Wer wird der Erste sein, der Tod oder?“

Da fand mein Herz mit einem Schlage den grauenvollen Namen, der den andern Dämon bezeichnete, und aus meiner gequälten Brust löste sich ein geller, erschütternder Schrei, wie der flammende Ausbruch eines Vulkans. Und ich erwachte von meinem gräßlichen Geschrei und lag, in kalten Schweiß gebadet, zu Tode erschöpft, in meinem Bette. —

Ich habe in dieser Nacht nicht mehr geschlafen . . .

^Illustrirte Bibliographie.

Die Urgeschichte der Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. Moriz Hoernes. Mit über dreihundert Abbildungen im Texte und zwanzig ganzseitigen Illustrationen, Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Bei den raschen und erfolgreichen Fortschreiten der prähistorischen Forschung ist es keine leichte Aufgabe, die der Verfasser übernommen hat, den gegenwärtigen Stand dieser interessanten Wissenschaft in einem Alles umfassenden Bilde gemmwerständig und doch streng wissenschaftlich zur Darstellung zu bringen. Wenn es dem Autor trotzdem gelungen ist, die großen Schwierigkeiten seiner Arbeit zu überwinden, so verdankt er dies nicht zum Mindesten seiner Veranstellung in der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien, in der sich bekanntlich eine der reichsten vorgeschichtlichen Sammlungen der Gegenwart befindet.

Das Werk weist mit großer Geschicklichkeit die zahlreichen Beziehungen auf, welche sich von der Urgeschichte der Menschheit in unsere hochentwickelte Civilisation, in unser persönliches Leben und unsere tägliche Umgebung hinein fortspinnen. Auf diese Weise gewährt es uns ein tieferes Verständnis; für den Verlauf der Weltgeschichte überhaupt und damit auch für die Gegenwart. Denn die auf der ganzen Erde erhaltenen Denkmäler und Ueberreste vorgeschichtlicher Zeiten werden nach ihrer Entstehung, Bedeutung und kulturgeschichtlichen Zusammengehörigkeit untersucht und verglichen, so dass, namentlich die Bedürfnisse jeder großen Zahl von Freunden der prähistorischen Wissenschaft befriedigt sein werden, welche sich mit schönem Eifer und vielfach local begrenztem Interesse der Förderung vorgeschichtlicher Studien widmen, und denen ein Buch, wie das vorliegende, lange Zeit gefehlt hat. Wenigstens finden die älteren Werke, welche ähnliche Ziele verfolgten, längst nicht mehr ausreichend, um eine Vermittelung zwischen den fachgelahrten Kreisen und dem größeren Publikum herzustellen.

Der Verfasser selbst gesteht zu, dass er dem vorgeschichtlichen Menschen außerhalb Europas eine gewisse Zurücksetzung angeworfen lässt; aber er erinnert mit Recht daran.

Menschliche Ekelettrefte, aufgedeckt in einem Muschelhaufen bei Wugem (Poi-tnaal),

Meihgeschenle au» Olnmpia.

«us:M.Hoerne«: „Die Urgeschichte de» Menschen". Sl. Hartlcben'» Verlag. Wien,

Au«: M. Hoerne«: „Die Urgeschichte de» Menschen". A, Hartleben'S Berlag, Wien.
dafz auch die Urgeschichte nichts Anderes sein kann, als Geschichte, d. h. Darstellung auf
einander folgender, iu ihrem Zusammenhange mehr oder minder klar erkannter Begeben-
heiten und Zustände, nicht aber Anthropologie der primitiven oder älteren Menschheit
überhaupt.

Aus dem reichen Inhalte des Buches heben nur nur die wichtigsten Abschnitte
hervor: Ursprung, Begriff und Aufgaben der PräHistorie; Die ältesten Kulturzustände
der Menschheit: Die ältere» crdgeschichtlichen Zeiträume, Tertiär und Diluvium (die
ältere Steinzeit): Tic jüngere Steinzeit; TaS erste Auftreten der Metalle; Die Bronze-
zeit in Mittel- und Nordcuropa; Siidcuropa und der Orient; Tie Hallstattperiode: I ^s,
'kvos-Periode, Nömerzeit, Völkerwanderung; Tic alten und die neuen Völker Europas,
freunde des klassischen Altctthums machen wir besonders nnf die vortrefflich geschriebenen
Partien aufmerksam, die von der Insel Cuperu, von Troja und von Mnkenä und seinem
Kulturkrisc handeln (Z. 4<>!1—515). Aber auch der Anthropologe wird an vielen
Partien seine Freude haben, so namentlich an der Auseinandersetzung, die sich (S. 4ö ff.)
auf das Verhältnis; zwischen Darwinismus und Urmcnschcuthum bezieht. Ter Verfasser
stützt sich hierbei ans die von Virchow 1889 während des gemeinsamen Kongresses der
deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft geänderte Ansicht: „Im Augen-
blicke wissen wir nur, das; unter den Menschen der Ilrcit sich keiner gefunden hat, der
den Affen näher stände, als den »einigen Menschen. Die alten waren ganz wohl ge-
bildete Menschen, sie trugen keine charakteristischen Zeichen an sich, welche wir nicht auch
gegenwärtig an lebenden Bevölkerungen antreffen: kein einziger war von so elender Be-
schaffenheit, das; wir z. B. sagen dunen, er zeige die niederste Schädclform u. s. w."
Wir sind nach alledem überzeugt, das; das reich und schön Austritte, überall an-
ziehend und gründlich geschriebene Werk auf die Theilnahme der gebildeten Kreise rechnen
kann, und wünschen ihm aufrichtig cincn entsprechenden Erfolg. U. .7.

Nord und End. XI.I. 182,

280 Nord und Süd.

Die Heilige öchrift des Alten Testaments.

I» Verbindung mit Professor Boethgen in Grcifswald, Professor Gnthe in Leipzig, Professor Kamphausen in Bonn, Professor Illittel in Breslau, Lic. Marti in Basel, Professor Nothstein in Halle, Professor Nusselt in Bern, Professor Nüsse I in Zürich, Professor Siegfried in Jena, Professor Socio in Leipzig übersetzt und herausgegeben von G. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle. Erster Halbband. Freiburg i. B., 1392. Akademische Verlagsbuchhandlung von I. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Es ist eine vorwiegend philologische Arbeit, deren Sorgfalt und gewissenhafte Sorglosigkeit von Fachleuten sehr hochgestellt wird. Das Format ist handlich, die typographische Ausstattung durchaus lobenswerth. Für das Auge verschwindet die oft recht unsystematische Eintheilung der Bibel, an die wir gewohnt sind, die Eintheilung in mitunter ziemlich willkürliche (Kapitel und Verse, obwohl sie natürlich hat aufrecht erhalten werden müssen. Der Stoff ist hier nach seinem wirklichen Inhalte neu gegliedert, und die einzelnen Abtheilungen sind durch Überschriften in augenfälligen Lettern klar bezeichnet. In allen Fällen, wo die Luther'sche Uebersetzung durch unverständliche und dunkle Wendungen das Erfassen des Sinnes erschwert, wird diese Uebersetzung von E. Kautzsch mit Gewinn zu Rache gezogen werden können und vortreffliche Dienste leisten.

Wir wiederholen: es ist eine wissenschaftliche philologische Arbeit, die lediglich von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten ist. Schon das Ansehen bezeichnet diesen Charakter auf den ersten Blick: die in Klammer gesetzten Wörter, die der Uebersetzer zum leichteren Verständnis oder um die Form unserer modernen Sprache anzupassen, hinzugefügt hat, und die im Lapidarstile des Urtextes fehlen, die Fußnoten, die auf besondere Uebersetzungsschwierigkeiten und Vordruckigkeiten hinweisen, die am Rand angebrachten lateinischen Buchstaben, die die Urquellen bezeichnen, u. s. w. So präsentiert sich diese Uebersetzung also schon äußerlich als ein Werk, das sich vorzugsweise an den Gebildeten wendet und sich der kritischen Prüfung durch den sprachkundigen Fachmann unterstellen will, aber keineswegs den Anspruch erhebt, wegen der Luther'schen oder gar an deren Stelle zum Gemeingut des gesamten deutschen Volk zu werden. Man wird sogar nicht fehlgehen, wenn man in dieser Arbeit nur eine neue Huldigung für den monumentalen Wert des gewaltigen Luther erblickt. Luther war nicht nur einer der größten Theologen und Philologen, er war auch im erhabensten Sinne des Wortes ein Dichter und Künstler. Die Grösse und Feierlichkeit, die Majestät und Schönheit, die Energie und der Wohlklang seiner Sprache sind unvergleichlich. Und die Luther'sche Uebersetzung wird immerdar in unserer Literatur der „Königin“ bleiben, an dem alle Hässlichkeiten und Ausartungen unseres geliebten Deutsch endlich zerschellen,

Der sprachlichen Genauigkeit zu Liebe hat der neue Uebersetzer die Eindringlichkeit der Schönheit und den poetischen Schwung der Diction oft zum Opfer gebracht. Nicht immer mit zwingendem Grunde, wie uns scheinen will. Nehmen wir die ersten besten Beispiele. In der Schöpfungsgeschichte heißt es bei Kautzsch Vers 21 und 21:

„Da sprach Gott: Es wimmelte das Wasser von Gewimmel lebendiger Wesen, und Vogel sollen über der Erde hinfliegen an der Beste des Himmels. Da schuf Gott die großen Scethiere und alle die lebendigen Wesen, die sich herumnähen, von denen das Wasser wimmelt, je nach ihrer Art, dazu alle geflügelten Thiere je nach ihrer Art.“ Das „von Gewimmel wimmelnde Wasser“ ist vielleicht ganz richtig übersetzt, aber schön ist es nicht. Nun höre nun Sucher:

„Und Gott sprach: Es erregte sich das Wasser mit webenden und lebenden Thieren, und mit Gefögeln, das auf Erden unter der Beste des Himmels fliege, und Gott schuf große Wallfische und allerlei Thier, das da lebet und webet, und vom Wasser erregt ward, ein Jegliches nach seiner Art; und allerlei gefiedertes Gefögeln, ein jegliches nach seiner Art.“

Die Luther'sche Uebersetzung ist doch zum mindesten ebenso verständlich und ebenso richtig wie die, neue. Und wie ist da die Sprache in ihrer Einfachheit erhaben und wie durch den Athmus belebt!

Ein anderes Beispiel, 2. Mose 2. die Auffindung Moses, und der neuen Hebersetzung:

„Da kam die Tochter des Pharaos an den Nil, um zu bade. Während nun ihre Begleiterinnen am Ufer des Nils entlang gingen, erblickte sie zwischen dem Röhrchen das Kästchen; da schickte sie ihre Sklavinnen hin und lief; es holen. Als sie es nun öffnete, war

Vibliographie, 28^

ei» weinender Knabe darin, sie aber fühlte Mitleid mit ihm, denn sie dachte gleich: es wird einer von den Knaben der Hebräer sein,"

Bei Luther:

„Iind die Tochter Pharaos ging hernieder, und wollte baden im Wasser! und ihre Jungfrauen gingen am Nande des Wassers. Und da sie das Kästlein im Schilfe sähe, sandte sie ihre Magd hin, und lieh es holen. Und da sie es aufthat, sähe sie das Äind: und siehe! das Knäblein weinete. Da jammerte es sie, und sprach: es ist der hebräischen. Kindlein eins."

Das dichterische Feingefühl Luthers, die rührende Einfachheit: „Und siehe! das Knäblcin weinete. Da jammerte es sie." kann gar nicht in hellerem Lichte erscheinen, als in der Gegenüberstellung zur klanglosen Nüchternheit der modernen Correctheit. Als Mose dni brennenden Dornbusch am Berge Horeb erblickt, heißt es in der neuen Uebersetzung:

„Da dachte Mose: Ich will doch hingehen und dieses merkwürdige Schauspiel betrachten, warum der Tornstrauch nicht in Feuer aufgeht."

Luther:

„Und sprach: Ich will dahin, und besehen dies große Gesicht, warum der Busch nicht Verbrennet."

Es ist möglich, daß „das merkwürdige Schauspiel" richtiger ist, als „das große Gesicht"; aber wer auch nur einen Funken Poesie im Leibe hat, wird sich für das „merkwürdige Schauspiel" bedanken!

Als Mose berufen wird, zu Pharao zu gehen, heißt es in der neuen Uebersetzung:

„Da sprach Mose zu Jahwe: Mit Beilaub, Herr! Ich bin kein Mann, der reden kann, und bin es weder vordem gewesen noch selbst, seit du mit deinem Knechte redest: sondern meine Sprache und meine Zunge sind schwerfällig . . . Mit Verlaub, H.-rr! sende doch lieber irgend einen andern!"

Bei Luther:

„Mose aber sprach zu dem Herrn: Ach mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, seit der Zeit da mit deinem Knechte geredet hast: denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge . . . Mein Herr, sende, welchen du senden willst."

Unzweifelhaft ist hier die Luthersche Uebersetzung unklarer, vielleicht auch mißverständlich, aber wieviel erhabener dafür! — „Mit Beilaub, Herr!" So spricht etwa Tell zum Geßler, aber nicht Mose zum Herrn, und es können noch sehr viele gelehrte Theologen auftauchen, bis es ihren vereinten Kräften gelingen wird, im Bewußtsein des Volkes den großen „Herrn" durch den philologische!! „Jahwe" zu verdrängen. Das Werk von Kautzsch, dem wir im Uebrigen seine Berdichtung durchaus nicht schmälern wollen, ist ohne Zweifel eine vortreffliche Uebersetzung der biblischen Geschichte. Die „Heilige Schrift" ist es nicht. Für die stiebt es nur eine Biederdeutschung, die von vi, Martin Luther, dessen Wort, dem göttlichen Worte selbst vergleichbar, „wie ein Hammer Felsen zerschlägt". ? . 1^.

Bibliographische Notizen,

?Ifrila. Bon Professor Nr, Wilhelm ! gegeben. Jetzt bringt fast jeder Tag etwas Sicvcrs. Mit ungefähr 1M Ab- „Neues aus Afrika". Die wichtigste!!

bildungen im Text, 12 Kurten und ! Probleme, denen die Geographie bis vor 10 Tafeln in Chromodruck und Holz- verhältnißmäßig kurzer Zeit noch vollkommen schnitt. Leipzig und Wien, Biblio- , rathlos gegenüberstand, sind gelöst, Topographisches Institut, ^ Zahl der Werte, die in unserer Gegenwart

Durch unsere neue (Colonialvolliik ist namentlich über Central-Afrika, über die Anita im letzten Jahrzehnt in den Bordern westliche und östliche Küste enichnen und, grund der öffentlichen Betrachtung gerückt, ^ ist Legion, und selbst dem ^achmaime ist es Die großartigen Entschmüßungen, die seit ! kein Leichtes, über die gewonnenen Ergebnisse Mitte dieses Jahrhunderts durch Afrika an- ^ emen Uebersicht zu erlangen. Prore.,°r getreten>vor0cn sind, hatten dieser allgemeinen Wilhelm sicvcrs hat es nun cil, o nter-Theilnahme schon einen starken Unterbau genommen, den letzten <tand der <cnntnm 19'

Nord und 2nd.

von der Geographie Afrikas in übersichtlicher Darstellung niederzulegen. Das Buch ist ungemein fesselnd und allgemein verständlich geschrieben. Es behandelt zunächst die Erforschungsgeschichte vom Alterthum bis auf unsere Zeit. Im zweiten Abschnitt schildert es in einer allgemeinen Uebersicht die Lage, Grenzen, Größe, die Inseln, Küsten und Höhen, und bespricht sodann in gesonderten Abtheilungen die Oberflächengestalt, das Klima, die Pflanzenwelt, die Thierwelt, die nicht staatsbildende Bevölkerung, die Staaten, die europäische Colonie und endlich den Verkehr und die Verkehrsmittel. Zur Erläuterung sind dem Texte 1 A (1 Abbildungen beigegeben, außerdem noch »> Tafeln in Chromodruck, 10 Tafeln in Holzschnitt und 12 Kartenbeilagen. Das Buch ist, wie sich dies bei dem Bibliographischen Institut von selbst versteht, vorzüglich ausgestattet und uerhältnißmäßig billig. — u —

Vibirien. Von George Kennan.

Deutsch von E. Kirchner. Neue Folge und dritter (Schluß-) Band. Berlin, Siegfried Eronbach.

Den ersten Band dieser geistreichen Schilderungen haben wir in einem früheren Hefte dieser Monatschrift bereits lobend erwähnt. Heute liegt uns die neue Folge und der dritte (Schluß-) Band dieses Werkes vor, letzterer geziert durch das Portrait des Verfassers. Alles was dieser uns schildert, trägt den Stempel der Wahrheit, denn es ist Selbsterlebtes, Wir ersehen daraus, daß alle Schilderungen, die wir bisher über diese russischen Zustände erfahren haben, irreführend sind, und die bisher geübte Schönfärberei nur bewirkt hat, daß das Tsespotenthm in jenem Reiche, unbemerkt von der civilisirten Welt, seine schrecklichen Wege weiter wandeln konnte. Es sind diese Bücher so reickst dazu angethan, uns die Augen zu öffnen über die wahren Zustände in Rußland und den Abscheu zu vertiefen, den ein großer Theil der Menschheit bereits vor einem System, das ein Schandfleck für unser Jahrhundert ist, empfindet: wir lernen von Keiman, wie selbstverständlich es ist, daß ein Despotismus, wie er an der Newa herrscht, Nihilismus und Terrorismus erzeuge!! nicht.

Dazu weiß der Verfasser zu erzählen und zu fesseln. Jeder gebildete Leser wird ihm acm folgen und roll befriedigt das Werk ans der Hand legen.

Aus dem dritte» Bande erfahren wir

auch Einiges über den Lebensgang dieses interessanten Forschers, der allen Gefahren muthig getrotzt, nur um sich nichts entgehen zu lassen, was ihn zur Erforschung dieser Zustände führen konnte.

Wir wünschen dem Buche, das bereits in mehreren Auflage» erschiene» ist, eine weitere Verbreitung und Anerkennung.

I>8.

Der Naturalis«»«. Zur PMologic der modernen Kunst. Von Leo Berg. München, Verlag der Münchener Handclsdruckererci und Verlagsanstalt M. Poessl. Ein sehr cnistes, gehaltvolles Buch, auf das alle gebildeten Leser, die an der literarischen Bewegung unserer Zeit Interesse nehmen, hier nur verwiesen werden sollen. Man braucht nicht auf Bergs Standpunkte zu stehen, um dem Ernst nnd dem Gedankenreichthum des sehr unterrichteten nnd gebildeten Verfassers die vollste Anerkennung zu Theil werde» zu lassen. Die Ruhe und Würde, mit denen hier die neuesten literariskcion Streitfragen, die so leicht zn leidenschaftlichen Ausbrüchen und schounngsloscrPolcmit reizen, erörtert und ergründet werden, die gerechte Würdigung, die die bedeutenderen Leistungen Andersdenkender finden, bilden einen erfreulichen Gegensatz zn den meisten andern Streitschriften, die sich mit denselben Thesen zu schaffen machen. Es wird sich uns vielleicht die Gelegenheit bieten, auf das Leo Berg'schc Werk, das sich nicht mit luenigenZeilen abthun läßt, zurückzukommen. An dieser Stelle müssen »vir es uns an dem einfachen empfehlenden Hinweis genügen lassen. — 1 —

Ultes und Neues. Studieu und Kritiken von Wilhelm Lübke. Breslau, Schlcs. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schoillaendcr.

Schier unerschöpflich scheint das Füllhorn, ans welchem uns Wilhelm Lübte die zusammenfassenden Ausgaben seiner kleineren Arbeiten spendet. Tics ist bereits die vierte Sammlung vermischter Aufsätze — uud auch sie ist noch überreichlich bestellt. Fünfzig Arbeiten von allerdings mei"t geringerem Umfange finden sich hier vereinigt nnd geben in ihrer bnnten Mannigfaltigkeit von der Vielseitigkeit der Interessen, welchen der berühmte Kunsthistoriker seine Feder geliehen, ein erfreuliches Bild. <3s gicbt wohl leine irgendwie bedeutendere kunstwissenschaftliche Publikation der letzten

Jahrzehnte in Deutschland, welcher Lübke nicht ein längeres oder kürzeres kritisches Geleitwort — meist in der Augsburger Allgemeinen Zeitung — mit auf den Weg gegeben hätte. Von diesen Besprechungen ist eine große Anzahl hier vereinigt, und dazu gesellen sich umfangreichere «studien, Reiseberichte u. dgl., welche in bekannter Frische und Lebendigkeit der Darstellung alle Gebiete der bildenden Künste umfassen. Der Verfasser nimmt auch zu den aller-neuesten Erscheinungen des Kunstlebens, wie sie auf den Ausstellungen der jüngsten Jahre hervorgetreten sind, kritische Stellung, da er mit Recht, wie in der Vorrede hervorgehoben wird, der Ansicht ist, daß die Kunstwissenschaft gerade aus der historischen Betrachtung den Maßstab für eine unbefangene Würdigung der jüngsten Bestrebungen zu gewinnen suchen müsse.

öl. 8.

Aufgaben der Kunstphysiologie. Von Georg Hirth, 2 Theile. München und Leipzig, G. Hirtb's Kunstverlag.
Der Aufbau alles Kunstschaffens und Kunstgenießens auf physiologischer Grundlage gehört unzweifelhaft zu den Voraussetzungen, von welchen die moderne Kunstwissenschaft — bewußt oder unbewußt — ausgeht. Eine zusammenhängende Darstellung dieser physiologischen Vorbedingungen muß daher mit Freude begrüßt werden, wenn sie sich auch vorläufig, wie in diesem Falle, nur als ein Versuch gibt. Der Verfasser ist an sein Thema mit Gründlichkeit und Ernst herangetreten, ausgerüstet mit einer umfassenden Kenntnis der Schriften und Untersuchungen der modernen Physiologen, sowie mit selbständiger scharfer Beobachtungsgabe. Seine Fähigkeit, derartige Probleme in klarer und gemeinverständlicher Form zu behandeln, hat er — abgesehen von den zahlreichen Publikationen aus kunstgeschichtlichem und kunstgewerblichem Gebiete, welche ihm seinem geschickten Sammelleiß zu verdanken, — bereits durch eine höchst beachtenswerthe: kleine Schrift „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“ und durch die kurze, aber inhaltreiche Einleitung zu dem „Cicerone“ für die Münchener und Berliner Gemäldegalerien ausreichend bewährt. Der Grundgedanke, von welchem er ausgeht, ist auf dem sicheren Boden naturwissenschaftlichen Denkens erwachsen und ebenso gesund wie einleuchtend, wenn auch noch nicht allgemein anerkannt. Alles Kunstschaffen wie Kunstkennen beruht ihm auf einer psychophysischen Organisation,

welche, einmal erworben, dauernd ist und jeder Neuerwerbung ihr Gepräge aufdrückt. Sie wird befestigt durch emsigstes Naturstudium, durch unablässige, fleiszige Übung der Sinne und der Hand. Die Folgerungen, welche daraus für die Organisation des Kunstunterrichts zu ziehen sind, hat er in jener erwähnten Schrift auseinandergesetzt. Den Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauungen tritt er in dem vorliegenden Werke aus weiter Grundlage an. Der Schwerpunkt desselben beruht in dem zweiten Theile: der erste Theil enthält, wie der Verfasser sich ausdrückt, nur den bekannten optischen Borhof in etwas neuer Tccoration. Das wesentlich Neue in seiner Auffassung des Kunstzustandes beruht in der ausgedehnten Heranziehung des Unbewussten, der „Introrsrömungen im verborgenen (Hemmer?“, wie der Verfasser mit glücklichem Ausdruck es nennt, wobei er verständiger Weise von der metaphysischen Spekulation Eduard von Hanmann ganz abstmirt, ja sich in ausdrücklichen Gegensatz zu ihr ersetzt. Es ist nicht zu leugnen, daß für eine ganze Reihe kunstphysiologischer Probleme seine Auffassung eine gute Lösung bietet, wie er denn überhaupt durch die hier zum ersten Mal versuchte Verknüpfung künstlerischer, optischer und hirnpysiologischer Erwägungen nach allen Seiten hin aufklärend und lichtbringend zu wirken weiß. Auf Einzelheiten einzugehen, kann hier nicht der Platz sein. Jeder, der sich berufsmäßig mit den bildenden Künsten beschäftigt, der ausübende Künstler wie der Kunstgelehrte, wird das Werk mit größtem Nutzen lesen und sich dadurch zum Nachdenken und Selbstbeobachten angeregt fühlen. dl. «.

Geschichte der Renaissance in

Italien von Jacob Burckhardt.

Dritte Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Hr. Heinrich Holzinger, mit 201 Illustrationen.

Zürich, Ebner & Seubert.

Wir haben über dieses Werk zu wiederholten Malen berichtet. Auch in dieser neuen unter Holzingers Mitwirkung bearbeiteten dritten Auflage haben wir unsere Lesern bei dem Erscheinen der ersten Lieferung Mitteilung gemacht. In der That erfreut sich das Buch schon lange großer Anerkennung und Beliebtheit. Aber auch der Laie, welcher sich gründlich unterrichten will, wird es nicht bloß zu seiner Belehrung, sondern auch zu seinem großen Vergnügen lesen. Wer das Glück gehabt hat, Italiens Kunstschätze kennen zu lernen.

2SH

Nord und Süd.

oder auf dem Wege dazu ist, kann sich eine > bessere Einführung zu ihrem Verständnis; kaum wünschen. x. ^

Rafaels Juaendwerke. Von H. von! Seidlitz. Zugleich eine Anttrort an ^ Herm Dr. W. Koopmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Brickmaun.

In seinem bekannten Streite mit W. «oopmann über die ckironologische Anordnung von Raphaels Ingeudwcrken vcrtheidigt sich der Verfasser in dieser klar und fesselnd geschriebenen Broschüre gegen die Vorwürfe und Unterstellungen seines Gegners, indem er noch einmal im Zusammenhange die ganze Thatigkeit Raphaels etwa während der Jahre ron 1499 bis gegen das Ende seines Florentiner Aufenthaltes bespricht und die hierher gehörigen Werke mit gründlicher Methode in haltbare Beziehungen zu bringen sucht. Tie scharfsinnigen, im Tone ruhiger SachrlrlikeitgchalteneAnsführnngen des Verfassers werden durch zahlreiche Abbildungen der besprochenen (Yemäldc illustirt. L.

Gespräche über und mit Tolftoj vou Raphael Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelm!.

Raphael Löwenfeld gilt mit vollem Recht für einen hervorragenden Kenner des russischen Geisteshcros, und was er uns in diesen „Gesprächen" iibcr dessen Eigenart und als Scלבstcrlebtes mitthcilt, ist instruktiv und interessant. Freilich sind es mir Aphorismen, die uns hier dargeboten werden, und von vornherein ist die Absicht, zur Verherrlichung des russischen Dichters beizutragen, deutlich erkennbar i immerhin aber hat das Mitgethciltc an und für sich so viel Gefälliges, das; es als schätzenswerthcr Beitrag zur nähcru Kenntnis; Tolstojs betrachtet werden kann.

Die Veoentung der Wissenschaft und der »unft von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen von August Scholz. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Die geistige Vielseitigkeit Tolstoj's ist bewunderungswürdig — mag man ihn für einen Propheten oder für einen lieber-spanntcn halten, Niemand wird leugnen können, das; er an die verschiedenen Fragen des Lebens und der Gesellschaft, unserer Kultur und imsercr Moral mit einer geistigen Selbständigkeit herantritt, die in allen Fällen zu ernsthaftem Nachdenken anregt! Tie Schrift, die heut vor uns liegt,

über „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst“ erachten wir als einen der bedeutendsten ästhetisch-ethischen Meilensteine des großen 19. Jhdts. Wir können an dieser Stelle nur auf die Schrift selbst die Aufmerksamkeit hinlenken wollen. Kritik daran zu üben, ist zwar eine sehr lockende, aber notwendigerweise auch sehr in's Weite führende Aufgabe, und so sei nur soviel gesagt: Tolstoj läßt sich auch dieses Mal wieder bis zu einem Fanatismus hinreißen, der ihn aller Objektivität beraubt und sein subjektives Wollen als nicht von dieser Welt erscheinen läßt. Aber wenn er darthut, daß auch im Reiche der Wissenschaft und Kunst so Manches „faul“ ist, dann hat er Recht, und wenn er darthut, welches deren eigentliche, nur zu oft verkannten Ziele sein sollten, dann hat er vielfach wieder Recht!

Dr. Jos. Echegaray, der Verfasser des „Galeotto“. Von Dr. A. Zacher. Berlin, Sallis'scher Verlag (Joh. G. Sallis).

Der Verfasser hat eine Studie über Echegaray, die im Jahre 1887 von Professor Hugo von Feilitzen unter dem Titel „Luces y sombras del dramaturgo español“ erschienen ist, übersetzt und bearbeitet und wesentlich erweitert. Es ist eine interessante und lehrreiche literarische Studie. Wir lernen durch knappe und gute Analyse die Hauptwerke Echegarays kennen und erfahren über die dichterische Individualität des spanischen Dramatikers alles Wichtige. Da für unsere Deutsche „Galeotto“ ein besonderes Interesse gewonnen hat — denn keinem der andern Dramen Echegarays ist es bis jetzt gelungen, auf der deutschen Bühne festen Fuß zu fassen — so hat Dr. Zacher diesem Drama auch seine volle Aufmerksamkeit zugewandt. Der literarische Streit, der sich an die Frage knüpfte, wie der „Galeotto“ auf der deutschen Bühne zu behandeln, ob eine wortgetreue Uebersetzung des spanischen Dramas oder die freiere Bearbeitung, die bei uns zur Aufführung gekommen ist, darüber wird in allen Einzelheiten eingehend besprochen. Der Verfasser springt selbst in die Arena ein und vertritt die Ansicht, daß die deutsche Bearbeitung, wie sie auf den meisten Bühnen gegeben wird, das Richtige getroffen habe.

Das dem Werke beigegeben? Register der Werke Echegarays giebt über die erstaunliche Fruchtbarkeit des spanischen Tra-

matitcrs den besten Anfschlus;. In den achtzehn Jahren seiner dramatischen Wirksamkeit, wie sie in der Zacher'schen Arbeit zur Erörterung«», gelangt, von 1874 bis 1881, hat Ecligarm, nicht weniger als vierzig Tramen geschrieben. Die bedeutendsten sind „Das Weib des Rächers“, „Im Griff des Schwertes“, „Heiligkeit oder Wahnsinn?“, „Im Schone des Todes“, „Ten Tod auf den Lippen“ und „Der große Galcotto“. Auf eine kleine Ungenauigkeit sei der Verfasser hier noch aufmerksam gemacht. Weich am Anfange des ersten Capitels be ruft er sich auf die „bekannten Trpmch“: „Willst du des Tichters Herz versteh“, „mfzt du in Tichters Lande geh“.“ Das ist nicht ganz correct. Das Motto zu den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis; des West-östlichen Divans“ heit in den beiden sprüchwörtlich gewordenen hellen: „Wer den Tichtcr will versteh“, „ins; in Tichters Lande geh'n.“

Echegaiar gehört sicherlich zu den allerinteressantesten Individualitätendcrmodcmen Tmmltilcr. A. Zacher hat sich ein un zweifelhaftes Verdienst erworben, durch seine Schrift die Bekanntschaft mit dem (hcsamtwirten des Tichters des „Galcotto“ mühelos zu vermitteln. — I —

Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Von Georg v. d. Gabelentz. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger.

Herr von der Gabelentz, Professor der ostasilltischen Sprachen an der Universität Berlin hat die reichen Erfahrungen seiner auf sehr uerschicdeueu und zum Theil weit abliegenden Sprachgebieten sich bewegenden Studien zusammengefaßt und einem weiteren Kreise vorgelegt. Es ist zu bedauern, daß in Deutschland das Interesse an den Grundsätzen sprachwissenschaftlicher Forschung gering ist und nicht viel über philologische Kreise hinausgeht. Wir würden wünschen, daß das von sprachphilosophischem Geist durchwehte und doch frisch geschriebene Buch freundliche Aufnahme fände und manche zu weiterem Nachdenken anregte. In Deutschland haben seit W. von Humboldt, wenn wir von Steinthal absehen, im Wesentlichen nur Indogermanisten sprachwissenschaftliche Erörterungen principiellen Inhalts angestellt, Aimer M. Müllers Essais sind Delbrücks Einleitung in das Sprachstudium, Pauls einschneidende, aber schwerfällig geschriebene „Prinzipien der Sprachgeschichte“ erschienen; jener erörtert die Grundsätze der indogerman-

nischen Sprachwissenschaft, dieser in vortrefflicher Weise an dem Stoffe her germanischen Sprachen die schwierige Frage vom Leben und Wachstum der Sprache. Aber die arischen Sprachen bilden nur eine von den vielen, über den Erdball verstreuten Sprachfamilien, und die an ihnen gewonnenen Erfahrungen reichen nicht aus, um die Mannigfaltigkeit menschlicher Sprachbildung und die allen gemeinsame Grundlage zu erkennen. Darum ist es notwendig, daß von uestertheilen Seiten den» gleichen Ziel entgegengestrebt wird. Das Endziel liegt Neulich noch in der Ferne; aber mancherlei ist erreicht, neue Ausblicke gewonnen, wichtige Begriffe klar gelegt. Hierüber zu orientiren ist das Gablentz'sche Werk, das Werk eines selbstständigen Geistes, vortrefflich geeignet. Möge es dazu dienen, Verständnis; für die Grundbedingungen sprachwissenschaftlicher Arbeit zu erwecken und ihr neue Freunde zuführen. ? . L.
Deutsches Vlang. Zusammengestellt von A. Gent he. Straschurg, K. Trübner.

Mit dem englischen Worte bezeichnet der Verfasser familiäre Ausdrücke und Wendungen», die nicht schriftgemäß sind, aber in zwangloser Unterhaltung gegenwärtig auch von Gebildeten mehr oder weniger allgemein gebraucht werden. Er hat sie sorgfältig gesammelt und mit besonderer Rücksicht auf Ausländer erläutert; auf genauere Bestimmung ihrer Herkunft und Anwendung — die für manche z. V. in Hepner's deutschem Wörterbuch« schon gründlich erörtert ist — hat er verzichtet.
sieden an die Jünglinge der freien Hochschulen Teutschland». Von K. v. Hase. Leipzig, Neitlopf und Härtel.

Tiefe Reden hielt der später berühmt gewordene Theologe als zwanzigjähriger Student in: Jahre 1820, meist in der Burschenversammlung zu Leipzig. Sie enthalten einen jugendfrischen und kühnen Geist und sind ebenso charakteristisch für den Sprecher selbst wie für die damals in dem besten Theile der deutschen Studentenschaft lebenden sittlichen und vaterländischen Gesinnungen. Der Herausgeber verdient Dank dafür, daß er den früher nie gedruckten Text dieser Reden jetzt noch der Oeffentlichkeit übergeben hat. ? .

Nord und Süd.

Zeitgemäße Kapitalanlage». Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirthe von Dr. Karl Walcker, « arlsruhe, Macklotsche Buchhandlung. Diese Betrachtungen sind so allgemein gehalten, dafz sie für die erwähnten Gescll-schafts-Klassen kaum irgendwelchen Werth haben dürften. Für den, der Belehrung sucht, wird die Uebersicht über die einschlägige Literatur angenehm sein. Weniger angenehm berührt die häufige Bezugnahme aus andere Werke desselben Verfassers.

r.

Der HhpnotiSmnS und das Civil- und Strafrecht. Von Dr. Lco'pold Drucker. Wim, Manz'schc Buchhandlung.

Ter hier in Broschürnform gebrachte Vortrag ist gcwif; interessant, aber den angegebenen Zweck, nämlich ein Studiuni und besondere gesetzliche Siegelung der hier erörterten Frage von Seiten der im Staate mafzgebendcn Factoren herbeizuführen, wird er sicherlich uicht erreichen. Auf der einen Seite fehlt es an einer ausreichenden wissenschaftlichen Kenntnis; der hppnotischen Erscheinungen, ans der anderen Seite ist eine Gefahr für die Allgemeinheit zur Zeit nicht ersichtlich. Dies erkennt übrigens der Verfasser selbst an. r.

Zehn «rbeiter»Budgets. Ein Beitrag zur Frage der Arbeitmvohlfnhrts-Einrichtungen von Max Mau. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. (Gustav Schmidt). , M

Ein wohlwollender Fabrikbesitzer hat die Einrichtung getroffen, denjenigen Arbeiterfamilien, welche ordnungsniaftigc Haushaltungsbücher führen, Zuschüsse für die-Mige Zeit zu gewähren, in welcher dieselben die für ein veranschlagtes Existenz-Minimum erforderlichen Beträge nicht verdienen können. Die Zuschüsse stehen der Differenz zwischen dem Verdienst und dein nnschlagsniämgn Mindest-Verbrauch gleich. TieseEinrichtung wird vom Verfasser mit beachtcnswcrthcn Gründen zur Nachahmung empfohlen.

Tansend und ein Tag im Orient von Friedrich Bodenstedt. 5. Auflage mit einem Titclblldc. Berlin, R. von Decke rs Verlag, G, Schenck.

Von allen Werken Bodenstedts ist keines so volksthumlich wie sein Mirza-Schaffn. Mit diesem Namen ist sein > und sein Rnf als Dichter verknüpft. Mirza - Schaff« ist der merkwürdige Mann, unter dessen Leitung Bodenstedt die

orientalischen Sprachen in Tiflis studirt hat. In jungen Jahren war der deutsche Poet in die Kaukasusländer verschlagen worden und beschäftigte sich hier mit den Sprachen und der Literatur aller Völkerschaften zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. So entstanden Nachbildungen kurdischer, tartarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder, so auch diejenigen Gedichte, die von dem Schriftgelehrten Mirza-Schasfy angeregt waren. Alle diese Blüthen seiner jungen Dichterkraft vereinigte Bodenstedt in dem poetischen Reisewerke „Tausend und ein Tag im Orient“, das nun schon in fünfter Auflage vorliegt.

Ein merkwürdiges Schicksal hatte dieses Werk! Nicht genug damit, daß es in der Heimat Bodenstedts ungewöhnliches Glück hatte, auch auf das Geistesleben der Culturwelt des Kaukasus hat es anregend gewirkt, bei den Georgiern und Armeniern förmlich eine Literatur ins Leben gerufen. Größeren Einfluß kann das Werk eines fremden Poeten kaum ausüben. In einer längeren Vorrede giebt Bodenstedt über diese Entwicklung der georgischen und armenischen Literatur einen Ueberblick. ^ Hätte „Tausend und ein Tag im Orient“ nicht seinen eigenen Werth, so verdiente es schon als Mirza-Schasfys Tagebuch die größte Beachtung. x,

Eine Vltzfahrt rind nm die «elt von Elisabeth Bisland. Berlin.

Siegfried Eronbach.

Ein jnnngcs Mädchen, das ganz allein und schutzlos die Reise um die Erde macht und zwar so plötzlich zum Entschlusse gelangt, daß sie am Morgen beim Erwachen noch keine Ahnung davon bat und sich bereits am Abend in einem Schlafwagen der Pacificbahn befindet — das ist echt amerikanisch und verdient als Talcntprobe rascher Entschlossenheit, persönlichen Muth» und physischer Kraft alle Auerkenmmg. Aber die Reise ist doch nichts weiter als ein kühnes Experiment, bei dem ein gut Theil amerikanischer Hmnbng mit unterläuft: denn da es sich hauptsächlich um die Schnelligkeit handelt, mit der diese Blitzfahrt bewerkstelligt wurde, was in 7« Tagen der Fall war, so sind die Reiseindrücke ebenso blitzartig flüchtig, und die Fülle des Materials wirkt erdrückend.

Bibliographische Notizen.

28?

Es sind denn auch meist individuelle Stimmungsbilder, die wir in dem Bändchen zu lesen bekommen, untermischt mit flüchtigen Betrachtungen über die verschiedenen Völkerschaften, denen beim Anlaufen in dem Hafengebiet ein eiliger Besuch abgestattet wurde; am besten kommt Japan dabei weg, hier merkt man den Einfluß Pierre Lotis, der für dieses Land Schule gemacht hat. — Je mehr die Reise sich unseren Breitengraden nähert und auf europäisches Gebiet übergeht, je flüchtiger werden die Beobachtungen; man empfindet förmlich die physische Erschöpfung dieser Hetzjagd, bei der einem der Athem ausgeht. Es muß auerklunt werden, daß die Reiseerlebnisse in einem so flotten, ansprechenden Feuilletonstil geschildert sind, daß man außerordentlich gut unterhalten wird, aber man kann sich von der Empfindung nicht frei machen, daß die Ausbeute in keinem Verhältnis; steht zu der angewandten Kraft, und daß eine Weltreise doch nützlichere Vorbereitungen unternehmen würde und andere Resultate zu Tage fördern müßte, als einige recht lesbare Reiseplaudereien. mü.

Um ein Horlehn. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart, von Georg Aebin. Zürich, Verlags-Magazin (I. Schabelitz).

Nach Schiller erhält die Welt ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe; und Mautgazza sagt, das Leben bedeute: Sich ernähren und sich fortpflanzen; auch der Verfasser des vorliegenden Buches sieht in diesen beiden Faktoren die Angelpunkte, um die sich das menschliche Sein dreht. Die Leidenschaften, welche die Menschheit zur Befriedigung der beiden mächtigsten Triebe führt, Kämpfe, die oft mit Nothwendigkeit eine Verletzung der „conventionellen Lügenmoral“ und der gesellschaftlichen Satzungen zur Folge haben, werden hier mit einer an der Gluth eines warmen Herzens entzündeten Fackel beleuchtet. —

Der Held der Erzählung, ein Student der Philosophie, ist ein geistig wie sittlich hochstehender Mensch — d. h. ein Mensch (keine ideale Romanfigur), der als solcher „nicht nur Grundsaft, sondern auch Blut und Nerven“ hat. Mit seinem jugendlich heißen Blute hat sein fein entwickeltes sittliches (Gefühl, sein warmes, von reiner Menschenliebe erfülltes Herz eine erbitterte Fehde zu bestehen. Aus dem Conflict zwischen Mitleid und Sinnlichkeit geht zunächst die letztere als Siegerin hervor: das

zu einem Tarlehn für eine nothleidende Wittwe bestimmte Geld wird das Kaufgeld feiler Liebesgunst. Aber Scham und Gewissensbisse über diese Niederlage seiner besseren Natur lassen dem Studiosus Borwiu keine Ruhe, bis es ihm gelungen, Ersatz für das Verlorene zu schaffen und die selbstauferlegte Verpflichtung gegen die Armuth einzulösen. Das Mitleid in ihm konnte durch die Sinnlichkeit wohl einen Angewick betäubt, aber nicht getödtet werden. Er erkennt, daß er von einem gefährlichen Irrthum umstrickt war, als er geglaubt, daß der Heißhunger seiner sinnlichen Triebe dem Elend der hungernden Armuth gleichkäme. „Erst Brot und dann Liebe — alle Priesterinnen der Venus warcu die Ernte der Lythcre nicht werth.“ Im wohlthuenden Gegensatz zu den Arbeiten zahlreicher Realisten und Pseudo-Realisten, die die Berechtigung ihrer lüsterneu Schilderungen durch eine äußerlich angehängte Moral erwiesen zu haben glauben, ist die Erzählung Kevens von einem echt sittlichen Ernste, der freilich von der Philisternmoral weit entfernt ist, von Anfang bis zu Ende durchdrungen; es fehlt keineswegs an heiklen Partien; aber dieselben sind nicht Selbstzweck, sondern stehen im engsten organischen Zusammenhang mit der Tendenz des Ganzen; auch überschreitet der Verfasser nirgends die Schranken des guten Geschmackes und des wahren sittlichen Taktes — nicht zu verwechseln mit Prüderie. Zwar bewegen wir uns oft auf jenem Grenzgebiet, wo das Psychologische und das Physiologische sich vermischen: aber sobald das letztere allein die Herrschaft antritt, läßt Kleben mit Recht den Vorhang fallen. — Tiefe Mäßigung, zumal bei einem Stoffe, der zu Ausschreitungen überaus leicht verleiten konnte, rechnen wir dem Verfasser hoch an; und was diesem über die Anerkennung für sein schönes Talent auch unsere Sympathie einträgt, das ist die lebhafteste Teilnahme, mit welcher er das Loos der Elenden und Unterdrückten betrachtet und deren Sache vertritt. —

Wenn nach Einzelnes in Kevens Buch manchem Leser nicht einwandsfrei erschiene dürfte und nicht alle Theile des Wertes in gleichem Maße künstlerisch werthvoll sind — z. V. erscheint uns die Soirse im geheimrätlichen Haufe trotz des geistreichen Dialoges weniger gelungen und das Verhalten des Helden auf derselben nicht wahrscheinlich — so kann dies dem günstigen Gesamteindruck der Erzählung, die übrigens auch durch einen sorgfältig geseilten, elcgau-

earch-label-full-text">Full-text Catalog

Search

Search Field List

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

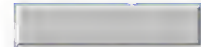
Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)
- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)
- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)

- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)
- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)
- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)
- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)

- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)
- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

Nibliografische Notizen.

28?

E« sind denn auch meist individuelle Stimmungsbilder, die wir in dem Bändchen zu lesen bekommen, untermischt mit flüchtigen Betrachtungen über die verschiedenen Völkerschaften, denen beim Anlaufen in de« Hafengebäuden ein eiliger Besuch abgestattet wurde; am besten kommt Japan dabei weg, hier merkt man den Einfluß Pierre Lotis, der für dieses Land Schule gemacht hat. — Je mehr die Reise sich unseren Breiten nähert und auf europäisches Gebiet übergeht, je flüchtiger werden die Beobachtungen; man empfindet förmlich die physische Erschöpfung dieser Hetzjagd, bei der Einem der Athem ausgeht. Es muß auerklunt werden, das; die Reiseerlebnisse in einem so flotten, ansprechende« Feuilletonstil geschildert sind, daß mau außerordentlich gut unterhalten wird, aber man kann sich von der Empfindung nicht frei machen, das, die Ausbeute in keinem Verhältnis; steht zu der angewandten Kraft, und das! eine Weltreise doch nützlichere Vorbereitungen unternehmen lverden und andere Resultate zu Tage fördern müßte, als einige recht lesbare Reiseplaudereien. mü.

Um ei« Horlehn. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart, Von Georg Åeben. Zürich, Verlags-Magazin (I. Schabelitz).

Nach Schiller erhält die Welt ihr Getriebe durch Hunger und durchhiebe; und

Mautcgazza sagt, das Leben bedeute: Sich-
ernähren und Sichfortpflanzung; auch der
Verfasser des vorliegenden Buches sieht in
diesen beiden die Angelpunkte, um
die sich das menschliche Sein dreht. Die
Kämpfe, welche die Menschheit zur Befrie-
digung der beiden mächtigsten Triebe führt,
Kämpfe, die oft mit Nothwendigkeit eine
Verletzung der „conventionellen Lügenmoral“
und der gesellschaftlichen Satzungen zur
Folge haben, werden hier mit einer an der
Gluth eines warmen Herzens entzündeten
Fackel beleuchtet. —

Der Held der Erzählung, ein Student
der Philosophie, ist ein geistig wie sittlich
hochstehender Mensch — d. h. ein Mensch
(keine ideale Romanfigur), der als solcher
„nicht nur Grund und Boden, sondern auch Blut
und Nerven“ hat. Mit seinem jugendlich
heißen Blute hat sein fein entwickeltes sitt-
liches (Gefühl, sein warmes, von reiner
Menschenliebe erfülltes Herz eine erbitterte
Fehde zu bestehen. Aus dem Conflict
zwischen Mitleid und Sinnlichkeit geht zu-
nächst die letztere als Siegerin hervor: das
zu einem Tadel für eine nothwendige
Wittwe bestimmte Geld wird das Kaufgeld
feiler Liebesgunst. Aber Scham und Ge-
wissensbisse über diese Niederlage seiner
besseren Natur lassen dem Studiosus Bor-
wien keine Ruhe, bis es ihm gelungen,
Ersatz für das Verlorene zu schaffen und
die selbstauferlegte Verpflichtung gegen die
Armuth einzulösen. Das Mitleid in ihm
konnte durch die Sinnlichkeit wohl einen
Angewick betäubt, aber nicht getödtet
werden. Er erkennt, das; er von einem ge-
fährlichen Irrthum umstrickt war, als er
geglaubt, daß der Heißhunger seiner sinn-
lichen Triebe dem Elend der hungernden
Armuth gleichkäme. „Erst Brot und dann
Liebe — alle Priesterinnen der Venus
war die Ernte der Lythre nicht werth.“
Im wohlthuenden Gegensatz zu den
Arbeiten zahlreicher Realisten und Pseudo-
Realisten, die die Berechtigung ihrer lüster-
nen Schilderungen durch eine äußerlich an-
gehängte Moral erwiesen zu haben glauben,
ist die Erzählung Kevens von einem echt
sittlichen Ernste, der freilich von der
Philisterrmoral weit entfernt ist, von Anfang
bis zu Ende durchdrungen; es fehlt keines-
wegs an heiklen Partien; aber dieselben
sind nicht Selbstzweck, sondern stehen im
engsten organischen Zusammenhang mit der
Tendenz des Ganzen; auch überschreitet der
Verfasser nirgends die Schranken des guten
Geschmackes und des wahren sittlichen
Taktes — nicht zu verwechseln mit Prü-
derie. Zwar bewegen wir uns oft auf
einem Grenzgebiet, wo das Psychologische

und das Physiologische sich vermischen: aber sobald das letztere allein die Herrschaft antritt, läßt Kleben mit Recht den Vorhang fallen. — Tiefe Mäßigung, zumal bei einem Stoffe, der zu Ausschreitungen überaus leicht verleiten konnte, rechnen wir dem Verfasser hoch an; und was diesem uebeu der Anerkennung für sein schönes Talent auch unsere Sympathie einträgt, das ist die lebhafteste Teilnahme, mit welcher er das Loos der Elenden und Unterdrückten betrachtet und deren Sache vertritt. —

Wenn nach Einzelnes in Kebcns Buch manchem Leser nicht einwandfrei erschiene dürfte und nicht alle Theile des Wertes in gleichem Maße künstlerisch werthvoll sind — z. V. erscheint uns die Soirse im geheimrathlichen Haufe trotz des geistreichen Dialoges weniger gelungen und das Verhalten des Helden auf derselben nicht wahrscheinlich — so kann dies dem günstigen Gesamteindruck der Erzählung, die übrigens auch durch einen sorgfältig geseilten, elcgau-
^

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Nord und Süd.

Im Stil besticht, teils rechte» Abbruch
chim. — Tic angehängte scharfe und geist-
volle Satire „Der Proanthropos" legt für
das Können des Verfassers das beste Zeugnis;
ab. Möge er durch eine günstige Aufnahme
seines Buches zu fernem Schaffen er-
muthigt werden! O. n[^].

Graue Geschichten. Neue Folge von
M. zur Megede. Berlin, F. Fon-
tane ^ Co.

Tiefe acht Erzählungen sind allerdings
in Gran gehalten, denn sie zeigen uns die
Schattenseiten des Lebens. Sie zeichnen
Menschen und Verhältnisse ohne Schön-
färberei, wie sie uns im wirklichen Leben
täglich vor Augen treten. Gleichviel ob
die Verfasserin uns mitten in das Treiben
der deutschen Metropole führt oder die Zu-
stände einer kleinen Residenz schildert, immer
verleiht sie in den von ihr geschilderten Men-
schen wahres Leben. In kurzen Sätzen,
mit wenigen Strichen, will sie die Per-
sonen zu beleben. In der kleinen Er-
zählung „Modern" ist das gesellschaftliche
Treiben der Gegenwart nicht ohne Humor
vor uns aufgerollt.

Wir wünschen dem Verleger einen recht
großen Leserkreis. w.

«Elsässische» Erzählungen von Wilhelm
Sommers. Zwei Bände. Basel, B.
Schwabe.

Wie die in gleichem Verlage erschienenen
Schweizer Volksgeschichten von Joachim,
so gewähren auch diese Elsässischen No-
vellen einen lebendigen Einblick in das
Leben und Treiben des Volkes ihrer Heimat.
Der Verfasser, der als reisender (Geschäfts-
mann von der Schweiz aus besonders das
Elsaß gründlich kennen und lieben gelernt
hatte, bildete sich in den letzten Jahren
seines Lebens zum meisterhaften Erzähler
aus, der — aus dem Schutze reicher Er-
fahrung und treuer Beobachtung schöpfend
— Erlebnisse der Menschen in den Tönnern
und kleinen Städten des Elsaß; in frischer
und anschaulicher Darstellung zu anziehen-
den Erzählungen abgerundet hat. Keine
Reflexion, keine Grübeleien, keine Klügelerei
unterbricht die reine und klare Mittheilung
der Vorgänge: doch merkt man überall,
wie tiefe Blicke der Dichter (denn diesen
Namen verdient Sommers allerdings!) in
das Seelenleben der einfachen und vorwiegend
praktisch-verständigen, aber doch auch tieferer
Gemüthsbewegungen fähigen Menschen ge-
than hat, die er darstellt. Jeder Leser —
sei er im Elsaß; heimisch oder nicht — wird
von Sommers' Torfgeschichten den Eindruck

voller Illturalhrheit und echt gemüthlicher Darstellung empfangen. (.».

In Iwing und Van«. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Band?

Tresden, E. Pierson.

Ter Roman versetzt uns in die Landschaft am Schwarzwald zu Anfcmg des sechzehnten Jahrhunderts. Tic neu aufstrebenden Gedanken der Gewissensfreiheit in Menschenliebe finden harten Widerstand bei dem stolzen Adel, bei dem verknöcherten und verdorbenen Pfaffenthnm und dem überwiegenden Stumpfsinn und Aberglauben der Massen: Scenen aus Bauernkriegen und Hexenproccsscscn sind mit grellen Farbe» gemalt. Manches erinnert lebhaft an Vorgänge und Gestalten aus Goethes „Götz“: so namentlich die von brennender Lieber Icidenschaft und zugleich von Selbstsucht und herzloser Grausamkeit erfüllte Gränn Notrude. Wie fpanncnd und anseilillick aber auch Alles dargestellt ist, so tonnen wir doch nicht zugeben, daß in allen Einzelheiten der Ton jener Zeit richtig getroffen sei. Die Reden der höher stehenden Personen sind zu sehr in dem stelzbeinigen Stile, gehalten, von dem erst Gustav Frntag den, Publikum weis gemacht hat, das; die Temschen früherer Jahrhunderte ihn gesprochen hätten.

Wir sehen es immer lieber, wenn Jensen sein hervorragendes Tantellungstalent Stoffen ans dem modernen Leben zuwendet.

c».

Her Meier von Vlonjaroiu. Roman von Philipp Galen. München, R.

Lechner.

Tic Erzählung beginnt im Jahre 1812 und umfaßt mi halbes Menschenaltcr, ehe sie zn einem glücklichen Mschluh gelangt.

Die großen, weltbewegenden historischen Ereignisse jener Zeit werden nur flüchtig gestreift, und von Napoleon ist nur insofern die Nedc, als sein tyrannischer Wille auch das Einzelschickslll gewaltsam beeinflusste: es handelt sich nur um einen Licbesroman zwischen einem Schweizer Bürger und einer vornehmen Französin, den wir an der Hand des Verfassers durch alle Phasen verfolgen. Im Jahre 1812 brauchte man zu einer Reise von der Schweiz nach Frankreich mit guten Postpferden viele Tag- und Nachtreisen, und ebenso scheint man damals in der Liebe mit Zeitabschnitten gerechnet zu habe», die uns heut unverständlich sind:

beispielsweise ist eine fünfzehnjährige Trennung der beiden Liebenden, die allerdings durch eine Kette widriger Umstände veranlaßt wird, durchaus nicht im Stande gewesen, ihre Leidenschaft im Geringsten abzukühlen, sie besteht trotz Trennung und Mißgeschick mit derselben Gluth der Empfindungen weiter und lodert nach dem Wiedersehen mit demselben jugendlichen Feuer wieder auf.

Harmlose Leser, die mit viel Geduld ausgestattet sind, werden sich durch die umfangreichen Bände gewisz mit Vergnügen hindurchlesen, und trotzdem die bürgerliche Moral etwas zu kurz kommt, so dem idyllischen Liebeswerben sehr gerührt sein. Uns selbst ist am Schlusse des Jahrhunderts das Verständniß für derartige Sentimentalität leider abhanden gekommen.

ml.

Das Priestererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands, Von Fritz Peter. Leipzig, Carl Braun.

Eine schlechte Erbschaftsgeschichte, die vor einigen Jahren berechtigtes Aufsehen erregte, bildet die Grundlage der Handlung in diesem Romane. Man muß lebhaft wünschen, daß die in demselben geschilderte, durch Ränke der schlimmsten Art unterstützte Erbschleicherei nur in der Phantasie des Dichters und nicht in Wirklichkeit existirt habe. Die Polemik gegen den Jesuitismus, dem der Zweck die Mittel heiligt, ist ernst und würdig gehalten.

0.

Opfer oder Sieger. Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. Wismar, Hinstorff'sche Buchhandlung.

Eine seltene Gabe, Novellen in Versen. Wir müssen anerkennen, daß die Dichterin die Form in vollem Maße beherrscht. Mit besonderer Meisterschaft versteht sie auch den Schauplatz der Handlung vor das Auge zu führen. Mit den Ansichten der Dichterin können wir uns aber nicht immer in Uebereinstimmung finden.

Die letzte der Novellen „Eine moderne Sappho“ behandelt ein Thema, das mehrere unserer modernen Dichter sich zum Vorwurf gewählt haben: ob die verheirathete Frau das Recht hat, Mann und Kinder zu verlassen, nachdem sie den Irrthum erkannt, den sie bei der Wahl des Gatten begangen. Wunderbar schön ist in dieser Dichtung die Schilderung der Natur; wer nie den Rhein mit seinen reichen Ufern

geschaut hat, deni erstehet er durch die poetische Zeichnung der Verfassers», Auch die (Hestalten, die diese herrliche Natur beleben, sind zum Theil trefflich geschildert.

Wir empfehlen die Novellen einem gebildeten Publikum. 102.

Der Schildner von Alt°Zürich. Ein Gedicht von Albert Westermann.

Die zu Gersau. Ein Gedicht von Albert Westermann. Zweite Auflage.

Stuttgart, Greiner 6, Pfeiffer.

Von den beiden epischen Dichtungen Westermann hat uns die zweite, eine Schweizer Spicmannsgeschichte aus dem 18. Jahrhundert, mit hübscher Naturschilderung und Kilcininalrci und warmem, historischem Colorit, am meisten angesprochen. Die gelungenste Partie der Dichtung ist die von gesundem Humor durchwehte Schilderung der Vagabunden-Kirchweih zu Gersau, und die originellste Figur ist der ewig durstige Herr Haus der Junker, eine Art Falstaf. — Weniger Interesse erweckt die andere Dichtung, welche zur Zeit des blutigen „alten“ Zürichkriegs, namentlich um die Jahre 14« und 1444 spielt und die (besicke dreier junger Schildner zum Schueggeu, jener ältesten und chnvürdigsten Gesellschaft der Stadt Zürich, besingt. Die im Grunde sehr einfache Handlung ist zu verschwommen und wird von den historischen Geschehnissen fast ganz überschattet; es fehlt nicht an Stimmung, aber an Plastik. Nur eine lebensvolle (Malt tritt ^ greifbar ans der Fülle der Personen hcr- ! vor, die des kampflustigen Klosterbruders llrs; dagegen bleiben die Hauptpersonen bloße Schemen und das Interesse des Lesers wird, da es sich hier am mehrere nicht besonders indiriducle Helden vcrtheilt, zu sehr gespalten. Der Verfasser versteht besser zu schildern, als zu gestalten. Einzelne Lieder und Balladen fesseln durch eigenartiges Eolorit; andererseits erinnern manche Stellen an einen Operntext. Jedenfalls hat Westermann, trotzdem seinen Tichtmign gewisse Vorzüge nicht abzusprechen sind, kaum Aussicht, in demselben Masc die Gunst der „höheren Tochter“ zu erringe», wie sein Vorbild Julius ! Woln. O. V.

Nord und Süd.

Linnes»««»» I ZiickSr. RsoprseKunx >

«t>»5«l», ü. O»s l^srikoi, ä» t^sdsu^üielr,»,
brockt, ^, ^l,, ^, «so«ünl» Vsrlds, ll««us»s^,
0« 2 ?^ ^

vi5»«n«!k»kt>. Vortr»«», X, ?, S, 8«ri»,
liest l.1S.) U»mK«i«, V»r!«ßs»»st»lt l?or°>,
ö, ?, »iekter,,

Keklier, K, V«>ts«scK>o>te, ?>eu desrbsitst

VilK, Uiillsr, Mt IIIu»tr»ti,>v«n unck Kurls»,

vr!tt« ^uk!s«s, 3, »»>> < L»nä, SWltsurt,

VlerKuum, 0,1., rrsid«rr^U«,l»v?, ll>is»cr«n,

Nlncker, 8,, >V«iblie>>« ^srnts, Lins Stuck,«.

Krutlsurr, K ^, (i^«l«»'s«l>« V «rings »u»<ll«,

viittlcder, K,, v»r cksutsek« üioksl, Rnnarsi^K-

tsorolog, Ltuii«, il«oit« ^ui>„U«, V>'i«n, .V

«rill, li Zlit Lcdvun« >l»r l.i«ds, V>l«r, Vi«n,

U Mus«,

I? u. l», Sluttgart, ^, lZn^elKnn,,

tl»»et»el>eii, R., Kuustksrtigiisit im Li«l»uk«n,

Visit« ^'j»,,, ^, U^>n>«b«i,,

ilir s Iglisill^unu !> k'ijslrs» ^m?»xt, Vi»»,

UuNl st«»,

i«K!»NK »u» osr (Zss«»«»rl, Wrick, Vsr»

l»8« l»»««ju <>l. L<:K»d«l>tl>,

LlrvdKolr, l>!tvcksrllullck» ?«» Luropu, l/rz,

IOS, lU«, Visu u. ?r»«. ?, lemnztlv.

l^eirier, ^, (,K,, ^'«idüeklsit unck t^roiilc. klo-

msn. Ltuttgort, UsutsoK« V^srlug» ^ust»!,,

l»»td»r, R, llsr VsrtK ck«z l>d»ns, t?in llv

<k)n««lK«ros «lis?, Rnm«i-lZiKl isir,sK Vill,

^»»,«, L,l >V> Stuttgurt, ^. t?»r;s!Kan,,

vrok Helmut» v,, Ussurumsit« SeKrik,«,

Hoe, li,, Ssscuisurs» »us ck«r l,'ut irvslt. Vi»»,

^, klurtlsksu,

SUN««, Vortrag, Ilumdürg, Vsrl»ssi>»»KlI

<?orm, ,1, ?, lZiodtsr)

8«K»k«r. Ltutt8»rt, li, i>, liÄ«K«v'«Q« V«r»

rZrdnil», ll,, Lr»st von iZs»,lgl, Li» ,!«utscu«

SeKmlSt, 1^ . l>«r i,niwl««iscl« i,nivrsi»ts!sur«r,

ssms "lMsr »n>l ssin« /iisls Zl^rdurz,

8> »uelusrl, ». H,, Im Oslsn Lsrlius, Li» »»

ü«»«>,erl, 11^ K^instlsiblut, ^li«m»o, s öiiuäe,

8le>lile>l«», (.»!,« l)usm». »am«,

g»n>ls, Ltuttsssil, DsuvicK« Verlg«ll,k1alt,

«,s»leli, U,, ScKliiKc»lK>»»k, ?igum». Z, ^»1,

VHlslr, ^, ' Ist Gs 6«<°eKi^lts «iv« >Vi««,«!ll>fl?

ll^rli,, li, (Zaei-Wsr,

VolrKer, K., liniuäri« ^«r VoltM^rlneKW »i>l

>Isr (^»sllsnkuocls kiir llislorikor, l>»Krer.

r»Ks, il»o>ll»t^rns iZui'Kli,

ffen?,«l, .1, l)«r il^nu von ^Velt, <Zru»^s,it7«

»^t u,,>> cksr v»nr«n HiillioKksit k, >l,

1«, ^,,g, 'Vviev, X, ll»pt>«K«n,

Vle ,n»» cke» Krie« ,K»k»IN! üiv ^nw>k a»

Ver!,, Iii^K»r<i Lcl,swin X«K5, >U, X^i««>,

Lu^',» Idi-s ?rS««r », ikrs lässn, l)slI»cw>

Schlesische Svchdruckkrei, «vnfl» und vkr>ag,,Anflalt vormal, S. Schotlluendn, Sr«luu,

lInderechngrter Nochoruck aus de,,, lnda» dieser Zeitschrift untersagt!, U»b»rse«,ung«echi vorbehaltn».

1892«r. k'riSOks 5ü11iiliA. 1892«r
—^ ^^^4^

Vaglleder Versaoä
>»bri»i. . t?2 ,

8pru<Isl 8»li
pulverkörmig
Kr>»t>lli»lrt. ^
8prvckel 8eis>.
«^Nt.8S^ve»
8prui!«l-k'tttl»«^
lll,,,,,,,,,,,,,,,,,,,,,l,,,,,,,,,,,,,mmnmm

I.vbsl LeKottläncksp. Ka^l8dsll >/sskmsn
sowie 6urck
UsKsr8«siscKs 0spöt8 in äLn grö88t«n 8t»6t«n sllsk- ««ltnsils,

(^KrtKal, R.K^in-k'rlUÃÄÃLn) betruĝen an I^I^okLn unci
16,322,000 in 1339,
17,670,000 â€ž 1390.
^M/^."
1^ ^0l,I_I^sZ,8 lZWT'^V, >_IMI^

EMPTY

ml xmlns="http://www.w3.org/1999/xhtml" xmlns:dc="http://purl.org/dc/elements/1.1/" xmlns:cc="http://creativecommons.org/ns#" xmlns:foaf="http://xmlns.com/foaf/0.1" lang="en" xml:lang="en" data-analytics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

Nord und Süd. 1892:1. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 16:00 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)

[Zoom In Zoom Out](#)

[Rotate left Rotate right](#)

[First Previous Next Last](#)

Jump to

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 32](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 56](#)
- [Section 6 - 63](#)
- [Section 7 - 64](#)
- [Section 8 - 71](#)
- [Section 9 - 92](#)
- [Section 10 - 113](#)
- [Section 11 - 126](#)
- [Section 12 - 124](#)
- [Section 13 - 133](#)
- [Section 14 - 134](#)
- [Section 15 - 143](#)
- [Section 16 - 159](#)
- [Section 17 - 175](#)
- [Section 18 - 177](#)
- [Section 19 - 186](#)
- [Section 20 - 191](#)
- [Section 21 - 207](#)
- [Section 22 - 212](#)
- [Section 23 - 220](#)
- [Section 24 - 223](#)
- [Section 25 - 238](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 243](#)
- [Section 29 - 245](#)
- [Section 30 - 247](#)
- [Section 31 - 255](#)
- [Section 32 - 270](#)
- [Section 33 - 271](#)
- [Section 34 - 272](#)
- [Section 35 - 273](#)
- [Section 36 - 274](#)
- [Section 37 - 275](#)
- [Section 38 - 280](#)
- [Section 39 - 280](#)
- [Section 40 - 280](#)
- [Section 41 - 280](#)
- [Section 42 - 281](#)
- [Section 43 - 297](#)
- [Section 44 - 307](#)
- [Section 45 - 313](#)
- [Section 46 - 318](#)
- [Section 47 - 329](#)
- [Section 48 - 340](#)
- [Section 49 - 345](#)
- [Section 50 - 361](#)
- [Section 51 - 363](#)
- [Section 52 - 377](#)
- [Section 53 - 381](#)
- [Section 54 - 393](#)
- [Section 55 - 395](#)
- [Section 56 - 409](#)
- [Section 57 - 411](#)
- [Section 58 - 413](#)

- [Section 59 - 415](#)
- [Section 60 - 416](#)
- [Section 61 - 421](#)
- [Section 62 - 422](#)
- [Section 63 - 427](#)
- [Section 64 - 431](#)
- [Section 65 - 432](#)
- [Section 66 - 1](#)
- [Section 67 - 2](#)
- [Section 68 - 17](#)
- [Section 69 - 41](#)
- [Section 70 - 44](#)
- [Section 71 - 48](#)
- [Section 72 - 49](#)
- [Section 73 - 60](#)
- [Section 74 - 65](#)
- [Section 75 - 76](#)
- [Section 76 - 81](#)
- [Section 77 - 93](#)
- [Section 78 - 101](#)
- [Section 79 - 110](#)
- [Section 80 - 129](#)
- [Section 81 - 130](#)
- [Section 82 - 141](#)
- [Section 83 - 143](#)
- [Section 84 - 145](#)
- [Section 85 - 153](#)
- [Section 86 - 154](#)
- [Section 87 - 169](#)
- [Section 88 - 185](#)
- [Section 89 - 201](#)
- [Section 90 - 202](#)
- [Section 91 - 214](#)
- [Section 92 - 217](#)
- [Section 93 - 234](#)
- [Section 94 - 241](#)
- [Section 95 - 249](#)
- [Section 96 - 265](#)
- [Section 97 - 271](#)
- [Section 98 - 276](#)
- [Section 99 - 279](#)
- [Section 100 - 281](#)
- [Section 101 - 291](#)
- [Section 102 - 292](#)
- [Section 103 - 294](#)
- [Section 104 - 295](#)
- [Section 105 - 296](#)
- [Section 106 - 298](#)
- [Section 107 - 307](#)
- [Section 108 - 323](#)
- [Section 109 - 339](#)
- [Section 110 - 342](#)
- [Section 111 - 352](#)
- [Section 112 - 355](#)
- [Section 113 - 361](#)
- [Section 114 - 367](#)
- [Section 115 - 371](#)
- [Section 116 - 384](#)
- [Section 117 - 387](#)
- [Section 118 - 401](#)
- [Section 119 - 402](#)

- [Section 120 - 403](#)
- [Section 121 - 414](#)
- [Section 122 - 420](#)
- [Section 123 - 421](#)
- [Section 124 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

NO TEXT ON PAGE

This page does not contain any text recoverable by the OCR engine.

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Inhalt.
Snt,
j)aul Tindau in Dresden.
hängendes Moos. Roman. (Schluß,) 29^
Lugen Zabel in Berlin.
Ludwig Barnay 2H2
Alexander Tille in Glasgow.
vier epische Volkslieder vom Doctor Faust 332
Moritz Moszkowski in Berlin.
Ueber den Wohlklang 361.
Sigmund Münz in Wien.
Sur Charakteristik Cavours 367
L. Siegfried in Aiel.
Federzeichnungen aus Holstein I III 38H
Julius Gesellhofen in Breslau.
vie todte Stelle. Novelle H02
Gustav tveisbrodt in Wien.
Die internationale Musik» und Theater>Ausftellung in Wien
Bibliographie 420
Timbuk»,,, Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. (Mit Illustrationen,)
— Neue Werke von Felix Dahn,
Bibliographische Notizen H27
Hierzu ein Portrait: Ludwig Barnay.
Radirung von Ludwig Rühn in Nürnberg.
»Nord und Sud' »scheint am Anfang jede» Mona«, in heften mit je »in« «unftdeilage,
preis vr« HZuartal il hefte) « Mark.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Hüd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.
Beilagen zu diesem hefte
Arthur Ei«M»N« in ieixzig. (Goethes Mutter. Sin iebrnsbild nach den Vuellen von

n unsere Arvonnenren!

,ie bereits erschienenen Bände von
„Nord und Süd“

können entweder in comp! et broschirten oder fein gebundenen Bänden
von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 5 Hefte) bro-
schirt 6 ZNark, gebunden in feinstem Original.Einband mit reicher
Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original? - GinbanööeckEn

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer keinwand, und stehen solche zu Band LXI (April
bis Juni wie auch zu den früheren Bänden 1—I.X stets
zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ ZUark 50 Pf. pro Decke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Aunft- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.
)Befellzettel umstehend.)

Westecrzettec.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul kindau.

Schleiche Buchdruckern, Aunft. n, verlagsanstali vorm. S, Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,

XI., XII., xm., XIV., XV., XVI., XVII., xvm., XIX., XX.,

XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., xxvm.,

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII, XXXIV., XXXV.,

XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XI., XQI., XI.II., XI.m,

XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII, XI.VIII., XI.IX., I... I.I., I.H., I.III.,

I.IV., I.V., I.VI., I.VII., I.VIII, I.IX, I.X

elegant broschirt zum preise von 6.—

pro Band (— 3 hefte)

fein gebunden zum preise von 3.— pro Band.

Lzpl. Heft 2, z. 4, s, s, ?, 8, 9, 1«, N, 12, ,2, ,4, ,5.

,6, 17, 1,8, 19, 2«, 21, 22, 2Z, 24, 25, 26, 27, 28. 29, 2«, Z1, Z2, 22,

24. 25, SS, 27, Z8, 29, 4«, 41, 42, 45, 44, 45, 46, 4?, 48, 49, so, 51,

S2, SZ, 54, 55, SS, 57, 58, 59, S0, S1, 62, 65, 64, 65, 66, 67, 68, 69,

7«, ?>, 72, 75, 74, 75, 76, 77, 78, ?9, 8«, 81, 82, 85, 84, SS, 86, 87,

88, 89, 9«, 91, 92. 95, 94, 9S, 96, 97, 9«, 99, 10«, 1«1, >«,2, 1«Z,

104, ,05, 1«6, 107, 1«8, 1«9, 11«, III, 112, 112, 114, »15, 116, 117,

N8, ,19, ,2«, 121, 122, 122, 124, 125. 126, ,27, 128, 129, ,20, ,2,,

,22, ,Z2, ,24. 125, 1Z6, 157, ,28, ,29, ,4«, ,41, 142. 142, 144, ,45.

,46. ,47. 148, 149, 150. ,51, 152. ,52. 15,, ,55, 156, ,57. ,58, ,59,

160, ,61, 162, ,65, ,S4, 165, 166, 167, 168. ,6g, ,70. ,72, ,75,

,74, ,75, ,76, ,77, ,78, ,79, 18«, ,31, ,32

zum preise von 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band I.XI. (April bis Juni 1,892) j

I Expl. dc>. zu Band 1., IL, III., IV., V., VI. VII., VIII.,

IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., xvm., XIX.,

XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,

xxvm., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,

XXXV., XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI... XI.I.,

XI.il., XI.III., X1.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XI.VIII., X1.IX.

I., I.I., I.Ü., I.II., I.IV, I.V., 1.VI., I.VII., I.VIII, I.IX., I.X

zum preise von ^ I..50 pro Decke.

Nichlgemönschle» bitten zu durchkreichen.

EMPTY

EMPTY

vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

I. XI. Band. — Juni 1872. — Heft M.

IM» einem Portrait in üiadirunz: e»dll>ig Barn«v>

WreFlau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst, und Verlags» Anstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Hängendes ZNoos.

Roman.

von

Zpsul Lindau.

— Dresden. —

(Schluß.)

den ersten Stunden des Nachmittags war die von Hugo verlassene Wohnung von der Frau Rätthin und dem Aufwartinädchen, das täglich auf einige Stunden kam, um die größten Arbeiten zu verrichten, wieder in einen leidlichen Zustand versetzt worden. Es sah in der großen Stube freilich ziemlich öde und ungastlich aus, aber es war Alles in tadellos sauberem Zustande. Die Fenster waren geputzt und frische Gardinen angesteckt.

Es war der Rätthin angenehm, daß sie heute über einen besseren Empfangsraum als gewöhnlich verfügen konnte, denn sie bekam unerwarteten Besuch. Herr Felix Mölsheim, der einen von seiner Frau ihm ertheilten Auftrag nie vergaß, hatte sich von der Börse direct zu Frau Rätthin Emilie Breuer begeben.

Sie führte ihn in das Vorderzimmer. Sie hielt es für überflüssig, Herrn Mölsheim zu sagen, daß Hugo ihr Haus verlassen habe. Sie hatte die Frage, ob der Doctor zu Hause sei, einfach vemeint.

„Ehrlich gesagt, ich bedaure es nicht, dem Doctor jetzt nicht zu begegnen,“ begann Welsheim, während er der Einladung, sich zu setzen, folgte, „denn gerade über ihn möchte ich mit Ihnen, verehrte Frau, ein ernstes Wort sprechen. Ich bin ein trockener Geschäftsmann und liebe keine Redensarten. Sie werden mir meine Offenheit verzeihen. Mich leitet nichts Anderes als das Interesse an meinem besten Freunde, das sich übrigens auch mit dem Ihrigen vollkommen deckt. Sehen Sie, verehrte Frau, ich beobachte unsern guten Doctor seit Monaten ... und genau. Es ist in seinem Wesen etwas . . . wie soll ich sagen? . . . etwas, was nicht stimmt. Er

2«'

2)2 Paul Lindau in Dresden

«lacht einen gedrückten Eindruck . . . nicht wahr? Den muß er doch auch auf Sie gemacht haben? Ich habe nachgespürt, und ich glaube auf die richtige Fährte gekommen zu sein . . . Verzeihen Sie, wenn ich ein bisschen geradezu bin! Aber Sie sind ja eine verständige Frau, mit der man deutsch sprechen kann ... Ich glaube, — nein, ich bin sicher: die Verlobung mit Fräulein Martha ... das ist's, was ihn drückt . . . Aber er ist ein Ehrenmann, er würde es nie über's Herz bringen, die junge Dame zu kränken; er würde aus Pflichtgefühl die Verbindung aufrechterhalten ... Ja, das ist Alles schön und gut! Aber was wird daraus? Nichts Gutes! Ihr Fräulein Tochter würde unglücklich werden, und der Doctor auch. Und eine jugendliche Uebereilung . . . mein Gott, wir sind ja Alle einmal jung gewesen . . . ich meine, eine jugendliche Uebereilung würde mit dem Glück zweier Menschen doch ein bisschen zu theuer bezahlt werden ... Da sage ich mir: wenn das Uebel einmal erkannt ist, dann schnell und resolut ein operativer Eingriff, wenn er für den Augenblick auch schmerzt. Und wenn die Patienten es selbst nicht einsehen, dann müssen wir, die treuesten Freunde, für sie handeln . . . Was meinen Sie?"

Die Rätin hatte mit der Ausdruckslosigkeit der eisernen Maske, die ihr zu eigen war, wenn ernste Dinge verhandelt wurden, zugehört. Welsheim hatte keine Ahnung, daß er sich vergeblich bemühte, daß das, was er zu erreichen sich vorgesetzt hatte, eine schon vollbrachte Thatsache war.

„Ich schließe mich Ihrer Meinung an,“ antwortete die Rätin.

„Vortrefflich, vortrefflich!“ rief Welsheim, von dem Erfolge seiner Veredtsamkeit, die ihn in den Sitzungen der Verwaltungsräthe schon so oft glatte Dienste erwiesen hatte, sichtbar geschmeichelt. „Wenn wir über die Hauptsache einig sind, daß wir die Pflicht haben, die jungen Leute zur Erkenntniß ihres Irrthums zu führen, dann werden wir uns über das Einzelne schnell einigen. Den Doctor übernehme ich. Ich werde den Mund etwas voll nehmen und ihm klar machen, daß der literarische Anfänger, der sich mit einem guten bescheidenen Mädchen aus höchst achtbarer Familie verlobt habe, ein Anderer sei, als jener Hugo Hall, der Dichter von „Herkules und Omphale“, der aus sogenannten Nnstandsruösichten sich davon zurückhalten lasse, ein Band zu lösen, das thatsächlich schon zerrissen ist. Dieser neue Hugo Hall habe Pflichten gegen die Menschheit! Er dürfe sich nicht in kleinbürgerliche Verhältnisse vergraben, er dürfe sich nicht mit einem braven Mädchen vermählen, das er doch nicht genügend liebe, um glücklich zu werden und zu beglücken. Er dürfe sein herrliches Talent nicht eigensinnig und in Verkennung seiner wahren Pflichten hinmorden . . . Und so weiter! Das wollen wir schon machen! . . . Ihnen, verehrte Frau, fällt die schwierigere Aufgabe zu, Ihr Fräulein Tochter von der Unhaltbarkeit des jetzt bestehenden Verhältnisses zu überzeugen. Ohne Ihren Entschließungen irgendwie vorzugreifen, möchte ich mir unmaßgeblich den Vorschlag erlauben, daß eine momentane örtliche Trennung der Beiden uns vielleicht über viele Aufregungen

Hängendes Moos.

293

hinweghelfen würde. Der Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, würde man wohl Herr werden können. Ich möchte mir gestatten, diesen Punkt ganz sachlich und ruhig mit Ihnen zu erörtern . . ."

In diesem Augenblicke wurde an der Klingel gezogen. Die Rätlin erhob sich.

„Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick. Ich stehe Ihnen sogleich wieder zu Diensten.“

Sie ließ die Thür absichtlich offen, um Herrn Welsheim zu verstehen zu geben, daß ihr eine Abkürzung des Besuchs willkommen sei, daß sie den Arzt, den sie erwartete, zu empfangen habe.

Es war in der That Dr. Lohausen, dem sie öffnete.

„Ich habe beim besten Willen nicht früher kommen können,“ entschuldigte sich der Arzt. „Nun, was ist denn schon wieder los?“ fragte er mit seiner volltönenden gemüthlichen Stimme.

„Martha schläft seit ein paar Stunden. Ich will Sie gleich zu ihr führen, Doctor. Wieder das alte heftige Fieber!“ entgegnete die Rätlin.

Welsheim hatte die Ohren gespitzt. Er kannte die Stimme. Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht.- als er den Kopf zwischen die Thürspalte steckte, erkannte er seinen alten Freund und Hausarzt Dr. Lohausen.

„Doctor!“ rief er in freudigem Erstaunen. „Das trifft sich aber günstig!“

„Herr Welsheim! Ja was machen Sie denn hier?“

„Eine Conferenz mit der Frau Rätlin . . .“

„Na, dann conferiren Sie ruhig weiter! Ich will mir inzwischen einmal unsere kleine Patientin ansehen.“

„Hätten Sie einen Augenblick vorher für mich übrig? Meine Zeit ist leider auch sehr knapp bemessen, und ich fürchte, daß ich kaum auf Sie würde warten können. In fünf Minuten ist's abgethan. Würden Sie mir gestatten, gnädige Frau?“

„Aber bitte ... Ich will Martha wecken,“ fügte sie im Abgehen zum Doctor gewandt hinzu.

Lohausen war mit Welsheim in das Vorderzimmer getreten.

„Es soll ja gestern wieder einmal großartig bei Ihnen gewesen sein! Der ganze Thiergarten ist Ihres Ruhmes voll. Mir hat's so leid gethan, daß ich nicht kommen konnte.“

„Ja, es war wirklich recht gelungen, das muß ich selbst sagen. Dieser Vallini hat eine Stimme!“

„Ich weiß schon Alles! Hoch soll er leben!“

„Also zur Sache! Sie sind hier Hausarzt?“

„Allerdings.“

„So? Erlauben denn der Frau Rätlin ihre Mittel . . .“

„Meine Mittel erlauben es mir, der Tochter meines alten Freundes Breuer, so weit ich es vermag, zu nützen.“

29H Paul Lindau in Viesden,

„Das wollte ich gerade gesagt haben . . . Nun, lieber Doctor, eine offene Frage, deren Beantwortung mich lebhaft interessiert. Wie steht's mit der jungen Dame? Ich kenne sie nur flüchtig, aber sie sieht nur so aus, als ob sie in schlechten Heften sei.“

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen sage, daß das arme Ding allerdings recht zart und schwach ist. Sie müßte fort — in ein milderer Klima, in eine reinere Luft und eine wärmere Sonne.“

„Weshalb schicken Sie sie nicht nach Italien?“

Lohausen sah Welsheim groß an.

„Ich schicke sie nicht, weil sie nicht gehen könnte.“

Welchem: bewegte unter dem Daumen den Zeige- und dritten Finger schnell hin und her. Der Doctor beantwortete die pantomimische Frage mit zustimmendem Nicken.

„Dem müßte sich doch abhelfen lassen?“ meinte Welsheim.

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Sie wissen, ich bin kein Freund von vielen Redensarten: wenn Sie es für richtig halten, daß die junge Dame mit ihrer Mutter auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr meinethalben, nach Italien geht, — die viertausend Mark, die dazu nöthig sind, stehen Ihnen jeden Augenblick bei mir zur Verfügung.“

„Was!“ rief Lohausen in aufrichtiger Bewunderung.

„Mich macht's nicht ärmer. Ich nehme an, daß ich die Frau nicht an meiner heutigen Börse mit fünfzig Procent betheilig habe . . . und wenn es sich um die Gesundheit eines jungen Mädchens handelt . . .“

„Sie sind wirklich ein vornehmer, ein großartiger Mensch! Sie wissen gar nicht, wieviel Gutes Sie thun! Nach meiner ehrlichen ärztlichen Ueberzeugung handelt es sich hier um ein Menschenleben. Hier geht das Mädchen sicher zu Grunde, in Italien dürfen wir ihre Rettung erhoffen.“

„Um so besser!“ sagte Welsheim, der während der letzten Worte des Doctors bereits sein Portefeuille gezogen und eine erhebliche Summe abgezählt hatte. „Für's Erste dürfte das wohl genügen. Bei weiterem Bedarf stehe ich selbstverständlich zur Verfügung.“

Lohausen nahm das Geld und schüttelte kräftig Welsheims Hand.

„Sie sind ein braver Mann! Weiß Gott, ein braver Mann! Einstweilen danke ich Ihnen herzlich ...“

„Was ich noch sagen wollte, eigentlich kaum zu sagen brauche, da ich es als selbstverständlich betrachte: mein Name darf nicht genannt werden. Auf keinen Fall! Es wäre mir eine Unannehmlichkeit und Würde der Frau Näthin wohl auch nicht angenehm sein. Sie, als alter Freund der Familie, können ja sagen: ein anderer alter Freund . . . oder Sie selbst ... na, Sie werden die Sache schon machen!“

„Ein braver Mann!“ wiederholte Lohausen mit erneutem kräftigem Händedruck. „Sehen Sie, das ist eine That! Die imponirt mir! Dafür

Hängendes Moos. -- 2H5

„giebt's zwar keine Auszeichnungen und Titel . . . aber wenn Ihnen am Respede eines ehrlichen Kerls gelegen ist, den haben Sie sich erworben, lieber Welsheim!“

„Nicht der Rede werth, Doctor! . . . Und nun gehen Sie zu Ihrer Patientin. Und sagen Sie, bitte, der Frau Rätthin, daß ich mich von ihr verabschieden möchte.“

Ein abermaliges Händeschütteln, und mit freudestrahlendem Antlitz begab sich der Doctor in die kleine Schlafstube. Er wußte, daß er die beste Arznei in der Tasche hatte.

Die Unterredung zwischen Welsheim und der Nätthin währte nur noch wenige Augenblicke. Die Nätthin, die sich danach sehnte, mit Lohausen am Bette ihres Kindes zu sein, begnügte sich damit, Herrn Welsheim für seine freundschaftliche Theilnahme kalt zu danken und ihm die überraschende Mittheilung zu machen, daß sie mit ihrer Tochter über die Angelegenheit schon ernsthaft gesprochen habe, und daß auch Martha von der Unhaltbarkeit des Verhältnisses überzeugt sei.

„Aber die Beiden müssen auseinander!“ rief Welsheim. „Das ist die Hauptsache! Sonst fallen sie sich bei der ersten Begegnung doch sofort wieder in die Arme! Junge Leute . . . nicht wahr?“

„Wir wollen fehen,“ gab die Rätthin ruhig zur Antwort.

Welsheim lächelte seelenvergnügt, als er in seinen Wagen stieg und sich nach Hause fahren ließ. Die Schnelligkeit und Vollständigkeit seines Erfolges imponirte ihm selbst. Wie würde sich nun Leonie erst freuen, wenn er ihr seinen Triumph berichtete! . . .

Zu seiner aufrichtigen Freude hatte der Arzt Marthas Zustand weniger bedenklich gefunden, als er befürchtet hatte. Er hatte mit der Frau Nätthin, die ihm das Geleit gegeben, eine kurze Unterredung in der Berliner Stube gehabt. Nun lag die Nätthin, deren steinernes Gesicht sich in ungläubiger Freude belebt und erwärmt hatte, heiße Thränen vergießend an der Brust des alten treuen Freundes, der sie mit herzlicher Gutmüthigkeit auf die Schulter klopfte und ihr einmal um das andere zurief: „Nun ist's aber genug! Nun ist's gut! Vernünftig sein, zum Teufel!“

„Und ich soll dem edlen Meschenfreunde nicht einmal danken dürfen?“

„Mit der Gesundheit Ihres Kindes sollen Sie ihm danken — anders nicht.“

„Ach, Doctor! Es ist ja nicht zu glauben! Darf ich's denn wirklich annehmen? Darf ich's?“

„Ich habe es bereits für Sie angenommen. Um wie viel mehr dürfen Sie's für Ihr Kind annehmen! Da haben Sie meine Antwort.“

„Für mein armes Kind! Und Sie hoffen nun? . . .“

„Das Beste, liebe Freundin, das Beste!“

„Ich kann's ja nicht glauben, kaun's nicht fassen! Wie man sich doch versündigt, an der Güte der Menschen zn zweifeln! Ja, es giebt noch edle

2Y6

Paul kindau in Dresden.

Menschen! Und wenn die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten."

„Nun aber, um das Praktische zu erledigen: Keine Zeit verlieren!

Treffen Sie alle Vorbereitungen, um Ihre Zelte so bald wie möglich abzu-

brechen ... auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr ... das wird Ihnen der

dortige Arzt schon sagen. Ich denke, daß Martha reisefähig ist. Ich komme

morgen wieder. Ain liebsten wäre es mir, ich könnte sie morgen schon weg-

schicken. Wiederkommen darf sie mir aber nicht früher, als bis der dortige

Collegue ihr die Pässe ausstellt! Also auf morgen! . . ."

Welsheim war vor seinem Hause angekommen. Schneller, als es seine

Gewohnheit mar, sprang er die Treppe hinauf und trat so ungestüm in das

Erkerzimmer, daß Leonis, die hinter dem Blumenaufsatze die Straße hinunter-

blickte, erschrocken zusammenfuhr.

„Hallo!" rief er geinüthlich. „Noch nicht frisirt?" Und während er

ihre Stirn küßte, sagte er lächelnd: „Weißt Du, so siehst Du eigentlich nm

schönsten aus! Die Leute wissen ja gar nicht, wie schön Du sein kannst!

Es ist mein Stolz, daß Du nur für mich so schön bist!" Er küßte sie wiederholt

auf die Stirn. „Im Uebrigen," fuhr er launig fort, „Nsclarue est sssrvie!

Alles in schönster Ordnung! Mit der Mutter gesprochen, mit dem Arzte

gesprochen, Verlobung wird aufgehoben . . . Kleine nach Italien geschickt,

inein Name nicht genannt . . . Alles unauffällig! Unfern guten Doctor

Hugo nehme ich mir selbst noch vor. Mit dem werde ich auch noch fertig

werden."

Leonis hatte zuerst gar nicht verstanden, was Felir eigentlich meinte.

Erst als er von Hugo sprach, wurde ihr Alles klar. Anstatt der warmen

Beglückwünschung, die Welsheim aus dem Munde seiner Frau erwartet hatte,

hörte er zu seinem äußersten Befremden Vorwürfe.

„Aber so entsetzliche Eile hatte die Sache doch gar nicht!" rief Leonis,

deren Stirn sich in unwillige Falten gelegt hatte.

„Was denn!" versetzte Felir ganz betroffen. „Du hattest mir doch ge-

sagt . . ."

„Gesagt!" fiel Leonie in demselben gereizten Tone ein. „Man sagt

so Manches! Aber wenn es sich um so ernste Dinge handelt, dann erwägt

man doch erst reiflich das Dafür und Dawider, überlegt es sich gehörig . . .

Nach den Erfahrungen, die ich gestern Abend gemacht habe, würde ich Dir

schwerlich gerathen haben, für Doctor Hall Vorsehung zu spielen."

„Was ist denn gestern Abend Besonderes geschehen?" fragte Felir er-

staunt. „Denn vom Stücke sprichst Du doch nicht?"

„Eigentlich kaum etwas Besonderes, es ist beinahe schon das Alltägliche

geworden. Und ich würde längst mit Dir davon gesprochen haben, wenn

ich nicht befürchtet hätte, daß eine Veränderung unserer Beziehungen zu

Doctor Hall vor der Premivre als eine Art von Feigheit gehässig gedeutet

werden könnte. Dieser Vorwurf wird uns jetzt, wenn wir uns nach seinem

Triumphe ein wenig kühler zu ihm stellen, jedenfalls erspart bleiben."

Hängendes Moos. — 2Y?

„Ich höre Dir mit wachsendem Erstaunen zu, ohne Dich recht zu verstehen. Weshalb soll es denn anders werden zwischen uns und dem Doctor?“

„Weil ich mir seine Behandlung nicht länger gefallen lassen will! Ganz einfach!“

„Was thut er Dir denn auf einmal?“

„Er tyrannisirt mich in unerträglicher Weise, wenn Du es denn hören willst. Er hat hier, allmählich, ohne daß wir es bei unserer Gutmüthigkeit bemerkt hätten, sich Rechte angemaßt, die ihm nicht zustehen. Er will hier commandiren. Dies gefällt ihm nicht, und das gefällt ihm nicht. Ich spreche zu laut, ich bin zu familiär mit dem oder dem, das eine Kleid ist zu auffällig, ein anderes zu tief ausgeschnitten — so geht's in einem fort. Ich bin immer in Todesangst, daß irgend ein Dritter es mal hört, wie er mich schulmeistert. Denn er genirt sich gar nicht. Und wenn wir einmal belauscht würden, müßte man das Schlimmste von mir denken! Weißt Du, was ich glaube, was mir sein Betragen allein erklärt: ich glanbe beinahe, er ist in mich verliebt!“

„Ah bah!“ rief Felir in hohem Erstaunen aus.

„Wenn er mein Geliebter wäre und all die Untugenden des eifersüchtigen Gatten hätte, die Du zum Glück nicht besitzt, könnte sein Benehmen kein anderes sein . . . Das ist mir höchst unangenehm, nicht blos meinerwegen.“

„Hm, hm,“ brummte Felir. Er dachte einen Augenblick, übrigens ohne tieferes Bedauern, daran, daß er, wenn Leonie früher so zu ihm gesprochen, ein vaartansend Mark hätte sparen können. „Das darfst Dn Dir in der That nicht gefallen lassen!“ sprach Welsheim nach kurzer Pause mit dem Tone der vollen Ueberzeugung. „Und ich darf es mir auch nicht gefallen lassen! . . . Also gestern Abend ist es zum Krach gekommen? Wie war denn das?“

„Er katechisirte mich wieder einmal wegen meiner Freundlichkeit zu unfern Gästen. Er wollte mir Vorschriften machen, wie ich mich Herrn Vallini gegenüber zu benehmen hätte. Und gerade dem großen Künstler hatte ich doch besonders dankbar zu sein! . . .“

„Das will ich wohl glauben! Ihm haben wir den kolossalen Erfolg unseres Eröffnungsabends zu danken, ihm allein. Die ganze Börse war voll von dem Hoch soll er leben“ Ich weiß gar nicht, wie man sich da revanchiren kann. Tuchnadeln wird er ja genug haben.“

„Eben deswegen hielt ich es für meine Pflicht, besonders freundlich zu ihm zu sein . . . Und darüber machte mir Doctor Hall wieder eine Scene. Das empörte mich, und ich habe ihm meine Meinung deutlich gesagt.“

„Da hast Du ganz Recht gethan!“

„Er scheint es mir sehr übelgenommen zu haben. Immerhin! Ich habe nichts zu bedauern, nichts zurückzunehmen . . . ' Ach ja, beinahe hätte ich's vergessen, Herr Vallini war hier. Ein artiger Mensch, wie Du siehst.“

^

2Y8

Paul kinda» in Dresden.

Welsheim machte bei dieser gleichgiltig hingeworfenen Bemerkung ein etwas verdutztes Gesicht.

„Und Du hast ihn empfangen? So?“ Er hob einige geringelte Strähnen des prächtigen Haares auf.

Leonis lachte hell auf.

„Nun wirst Du am Ende auch noch eifersüchtig? Es scheint anzustecken. Hättest Du mich ausreden lassen, so würdest Du gehört haben, daß ich ihn nicht empfangen habe. Wir haben durch die Thür — er draußen, ich hier — Liebkosungen getauscht, die Du mhig hättest mit anhören können — beiläufig bemerkt: wie Alles, was ich sage. Gerade weil ich mich so nicht zeigen wollte, und weil ich es für meine Pflicht hielt, gegen Herrn Vallini ausnehmend artig zu sein, habe ich ihn gebeten, mit uns Beiden saus tu^on heute zu speisen. Du könntest vielleicht eine Loge besorgen . . .“

„Die Theater sind heute absolut reizlos . . . wir müßten uns denn ‚Herkules und Omphale^ zum zweiten Male ansehen,“ fügte er scherzend hinzu.

„Das wäre nicht schlecht!“ versetzte Leonis ganz ernsthaft. „Gestern habe ich ohnehin nicht viel von den: Stück gesehen ... ich mar zu aufgereggt . . . wegen unserer Gesellschaft . . .“

„Was, Du wolltest wirklich . . .?“

„Wirklich!“ bekräftigte Leonis.

„Rein unmöglich, liebste Leonis! Ausverkauft bis auf den letzten Platz. Alles gezogen!“

„Von den Händlern bekommt man immer noch etwas. Und Du kennst mein Vertrauen zu Deiner Findigkeit.“

„Dann müßte ich aber selbst gehen . . . und wir haben ja nm sech> Uhr Vallini zu Tisch.“

„Dann essen wir etwas später. Wir brauchen ja nicht zu Anfang da zu sein. Und mährend Du die Plätze für uns besorgst, werde ich unsern Künstler mit allen Reizen weiblicher Koketterie zu bezaubern suchen, um ihn dafür zu entschädigen, daß er ein halbes Stündchen auf die Suppe wartet.“

„Versuchen will ich's! Aber ich habe wenig Vertrauen!“

„Ich um so mehr. Es märe das erste Mal, daß Du mich enttäuschtest.“

Felix küßte die Hand seiner Frau, die sich zum Diner und Theater anzukleiden hatte. Als er sich der Thür zuwandte, blieb er plötzlich stehen und rief seiner Frau, die sich schon erhoben hatte, zu:

„Ich habe da eben im Vorübergehen die Bronze stehen sehen, die von Barbedienne ... die müssen wir doch dem Doctor schicken.“

„Ich werde es besorgen. Nach unserer gestrigen Scene würde es sich heute nicht gut machen.“

„Also gut! Besorge es! . . . Um halb sieben werde ich wohl zurück sein können . . . aber ich fürchte, ich werde mit leeren Händen kommen!“

Hängendes Moos, 229

Vallini war pünktlich um sechs Uhr zur Stelle. Er hatte sich sehr schön gemacht. Eine eben erschlossene Maröchal de Niel-Knospe leuchtete in seinem Knopfloch, sie war jedoch sorgsam so gesteckt, daß sie die nachbarliche Rosette mit buntem Bändchen nicht überstrahlte. Auch Leonie hatte ihre Toilette mit besonderer Sorgfalt gewählt und sah entzückend aus.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie eine gewisse Befangenheit, als sie sich jetzt erhob, um dem eintretenden Künstler die Hand zum Kusse darzubieten. Sie lächelte verlegen, mit einem Anfluge von Traurigkeit.

„Sie sind pünktlicher, als wir es diesmal sein können,“ begann sie, nachdem sie sich begrüßt und Platz genommen hatten. „Mein Mann hat noch etwas zu besorgen; er kann erst in einer halben Stunde kommen. Ich habe ihm versprochen, Sie bis dahin . . .“

Vallini sah sie bei dieser erfreulichen Nachricht mit süßlich schmachtem Ausdruck an und machte eine leichte Bewegung nach vorn, um seinen Kopf dem ihrigen näher zu bringen. Sie aber lehnte sich zurück und sagte in kalt verweisendem Tone, beinahe ungehalten: „Ach bitte!“

Der Künstler schien auf nichts weniger als darauf vorbereitet gewesen zu sein. Er machte ein höchst verduzttes, keineswegs kluges Gesicht.

„Es ist mir lieb,“ fuhr Leonie in dem früheren Tone fort, „daß mir das ungestörte Alleinsein mit Ihnen die Gelegenheit giebt, mit Ihnen zur Abwechslung einmal von etwas Ernsthafterem zu plaudern. Ich werde mich nicht so lächerlich machen, Ihnen zu sagen: Was müssen Sie von mir denken! Aber ich möchte allerdings, daß Sie mich doch etwas besser kennen lernten. Eine Wahnsinnige haben Sie heut Mittag verlassen — ich weiß bei Gott nicht, womit Sie mir's angethan haben! — jetzt spricht eine Vernünftige zu Ihnen; ich war außer mir, jetzt bin ich wieder zu mir gekommen.“

„Aber, meine holde schöne Freundin, wozu das Alles?“ warf Vallini lächelnd ein. „Meiner Discretion . . .“

„Sie werden mich doch wohl nicht gar beruhigen wollen!“ fiel ihm Leonie in wahrer Bestürzung ins Wort. „Meinen Sie, daß mich die Angst dazu veranlaßt, so zu Ihnen zu sprechen? Ich suche allerdings Schutz . . . aber nicht vor Anderen! Schutz vor mir selbst, vor meinen quälenden Gedanken.“

„Weshalb quälen Sie sich?“ sagte Vallini, der Leonie gar nicht verstand. „Sie nehmen die Sache viel zu tragisch!“

Leonie blickte verwundert auf den schönen Mann, der den Schnurrbart kräuselnd, ihr gegenüber saß. Sie fühlte sich ihm mit einem Schlage meilenweit entrückt. Er lebte in einer ganz anderen Welt, in einer ganz anderen Atmosphäre.

„Ich bin ihm vorhin, als ich von Ihnen kam, begegnet,“ fuhr der Künstler fort, glücklich, in der Unterhaltung wieder festen Fuß auf den Boden des Thatsächlichen setzen zu können.

„Wem?“ fragte Leonie gleichgültig.

Paul Lindau in Dresden.

„Unser»! guten Doctor!" gab Vallini mit höhnischen! Lachen zur Antwort.

„Er sah übrigens gottsjämmerlich aus."

„Sie sprechen von Doctor Hall? Daß die Aufregungen während der gestrigen Vorstellung nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind ..."

„Ah! das ist es nicht!" unterbrach der Künstler übermüthig. „Der arme Bursche ist eifersüchtig!" Er machte den Versuch, Leonies Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Leonie erhob sich.

„Eifersüchtig auf Sie?" fragte sie mit scharfer Betonung.

„Allerdings," entgegnete Vallini selbstgefällig.

„Wie sollte er dazu kommen?"

„Instinkt, meine Gnädigste!"

„Und wüßte er Alles, wie sollte er dazu kommen, eifersüchtig zu sein?"

„Nun," brachte Vallini nach einiger Zeit hervor, etwas befangen iiber das peinliche Verhör, „ich sollte doch meinen . . . wenn er wüßte . . ."

„Ich verstehe Sie schon!" rief Leonie spöttisch. „Sie glauben, wie so Viele, daß Herr Doctor Hall mein Geliebter ist? Nicht wahr? Der Schein spricht ja auch dafür! Wir sind so viel zusammen, mir sind jung . . . das genügt ja den Leuten! Nun denken Sie sich, allem Gerede zum Trotz, ist merkwürdiger Weise dock) nichts an der Sache. Wahr ist, daß mir Herr Doctor Hall als Mensch und Schriftsteller sehr sympathisch ist, daß mir wie gute Freunde sehr intim miteinander verkehrt haben . . . Wir haben daraus nie ein Geheimniß gemacht, weil wir eben gar keinen Grund hatten, irgend etwas zu verbergen. Alles Andere, was die Leute sagen, ist Duimheit oder Bosheit, thörichte Klatscherei oder gemeine Verleumdung! So! Nun wissen Sie's! Und Sie sind der einzige Mensch, der ein Interesse daran hat, die Wahrheit zu erfahren, der einzige, dem ich die Wahrheit zu sagen mich verpflichtet fühle!"

Vallini lächelte immer weiter,

„Wozu die unnütze Erregung?" fragte er mit beleidigender Milde.

„Und wenn's auch anders wäre, als Sie sagen, — wahrhaftig, ich würde es Ihnen nicht einmal übel nehmen! Ich kenne die Weit! Und ich bin viel duldsamer, als Sie glauben!"

Leonie erleichte. Alles Blut drängte zu ihrem Herzen. Jetzt erst wurde ihr klar, wie tief sie hinabgestiegen war. Daß dieser Mann mit ihr verfahren war, wie mit irgend einer Anderen aus der Herde, — sie mochte den Gedanken gar nicht ausdenken. So niedrig durfte er sie nicht stellen! Sie mußte ihm mehr sein! Sie sah ihn an, fragend, rathlos, tief betrübt.

„Ich verlange keine Duldsamkeit!" rief sie schmerzlich. „Und wenn ich Ihnen schwöre . . ."

„Ich glaub's Ihnen ja, ohne feierlichen Schwur! Ich glaube Alles, was Sie wollen! . . . Lassen wir doch die unangenehmen Geschichten! Seien wir vergnügt! Kemüthlichkeit iiber Alles, das ist mein Princiv!

Ich darf mich übrigens gar nicht so erregen. Ich lebe meiner Kunst! Wer

Hängendes Moos.

auf der Bühne soviel Leidenschaft hergeben muß, seine Seele, fein Herzblut, der muß im gewöhnlichen Leben vernünftig sein ... Ich bin wahrhaftig kein Philister, ich anittsire mich so gut wie jeder Andere . . . aber ich vergesse nie, was ich meiner Kunst schulde! Wenn ich anders lebte, — glauben Sie, daß ich dann solche Erfolge gefeiert hätte, wie ich sie überall gefeiert habe? Sie haben's ja hier nnterlebt. Aber das mar noch nichts, gar nichts im Vergleich zu Dresden, München, Hamburg ... Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben!"

Leoni« nickte zustimmend. Sie war unfähig, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Ein Schauer überlief sie. Einen Augenblick wallte es zornig in ihr auf. Ihr war zu Muthe, als müsse sie den frechen Gesellen, der ihr mit naivster Rohheit seine Mißachtung in unzweideutiger Weise kundgab, zur Thür hinauswerfen. Dann aber gestand sie sich in schmerzender Beschämung und Zerknirschung, daß ihre unbegreifliche Handlung selbst und allein schuld an Allem war, was sie jetzt kränkte, verletzte, demüthigte. Und eine trostlose Niedergeschlagenheit überkam sie. Sie erkannte zugleich, daß es vollkommen vergebliche Mühe sein würde, diesem Menschen begreiflich zu mackien, was in ihr vorging. Sie bemühte sich, gleichgiltig zu lächeln, und sagte endlich, nur um irgend etwas zu sagen: „Ja! Sie sind wirklich zu beneiden! Es muß ein wundervolles Gefühl sein, von der Bühne herab auf die Massen zu wirken."

Sie schloß auf einen Augenblick wie erschöpft die Lider und seufzte, als ob sie eine schwere Arbeit verrichtet hätte.

„Die Wirkung! Ja, das ist's!" rief Vallini, der nun wieder im richtigen Fahrwasser mar. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen! Das ist schließlich auch unsere einzige Genugthuung! Ich bin wahrhaftig nicht eitel! Aber wenn man da oben steht, wenn man fühlt, wie man durch die Gemalt der Kunst wirkt, — es ist etwas! Dann sagt man sich wohl: Du gibst dein Bestes, dein Alles! Aber du gibst es nicht vergebens!"

„In der That!" versetzte Leonis, die gar nicht zugehört hatte.

Sie war froh, als dem peinigenden tste-a-Ms mit dem Sänger durch Welsheims geräuschvolles Eintreten ein Ende gemacht wurde.

„Du wirst mit mir zufrieden sein," rief er überlaut, nachdem er Ballini die Hand gedrückt und Leonies Stirn geküßt hatte. „Ich habe richtig noch drei Vorderplätze in der Fremdenloge aufgetrieben. Frage mich nicht, wie! Aber Du weißt ja, Dein Wunsch ist mir Befehl . . . Und nun, mein lieber Herr Vallini, reichen Sie meiner Frau den Arm. Wenn wir überhaupt noch etwas von dem Stücke sehen wollen, müssen wir uns schleunig zu Tisch begeben."

„Wollen Sie denn in ein Theater gehen?" fragte Vallini, während er Leonis in den Speisesaal führte.

„Ich hab's Ihnen noch nicht gesagt, weil ich nicht wußte, ob mein Mann noch Plätze bekommen würde," antwortete Leonis. „Ich hatte aller-

202 Paul liidau in vresden.

dings die Absicht, Sie zu bitten, uns heute noch einmal auf ein Stündchen ins Schauspielhaus zu begleiten. Ich wollte sehen, wie das Stück von dein unbefangenen Publikum des zweiten Abends aufgenommen werden würde . . . Aber ich gestehe, es ist mir schon wieder leid geworden, uud ich denke, wir bleiben lieber hier gemütlich zusammen . . ."

Sie waren in den Speisesaal getreten und setzten sich um den runden Tisch, der immer wie zu einer festlichen Gesellschaft mit kostbaren Blininen geschmückt war.

Welsheim traute seinen Ohren kaum.

„Aber erlaube!“ rief er mit komischem Entsetzen. „Deswegen soll ich eine Stunde herumgefahren sein, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und mit den Billethändlern unterhandelt haben, — damit Du schließlich sagst: ich hab's mir anders überlegt! . . . Nein, meine Theuerste, das geht nicht! Jetzt spreche ich auch einmal ein Machtwort! ... Sie sehen,“ wandte er sich lachend zu Vallini, „wie ich meine arme Frau turannisire!“

Vallini machte es Spaß, sich au der Seite der schönen eleganten Frau Leonie auch heute wieder vor den bewundernden Blicken des Publicum? zeigeil zu können, — und wenn Dr. Hall, der sicher wieder im Theater sein würde, sie zusammen sähe, nun um so besser dann! Die Schadenfreude erhöhte nur den Spaß.

„Weshalb sollten wir die schönen Plätze verfallen lassen?“ sagte er zustimmend. „Ich denke es mir wirklich ganz nett, nach dein Diner eine Stunde ini Theater zu verbringen. Ich schließe mich den Bitten Ihre? Herrn Gemahls an.“

Leonie machte noch einige Versuche, die Herren zu ihrer Auffassung umzustimmen, aber sie mußte ihren Widerstand schließlich aufgebeil, als sie aus Vallinis Worten deutlich heraushörte, daß er der Ansicht sei, sie fürchte sich, all seiner Seite von Dr. Hall gesehen zu werden. Wenn's auch die Wahrheit war, Vallini durfte es nicht glauben.

Das Essen war sehr gut, die Weine waren vorzüglich. Vallini sprach iil einem fort und mir von sich und seinen unerhörten Erfolgen. Er war also iii sehr fröhlicher Stimmung. Während die Herren ihren Kaffee trauten und ihre Henry Clan mit himmlischen Behagen rauchten, machte sich Leonie zum Theater zurecht.

Gegen neun Uhr, in der ftimmuugsvollen Schlußscene des vorletzten Aufzuges — das Publicum lauschte in athemloser Spannung ^ entstand oben in der Fremdenloge rechts eine störende Bewegung, die von vielen Zuschauern sehr unangenehm vermerkt, von einigen der Nächstsitzenden sogar mit leisen Zischlauten des Protestes genigt wurde. Leonie, Welsheim und Vallini nahmen iil der vorderen Reihe der ervonirtesten großen Loge Platz ans den drei einzigen bisher unbesetzt gebliebenen Sesseln.

Fast das ganze Haus wurde für den Augenblick von der Bühne auf den Vorgang im Zuschauerraum abgelenkt, nnd auch die Schauspieler auf den

Hängendes Moos. 303

Brettern und hinter den Coulissen merkten, daß sich im Saale irgend etwas Unerwartetes und Ungehöriges ereignete. Der Regisseur wagte den Kopf aus der vergitterten Bühnenloge weit genug hervor, um die Ursache der Störung zu erkennen.

„Diese verwünschten Geldprotzen!“ brummte er zwischen den Zähnen, laut genug, um von Hugo, der in dem finsternen Verschlage in einer Ecke saß, gehört zu werden. „Es ist doch eine schändliche Rücksichtslosigkeit! Natürlich wieder die guten Freunde! Unsere freundlichen Wirthe von gestern . . . und der große Vallini muß selbstverständlich auch wieder dabei sein!“

Hugo, der mehr gelähmt als erquickt gegen sechs Uhr aus seinem tiefen Schlaf mit schwerem Kopf erwacht war und gerade noch Zeit gehabt hatte, den großen Schwamm über seinen Scheitel auszudrücken und sich zum Theater anzukleiden, um zum Beginn der Vorstellung an Ort und Stelle zu sein, hörte die Worte des Regisseurs ohne tiefere Erregung. Er beugte sich nun auch etwas vor und sah nach der bezeichneten Richtung hinüber, aber sein ungeübtes Theaterauge wurde durch die helle Rampe zu sehr geblendet, um in dem verhältnißmäßig dunklen Zuschauerraum jetzt Einzelheiten zu erkennen. Er sah nur eine grauschwarze Masse mit einigen helleren Tupfen. Der Zwischenfall hatte zuni Glück keine nachtheiligeren Folgen. Nach dem Actschlusse war der Beifall noch stürmischer als am Vorabend. Nachdem sich die Künstler zu wiederholten Malen gezeigt hatten und des Klatschens noch immer kein Ende war, ertönte auf einmal — bei dieser zweiten Vorstellung Allen unerwartet — der Ruf nach dem Dichter. Erst vereinzelt. Aber dieser Ruf fand sogleich allgemeinen und begeisterten Wiederhall. Immer kräftiger wurden die Hände zusammengeschlagen, immer lauter wurde gerufen. Mit strahlenden! Lächeln eilte die erste Heldin nach der ersten Gasse und zerrte den Dichter, der heut ernsthafter widerstrebte, aus seinem dunklen Verließ auf die helle Bühne, unter dem sich immer erneuernden, immer anwachsenden Jubel des Publicums.

Hugo sah zum Erbarmen blaß aus. Er verneigte sich ungeschickt wie gestern, und wie gestern blickte er zu Leonie hinauf. Aber mit ganz verändertem Ausdruck. Jetzt in der hellen Beleuchtung erkannte er die Drei ganz deutlich. Finster, strafend, erschrecklich mar sein Blick, als er Leonie neben Vallini sitzen sah. Zum zweiten, zum dritten Male mußte er auf der Bühne erscheinen. Nun beherrschte er sich und starrte vor sich hin, auf die unruhige wogende Menge, die ihm laut zujubelte.

Leonie hatte sich zuviel zugetraut. Ein tiefes Weh durchschnitt ihr Herz, als Hugos Blick sie traf. Sie allein hatte diesen Blick verstanden. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und hörte, wie eine Dame hinter ihr zu ihrem Nachbar sagte:

„Der arme Mensch sieht recht elend aus! Der kann die Freude nicht vertragen, wie es scheint. Einen erfolgreichen Dichter stellt man sich eigentlich ganz anders vor. Aber er hat einen interessanten iiof.“

Paul kindau in Dresden,

Es mar Leonis durchaus nicht unangenehm, daß Vallini, der in so und so viel Logen Besuche zu machen hatte, während des Zwischenactes sie mit Felix allein ließ. Sie brauchte nun wenigstens nicht zu sprechen.

Der letzte Aufzug, von dem Leonie nur wenig hörte, bekräftigte den vollen durchschlagenden Erfolg. Sobald der Vorhang gefallen war, brach sie mit ihrer Begleitung auf. Sie hörte im Corridor, wie der Dichter wiederum gerufen wurde, und war froh, daß sie das bleiche Angesicht mit den ver-zweifelten Augen nicht mehr sah.

Vallini sagte einige banale Phrasen des Dankes für die entzückenden Stunden und wollte sich verabschieden.

„Ich denke doch, daß mir uns noch nicht trennen,“ sagte Leonie, als sie langsam im dichten Gewühl die Treppe hinabstiegen. „Wir könnten ja irgendwo eine Kleinigkeit nehmen . . .“

„Leider muß ich auf das Vergnügen verzichten,“ schmunzelte Vallini.

„Eine Verabredung ...“

„Ah! . . . Nun, ich will nicht stören,“ entgegnete Leonie, innerlich tief gekränkt. Sie hatte sich bis jetzt noch nicht vorstellen können, daß man eine Einladung von ihr ablehnte.

„Ich bliebe gewiß eben so gern noch ein Stündchen mit Ihnen zu-sammen,“ fuhr der Künstler unbefangen fort. „Aber Sie können sich ja denken, wie man von allen Seiten in Anspruch genommen wird.“

„Gewiß! ... Und wann sehen wir uns wieder?“

„Recht bald natürlich! Bestimmtes kann ich nicht sagen. Wir Künstler sind eben die Sklaven unserer Pflicht ... Sie begreifen ...“

„Vollkommen.“

„Wenn irgend möglich, erkundige ich mich morgen nach Ihrem Befinden . . . aber ohne bindende Verabredung.“

Leonie nickte.

„Also nochmals, schönste Frau, meinen gehorsamsten Dank! Herr Welsheim ... ich habe die Ehre!“

Welsheim hatte den Wagen herangerufen. Vallini schwang noch einmal seinen glänzenden Cylinderhut, als Leonie einstieg, und begab sich geraden Wegs zu Dressel, wo « von einer lustigen Gesellschaft mit Sehnsucht er-wartet wurde.

„Also wohin?“ hatte Welsheim Leonie gefragt, als sie sich in die Ecke des Wagens drückte.

„Nach Hanse!“

„Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu.

5

Leonie hatte sich gleich nach der Vorstellung in ihr Schlafzimmer zurück-gezogen. Noch Stunden lang hatte sie. Unerfreuliches brütend, auf der

Hängendes Moos, 205

Ottomane zu Füßen ihres Bettes gesessen und sich erst gegen drei Uhr Morgens niedergelegt. Die vierte Morgenstunde war längst vorüber, als sie endlich aus ihrem unerquicklichen halbwichigen Zustande erlöst wurde und in seichten Schlaf verfiel. Um zehn Uhr drückte sie den Knopf der elektrischen Klingel an ihrem Bett. Germaine eilte herbei, wünschte der Herrin Guten Morgen und brachte ihr außer dem Morgenblatte, das Leonie der Theaternotizen wegen schon im Bette zu durchblättern pflegte, einen kleinen Brief von wohlbekannter Hand. Leonie betrachtete das winzige Couvert eine Weile, unentschlüssig, ob sie es jetzt oder erst nach dem Bade und Frühstück öffnen sollte. Nach einigem Besinnen riß sie es auf. Es enthielt nur die Karte mit dem Namen: „Hugo Hall“, dem die Worte beigefügt waren: „bittet höflichst und innigst um die Kunst einer Unterredung.“

„Es wird auf Antwort gewartet,“ berichtete Germaine.

„So?“ fragte Leonie erstaunt. „Ist der Bote schon lange da?“

„Ein Stündchen etwa, gnädige Frau!“

„So sagen Sie ihm, er möge gegen Mittag wiederkommen.“

Leonie mußte in der That nicht, was sie Hugo antworten sollte. Es war ihr überaus peinlich, jetzt mit ihm zusammenzutreffen. Sie mußte, daß es zu einem unliebsamen, vielleicht sehr heftigen Auftritte kommen würde, und sie fürchtete sich davor. Aber sie erkannte zugleich, daß sie Hugo die erbetene Besprechung nicht versagen dürfe.

Die tiefe Verstimmung, die sich gestern durch die erlittene Demüthigung ihrer bemächtigt und die sich in den traurigen Stunden der nächtlichen Einsamkeit noch befestigt hatte, mar durch den kurzen Schlaf nicht verscheucht worden, und in jener blöden Ungerechtigkeit, deren nur das Schuldbewußtsein fähig ist, war sie geneigt, Hugo für Alles verantwortlich zu machen, was sie selbst gesündigt, und was Vallini ihr Kränkendes zugefügt hatte. Sie dachte jetzt kaum noch an die Persönlichkeit des albernen Menschen, der ihr von seinen Erfolgen reinimirte, während sie nach einem beruhigenden Worte lechzte. Zu ihrem wahren Entsetzen hatte sie sich davon überzeugt, daß sie jeden Versuch einer seelischen Verständigung mit ihm aufgeben müsse. Er verstand sie ja nicht einmal, wenn sie sich vertheidigen, ihre Handlung beschönigen wollte. Durch Hugo war sie verhöhnt. Er erfaßte die leiseste Andeutung, er las ihr die Gedanken von den Blicken ab; es war ihr sogar oft unangenehm gewesen, wie er ihre verborgensten Regungen durchschaut hatte. An ihm konnte sie sich halten, ihm konnte sie zürnen — Vallini hätte nicht gewußt, was er mit ihrem Zorn anfangen sollte —, und alle Reue, alle Enttäuschung, alle Beschämung, die sie fühlte, stoß zusammen in heftigen Unwillen, ja in ein Gefühl der Empörung über Hugo.

Was wollte er nur von ihr? Wozu die Begegnung, die er begehrte, und die für beide Theile nur peinigend und aufregend sein konnte? Hatte sie nicht ohnehin schon genug gelitten? So dankte er ihr für Alles, was sie Nord und Lild. I«z. 21

Paul Lindau in Dresden,
für ihn gethan hatte! Wenn er sie wirklich je geliebt, dann mußte er wissen,
daß er sie jetzt zu schonen habe . . .

Jetzt mochte, jetzt konnte sie ihn nicht sehen.

Sie trat an den kleinen Schreibtisch, der in der Fensternische ihres
Schlafzimmers stand, nahm eine Visitenkarte und setzte unter den Namens
„Frau Leonie Welsheim“ die Worte: „wird morgen Nachmittag um zwei
Uhr zu Hause sein“. Sie verschloß die Karte in ein stark parfümiertes Couvert
und gab sie Germaine.

„Hier ist die Antwort, die nachher abgeholt wird.“

Sie athmete befriedigt auf, als sie das unangenehme Geschäft erledigt
hatte. Nun hatte sie doch wenigstens einen Tag Ruhe vor ihm.

Weshalb hatte er ihr geschrieben? Was wollte er von ihr?

Hugo würde, wenn er sich diese Fragen gestellt, um die Antwort darauf
selbst in Verlegenheit gewesen sein. Auch er wußte nicht, was er ihr sagen
wollte und sollte; er wußte nur, daß er nicht so von ihr scheiden könne, daß
er sie wenigstens noch einmal sehen und sprechen müsse. Noch einmal! War
es denn wirklich dahin gekommen? Er vermochte es nicht zu fassen, aber
er hatte die bestimmte Empfindung, daß das Band, das Leonie und ihn
umschlungen hatte, nicht durch eine wahnsinnige Laune gelockert, sondern daß
es wirklich zerrissen war.

Er saß in seinem Zimmer, in dem seine Siebensachen noch immer in
Kisten und Kasten verpackt standen, und wartete auf Leonies Bescheid. Er
wartete vergeblich. Die ungemüthliche Umgebung erhöhte seine unbehagliche
Stimmung.

Endlich gegen elf Uhr klopfte es. Anstatt des erwarteten Briefes von
Leonie aber brachte ihm das Mädchen eine Visitenkarte und meldete zugleich,
daß der Herr den Herrn Doctor in einer sehr wichtigen Angelegenheit dringend
zu sprechen wünsche. Hugo las: „Bernhard Scherfer, Theateragent.“

„Ich lasse den Herrn bitten,“ beschied er das Mädchen.

Gleich darauf betrat ein junger Mann im Alter von etwa fünfunddreißig
Jahren das Zimmer. Er war sehr anständig gekleidet und sah klug aus. Er
verbeugte sich mit fast unterwürfiger Höflichkeit und begann, nachdem er sich auf
Hugos Einladung gesetzt hatte, mit klangvoller Stimme und großer Gewandt-
heit in Ausdruck einen längeren Vortrag.

„Ich habe Sie vergeblich in Ihrer früheren Wohnung gesucht. Ihre
Frau Wirthin konnte oder wollte mir Ihre neue Adresse nicht angeben, und
wenn wir nicht eine so gut organisirte Meldepolizei hätten, würde ich vielleicht
noch Tage lang nach Ihnen gefahndet haben. Hoffentlich komme ich nicht
zu spät. Haben Sie über Ihr neues Schauspiel schon verfügt? Ich meine:
haben Sie schon einem Agenten den Debit an andere Bühnen, die Drucklegung
des Manuscriptes, die Versendung, Abschließung der Verträge, Einziehung
der Tantiemen n. s. m. übertragen?“

Hängendes Moos. 30?

„Es haben sich allerdings schon mehrere Herren dazu erboten, aber ich habe noch keine Zeit gehabt, mich darum zu kümmern.“

„Das ist mir lieb zu hören. Dann mochte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich möchte Ihnen die Mühe abnehmen, sich um den geschäftlichen Vertrieb des Stückes noch zu kümmern, — und zwar möchte ich das im weitesten Sinne des Wortes. Ich habe Ihr Schauspiel gesehen, ich verspreche mir nicht nur hier, sondern auch in Oesterreich, in München, Dresden u. s. w. und in der Provinz einen nachhaltigen Erfolg. Ich sage Ihnen das, damit Sie mich nicht mit den Leuten verwechseln, die gute Willare entmerthen wollen, um sie billiger an sich zu bringen. Und ich wäre durchaus nicht abgeneigt, Ihr Stück käuflich zu erwerben. Sie würden alle Rechte an mich abtreten — das Recht der Aufführung für alle Länder und auf die ganze gesetzliche Frist —, und ich würde Ihnen dafür achttausend Thaler zahlen. Baar und sofort, bei Unterzeichnung des Vertrags. Ich glaube nicht, daß bis zur Stunde jemals einem jungen Dramatiker in Deutschland ein solches Anerbieten gemacht worden ist. Ich füge hinzu, daß ich trotzdem kein schlechtes Geschäft zu machen glaube und, wenn mich meine Berechnung selbst diesmal im Stich lassen sollte, doch das vollste Vertraue» habe, mit Ihrem nächsten Stücke ein etwaiges Deficit zu decken. Sie würden mir, da Sie mit meiner Geschäftsführung unzweifelhaft zufrieden sein würden, gewiß versprechen, auch Ihre späteren Dramen mir anzuvertrauen.“

Hall war von den Vorschläge des Agenten auf's Aeußerste überrascht.

Er hatte sich bisher kümmerlich durch's Leben geschlagen. Um durch sein Neußeres, seine Kleidung und Wäsche, den Schein einer besseren und einträglicheren Existenz, als sie ihm in Wahrheit beschieden war, zu erwecken, hatte er sich in allem Uebrigen die größten Entbehrungen auferlegt. Für die Feuilletons und wissenschaftlichen Aufsähe, die er bisher veröffentlicht hatte, hatte er zwar verhältnißmäßig ganz anständige, aber doch nur bescheidene Honorare bezogen, und nur seinem haushälterischen Sinne und seiner Willenskraft, auf alle kostspieligeren Genüsse des Daseins zu verzichten, war es zu danken, daß er sogar vor der Frau Näthin die Täuschung eines auskömmlichen, geldsorgenfreien Lebens hatte aufrechterhalten können. Nun bot ihm unerwartet dieser Herr Scherfer mit einem Schlage eine Summe, die etwa das Zehnfache seines bisherigen Jahreseinkommens darstellte. Er hatte sich über den geschäftlichen Werth seiner erfolgreichen Dichtung bis jetzt nur ganz unklare Vorstellungen gemacht. Daß er das Stück für viele Tausende würde verkaufen können, daran hatte er nie gedacht. Das Anerbieten Scherfers nahm ihn jetzt so vollkommen in Anspruch, daß er alles Andere, was ihm so tief schmerzte und quälte, zeitweilig darüber vergessen konnte.

„Sie sprechen offen mit mir,“ sagte er, nachdem Scherfer geendet hatte.

„Das verpflichtet mich zu gleicher Offenheit. Ich sage Ihnen also ohne Weiteres, daß ich Ihr Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde. Ich bin in allen diesen Dingen unerfahren, und es wäre mir bequem und angenehm,

21*

508 Paul Lindau in Dresden,

wenn ich mich um das Geschäftliche gar nicht weiter zu kümmern hätte, — ich würde also Ihren Vorschlag annehmen, wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie auch meine zukünftige dramatische Thätigkeit dabei berücksichtigt haben. Da kann ich aber gar kein Versprechen geben, geschweige denn eine Verpflichtung eingehen. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt je noch ein Stück schreiben werde; ich möchte also nur auf der Basis mit Ihnen unterhandeln, daß wir eine Vereinbarung über Herkules und Omphale° anstreben, ohne alle Rücksicht auf das, was ich etwa noch schreiben werde." Scherfer hatte Hugos Worte mit überlegenen Lächeln aufgenommen.

„Schön, schön!" sagte er in verbindlichsten Tone. „Wenn Ihnen damit gedient sein kann, bekümmern wir uns einstweilen also nur um das fertige, um das aufgeführte Stück. Versprechen Sie mir nur das Eine: daß für den Fall, daß Sie ein neues Schauspiel schreiben, Sie wegen des eventuellen geschäftlichen Vertriebes keinen Vertrag abschließen, ohne mit mir verhandelt zu haben."

„Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versprechen, aber ich wiederhole Ihnen . . ."

„Und das genügt mir vollkommen," sagte Scherfer mit freundlichem Lächeln ein. „Und glauben Sie einem alten Praktikus: Sie werden weiter für die Bühne arbeiten! Sie werden neue und glänzende Erfolge feiern. Sie werden voraussichtlich auch einmal eine Schlappe erleiden und sich hoch und theuer verschwören, kein Stück mehr zu schreiben. Und Sie werden es doch thun! Mit der Bühne ist's eben etwas ganz Eigenes. Wer einmal damit zu thun gehabt, den läßt sie nicht wieder los. Und wer das besondere Talent hat, für die Bühne zu schreiben, der muß dafür schreiben, er mag wollen oder nicht. Wir wollen uns über Jahr und Tag wieder sprechen."

„Sie könnten sich gleichwohl irren . . ."

„Das Nisico übernehme ich. Würden Sie also bereit sein, ohne sich für die Zukunft irgendwie zu binden, mir Ihr Schauspiel unter den Ihnen bekannten Bedingungen zu verkaufen?"

„Ja!"

Scherfer reichte Hall die Hand, in die dieser einschlug.

„Also abgemacht!" bekräftigte der Agent mit einem festen Drucke der Hand. „Da ich den uns Neiden gleichermaßen erwünschten Abschluß unserer Verhandlungen vorhergesehen habe, so habe ich mir erlaubt, den Vertrag wie ich ihn mir denke, in zwei Exemplaren gleich mitzubringen. Sie sehen, er ist kurz und einfach."

Er überreichte dem Dichter das Schriftstück, das er aus seiner Seitentasche hervorgeholt hatte. Es enthielt nur wenige Zeilen: Hall übertrug gegen ein Honorar von achttausend Thalern dem Agenten Bernhard Scherfer alle Rechte an seinem Schauspiel „Herkules und Omphale". Hugo nickte zustimmend.

Hängendes Moos. 30Z

„Wenn Sie unterschreiben wollen,“ nahm Scheifer wieder das Wort, „können wir die Sache gleich definitiv erledigen.“

Mit diesen Worten zog er seine Briefftasche hervor, in der die Kaufsumme bereits in einem Briefumschläge abgezählt bereit lag. Scherfer reichte ihm das Couvert. Hugo unterschrieb das eine Exemplar und empfing dagegen das zweite Exemplar mit Scherfers Unterschrift. Mit einem abermaligen Händedruck war das Geschäft abgethan. Scherfer empfahl sich, nachdem er für die schnelle Abwicklung noch einige höfliche Dankesworte gesagt hatte, zufrieden lächelnd mit derselben respectvoll tiefen Verbeugung, mit der er sich vorgestellt hatte.

Die ganze Unterhandlung hatte etwa zwanzig Minuten erfordert. Und in dieser knappen Spanne Zeit hatte sich für Hugo eines der wichtigsten Ereignisse seines Daseins erfüllt: er hatte jetzt die wunderbar beruhigende Gewißheit, auf Jahre hinaus von allen Sorgen um das tägliche Brod befreit zu sein. Das Bewußtsein gab ihm eine merkwürdige Ruhe und Kraft.

Wiederholt ließ er die Scheine, die er aus dem Couvert genommen hatte, durch die Finger gleiten und zählte sie nach. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er die Freude des Besitzes. Er athmete tief auf, betrachtete wohlgefällig die bunten Scheine und lächelte. Er hatte ein gewisses Gefühl der Beschämung darüber, daß der Zwischenfall wenigstens für den Augenblick seine Stimmung so vollkommen zu ändern vermocht hatte, daß ihm jetzt tausend Gedanken, deren Verwirklichung ihm nun auf einmal ermöglicht worden war, durch den Kopf schossen und ihn weit entfernten von all den nagenden Traurigkeiten, die ihn seit sechsunddreißig langen Stunden so unbarmherzig gepeinigt hatten. Er machte sich geheime Vorwürfe darüber, daß ihn das lumpige Geld einen Treubruch an seinein Schmerze über Leonie begehen lassen konnte. Mit Wehmuth gedachte er auch der armen Martha . . . aber die Gewißheit, überschnell das Ziel, das er bis zur Stunde in dämmeriger Ferne nur undeutlich vor sich gesehen hatte, mit einem Sprunge erreicht, die Unabhängigkeit, nach der er sich immer geseht, errungen, die belastenden Fesseln, die ihn seit Jahren in Berlin zurückhielten, abgestreift zu haben, gewährte ihm ein so starkes Frohgefühl, daß Alles das, was ihn so furchtbar erregt, so sehr bekümmert hatte, ihm nun in einem anderen Lichte erschien. Jetzt war ihm die Möglichkeit geboten, all dem Jammer zu entrinnen. Er konnte reisen, konnte sich, wenn er nach Einsamkeit verlangte, in irgend einen entlegenen Winkel vergraben, konnte, wenn er sich zerstreuen wollte, nach Paris oder London gehen, konnte die gewaltigen Eindrücke der Fremde im Osten oder Westen auf sich wirken lassen, — er war frei, er war sein eigener Herr. Was auch die nächste Zukunft ihm bringen mochte, er konnte ihr nun ruhiger entgegensehen.

Und das elende Geld, das da vor ihm lag, war es, das diese Wandlung, die er selbst ungläubig und beschämt belächelte, in ihm bewirkt hatte . . .

Paul Lindau in Dresden.

In dieser Stimmung befand er sich, als ihm Leonies Antwort überbracht wurde. Sie machte geringen Eindruck auf ihn, sie überrafchte ihn kaum; sie bestätigte lediglich, was er erwartet hatte. Er warf einen Blick auf die Kisten und Kasten, die noch immer nicht geöffnet und geleert waren, und sagte halblaut: „Ich glaube kaum, daß ich vorläufig auspacken werde.“

Er sehnte sich fort aus der großen Stadt, die ihm auf einmal so lieb^los und häßlich erschien. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, und aus der Tiefe seiner Niedergeschlagenheit hob ihn nun das stärkende Bewußtsein empor, die Freiheit seiner Bewegungen gewonnen zu haben . . .

Leonis hatte sich langsam angekleidet. Die Stunden des Nachmittags währten ihr eine Ewigkeit. Sie fühlte sich matt, und eine fürchterliche Unruhe ängstigte sie. Sie wollte anspringen lassen, spazieren fahren. Besuche machen, — aber der kaum gefaßte Plan wurde sogleich von ihr wieder aufgegeben. Sie mochte keinen gleichgiltigen Menschen sehen. Und vielleicht würde sie den Einen, den sie erwartete, verfehlen. Sie freute sich zwar keineswegs auf den Besuch Vallinis, aber es erschien ihr unumgänglich notwendig, den Künstler zu sprechen und den Versuch, ihm eine andere Meinung über ihr Wesen und ihren Charakter beizubringen, wieder aufzunehmen. Es war ihr eine Pflicht der ethischen Selbsterhaltung.

Sie ging im Erker auf und ab. Sie setzte sich an den kleinen Schreibtisch, um ein paar unwichtigere Briefe, die längst der Erledigung harrten, zu beantworten. Auch das war ihr nicht möglich. Sie nahm den neuesten französischen Roman, der viel von sich reden machte, zur Hand. Ihre Augen flogen gedankenlos über die Zeilen, sie verstand nicht einmal, was sie las, und legte das Buch bei Seite. Sie öffnete den Steinwan. Die ersten Töne, die sie anschlug, thaten ihren, Ohre weh, und sie stand auf. Immer wieder und immer wieder trieb es sie nach dem breiten Erkerfenster, immer wieder blickte sie durch die gestickten Stores die Straße hinab. Der, den sie erwartete, kam nicht. Einen Augenblick bedauerte sie beinahe, daß sie die Begegnung mit Hugo erst auf den folgenden Tag angesetzt hatte. So peinlich es ihr auch gewesen wäre, gerade ihm jetzt gegenüberzutreten, — er hätte sie wenigstens nicht warten lassen.

Nur nicht warten!

Und wenn die unausbleibliche Auseinandersetzung mit ihm: auch einen noch so stürmischen Verlauf nehmen würde, jede Aufregung war dieser Marter des unleidlichen Wartens, der zugleich anstachelnden und lähmenden Unge-
wißheit vorzuziehen. Nur nicht warten!

Sie fühlte sich erleichtert, als Felir von der Börse heimkam und in seiner unbefangenen, etwas derben Weise sie begrüßte. Sie konnte ihm nicht verhehlen, daß sie übel gelaunt war. Felir machte ihr alle denkbaren Vor«
schlüge, um sie zu zerstreuen; sie lehnte alle ab, zog sich gleich nach Tisch

Hängendes Innoos.

auf ihr Zimmer zurück, und beschloß den unbehaglichen Tag mit einem trübseligen Abend.

Als Dr. Lohausen in der Mittagsstunde bei Frau Emilie Breuer vorsprach, in der sicheren Voraussetzung, seiner jugendlichen Patientin die Genehmigung zur sofortigen Abreise ertheilen zu können, wurde er schmerzlich überrascht. Schon die besorgte Miene der Näthin, die durchaus nicht zu den übertrieben ängstlichen Müttern gehörte, weissagte ihm nichts Gutes. Frau Emilie berichtete denn auch dem befreundeten Arzte, daß sich gestern Nachmittag, kurze Zeit, nachdem er sie verlassen, das Fieber mit erneuter Heftigkeit eingestellt und in den vorgerückten Abendstunden einen geradezu beängstigenden Charakter angenommen habe. Allmählich habe es nachgelassen, und Martha hatte sich plötzlich merkwürdig frisch gefühlt.

„Sie sah blühend und gesund aus,“ fuhr Frau Emilie fort. „Mit ihren leichtgerötheten Wangen, ihren großen lebhaften Augen, die noch mehr als sonst glänzten, machte sie den Eindruck des vollsten Wohlbesindens. Sie war aufgeräumt, beinahe übermüthig, lustiger, als ich sie seit Wochen und Monden gesehen habe. Wir bauten allerhand schöne Pläne für die Zukunft, wir machten schon unsere Tagesordnung für Italien. Auf einmal erregte sie sich wegen eines Nichts — ich glaube, wir sprachen davon, ob wir einen sehr großen oder zwei kleinere Koffer zur Reise kaufen sollten — die Thränen traten ihr in die Augen, und sie verfiel in tiefe Traurigkeit. ‚Wir brauchen gar keinen Koffer,‘ schluchzte sie und weinte dabei zu: ‚Steinerweichen. ‚Ich kann ja doch nicht reisen!‘ Ich suchte sie zu trösten und fragte unvorsichtiger Weise, weshalb sie denn nicht reisen könne. ‚Weil ich sterbe!‘ antwortete sie, und die Thränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen. Dann kam wieder das alte, böse, trockene Husteln, das sie sehr anzustrengen schien, und endlich schlief sie vor Ermattung ein. Seit zehn Uhr wacht sie. . . wenigstens ungefähr! Sie dämmert so vor sich hin . . . Nun, Sie werden's ja sehen.“

Aus unserer schönen Reise wird aber, so fürchte ich, so bald nichts werden.“

„Wollen sehen, wollen sehen,“ versetzte der Arzt und trat in die kleine Stube, in der Martha ruhte. Lohausen bedeutete der Rätthin durch einen discreten Blick, ihn mit der Patientin allein zu lassen.

„Nun, meine liebe Martha,“ begann der Doctor, während er auf dem Stuhle am Bette Platz nahm und die schmale, heiße, trockene Hand des kranken Mädchens mit der seinigen sanft umspannte, „noch immer der böse Husten und das dumme Fieber! Das ist ja gegen alle Verabredung! Gestern hoffte ich das Beste, und nun sagt mir Mama . . . Haben Sie denn irgend eine Unvorsichtigkeit begangen?“

„Gestern nicht . . . aber in der Nacht vorher!“

„In der Nacht?“ fragte Lohausen erstaunt.

Martha nickte zustimmend.

Paul kindau in Dresden.

„Was haben Sie denn da angefangen? Sie wissen, daß Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken dürfen.“

„Ich bin in der Nacht heimlich ausgegangen ... Ich war eifersüchtig . . . auf nieinen Braut. .. auf Doctor Hall ... Ich bin ihm nachgegangen .. . Mama weiß es nicht ... Es mar sehr kühl, und es regnete stark ... da werde ich mich wohl erkältet haben.“

„Aber Kind! Kind!“ rief der Arzt ungehalten. Er beruhigte sich aber sogleich und setzte in freundlichem Tone hinzu: „Na, das läßt sich nun nicht mehr ungeschehen machen . . . Also keine Vorwürfe . . . Aber Sie unartiges Mädchen haben da etwas Nettes angerichtet! Na, wie gesagt: keine Vorwürfe . . . Also, wie steht's?“

„Der Husten quält mich recht! Ich habe auf der Brust so ein eigen-thümliches Gefühl der Spannung und Schwere ... und mir ist, als ob sich das Herz loslöste und nach unten drängte . . . und an die Rippen .. .“

„Hm . . . hm . . . also immer das alte Leiden?“

„Nur heftiger, lieber Doctor!“

„Nun, ich will Ihnen etwas Beruhigendes verschreiben . . . wir wollen wenigstens das Fieber zu bekämpfen suchen . . . aber die Arznei allein wird's nicht thun. Die Hauptsache liegt bei Ihnen. Sie müssen alle Willenskraft zusammennemen, um möglichst ruhig zu bleiben, um alle Aufregung zu vermeiden. Wenn Sie von quälenden Gedanken heimgesucht werden, rufen Sie Ihre vortreffliche Mutter, und denken Sie daran, daß Ihnen Ihre beste Freundin zur Seite steht. Denken Sie daran, daß Sie gesund werden und eine schöne Reise machen müssen . . . Sie sind wirklich zu beklagen,“ fuhr er launig fort, indem er die kleine Hand sanft streichelte. „Aus dem feuchten, kalten, unfreundlichen Berlin müssen Sie hinaus, müssen in das schöne Land gehen, wo die Citronen blühen, wo die Leute vergnügt sind, Sie Aermste! ... Ich wollte, ich könnte Sie begleiten! . . . Also, mein liebes Kind, hübsch artig sein, sich ruhig verhalten! Hören Sie? Und wenn die bösen Gedanken kommen, denken Sie daran, daß Alles bald vorübergeht, daß Sie in wenigen Tagen Wärme und Sonnenschein und die herrlichste Natur haben, die der liebe Gott geschaffen hat . . . Und was Sie mir va von dem dummen Streich gesagt haben, das bleibt unter uns! Morgen komme ich wieder. Adieu, liebe MartKa, adieu, mein Kind!“

Als der Doctor das Recept schrieb und die Rätthin ihn ängstlich fragend ansah, sagte er: „Na, es könnte besser gehen. Aber ich hoffe, es wird sich inachen. Messen Sie heut Abend die Temperatur; und wenn das Thermometer vierzig Grad erreicht oder gar übersteigt, dann lassen Sie mich rufen. Auf Wiedersehen . . . hoffentlich erst morgen! Auf Wiedersehen, liebe Freundin!“ —

Kurz vor Mitternacht wurde Dr. Lohausen noch einmal an das Krankbett Marthas gerufen. Die Fiebernde hatte gegen einnndvierz'g Grad. Er blieb über eine Stunde bei der Kranken. Er tröstete die arme Mutter,

Hängendes Moos. 2^3

die am Bette ihres Kindes, das mit geschlossenen Augen und hochgerötheten Wangen dalag und beständig von einem harten trockenen Hüsteln und Athemnoth gequält wurde, heiße Thränen vergoß, ohne ihren Schmerz durch einen Laut zu verrathen.

Zu der von Leonie bestimmten Nachmittagsstunde begab sich Hugo am anderen Tage — es war ein Freitag — nach dem Hause in der Victoriastraße, in dem er die glücklichsten und auch die unglücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er es heute zum letzten Male betreten würde. Jede Stufe, die er überschritt die Glocke, die er zog, die Thür, die sich ihm öffnete, betrachtete er nun als etwas Merkwürdiges, bei jeder gleichgiltigen Einzelheit, die er als etwas Selbstverständliches bisher übersehen hatte, vergegenwärtigte er sich, daß er sie nicht wiedersehen würde, daß er Abschied auf ewig von ihr zu nehmen habe.

Selbst Jean, der ihm meldete, daß die gnädige Frau ihn im Erker erwarte, betrachtete er heute mit anderen Augen als sonst, mit dem Ausdruck eines gewissen wehmüthigen Bedauerns. Und sonderbar! auch Jean, der dem Doctor immer sehr ergeben gewesen war, hatte, als er die Meldung machte, etwas Gedrücktes, Verlegenes: dem klugen Diener hatte die Tharsache, daß Herr Vallini von der gnädigen Frau unter besonderen Anempfehlungen empfangen und der Herr Doctor auf Befehl abgewiesen worden war, vollauf genügt, um die Situation zu überblicken. Der gute Doctor, der immer so freundlich zu ihm gewesen war, that ihm leid!

Leonie, die ein dunkles stumpffarbiges Kleid von ausgesuchter Einfachheit angelegt hatte, war sehr blaß. Sie sah übernächtigt und nervös aus. Sie erhob sich, als Hugo eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Sie neigte ein wenig den Kopf und reichte ihm die Hand, artig, aber kühl. „Verzeihe,“ sagte sie ruhig, aber mit leiserer Stimme, als sie sonst zu sprechen pflegte, „daß ich Dich gestern und vorgestern nicht habe empfangen können. Ich war wirklich sehr unwohl. Ich bin es noch. Und ich möchte Dich deshalb vor Allem bitten: mach mir keine Scene! Sage mir, was Du mir zu sagen hast, ruhig, ohne Gehässigkeit, — ich kann Alles ertragen, nur keine Scenen . . . wegen Dingen, die ich nicht ändern kann, die ich auch nicht ändern mag, weil sie völlig harmlos sind. Du weißt gar nicht, wie Du Dir schadest, daß Du beständig das Unverfänglichste aus thörichter Eifersucht zu Unstatthaftem stempeln willst. Sei vernünftig! Ueberlege Dir, was ich Dir gewesen bin, was ich Dir noch bin, wenn Du es nur willst . . . und nun sprich!“

„Was Du mir noch bist?“ wiederholte Hugo. „Ist Dir denn das ernst gemeint? Wie soll ich denn Alles das, was in den zwei überlangen

Paul Lindau in Dresden.

Tagen geschehen ist, in Uebereinstimmung bringen mit dein, was Du mir warst?"

„Was ist denn geschehen?“ fragte Leonis kampfbereit.

„Nun, weshalb hast Tu mich gestern abgewiesen?“

„Weil ich krank war! Ich hab's Dir ja schon gesagt!“

„Aber doch nicht so krank, um auch dem Anderen die Thür zu weisen.“

„Ich verstehe Dich nicht. Welchem Anderen?“

„Vallini, wenn Du den Namen denn durchaus hören willst.“

„Ich habe ihn nicht empfangen!“ erklärte Leonis mit trotziger Bestimmtheit.

„Ich habe ihn ja aus dem Hause treten sehen.“

„Hast Du ihn hier gesehen? Hier im Hause, wo ich ihn empfangen habe? Ach! Du zweifelst wohl an meinen Motten? Frage doch die Dienstboten aus ... es würde mich kaum noch in Erstaunen versetzen können!“

„Also Du willst mich glauben inachen . . .“

„Nicht das Geringste, mein Lieber!“ unterbrach Leonie mit schneidender Kälte. „Glaube, was Dir Spaß macht! Quäle Dich, wenn es Dir beliebt, mich aber quäle nicht, darum bitte ich Dich sehr ernsthaft ... Ich habe mich nicht vor Dir zu rechtfertigen, und ich will es nicht.“

„So erkläre mir nur das Eine: hast Du Dir nicht vergegenwärtigt, daß es mich auf das Tiefste kränken würde, Euch in: Theater zusammen zu sehen, bei der zweiten Aufführung meines Stückes, wo ich Euch zusammen sehen mußte? Weshalb hast Du inir das angethan?“

„Daran war ich vollkommen unschuldig! Die Herren wollten nun einmal durchaus gehen, und ich bin mit meinein Widerspruche nicht durchgedrungen . . . Lächele nicht so malitiös, wenn ich bitten darf! Es ist so! Gerade in solchen Kleinigkeiten habe ich den Willen meines Mannes zu respectiren, um . . . Anderes wieder gut zu machen. Es thut inir leid, daß ich gerade Dir das sagen muß. Aber immer der alte beleidigende Argwohn! Niemals das geringste Verstänoniß für gewisse Ansprüche, die mein Leben, wie es nun einmal ist, an mich stellt! Mit solchen Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten schadest Du Dir mehr, als Du ahnst. Du tnranisirst mich. Du quälst mich ohne Grund. Glaubst Du, daß es eine Frau giebt, die das auf die Dauer ertrüge? Ich bin eine selbstständige Natur und an gute Behandlung gewöhnt. Dil liebst mich, Dn liebst mich — Du sagst es mir, und ich will es Dir auch glauben. Aber damit glaubst Du auch Alles gesagt zu haben! Du marterst mich bis anf's Blut, und Deine einzige Entschuldigung ist: Du liebst mich! Nein, mein Freund, das ist nicht die rechte Liebe! Die wahre Liebe ist langmüthig und freundlich, sie eifert nicht und stellt sich nicht ungeberdig, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles! — Wenn ich an dieses herrliche Wort des Apostels denke, wahrhaftig, dann muß ich zweifeln, ob Du mich wirklich jemals geliebt hast!“

Hugo lachte wild ans.

HHngendeZ Moos. 3^5

„Du zweifelst?! Nun, dann sieh mich an! Du bist mein Alles mir gewesen, meine Luft, die ich athmete, mein Licht, das mich erhellte und durchwärmte, und seitdem ich Dich verloren zu haben fürchte, schleiche ich als Schatten durch Nacht und Kälte . . . Nein, dies Dasein ist schlimmer als das Nichts! ... Du darfst Dich nicht von mir wenden! Du darfst es nicht!"

Hugo hatte die letzten Worte in dumpfer Verzweiflung hervorgestoßen. Er drückte die beiden Hände an die Schläfen und stöhnte.

Als Leonie den kräftigen Mann, den sie niemals schwach gesehen, völlig gebrochen vor sich erblickte, überkam sie Mitleid und Rührung. Jetzt hätte sie ihm den Hals fallen und ihm in einem innigen Kusse zuhauchen mögen: „Vergieb mir! Ich habe mich niedergewonnen und gebe mich Dir auf's Neue! Streichen wir die letzten entsetzlichen Tage aus unserem Leben, vertilgen wir das Zedenten daran; denken wir nur daran, wie glücklich wir gewesen sind, und versuchen wir es redlich und entschlossen, wieder glücklich zu werden!" Aber die Erinnerung an den Anderen, die sie nicht bannen konnte, drängte sich gewaltsam zwischen sie und den Annen, den sie da vor sich sah. Sie seufzte leise auf und sagte mit wirklichein Mitgefühl: „Sei doch vernünftig, mein Kind!"

Hugo blickte fragend zu ihr auf. Sie vermochte seinen Blick nicht zu ertragen und senkte die Lider.

„In Deine Hand ist es gegeben," entgegnete Hugo nach einer kurzen Pause, „mich so vernünftig zu machen, wie Du es nur irgend wünschen magst. Werde wieder, was Du mir warst! Was Du mir nicht mehr bist, Leonie! Mein Gefühl täuscht mich nicht! Habe den Muth, aus dem Taumel, der Dich umfangen hält, zu erwachen, rüttle Dich auf und erkenne Deine Verirrung! Mißverstehe mich nicht!" fuhr er eifriger fort, als er sah, wie sich Leonie auf die Lippe biß. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen! Ich will Dich nur zum Erkennen Deiner selbst zurückführen. Und ich will Dir zeigen, daß, um Alles zu verzeihen, es nicht einmal erforderlich ist. Alles zu begreifen. Auch das Unbegreifliche will ich verzeihen! Nie soll Dich ein Wort, ein Vlick von mir daran gemahnen! Ich will es auslöschen aus meinem Gedächtniß! Ich will mir einreden, von einen: heimtückischen Traum genarrt zu sein, und will Dich lieben so heiß, so wahr, so zärtlich wie nur je! Wahrhaftig, ich will's! Und nun sage mir, Leonie, zweifelst Du noch?" Sie hatte ihn jetzt scharf angeblickt aus weitgeöffneten Augen. Es war ihr unheimlich, wie Hugo ihre geheim gehaltenen inneren Regungen durchschaut, ihre nicht gesprochenen Worte gehört und darauf so geantwortet hatte, wie sie es erwartete. Ja, der verstand sie! Und ihn hatte sie wirklich verlassen wollen, verlassen können um jenes Anderen willen! Ja, es war unbegreiflich! Aber er wollte ihr sogar das Unbegreifliche vergeben. Er liebte sie wahrhaft, und seine Liebe war langmüthig, duldete Alles und hoffte Alles!

3^6 f)anl linblu in viesden.

Sie lächelte beschämt, dankbar, herzlich. Sie wollte ihm die Hand zur Versöhnung reichen. Eine gewisse Befangenheit machte sie zögern. Sie wartete darauf, daß Hugo, der ja ganz genau fühlen mußte, welche Wandlung jetzt in ihr vorging, ihre Hand ergreifen würde. Wie verlangte es sie danach, ihm diese Hand zu überlassen, den Druck der seinigen feurig zu erwidern und in zärtlicher Umarmung den Bund neu zu besiegeln! Und auch Hugos Lippen umflog jetzt ein glückseliges Lächeln, und wie sie es gehofft, wie sie es gemußt hatte, tastete suchend seine Rechte nach der ihrigen . . . Da trat bedächtig und ausdruckslos wie immer Jean in das Zimmer und überreichte der Herrin eine Karte; darauf trat er sogleich mit gemessenem Anstand an den Thürpfosten zurück und harrte da in militärischer Haltung des Bescheides.

Leonie war erleicht. Hugo hatte sogleich errathen, wer der Störenfried da draußen war. Er hätte es nicht einmal zu errathen brauchen, ein flüchtiger Blick auf die unverhältnißmäßig große Visitenkarte genügte, um den in schweren gothischen Buchstaben auffällig hergestellten Namen: „Ernst Vallini“ zu lesen.

Hugo beugte sich discret zu Leonie und flüsterte ihr leise mit flehender Innigkeit zu: „Ich beschwöre Sie, empfangen Sie ihn jetzt nicht!“ Leonie zuckte die Achseln, streifte mit einem flüchtigen Blick Jean, der theilnahmlos in die Leere starrte, sah dann Hugo unwillig an und sagte leise und scharf: „Sie sind nicht recht gescheidt!... Ich lasse bitten!“ fügte sie, sich Jean zuwendend, laut und in gleichgiltigem Tone hinzu. Jean machte eine kaum wahrnehmbare Verneigung und verschwand. „Nun? wohin wollen Sie?“ fragte sie Hugo, der seinen Hut genommen hatte und sich ihr näherte.

„Ich will gehen . . . wohin weih ich nicht!“

„Jetzt dürfen Sie nicht gehen! Warten Sie noch zehn Minuten! Wie würde es aussehen, wenn Sie jetzt davonliefen!“

„Lassen Sie mich gehen! Ich bitte Sie! Es ist besser so!“ stieß Hugo zwischen den Zähnen hervor.

„Sie dürfen mich nicht compromittiren!“

„Weil ich Sie nicht compromittiren will . . . lassen Sie mich gehen. Ich weih nicht, ob ich mich beherrschen kann!“

„Bleiben Sie!“ befahl Leonie.

„Auf Ihre Gefahr!“ keuchte Hugo, während sich seine Nasenflügel blähten.

Mit der Rose im Knopfloch, mit süßlichem Lächeln und strahlender Stirn, sorglos und selbstzufrieden wie immer, trat jetzt Vallini ein, verneigte sich gegen Leonie, küßte ihre Hand und sagte, nachdem er mit Hall einen flüchtigen Gruß ausgetauscht hatte: „Hoffentlich wird meine allergnädigste und allerschönste Gönnerin mir nicht gezürnt haben, daß ich gestern . . .“

Hängendes M002, 3^?

„Ihr Instinct hat Sie gut berathen," siel ihm Leonie in's Wort.

„Gestern hätte ich Sie gar nicht empfangen können. Ich war unwohl!"

„Ah! Ah!" rief Vallini mit dem Ausdruck schmerzlichster Ergriffenheit, als ob er ein tiefes Weh empfände. „Sie waren leidend?"

„Nur nicht ganz wohl. Es hat gar nichts auf sich!"

„Und heute?"

„Ich danke! Vollkommen wohl! Und gute Laune dazu! Meine guten Freunde sorgen ja dafür, daß ich nicht Grillen fange," setzte sie lächelnd hinzu, in dem Bestreben, Hugo, der mit gefurchten Brauen, etwas abseits saß und auf den Teppich starrte, in die Unterhaltung zu ziehen.

„Ja, ja!" versetzte Vallini gedankenlos, blos um die Pause zu füllen.

Denn Hugo blieb unbeweglich und schwieg. Er blickte nach wie vor auf das bunte Muster zu seinen Füßen und schien sich um die Beiden und um das, was sie sagten, nicht zu kümmern. Er bemerkte auch nicht, wie Vallini ihn mit flüchtigem Lächeln betrachtete und dann mit kecker Pfiffigkeit Leonie ansah.

Leonie geriet!) nicht leicht in Verlegenheit, jetzt aber fühlte sie sich befangen, und es wollte ihr in der schwülen Atmosphäre, die sie bedrückte, nicht gelingen, irgend ein unverfängliches Gesprächsthema anzuschlagen. Es entstand eine Pause. Zum ersten Male hörte sie das leise Ticken ihrer kleinen Schreibtischuhr.

„Es macht auf mich beinahe den Eindruck," sagte Vallini nach einer Weile unbehaglicher Stille, „als ob ich hier irgend eine interessante Unterhaltung unterbrochen hätte. . . ."

„Aber ganz und gar nicht," entgegnete Leonie in leichtem Ton. „Sie wundern sich über die Schweigsamkeit des Doctors? Ja, die Herren Dichter . . . sie wollen eben ganz besonders beurtheilt sein. Sehen Sie, lieber Freund," fuhr sie, sich an Hugo wendend fort, „zu welchen Mißverständnissen die Originalität verleiten kann. Ihre Nachdenklichkeit hat Herrn Vallini glauben machen, daß er uns stört!"

„So?" erwiderte Hugo schleppend. „Ueber die Frage, ob hier Jemand stört, hat Niemand anders zu entscheiden als Sie, die Wirthin."

„Sehr beruhigend klingt das allerdings nicht!" versetzte Vallini mit boshafem Lächeln. „Aber Ihre Entscheidung, meine Gnädigste, genügt mir vollkommen. Und ich kann Ihnen nur beipflichten: die Herren Dichter sind ein Völkchen eigener Art . . . gerade wie wir Künstler."

Jetzt hob Hugo den Kopf und maß Vallini vom Wirbel bis zur Sohle.

„Ich habe niemals eine Ausnahmestellung beansprucht," erwiderte er kalt, obwohl es in ihm flammte und kochte, „und ich verlange von keinem Menschen, daß er auf meinen Beruf besondere Mcksicht nimmt."

Von Vallinis rosigen Lippen war das Lächeln geschwunden.

„Sie beanspruchen keine Rücksichten," siel Leonie ein, die das nahende Unheil aufzuhalten bemüht war, „aber man erweist sie Ihnen gern . . ."

31.8 Paul lind»» in VleZden.

Lassen wir das! . . . Und ist es denn wahr?" wandte sie sich an Vallini mit vortrefflich gespielter Lebhaftigkeit. „Ist es denn wahr, was heute früh in den Zeitungen steht, daß Sie als Arnold im ‚Tel? die Wintercampagne eröffnen werden? Wie ich mich darauf freue, kann ich Ihnen garnicht sagen! Das ist eine Partie, für Ihre herrliche Stimme und Ihre Individualität wie geschaffen!"

„Ich soll als Arnold in der That nicht ganz schlecht sein, sagen die Leute. Jedenfalls habe ich in der letzten Saifon damit in Petersburg einen Erfolg gehabt — kolossal! Ich fasse nämlich die Nolle ganz anders auf, als die Anderen. Für mich ist Arnold der Patriot, der Sohn, der Liebhaber . . . so suche ich ihn darzustellen im Spiel und Gesang," versetzte er mit Wichtigkeit. „Das ist auch unzweifelhaft das allein Nichtigte!" bekräftigte Leonie höflich. Es war ihr peinlich, daß Vallini gerade vor Hugo so thöricht sprach. Sie schämte sich beinahe und schlug die Augen nieder, als Hugo malitiös zu ihr hinüberblickte. Vallini war dieses stumme Zwiegespräch nicht entgangen, und er verstand ungefähr dessen Sinn. Wenn feine Eitelkeit in's Spiel kam, war er ziemlich feinfühlig.

„Nun . . . es schein mir," sagte er mit affectiver Hoheit, „als ob nicht Jedermann von der Nichtigkeit meiner Auffassung überzeugt wäre. Mein Ehrgeiz geht aber auch gar nicht so weit. Jedermann zu befriedigen." Er hatte offenbar Freude daran, diesen Satz gefunden zu haben.

Hugo lehnte sich etwas im Sessel zurück, klopfte langsam taltirend mit beiden Händen gleichmäßig die gepolsterten Lehnen und versetzte mit lässigem Ausdrucke „Wenn Sie auf mich anspielen, so darf ich Sie beruhigen. Auch mir erscheint Ihre Auffassung des Arnold ebenso originell wie unanfechtbar. So würde ich auch, wenn niir der gütige Himmel eine schöne Stimme verliehen hätte, den Trouatore als den Geliebten seiner Geliebten und als den Sohn seiner Mutter auffassen. Es liegt vielleicht nicht ganz fern, aber ein Jeder kommt doch nicht gleich darauf."

Vallini gebrauchte einige Secunden, nm sich darüber klar zu werden, daß Hall ihn zur Zielscheibe seines Spottes gemacht halte. Es empörte ihn auf's Aeußerste, es machte ihu auf einen Augenblick ganz fassungslos. Seitdem er auf der Höhe seines Nuhnies und seiner Triumphe stand, seit länger als drei Jahren, war er daran gewöhnt, im Theater der gefeierte, der vergötterte Künstler, im Salon der verhätschelte und bevorzugte Liebling zu sein. Wenn es hinter den Eoulissen einmal mit irgend einem gekränkten College» zu einem unliebsamen Wortwechsel gekommen war, so hatte er der Scene im Vollbewußtsein seiner Ausnahmestellung und Unentbehrlichkeit jedesmal durch eine kräftige Grobheit ein schnelles Ende gemacht und den schwächeren Gegner niedergedonnert. Und nun sollte er, der gottbegnadete Künstler, dem die Größten dieser Welt zujubeln, sich von so einem Dichter, dessen Namen er vor acht Tagen zum ersten Mal gehört hatte, verhöhnen lassen? Verhöhnen lassen in Gegenwart einer Dame, vor der er um keiuen Preis der Welt

Hängendes Moos.

lächerlich erscheinen durste? Als er sich die Situation vergegenwärtigte, fand er die richtige Erklärung: es war die Eifersucht des gekränkten, des abgethanen Liebhabers, die sich an ihm, dem Beglückten, rächen wollte! Da fand er auch die Waffe zur Abwehr.

„Einstweilen hatte ich nur mit der gnädigen Frau gesprochen," sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Und das scheint Ihnen besonders unangenehm zu sein."

Hugo erhob sich schnell.

„Ich möchte die dringliche Aufforderung an Sie richten, die gnädige Frau hier aus dem Spiele zu lassen!" sagte er in gedämpftem Ton, aber mit sehr scharfer Betonung.

„Aber, meine Herren!" fiel Leonis ein. „Ich begreife nicht . . ."

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste!" rief Vallini, der Hugos Haltung vollkommen mißverstanden und für einen Rückzug hielt. „Ich kann es unmöglich dulden, daß jener Herr in Ihrer Gegenwart . . ."

„Wir können die Unterhaltung an jedem anderen Orte und zu jeder Zeit fortsetzen, wann und wo es Ihnen beliebt," warf Hugo ein.

„Darum wollte ich allerdings gebeten haben," entgegnete Vallini, vor Erregung bebend.

„Es wird mir eine wahre Freude sein," versetzte Hugo, „Ihren Wunsch sogleich zu erfüllen."

„Und ich verbiete es Ihnen!" rief Leonis mit erhobener Stimme.

„Ihnen Beiden! — Ist es denn erhört? Machen Sie sich denn nicht klar, zu welcher Rolle Sie mich in Ihrer thörichten Komödie verurtheilen? Bin ich nicht ohnehin durch meine ungezwungene Freundlichkeit gegen Leute, die mir sympathisch sind, den beleidigendsten Verdächtigungen ausgesetzt? Wollen Sie durch einen Krakehl, den kein Mensch begreifen kann, den Skandal die Thür angelweit öffnen? Sie haben mich verstanden! Ich verbiete es Ihnen!"

Vallini kam dies Verbot sehr gelegen. Als er merkte, wie Hugo ihm auf Schritt und Tritt folgte, hatte er ganz im Geheimen schon ein wenig bereut, so weit vorgegangen zu sein.

„Sie haben Recht, verehrteste Gönnerin," sagte er mit würdiger, mannhafter Haltung, während er seinen zweireihigen Rock über der Brunstraff anzog. „Verzeihen Sie, daß ich mich habe hinreißen lassen! Sie verlangen von mir ein Opfer, das mir weiß Gott nicht leicht wird. Aber ich weiß, was ich meiner Cavaliervpflicht schulde, und mit Rücksicht auf Sie — lediglich mit Rücksicht auf Sie . . ." er betonte diese Wiederholung sehr stark und warf auf Hugo einen drohenden Blick, der weniger für diesen, als für Leonie bestimmt war.

„Ach!" fiel Hugo ein, „wenn es Ihnen wirklich ernst gemeint ist, dann werden wir schon Mittel und Wege finden, unsere Angelegenheit von der Person der gnädigen Frau vollkommen zu trennen."

320 Paul lindau in Viesden.

„Ich verbiete es Ihnen!“ wiederholte Leonie mit blitzenden Augen und häßlich klingender, schriller Stimme. „Haben Sie mich denn nicht verstanden? Wollen Sie mich nicht verstehen?“ Sie zitterte vor Zorn. „Mit Ihnen bin ich fertig!“ hauchte sie fast athemlos, und sich an den Sänger wendend, fügte sie lauter hinzu: „Aber Sie, mein lieber Herr Vallini, — Sie haben mehr Verständnis; für die Unerträglichkeit der Situation, in die mich ein Skandal versetzen würde. An Sie wende ich mich, bittend! Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie sich von dem Herrn nicht vrovociren lassen — weder hier noch anderwärts! Und unter keinem Vorwande! Ich »verde Sie dafür um so höher achten und wissen, auf welcher Seite der wahre Heldenmuth zu suchen ist. Ihr Wort darauf!“

Vallini machte eine Kunstpause. Leonies Verlangen deckte sich zwar durchaus mit seinen geheimsten Wünschen, aber er hielt es für angemessen, einen harten inneren Kampf mit dem Triumphe des Edlen und Schönen mimisch zu veranschaulichen. Er hatte die Stirn in tiefe Falten gezogen, den Mund fest geschlossen und blickte finster und drohend in die Leere. Dann sah er Leonie an. Seine Stirn glättete sich, sein Auge entdüsterte sich, die Lippen öffneten sich und ließen in holdseligem Lächeln die glänzenden Zähne durchschimmern. Zuerst etwas zögernd, dann mit kräftiger Entschlossenheit streckte er Leonie seine Rechte entgegen und rief, nachdem er tief Athem geschöpft hatte: „Mein Wort darauf! Hier ist meine Hand!“

Leonie schlug ein und dankte ihm mit eine»: warmen Blicke.

Ein guter Abgang war gefunden, und der Sänger beeiferte sich, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, um aus der schwülen Atmosphäre herauszukommen.

„Sie verzeihen, wenn ich mich jetzt schon empfehle,“ sagte er, indem er seinen Hut ergriff. „Der Zweck meines heutigen Besuchs, mein Ausbleiben zu entschuldigen und mich von Ihrem Befinden zu überzeugen, ist erreicht. Ich habe noch unaufschiebbare Geschäfte zu erledigen. Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß das heute Versäumte so bald wie möglich nachzuholen suchen.“

„Sie sind mir jederzeit herzlich willkommen! Also auf Wiedersehen!“ versetzte Leonie in herzlichen, Tone und mit freundlichstem Gesichte und überließ ihm die Hand zum Kusse. Er sah nach der Richtung hinüber, wo Hugo stand, Hugo erwiderte den Blick, den man für einen Gruß halten konnte, in derselben Weise, und von Leonie bis an die Schwelle begleitet, entfernte sich Vallini. Sie lächelte ihm nach, bis sich die Thür hinter ihm schloß. Ohne sich von der Thür zu entfernen, wandte sie sich um, ihr Blick traf Hugo, und blitzschnell vollzog sich an ihr eine wahrhaft fürchterliche Wandlung. Das erkünstelte Lächeln war dem wahren Zorne, der äußersten Wuth schon gewichen. Sie hatte sich entfärbt, die fahle Farbe ihres Gesichts mit dem grünlich schimmernden Schatten unter den weitgeöffneten flammenden Augen hatte etwas Erschreckliches. Ihre Lippen bebten, an dem sonst so schönen

Hängendes Moos. 32^

Halse sprang eine dicke bläuliche Ader hervor. Alles Weibliche, alles Anmuthige war wie durch einen tückischen Zauber verschwunden; es war eine unschöne, rasende Frauensperson, eine Fremde, die Hugo mit unheimlichem Erstaunen vor sich sah. Noch war sie keines Wortes mächtig. Die Wuth schnürte ihr die Kehle zu. Sie drückte die zitternden Lippen fest aufeinander, stieß den Athem durch die sich hastig aufblähenden und einsinkenden Nasenflügel und nickte grausig automatenhaft einige Mal mit dem Kopfe.

Dann endlich trat sie an Hugo heran, ganz dicht, und keuchte, während ihr Busen stürmisch auf- und niederwogte: „Du hast etwas Schönes angerichtet! Ich danke Dir! . . . Schäme Dich!“ stieß sie mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hervor. Und als Hugo etwas erwidern zu wollen schien, schrie sie mit kreischender heiserer Stimme: „Jawohl, schäme Dich! Pfui! . . . Du erniedrigst mich vor jenem Menfchen, zwingst mich, ihn heute um einen Dienst zu bitten, mich ihm morgen dankbar zu zeigen, ihn zu schonen für alle Zeiten, aus Furcht, daß er schwatzt, wie Du geschwatzt hast! Jenem Menschen, den nichts zur Discretion veranlaßt, sagst Du so deutlich, wie man es nur sagen kann: ‚Ich bin der Geliebte dieser Frau, und ich fange Händel mit Ihnen an, weil ich eifersüchtig auf Sie bin/ So dankst Du mir für Alles, was ich für Dich gethan habe! Schäme Dich! Versuche es nicht. Dich zu rechtfertigen! Es würde Dir nie und nimmermehr gelingen! Was Du mir angethan hast, ist beispiellos! Indiscretion über die einst (beliebte ist das niedrigste Verbrechen, das ein Mann begehen kann! Ein Dieb, ein Mörder steht in meinen Augen höher da, als der Geliebte, der sein Geheimniß, ihr Geheimnis; auf die Gasse schreit. Und das hast Du gethan! Du! Du, dem ich Alles gegeben habe!“

„Um ihm Alles in einer brutalen Caprice zu entziehen!“ rief Hugo jetzt dazwischen. Leonies Schmähungen hatten zunächst gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte sie wie ein Unbetheiligter mit angehört, als ob sie ihn gar nichts angingen. Auch die Person, die sie hervorstieß war ihm wie eine Unbekannte. Er hatte diese Stimme nie gehört, diesen megärenhaften Ausdruck nie gesehen. Erst allmählich fand er sich zurecht. Was! Diese rasende Furie hatte er geliebt — eben noch? Das war wirklich und wahrhaftig seine Leonie, zu der er dereinst schmachtend aufgeblickt, wie der verliebte Page zur jungen Königin? Mit der er im Walde am Wannsee lustwandelnd gesonnen und gedichtet hatte? Er fühlte sich wie von eisernen Fäusten gepackt, geschüttelt und gerüttelt — gewaltsam aufgeweckt aus einem süß bethörenden Traume zur häßlichen Wirklichkeit.

Das also war die echte Leonie, die ihm jetzt in ihrer unverhüllten Unschöne schreiend gegenüberstand, der die Wuth allen schillernden Schmetterlingsftaub erheuchelter Anmuth und berückender weiblicher Zartheit abgestreift halte! Jene Leonie aber, die er bis zu diesen! Augenblicke so wahr, so innig, so leidenschaftlich geliebt, war ein holdes Geschöpf seiner Phantasie gewesen, das im rauhen Hauche der Wirklichkeit elendiglich zerstoßen war.

Nord und Sud. I>XI, 183. 22

222 Paul Lindau in Vresden.

„Du hast mir Alles gegeben und hast mir Alles genommen!“ fuhr Hugo, der sich endlich gesammelt hatte, fort. „Genommen, ohne Grund, — weil es Dir just behagte. Und du hast mir mehr genommen, viel mehr, als Du mir je hast geben können! Und wenn Du mich bis zur Besinnungslosigkeit marterst, wunderst Du Dich, daß ich die Besinnung verliere und mich in wahnwitziger Verzweiflung einen Augenblick so weit vergessen kann, an einem armen Schacher wie diesem Vallini mein Mühchen kühlen zu wollen. Aber nicht das hat Dich comvromittirt! Sei unbesorgt! Compromittirt hast Du Dich, Du Dich ganz allein! Es ist nicht der polternde eifersüchtige Thor, der aus mir spricht; es ist der Wissende! Und wenn Du nur bei Allem, was Dir heilig ist, mit den fürchterlichsten Eiden das Gegentheil schworst, es beirrt mich nicht: Du bist die Geliebte Vallinis, oder wenn Du sie noch nicht sein solltest, wirst Du sie werden. Und das ist Dein Verderben! Vallini ist ja freilich sehr viel bequemer, als ich es bin. Der nimmt Dich nicht so tragisch! Der wird sich sicherlich nie zu einer leidenschaftlichen Unvorsichtigkeit hinreißen lassen. Für den bist Du eben nichts Anderes als eine Feder mehr am Baret! Der hat Dich verdorben, der Bube! Der zerrt Dich hinüber aus dem Erhabenen in's Gemeine, aus der Liebe, die, wenn auch nach unseren Satzungen strafbar, immier etwas Heiliges ist, in die Sinnlichkeit, die immer gemein bleibt, der macht aus der Geliebten die Dirne! Mich wirfst Du jetzt weg! Es ist gut so! Denn das ist mir in dieser Stunde zur schauernden Gewißheit geworden: zwischen uns ist fortan eine jede Gemeinsamkeit unmöglich! Du brauchst mich nicht zu verjagen! Mit meinem Willen wirst Du mich ohnehin nie wiedersehen! Was aus mir werden wird, hat Dich darum auch nicht zu kümmern. Und ich weiß es selbst nicht. Was aber aus Dir werden wird, wenn Du Dich nicht mit einer sittlichen Kraftanstrengung, deren ich Dich nicht mehr für fähig halte, aufraffst, — was aus Dir, der Geliebten Vallini's, werden wird, das will ich Dir fagen: „Du fingst mit Einem heimlich an! . . / Du verstehst »nick, schon! . . .“

Leonie hatte keuchend und zitternd, mit einem zu garstigem Lächeln verzerrten Ausdruck Hugo zugehört. Ihre Blicke huschten durch das ganze Zimmer, an der Thür hafteten sie länger, und als sie nun die Lippen öffnen wollte, ergriff Hugo seinen Hut und verließ mit den Worten: „Und ich verstehe Dich auch!“ hastig das Zimmer, ohne ein Wort des Abschieds, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Während ihn: Jean in den Ueberzieher half, sagte der Alles ahnende Diener kleinlaut: „Was soll denn aus der Bronze werden, die der gnädige Herr für Herrn Doctor bestimmt hat?“

„Sie werden noch Bescheid bekommen,“ antwortete Hugo und trat au' den Corridor. Er war sehr erhitzt. Die frische Luft, die ihm im Thiergarten entgegenwehte, that ihm wohl. Er ließ sich neben einer Svreewälöcr

Hängendes Moos. 223

Amine auf einer Bank nieder und betrachtete lächelnd das dicke rothwangige kleine Kind, das in ihren Armen schlief. Die Amme war ganz stolz darüber und rückte das Kind so, daß der fremde Herr es noch besser sehen konnte. Fort von Verlin! In eine andere Umgebung, wo ihn nichts mehr an die letzten Tage erinnern würde! Hier würde er, das fühlte er deutlich, den schauerlichen Eindruck, den die einst Geliebte jetzt, in der Entfesselung ihrer unschönen Leidenschaften, in ihrer rasenden Wuth auf ihn gemacht hatte, nicht wieder loswerden. Und sollte er sich langsam verwischen, so würde jede zufällige Begegnung mit ihr oder mit Vallini, der sich überall zeigte, und den man beständig begegnete, das häßliche Bild wieder in frischen Farben aufleuchten lassen. Darum: fort von Berlin!

Nichts fesselte ihn mehr an diese große Stadt. Alles, was sie an Werthuollem für ihn geborgen hatte, war ihm im Gegentheil gründlich verleidet. Unwillkürlich führte Hugo seine Hand nach der Brusttasche, in der er sein Portefeuille trug. Er war ja reich! Daß er das auf einen Augenblick hatte vergessen können! Daß er an nichts Anderes zu denken vermochte, als an Leonie, nichts Anderes vor sich sah, als in einem plötzlich verzerrten Gesicht diese kleinen, blitzenden Augen, die ihn auf einmal so lieblos, so böse, so gehässig anblickten, nicht Anderes hörte, als diese heisere, rauhe, hohe Stimme! Weshalb sollte er nicht reisen? Nach dein Süden, nach dem es ihn gerade jetzt, in dem feurigen Kupferglanze der tiefstehenden Herbstsonne so sehnlich verlangte?

Nach dem Süden! Wie wohl würde er auch ihr thun, der armen kranken Martha, der der rauhe Hauch des Nordens so grausam mitspielte! Sie hatten so oft von einer Reise nach Italien wie von einem schönen, wenn auch kaum erfüllbaren Lukunftstraume gesprochen. Und jetzt hätte er ihr diese Wohlthat erweisen, hätte sein Wort, um das er die Zärtlichkeiten, die rührende Hingabe des vertrauenden Mädchens erkaufte hatte, einlösen, hätte mit der durch das heilkräftige Glück zu neuem Leben erwachten jungen Frau die milden Gestade des Genfer Sees, das sonnige Oberitalien und die Riviera durchstreifen können, — wenn er die unglückliche Martha nicht belogen und betrogen hätte! Um Leonies willen!

p Und neben dem garstig verzerrten Gesichte der wild erregten Frau, das unablässig vor seinen Augen stand, leuchtete ihm jetzt in sanftem Lichte das Bild jenes guten edlen Mädchens mit den großen, ausdrucksvoll fragenden, sonderbar glänzenden Augen entgegen, das er dereinst zu lieben geglaubt und das er so tief gekränkt, so elend gemacht hatte! Und neben der unheimlichen wilden Leonie erschien ihm nun die duldende, still klagende und still tragende Martha in ihrer Jungfräulichkeit und keuschen Reinheit wie eine verklärte Heilige. Während Leonies Bild wie aus nächtigem Grau an seine

22*

Paul Lindau in Vresden.

Seele sich herandrängte, hoben sich Marthas Züge wie von rosig schimmerndem Goldgründe ab, und uin die wundervolle Fülle der blonden Haare legte es sich in strahlendem Glänze wie ein Heiligenschein. Der Wiederhall der kreischenden Stimme, die ihm durch und durch gegangen war, summte ihm noch im Ohr. Martha aber schmiegt. Sie hatte ja nie viel gesprochen. Sie war auch ohne ein Wort des Vorwurfs von ihm geschieden. Aber in dem Blicke, von dem er sich getroffen fühlte, lag eine fürchterliche stumme Anklage.

So konnte er sie nicht verlassen! Er mußte sie noch einmal sehen, mußte sie um Verzeihung bitten; und könnte sie ihm auch nicht vergeben es würde ihm schon eine Erleichterung sein, wenn sie sich wenigstens von der Aufrichtigkeit seiner Reue, von der Strafe, die ihn für sein Vergehen an ihr so furchtbar schnell und roh getroffen hatte, überzeugen würde. Sie nur noch einmal sehen, — nur ein einziges Mal! — er hatte hier nichts Anderes mehr zu schaffen; seine Sachen waren gepackt, in einer Stunde konnte er alle Kleinigkeiten, die noch zu erledigen waren, abthun, und schon in der kommenden Nacht konnte er den, Süden zu rollen.

Da stand er wieder vor dem alten Hause in der Brüderstraße. Das Herz klopfte mächtig an seine Rippen. Er blickte sich scheu um, ob ihn auch Niemand beobachte, als ob er ein schweres Unrecht zu begehen im Begriff stände. Kein Mensch beachtete ihn. Der Kutscher des vor dem Hause haltenden Wagens mar eingenicke. Aengstlich, wie ein Dieb, der auf frischer That ertappt zu werden fürchtet, schlich er die enge, wohlbekannte Treppe hinauf. Vor der Glasthür mit den billigen, sauberen Gardinen blieb er unschlüssig stehen.

Auf dem verwinkelten Corridor der Wohnung hörte er etwas. Er hielt den Athem an und lauschte. Es waren Stimmen, die in gedämpftem Tone eine Unterhaltung führten: eine weibliche und eine männliche. Hugo klopfte erst leise, dann etwas lauter an die Scheibe. Die Thür wurde behutsam geöffnet.

„Um Gottes willen!“ rief die Näthin, die sich auf einen Augenblick vergessen hatte, mit ziemlich lauter Stimme, als sie unversehens Hugo vor sich erblickte. Der Ausdruck der Ueberraschung, der auf ihrem strengen Gesichte zu lesen war, war sogleich dem der völligen Bestürzung gewichen.

„Was wollen Sie hier?“

„Ich muß sie sehen!“

„Leise, ich beschwöre Sie!“

„Nur noch einmal sehen, ein einziges, ein letztes Mal! Noch heute will ich Berlin verlassen, und nichts soll Sie mehr an mich erinnern, wenn Sie es so befehlen . . . Aber was ist denn geschehen?“ fuhr er in tödtlicher Unruhe fort, als jetzt sein Blick auf das sehr ernste Gesicht des ihm wohlbekanntem Dr. Lohausen fiel. „Ist denn die arme Martha bedenklicher erkrankt?“

„Treten Sie vor allen Dingen ein!“ sagte der Arzt in halblautem Tone. „Zwischen Thür und Angel läßt sich das nicht abmachen.“ Er hatte die Thür des Vorderzimmers geöffnet, während die Näthin mit ängstlicher Vorsicht die Corridorthür schloß. Die Drei traten möglichst geräuschlos in die Stube ein, die Hall jahrelang bewohnt hatte. Wie frostig, kahl und nüchtern erschien sie ihm jetzt — ohne feine Bücher, ohne seine Schreibereien, ohne all die Kleinigkeiten, die sie gefüllt, durchwärmt, individuell belebt hatten!

So leise sie an der Berliner Stube, wo Martha seit gestern gebettet war, auch vorübergehuscht waren, es war der Kranken, deren Sinne in der fieberhaften Ueberreizung eine besondere Schärfe gewonnen hatten, nicht entgangen. Sie glaubte auch ganz deutlich Hugos Stimme gehört zu haben; und sie wunderte sich nicht darüber: sie hatte mit voller Bestimmtheit darauf gerechnet, daß er kommen werde. Mit großer Anstrengung richtete sie sich auf ihrem Lager ein wenig auf, und sich auf die beiden Hände und Unterarme stützend, den Kopf nach vorn geneigt, horchte sie. Sie hörte erst ein unverständliches Murmeln, dann das Knacken des Riegels an Hugos Stubenthür, dann nichts mehr. Aber sie horchte noch immer mit gespanntester Aufmerksamkeit, obwohl sie keinen anderen Laut vernehmen konnte, als das pfeifende und rasselnde Geräusch, mit dem ihr eigenes beschwerliches Athmen sich aus der kranken Brust rang.

„Ja, mein armer junger Freund!“ sagte Lohausen theilnahmvoll. „Ich begreife Ihren Wunsch, ich kann Ihnen Ihre Unruhe nachempfinden, und ich möchte Ihnen gern dienlich sein. Ich würde auch meiner verehrten alten Freundin herzlich zureden, sich über alles Mögliche hinwegzusetzen . . . wenn es anders wäre. Aber . . . jetzt geht's nicht!“

„Doctor!“ rief Hugo in tiefer Ergriffenheit.

„Ja, Sie thun mir leid!“ antwortete der Doctor herzlich. „Aber es geht einfach nicht! Es handelt sich nicht um eine verlassene Braut, um einen reuigen Sünder, es handelt sich ganz allein um eine Schwerkranke, für die jede Aufregung verhängnißvoll werden könnte! Also seien Sie vernünftig! . . . Es hilft Alles nichts! . . . Ich muß es Ihnen verbieten! . . . Es ist meine Pflicht! . . . Konimen Sie! . . . Ich fahre Sie, wohin Sie wollen . . . Wenn's der Martha besser geht, erfahren Sie's schon. Und dann . . . wollen sehen, wollen sehen . . . Aber jetzt kommen Sie!“

Er hatte seinen Arm auf Hugos Schulter gelegt und führte den völlig Gebrochenen der Thür zu, als sich von der Berliner Stube her das hastige, ungeduldige Bimmeln einer kleinen Klingel vernehmen ließ. Die Näthin erbleichte, und auch der Arzt blieb betroffen stehen.

„Hallo!“ brummte er vor sich hin. „Was hat denn das zu bedeuten?“

„Können denn die da drinnen gar kein Ende finden!“ hatte sich Martha gedacht, die noch immer, sich mit großer Mühe auf die Unterarme stützend, auf ihrem Bette halb saß, halb lag und endlich unwirsch den Kopf bewegte.

326 Paul Lindau in Dresden.

Sie wollte Gewißheit haben. Sie wurde von Secunde zu Secunde unruhiger, erregter. Centnerschwer lag es ihr auf der Brust, jeder keuchende schnarrende Athemzug, den sie ausstieß, bereitete ihr Schmerzen, und dazu dieses unerträglich Kitzeln in der Kehle, das in kleinen Zwischenräumen ein trockenes Hüsteln hervorrief.

Und die plauderten da nebenan! Und kein Mensch kümmerte sich um sie! Sie sollten sie nicht allein lassen! Sie sollten zu ihr kommen — Mama und der Arzt . . . Alle! Auch der Ungetreue, der Geliebte!

Sie fühlte, wie die Kräfte sie verließen, wie sie im nächsten Augenblicke auf's Kissen zurücksinken würde. Da raffte sie sich noch einmal auf, griff nach der Klingel, die neben ihr auf dem Nachttische stand, und schwang sie verdrießlich und in unruhigem Eifer hin und her.

Unmittelbar darauf erschienen die besorgte Mutter und Lohausen auf der Schwelle.

„Was fehlt Dir denn, mein Kind?“ fragte die Rätthin, die schnell an das Bett getreten war.

„Ihr sollt mich nicht stundenlang allein lassen!“ keuchte Martha unwillig und weinerlich.

„Es sind ja keine fünf Ätinenuten vergangen, mein Herz,“ suchte Frau Emilie zu besänftigen.

„Und Ihr sollt ihn nicht vor mir verstecken! Ich will ihn sehen!“

„Meine liebe Martha!“ rief jetzt der Arzt ein. „Sie haben mir doch versprochen, ganz artig zu sein und sich hübsch ruhig zu verhalten!“

„Ach! lassen Sie mich!“ stieß Martha hervor. „Immer ruhig! Und immer ruhig! Sie haben gut reden! Ich kann nicht ruhig sein! Hier brennt's!“

Sie fuhr mit der Hand auf die sich hebende und senkende Brust, und ein heftigerer Anfall des trockenen Hustens hemmte ihren Redefluß.

„Ich beschwöre Dich, Kind, beherrsche Dich! Bleibe nur einige Augenblicke ruhig liegen . . . Bitte, mein geliebtes gutes Kind!“

„Ich kann nicht!“ keuchte Martha, sich wieder mit Anspannung aller ihrer Kräfte etwas aufrichtend. „Ich halte es nicht aus!“ Der Arzt stützte sie. „Ah!“ seufzte sie etwas erleichtert. „Danke, Doctor!“ Sie führte die durchsichtige magere Hand wieder auf die Brust. „Ich weiß gar nicht, wie mir ist . . . Hier wird es jetzt so warm! . . .“ Und wieder von der Unruhe erfaßt, rief sie mit hellerer Stimme: „Ich will ihn sehen! Wenn Ihr mich nicht quälen wollt, ruft ihn! . . . Oder ich springe aus dein Bett und suche ihn selbst . . . wahrhaftig! . . .“ Und noch heller, noch lauter rief sie: „Hugo!“ Dann sank sie auf ihr Lager zurück, schloß die Augen und hauchte kaum vernehmbar: „Wie warm!“

Ganz leise hatte sich die Thür geöffnet. Hugo's bleiches Gesicht wurde in der Oeffnung sichtbar. Fragend, flehend blickte er die Mutter an. Die Rätthin und der Arzt hatten einen flüchtigen Blick der Verständigung getauscht. Lohausen hatte die Achsel gezuckt, als wolle er sagen: die Erregung ist ohnehin

nicht zu überbieten, jetzt wird ihr das Wiedersehen kaum noch schaden können, sie verlangt stürmisch danach, wozu ihr die Freude noch versagen?

Emilie bedeutete Hugo mit einer leichten Kopfbewegung, näher zu treten.

Er schloß behutsam die Thür. Martha hörte ihn nicht, sie hustete jetzt stärker und böser als je zuvor. Die eigenthümliche Wärme, die in ihr aufstieg,

fühlte sie jetzt beim Husten auch im Munde. Mit geschlossenen Augen tastete sie nach dem Taschentuche und führte es an ihre Lippen. Als sie es entfernte,

war es in ihrer krampfhaft geschlossenen Hand schaumig Hellroth befleckt.

Lohausen beugte sich sichtbar erschrocken, über die fest zusammengeballte

Hand, die das Tuch umspannt hielt, und prüfte aufmerksam und tief ernst

die unheimlichen Flecke. Darauf wandte er sich mit einem beredten Blicke

an Hugo und gab diesem in unzweideutiger Weise zu verstehen, sich schleunig zu entfernen.

Hugo gebot allen seinen eigenen Empfindungen Schweigen und stand

im Begriff, dein stummen Befehle des Arztes zu folgen, als Martha die

Augen aufschlug.

Sie lächelte, als sie Hugo erblickte, und senkte wie zum Gruß langsam

die Lider. Hugo war unschlüssig stehen geblieben-

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," sagte sie leise. „Ich habe Dich

gleich an der Stimme erkannt! . . . Sehen Sie, Doctor, nun bin ich ruhig . . .

und ganz artig."

Sie lächelte wiederum, blickte zärtlich zu Hugo hinüber, und hob ein

wenig die Hand, um sie dem Geliebten zu reichen. Das befleckte Tuch blieb

auf der Bettdecke liegen.

Hugo war stumm neben ihrem Lager auf die Kniee gesunken, und ob-

wohl ein unsägliches Weh sein Herz durchschnitt, bemühte er sich doch zu

lächeln, und langsam führte er ihre heiße kleine trockene Hand an seine brennen-

den Lippen.

„Du kannst mir vergeben, Martha?" flüsterte er zerknirscht.

„Von ganzem Herzen," antwortete Martha ganz leise, aber ganz deutlich.

„Ich will Alles wieder gut inachen!" sagte Hugo, der die kleine Hand

mit inbrünstigen Küssen bedeckte, mit kaum halblauter Stimme. „Und jetzt

darfst Tu mir vertrauen, meine gute Martha. Ich verlasse Dich nie wieder!

Und wenn Du erst gesund bist, fahren wir zusammen . . ."

Er unterbrach sich plötzlich. Martha hatte ihm ihre Hand jäh entzogen

und sich mit einer Kraft, die ihr nicht zuzutrauen war, aufgerichtet. Ein

starker, mühsamer, schrecklicher Husten durchrüttelte sie, während der herbei-

gesprungene Arzt ihren Rücken stützte. Sie wollte irgend etwas sagen, aber

es wurde durch ihr anhaltend heftiges Husten vereitelt, sie zeigte mit der

Hand aus die linke Seite der Brust und suhr mehrfach schnell von der Herz-

gegend bis zum Halse auf und nieder. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn.

Ihre weitgeöffneten Augen glänzten jetzt mahrahaft erschrecklich, und plötzlich

228 f) aul lindau in Dresden.

drang aus dein Munde ein Strom hellen Blutes. Erschöpft fiel sie darauf auf ihr Kissen zurück.

Schrecken und Entsetzen hatte die Umstehenden erfaßt.

Der Arzt rieb der Kranken Stirn und Schläfe mit Eau de Cologne.

Es schien ihr eine momentane Erleichterung zu gewähren. Er reichte ihr Wasser mit Essig, das die Rätthin auf sein Geheiß Herbeigeschafft hatte. Martha trank gierig. Sie nickte wie dankbar. Lohausen legte sein Ohr an ihre Brust, die grollenden, gurgelnden Töne, die er hörte, bestätigten seine schlimmen Erwartungen.

Nach wenigen Minuten kam über Martha eine abermalige marternde Unruhe, ihren schwachen Bewegungen sah man den Unwillen an, und ihre Stirn legte sich in Falten. Sie schlug mit der einen Hand mehrfach auf die Bettdecke.

„So warn,!“ sagte sie. „So schrecklich w...“ Sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, ein neuer, noch heftigerer Blutstrom entquoll dem Munde.

Nun lächelte sie noch einmal und schlug die Augen auf. Dankbar sah sie zum Arzte auf, der sich über sie gebeugt hatte. Ein unendlich zärtlicher, liebevoller Blick traf ihre Mitter. Dann suchte sie Hugo. Er stand ja dicht vor ihr. Das; sie ihn nicht gesehen hatte! Es wurde auch auf einmal so sonderbar dunkel ringsumher. Aber sie konnte ihn auch in der Finsternis noch sehr wohl erkennen, konnte ihm zulächeln, konnte den sanften Druck seiner Hand, die die ihrige sanft umsing, herzlich erwidern.

„Zusammen!“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Sie wiederholte glücklich das letzte Wort, das Hugo ihr gesagt hatte.

Es wurde immer finsterer um sie her. Die tiefste Nacht schien eingebrochen zu sein, und es war doch wohl noch gar nicht so spät. Sie schloß die Augen . . . Sie war auch recht müde geworden . . .

Ihr Gesicht hatte eine bläuliche Färbung angenommen. Jetzt lag sie regungslos da. Noch einmal machte sie eine heftige Bewegung mit den Armen. Sie schien nach Luft zu ringen. Aber diese Pein währte nur einen Augenblick. Der friedliche, sanft lächelnde Ausdruck ihres Gesichts deutete auf völlige Schmerzlosigkeit. Noch einmal schlug sie die schönen blauen Augen auf. Nun war es wieder hell und sonnig geworden. Stur auf einen Augenblick freilich. Aber der genügte, um die drei Lieben, die neben ihr standen, noch einmal zärtlich und herzlich zu begrüßen . . . Nun schloß sie die Augen, glücklich und froh, und der Kopf drückte sich tiefer in das Kissen, während sie wie befreit leicht aufseufzte.

Sie hatte ausgerungen und war in Freuden gestorben.

Der westliche Himmel flammte tiefroth im Lichte der scheidenden October-sonne, und der mattgoldige Widerschein fiel durch das schräge Fenster auf Marthas Lager und überhauchte die Todte mit einem wundersamen Schimmer.

Längendes Moos. 32)

Als aber das Abendroth erstarb, flößte die wachsähnliche schreckliche Blässe des Gesichts der trauernden Mutter, von der sich Lohausen soeben mit Thränen im Auge verabschiedet hatte, und deren Mienen wieder zu finsterer Ausdruckslosigkeit erstarrt waren, und dem bleichen Geliebten, der die Hand der Mutter fest in der seinigen hielt, Grausen ein.

Aber der Ausdruck des entsetzlich blassen Gesichts war so glücklich, so friedfertig, so völlig mit Allem versöhnt, daß die Beiden, die da Hand in Hand neben der Leiche saßen, das Gefühl des Grausigen bald überwandten und mit tiefster Wehmuth, mit lindernder Rührung, im Schmerze vereint, unablässig auf das wundersam ruhige, von allem Jammer befreite, verklärte Antlitz der Entschlafenen blickten.

Am Dienstag der folgenden Woche trat Welsheim um die elfte Vormittagsstunde, wie gewöhnlich, in die kleine Loggia, in der Leonie zu frühstücken pflegte, um sich von ihr zu verabschieden, bevor er sein Bureau aufsuchte, und er traf Leonie, wie gewöhnlich, in einem lichten, kleidsamen Morgenrock bei der Ehocolo.de, in die Lectüre der Theaternotizen, der Vermischten Nachrichten und Familienanzeigen vertieft.

„Das soll der Teufel verstehen!“ rief er in seiner lauten Weise, die ihm Leonie abzugewöhnen schließlich aufgegeben hatte. „Dieser Lohausen! Schickt mir das Geld zurück . . . mit ein paar banalen Dankesworten . . . es sei keine Verwendung mehr dafür ... Du weißt: das Geld, das ich ihm gegeben hatte, um die Kleine nach Italien zu schicken ... Na, mir soll's recht sein! . . . Aber ich verstehe kein Wort! Verstehst Du's?“

Er reichte seiner Frau den Brief Lohausens mit den Banknoten.

„Bereichern will ich mich nicht!“ setzte er jovial hinzu. „Kauf Du Dir was Hübsches dafür!“

„Ich danke!“ erwiderte Leonie ernst, ohne den ihr hingehaltenen Brief zu berühren. „Ich habe keinen Wunsch.“

Das war ja wieder etwas Unerwartetes!

Welsheim ließ sich auf den kleinen Sessel neben seiner Frau nieder.

Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihm die Zeitung, die sie eben gelesen hatte, und wies mit dem kleinen Finger auf eine schwarzumrandete Anzeige.

„Ach so!“ sagte Welsheim, als er gelesen hatte. Auch er war nun ernst geworden.

„Da sind wir also zu spät gekommen!“ versetzte er «ach einer längeren Pause. „Es thut mir wirklich leid! ... Es mar eigentlich ein recht hübsches Mädchen! ... Na, sterblich sind wir Alle . . . nicht wahr? Aber es thut mir leid! . . . Und unser Hugo — Doctor Hall,“ verbesserte er sich, „thut mir auch leid, wenn er's anch nicht um uns verdient hat! ... Ich bin nun einmal so! Ich kann nicht nachtragen! Und wenn er auch sehr un-

230 Paul lind au in Dresden.

gezogen gegen Dich gewesen ist . . . jetzt thut er mir leid! Weiß Gott, er thut mir leid! Ich möchte nicht in seiner Haut stecken!"

Währenddem hatte er die Bankbillets in sein Portefeuille gesteckt und den Lohausen'schen Brief sorgfältig mit dem Danmennagel gefaltet.

„Was meinst Du?" fragte Felix. „Du sagst ja kein Wort! In solchen Fällen pflegt man doch irgend etwas zu sagen."

„Ich habe aber nichts zu sagen!" erwiderte Leonie langsam. „Nenn ein armes junges Mädchen stirbt," — Leonie nippte ein wenig an der heißen Chocolate — „traurig ist es immer!"

„Das eben meinte ich! Sehr traurig!"

„Das ist aber das Einzige, was mich berührt. Was Herrn Doctor Hall anbetrifft, so habe ich Dich sehr ernsthaft, und, wie Du wissen solltest, aus sehr stichhaltigen Gründen gebeten, den Namen des Herrn aus unserer Unterhaltung auszuschneiden, wie ich den Träger aus unserem Verkehr habe ausweisen müssen."

„Ja, ja! Schon recht! Ich meinte ja nur . . ."

„Und diese Bitte," fuhr Leonie, ohne Welsheims Einwurf einer Beachtung zu würdigen, in demselben Tone fort, „ist so gerechtfertigt wie nur möglich. Zwingen Sie mich nicht, sie noch einmal zu wiederholen, zwingen Sie mich nicht, durch schonungsloses Aufdecken der vollen Wahrheit sie noch kräftiger zu motivieren! Du bist doch sonst so feinfühlig! Das, was ich Dir gesagt habe, sollte Dir doch genügen!"

„Vollkommen, vollkommen, liebste Leonie!" rief Felix mit einer komisch abwehrenden Bewegung. „Ich mag von der ganzen Sache nichts mehr hören! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist! Ja, es ist schändlich, daß er uns so für alle Freundlichkeiten gedankt hat! Wer hätte das hinter dem Doctor gesucht! Unehrenerbietig gegen Dich! Es ist nicht zu glauben! Er hätte Dich doch besser kennen sollen! Sein Triumph muß ihm zu Kopf gestiegen sein! Unerhört! . . . Wenn ich ihm begegne . . . Luft ist er für mich, nichts Anderes! Ich kenne ihn nicht mehr! Ich weiß, was ich Dir, was ich nur, was ich der Ehre meines Hauses schulde! Luft! Nichts Anderes! . . . Aber leid thut er mir doch! Ich bin nun einmal so! . . . Herr Gott, da schlägt's schon ein Viertel auf zwölf . . . Es ist die höchste Zeit für mich! Lebe wohl!"

Er küßte Leonies Stirn und ging schnell auf die Thür zu. Da blieb er plötzlich stehen. „Ob wir der Frau Näthin einen Kranz schicken?"

Leonie blickte unwillig auf.

„Ganz wie Du meinst," fuhr Welsheim, der bereits den Hut aufgesetzt hatte, fort. „Ich dachte nur . . . wir sind mit dem jungen Mädchen doch einmal zusammen gewesen . . . weißt Du noch: in den Reichshallen? Und da dachte ich mir . . . aber wenn Du anderer Ansicht bist . . . mir auch recht . . . Das arme junge Ding! Und die arme Mutter . . . nicht wahr? . . . Na, nun aber adieu! Es ist die höchste Zeit!"

Hängendes Moos.

Leonis trank langsam ihre Chocolate aus und nahm die durch den Eintritt ihres Mannes unterbrochene Lectüre der Morgenblätter wieder auf. Wie gewöhnlich.

Just um dieselbe Zeit wurde der schmucklose Sarg, der Marthas irdische Hülle umschloß, in die Gruft gesenkt. Nur wenige Leidtragende umstanden das Grab. Aber diese Drei trauerten wahr.

Im ersten Semester des Jahres 1891 durchfuhr ich die Vereinigten Staaten die Kreuz und Quer: vom Atlantischen zum Stillen Ocean und von der canadischen Grenze bis zum Golf von Merico. Ich war der Einladung meines Freundes Henry Billard gefolgt, des Vollenders und obersten Leiters der Northern Pacific-Bahn: mein amerikanischer Gastfreund hatte mir für die ganze Dauer meiner Fahrt für mich und die Meinigen einen eigenen Salonwagen, ein rollendes Hotel mit Salon, Speisezimmer, Schlafstube, Küche u. f. w., zur Verfügung gestellt, das uns fünf Monate lang im Norden und Süden, im Osten und Westen freundlich beherbergte.

Dem Schnee und der Kälte New-Dorcks waren wir schnell entronnen und hatten in Florida in den ersten Tagen des Februar die goldigste Sonne, manne Sommertage und unter blauem Himmel Palmen in üppiger Pracht, reife Bananen und Orangen gefunden. Auf dem Wege von St. Augustine nach New-Orleans stieß unserem Wagen ein geringfügiger Unfall zu, von dem wir kaum etwas gemerkt haben würden, wenn mir nicht der Betriebsbeamte, der sich auf unserem Zuge befand, mit jener eisernen Bestimmtheit, an der jeder Widerspruch zerschellen mußte, erklärt hätte: er werde unseren Wagen in diesem beschädigten Zustande nicht weiter über die Bahn gehen, ihn vielmehr an der nächsten Station abhängen und dort auf einen todten Strang schieben lassen. Von der nächstliegenden größeren Station wolle er mir einige Leute mit nächster Gelegenheit schicken, die würden den Schaden bald repariren, und ich könnte dann morgen mit dem gleichen Zuge, also mit einem Zeitverlust von vierundzwanzig Stunden, meine Reise nach New-Orleans fortsetzen. ..ööocl bve, Sir!"

So geschah es denn auch.

„Cypreß Hieß die Haltestelle, über deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit ich mir noch heute im Unklaren geblieben bin. Denn rings in der Runde gab es weder Städte noch Dörfer, weder Weiler noch vereinzelte Gehöfte; außer einigen wenigen elenden Negerbaracken, die in großen Abständen von einander entfernt lagen und zum Theil verlassen zu sein schienen, hatte ich — wenn ich von den Stationen der Bahn absehe — seit Stunden überhaupt keine Spuren einigermaßen ansehnlicher und menschenwürdiger Behausungen gesehen.

332 Paul lindau in Vresden.

Die Landschaft Nord-Floridas, die die Vahn durchschneidet, war nur durch ihre grandiose Häßlichkeit und Unerfteulichkeit aufgefallen. Nichts als Sümpfe mit fauligem, gelblich lehmigem Wasser, aus dem gelbe und mattgrüne Stoppeln aufschießen, der Wald in schauerlichstem Zustande, meistens armseliges Nadelholz, aus dem undurchdringlichen Gebüsch des kümmerlichen Unterholzes aufragend; und Alles, so weit das Auge reichte, durch die ruchlosen Waldmordbrenner vernichtet: stehende oder umgestürzte verkohlte Stangen, die schwarzgeräucherten, allen Schmuckes beraubten Zweige wie erstarrte Gliedmassen von sich streckend, Aaumleichen überall, gelber Boden, Morast, Unkraut und stinkendes Wasser.

So sah das Land aus, das wir seit langen Stunden durchfahren, und der „Cnpreß" getaufte Punkt, an dem unser Wagen abgehängt worden war, unterschied sich in nichts von der reizlosen Umgebung. Da hatten wir nun also vierundzwanzig Stunden unfreiwillig zu rasten. Und der Tag war noch lang! Es war etwa zehn Uhr Vormittags, als wir in Cupreh festgelegt wurden.

Während meine Kinder in der Nähe der kleinen Bretterbude, die als Stationsgebäude diente, herumspielten, hatte ich ein wenig Umschau gehalten. Ohne das geringste Ergebnis. Ich hatte keine Hütte, kein lebendes Wesen erspähen können, nicht einmal so etwas, was einem Wege ähnlich sähe. Wohl eine Stunde war ich in der Wildniß unter den verkohlten Stämmen herumgestiefelt und öfter bis an die Knöchel in den nachgiebigen Matsch des sumpfigen Bodens eingesunken. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als den Rückweg anzutreten und den Wagen wieder aufzusuchen, um die durchnäßte Fußbekleidung zu wechseln. Alsdann wollte ich zu arbeiten versuchen, obwohl ich recht wenig Lust dazu hatte, denn das Wetter war wundervoll, warm, ohne heiß zu sein, und unter dem unermeßlich hohen Gewölbe des tiefblauen Himmels segelten in herrlichen! Fluge, ohne Flügelschlag sanft aufsteigend und sich senkend, die mächtigen Geier. Und wie ich es vorhergesehen hatte, so kam es denn auch. Nachdem ich trockenes Schuhwerk angelegt und mich an den Schreibtisch gesetzt hatte, wurde mir die schwüle und drückende Luft in, Wagen unerträglich, und ich kletterte wieder hinab, um eine neue Wanderung anzutreten».

Vor der Eisenbahnbude stand der Bahnbeamte, ein ganz junger blonder Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, hager, mit vorspringenden Backenknochen und einem mächtigen Kinn, der sich an dem übermüthigen Spiel meiner Kinder zu belustigen schien.

Ich trat auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Uebertrieben lebhaft scheint es hier in Cnpreß nicht zu sein?" begann ich die Unterhaltung. „Sind Sie hier denn ganz allein?"

„Es sind noch einige Gentlemen hier, die an der Bahn arbeiten. Nicht viel. Und weiter westwärts nach Mariana zu wohnen noch einige farbige

Hängendes Moos.

333

Herren. Tallahassee ist ja auch nicht weit, und Tallahassee ist ein feiner Platz, der eine große Zukunft hat."

„Aber hier in Cypreß sind Sie mit Ihren paar Bahnarbeitern allein?"

„Beinahe allein! Etwa zwei englische Meilen von hier, nordöstlich im Walde steht noch ein Blockhaus. Da wohnt der Deutsche — ‚tke (Zei-man' —"

„Der Deutsche?" wiederholte ich erstaunt. „Was für ein Deutscher?

Wie kommt denn der hierher?"

„Das weiß ich nicht! Er ist schon lange im Lande, der älteste Ansiedler hier in der Gegend. Es mögen wohl an die zwanzig Jahre sein, daß er hier seine Hütte gebaut hat. Wie er heißt, weiß ich auch nicht. Mein Vorgänger nannte ihn ‚den Deutschen', und so nennen wir ihn auch."

„Und was treibt denn der hier in dieser Wildniß und Oede?"

„Er schießt Alligatoren."

„Davon kann man doch aber nicht leben!"

„^Vsil! Er hat, was er braucht. Ich sagte Ihnen schon: er ist früh in's Land gekommen, er hat noch zur guten Zeit in Jacksonville Grundstücke gekauft, die er nachher wieder verkauft hat, mit bedeutendein Gewinn! Er hat viel Geld auf der Bank von Jacksonville. Er hat, was er braucht, mehr, als er braucht!"

Der Sonderling interessirte mich. Und nun hatte ich doch ein Ziel für meine Wanderung.

„Wo findet man denn den Deutschen?" fragte ich.

„Sie können nicht fehl gehen. Sehen Sie da . . . wo der Waldbrand aufhört und der dichte Cypressenwald anfängt . . . sehen Sie da die beiden sekr hohen Bäume?"

„Jawohl!"

„Darauf gehen Sie gerade zu! Sie behalten die Bäume immer vor Augen, etwa hundert Schritt rechts von dem höchsten, gerade am Saume des noch erhaltenen Waldes, finden Sie einen Weg, oder wenigstens eine Lichtung, da sind die Stämme niedergehauen, nicht niedergebrannt. Den Weg nehmen Sie, er führt Sie in fünf Minuten gerade auf das Blockhaus des Deutschen. Vor Jahren stand die Hütte mitten im Walde, und wie sich der Deutsche damals vervroviantirt hat, verstehe ich nicht. Jetzt hat die Bahn den halben Wald niedergebrannt und hat's ihm bequem gemacht. Wir könnten sogar täglich frisches Fleisch haben. Aber der Deutsche lebt meist von Conserven. Die Gewohnheit! . . . Also gerade auf die beiden hohen Cypressen los, dann rechts halten, bis die Lichtung kommt. Das ist der Weg!"

Ich empfahl mich mit bestem Dank. Die Wanderung war um diese heißeste Stunde des Tages — die Sonne stand jetzt im Zenith — beschwerlicher, als ich es mir vorgestellt hatte. Oft wurde mir der Weg durch den Wall des struppigen Unterholzes verlegt, ein paarmal stolperte ich über die

23H Paul linbau in Dresden.

umgestürzten Stämme der verkohlten Väume, dann sank ich wieder in dem sumpfigen Boden tief ein, aber schließlich fand ich doch die mir bezeichnete Lichtung und gelangte nun in der That in wenigen Minuten nach der aus roh behauenen, vom Alter schwarzgrau gewordenen Stämmen gefügten Hütte, in der „der Deutsche“ hauste.

Es traf sich gut. Er saß auf der Schwelle und rauchte.

Auf den ersten Blick merkte ich übrigens, daß ich dem Landsmanne Unrecht gethan, wenn ich aus der Wahl seines Wohnsitzes in dieser unerfreulichen Landschaft, wie ich sie von der Bahn aus hatte sehen können, geschlossen hatte, daß ihm jeder Sinn für Naturschönheit abgehen müsse. Hatte man einmal die Unbequemlichkeiten des Weges überwunden, so mußte man zugeben, daß dieser verlassene Fleck Erde, auf dem der Deutsche seine Hütte gebaut hatte, eine merkwürdige Größe und Feierlichkeit besaß.

Vor dem Blockhause hatte sich der Deutsche einen freien Platz geschaffen. Die Bäume waren gefällt, in der nächsten Umgebung der Hütte war der Boden ausgerodet. Ringsumher ragten die gewaltigen Cypressen zu kolossaler Höhe neben immergrünen Rieseneichen auf. Immergrün! Die herrlichen stolzen Bäume führten hier diesen Namen mit Unrecht. Von dem saftigen Grün der Eichenblätter war eben so wenig zu sehen, wie von dem schweremühligen Tiefgrün der Eivresse. All diese Baumkolosse waren in lang herabwühlende, wundersame graue Schleier gehüllt, und in dieser phantastisch schönen Verhüllung wirkte der ganze Wald wie ein gewaltiges Trauergefolge hinter dem Sarge der geschändeten Natur; es war, als ob hier die vom Feuer verschont gebliebenen Bäume die von der menschlichen Brutalität hingemordeten Brüder betrauereten.

An alle Zweige hatte sich das hängende Moos — hier „»outdern iuv88“ geheißen, „^illlliiä8ia uznsoiclez^ ^st h^ botanische Name —, die namentlich im Süden der Vereinigten Staateil und in Mexico heimische Schlingpflanze, in langen Strähnen angesetzt. Das verwirbelte, mattsedagraugrüne Moos, das hier unbelästigt wuchern durfte, hatte mit der Zeit eine solche Fülle und Dichtigkeit gewonnen, daß unter seinen grauen Flechten, die sich wie zu einem »nächtigen Aahrtuche vereinigten und ineinander übergangen, das Leben der des Lichts und der Luft beraubten starken Stämme dahingesiecht und schließlich erstickt war. So waren es denn Todte, die die Todten begruben. Aber welch ein herrlich« ergreifender Anblick! Diese ungeheuren, stolzen Stämme, diese knorrigen Aeste und Zweige, allesammt 'grau verschleiert, ivie in der Gewandung der Schicksalsweiber!

Und jetzt hob sich ein leichter Wind, und die wundersam wallenden Mäntel setzten sich in eine lautlose langsam schwingende Bewegung, so daß die Täuschung, daß der Wald in feierlich ernstem Zuge dahinwandle, auf den ersten Blick eine vollkommene war. Und über den grau verhüllten Häuption der Bäume schwebte unter dem unermeßlichen Azur würdevoll in gemessener

Hängendes Innoos,
535

Schönheit, auf den unbeweglichen ausgebreiteten Schwingen sich wiegend, ein starker Geier.

Ich war von der einzigen Schönheit dieser Einsamkeit im Urmalde so betroffen, daß ich einige Augenblicke stehen blieb und in wahrer Ergriffenheit zu den vom hängenden Moos umfangenen Baumleichen und zu dem kornblumenblauen Aether darüber aufblickte. Während meiner beschwerlichen Wanderung hatte ich mich um die Umgebung wenig gekümmert, und erst jetzt, da ein freier Platz vor mir lag, konnte ich die volle Pracht dieser merkwürdigen Natur erfassen.

Nun erst blickte ich zu meinem Deutschen hinüber, der mich seinerseits, ohne sich von seiner Schwelle zu erheben, und ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, scheinbar ruhig und ohne besondere Theilnahme, jedenfalls ohne Verwunderung, musterte.

Ich trat auf ihn zu.

„Sind Sie der Deutsche?“ redete ich ihn in unserer Muttersprache an.

„Ja!“ antwortete er. „Setzen Sie sich!“ Er reichte mir die Hand und rückte ein wenig bei Seite, so daß ich bequem auf der Schwelle neben ihm Platz nehmen konnte.

Ich sah mir jetzt den Landsmann genauer an. Es schien ein alter Mann zu sein. Er sah so aus, als ob er den Siebzig«! näher wäre als den Sechzig. Man konnte sich mühelos denken, daß er in seinen jungen Jahren den Weibern hätte gefährlich sein können. Er war noch schön, vielleicht sogar noch schöner, als in der holden Jugendzeit. Freilich war der Ausdruck von den Schicksalsschlägen festgehämmert worden. Die Züge des verwitterten, tief durchfurchten Gesichts waren hart und starr, der in den Nacken gedrückte breitkrämige graue Schlapphut bedeckte die Glatze nur zur Hälfte; der Schädel war von Haaren fast ganz entblößt. Desto üppiger war der graue, von weißen Strähnen durchzogene Vollbart gewachsen, der bis auf die Brust reichte. Das Profil war edel geschnitten, das große Auge blickte ruhig in gleichmäßigem Ernste. Der Mann trug weder Rock noch Weste. Um den Kragen des blauen Wollenhemds war ein Tuch lose geschlungen. Die staubgrauen Beinkleider aus geripptem, chalbsammetartigem Stoff, dem sogenannten Corduroy, staken in den Schäften seiner hohen, dicksohligen Stiefel. Aus der rechten Hüftentasche sah der metallbeschlagene Griff des Revolvers ein wenig hervor.

„Sie haben sich nicht das hätzlichste Stückchen Erde für Ihr Haus ausgesucht,“ begann ich die Unterhaltung. „Das muß ich sagen! Es ist wirklich wundervoll hier!“

„Ja, ja! Es ist sehr schön!“

„Mir wär's nur ein bischen zu einsam auf die Tauer!“

„So, so! Ja, ja! Einsam ist es! Das stimmt!“

„Sie find schon lange hier, hat man mir gesagt?“

„Ja, ja! Sehr lange!“

326 j)aul tiüdau in Dresden.

„Aber Tic sind doch wohl oft auf Reisen gewesen, haben sich in den größeren Städten längere Zeit aufgehalten?“

„Auf Reisen? Ach nein! Nach Jacksonoille komme ich wohl manchmal, so alle Jahre einmal, manchmal wird's auch länger. Aber da bleibe ich immer nur ein paar Tage, bis ich meine Geschäfte gemacht habe. Dann komme ich hierher zurück.“

„Ja, aber was treiben sie denn die ganze Zeit hier, wenn ich fragen darf? Verzeihen sie meine Neugier, aber Sie sind wirklich der erste Einsiedler, dem ich in meinem Leben begegnet bin.“

„Was ich treibe? Ich denke nur mancherlei und verdaue.“

„Und Sie sehen fast nie einen Menschen?“

„Fast nie. Hier ist ja kein Mensch. Mit dem dummen Bennet von der Bahn — dem halbwüchsigen Burschen, der Ihnen wahrscheinlich den Weg gezeigt hat — ist nichts anzufangen. Ich brauche auch keinen Menschen. Ich habe genug Menschen gesehen.“

Ich sah den Sonderling verwundert an. Wie mußte ihm das Geschick mitgespielt haben, um einen solchen Vereinsamungstrieb in ihm groß-zuziehen! Ich wagte nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Wir schwiegen eine Weile. Wir blickten auf die hohen Stämme gegenüber, auf die langsam und lautlos schwingenden Schleier des hängenden Moores.

Endlich fragte er mich, wie ich dazu gekommen sei, in Cyvreh aus-zusteigen. Außer ihm selbst hätte wohl kaum noch ein anderer Weißer die Station je benutzt. Ich erzählte ihm die Veranlassung zu meinem unfrei-willigen Aufenthalte.

„Sie sind Norddeutscher, Ihrer Sprache nach zu schließen. Woher kommen Sie denn?“

„Aus Berlin!“

„So, so! Ja, ja! Ich hab's mir gleich gedacht. Aus Berlin! . . .

Auch eine schöne Stadt!“ fügte er hinzu, und zum ersten Mal schien sich die starre Ausdrucksgleichheit seines Gesichts etwas zu schmeidigen, und ein flüchtiges, kaum wahrnehmbares Lächeln umhuschte seine Mundwinkel.

„Sie kennen Berlin?“

„Ja, ja, ich kenne es. Ich habe vor Jahren da gelebt. Vor achtzehn Jahren, meine ich . . . ja, vor achtzehn Jahren!“

„Seitdem hat es sich sehr verändert. Es sind ganz neue, sehr schöne Viertel entstanden; und alle Fremden, die jetzt nach Berlin kommen, finden die Stadt mit ihren breiten Straßen und schönen Häusern überraschend großartig.“

„Ja, ja! Das kann ich mir schon denken. Schöne Häuser! Ja, ja!

Aber manchmal sitzen die häßlichsten Vögel in goldenen Bauern . . . Also Sie wohnen in Berlin? So, so! Ich habe lange keinen Berliner gesprochen.

Es wird wohl auch beinahe achtzehn Jahre her sein . . . Wohnten Sie denn vor achtzehn Jahren auch schon in Berlin?“

Hängendes Moos. 32?

„Jawohl!“

„So, so! . . . Dann haben wir gewiß auch gemeinsame Bekannte.“

„Jedenfalls! Und wenn Sie sich für Diesen oder Jenen besonders interessieren, bitte, fragen Sie mich nur! Ich will Ihnen gern Bescheid geben, wenn ich's vermag.“

„Besonders interessieren? Nein! Ich interessiere mich für keinen Menschen besonders. Nicht mehr, schon lange nicht mehr. Das kommt Ihnen seltsam vor? Ich habe eben die Einsamkeit aufgesucht, weil mich nichts mehr lockte, nichts mehr befriedigte, weil ich von den Menschen nichts mehr wissen mochte. Sie kennen die Geschichte von dem kleinen Mädchen, dem eine hübsche Puppe zu Weihnachten aufgebaut wird, und das die Puppe am anderen Tage ins Feuer wirft. Weshalb hast Du das gethan?' fragte die Mutter. Das Kind erwiderte: ‚Ich habe der Puppe gesagt, daß ich sie lieb habe, und sie hat mir nicht geantwortet/ So ähnlich ist es mir auch ergangen.“

„Und Sie fühlen sich wohl in Ihrer Loslösung von der Geselligkeit?“

„Wunschlos. Ich habe kaum eine rechte Freude, aber auch keinen Schmerz.“

„Ehrlich gesagt, ich beneide Sie nicht!“

„Ich bin auch nicht beneidenswert!), aber Sie brauchen mich auch nicht zu betlagen. Ich habe das, was ich brauche, und ich lebe so, wie ich will.“

Er erhob sich. „Wollen Sie einen Trunk mit mir nehmen? Dann treten Sie ein!“

Durch das schmale verglaste Loch und durch die halb offene Thür drang nur wenig Licht in das Innere des Blockhauses. Im Gegensatz zur Helligkeit des leuchtenden Mittags wirkte der Raum so dunkel, daß ich in den ersten Augenblicke nur den grobgezimmerten Tisch in der Mitte, der von dem durch die Thür bringenden Lichte beleuchtet war, und den Schemel, der davorstand, deutlich erkennen konnte. Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich sah nun in der einen Ecke linker Hand einen Herd mit Rauchfang, daneben standen am Boden hoch aufgeschichtet blecherne Konservenbüchsen und eine Batterie Flaschen. In der anderen Ecke links lagen drangen, deren starkes Aroma den ganzen Raum in einer mich belästigenden Weise erfüllte. In die Stämme der der Thür gegenüberliegenden Wand waren starke Haken eingetrieben, an denen Flinten und Büchsen verschiedener Art hingen. Auf dem Brettchen am Fenster hatte ich schon die Kistchen mit den Patronen gesehen. Außerdem standen noch gelehnt an die unbedeckten Baumstämme, die die Wände bildeten, oder lagen auf dem nackten Boden Werkzeuge aller Art: eine schwere Art, kleinere Beile, Säge, Hammer, Zange u. s. w. und einiges Geschirr.

Während der Deutsche bedächtig und mit Ernst aus verschiedenen Flaschen den kunstvollen Trank mischte und mit ein paar aus Orangeschaalen Nord »nd Ziid. I.XI., 182. 23

338 Paul Lindllu in Dresden.

gepreßten Tropfen durchwürzte, fragte ich ihn: „Wo ist denn eigentlich Ihr Lager?“

Ohne sich umzusehen und sich in der Zubereitung stören zu lassen, sagte er mir: „Gleich rechts von der Thür.“

Nichtig, da in der dunkelsten Ecke lag auf der Erde etwa einen Fuß hoch vom Umfange einer schmalen Matratze eine Schicht des grauen, wirren Schlinggewächses, das in den langen schwebenden Flechten so herrlich, in der Nähe aber recht häßlich aussah. Darüber war das Fell eines sehr großen Alligators gebreitet.

„Hängendes Moos!“ erklärte der Deutsche, der von dem Glase genippt hatte und mit der Mischung zufrieden zu sein schien. „Es giebt keine bessere Unterlage!“

Ich hörte ihn kaum, denn der Gegenstand, den jetzt mein Auge erblickte, interessirte mich in hohem Grade. Es war der einzige Zimmerschmuck. t'lerad über dem Lager war eine seidene Schleife befestigt. Die Farben waren verschossen. Aber die schöne, sorgsam ausgeführte Goldstickerei war vortrefflich erhalten. Ich las die Aufschrift. Auf dem einen Bande stand: „Meinem geliebten Hugo. Martha.“ Ans dem anderen: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.“

Also Hugo Hall war mein Wirth! Der längst Verschollene, Todtgesagte! Aber nein! Das war ja kaum möglich! Ich hatte ja Hall zu Anfang der siebziger Jahre mehrfach gesehen, auch am Abende seines ersten, großen und einzigen Erfolgs, als er von der Bühne herab für die Aufnahme seines Schauspiels „Herkules und Omphale“ dankte. Ich darf mich eines guten Physiognomiedächtnisses rühmen. Auch nicht ein Zug in Gesichte des Greises, der jetzt das Glas auf den Tisch stellte, erinnerte an den jungen Dichter, dem damals das volle Haus zugejubelt hatte. Und Hall war ja vier, fünf Jahre jünger als ich, «nein Wirth aber war sicherlich mein Senior um mindestens fünfzehn Jahre.

Und doch! Und doch! Als ich ihn jetzt im Halbdunkel der Hütte mit verdoppelter Aufmerksamkeit betrachtete, wollte es mir beinahe gelingen, die gesuchte Aehnlichkeit mit Hall herauszufinden. Die Grüße stimmte . . . Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

„Ich bin vielleicht indiscret gewesen,“ sagte ich. „Dann jedenfalls wider meinen Willen. Ich habe die Aufschrift auf der Schleife gelesen: ‚Herkules und Omphale‘. Jetzt begehe ich eine bewußte Indiscretion, wenn ich Sie frage: wie kommen Sie denn zu dieser Trophäe? Um Hugo Hall, den ich auch flüchtig kennen gelernt habe, hat sich nämlich nach dessen spurlosem Verschwinden ein wahrer Sagenkreis gebildet. Die Einen haben ihn in die weite Welt, die Anderen in das enge Kloster geschickt, wieder Andere haben ihn begraben. Deshalb würde es mich interessiren, wenn Sie mir sagen könnten, wie Sie zu der Schleife da gekommen sind?“

Hängendes Moos.

„Auf die einfachste Art von der Welt: es ist ein Geschenk meiner verstorbenen Braut," gab Hall ruhig zur Antwort.

„Tann können wir ja eine langjährige, wenn auch nur lose Bekanntschaft erneuern!" sagte ich, indem ich ihm die Hand reichte. Ich nannte ihm meinen Namen.

Er schlug ein. „Ja, ja! Ich erinnere mich. Wir sind uns wohl auch bei Welsheim begegnet, nieine ich."

„Doch nicht. Mit Welsheinis bin ich zufällig nicht näher zusammengekommen, obwohl mir viele gemeinsame Bekannte hatten. Ich hab's übrigens später nicht zu bedauern gehabt, denn das einst so glänzende Haus hat ein recht klägliches Ende genommen."

„So, so? Ja, ja! Ein klägliches Ende! — Prosit!" Er reichte mir das Glas.

„Prosit!" erwiderte ich, leerte es zur Hälfte und gab es ihm.

Er trank es aus, mischte sich den Bart und wiederholte: „So, so? Ein klägliches Ende? Sehen Sie, da ertappe ich mich doch dabei, daß mich Menschliches mitunter noch interessiren kann. Nicht lebhaft, aber doch ein wenig. Was ist denn aus Frau Leonis Welsheim geworden?"

„Sie hätten zunächst fragen sollen, was aus Herrn Welsheim geworden ist, denn das Schicksal des Mannes hat das der Frau bestimmt. Also: Welsheim, der durch eine ununterbrochene Kette glücklicher Speculationen sehr verwöhnt war und sich gar nicht vorzustellen vermochte, daß es auch einmal schief gehen könnte, hat vor zehn, zwölf Jahren sein ganzes Geld verloren und einen skandalösen Bankerott gemacht. Die Sache machte um so größeres und um so peinlicheres Aufsehen, als fast ausschließlich Private, namentlich die sogenannten Kleinen Leute', die dem glücklichen Börsenmann ihr volles Vertrauen geschenkt hatten, in die Katastrophe mit hineingezogen waren. Welsheim konnte sich in Berlin nicht mehr halten und ist ausgewandert. Ich weiß nicht genau, was aus ihm geworden ist. Er soll sich irgendwo im Osten, in Soft« oder Bukarest, herumtreiben. Er soll es mit allem Möglichen versucht, aber nie wieder zu etwas gebracht haben."

„So, so!"

„Seine Frau, die einst gefeierte Schönheit, hat sich, tapfer im Unglück, von ihrem Manne getrennt, der mit seinem Gelds das Einzige, was sie an ihn fesselte, verloren hatte. Man sagte, sie sei zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ich weiß nicht, ob es richtig ist. Lange hat sie es bei den Ihrigen jedenfalls nicht ausgehalten. Schon ein paar Monate später zeigte sie sich in sehr fragwürdiger Gesellschaft und mit gewollter Auffälligkeit am Strande von Ostende. Sie entfaltete dort und später in Paris den wildesten Lurus, der aus den Taschen diverser vorurtheilsfreier junger Lebemänner bestritten wurde. Das dauerte auch nicht mehr lange. Mit ihren schnell verblühenden Reizen hörte das freie Leben, das Leben voller Wonne von selbst auf. Und kürzlich ist sie tugendhaft geworden. Die verblühte Scköne hat sich mit

23*

2^0

Paul Lindau in vresden.

einem verwelkten Sänger verbunden, — einem gewissen Ballini, dessen Namen Sie früher vielleicht auch einmal gehört haben. Ter Mann hat nach einem knappen Jahre unerhörten Triumphes infolge einer schweren Erkrankung seine Stimme verloren, — ein Tenorist ohne Stimme! kennen Sie etwas Traurigeres? — und seitdem krachzt er sich an immer kleineren Provinzialbuhnen mühsam durch's Dasein. Ein Bekannter von mir hat ihn im vergangenen Herbste irgendwo getroffen, ich glaube, in Elbing war's, — an einem warmen Sptembertage in einem abgetragenen Pelz, der aus besseren Tagen stammte, am Arme seine zuchtige Gattin führend, die einst gefeierte Welt dame, jetzt mit verharmten Zügen, die ihm am frühen Morgen in der Blechmaschine Kaffee kocht und geprügelt wird."

„So, so! Geprugelt wird!" wiederholte Hall, und wieder umspielte ein flüchtiges Lächeln seinen Mund.

Wir waren währenddem wieder ins Freie getreten.

„Ich muß allmählich daran denken, meinen Wagen wieder aufzusuchen," sagte ich. „Die Meinigen wissen nickt, wo ich bin, und konnten sich beunruhigen, wenn ich zu lange bliebe. Wollen Sie mir eine Freude machen? Dann begleiten Sie mich und speisen Sie mit uns. Unser schwarzer «och ist gar nicht schlecht."

„Ach nein," erwiderte der Alte. „Ach nein! Sie müssen mich entschuldigen! Soviel Menschen auf einmal, — und Kinder! Nein, dazu taue ich nicht, und es taugt mir auch nicht. Das wollen wir lieber unterlassen. Wenn Sie aber nichts Besseres zu thun wissen, dann kommen Sie doch Nachmittag wieder. Dann erzähle ich Ihnen vielleicht eine Geschichte . . . von Herrn Vallini und seiner jetzigen Frau. Und jetzt gehen Sie nur zu Ihren Kindern! Mich finden Sie immer hier!"

Und so kehrte ich denn in der dritten Nachmittagsstunde zum Hall'schen Blockhause zurück.

Meine Mittheilungen hatten aus ihn offenbar einen stärkeren Eindruck gemacht, als ich in meiner völligen Unkenntniß der Verhältnisse hatte ahnen tonnen, und als er sich selbst gestehen mochte. Er war ungleich wärmer und menschlicher, als bei unseren: ersten Zusammentreffen. Seine Redemeise war zwar gewöhnlich eintönig und schleppend, aber mitunter wurde er doch lebhafter, ja stellenweise sogar erregt. Der Krater war noch immer nicht völlig erloschen.

„Ja, wenn ein Madcl zwei Kiimbcn lib IM,
Thut wiildcrscltcn gut!

Tas habcn wir Beidc m'ahrcu,
Wils falsche ^ icde thut!"

So begann er, als mir wiederum nebeneinander rauchend aus der Schwelle seines Blockhauses saßen, gegenüber den vom hängenden Moos umwallten und erstickten Niesenstammen. Und er erzählte mir die Geschick: ?

Hangendes Moos.

seiner Liebe zu Leonie und seines an Martha verübten Treubruchs, die ich frei nacherzählt habe.

„Sehen Sie da das hängende Moos? Es hat sich an die stärksten Stämme gehängt. Es hat ihnen Luft und Licht entzogen. Die Stämme stehen noch, aber das Leben ist dahin. Ich stehe auch noch auf meinen zwei Beinen. Aber ist das ein Leben? Ohne Luft und Licht? . . . Aber ich bin doch zufrieden damit. Ich bin wenigstens allein! . . . Leben Sie wohl! Von dem heutigen Tage werde ich noch lange zu zehren, ich werde noch lange an ihm zu verdauen haben! Wahrscheinlich bis an's Ende! Leben Sie wohl!“

Wir drückten und schüttelten uns kräftig die Hand.

Die Sonne stand schon tief und besprengte das Gestrüpp und die Stämme mit willkürlichen goldenen Tupfen. Die mallenden grauen Schleier, die sich im leichten Winde feierlich und unendlich schwermüthig in langsamen Schwingungen hin und her bewegten, schienen jetzt wie von Goldfäden durchwirkt zu sein. Als ich, bevor ich in das Dickicht trat, mich ein letztes Mal nach dem Alten umwandte, grüßte er noch einmal mit der Hand und zeigte dann auf den jetzt wundersam schimmernden, so schönen und so verderblichen Schmuck der Bäume.

Ludwig Barnay.

Ein Portrait.

von

Carl Tovel.

— Weilin. —

Im deutschen Schauspielerstande hat sich während der letzten Jahrzehnte eine Bewegung vollzogen, die seine Bedeutung für die Entwicklung der dramatischen Kunst uogemein gehoben und auf die Charakterbildung des Einzelnen den wohlthuedendsten Einfluß ausgeübt hat. Man spricht wieder von der Bühne als einer ernstesten Angelegenheit, über welche die Besten und Gebildetsten in unserem Volke ihre Meinung austauschen, weil man eifriges Streben und tüchtiges Vollbringen, soweit es die vorhandenen Kräfte erlauben, wahrnehmen kann. Der Typus des genial, in den Tag hineinlebenden Komödianten, wie ihn Holtet in feinen „Vagabunden“ geschildert hat, ist längst verschwunden, und wenn mit ihm auch Manches von der naiven Schaffensfreudigkeit und Begeisterung verloren gegangen ist, ohne welche sich das Höchste in der Kunst nicht erreichen läßt, so dürfen wir doch mit dem Tausch im Allgemeinen zufrieden sein. Die geistige Durchbildung, die zum richtigen Erfassen des dichterischen Wortes befähigt, die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze und das Nestreben, ein Talent nicht gedankenlos zu verzetteln, sondern es in treuer bescheidener Arbeit ausreifen zu lassen, zeichnen den deutschen Schauspieler gegenwärtig in einer Weise aus, wie es früher niemals der Fall war. Daß Berlin als Hauptstadt des Reiches auch hierin die Führung übernommen hat und diesen gesunden Geist mit Eifer und Ausdauer pflegt, ist gewiß eine erfreuliche, für weite Kreise tonaugende Thatsache.

Unter den Männern, die dem modernen Bühnenleben vielseitige Anregung gegeben haben, die bestrebt sind, den Schauspielerstand auch in der Gesellschaft

Ludwig Barnay.

3^3

zu Ehren zu bringen, nimmt Ludwig Barnay eine hervorragende Stellung ein. Als Schauspieler, als Bühnenorganisator, als Vertreter des ganzen Ttcm des in dem entscheidenden Momente, der ihm die lang ersehnte einheitliche Geschlossenheit bringen sollte, hat er einen rastlosen Eifer gezeigt und große Erfolge errungen. Wenn er auch von Natur aus für den Beruf bestimmt erscheint, in dem er die Arbeit und den Inhalt seines Lebens gefunden hat, so hätte er sein Ziel doch niemals erreicht ohne die zähe Willenskraft und ausdauernde Charakterstärke, die ihn vor Allem auszeichnen und ihm über Hindernisse und Enttäuschungen aller Art hinweghelfen. So reich seine Mannesjahre an Erfolgen und Ehren aller Art waren, so ungeebnet und aussichtslos verlief seine Jugend. Er hatte mit Vorurtheilen, die seine Familie gegen den Schauspielerstand hegte, zu kämpfen, noch mehr mit dem Gedanken, daß er vielleicht verurtheilt sein könne, sein Leben in untergeordneter Stellung zu verbringen. Wie so viele Meister in ihrer Kunst wurde auch Barnay als Anfänger von Leuten, die sich auf ihren Scharfblick viel einbildeten, für talentlos erklärt. So wurde die Noth seine Lehrmeisterin, und die Ueberzeugung, daß es sich für ihn nur um Siegen oder Untergehen handeln könne, machte es ihm zur Gewohnheit, streng und unerbittlich in den Anforderungen gegen sich selbst zu sein. So wurde er, wie es Karl Frenzel bei dem dreißigjährigen Jubiläum des Künstlers auf dem Festbankett mit einem schönen Worte sagte, der Errecker des schauspielerischen Ehrgefühls unter seinen Berufsgenossen.

Ludwig Barnay wurde am 11. Februar 184[^] als zweiter Sohn des Secretairs der israelitischen Gemeinde, Jgnaz Barnay, zu Pest geboren. Schon früh packte ihn der Theaterteufel beim Kragen, denn der Knabe war noch nicht fünfzehn Jahr alt, als er dem elterlichen Hause, wo Nichts versäumt war, um ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben, entflo, um zur Bühne zu gehen. Der aufgehende Stern Adolf Sonnenthals hatte ihn geblendet und verleitete ihn zum Rollenstudium unter Leitung dieses Schauspielers, der sich als jugendlicher Held soeben die Bretter des Hofburgtheaters in Wien erobert hatte. Mit dem Kosinsky in Schillers „Räubern“ sollte der Anfang gemacht werden, aber der energische Wille des Vaters bereitete diesen Versuchen ein schnelles Ende, und zwang den jungen Barnay, sich statt der Theater in der österreichischen Kaiserstadt die Lehrklassen des dortigen Polytechnikums näher zu betrachten, damit er sich für den praktischen Beruf vorbereite. Allein die einmal entzündete Flamme ließ sich nicht wieder löschen, die Bühne war und blieb die beständige Sehnsucht des „verlorenen Sohnes“, der als solcher von dem besorgten Vater wieder in das elterliche Haus aufgenommen wurde. Vor dem Schreibtisch eines Kaufmanns in Kaschau, bei dem er als Buchhalter eintrat, sollten ihm die Künstlermücken vergehen, aber vergebens! Er blieb in dieser Stellung nur so lange, als es schlechterdings nothwendig war, und versuchte auf's Neue beim Theater ein Unterkommen zu finden. Da ihm die Führung des väterlichen Namens für seine Bühnen-

ZHH Lugen Zabel in Verlin.

laufbahn streng verboten war, erfolgte sein Debüt unter dem Namen Lacroir und zwar in Trautenau in Böhmen als Varon von Heeren in Tövferö „Zurücksetzung“. Es muß ein ziemlicher Abfall gewesen sein, den der Anfänger hier erlebte, denn er wurde zunächst nur in Episodenrollen beschäftigt. Es folgte ein unruhiges Wanderleben, das ihn in unsanfte Berührung mit dem Elend der wandernden Thespiskarren brachte und von einer „Schmiere“, wie der bühnentechnische Ausdruck lautet, zur anderen ziehen ließ. Wieder kehrte Barnay nach Hause zurück, um bei der Mutter liebevolle Ausnahme zu finden, während der Vater von dem „talentlosen Komödianten“ Nichts wissen wollte, und wieder betrat er die Bühne, diesmal in seiner Vaterstadt als Leopold von Dessau in der „Anna Liese“ von Hermann Hersch. Es war die Benefizvorstellung des Oberregisseurs Sailer am deutschen Theater in Pest, und dieser Umstand mochte dazu beitragen, daß Varnays Talent von Seiten seiner Landsleute richtig erkannt wurde. Damit wurde aus dem Wandermimen ein regelrechter Schauspieler, der seinen Weg vor sich sah und rüstig vorwärts schritt. Pest, Graz, Mainz, Riga waren die Städte, in denen der junge Mann mit dem interessanten Lockenkopfe und dem wohl lautenden Organ das Interesse von Liebhabern und Kennern erweckte und zu schönen Hoffnungen berechtigte. Der Sommer 1863 wurde für ihn insofern bedeutungsvoll, als er in dieser Zeit einer der größten Autoritäten in Allem, was die deutsche Bühne betraf, Heinrich Laube, dem Director des Wiener Burgtheaters vorgestellt wurde. Die glänzenden Mittel Barnays gefielen dem erprobten Bühnenfeldherrn, dem es fchcm damals oft gelungen war, aus Schülern Meister zu machen. Er ließ sich von ihm in seinem Bureau, wo nur Förster, Sonnenthal und Fichtner anwesend waren, eine Scene aus Mosenthals „Deutschen Komödianten“ vorsprechen und gewann an seiner Sprech- und Darstellungsweise so viel Gefallen, daß er sich zu einem Gastspiel am Burgtheater bereit erklärte. Dasselbe erfolgte aber erst im Februar des nächsten Jahres und hatte insofern nicht den gewünschten Ausgang, als Varnays Naturell die romantischen Liebhabertöne eines Carlos und Romeo, die Laube von ihm erwartete, in der That nicht besaß. Sein ganzes Wesen wies ihn schon damals auf die männlichen starken Charaktere hin, die mit ungebrochener Kraft auf ihr Ziel losgehen, ttein Liebhaber im eigentlichen Sinne, sondern ein jugendlicher Held steckte in ihm, und als solcher arbeitete er eifrig an der Erweiterung seines Repertoires in Riga, Leipzig, wo er (1868) bei der Eröffnung des neuen Stadttheaters den Orest spielte, Weimar, endlich in Frankfurt a. M., wo er bis zum Jahre 1875 blieb. Schon damals begann er seine Gastspielthätigkeit auf fremden Bühnen, die ihn später weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zu einem der beliebtesten Künstler machen sollte.

Während seines Frankfurter Engagements gab Barnay die erste Anregung zu einem Werk, das in seiner späteren Entwicklung für den gesammten Schauspielerstand Deutschlands von der höchsten Bedeutung wurde und mit

Ludwig Varnay. 3⁵

dem sein Name für alle Zeiten verknüpft ist. Der Einheitstraum der Deutschen war zur Wahrheit geworden, das deutsche Reich, zu dessen Begründung auf den Schlachtfeldern Frankreichs das edelste Blut geflossen war, stand neu errichtet in ungeahnter Herrlichkeit da. Was unser Volk zu leisten im Stande ist, wenn es seine ganze Kraft einem einzigen Ziele zuwendet, hatte sich zum Staunen der ganzen Welt gezeigt. Wenn es in der Politik möglich war, die Deutschen unter einen Hut zu bringen, warum sollte es innerhalb eines einzelnen Standes undenkbar sein, die Genossen zur Erkenntniß ihres Standesbewußtseins zu bringen und die Worte *viribus unitis!* auf ihre Fahne zu schreiben? Schon im vorigen Jahrhundert hatten Männer wie Eckhof und Schröder an eine Vereinigung der Schauspieler gedacht, um durch eine Altersversorgung den Lebensabend bedürftiger Collegen« freundlicher zu gestalten. Einen ähnlichen Zweck verfolgt auch die von Ludwig Schneider und Botho von Hülsen im Jahre 1855 begründete *Perseuerazua*, die aber nach sechs Jahren wieder einging. Nun schien der Zeitpunkt gekommen, den Plan auf's Neue in Angriff zu nehmen und ihn in großem Stile zur Ausführung zu bringen. Der „Deutsche Bühnen-Verein“ hatte für seine am 19. und 20. Mai 1871 in Cassel tagende Generalversammlung auch die Beratung über ein vom Reich zu erlassendes Theatergesetz auf die Tagesordnung gesetzt, um sich über die künstlerische und gewerbliche Beschaffenheit der Theaterunternehmungen Klarheit zu verschaffen. Da erschien Ostern 1871 in der „Leipziger Theaterchronik“ folgendes Eingesandt: „Von der Ansicht ausgehend, daß ein Theatergesetz unmöglich bloß dazu geschaffen werden kann und soll, nur die Rechte der Herren Theaterdirectoren zu normiren und nicht auch ihre Pflichten — daß sich ferner unter den Schauspielern ein weit größerer Procentsatz von Fachmännern vorfinden dürfte, als unter den Herren Directoren, da sich diese nicht ausschließlich aus dem Schauspielerstand recrutiren, wie dies ehemals zu den Zeiten der Principale geschah, und endlich von der Ueberzeugung ausgehend, daß die erfolgreiche Berathung der Materialien für ein Theatergesetz, das ja unmöglich allein die Stellung der Directoren zum Staate, sondern das auch die Stellung der Schauspieler- und Theaterangehörigen (technisches und Dienstpersonal) zu den Directoren regeln soll, nur dann sich vollziehen kann, wenn die Herren Directoren auch Gelegenheit haben, unsere Ansichten zu hören *fancliatur et altera par^*, erlaube ich mir hiermit, bei dem Deutschen Bühnenverein und dessen Präsidenten, Herrn Generalintendanten von Hülsen in Berlin, den Antrag einzubringen, die benannte Generalversammlung bis in die Zeit der allgemeinen Ferien (Juni) zu vertagen und dieselbe zu einem , Allgemeinen Deutschen Bühnen-Congreß' zu erweitern.“ In Folge dieses Aufrufs dessen Verfasser kein Anderer als Ludwig Barnan war, bildete sich zunächst in Frankfurt a./M. ein provisorisches ConM, worauf Weimar als Congreßort gewählt wurde. In den drei Sitzungen vom 17.—19. Juli 1871 wurde in der Stadt, aus welcher unsere klassische Dichtung hervorgegangen ist, wo

2H6 «Lugen Zabel in Verlin,
sowohl der Großherzog, wie Varon von Loⁿ als Leiter der dortigen Bühne
den humanen Bestrebungen der Künstler auf das wohlwollendste entgegen-
kamen, von den 76 anwesenden Besuchern des Congresses zuerst die „Ge-
nossenschaft deutscher Aühnenangehöriger“ und darauf die „Pensions-Anstalt“
derselben begründet. Der unerschrockenen Agitation Varnays war es zuzu-
schreiben, daß die gefaßten Beschlüsse nicht auf dein Papier stehen blieben,
sondern Thaten zur Folge hatten, die zur Quelle reichen Segens für den
ganzen Stand wurden. Es gab Hindernisse aller Art zu überwinden, es
galt, die Zagenden und Zweifelnden anzufeuern, die Unbesonnenen zu zügeln,
dein theoretisch als richtig Erkannten die angemessene praktische Form zu
geben. So zündende Worte, wie sie Bamay in der Fürstengruft zu Weimar
sprach, konnten wohl dazu beitragen, die deutsche Bühnenwelt mit stolzen
Hoffnungen für das Gelingen des Werkes zu beseelen. Zwanzig Jahre sind
seit seiner Begründung verflossen, heute steht es groß und mächtig da als
eine Institution, die in ihrer Ausdehnung und inneren Einrichtung die all-
gemeine Bewunderung erregt.

Gegenwärtig zählt die Genossenschaft viele tausend Mitglieder und be-
sitzt ein Vermögen von mehreren Millionen. Das Pensionssystem zerfällt in
vier Kategorien je nach der Höhe des jährlich gezahlten Beitrages. Daneben
eristirt eine Sterbekasse und eine Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt,
während die Interessen der Genossenschaft nach Außen durch ein vom Prä-
sidium überwachtes Wochenblatt vertreten werden. Ein geistreicher Zufall
hat es gewollt, daß das Haus, welches die Genossenschaft deutscher Bühnen-
angehöriger zur Besorgung ihrer weitverzweigten Geschäfte in der Charlotten-
straße erworben hat, nur zwanzig Schritte von der Stätte entfernt ist, wo
ihr Begründer seit fast vier Jahren als Leiter des Berliner Theaters künst-
lerisch thätig ist.

Im Jahre 1875 ging Bamay an das Stadttheater nach Hamburg,
das durch die Energie des Directors B. Pollini sich bald eine tonangebende
Stellung errang, nachdem es trotz seiner, au schönen Erinnerungen reichen
Vergangenheit sowohl in künstlerischer wie in materieller Hinsicht bis dahin
Alles zu wünschen übrig gelassen hatte. Pollini erblickte mit Recht in Aarnan
eine frische, rührige, ausdauernde Kraft, von der er sich für feine Bühnen
in Hamburg und Altona reichen Gewinn versprechen durfte. Der junge
Künstler fand Gelegenheit, sich gleichzeitig der Regiethätigkeit zuzuwenden und
einen modernen Theaterorganismus zu studiren, der das Publikum in athem-
loser Hast mit Novitäten auf musikalischem und dramatischem Gebiete sofort
nach ihrem Erscheinen bekannt machte und die interessantesten Persönlichkeiten
in der Oper wie im Schauspiel wirkungsvoll herauszustellen wußte. Schon
früher hatte Bamay als Gast an verschiedenen Provinz- und Hoftheatern
unser Bühnenleben nach allen Richtungen studirt und seinen Rollenkreis auch
im modernen Drama erweitert. Ein besonderer Umstand führte ihn nach

Ludwig Barnay.

3^7

Berlin und bereitete ihm einen seiner schönsten künstlerischen Erfolge. Als die Gesellschaft des Meininger Hoftheaters am 1. Mai 1874 zum ersten Male im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater auftrat und mit Shakespeares „Julius Cäsar“ eine ganz neue Aem der Jnscenirungskunst eröffnete, kam die Rolle des Antonius an Barnay, der schon seit längerer Zeit Ehrenmitglied dieser Bühne war. Karl Frenzel rühmte damals in der „Nationalzeitung“ dem Künstler nach, daß er den Antonius mit einer gewissen großartigen Anlage, gleich trefflich den Schwelger wie den Staatsmann und Feldherrn charakterisirend, darstellte: „Er vereinigt eine edle und vornehme Erscheinung mit einem wohlklingenden und kräftigen Organ; er hat eine natürliche fortreißende Beredsamkeit und ein Gefühl des Maßvollen, das ihn, fast möchte ich sagen, zu behutsam macht, dafür aber sein Spiel und seine Rede vor jeder Uebertreibung bewahrt.“ Ohne Frage ist es für Barnay von großer Bedeutung geworden, daß er sich den Berliner Boden so schnell eroberte und einen Freundeskreis gewann, der nicht nur treu zu ihm hielt, sondern auch von Jahr zu Jahr sich immer mehr ausdehnte. Diese Verbindung mit der Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde für ihn bald unauflöslich, er gewöhnte sich daran, den Werth seiner schauspielerischen Leistungen nach dem Lob abzumessen, dessen sie sich von Seiten des Publikums und der Kritik in Berlin zu erfreuen hatten und ließ seitdem kaum ein Jahr vergehen, ohne diesen beiden maßgebenden Factoren als Gast gegenüberzutreten. Die Bühne, auf welcher er mit Vorliebe eine dankbare Zuschauerschaft um sich versammelte, war das im Nordosten unserer Stadt gelegene Nationaltheater, bis dasselbe ein Raub der Flammen wurde. Hamlet, Othello, Richard III., Lear, Coriolan, Wallenstein, Narciß, sowie eine Reihe von Lustspielrollen, wie der Dr. Hagen in dem „Gefängniß“ von Roderich Benedir erregten stets den ungetheilten Beifall des Publikums und zeigten zugleich, daß der beliebte Schauspieler, ohne von feinem ursprünglichen Repertoire andere als die ganz jugendlichen Rollen aufzugeben, den Schritt ins Charakterfach mit Entschiedenheit zurückgelegt hatte. In dem Stil seiner Darstellung gehörte er schon damals ganz und gar der modernen Schule an, die sich von hohler Declamation und leerem Pathos abwendete, um das Wort charakteristisch zu beseelen, Mimik und Geberdensprache zu verfeinern. Rosfis farbenreiche und temperamentvolle Darstellung Shakespearischer Charaktere hat auf ihn wie auf die gejamte Schauspielkunst ebenso stark als mohlthuend eingewirkt. Sie lehrte ihn, wie man große Leidenschaften einfach und natürlich ausdrücken kann, sie machte seine ganze künstlerische Persönlichkeit beweglicher, freier und ungezwungener. Für die ersten drei Julimochen 1880 hatte die Intendanz des Münchener Hoftheaters unter der künstlerischen Leitung von Ernst Possart eine zuerst 1854 von Dingelstedt ausgeführte Idee wieder aufgenommen und die hervorragendsten schauspielerischen Kräfte Deutschlands zu einem Gesamtspiel in einer Reihe classischer Dramen vereinigt. Barnay spielte in diesem Cylcus

2H8 Eugen Zabel in Nerlin.

die Rollen des Walleustein, Beaumarchais, Macbeth und Leontes. Naturgemäß kamen bei dieser (Gelegenheit eine Anzahl Künstler, die sonst ihre eigenen Wege zu gehen pflegen, einander auch menschlich näher. Sie fragten sich, ob es nicht zweckmäßiger sei, anstatt ihr Licht vereinzelt auf Provinzbühnen leuchten zu lassen zu einem glänzenden Ensemble in der Hauptstadt zusammenzutreten und dadurch dem Schauspielhaus in Berlin Konkurrenz zu machen.

In München wurden die ersten rein privaten und vertraulichen Unternehmungen für die Begründung eines Unternehmens angeknüpft, das drei Jahre später als „Deutsches Theater“ von Barnau, Haase, Friedman« und Forster mit Adolf l'Arronge als artistischem Direktor an der Spitze in's Leben gerufen wurde. Barnay trat auch an die Erfüllung dieser Aufgabe mit vollem Enthusiasmus heran, sein Eifer als Schauspieler war ebenso groß und erfolgreich wie sein Geschick als Regisseur. Als solcher that er mit der Inszenierung von Schillers „Don Carlos“ in dem ganzen, auf zwei Abende vertheilten Umfang der Dichtung einen besonders glücklichen Griff. Leider waren aber in diesem Bühnenunternehmen Keime zur Zwietracht enthalten, die schon in der ersten Saison bedenklich aufschössen und seinen Bestand zwar nicht gefährdeten, wohl aber das Verhältnis) der Societäre zu einander verschoben. Mißverständnisse, Eompetenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien untergruben das schöne Einvernehmen, es bildeten sich Parteien und scharfe Gegensätze, die keine Versöhnung mehr zuließen. Inmitten der ersten Saison schied Hanse aus dein „Deutsche« Theater“ aus, am Ende derselben folgte Barnau seinem Beispiel. Die Bedingung, die er dabei einging, zwei Jahre lang in Berlin nicht zu spielen, legte es ihm von selbst nahe, das Netz seiner b>astspielverpflichtungen noch weiter auszubreiten. Wir finden ihn mehrfach in Rußland als Gast der Deutschen Bühnen in Petersburg und Moskau, in Holland, wo in Amsterdam zum ersten Mal mit ihm in deutscher Sprache Gutzkows „Uriel Acosta“ zur Aufführung kam, endlich zweimal in Amerika, wo er durch das Studium Ealvinis hinter das Geheimniß aller großen Menschendarsteller kam und erkennen lernte, wie es möglich sei, den Idealismus in der Auffassung tragischer Charaktere mit dem Realismus der schauspielerischen Durchführung zu schöner Einheit zu verschmelzen.

Barnay besitzt keine geringen Vorzüge als gastirender Künstler. Er weiß seine Gestalten scharf herauszuarbeiten, ihnen ein bedeutsames geistiges Relief zu geben und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums ununterbrochen auf sich zu lenken. Mehr nervös als temperamentvoll, nicht ohne Neignng zu geistreich heraus spintisirten Nuancen, die über die Bescheidenheit und Wahrheit der Natur hinausgehen, aber immer interessant, eine volle männliche Kraft, der besonders alles Verstandesmäßige und Ueberlegene ausgezeichnet liegt, war er ganz dazu angethan, sich in der Kategorie der „Mauernweiler“ als erste Nummer zu behaupten und seine Paraderollen immer reicher auszuschnücken, bis er an jener Grenze virtuoser Manierirt-heit angekommen wäre, die sich dem wirklichen Leben immer mehr ent-

kndwig Barnay.

249

fremdet und keine andere Größe kennt als sich selbst. Zum Glück hat ihn das Schicksal davor bewahrt und ihm noch zur rechten Zeit einen Weg gezeigt, auf dem ihm ein breiter Spielraum für die Förderung der dramatischen Kunst geboten wurde. Mindestens ebenso hoch, vielleicht noch höher als seine schauspielerische Veranlagung steht seine organisatorische Begabung als Theaterleiter, seine Fähigkeit, einen complicirten Bühnenapparat kunstvoll zusammenzusetzen und mit starker Hand in Bewegung zu erhalten. Er hat alle Eigenschaften eines Theaterherrschers, zunächst die guten: Energie, Selbstvertrauen, persönliche Autorität, einen scharfen Blick für die Vorzüge und Schwächen der Menschen, diplomatisches Geschick bei der Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art, kluges Heranziehen der zuin Erfolg nöthigen Factoren und auch ein paar von den weniger guten Eigenschaften, wie reizbare Empfindlichkeit und die Neigung, Persönliches und Sachliches mit einander zu vermischen. Alles in Allem ein frisches, volles Talent, an das man nothwendig denken mußte, als man die Frage auswarf, ob es nicht an der Zeit wäre, den Berlinern mit einem neuen Theater zu kommen. Mit der iin schnellsten Wachsen begriffenen Bevölkerungsziffer nahm auch die Schaulust zu, und so viele Musentempel es auch gab, einer fehlte noch immer: ein echtes und rechtes Volkstheater, das iin Stande gewesen märe, die Traditionen des durch Feuer zerstörten Nationaltheaters aufzunehmen, sie mit reicheren Mitteln, in künstlerisch geläuterter Form fortzusetzen, dem Publikum das Werthvollste aus dem modernen und classischen Repertoire, mit einem Worte sehensmerthe Aufführungen zu billigen Preisen zu bieten. An Barnay traten unter diesen Umständen Pläne verschiedenster Art heran. Kostenanschläge wurden gemacht, Baustellen geprüft, Finanzoperationen angebahnt. Die Lust zu einem solchen Unternehmen war in jedem Falle groß, aber schließlich wollte die Sache nicht so recht in's Rollen kommen, weil das Ziel zu hoch gesteckt mar und es nicht ohne Enttäuschungen abging, als man wegen der Ausführung des Planes bei den maßgebenden Persönlichkeiten anklopfte und sie auf das Maß der Begeisterung für ein neues Theater zu prüfen ansing.

Da gelang es dem Verfasser dieser Zeilen, der von dem Stand der Dinge unterrichtet war und sich für die Idee eines solchen Volkstheaters schon lange interessirt hatte, Barnan für ein anderes Project zu erwärmen und zu dessen Ausführung die ersten einleitenden und vermittelnden Schritte zu thun. Weshalb sollte der Künstler die großen Sorgen eines Neubaes auf sich nelnnen, finanzielle Verpflichtungen eingehen, die ihm leicht über den Kopf wachsen konnten, und sich dadurch vorzeitig die Schwingen lähmen lassen? In Berlin eristirte ja in denkbar günstigster Lage, fünf Minuten vom Schauspielhaus« entfernt, ein großes geräumiges Theater für anderthalb Tausend Personen, in dem die Operettenmuse nicht leben und nicht sterben konnte. Das Walhallatheater, am Südende der Charlottenstraße, brauchte nur unigebaut zu werden, um allen Anforderungen nn eine moderne, große.

350 Lugen Zabel in Veilin.

volkstümliche Bühne zu entsprechen. Dieser Gedanke zündete, er begeisterte den Besitzer des Theaters, Louis Großkopf, wie den zukünftigen Pächter Barnan, und mit überraschender Schnelligkeit folgte ihm die That. Im Mai 1888 zogen die Geister Offenbachs, Millückers und Suppös aus dem Hause heraus, den ganzen Sommer über wurde Tag und Nacht an der Herstellung einer ganz neuen Front, neuer Garderoben und eines neuen Bühnenrcmins gearbeitet, und bereits am 16. September fand die Eröffnungsvorstellung mit Schillers „Demetrius“ statt, die einen glänzenden Eindruck hinterließ. Seitdem hat das Berliner Theater — denn so wurde das Haus beim Beginn der neuen Aera ungetauft — erstaunliche Proben von Leistungsfähigkeit abgelegt. Nicht daß es fogleich eine Musterbühne im Sinne jener griesgrämigen und abstracten Kritik geworden wäre, die entweder einen einseitigen literarischen Geschmack vertritt oder, um mit Lessing zu reden, von jedem Lampenputzer verlangt, daß er ein Garrick sei. Es ist dafür gefolgt, daß die Bäume auch beim Theater nicht in den Himmel wachsen und Barnan wird selbst am besten wissen, wie groß die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit auf den Brettern ist, wo ein Tag den andern aufzehrt. Er hat sich, besonders beim Beginn seiner Directionsführung, in der Beurtheilung von Novitäten, von denen er sich einen Erfolg versprach, wiederholt geirrt — aber welcher Bühnenleiter ist von diesem Vorwurf freizusprechen? Er hat das Virtuositenthum einzelner Künstler in der ersten Zeit nicht genügend zunickegedrängt — aber mußte er anfänglich nicht froh sein in der Niemann, der Ziegler, in Friedrich Haafe, später in Mitterwurzer sichere Kassenmagnete zu haben, bis sich ein ruhiges Ensemble herausgebildet haben würde? Gegenwärtig wird das Berliner Theater an Mannigfaltigkeit des Repertoires, an Gewissenhaftigkeit des Probirens, an Frische und Natürlichkeit des Zusammenspiels von keiner anderen Bühne der Hauptstadt übertroffen. Was Barnay mit seinem Institut gewollt hat, ist durch rastlose Arbeit glücklich erreicht worden. Seine Bühne ist in Berlin eine nach jeder Richtung populäre Erscheinung, eine Nothwendigkeit geworden und von wesentlichem Einfluß auf das geistige Leben der Stadt. Wer an den Classikerabenden oder bei den Aufführungen eines modernen Lust- und Schauspiels einen Blick auf das dicht besetzte Haus wirft, in dessen oberen Rängen der Mann aus dem Volke sitzt, bescheiden und andachtsvoll, gehoben von dem Wort des Dichters und der scenischen Wiedergabe seiner Werke oder nach des Tages Mühsal belohnt und angeregt durch gesittete harmlose Fröhlichkeit, der mutz sich gestehen, daß von hier aus ein Strom von Idealismus durch die breiten Schichten der Bevölkerung fließt. Daß in dem Director der Schauspieler nicht untergegangen ist, beweisen die zahllosen Vorstellungen, in denen dieser an erster Stelle, umgeben von einer Künstlerschaar, die sich immer mehr einspielte und durch ausgezeichnete Kräfte ergänzte, in den Dramen Schillers, Goethes, Shakespeares, in modernen Stücken und einer ganzen Reihe von Novitäten auf den Brettern stand.

- Ludwig Barnay.

Barnay hat sich bei der Leitung seiner Bühne manchen Widerspruch gefallen lassen müssen, aber der auf's Gesunde und Volksthümliche steuernde Zug, der dem Berliner Theater eigen ist, konnte doch von Niemandem verkannt werden. Als der Künstler im Mai 1890 sein dreißigjähriges Schauspielerjubiläum feierte, wurden ihm von Nah und Fern als Beweis seiner allseitigen Popularität Ovationen zu Theil, die selbst im Schauspielerstand zu den Ausnahmen gehören. Zu den schönsten Erfolgen seiner künstlerischen Thätigkeit darf Barnay ferner die Borliebe zählen, welche der deutsche Kaiser und seine ganze Familie für das Berliner Theater hegen. Der jugendliche Monarch, auf den unsere Nation ihren Stolz und ihre Hoffnung setzt, hat durch seine häufigen Besuche und das persönliche Interesse, das er an der Gestaltung des Repertoires nimmt, dieser Bühne als einer Volksbildungsanstalt erst die rechte Weihe gegeben.

Vier epische Volkslieder vom Doctor Faust.

von

Alexander Lille.

— Glasgow. —

^nr Michaelismesse 1587 erschien zu Frankfurt a. M. das älteste Volksbuch vom Doctor Faust, welches der Faustsage ihre eigentliche Seele gab. Seine Verbreitung über den Westen Europas war eine außerordentlich rasche. Mehrere Nachdrucke folgten der Urausgabe auf dem Fuße. Auch nach England trug dies Buch die Sage, und sofort fand diese dort Boden. Vom 29. Februar 1588 ist eine Erlaubniß datirt, welche den Druck einer Ballade: ^ Lullaä ok tns Iiis ancl ckeatk «f Dr. ^an»tu8, tue xreät «onAörer gestattet. Dieser 29. Februar ist jedoch der 29. Februar 1589 des Festlandes, da in England bis 1753 das Marienjahr galt, das am 25. März begann. Damals war das Fauftbuch schon längere Zeit in das Englische übersetzt, wenn uns auch keine englische Ausgabe vor dem Jahre 1592 erhalten ist. Die Ballade beginnt:

«Ihr Christenmenschen alle, hört mich an.

Der ich von Tual umringt nicht sterben kann:

Ich lebte, mie's noch Keiner je versucht,

Christum verlies; ich — und bin drum verflucht."

und in ihr erzählt Faust ganz in dein erhabenen Tone der englischen Ballade in kurzen Zügen seine Lebensgeschichte.

In Deutschland, dein Heimatlande der Faustsage, sollte es über ein

Jahrhundert länger dauern, ehe die Sage in Balladenform eine Gestaltung fand, wenn auch nicht zwei Jahrhunderte, wie die gelehrte Welt um 179^2 noch meinte.

vier epische Volkslieder vom Doctor Faust. 253

Damals erschien in dem Journal von und für Deutschland Stück 8 Nr. 3 ein Aufsatz „Ueber die verschiedenen poetischen Behandlungen der Nationallegende vom Doctor Faust in deutscher Sprache". Vielleicht stammt derselbe aus der Feder des Herausgebers, des Freiherrn Siegmund von Bibra. Hier heißt es am Ende: „Aus obigem Verzeichnisse der, in deutscher Sprache erschienenen, dichterischen Bearbeitungen von Faust's Geschichte erhellt, daß sie häufig in der Form der Romane und des Dramas, aber noch nie als Romanze und Ballade bearbeitet worden." . . .

Dem Verfasser, der in der damals vorhandenen Faustliteratur sich ganz gut umgesehen hatte, war kein episches Faustlied zu Gesicht bekommen. Gleichwohl gab es damals bereits mehrere.

Im Jahre 1806 gaben Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano den ersten Band von „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Sie stützten ihren Tert größtentheils auf handschriftliche Mittheilungen, die ihnen von Freunden des Volksliedes gemacht worden waren, und erlaubten sich hie und da kleine Aenderungen bald nach der Seite des Schicklicheren, bald nach der des Anziehenderen. Handschriftlich erhielten sie auch ein Faustlied, das sie ein wenig zugestutzt im ersten Bande ihres Werkes Seite 214 veröffentlichten. Es begann:

.Hört ihr Christen mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doctor Faust.
Von Anhalt war er geboren.
Er studirt mit allem Fleisz,
In der Hoffarth auferzogen.
Richtet sich nach alter Weis'."

Es umfaßte 90 Zeilen und theilte seinen Text nicht in Strophen ab. Von der pathetischen Darstellung bis zum handgreiflichen Unsinn schwankend, erregte es bald die Theilnahme aller von dem Faustgedanken angesteckten Kreise. Und dieselben erstreckten sich sehr weit. Im zweiten Jahrgang der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" Nr. 58 legte Goethe folgendes Urtheil über das Lied nieder: „Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt seyn." Seitdem außerordentlich häufig abgedruckt, erregte es auch bald die Theilnahme der Wissenschaft. Der Begründer der neueren Faustforschung, Emil Sommer, betrachtete den Tert bereits mit kritischem Auge, erkannte die mangelhafte Ueberlieferung und vermuthete an mehreren Stellen Lücken. Auch später wurden mehrmals Versuche einer strophischen Wiederherstellung gemacht, so von Heinrich Düntzer und von Adalbert Rudolf. Aber sie scheiterten an dem spröden Tert; denn keiner der Tertkritiker bemerkte, daß Arnim-Brentano nicht einmal die richtige Zeilenabtheilung gefunden hatten.

Indessen wanderte das Material zum Wunderhorn mit dem übrigen Nord lind Eiid. I.XI. IS3. 24

Alexander Tille in Glasgow.

Nachlaß Achims von Arnim und seiner Gattin Bettina nach Wieversdorf in der Mark, und Ludwig Erk durchstöberte behufs Neuausgabe des Wunderhorns den Arnimschen Nachlaß. Er zeichnete sich auch die Varianten auf, benutzte sie jedoch nicht weiter. Er starb, und sein Nachlaß ging in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin über. Hier fand Birlinger den Zettel wieder und veröffentlichte 1874 die Varianten in den Anmerkungen der Wunderhornausgabe, die er mit Crecelius veranstaltete. Erst hierdurch werden die Arnim Brentanoschen Einschreibungen klargestellt, und erst hierdurch ist es möglich, die (relativ) ursprüngliche Zeilenabtheilung wieder herzustellen. Der Einfachheit wegen wollen wir dieses Wunderhornlied mit II als Siegel bezeichnen.

Im Jahre 1881 gab Anton Schlossar seine „Deutschen Volkslieder aus Steiermark“ heraus. In ihnen theilte er Seite 348 auch ein längeres Faustlied mit, das aus 21 achtzölligen Strophen, also aus 168 Versen bestand, ebenso begann wie das Wunderhornlied und eine Reihe Verse, ja ganze Strophen mit diesem geniein hatte. Der Druck, nach dem er es herausgab und den wir I O nennen wollen, gehörte in die Jahre 1820—1840.

In demselben Jahre theilte Adalbert Jeitteles in der Germania 26, S. 353 einen weiteren Druck dieses Liedes, IL, mit, der 1750—1760 gedruckt mar, und hierzu fügte Engel in seiner Zusammenstellung der Faustschriften (Oldenburg 1885) noch zwei weitere Drucke: I das um 1725 und I das 1780—1794 gedruckt sein muß. Ohne Zweifel ist I^ der Urdruck und IL, I (?), IL sind nur Abdrücke von ihm mit wenig selbständigen Aenderungen.

Dieser Urdruck I^ und das Wunderhornlied haben aber bereits eine gemeinsame Vorgeschichte.

Merkwürdigerweise hat die hier vorliegende epische Bearbeitung der Faustsage mit den anderen epischen Gestaltungen derselben, mit den Volksbüchern, nichts zu thun, sondern ihre Quelle ist vielmehr im Volksschauspiel zu suchen. Schon unmittelbar nach dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts mar nämlich Marlomes Faust durch die englischen Komödianten nach Deutschland gekommen und hatte sich hier rasch zum deutschen Volksstück umgebildet, ohne jedoch seinen Ursprung zu verleugnen. Den Höhepunkt in diesem Stücke, das sich bald in mehrere Zweige spaltete, bildete ein Auftritt, in dem Faust an den Teufel eine Frage richtete, die dieser nicht zu beantworten vermochte. Da er ihm aber vorher meist versprochen hatte, ihm über Alles Rede zu stehen, so hatte er damit den Contract gebrochen, und Faust war frei. Im Gefühle, vom Teufel betrogen zu sein, wandte er sich wieder Gott zu, aber kurz ehe ihn sein Gebet ganz rettete, brachte ihm der Böse die Helena, deren Reize ihn im Fluge der Hölle zurückgewannen. Zugleich war sein Todestag gekommen, und um Mitternacht ward er vom Teufel geholt.

Aus der unbeantwortbaren Frage, die Faust dem Teufel stellt, wurde mit der Zeit die Forderung, eine Handlung zu begehen, die dem Teufel vermöge der Gesetze der Geisterwelt verboten war. In dem Volksgeiste lebte

vier epische Volkslieder vom Voctor Faust, 255

die Vorstellung, als ob Jesus immer noch in Jerusalem am Kreuze hinge. Die heilige Stadt aber durfte kein Teufel betreten. Verlangte nun Faust, daß ihm sein Freund aus der Hölle den Gekreuzigten vom Kalvarienberge hole, so war „Meustovhilus“ in einem peinlichen Widerstreit zwischen Können und Wollen versetzt, dessen Bedeutung ein teuflischgläubiger Kopf des siebzehnten Jahrhunderts noch in ganz anderer Weise zu schätzen wußte, als dies uns möglich ist. Um sich dennoch Fausts Seele nicht entgehen zu lassen, half sich dann der Herr Satan und spiegelte Faust ein Trugbild jener Darstellung vor, vor dem dieser dann betete, das aber entwich, sobald er den Namen Gottes aussprach.

Dieser Zug der Vorspiegelung eines falschen Bildes gab den Anlaß zu einer Weiterentwicklung des ganzen Auftrittes. Der Teufel mußte sich wohl «der übel aufs Malen legen, das er zuvor noch niemals geübt hatte, wenn man nicht das Erscheinen der Bilder aus der jüdischen Sage vor Kaiser Mar oder Kaiser Karl V. hierher reihen will, das schon früher in der Faustsage vorkommt. Nach der Vorstellung der einen durfte der Teufel den Gekreuzigten überhaupt nicht malen, und damit war er gleich von vornherein abermals in jene peinliche Lage versetzt, in der sein unbezähmbares Gelüst nach dem Seelchen mit der Beschränkung seiner Fähigkeiten rang — nach der Vorstellung der Anderen aber stand ihn» das frei, nur eines war ihm versagt: das Schreiben des „Titels und des heiligen Namens“, oder der Worte «s«8U8 XaLarsnus, rsx ^liäaeorum, die doch der Ueberlieferung zufolge zu einem rechten Oucitixus gehörten. In diesem Falle erreichte dann die dramatische Spannung ihren Höhepunkt, indem der Teufel naturgemäß versuchte, sein Opfer über das Fehlen der Inschrift hinwegzutäuschen. Aber Faust ließ sich so leicht nicht betrügen. Als der Teufel schon gewonnen zu haben glaubte, bemerkte sein prüfendes Auge doch die leere Stelle am Kreuzeskopf, und der Böse mußte auch hier die Helena aufbieten, wenn er sein Opfer nicht fahren lassen wollte.

Dieser dramatisch hochbedeutsame Auftritt gehörte jedoch nicht der Vulgata des deutschen Faustvolkstüchkes an, sondern scheint sich einzig im Südosten der deutschen Zunge ausgebildet zu haben. Fünf Puppenspiele haben ihn uns erhalten, der sogenannte Rosenkranzsche Faust, der sogenannte Echwiegerlingsche Faust, der sogenannte Kraliksche Faust, das czechische Puppenspiel und der Tiroler Faust, und sie gehören alle in diese Gegend.

Dieser Zug, dem man eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen kann, war es, der zuerst zur Entstehung einer Faustballade in deutscher Sprache Anlaß gab. Es mag dies wohl um 1700, vielleicht auch noch einige Jahrzehnte früher gewesen sein. Dieses erste epische Faustlied in deutscher Sprache begann mit derselben Strophe, die bereits als erste Strophe von II, dem Wunderhornliede, angeführt worden ist. Daran schlossen sich in bunter Folge eine Reihe kleiner schwankartiger Züge, welche berichteten, wie Faust die Teufel, welche ihm zur Verfügung stehen, auf alle mögliche Weise peinigt. Die Ver-

Alexander Tille in Glasgow.

schreibung Fausts an den Teufel setzt das Lied als echtes Volkslied natürlich als bekannt voraus. Bald müssen sie ihm mitten im Winter reife Früchte besorgen, bald den Weg vor seinen Rossen pflastern und hinter dem Wagen sofort wieder aufreißen, bald es möglich machen, daß er mitten auf der Donau Kegel schieben kann, bald ihm „Lustige Komedi-Sachen“ vorführen, sein Ohr durch Musik erfreuen, die Vögel in der Luft fangen und mit ihm Scheibe schießen, wobei er sich nicht entblödet, dem Teufel gelegentlich einmal eine Kugel auf den Pelz zu brennen, „daß er vielmal laut aufschrent“. Wir befinden uns hier eben nicht mehr auf dem Boden des finsternen Teufelsglaubens des letzten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts, wo eine ganze Teufelsliteratur über Deutschland hereinbrach, sondern mitten in dem fröhlichen Volksglauben des deutschen Mittelalters, der trotz aller Stricke, die der Satan legte, doch schließlich immer noch ein Mittelchen fand, ihn um das vielbegehrte Seelchen zu prellen. ,

Aber Fausts Ende naht, und er empfindet Reue über seine Unthat, die ihn der ewigen Seligkeit unwiderruflich verlustig gehen läßt. Er befiehlt seinem Freunde aus der Hölle, ihn nach Jerusalem zu bringen. Dieser verweigert ihm den Gehorsam, berichtet ihm aber davon, wie der Gekreuzigte aussehe. Da kommt Faust auf den Gedanken, sich dessen Bild vom Teufel malen zu lassen, und dieser macht sich an die saure Arbeit, nachdem Leinwand und Farbe aus der großen Stadt Portugal herbeigeht worden sind.

Wie der Passion vollendet

Und das Kunststück fertig schon.

Fing der Teufel an zu fragen:

Herr, was gibst für einen Lohn?

Baustils thät es wohl betrachten.

Sagt dann: „Aber eins gebricht.“

Der böse Geist thät zn ihm sagen:

„Dieses kann ich malen nicht.“

Den Titul und de» heiligen Namen

Kunt der Teufel mahlen nit.

Drum bitt' er Faustum ganz inständig:

„Schlag' mir ab nicht meine Vitt':

Ich will dir ja wiederum geben

Dein zuvor gegeb'ne Handschrift;

Denn es ist mir unmöglich.

Daß ich schreib: Herr Jesu Christ.“

In derselben Viertelstunde

Kam ein Engel von Gott gesandt,

Ter thät so fröhlich singen

Mit einem englischen Lobgesang:

„Doctor Faust, thu' dich bekehren,

Weil du Zeit noch hast ein Stund,

Gott will dir ja jetzt bescheren

Seine ew'ge wahre Huld.“

vier epische Volkslieder vom vöcöor Faust. 25?

Schon wendet sich Faust reuig dein Engel zu, da bringt ihm der Satan
Helena. Er erliegt ihren Reizen und gehört der Hölle.

Für die gläubigen Gemüther des achtzehnten Jahrhunderts, welche noch
an einen transscenoenten Kampf zwischen Gut und Böse glaubten, lag in
diesem Verlaufe der Handlung mehrfach etwas Verletzendes, und so schuf
das religiöse Bedenken das poetisch bedeutende Lied um. Zunächst wurde
die Helenaepisode entfernt, die man sehr anstößig fand, wie mir aus Wid-
manns dickleibigem Faustbuch wissen, und dann das Malen des Gekreuzigten
durch Mevestophilus der Art verballhornt, daß man schwerlich mehr daraus
klug werden konnte.

Diesem Bedenken verdanken die beiden als I und II bezeichneten Lieder
ihren Ursprung. Sie treffen sich in jener gemeinsamen Quelle, die hinter
beiden liegt und deren Grundzüge sich aus den erhaltenen beiden Liedern
unter Heranziehung der erwähnten Scenenfolge in der südöstlichen Gruppe
der Faustpuppenspiele, ganz leidlich wieder herstellen lassen.

Der älteste Druck der Ballade I scheint aus Tirol zu stammen. Die
drei Abdrücke ö 0 I) gehören jedenfalls nach dem heutigen Steiermark.

Bei dem einen, bei ist nicht nur Heiinatsland und Heimatsort, sondern
auch seine Wiege zu bestimmen. Es giebt nämlich auf dein Titel an: Stevr,
gedruckt bey Joseph Greis. Damals war Steier noch bairisch. Die Druckerei
von Joseph Greis, welche seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahr-
hunderts bestand und 1827 in eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung
getheilt wurde, versorgte geraume Zeit Oesterreich mit Fliegenden Blättern,
bis sie darin von der Druckerei Kraußlich in Urfahr-Linz abgelöst wurde.

Bei Joseph Greis ist nun noch eine andere Faustballade erschienen, etwa
fünfzehn Jahre nach dem Drucke I also uni die Zeit 1794—1800. Sie
läßt sich so genau datiren, denn sie giebt an, sie sei gedichtet iin Tone: „Ein
Mann, der nie kein Rausch hat g'habt", und dieses Lied erschien zuerst 1794 in
dem Singspiel „Das Neusonntagskind", das damals sehr beliebt war und
z. B. im Königlichen Theater zu Berlin hundert und eine Aufführung erlebte.

Das Lied selbst kann nicht bedeutend älter sein als der Druck; denn
es steht deutlich unter Höltv-Bürgerschem Einfluß, so daß als obere Grenze
sich etwa das Jahr 1775 ergibt. Obgleich eine ältere Anekdote behandelnd,
bedeutet das Lied, das ich III nennen will, doch eine Weiterbildung der
Faustsage. Es zeugt von einer selbständigen Auffassung und besitzt formell
fo großen Fluß, daß man sich fast bedenken muß, es unter die Volkslieder
zu rechnen. Man braucht nur die ersten beiden Strophen zu hören, um
sofort einen deutlichen Begriff von dem Tone zu haben, in dem es ge-
schrieben ist. Es beginnt:

„Der Doktor Faust, der war ein Mann
Von ganz besonderen Gaben.
Ihr Herren werdet dann und wann
Von ihm gehöret haben.

258 Alexander Tille in Glasgow.
Er galt, damit wir (doch mit Gunst)
Von ihm ein Ultheil füllen.
Für einen Meister in der Kunst,
Die Leut um's Gelb zu prellen.
Denn nutzer etwa« bezerey.
Kann ich nichts Uebels sagen;
Er war, ihr Herrn! bey meiner Treu,
Ein Mann für meinen Magen.
Denn allen Neichthum, Gold und Geld,
Hielt er für Nieselsteine,
Iind der vergnügte Theil der Welt
War slets bei ihm zu Weine."

Dieses seltsame Lied ist ein deutlicher Beleg dafür, wie hoch man sich um Ende des vorigen Jahrhunderts über die Fragestellung der Faustsage des sechzehnten Jahrhunderts erhoben hatte. Fausts Ende durch den Teufel wird beinahe als Scherz dargestellt, und seine Zechgenossen sind nicht mehr wüste Gesellen und trunkene Studenten, sondern „Freygeister“. Und nicht mehr verrucht erscheinen sie dem Dichter, sondern er erkennt ihre Anschauungen als gegeben und damit als selbstverständlich an. Der Warner aber ist kein gottesfürchtiger Greis mehr, sondern ein „Amtsgesicht“:

.Zwar schrie so manche« Amtsgesicht:
.Geht nicht zum Teufelsknechte,
Wie hält er alles Gelb gekriegt,
Wenns nicht der Teufel brächte?'
Jedoch, was fragt des Freygeists Blut
Nach Teufel, Höll und Sünden?
Genug, des Doctors Wein war gut.
Und besser laum zu finden."

Das Lied umfaßt 112 Zeilen und erzählt die bekannte Anekdote, wie Faust seinen Tischgenossen vorspiegelt, auf dem Tische stände ein Weinstock mit reifen Trauben. Jeder setzt das Messer an eine derselben, aber Faust verbietet ihnen noch das Abschneiden. Dann läßt er das Trugbild verschwinden, und es zeigt sich, daß jeder Gast im Begriff war, seine eigene Nase abzuschneiden.

Diese Geschichte taucht zuerst in Lercheimers „Christlich bedencken vno erjnnung von Zauberen“ 1585 auf. Hier wird sie jedoch von einem „Gesellen an, Hofe zu H.“ erzählt. Auf Faust übertragen hat sie zuerst das Spießsche Faustbuch A: Hier heißt es Kap. 65: „Nach dem sie gessen hatten, begerten sie, drumb sie fürnemblich kommen waren, daß er jnen zum Illst ein Gaukelspiel machte. Da ließ er auff dem Tisch ein Neben wachsen mit zeitigen tranben, deren für jedem eine hienge. Hieß darauff einen jeglichen die seine mit der einen Hand angreifen vnd halten, vnnd mit der andern das Messer auff den Stengel setzen, als wenn er sie abschneiden wolte. Aber es solte ben leibe keiner schneiden. Darnach gehet er auß der

vier epische Volkslieder vom Doctor Faust. 359

Stuben, wartet nit lang, kompt wider: da sitzen sie alle, vnd halten sich ein jeglicher selbfz bey der Nasen, vnd das Messer darauff. Wenn jhr nuh gerne wolt, so wöget jhr die Trauben abschneiden. Das wäre jhnen vn-gelegen: motten sie lieber noch lassen zeitiger werden."

Auch unser Lied enthält einen Schlußscherz, jedoch einen anderen. Faust läßt seine Gäste die Nasen erst richtig abschneiden, dann heilt er sie wieder und spricht würdevoll:

„Nur traut dem Teufel künftig nicht —
Sein Spaß ist nie ohne Wunden —
Wem er nicht gleich den Hals zerbricht.
Der hatS dafür gefunden.
Und wollt ihr euch ein andermal
An seiner Kunst ersetzen,
Geruht ein Nafenfutteral
Euch gütigst aufzusetzen."

Daran schließt sich dann noch eine zweite Strophe, die Fausts Ende berichtet:

„Doch hat Faust, wie die Welt noch spricht,
Ein böses End' genommen,
Und ist, so sagt» die Mordgeschicht'.
Durch Teufel umgekommen,
Sie drehten ihm Gesiebt und Nas'
Hinum um seinen Rücken,
Zerrissen ihn in lauter Spab
In hundert tausend Stücken."

Dieses frische muntere Lied scheint jedoch keine zu große Verbreitung gehabt zu haben, wohl weil es über die eigene Zeit, wenigstens für die niederen Volksschichten, weit hinausgriff. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als bei Joseph Greis sehr viele fliegende Blätter erschienen und somit doch ein fester Absatzweg vorhanden sein mußte. Nur zwei Exemplare sind auf uns gekommen: das eine befindet sich ini Goethehause in Frankfurt a. M., also im Besitze des Freien deutschen Hochstiftes, und gehört der ehemaligen Sammlung des Kgl. Kapellmeisters Karl Engel in Dresden an; das andere ist im Besitze des Majors a. D. Julius Bode in Sarau.

Noch ein episches Faustlied deutscher Zunge giebt es, das jedoch niemals auf einem besonderen Blatte gedruckt worden ist, sondern immer nur gedächtnißmäßig überliefert wurde. Es ist ziemlich jungen Ursprungs und setzt jedenfalls Goethes Faust voraus. Es bedeutet eine Nebersetzung Fausts ins Burschenhafte, Bauernmäßige und scheint bunt zusammengeflickt. Trotzdem ist es von sehr geringem Umfang und umfaßt nur 16 Zeilen oder 8 Reimpaare.

In den Sommermonaten 1883 und 1884 zog ein Puppenspieler durch NiederSsterreich, dessen Name nicht auf uns gekommen ist. Er spielte an verschiedenen Orten in der Umgebung von Wien und besaß ein ziemlich reich-

Ißd Alexander Tille in Glasgow.

haltiges Repertoire. Da er auf mehrfache Anfrage» nach der geschriebenen Unterlage feiner Aufführungen jedesmal erklärte, keine Niederschrift zu besitzen, machten sich zwei Wiener Schriftsteller, Richard Krallt und Jose od Winter, daran, neun Stücke während der Aufführungen nachzufchreiben. Diese Stücke: Genoveva, Graf Paquavil, Fürst Alexander, Don Juan, Graf Heinrich, Doctor Faust, der bayrische Hiesel, Schinderhannes und Kasperl als Vrätigam, erschienen dann 1885 bei Konegen in Wien unter dem Sammeltitle „Deutsche Puppenspiele."

In dem hier mitgetheilten Fauststück findet sich das angegebene Lied, das ich seiner besonderen Eigenart wegen ganz hierhersetze. Eben haben die Teufel -den Faust endgiltig geholt. Da tritt, kurz ehe der Vorhang fällt, Kasperl cm die Rampe und spricht mit beweglicher Miene:

,O Faust, o Faust, o Faust!

Schrecklich hast du gehaust.

Du brachtest deinen Vater um

Mit ein' Pistolenschuh, dum dum.

Du verliehest deine Grete!

Und hängtest dich zu einem andern Mädcl.

Diese hieh Helene

Und that Dir aar so bene.

O, die trug ein losarosarosafarbneK Kleid,

Die Aermel waren furchtbar weit.

Alle Tag warst Du bei ihr,

Nillichteft ihr Geselchtes und a Bier.

War wo eine Lumperei,

War der Faust gewiß dabei.

Drum muht Du jetzt zum ewigen Spetalel

Brennen in der Hüll wie ei» Svanfalel."

Ueber den Wohlklang/)

von

Moritz Moszkowski,

— Veilin. —

Ich erinnere mich noch der ersten Worte, mit denen der Lehrer der untersten Theorieklasse an der Dresdner Conservatorin seinen Unterricht einleitete; er fragte uns nämlich gleich etwas verflucht Schweres: „Was ist Musik?“

Ein kleiner Junge antwortete mit der ganzen, glücklichen Unbefangenheit seiner neun Jahre: „Musik ist hübsch!“

Wir Andern fanden das natürlich höchst komisch und brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Lehrer lachte ein Vischen mit und gab hierauf eine etwas umständliche Erklärung des Begriffes Musik ab, die ich mir aber nicht so genau behalten habe, vermuthlich weil sie weniger komisch, dafür aber viel länger war.

Was hatte der Junge eigentlich Dummes gesagt? er hatte, statt die verlangte Definition zu geben, eine Eigenschaft der Musik genannt. Das heißt, ganz correct ist dies auch nicht ausgedrückt, denn nicht jede Musik ist hübsch, sondern nur die gute. Und das stimmt auch noch nicht so ganz, denn nicht immer ist gute Musik auch gleich hübsch. —

*) Gerade in diesem Augenblick, da Moszkowski's große Oper „Noabdil“ mit glücklichstem Erfolge im Berliner Opernhaus zur Aufführung gekommen ist, wird der vorliegende Aufsatz, der gewissmaßen das musikalische Waubensbekenntnis; des hochbegabten Komponisten enthält, mit besonderem Interesse gelesen werden. Wir werden demnächst das Bild Moritz Moszkowski's zugleich mit einem Aufsatz, der sich mit „Boabdil“ insbesondere mit der künstlerischen Eigenart des Komponisten im Allgemeinen beschäftigt wird, in unserer Zeitschrift veröffentlichen. D. R.

262 Moritz Moszkowski in Berlin.

Dieser letzte Satz dürfte bei Vielen sofort auf Widerstand stoßen; denn, wird man sagen, bei einer Kunst, die sich Selbstzweck ist und daher einen unmittelbaren Genuß verschaffen soll, ist die Schönheit eben das einzige Kriterium für die Güte; daher beide Begriffe beim Beurtheilen eines musikalischen Kunstwerkes stets in vollkommene Congruenz zu bringen seien. — Drückt man dies mit der logischen Härte aus, die einer Darlegung der elementarsten Kunst-Aesthetik ansteht, so wird wohl auch schwerlich etwas dagegen einzuwenden sein. Mit solchen großen, unbiegsamen Begriffen kann der Musikästhetiker aber nur zurechtkommen, so lange er Fundament macht. Beim Ausbau seines Gebäudes muß er sich immer mehr auf's Ueberzeugen-, als auf's Neweisenwollen verlegen; denn in der Musik, die als reine Geschmacks-kunst keiner Evidenz fähig ist, muß sich naturgemäß die Kritik meist auf jenem Gebiete bewegen, das jenseits von falsch und richtig liegt. Wollen mir uns nun darüber klar werden, wieso sich in der Tonkunst eine Trennung der Begriffe „gut“ und „schön“ vollziehen konnte, so müssen wir vor allen Dingen an die zweifache Wirkung denken, die die Musik auf menschliche Nerven ausübt. —

Jeder Ton erzeugt zuvörderst einen sensuellen Reiz, der je nach seiner Stärke, Höhe und Klangfarbe mehr oder weniger intensiv sein kann. Die Wirkung eines Zusammenklanges von mehreren Tönen vermag diesen Reiz sehr zu erhöhen, er bleibt aber immerhin seiner Natur nach ziemlich derselbe. Erst durch ein Nacheinander von einzelnen Tönen oder Tonzusammenklängen wird das geistige Interesse des Hörers angeregt, und dieses letztere wendet sich daher eigentlich nur dem Verhältniß der Töne in Bezug auf ihre Höhe und Tiefe, wie auch ihrer rhythmischen Gestaltung zu. Mit anderen Worten könnte man dies auch so ausdrücken, daß auf den Geist nur die Tonlinie, auf das Ohr aber die Tonfarbe eine Wirkung ausübt.

Denken wir uns in die Lage, eine vorzügliche Composition von Stimmen oder Instrumenten zu hören, deren Timbre uns widerwärtig berührt, so müßten wir den hiervon empfangenen Eindruck als einen geistigen Genuß bezeichnen, dem ein körperliches Mißbehagen im Wege steht. Hieralls erhellt mit vollständiger Klarheit, daß von ungetrübtem, musikalischem Genuß nur die Rede sein kann, wenn sowohl Farbe wie Linie als schön empfunden, d. h. wenn Geist und Ohr gleichzeitig befriedigt werden.

Ton und Farbe sind in der That genau correspondirende, von den beiden Schwesterkünsten Musik und Malerei wechselseitig ausgeborgte Bezeichnungen. Allerdings kann man sich ein Bild ohne Farbe, niemals aber ein Musikstück ohne Ton denken. Ein Bild ohne Farbe ist eben eine Zeichnung; was entspricht dieser Kunstgattung aber in der Musik? Wenn man will, so ist dies eine nicht erklingende, sondern nur auf dem Papier notirte Composition. Tönende Musik muß mindestens eine Farbe haben; geschriebene kann die Idee einer bestimmten Farbe noch vollständig ausschließen. Beim Lesen einer solchen Composition wird also ein rein geistiges Interesse hervorgerufen, und

Ueber den Wohlklang. 363

der vom Ohr völlig emancipirte Musiksinne functionirt in absoluter Selbstständigkeit.

Hier tritt nun bisweilen eine merkwürdige Erscheinung zu Tage; nämlich die, daß der innere Musiksinne durch eine Composition befriedigt werden kann, welche bei ihrem Erklingen, statt diese Empfindung zu steigern, sie oft wesentlich herabsetzt. Vielen contrapunktischen Combinationen kann das Ohr gar nicht als Werthmesser dienen; sie wollen gelesen, ihre Stimmführung durch das Auge begriffen sein. Würde man sie nach dem Grade des Genusses classificiren, den sie unserem Ohr bereiten — wie tief würden sie auf der Scala der Werthschätzung von jener Stufe zurücksinken, die ihnen ein sozusagen pragmatisches Urtheil der musikalischen Kritik angewiesen hat! Wenn man sieht, wie selbst berühmte Meister mitunter auf Kosten des Wohlklanges die Durchführung eines schmierigen contrapunktischen Problems erzwingen, wie in solchem Falle alle Lücken der melodischen und harmonischen Gesetzgebung benützt werden, um ein vom theoretischen Standpunkt aus einwandfreies Werk zu ermöglichen, das aber nichtsdestoweniger dem Ohre mahrhafte Qualen auferlegt, dann kann man sich wirklich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß zwischen guter und schöner Musik noch ein gewaltiger Unterschied existirt und aller Logik zum Trotz vielleicht immer existiren wird.

Der musikalische Geschmack unserer Tage erkennt allerdings dem Ohre größere Rechte zu, und die Entwicklung der Musik in den letzten beiden Jahrhunderten hat diese Kunst mehr und mehr ihres mathematischen Charakters entkleidet. Dies verhindert indessen nicht, daß dem Ohre auch heute noch vielfach die Rolle eines Vermittlers aufgedrungen wird, der dem Geist etwas ausrichten soll, im Uebrigen aber nichts dreinzureden hat. Allerdings verdankt das Ohr seine erneute Knechtschaft jetzt meistens einem anderen Factor, nämlich dem Streben nach Wahrheit und Charakteristik. Die Wahrheit erobert sich in der That jetzt nach und nach das ganze Gebiet der Kunst und zwar so gründlich, daß von dieser letzteren eigentlich schon nichts mehr übrig geblieben ist. Wenn man früher, naiv genug, annahm, daß es die Aufgabe der Kunst sei, das Reale zu verklären, wenn man thörichterweise glaubte, daß die Kunst mit dem Häßlichen «ä. 8 pkrase überhaupt nichts zu thun hätte, so muß unserer Zeit das Verdienst vindicirt werden, daß sie das öQ 6« si — ekelhafte Ideal der Häßlichkeit endlich gefunden und mit den Insignien einer neuen Muse investirt hat.

Die Musik hat allerdings, so lange sie nicht durch Programm oder gesungenes Wort etwas darzustellen unternimmt, gegen den Vorwurf der Häßlichkeit keine Vertheidigung; denn ein „Streben nach Wahrheit des Ausdrucks“ kann bei einer Kunst ohne Vorbild in der Natur nicht gedacht werden. Die absolute Musik aber ist — vielleicht zum Theil aus diesem Grunde — bei den Anhängern der neuesten Richtung ziemlich in Verruf gekommen, sie gilt nur noch als „leeres Tonspiel“, als eine höchstens das Ohr erfreuende.

Moritz Moszkowski i» Berlin.

aber dein Geiste nichts bietende Unterhaltung. Um dein Drange nach Hzßlichkeit also genügen zu können, wurde die Wahrheit auch in der Musik als höchstes Ideal inthronisiert, und aus dein Theater, der Welt des schönen Scheins, wurde nun mehr und mehr eine Welt der häßlichen Wirklichkeit gemacht. Mit dem alten, verlogenen Opernkram, der die Forderung musikalischen Wohlklanges wenigstens im Princiv stets aufrecht erhielt, begann man gründlich aufzuräumen. Die Berechtigung des mehrstimmigen Gesanges wurde sehr ernstlich angezweifelt, ein Zusammensingen jedenfalls nur ganz ausnahmsweise geduldet, der bsl cant« erhielt seinen definitiven Abschied, und die Abrundung der musikalischen Fonn wurde schlechtweg als den dramatischen Forderungen zuwiderlaufend hingestellt. Gleichzeitig erhielt auch die veraltete Lehre von der technisch sinngemäßen Behandlung jedes einzelnen Orchesterinstrumentes einen starken «Koo; über die Möglichkeit einer correcten Ausführung des vom Coinponisten Verlangten setzte man sich hinweg. Wenn nur das Ganze charakteristisch wirkte! Die Schönheit begann auf diese Weise immer mehr an Terrain zu verlieren, aber die Wahrheit gewann allerdings desto mehr.

Bedeutet dies nun einen Fortschritt in der Kunst?

Jedes dramatisch-musikalische Kunstwerk basirt aus einem Comvromisz.

Mit dem Gesänge der handelnden Personen beginnt dieser Comvromisz, bis zu der mehr oder minder strengen Resvectirung rein musikalischer Gesetze erstreckt er sich. Dem Kunstsinn des Schaffenden bleibt es vorbehalten, in jedem einzelnen Falle den Punkt zu finden, an welchem die dramatischen und die musikalischen Forderungen sich zu vergleichen haben. Mr persönlich will es aber scheinen, als ob dieser Punkt heute nur selten richtig getroffen wird. Wenn die menschliche Stimme nicht mehr zur Entfaltung ihres höchsten Reizes gelangt, wenn der nach musikalischen Gesetzen entwickelten Gesangsmelodie nicht mehr die dominirende Stellung in der Oper zugewiesen werden soll, dann ist das menschliche Ohr um seine größte Wonne betrogen. Wo liegt der Reiz so mancher abgedroschenen italienischen Oper, die bei einer guten Aufführung immer wieder jubelnden Beifall hervorruft? Jeder Schulknabe findet ihr Libretto abgeschmackt, jeder halbwegs musikalische Dilettant belächelt die dürftige Harmonisation und die nichtssagende Instrumentirung; aber auf diesein morschen Piedestal thront eine wirkliche Gesangsmelodie, der Wohllaut der menschlichen Stimme vergoldet ihre vielleicht nicht einmal besonders edlen Linien, und das Ohr schwelgt allen kunstSsthetischen Bedenken zum Trotz — das hat mit ihren. Singen die Loreley gethan!

Wenn wir in der Kunst das Streben nach Wahrheit bis an die äußerste Grenze verfolgen, so gelangen wir auch bis an die Grenze der Kunst. Die Polychromie in der Plastik, der Naturalismus iin Drama und der erclusi« Declamationsstnl in der Oper sind bedenkliche Schritte nach dieser Richtung hin. Am weitesten entwickelt ist dieses platte Photographenthum wohl in der Dichtkunst, die sich heutzutage niit Vorliebe den widerlichsten Erscheinungen

Ueber den Wohlklang. 365

des Lebens zuwendet und in deren naturwahrer Schilderung oder Darstellung ihre höchste Aufgabe zu erblicken scheint. So unerquicklich diese Kunst-richtung aber auch sein mag, man kann zu ihrer Vertheidigung immerhin anführen, daß sie unter Umständen vielleicht einer moralischen Tendenz dienen kann, wie ja auch Wereschagin mit seinen Schlachtenbildern eine anti-kriegerische Propaganda zu machen vorgiebt. Was läßt sich aber zu Gunsten eines musikalische» Styl-Principes anführen, das den charakteristischen Ausdruck jederzeit über den Wohlklang stellt? Gewiß kann nicht abgeleugnet werden, daß in tonmalerischer Composition, selbst da, wo in ihr der Realismus bis zu rein decorativer Musik getrieben wird, eine große Genialität der Erfindung zu Tage treten kann. Wagner namentlich hat auch nach dieser Seite hin eine unglaubliche Begabung und Treffsicherheit bewiesen. Aber es will mir bei aufrichtigster Bewunderung feines unvergleichlichen (Genies doch scheinen, daß ihn der Drang nach Wahrheit des Ausdrucks mitunter die Schönheitslinie hat überschreiten lassen. Greifen wir als ein Beispiel die Scene aus dem Siegfried heraus, in welcher der junge Held sein Schwert feilt und das Orchester diese Beschäftigung durch etwa hundert übermäßige Dreiklänge illustriert. Die betreffende Begleitungssigur in ihrer rhythmischen und technischen Widerhaarigkeit entspricht an und für sich der Situation vollkommen, wirkt aber durch eine so häufige Wiederholung ermüdend und auf das Ohr fast schmerzzerregend. Als Gegenstück zu dieser Tonmalerei konnte man übrigens die Introduction zum Rheingold citiren, welche in hundertundsechsdreihig Takten den Es-dur-Dreiklang variirt. Hier schwelgt das Ohr förmlich im Wohlklang einer langsam anwachsenden, wunderbar instrumentirten Orchester-Steigerung. Der Geist des Hörers bleibt aber nothwendiger Weise fast unbetheiligt; er wird im hundertundsiebenunddreißigsten Takte des Stückes durch das Eintreten des As-dur-Accordes sozusagen erst wieder erweckt aus einem langen, allerdings ganz angenehmen Halbschlaf. Daß diesem Vorspiele eine höchst poetische Idee zu Grunde liegt, ist gewiß nicht abzuleugnen; daß ihre Ausführung eine Übertreibung mit sich brachte, werden ebenso sicher alle die zugeben, die ihr gesundes Empfinden nicht durch ästhetische Sophistik corrumpirt haben. In den bisher angeführten Fällen war von einem Mißverhältnis; die Rede, das durch mangelhafte Equilibrirung der Anforderungen von Geist und Ohr hervorgebracht wurde. Es erübrigt schließlich noch, einer andere, Kategorie von Componisten zu gedenken, die die Wollust des Ohres mit einer gewissen puritanischen Scheu perhorresciren und sich mit Vorsatz aller Instrumentationsmittel enthalten, welche den Reiz des modernen Orchesters ausmachen. Diese Componisten haben einen verwandten Zug mit jenen Malern, die heute noch Couture's Principien unbeachtet lassen, um ihren Gemälden durch gewollten Anachronismus einen alterthümlichen, „klassischen" Anstrich zu geben. Solche Künstler, so hervorragend ihre Leistungen in vieler Hinsicht auch sein mögen, sind immerhin in einem gewissen Punkte fortschrittsfeindlich.

Moritz Mo5zkow5ki in Verlin.

Wir wollen ihnen, soweit sie als Musiker für uns in Betracht kommen, nicht die Anerkennung verweigern, daß sie Herrliches geschaffen haben und daß ihre herbe Größe Bewunderung verdient. Vergessen wir aber nicht, daß mir den höchsten musikalischen Genuß nur da empfinden können, wo auch der höchste Wohlklang das Ohr entzückt, „und erinnern wir uns der Worte Berlioz':

„Die Musik hat ohne Zweifel nicht den ausschließlichen Zweck, dem Ohre wohlgefällig zu sein, aber noch tausendmal weniger den, ihm unangenehm zu werden, es zu quälen und zu mißhandeln.

„Ich bin von demselben Fleisch und Blut wie alle anderen Menschen; ich verlange, daß man meinen Empfindungen Rechnung trage und mein Ohr mit Schonung behandle, dieses lumpige, mir aber theure Ding.“

Zur Charakteristik Cavour's.

(^m Anschlüsse an die neuere italienische Literatur über Cavour,)

von

Sigmund Münz.

— Wien. —

in Menschenalter ist es her, seit Cavour, der Staatsmann, der sein Vaterland auf diplomatischem Wege zu nationaler Einheit führte, todt ist. Eine ganze große Bibliothek mögen die Schriften über den Piemontesen ausfüllen, die während dieses Zeitraums auf den italienischen Büchermarkt gelangt sind — eine kleine Bibliothek diejenigen, die die Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen während der drei Dezennien zur Verherrlichung Cavour's geliefert hat. Und doch giebt es noch keine in künstlerischer Vollendung durchgearbeitete Biographie Cavour's.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verrückt sich uns in seinen kleinen Zügen das Bild des italienischen Politikers, so sehr es auch in seinen allgemeinen Umrissen seit dem Tode Cavour's dem Auge der Nachwelt unverändert erscheint.

„Der Italiener mit den rosigen Wangen und dem Lächeln des Kindes“, wie sich der große Piemontese einmal selber nannte, verliert aber keineswegs im Ansehen der Nachwelt dadurch, daß die italienischen Cavour-Forscher mit ängstlicher Beflissenheit auch die allerkleinsten Daten und Charakterzüge aus dem Leben ihres Helden hervorholen.

Wie oft schon war Cavour der Mittelpunkt historiographischer, wie oft schon der Gegenstand biographischer Schilderung! — aber es war doch mehr

Sigmund Münz in Wien.

der Staatsmann, der Parlamentarier, der Diplomat — als solcher nach den Einen ein Sohn Loyolas, nach den Anderen ein Sohn Machiavellis — den man uns darstellte; der Mensch in ihm kommt erst so recht in der neueren Cavour-Literatur zur Geltung. Die Persönlichkeit in ihrer ganzen moralischen und intellectuellen Entwicklung — der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Mensch in seinen Lehr-, Wander- und Meisterjahren. Wie sollen wir von der neueren Cavour-Literatur sprechen, ohne an erster Stelle bei Luigi Chiala's *lottere «rUt» sä ineäits cli Oaruillo Oävuur**) zu verweilen? Mit dem i. I. 1887 erschienenen sechsten Bande hat der bekannte piemontesische Deputirte eine Aufgabe zu Ende gebracht, an der er ein gut Theil des letzten Jahrzehnts arbeitete. Dieses Werk enthält eine Fülle von Documenten zur Lebensgeschichte Cavours und wird neben den 11 Bänden der Reden, die Turins großer Sohn im subalpinen Parlament gehalten und die die italienische Kammer veröffentlicht hat*), das Hauptmaterial für den zukünftigen Biographen Cavours bilden. Dem fünften Bande seines Werkes hat Chiala eine höchst interessante Studie vorausgeschickt, der er den Titel gegeben „*Xuovi rgAgusAli s ä««rur>enti »ulla vita <li Lamillo Oavonr*“ und in der er vor uns ein Jugendportrait seines Helden ausführt. Fügt man zu Chiala's Forschungen die von Antonio Manno herausgegebenen „*Ric«rcl! äi Lr«ole liicotti,****“), diese Memoiren eines jüngeren piemontesischen Zeitgenossen Cavours, und die in rascher Folge nach einander erschienenen beiden Werke des Erministers Domenico Berti „*Il Oonts gi Cavour nvnntj il 1848*“ und „*Diario ineäit« con note uulo> bivAittöckKs <1ul (.!«nts cki Lavour^s-*“), so hat man eine Fülle neuen Materials vor sich, aus dem sich wie von selbst ein reizendes Bild von Cavours Jugend zusammensetzt. An der Hand dieser literarischen Hilfsmittel wollen wir versuchen, manches aus dem Leben Cavours zu erzählen, was auch denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, die Treitschkes und Speyers, De la Rives und De Mazades, Massaris und Bonghis Cavour-Biographien gelesen haben, unbekannt sein mag. Wie hätten auch Andere als jene Piemontesen, als Chiala und Berti, so sehr in die intimsten Einzelheiten im Leben des großen Piemontesen eindringen sollen? Aus diesen Schriften weht uns der Hauch des herzlichen Zusammenseins der Autoren mit ihrem Helden entgegen. Diese Piemontesen schöpften nicht weniger aus Familientraditionen des Cavour'schen Hauses als aus Büchern.

Der Name Cavour ist längst ausgestorben. Und todt ist nun auch seit mehreren Jahren die Marchesa Giuseppina Alfieri, geborene Cavour, die ihren Oheim in seinen letzten Tagen pflegte und seine Erbin war. So setzt

*) I.. R^iix s 0,mp., Lätari. 1>rin«.

“) I)is«>rzi psrlgvttnri äel Conts (.!ivour. Rom», Lre'li IZcitt«,

s°) Volker«, I?«ini>.

sich noch der Cavour'sche Stamm, wenn auch nicht der Name, in den zwei Töchtern jener Marchesa fort, deren eine, die ältere, seit vielen Jahren mit dem früheren Minister des Aeufzeren Marchese Einilio Visconti-Venosta verheiratet ist und in Mailand lebt, während die jüngere unvermählt im Hause ihres Vaters in Florenz lebt. Diese Sprossen des Hauses Cavour hüten in dem Schlosse zu Santena, das in der Familiengruft die sterblichen Reste des großen Tobten birgt, mit einer des Dahingeschiedenen würdigen Pietät alle Papiere, die sich auf die Geschichte Cavours und seines Hauses beziehen. Aus diesen vergilbten Blättern hat namentlich Berti geschöpft, und er hat uns nun in Cavour einen lebenswürdigen, ja reizenden Knaben, einen echter Begeisterung fähigen, auch in seiner Unreife höchst anziehenden Jüngling kennen gelehrt. Ein heiterer Genius offenbarte sich schon in dem jungen Cavour. Biels seiner Biographen heben hervor, daß er, wie so manche andere große Männer, die bedeutendsten Anregungen seiner Mutter zu danken hatte.

Betreten wir für einen Augenblick das Cavoursche Haus in Turin.

W Patriarchin desselben waltet die Marchesa Filippina di Cavour, die Großmutter der beiden Brüder Gustavs und Camilla Cavour. Die minder nannten sie stets „Marina“. Das war altpiemontesischer Brauch — die Großmutter pflegte nämlich Pathenstelle bei den Enkeln zu haben, und aus „Matrina“ (Pathin) ist das Kosewort „Marina“ entstanden. Diese seines Vaters Mutter erlebte, da sie erst im Jahre 1849 starb, den Ruhm des Enkels. Eine geborene di Sales, war sie eine Nachkommnin des heiligen Franz von Sales. An den Ufern des Sees von Annecy in Savonen, wo der schwärmerische Heilige aufwuchs, war sie in dem Schlosse von Duingt geboren, dessen graue Mauern und Thürme schon Jahrhunderte alt waren, als der zukünftige Held der Kirche in ihrem schatten grübelte. Der kleine Cavour rühmte sich nicht wenig dieser seiner Verwandtschaft mit dem Heiligen. Als Marina, ein junges Zeesen noch, dem Manne „ihrer Wahl“ — sie hatte Filippo di Cavour erst vor dem Traualtar kennen gelernt — in den Palazzo Cavour nach Turin folgte, hatte sie, gleichsam um unter dem Schutze ihres Ahnen, des Heiligen, in ihr neues Heim einzuziehen, ein silbernes Waschbecken mitgenommen, das einst im Besitze desselben gewesen; aber sobald die Wogen der französischen Revolution über die piemontesische Monarchie hereinbrachen, verkaufte sie die Kostbarkeiten ihres Hauses und händigte die 250 Francs, die sie aus dem silbernen Erbstück erlöste, ihrem 16 jährigen Sohne ein, als derselbe in die französische Invasionsarmee eintrat und sich ins Feldlager des Generals Berthier begab. Cavour spricht einmal von seiner Großmutter als von dem „siriSsi“ «ovsolätore äella tämi^lia“ (Trostengel der Familie).

Wir sagten es schon — Großpapa und Großmama hatten sich erst am Hochzeitstage kennen gelernt. Gott Hymen hat den Cavours überhaupt manchen Schabernack gespielt. Der Staatsmann, Camillo, starb im Cölibat, da er nicht viel Glück in der Liebe hatte. Und sein Vater, der Nord und Liid. l>Xs.. l is. 25

Sigmund Münz in Wien.

Marchese Michele Benso di Cavour, kam gleichfalls auf merkwürdige Weise zu seiner Frau, Adele di Sellon aus Genf. Zur Herstellung seiner Gesundheit in der Stadt Calvins weilend, verliebt sich der katholische Adelige, in das protestantische Haus des Grafen Sellon eingeführt, in dessen älteste Tochter, die schöne Victoria. Diese erwidert die Neigung nicht, und so nimmt der Marchese mit der Hand der weniger spröden Schwester der Angebeteten, der weniger schönen Adele, vorlieb. Viktoria aber ward die Liebesbeute eines rohen Gesellen, des Barons della Turbia, von dem sie sich dann trennen mußte.

Im Palazzo Cavour in Turin ging es sehr lebhaft zu. Das war ein Familienstaat, der sich fast selbst genügte. Schon als Marina von Anneci, nach Turin übersiedelt war, fand sie nicht weniger als drei Schwäger und acht Schwägerinnen im Hause vor. Und auch unser Camilla wuchs unter vielen Verwandten auf, die den Jungen verhätschelten. Tante Victoria hatte ein zweites Eheglück an der Seite des Herzogs von Clermont-Tonnere gefunden, und eine andere Schwester von Cavour's Mutter war mit dem Grafen d'Auzers vermählt*). Sie alle wohnten zeitweise zusammen im Palazzo Cavour, und dazu kamen noch zwei Brüder von Camillo's Vater. Und außer in Turin hatten Camillo und dessen älterer Bruder Gustavs noch eine zweite Heimat in Genf. Es war das Haus ihres Onkels di Sellon. Dort war es auch, wo Camillo den Freundesbund mit August de la Nive, dem Genfer Gelehrten, und dessen noch heute lebenden Sohne William schloß, welcher letzterer bald nach dem Tode unseres Staatsmannes der Welt seine Erinnerungen an denselben, seine fesselnden „RScits st souvsnirs" mitthellte.

Camillo Cavour war ein frühreifer Knabe, frühreif und doch kindlich. Zuweilen heftig, aber bald wiederum besänftigt, von dem abstracten Unterricht leicht gelangweilt. Marina und Mutter waren die ersten Lehrerinnen unseres ABC-Schützen. Dieser sprach und schrieb in seiner Jugend nur französisch. Er wird bereits in den politischen Cirkeln Turins durch feinen Geist hervorstechen und eine edle Beredtsamkeit entfalten — er wird von einem einigen Italien träumen, und doch noch, um seinen Gedanken einen eleganten Aus-*) Tie folgende genealogische Tabelle mag den Leiern die Familie Cavour vorführen:

Marchese di SaleS de Duingt Antonio Benso di Sorovr

Marchese Benedetto Marchela Mnseppina gran- «„„»K,, »

'M,,ri,i° di Säle, cejca Mlivplno di Säle, "«mahlt mit Filwpo dl Cavour

Poolina FranceSca. vermählt mit Marchese Michele Benso di Cavour,

Marchese Leonardo F.'licc de Ronny vermählt mit Adele di Sellon, deren Cckwciern.

Gmtavo, vermählt» mit AdeleLai- Camillo gh?"^/"" Cavour. von Clerrno??.

Augusto und Ainar- Wusevpina, vermählt mit Mar» Tonne«, und »n-do Benso di Cavour, chesc Carlo Algeri di Eostegno richetta. »ermäclr

, m,t Mrokn,

Töchter- d'Auzett.

Luigia, vermählt mit Mar-

chese «milio ViicontKVenosta

Zur Charakteristik LavourL. 2?<^

druck zu geben, zum Französischen seine Zuflucht nehmen. Er so wie sein Bruder Gustavo machten ihre ersten schriftstellerischen Versuche in französischer Sprache. Das war in den politischen und socialen Verhältnissen Piemonts gelegen, welches Land damals auch in geistiger Beziehung von Frankreich abhing.

Zehn Jahre alt, bezog Camillo die Militärakademie in Turin, an der die Söhne aus den Adelfamilien Piemonts, die einst die soldatische Laufbahn einschlagen sollten, studirten. Die militärische Disciplin behagte seinen freien Geiste nicht allzusehr. Auf dem „Tagesbefehl“ figurirt jedoch sein Name, nicht selten in der Rubrik „Ehrenvolle Erwähnung“. Hie und da gab's aber auch „Strafen“. Im Tagesbefehl vom 7. Februar 1821 heißt es: „Die ungünstige rothe Note in der Klasse der Kalligraphie hat das Aergerniß der Vorgesetzten des Herrn Cavour hervorgerufen.“ „Nothe Note“ — so genannt, weil auf ein rothes Blatt hingeschrieben. Freilich hat sich „Herr“ Cavour — er stand damals im 11. Lebensjahre — am 14. Februar die rothe Note verbessert, und so darf er wieder in den Conversationssaal kommen und sich von seinen Verwandten zum Spaziergange abholen lassen. Manchmal giebt's aber sogar Arrest, denn Eamillo hat auf gewisse Frageil seiner Lehrer anmaßend geantwortet. Er spielt fleißig Violine und macht der Mutter Mittheilung über seine Fortschritte in der Musik. In der Uniform ist's ihni nicht ganz wohl. Er schreibt an die Tante: „Wenn diese zwei Jahre, die ich noch in der Akademie zubringen muß, vorüber sind, dann gehe ich nach Boccage, und dort unter allen meinen Verwandten genieße ich die Freuden, deren ich mich hier beraubt sehe.“ Im Tagesbefehl vom 8. Januar 1823 heißt es: „Herrn Eavour ist es verboten, in Zukunft an den theatralischen Uebungen teilzunehmen.“ Was für ein Verbrechen hat denn der junge Herr begangen? Unter Leitung eines Professors der Anstalt hatten die Zöglinge ein Schauspiel aufgeführt, und da verletzte Camillo seine Vorgesetzten durch die Art seines Auftretens. Bald darauf aber zeichnete er sich in dem Schwanke „I ?oiM ai oampi Nlissi“ aus; er gab den Genius Italiens, stieg als geflügelte Erscheinung von der Höhe hernieder und verkündete unter Anrufung der Dichter Nlfieri und Metastasio die zukünftige Größe des Vaterlandes. Im Tagesbefehl vom 12. August 1823 heißt es: „Der Herr Zögling wird sich unmittelbar in den großen Arrest verfügen, denn er hat sich gewisse Schriften ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten verschafft.“ „Gewisse Schriften“ — durch seinen Bruder Gustavo nämlich hatte er sich allerlei verbotene Frucht, wie die „v5blt8“ und die „6a26ttb cis ?ll»ce“ in die Akademie einschmuggeln lassen. So groß war schon das Interesse des Dreizehnjährigen für Politik.

14 Jahre alt, ward Camillo Page Carlo Albertos, Prinzen von Carignano. Da mußte er, wenn auch wider Willen, manchmal, um seinen Dienst zu machen, zu Hofe gehen. Er fühlte sich im Pagenkleide wie in einer Zwangsjacke. Als er zum ersten Mal in seinem Prachtgewande bei Hofe

Sigmund Münz in Wien.

erschien und der Stallmeister des Prinzen auf ihn zukam und ihn beglückwünschte, da erwiderte Camillo nach einer wohlverbürgten Versicherung, es verdrieße ihn genug, „die Livree“ tragen zu müssen. Öffentlich pries er Benjamin Franklin als einen Pionier der Freiheit und zollte Bewunderung dem Andenken eines piemontesischen Edelmannes, der in Griechenland für die Freiheit gestorben war.

Diese seine revolutionäre Haltung verletzte bei Hofe; aber auch in der Akademie erregte er durch seine angebliche Anmaßung Aergerniß. Eines Tages trug Professor Plana Mathematik vor, und da Camillo mit Leichtigkeit schwere algebraische Probleme löste, prophezeite ihm sein Lehrer, er werde ein zweiter Lagrange werden. Da antwortete, wie dies ein alter Schulcolleague Cavours zu erzählen weiß, der Knabe: „Die Welt hat keine Zeit mehr für Mathematik; man muß sich fortan mit politischer Oekonomie beschäftigen. Die Welt schreitet fort. Ich hoffe, unser Land eines Tages von einer Constitution regiert zu sehen. Wer weiß, ob ich nicht gar noch Minister werde?“ Der noch heute lebende greise General Dell« Rocca, ein anderer Schulcolleague Cavours, war Zeuge dessen, wie sich dieser seinem Lehrer, dem Abbé Frezct, gegenüber in freidenkerische Aeußerungen erging, worauf Se. Hochwürden aufbrausend bemerkte: „Schweigen Sie, impertinenter, dünkeltufter Junge Sie!“ Camillo besaß jene, Anmaßung, die sich der Kraft bemächtigt, die in engen Gefäße gährt und die Hülle, die sie einschließt, zu sprengen sucht. Er hatte unter allen Zöglingen das beste Examen gemacht, verließ, 16 Jahre alt, als Genie-Lieutenant die Akademie und warf gleichzeitig sein Pagenkleid von sich. „Endlich“, so äußerte er sich „darf ich diese Krebslivree weglegen“, und später sagte er einmal: „Lakaien waren wir, und Lakaienküder trugen wir. Ich ward roth vor Schande, wenn ich es anlegte.“

Der Lieutenant wurde dein Geniecorps in Turin zum Dienste zugetheilt. Neben Mathematik beschäftigten ihn ganz besonders die socialen Wissenschaften. Er schreibt an seinen Onkel di Sellon in Genf:

„Ich hege für die inathematischen und mechanischen Wissenschaften das größte Interesse. Aber für ganz besonders nützlich halte ich das tiefe Studium der Geschichte und der Sprachen. Ich glaube, daß Derjenige, welcher sich einen Namen machen und über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben will, seine Aufmerksamkeit nicht auf zu viele Gegenstände richten sollte. Die Sonnenstrahlen, auf eine Linse gesammelt, verbrennen sogar das Holz, während sie keine Wirkung hervorrufen, sobald sie sich da und dort zerstreuen.“ Ueber die ernstesten Probleme verbreitet er sich in den Briefen an seinen Onkel di Sellon. Spiel, Duell, Todesstrafe, ewiger Friede, internationales Schiedsgericht, und andere wichtige Zeitfragen erörtern Onkel und Neffe unter einander. Der erstere lebt in einer Welt edler Illusionen und schwärmt für die Abschaffung der Todesstrafe und des Krieges und für die Einführung eines Areopags, der die Streitigkeiten zwischen den Völkern auszutragen hätte.

Zur Charakteristik Lavours.

573

Der Neffe jedoch, ein mehr realistisch angelegter Denker, meint, die Zeit sei noch nicht reif für die Verwirklichung solch humanitärer Träume. Ein tiefer Ernst äußert sich in den Briefen des Jünglings. Er beklagt sich über die Schaltheit des gesellschaftlichen Lebens in den Turiner Salons. Von der absolutistischen Wirtschaft in Piemont wendet er seinen Blick hinweg zu dem bewegten politischen Treiben in Frankreich und England. Gern ging er nach Genf. Dort fand er französisches und englisches Geistesleben. Ueber alle wichtigen Erlebnisse machte er sich Aufzeichnungen in französischer Sprache. In der Person Cavour lag die Zukunft Italiens. Nicht aus dem entnervten und ungeordneten Süden, aus dem geistesstarken und geordneten Norden sollte Italien sein Heil kommen. Cavour war seiner Bildung nach eine mehr westeuropäische als südliche Natur. Der Mann, der berufen war, sein Vaterland aus der particularistischen Erniedrigung zum Niveau einer modernen Staatsmacht emporzuheben, ging bei den Geistern Frankreichs und Englands in die Schule und besaß in seiner Jugend die geringste Kenntniß der italienischen Literatur. Während eines halbjährigen Aufenthaltes in Ventimiglia vertiefte er sich in die Schriften Guizots, Benjamin Constants, Chateaubriands, der Staël und Lamartines; daneben studierte er die Werke Hallams, Humes und Adam Smiths.

War er auch weniger radical als sein Onkel di Sellon, so war er doch innerhalb seiner engeren Familie auf der äußersten Linken. Der Direction des Geniecorps in Genua zugetheilt, nimmt er im Jahre 1830, ein zwanzigjähriger Jüngling, mit Freuden die Nachricht von der Juli-Revolution entgegen und triumphirt über das den Bourbonen gewordene Schicksal. Aber darum befand er sich doch nicht immer im Einverständnis mit den Koryphäen der „Siovins Italia“, deren Organ das genuesische Journal „L'Instituto“, war. Denn schon damals bildete er sich zu den Grundsätzen des „18te milieu“ aus. Er schwärmte nicht für die Revolution und wünschte vielmehr, daß sich Menschen und Staaten stetig entwickelten, die geschichtlichen Neberlieferungen im Geiste des Fortschrittes modificirten, mit bestehenden Mißständen womöglich durch gesetzliche Mittel aufräumten, jedoch nie ein altes Verbrechen durch ein neues zu beseitigen suchten. Er meinte, es müsse die Revolution der Ideen der Thaten vorausgehen, denn ein ungepflügter Boden nehme auch die edelsten Saaten in sich nicht auf. In Genua kam ihm der Gedanke, der militärischen Laufbahn zu entsagen und sich der Landmirthschaft zu widmen. Der Vater geht auf den Wunsch des Sohnes ein und kauft ihm das kleine Gut Torrone in der Nähe seines Familiengutes Leri. Dieses Project hatte er ihm mit folgendem Schreiben angekündigt: „Wenn Du Dich der Landmirthschaft ergeben und Eigenthümer werden willst, so will ich Dich in Deinen Vorsätzen unterstützen — Du kannst Dein Gut mit eigener Hand bewirtschaften, und, damit Du für Neueinrichtung desselben keine Ausgaben machest, in Leri wohnen. Ich sage Dir, dieses Eigenthum wird Dich für den Augenblick nicht wohlhabender machen; ja es

27H Sigmund Münz in Wien.

könnte Dir sogar ein, wenn auch nicht beträchtliches. Deficit bringen. Dein Einkommen würde Dir freilich nicht gestatten, Dir einen Diener zu halten. General Sambun hatte mit fünfzig Jahren keinen solchen. Willst Du Geld bei Seite legen, so mußt Du karg wirtschaften und Dir ohne Pferd und Fuhrwerk forthelfen . . . Bist Du einmal mit fünfundzwanzig Jahren kein Mann, so bist Du es nie."

Bedeutungsvoll für sein Leben ward ihm die Freundschaft, die ihn mit Severins Cassio und Pietro di Santa Rosa verband. Ersterer weist einmal in einem Briefe an Cavour auf „die heilige nationale Sache hin, der sie beide zu dienen berufen wären" >a sant» caus», «Ks abbiamo »r> äentaraents abraeiato. . . . „O daß mir doch gemeinsam durch ganz Italien wandern könnten, um unseres Vaterlandes Einrichtungen, Bedürfnisse, Meinungen und Secten zu prüfen." Als Santa Rosa im Jahre 1838 Italien bereiste, theilte er dem Freunde nach Turin in ausführlichen Briefen seine Eindrücke von den Personen mit, denen er begegnete. „Gewiß interessiren Dich doch mehr die Menschen als die Dinge, wiewohl ich ganz gut weiß, daß Du auch auf die Dinge schaut, da man durch sie die Menschen besser kennen lernt." In der That packten Cavour mehr die Menschen als die Dinge — er sagte einmal später von dem ihm befreundeten jüngeren Bolognesen Marco Minghetti, dieser kenne Italien, er (Cavour) aber kenne die Italiener. Er nahm an den Personen mehr Antheil als an den Sachen, und als das Sachlichste im Menschen erschien ihm der in diesem vorhandene nationale Trieb. In jedem seiner Landsleute sah er ein Element, um das große nationale Gebäude Italien aufzuführen. Santa Rosa schilderte ihm die hervorragenden Menschen Italiens, damit Cavour so in die Lage gesetzt würde, sich seine gegenwärtigen und zukünftigen Mitkämpfer und Widersacher vorzustellen. In Florenz berauscht sich der Freund an „dieser klassischen Stadt der Erinnerungen, diesem symbolischen Tempel des Mittelalters, dieser wahren Kosmopolis"; in Venedig ruft er mit patriotischer Genugthuung aus: „Wie ist doch dieses Italien schön Unsere Vorfahren, die so Großes vollbracht, müssen doch wacker und tüchtig gewesen sein! Die einzelnen Städte, die einst Munizipien bildeten und sich gegenseitig zerfleischten, sehen aus wie eben so viele Hauptstädte großer Reiche. . ."

Cavour wählte sich den Freund zum Reisegefährten, als er später nach Paris und London aufbrach, um sich in diesen großen gesellschaftlichen und politischen Centren für seine staatsmännische Laufbahn vorzubereiten. Er empfand das Bedürfniß, sich von den kleinlichen Verhältnissen Turins in die weite See eines bewegteren Lebens hinauszuwagen, in welchem Individualitäten und Parteien mit offeneren, Bisir mit einander kämpften als in Piemont, wo ein politisches Regiment herrschte, das aus der hektischen Umarmung von Pfassenthum und Burecmkratie hervorgegangen war. Ein Katzenjammer hatte sich seiner in Turin bemächtigt. Er gab sich, da ihm bei den erbärmlichen Verhältnissen des Staates und der (Gesellschaft keine

Zur Charakteristik Cavours. 275

Gelegenheit zu ernsterer Bethätigung geboten war, eine Zeit lang dem Spiele und schalen Genüssen hin. In, Februar 1836 schreibt er in sein Tagebuch: „Trotzdem ich mir vorgenommen hatte, es nicht mehr zu thun, bin ich doch wieder im Caffee Fiorio gewesen, wo ich 1200 Francs verloren habe. Ich schäme mich meiner Schwäche und übernehme hiermit zur Strafe für meine Unvorsichtigkeit die formelle Verpflichtung, nimmermehr, wo immer es auch sei, so hoch zu spielen, bevor ich im Besitze eines Vermögens bin, das mich unabhängig macht . . ." Und ein anderes Mal schreibt er, auf einer Reise durch Oesterreich dem Gesichtskreise der Heimat entrückt: „Ich verließ Turin, um für den Augenblick wenigstens diesem Leben eines erschlaffenden Müßiggangs und zweckloser Agitationen ein Ende zu machen — diesem Leben, das nur durch die erniedrigenden und herabwürdigenden Aufregungen des Spiels eine Abwechselung erfährt ... Ich vernachlässige die Studien und lasse alle meine intellektuellen Qualitäten brach liegen; meine moralischen Fähigkeiten verschlechtem sich. Wohin soll das führen? Die elende Spielsucht erniedrigt, wen sie beherrscht, nicht nur in den Augen des Publikums, sondern auch in den eigenen . . ." Aber es bestätigte sich an ihm, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Als er i. I. 1840 in Paris weilte, fühlte er sich wieder versucht, zu spielen. Paris war S, 1«, Hau88s gestimmt, man sprach von einem bevorstehenden Orientkriege. Cavour verlor 20 000 Francs. Das bringt ihn zur Verzweiflung, und reuevoll schüttet der Dreißigjährige sein Herz vor dem Vater aus. Er wolle, sagt er, auf die Ehe verzichten, und das um so mehr, als er mit seinem etwas ungleichen Charakter ein Weib nicht zu beglücken vermöchte; er wolle in Zukunft die Börse wie eine Hölle fliehen — „ich habe 20000 Francs verloren, aber an Erfahrung gewonnen; ich habe einen Entschluß gefaßt, der mehr als eine Million wiegt." Darauf schrieb ihm der Vater: „Jetzt, mein guter Sohn, ist das Uebel geschehen — Du hältst Dich für den einzigen jungen Mann, der berufen sei, im Sturm Minister, Bankier, Industrieller, Speculant zu werden. Eigenliebe macht es, daß Du Dich für unfehlbar hältst . . Ohne Zweifel wirst Du einst eine ausgezeichnete Stelle in der Welt einnehmen, wenn Du nur etwas weniger von Deiner Ueberlegenheit überzeugt sein wolltest."

Auf den Reisen, die er mit Santa Rosa nach Frankreich und England machte, kam ihm die moderne Civilisation in ihrer vornehmsten Aeußerung als westeuropäische Ordnung, westeuropäische Freiheit, westeuropäisches Geistesleben zum Bewußtsein. Und so groß ward seine Vorliebe für Paris und London, daß man ihm zuerst Gallicisimus und dann Anglomanie zum Vorwurfe machte. Er kommt einmal in seinen, Tagebuche auf den großen italienischen Naturforscher Melloni zu sprechen und sagt: „Melloni lebt als Verbannter in Paris . . . Armes Italien! Deine ausgezeichnetsten Söhne werden in die Fremde gejagt — den Fremden müssen sie die Hervorbringungen ihres Genies und den Glanz ihres Ruhmes darbieten!!!"

276 Sigmund Münz in Wien. —

In London feierte man den 25 jährigen Piemontesen auf alle Weise und stellte ihm eine große Zukunft in Aussicht. Bei einem Festessen der geographischen Gesellschaft ward ihm der Ehrenplatz zugewiesen . . . Auf einen ihm ausgebrachten Toast erwiderte er ex improvi8o. „Das war,“ schreibt er, „mein Maiden-Speech. Der Secretär der Gesellschaft antwortete mir mit einem bedeutungsvollen Lächeln und sagte, er hoffe, das sei das erste Debüt einer langen Laufbahn.“ Cavour hatte Empfehlungsschreiben an berühmte Männer der Themse-Stadt mitgenommen, aber nicht Alle scheinen ihm gleich wohlwollend entgegengekommen zu sein. „Ich mache in London die Erfahrung, daß Empfehlungsbriefe im Allgemeinen eher schaden als nützen. Derselbe Mensch, der sich für uns um unserer persönlichen Eigenschaften willen bemüht, flieht uns, sobald er Verpflichtungen gegen Ms zu haben glaubt.“

Faraday, damals Lehrer an der „Royal Institution,“ hatte sich bereits durch seine chemischen und' physikalischen Untersuchungen einen Namen auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gemacht. Cavour schildert seinen Besuch bei diesem berühmten Naturforscher folgendermaßen: „Wir trafen Faraday an, wie er sich gerade vom Tische erhob. Er war ohne Gilet und hatte einen alten schlechten Rock an; er machte einen etwas unsaubern Eindruck und hatte ganz das Aussehen eines vielgelehrten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Er empfing mich höflich, aber unsere Unterhaltung dauerte nicht lange, denn er konnte sich nur schwer französisch ausdrücken; und ich wieder hatte mein Kreuz, um mich in englischer Sprache verständlich zu machen. So scherzte er denn unter stetem Lächeln mit Brockedon (in dessen Begleitung Cavour war), mit dem er intim ist. Faraday war sehr lustig, sehr malitiös, ein don entant. Er hat keine Spnr von dem Hochintusye eines Gelehrten an sich, er ist vielmehr ein F«06 natursc! Kllow. Seine Figur ist nicht schön, aber er ist voller Leben und Geist. Man sieht, daß er eine große Leichtigkeit der Auffassung und eine sichere Definitionsgabe besitzt. Diese beiden Eigenschaften leiten ihn fast instinctiv zu den großen Entdeckungen an, mit denen er die Wissenschaft bereichert.“ Mit aller Lebhaftigkeit schildert Cavour ein Diner im Hause des Buchhändlers Murrmi.

In London verschaffte er sich einen tieferen Einblick in die politische Oekonomie. Unter sachverständiger Führung besuchte er allerlei industrielle Etablissements, Schulen, Kerker, Asyle und Armenhäuser. Er meinte, der moderne Staat sei berufen, Philanthropie zu üben, und darum studirte er diesen Zweig des öffentlichen Lebens, der schon damals in der Themsestadt reiche Blüten trieb. Er machte Ausflüge nach Windsor, Oxford, Stratford, der Heimat Shakespeares. Denn dieser britische Dichter war der poetische Heilige seines Lebens. Dantes „vivi,“a Oommeckis“ hat er nie gelesen, zu dem Grabe des dämonischen Florentiners nach Navenna war er nie gepilgert, aber den großen Briten las er inimer und immer wieder, und so hatte er das Bedürfnis;, seine Andacht an der Wiege des Dichters zu richten. Die tiefpsychologische Motivirung der Charaktere und Handlungen

Zur Charakteristik Cavour's. 37?

bei Shakespeare zog ihn mächtig an, und noch in späteren Jahren pflegte er von seiner Loge im Carignano-Theater zu Turin mit gespannter Aufmerksamkeit der Aufführung Shakespeare'scher Stücke und zumal sein Auftreten Ernesto Rossis zu folgen. Nicht mit Unrecht hat dieser berühmte italienische Schauspieler in seinen vor einigen Jahren erschienenen „Hnarimt' auni Gi vitH ai'tiLtica" bemerkt, die italienische Bühne läge heute nicht so sehr darnieder, wenn es Cavour vergönnt gewesen wäre, die Formation des nationalen Einheitsstaates um einige Zeit zu überleben und die künstlerischen Einrichtungen des Königreichs ein wenig zu reorganisiren. Gern ermunterte Cavour, als er Ministerpräsident war, die an ihn empfohlenen Schauspieler, es mit den besten Stücken der Dichter von jenseits der Alpen zu versuchen, um so den Geschmack der Bewunderer Pulcinellos zu verbessern. So sehr er sich auch in späteren Jahren rühmte, daß er kein Schöngest sei, so besaß er doch aesthetische Anlagen und Neigungen. Nach italienischer Gewohnheit empfing er die Diplomaten in der Loge und verhandelte, wie wir dies aus den Memoiren Michelangelo Castellis erfahren, sogar im Theater über wichtige Staatsgeschäfte. Hatte er als eine heitere praktische Natur auch wenig Sinn für das diabolische Pathos Dantes und die narkotische Würze der von patriotischen Schmerzenschreien erfüllten Dichtungen Leopardis, so schlürfte er doch gern den milden Honigseim der Poesien Mazonis und die berauschende Blume der Opern Verdis, den der spätere Minister aus Bewunderung seiner Musik sogar für ein Deputirtenmandat vorschlug, wobei er die witzige Bemerkung machte, „Italien sei durch Harmonie entstanden, und so solle der Meister der Harmonien im Parlament nicht fehlen."

Er war tief durchdrungen von dem Werthe der Bühne als einer ein Volk erziehenden nationalen Institution. Und darum seine Abneigung gegen ein frivoles oder nur auf Sensation und Schauer berechnetes Theater. Als er den Winter 1842/43 in Paris weilte, lauschte er nicht selten dem Spiele der Naville und der Rachel, ohne sich jedoch, wie Andere es thaten, einen« an Fetischismus grenzenden Kultus der letzteren hinzugeben. Er fand keinen Gefallen daran, daß sich die Rachel, um Effect zu machen, zu Stücken herabließ, die er einer solchen Tragödin nicht würdig fand. Eine große künstlerische Interpretin sollte sich, so meinte er, von einem großen Dichter fortreißen lassen, nicht aber banalen Effectstücken durch ihre Kunst zum Leben verhelfen.

Am 15. November 1842 schreibt Cavour, anknüpfend an die Aufführung von Lemerciers „l'röliöFoncky, la (l'aius 6t l) «iLinuiWlls": „Nie in meinem Leben habe ich einer abscheulicheren Tragödie beigewohnt, als dieser. Elender Vers; absurde Intriguen, überspannte Charaktere — absolut uninteressant. Mlle. demoiselle Rachel machte sich trotz ihres großen Talents schwer verständlich. Sie war unausstehlich, da sie sich Gewalt anthat, um den Haß und die Grausamkeit getreu darzustellen. Ich begreife es nicht, weshalb Mlle. Rachel dieses schreckliche Stück gewählt hat, es sei denn, daß sie sich

Sigmund Münz in Wien.

versucht fühlte, zu sehen, wie weit der Triumph ihres Talents gehe, um Schwierigkeiten jeder Art zu überwinden. Sie hat uns vielleicht zeigen wollen, daß sie die thörichtesten und geschmacklosesten Dinge plausibel zu machen weiß. Sie hat ihre Eitelkeit auf Kosten der Kunst und ihres wahren Ruhmes befriedigt . . . Sie hat in der Uebertreibung der Leidenschaften ein neues Mittel zur Entfaltung ihres Talents zu finden geglaubt. Aber indem sie mit Gewalt leidenschaftlich sein wollte, ist sie aus der praktischen Natur herausgetreten und hat sich in eine exceptionelle Welt begeben, die zwar wahr sein mag, die man aber nur mit Schaudern sieht. . . . Indem sie die Grenzen überschritt, hat sie nur peinliches Erstaunen statt jener Bewunderung hervorgerufen, die sie sich sonst so gut zu verschaffen weiß. Das wahre Motiv, das sie veranlaßte, diese traurige Tragödie neu zu beleben, mag man jedoch vielleicht in dem Unistande sehen, daß das Costüm Fredegundes ihr entzückend sitzt — sie ist eben trotz ihres Genies noch mehr Frau als Schauspielerin." Das war eine der wenigen Theater-Kritiken, die Cavour, wenn auch nicht für die Oeffentlichkeit, geschrieben hat. Aber im ganzen war er doch kein Theaterfex.

Im Verkehr mit Männern, wie Sainte-Beuve, dein Herzog von Broglie, Thiers, Haussonville, dem Grafen de Molé und anderen hochgebildeten Geistern verfeinerte sich das aesthetische Gewissen des mehr dem praktischen Leben zugewendeten jungen Italieners. Dabei aber ging er in der Stadt an der Seine, in welcher er eine Schaubühne der Welt sah, zu vielen Dingen nach, um dort ausschließlich künstlerische Neigungen in sich aufkommen zu lassen. Er eilte von einer Hörsaale in den anderen, um sich mit den bedeutendsten Lehrern des Oollög« ck« ?rsnes und der Sorbonne bekannt zu machen. Er hörte bei Noger-Collard über Völkerrecht, bei Lenorinand über Geschichte des Orients, bei Jules Simon über die Schule von Alexandrien. Er hörte bei Michelet, Ozanam, Görusez und Quinet. Mit besonderem Interesse folgte er den juristischen Vorlesungen Pellegrino Rossis — des Italieners, der später einen so edlen Antheil an den nationalen Bestrebungen seines Vaterlandes nehmen und als Märtyrer der gemäßigten Sache in Rom meuchlings ennordet werden sollte. Der Philosoph Cousin äußerte sich dem jungen Piemontesen gegenüber mit Sympathie über Piemont. Damals lebte auch Adam Mickiewicz in Paris, und in diesem Dichter verehrte Cavour die Sache Polens.

In Gesellschaft August de la Rives ging er wieder nach London. Von der Galerie des Parlaments schaute er auf das Treiben des Unterhauses hinab, und in dem Piemontesen ermachte der Wunsch, es möchte auch Sardinien eines Tages das Polizeiregiment mit einer parlamentarischen Regierung vertauschen und gar aus einem imposanten gewählten Vertrewngskörper heraus statt des kleinen Sardinien das große Italien vor Europa zum Worte kommen. An der Themse lernte er sich für die freihändlerischen Ideen Cobdens begeistern. Er ward mit den Nachtheilen des Monopol-Systems vertraut

Zur Charakteristik Lavours.

s?9

und hörte nicht mehr auf, über das schöne Pseudonym „Protektionismus“ zu spotten, unter dem sich der häßliche Begriff „Monopol“ berge. Er bewunderte Sir Robert Peel, der trotz der ihm hieraus erwachsenen Unpopularität von seinen veralteten wirtschaftlichen Anschauungen abgefallen war und sich zu den Ideen Cobdens bekehrte.

So gut wir auch schon bis jetzt mit Cavours oekonomischen Anschauungen vertraut waren, so hat gerade nach dieser Richtung hm die Literatur in den letzten Jahren manche Bereicherung erfahren. Bemerkenswerthe Aussprüche über die wirtschaftlichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens finden sich in den Schriften und Reden Cavours, und einen Auszug aus diesen hat Arturo Perrone unter dem Titel „läse ecoiwmioks gel Oonts 6i Oavour, rolte 6ai suoi 8l?ritti e äisoorLi parläuislltäri"*) publicirt. Diejenigen Staatsmänner unserer Tage, die den Socialismus dadurch bekämpfen zu können glauben, daß sie zu den protectionistischen Ideen der Vorzeit zurückkehren, vertreiben den Teufel mit Beelzebub. Sie sollten sich aber des Ausspruchs Cavours erinnern, den Perrone seiner Schrift als Motto voranschickt: „Die socialistischen Doctrinen haben sich nur in den Ländern entwickelt, in denen die protectionistischen Ideen in die Gesetzgebung, in den Geist und in die Sitten der Menschen eingedrungen sind.“

Perrones Schrift wird auf's beste ergänzt durch den umfangreichen Briefwechsel, den Cavour mit dem Genuese? Bankier De la Rue unterhalten und den Amedee Bert unter dem Titel „Xouvellss Lettre8 ineäite8 reueillies st pudliess svse n«te8 Ki8torique8" **) veröffentlicht hat. Emil de la Rue, an den diese Briefe gerichtet sind, war der Chef eines angesehenen, seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Genua etablirten Bankhauses, das der Genfer Andre de la Rue gegründet hatte. Während seines Aufenthaltes in Genua hatte der junge Cavour in dem gastfreundlichen Hause De la Rues viel verkehrt. Der Bankier und der Staatsmann blieben dann durch ein viertel Jahrhundert in regem Briefwechsel mit einander. Dieser erstreckt sich auf den Zeitraum von 1836 bis 1861. Diejenigen, die, wie dies heutigen Tages, insbesondere in gemissen feudalen Ständen, üblich ist, gewöhnt sind, über den kaufmännischen Beruf die Nase zu rümpfen, mögen es sich gesagt sein lassen, daß Cavour einem Bankier seine gewichtigsten Lebenspläne mitzutheilen und sich in seinen Briefen an ihn, die zwar in erster Linie geschäftliche Fragen behandeln, auch über die politischen Probleme des Tages zu äußern pflegte. Er bediente sich der Vermittelung De la Rues, als es i. I. 1851 galt, die große sardinisch-englische Anleihe mit dem Hanse Hambro in London abzuschließen; er schickte den Freund nach Paris und Chamber« i. I. 1855, als das Königreich Sardinien mit dem Hause Bartholony wegen der Fusion der sardinischen Eisenbahnen unterhandelte. Er holte sein Gutachten über

*) c?ä8»novg,, loriu«, 1887.

“) Roux s Comp., Läiteur8, ?urin. 1889,

Sigmund Münz in Wien.

landwirtschaftliche und kommerzielle Unternehmungen ein und appellirte an ihn als an eine Autorität, wenn er nicht wußte, wie er, der Gutsbesitzer in Leri, seine Terrains ausnutzen, seinen Reis und sein Getreide verkaufen solle, oder wenn er irgend eine Bank zu gründen oder eine industrielle Gesellschaft ins Leben zu rufen wünschte.

Denn ehe Cavour der große Staatsmann war, beschäftigte er sich auf seinem Landgute Leri mit Reisbau, Cultivation der Zuckerrübe, Experimenten mit chemischem Dünger, Schaf- und Schweinezucht, und er stand diesem prosaischen Berufe durchaus nicht als gräflicher Junker gegenüber, der das Geschäft verachtet und den Nutzen einsteckt und sagt ölet". Der „Asntleiuän fgrius", wie ein geistreicher Italiener ihn genannt hat, war schon früh Morgens bei der Arbeit anzutreffen, und so wurde der arme Edelmann mit dem prunkvollen Titel und der leeren Tasche nach und nach Millionär. Einst hatte er an seinen Freund de la Rive geschrieben: „Einmal in den Geschäften, werfe ich mich auch ganz und gar hinein. Außerdem zwingt mich meine Lage dazu — ich bin der Jüngere, was in einem aristokratisch constituirten Lande viel besagen will. Ich muß mir meine Lebensstellung im Schweiße meines Angesichtes schaffen. Für Die, welche mit Millionen spielen, ist es leicht, sich mit Wissenschaften und Theorien zu beschäftigen; wir anderen armen Teufel, ibr jüngeren Söhne, müssen Blut und Wasser schwitzen, um einige Unabhängigkeit zu erringen." Damals fehlte ihm noch das Geld, um die Reisfelder, die er eben gekauft hatte, zu bezahlen. Tief durchdrungen von dem ethischen Werthe des Kaufmanns und der politischen Bedeutung der Industrie — der Industrie, die Europa aus dem feudalen Stadium in ein bürgerliches Zeitalter hüllübergeleitet hat —, suchte er auch seine trugen Landsleute für industrielle Unternehmungen zu gewinnen. Das aber erweckte das Mißtrauen der sardinischen Regierung, „denn in Turin ahnte man", wie Treitschke einmal sehr richtig bemerkt hat, „die Verwandtschaft des neuen Großgemberbes mit dem Liberalismus." Cavour's Leben ist ein Hymnus auf den kaufmännischen Beruf und die Industrie. Oft genug beklagte er sich zu dem Genueser Bankier darüber, daß Italien wirtschaftlich darniederliege. Er sagte sich, daß der Feudalismus im Bunde mit dem Clericalismus sein Vaterland erniedrigt habe und daß Handel und Industrie es wieder aufrichten werden. Mit Antonio Scialoja, Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Turin, vertrat er in den Tagen, als doctrinäre Finsterlinge in Piemont das große Wort führten, die freihändlerischen Ideen Cobdens. Auf die Einladung jener Beiden hin kam der ausgezeichnete Brite nach Turin, und bei einem Bankett, das ihm zu Ehren von Cavour und Scialoja veranstaltet ward, fehlte es nicht an zündenden Toasten auf den Freihandel.

Scialoja feierte in Cobden Denjenigen, der die ökonomische Barbarei des Monopols zu Falle gebracht, und der Brite wiederum ließ den Genius Italiens hochleben, der so crpansiv sei, daß ihm die Welt kaum genügte.

Zur Charakteristik Lavours. 33^

Welch' ein Werk des antiken Rom werde mit dein Durchstiche des Mont-Cenis wetteifern können? Er begrüße, sagte Cobden, dieses Project um so wärmer, als sich Italien und England hierdurch näher kommen würden. Cavour's Herz schlug bei diesen Worten höher, denn er erwartete viel von der Annäherung seines Vaterlandes an England und Frankreich. Diejenigen, die sich über die Gewerbefreiheit lustig zu machen pflegen, müssen, wie inferior sie auch einem Cavour gegenüber dastehen, in dem großen Staatsinanne, der den? Zunftwesen und der kastenmäßigen Classification der Stände nicht gewogen mar, einen Manchestermann sehen. Aber dem Manchesterpolitiker wohnte doch ein tiefmurzelndes Gefühl von Manneswürde inne. Verleumder klagten ihn an, daß er aus seinem Ministervortefeuille Vortheile zu Gunsten seiner Tasche gezogen hätte. Während der Zeit, da er gleichzeitig Cabinetschef und Finanzminister war, schrieb er einmal, am 27. Februar 1853: «Lachen Sie denjenigen in's Gesicht, die Ihnen sagen, daß ich mich jetzt auch nur im geringsten mit irgend einem Geschäfte abgebe.» Das ist derselbe Cavour, der ein ihm von Oesterreich aus gemachtes Anerbieten, sich an den Actien einer Eisenbahngesellschaft zu betheiligen, voll Indignation mit der telegraphischen Weisung ablehnte: „,^e repous8e l'ott'rs qns vous ms faires sve« I« plu8 ßraicl m6pi-is.^ Schon im Jahre 1852 hatte er an die Herren X. in Newvork, die den Minister aufforderten, sich an gewissen geschäftlichen Specnlationen zu betheiligen, geschrieben: „Sehr geehrte Herren! Indem ich Ihren Brief beantworte, spreche ich die Vermuthung aus, daß Ihnen meine Stellung als Minister nicht bekannt sei. Sonst hätten Sie es kaum versucht, mir Privatspeculationen anzubieten. Ich ersuche Sie, in Zukunft bessere Erkundigungen über die Fähigkeiten Ihrer Correspondenten einzuziehen und sich zu erinnern, daß die Minister, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, sich nur den öffentlichen Angelegenheiten widmen.“ Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte Cavour das Bedürfniß, sich seinem Freunde De la Rue mitzuthellen. Dieser Brief vom 28. Mai 1861, in welchem der große Staatsmann auf die von seinem Finanzminister Bastogi in Angriff genommene Unifikation der Staatsschulden des Königreichs zu sprechen kommt, schließt aber mit den Worten: „Diese nicht enden wollende Parlamentssession ermüdet mich sehr. Ich habe nun des Guten genug.“ Einen Tag später erkrankte er, und am 6. Juni 1861 war der erst Fünfzigjährige eine Leiche. Diese seine letzten Lebenstage und seinen Tod finden wir in fesselnder Weise in Michelangelo Castellis erst im Jahre 1888 von Luigi Chiala veröffentlichten Memoiren*) geschildert. Castelli mar für Cavour, was Eckermann für Goethe. Geboren zu Nacconigi im Jahre 1808, lernte er in Turin frühzeitig den etwas jüngeren Cavour kennen. Erst den Ideen Mazzinis zugethan, bekehrte er sich unter dem Einflüsse des Freundes zu gemäßigteren Grundsätzen. In dem von Cavour begründeten Journal ..II *) Rieorä! äi Castelli, I>. Rom. Irring 1338,

282 Sigmund Münz in Wien.

liizoi-ssimLnto" legte er diese seine Anschauungen nieder. Dann saß er als Parteigenosse Cavour's in der Kammer. Er hatte als dessen intimer Freund eine gewisse lindernde Macht über seinen ungestümen Geist. Cavour verzehrte sich im Dienste des Vaterlandes, während das bescheidenere Licht Castelli, Licht vom Lichte Cavour's, noch ruhig in eine neue Zeit hinüberdämmerte, in welcher der Name des großen Freundes bereits von historischem Ruhm verklärt war. Er starb im Jahre 1875 zu Turin, und bis in die letzten Tage seines Lebens arbeitete er an seinen Aufzeichnungen. So liegt auf diesen Memoiren, die erst dreizehn Jahre nach Castelli's Tode an's Tageslicht kamen, ein Geist von Wohlwollen und Liebe für den dahingeschiedenen Freund — ein Geist, wie er von einem edlen sterbenden Manne auszustrahlen pflegt. Er hat Cavour die Augen zugeedrückt. In Castelli's Memoiren erscheint der staatsmannische Genius des diplomatischen Gründers der italienischen Einheit in der ganzen Fülle seiner Ueberzeugungen.

Castelli meint, Cavour hätte noch gerettet werden können, wäre er nicht vom Anfange der Krankheit an, die die Einen für eine Darmentzündung, die Anderen für Malaria hielten, von einem mittelmäßigen Arzte behandelt worden, der ihm sieben Mal zur Ader ließ. Dazu noch saß der Schmerleidende auf seinem Schmerzenslager einem mehrstündigen Ministerrathe vor, der ihn furchtbar erschöpfte. Unmittelbar darauf trat Castelli in das Krankengemach in, Palazzo Cavour. Der Freund las aus dem Anblicke des Leidenden, daß es mit diesem abwärts gehe. Castelli gehörte wie zur Familie, und alle Augenblicke verlangte der Kranke nach seinem Vertrauten, der sogar Eisumschläge auf die brennende Stirne des in Fieberträumen dahinsiechenden Staatsmannes legte. Am Sonntag, dem 2. Juni 1861, hatte der Patient allerlei Wahnvorstellungen — es war ein schlimmes Omen für seine Umgebung. Die Freunde verloren die Köpfe. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni verblieb Castelli bis 3 Uhr Morgens in Gesellschaft Farini bei dem Kranken; dann machte sich der erstere nach Hause, um einige Stunden auszuruhen. Um 6 Uhr schon holte ihn aber ein Diener, der ihn beschied, daß Cavour nach dem Freunde verlange. Beim Eintritte Castelli's in das Krankenzimmer flüsterte jener die Worte: „Oh Castelli, Castelli." Dann verfiel er in dumpfes Schweigen. Plötzlich aber raffte er sich auf, nachdem er den Freund mit großen Augen angestarrt und allerlei unzusammenhängende Worte gesprochen hatte, und sagte: „Der König soll es wissen," und dann phantasirte er weiter. Castelli erzählt: „Mit einem Mal erhob er sich und schleuderte die Füße aus dem Bette; ich hielt ihn mit der Rechten fest, und er lehnte das Haupt an meine Brust. Er bemerkte das Augenglas, das mir vom Halse hing, und spielte lange mit demselben. Ich aber betrachtete seinen so stark entwickelten Kopf und dachte an die Macht des Genies, das er in sich barg. Ich konnte nicht die Thränen unterdrücken und schluchzte aus der Tiefe meines Herzens. Er athmete wie ein Gesunder, er hatte rothe Backen — aber die Augen waren von erschreckender Glanz-

losigkeit, wenn sich ihm auch manchmal ein Lächeln auf die Lippen schlich. So stand ich zwei Stunden allein an seinem Bette und legte ihm von Zeit zu Zeit eine Eiscompresse auf den Kopf." Nachmittags mar alle Hoffnung vorüber. Auf Castellis Drängen schickte man um den Pater Giacomo, Pfarrer der Kirche clell«, Nscioimg, ds^li ^o^eli, auf daß dieser milde Priester dem sterbenden häretischen Staatsmanns, der, wiewohl er manchen Feldzug gegen das päpstliche Rom unternommen hatte, doch im Grunde seines Herzens ein guter Katholik blieb, die letzte Oelung ertheilte. Schon als Jüngling hatte sich der Nachkomme des heiligen Franz von Sales zuweilen religiösen Stimmungen hingegeben, und auch als Staatsmann zeigte er sich in seinen Angriffen gegen das durch so ehrwürdige Traditionen geweihte System des römischen Kirchenglaubens sehr zurückhaltend. Schon die Predigten des Jesuiten Nagnan und die Vorträge des Abbé Coeur in Paris hatten ihn zu einer Religion im höheren Sinne des Wortes hingeleitet, und so fanden auch die Lehren Giobertis und Rosminis, dieser edlen italienischen Denker, deren Streben auf eine Aussöhnung der modernen nationalen Ideale mit dem altererbten katholischen Glauben ging, einen begeisterten Jünger an ihm. Freilich mußte er sich noch in den letzten Tagen seines Lebens davon überzeugen, daß die italienischen Neuwelken in Illusionen geschwelgt hatten, denen das „^«n possumus" Pius IX. ein Ende machte. Ueber ihn selber waren manchmal skeptische Gedanken gekommen; er hatte einmal die Worte niedergeschrieben: „Wir, die mir keinen religiösen Glauben haben, müssen nns doch wenigstens mit aller Leidenschaft in den Dienst der Menschheit stellen."

Der Vatican sah in Cavour nur den Ketzler und lohnte den Pater, der den Sterbenden absolvirt hatte, damit, daß er ihn a ävinis suspendirts. Auch noch die letzte Nacht harrte Castelli bei dem geliebten Freunde aus. Im Fieberwahne begann der Kranke um 2 Uhr Morgens zu declamiren. Er glaubte auf der Ministerbank im Palazzo Carignano zu sitzen und zu den Deputirten zu sprechen. Castelli erzählt darüber: „Zwei Stunden lang sprach er mit einigen Unterbrechungen. Er warf Namen, Ideen und Projecte durch einander. Heilige Stille herrschte um uns, und mit beklommenem Herzen lauschten wir auf die Aeüßerungen einer Jdeenmacht, die in ihm noch fortloderte und sich in Pläne und Gedanken erging. Er starb mit dem Naimn Jtalia auf den erbleichenden Lippen und legte so ein wunderbares Zeugniß dafür ab, wie sehr sich die Leidenschaft fürs Vaterland in ihm verkörperte." Auch Cavours Sterben war ein mühevolltes Ringen, wie es sein ganzes erfolg- und ruhmgekröntes Leben gewesen, das die ausgezeichnetsten Männer Italiens zu wahren Hymnen auf den größten Staatsmann, den die apenninische Halbinsel seit Jahrhunderten besessen, inspirirt hat.

Federzeichnungen aus Holstein.

von

L. Siegfried.

— «iel. —

III.

Auf, zum Hessenstein!

j[^]ine glänzende Bilderschaar umgankelt mich, gleich bunten Schmetterlingen. Ob ich wache oder träume, immer ist Eins da und setzt sich mir auf das Ding, das ich gerade vor Augen habe. Eben jetzt, wie ich den Kanarienvogel von der Zuckerdose scheuchen will, — halt, was ist das? Zwischen Nuhgesträuch geht der Blick auf eine weite Wasseroberfläche, die den hellen Morgenhimmel widerspiegelt, die Wälder, die Hügel sind in blauen Duft getaucht, ein einsamer Thurm hebt in der Ferne das Haupt empor. — Dich kenne ich. Du bist der Hessenstein! — Wie der Thau auf den Gräsern schimmert, die Erdbeeren leuchten dazwischen, wie böhmische Granaten in Silberfiligran. Nun weiß man doch, woher der Künstler das Motiv zu Groszmutter's Gürtelschnalle genommen hat. — Das Pappellaub rauscht im Morgenwinde, der die Hitze mäßigt, und wieder dämmert zwischen den Stämmen heraus der See, der wunderschöne Selenter See. — „Früher ging hier- ein Dampfboot," sagt der Postillon neben mir, „aber jetzt geht keines mehr." Ich denke, deswegen wird der See von seiner Schönheit nichts verloren haben. Da fällt mein Blick auf breite Spuren im Haferfeld, die nach dem Walde hinüberweisen, und ich frage: „Sind das Rehe?" „Nein, das sind die Hirsche," sagt er, „die treten hier des Nachts heraus zur Tränke, man sieht ihrer an: frühen Morgen oft bis sechzig Stück bei einander, und mehr."

Federzeichnungen ans Holstein. 285

So lebendig jene Herrlichkeiten mir auch vor Augen stehen. Etwas ist doch zwischen mir und ihnen, was mich von ihnen trennt, wie eine gläserne Mauer, ja manchmal ist mir's, als hätte ich sie garnicht mit diesen meinen Augen erblickt, sondern mit den Augen eines Andern, oder durch ein Mikroskop, und als gehörten sie von Natur in eine fremde Welt. Was für eine Welt das ist, wird sich wohl ergeben, wenn ich berichte, wie ich zu ihnen gekommen bin, ich will deshalb mit dein Anfang beginnen.

Der Postbote brachte mir eine Karte von unserem Fahrmarkt, die war hektographirt und schloß mit den Worten: „Auf zum Hessenstein!“ Sie handelte außerdem von schönem Wetter, lange gehegten Plänen, allgemeiner Btheiligung, gemächlichem Tempo, das auch dem schwächsten Radfahrer den vollen Genuß einer Tagesfahrt verhieß, und noch anderen verlockenden Sachen. Also setzte ich Sonnabends mein Rad in Stand und ging noch bei Tageslicht zum Schlummerschoppen, ohne den ja in diesen Zeiten die nöthige Bettschwere nicht mehr zu gewinnen ist. Ich konnte nichts dafür, daß gerade an dem Abend ein lange entbehrter Gast den Stammtisch besuchte, zudem stellte sich nach dein überheißen Tage erquickende Kühle ein, und es wurde zehn Uhr, ehe wir uns trennten. Zu Hause, bis der Wecker gestellt, der Vogel versorgt und die Blumen begossen waren, schlug es halb elf, dann kam der Mond und schien auf mein Bett, ein Schwärmer, der im Zimmer schnurrte, die strahlende Wärme aus den Wänden, eine laute Unterhaltung auf der Straße, so löste immer Eins das Andere ab, und Jedes rührte ein klein wenig an der einen Vorstellung, die mir merkwürdiger Weise nicht aus dem Sinn wollte, so daß sie jedesmal den Kopf hob und fragte, ob es noch nicht bald Morgen sei — ^ die Vorstellung von dem räthselhaften schwächsten Radfahrer, dessen die Karte Ermähnung that. Als ich endlich definitiv mit mir übereingekommen, daß aus so und so vielen Gründen aus der ganzen Fahrt nichts werden könnte, ging der Wecker los, und ich hatte den letzten Theil der Nacht wenigstens regelrecht geträumt und geschlafen. Die Uhr schlug drei Viertel auf vier, und unsere Gattenamsel flötete gerade ihr Morgenlied, da leitete ich mein Zweirad durch die Dämmerung der Straßen zur Hauptpost hinunter, wo der Sammelplatz war.

Mit dem Glockenschlage war ich dort und fand zuvörderst Niemanden. Dann zeigte mir der Wachtposten, den ich fragte, in der Ferne eine kleine Gestalt, die monumental auf das Zweirad lehnte und mattete. Es mar kein Sportskamera.de, sondern nur ein SportSverwandter, der Sohn eines unserer bewährten Radfahrer, darum grüßte er nicht mit „All Heil,“ sondern sagte wie andere Menschenkinder: „Guten Morgen.“ Ich stellte mich darauf neben ihn, und wir warteten zu Zweien.

Nach und nach kamen sie heran, und das blaue Feld gewann Fülle. Erst regte sich Etwas in der Dämmerung, dann erscholl ein silberner Ton, und wie ein Schatten huschte es herbei und mar da. Die Gesammtheit des Vereins, von der die Karte sprach, war es freilich nicht, doch ersetzte die Nord uxd Siid. I.XI, ISZ. 26

286 k, Siegfried in Kiel.

Qualität einigermaßen die Quantität, und wer noch kein Radfahrer war, der konnte hier die Vorzüge und Eigenschaften aller gangbaren Arten des Zweirades vergleichen und prüfen, um mit Vortheil und Genuß einer zu werden. Neben dein majestätischen hohen sah man das niedere, seiner Kleinheit halber Bei-Zickel genannt, in seinen verschiedenen Abarten; das gemeine Siffety, das Tangential-Sicherheits-Vicycle, das Cushion-Zweirad, zu deutsch Haarbalg, das mit Luft aufgeblasene Pneumatic, zu deutsch Nöhreifen, oder die Luftwurst. Der Sonnenball hing wie eine rothe Schiffslaterne zwischen den Masten des Hafens, da gab der Fahrwart mit einem Pfiff das Zeichen zum Aufsitzen, und wir traten — ja traten! — unsere Reise an.

Was nun kam, war so eigenartig, daß es sich für Jemanden, der kein Radfahrer ist, nur schwer in der rechten Weise begreiflich machen läßt. Am ehesten möchte noch ein gewiegter Bergsteiger im Stande sein, es nachzuempfinden, nicht sowohl wegen der darin vorkommenden Thatsachen, denn die waren ungefähr dieselben, die Jeder, der im Frühling vor's Thor geht, täglich erleben kann,, sondern wegen der Verfassung, in der das Gemüth die besagten Thatsachen in Empfang nahm und dem Gedächtniß einverleibte. Der Morgen war einer von den drückend heißen, an denen der Vor-sommer dieses Jahres so reich war, und die Hitze wirkt bekanntlich, wenn sie kommt, erregend auf das Gemüth. Rechnet man dazu die Folgen der schlaflosen Nacht und die starke Anspannung der gesummten Körpermuskulatur während des Führens, so hat man drei Momente beisammen, die gemeinschaftlich den Geist in eine solche Spannung versetzten, daß er Alles, was von Eindrücken an ihn herantrat, mit einer Fülle überreizter Empfindungen beantwortete und die Welt mit Allem, was darinnen war, ansah, wie durch ein Mikroskop.

Wir ritten den Hafen entlang, zwischen dem Schlachthof und dein Güterbahnhof hindurch und waren in unglaublich kurzer Zeit in Gaarden bei der Brauerei. Hier ging es den Berg hinan und oben, in der freieren Morgenluft, der blauen Ferne entgegen. Der Kirchthurm von Elmschenhagen ward einen Augenblick zwischen Linoenbänmen sichtbar, bald danach war die blaue Feme da und wir mitten darin. Die Hügel, Thäler, Wälder, Dörfer und Menschen — so viele ihrer in der Morgenfrühe auf den Beinen waren — nebst allem Gethier und Gewächs, Alles war so morgenfrisch und rein, als wäre es diese Nacht erst aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, mit der besonderen Bestimmung, uns als Augenweide zu dienen. Der Goldammer auf der Spitze des Haselstrauchs sandte den Morgenruf über's Feld, die Vruie des Grünlings im Apfelbaum zirpte begehrlieh nach Futter, der Iritsch mit der rothen Brust und sein Weib machten sich in den Glockenblumen am Wege zu schaffen und sahen uns verstohlen nach. Die Schwalben schössen hin und her, die Möwe über dem wogenden Korn unterbrach ihre Kreise und stand einen Augenblick in der Luft still, gegen uns gekehrt, die Kinder des Adebar

Holstein.

rührten auf dem Nest die Flügel und dachten: „Fahrt Ihr nur hin, wenn wir erst vier Wochen älter sind, dann sind mir Euch weit über.“

Ein klares Wasser floß in einem kühlen Grunde, und auf einer schrecklich holperigen Brücke fuhren mir darüber hin; es war die Swentine. Später hatten wir sie zur Rechten unter uns, in der Dämmerung des Buchenwaldes.

Dann wich sie zurück, und ihre Berge und Wälder traten in die Ordnung der übrigen Berge und Wälder ein, von denen die Ferne so blau war.

Neue Thäler öffneten sich zwischen den Hügeln, und neue Wälder nahmen uns auf. Dann kam der Blick auf den Selenter See, und dann kam Selent selbst und — der Kaffee.

Dieses sind sozusagen die äußeren Umstände, gleichsam die Coulissen auf der Schaubühne des Tages, zwischen denen unsere Fahrt verlief. Zwischen ihnen spielte sich zur selben Zeit eine Handlung ab — „een Truerspeel“ sagen die Bauern — deren Träger niemand Anderer mar, als das Stahlroß unseres Nestor. — Nestor mar auch gekommen; er erschien zuletzt von Allen auf dem Sammelplatz, und man hatte, glaube ich, seinem Kommen mit etwas getheilten Gefühlen entgegengesehen; jedoch er kam, und er war da. Nestor ist ein biederer Charakter und sein Stahlroß eins von der altbewährten Rasse des hohen Zmeirades, Seidel K Naumann, 52 er, welches er, allen gegentheiligen Ansichten zum Trotz, zu reiten sich nun einmal vorgenommen hat und, in seiner Weise, auch wirklich reitet.

Ein jedes Stahlroß, muß man nämlich wissen, das beste nicht ausgenommen, hat seine Eigenthümlichkeiten oder Rücken, so gut wie jedes gemeine Roß oder Reitthier im Allgemeinen. Das eine stößt, das andere bockt, das dritte klappert, das vierte hüpfert und läßt seinen Reiter über jeden Schafmist im Wege haushohe Sprünge machen. Das sind Dinge, mit denen man rechnen muß, wenn man ein Stahlroß reitet. Das unseres Nestor hatte die Eigenthümlichkeit, jedem Hinderniß im Wege schnurstracks zu Leibe zu gehen, statt, wie es doch viel zweckmäßiger schien und im Grunde auch ganz natürlich gewesen wäre, ihm einfach auszuweichen. Zeigte sich von ferne nur ein tieferes Geleise, ein Haufen Sand, ein Lehmkloß oder gar ein Stein, so konnte man sicher unmittelbar darauf unseren Nestor ihn im Sturm nehmen sehen, obgleich der Weg zum Ausweichen wahrlich breit genug war. Dabei versicherte er immerfort hoch und theuer, nicht er sei es, sondern ein Gedankenleser thäte es ihm an, der in dem boshafte Dinge steckte und von Allem, was er selbst dächte, stets das Gegentheil ausführte.

Mir ist noch eine andere Erklärung eingefallen. Ich habe vor Jahren einmal einen Frühlingsritt durch das Albanergebirge gemacht, zu Esel natürlich, die schönste Reitpartie, die man sich nur denken kann. Mein Esel hatte die Eigenthümlichkeit, die man bei seiner Art nicht selten findet, er sammelte, und zwar Gerüche. Bei Allem und Jedem, was ein anderer Esel vor ihm des Weges hatte fallen lassen, blieb er stehen und ging, trotz aller guten Worte und Schläge, nicht fürbaß, ehe er denn dasselbig classificirt und

T. Siegfried in Kiel.

specisicirt, besehen und berochen hatte. Dazumal ward niir klar, wie recht der gehabt haben muß, der den Esel zuerst Esel nannte; und jetzt, indem ich die vergeblichen Versuche unseres Nestor sah, seine Maschine nach den Principien der reinen Vernunft zu treten, drängte sich mir niederholentlich der Gedanke auf, daß es mit der Seelenminderung doch nicht so ganz ohne sei. Die Gaardener Brauerei mar noch gar nicht in Sicht, da fing für Nestor der Kampf mit dem Object schon an. Man denke sich: Links ein Rinnstein, rechts ein Graben; geradeaus über den Rinnstein eine Brücke.— Ich sah den Graben von ferne und dachte bei mir: „Das märe so ein Graben!“ Just dasselbe muß wohl der Gedankenleser gedacht haben, denn: Hast Du gesehen — schwenkte Nestors Maschine rechts in den Graben hinein. Nestor trat, er steuerte, umsonst, das Verhängniß ging seinen Gang. Hätte nicht ein alter Weidenbaum ihm einen Ast entgegengestreckt, er märe übel zu Falle gekommen. Da hing er nun, wie Absalom, das Biest aber, seines Reiters ledig, schlug noch iin Sturze hoch aus und lag dann platt da. Ich kann hier nicht jeder Gelegenheit einzeln gedenken, bei der Nestor und sein Stahlroß sich von einander trennten. In dem kühlen Grunde fehlte nicht viel, so wäre er über das Brückengeländer in die Swentine geflogen, und seine Kleider zeigten, als Halt gemacht wurde, auf blauem Cheviot eine vollendete Musterkarte aller der geologischen Formationen, die unser Morgenritt berührt hatte. Den ersten Halt machten wir in Rasdorf bei dem Wirthshaus am Waldesrand, wo man zu Füßen die Swentine hat. Ich mußte mir's recht überlegen, ehe ich begriff, daß dieses entzückende Plätzchen fester Erde, geschmückt mit Buchengrün und Morgensonnengold, wirklich das bekannte Wirthshaus sei, bei dem ich über Tags auf dein Wege nach Preetz so manche Rast gehalten; und von all den kleinen Kümmeln, die ich dort verzehrt, hat mir nie einer auch nur annähernd so gemundet, wie der an jenem Morgen. — Ein frischer Trunk Wasser, den eine freundliche alte Mutter uns bot, gab später Gelegenheit, von Neuem eine Minute zu rasten. Die beiden Alten, Philemon und Baucis, standen im Hausgarteil zwischen Karthäusernelken und blühendem Lavendel, in den Lindenbäumen summten die Bienen. Baucis ging in's Haus, Wasser holen, Philemon blies die Rauchwolken aus der Sonntagspfeife und musterte kritischen Blickes unseren Zug. „Sind das Alle?“ — „Wieso Alle?“ — „Der ganze Verein sollte ja kommen, stand im Tagblatt.“ — „Die Andern kommen nach,“ sagte der Fahrwart. Man sieht eben, wie viel dazu gehört, einen Verein allseitig, nach innen und außen zu vertreten, und heute besonders war das Pflichttheil, das unserem Fahrwart oblag, nicht leicht. Nestor, als er sich an dem Labetrunk gestärkt hatte, fuhr mit dem Fahrivart eine Strecke Weges voraus, die Anderen folgten in dem bekannten „gemächlichen Tempo“. Wo der Weg in sanfter Biegung quer durch ein Wiesenthal geht, liegt ein einzelner Hof, und hier an der Hinterivand der Scheune, im Kastanienschatten, fesselte eine Gruppe unseren Blick. Nestor,

Federzeichnungen aus Holstein.

239

auf beide Hände gestützt, saß auf dem feuchten Steinpflaster und sah stieren Auges auf einen Gegenstand im Graben. Etwas seitwärts lag sein treues Stahlroß. Der Fahrmart, auf das seinige gelehnt, stand daneben und trocknete sich die Stirn.

„Was giebt's?“ rief Jemand. „Hat Nestor Schaden genommen? Es ist doch nichts passiert?“

„Seht,“ sagte er und blieb unbeweglich sitzen, „oh seht doch!“

„Was ist da zu sehen?“

„Die Nessel,“ sagte er, „ist die nicht wunderschön? Ihr habt nie eine schönere Nessel gesehen!“

Es war eine ganz gewöhnliche Brennessel von der großen Art, tadellos gewachsen und vom Thau feucht. Die Nessel ist freilich von Ansehen eine stattliche Pflanze, ganz ohne Betracht ihrer sonstigen Eigenschaften, die sie in jeder Hinsicht zu einer hervorragenden Erscheinung des Pflanzenreichs machen. Dennoch muß Nestors Standpunkt — richtiger Sitzpunkt — ihr gegenüber bei der Gelegenheit ein partiischer genannt werden. War sie doch das Erste von allen Mitgeschöpfen des Weltalls, das ihm vor Augen kam, als er nach einem bedenklichen Sturz aus dem Reich der Lüfte zum hundert und ersten Male wieder heil und gesund auf dem Schoß der grundgütigen Mutter Erde landete, und in solchen Lebenslagen ist der Mensch nur zu geneigt, die Dinge der Außenwelt mit dem Firniß der eigenen Gefühlswärme zu lackieren.

An einer Ecke Weges, ich weiß nicht mehr genau an welcher, stand plötzlich Putten Meier vor uns und sah uns mit ihrem weltfremden Augenpaar an. Sie stammt noch aus der alten Zeit und steht mit der Gegenwart sozusagen außer Cartell. Jahraus, jahrein wandert sie umher, und kein Mensch weiß genau, wohin sie eigentlich gehört. Die Wanderschaft ist ihr Lebensbedürfnis. Man trifft sie meist abseits von der Landstraße, zwischen Wald und Moor, auf irgend einen einsamen Redder, der nur zur Torfzeit befahren und, außer vom Briefträger und dem Förster, kaum je von einem Menschen begangen wird. Man kennt sie schon von Weiten. Den Saun: des Kleides hat sie am Gürtel aufgesteckt, in jeder Hand trägt sie eine unförmliche Hutschachtel von der blauen, vierkantigen Art, oder ein paar zusainmengeknottete Bündel. So wandelt sie dahin, ein Gespenst am hellen Tage, ein etwas corpulentes Gespenst freilich, denn die Last der Jahre, die Andern zuerst das Haupt beugt und nach dem Haupt den Rücken, hat, weil sie zum Beugen den rechten Angriffspunkt nicht finden konnte, die ganze Gestalt in die Breite gedrückt. Putten ist nämlich etwas schwach im Geist und hat von der Welt nicht die rechte Meinung. Weil sie fürchtet, bestohlen zu werden, trägt sie von ihren Habseligkeiten, soviel sie nur immer vermag, mit sich herum; oft hat sie acht bis zehn Röcke über einander ans ihrem Leibe und erscheint dadurch noch unförmlicher, als sie von Natur ist. Schier wunderbar scheint es dabei, daß von all den scharfsichtigen Beob-

390 I. Siegfried in «iel.

achtem und neugierigen Leuten im Lande es Niemanden! einfällt, sich über sie zu wundern und zu fragen: „Woher des Weges, Putten, und wohin?“ Die Neugierde nämlich, das soll man bedenken, ist nur nach dein Neuen begierig, Putten aber war schon unseren Großeltern nichts Neues mehr, denn sie ist uralte, wohl an die Achtzig oder darüber. Auch müßte, wenn sich durchaus gewundert werden soll, wohl eher mit der lieben Sonne und dem guten Mond der Anfang gemacht werden, oder mit den schwarzen Taterpönnen, die sie und fertig aus der Erde gegraben werden; die sind alle noch viel älter, und kein Mensch weiß ihre Herkunft.

Mein erstes Zusammentreffen mit ihr war sehr merkwürdig. Es war am Waldesrande, wo der Weg hinausgeht aufs Moor, da fesselte eine Gesellschaft der schönsten Pilze in roth, violett und saffrangelb meinen Blick, und ich warf mich am Fuß einer Kiefer ins Gras, um das kleine Volk zu betrachten. Mit einem Male raschelte es im Farnkraut, Putten trat heraus und ging, ohne mich zu sehen, vorüber. Zu Hause erzählte ich, die Waldfrau sei mir erschienen, wie ich aber das rothe Gesicht beschrieb, das weiße Haar und den Strohhut, da lachte Trina und sagte: „Das ist ja Putten Meier.“ — „Wer ist Putten Meier? Was treibt sie?“ — „Sie wandert/ hieß es, und weiter wußte Niemand etwas Bestimmtes. Später bin ich einmal in der Lage gewesen, sie von einem Troß böser Buben zu befreien, der ihr durch das Dorf das Geleite gab — wohlgemerkt, es waren Fremde und erst vor Kurzem ins Land gekommen. Daher, sowie durch gewisse Umstände, weiß ich etwas mehr von ihr, als mancher Andere.

Ich kenne ein altes Haus, da hängt unterm Dach, wo die Vorrathslisten stehen, Bündel an Bündel, alle blau und weiß carrirt. „Das sind Putten Meier ihre,“ sagt Wilhelm geheimnißvoll. „Was mag darinnen sein?“ „Ich weiß nicht,“ sagt er, „ich hab' nicht nachgesehen, meine Schwester hat sie man erlaubt, die Sachen da aufzuhängen.“ Ab und zu erscheint Putten „auf Besuch“, sitzt in der Küche, denn bis in die Stube darf sie nicht kommen, und erzählt von stolzen Verwandten, vorenthaltenen Erbschaften, schlechten Menschen und was sonst die böse Welt an Tücken gegen sie losläßt. Derweilen kocht' auf dem Herde ein Topf mit Kartoffeln, groß genug, um eine Familie zu sättigen. Sind die Kartoffeln gar, macht Putteu sich darüber und bringt sie nüt etwas Salz sich zu Leibe, das dauert geraume Zeit. Mittags sprachst Du vor und fandest sie beim Essen. „Kieken's mal wedder in,“ hat Wilhelm zum Abschied gesagt, also siehst Du Abends wieder ein — und sie ißt noch immer. Mit Dunkelwerden macht sie Schicht und geht zur Ruhe, Sommertags auf der Scheunendiele, die Wilhelm hinter ihr abschließt, nachdem er die Katze hinausgejagt, Winters sitzt sie in der Küche. Sie schläft nämlich nicht, wie andere Menschen, im Liegen, sondern aufrecht sitzend und zieht nur, wie der Rohrdommel, den Kopf ein wenig zwischen die Schultern. Das ist der Vorzug des Alters, ist man nahe bei neunzig, so ersetzt Einem ein dreibeiniger Schemel das

Federzeichnungen aus Holstein. 2H^

schönste Daunenbett, man läuft nicht Gefahr, sich den Rücken lahm zu liegen, und hat überdies das lästige Aus- und Anziehen nicht nöthig. Schließt Wilhelm Morgens die Scheunentüre auf und sagt: „Putten, nu is dat awerst Tied," so erhebt man sich und ist so propper und „pük", wie aus dem Ei gepellt. Man verzehrt in der Küche den Nest der Kartoffeln und nimmt mit den Worten: „Und nu veelen Dank ok, dat hält nu wedder vor etliche Dage vor," von dein gastlichen Hause Abschied.

Putten Meier, wenn der Anblick der blauen Schar, die vor Deinem Blick erschien und verschwand, ehe Du noch den starren Nacken gewendet, einen Eindruck in Deiner Vorstellung hinterlassen hat, wo wird dieser Eindruck in der Erinnerung Deiner neunzig Jahre seines Gleichen finden, um einem Gedanken Nahrung zu geben, den Du das nächste Mal an Wilhelms Küchentisch erzählen kannst?

Im Krüge zu Selent machten wir Station, im ersten Krüge natürlich, der der Kirche gegenüber liegt, denn es giebt noch einen zweiten Krug. Als der Kaffee getrunken mar, kam gerade unsere flinke Luftwurst von einem Ausflug zurück, den sie mittlerweile durch das Dorf unternommen, und meldete, im zweiten Krüge, der blauen Lilie, säße ein Doctor, der wünschte mit dem „fahrenden" — das war ich — zu sprechen.

„Ah gut," sagte ich, „hier ist ein College in der Diaspora, dem die Gegenwart des akademisch angehauchten Städters höchst erwünscht kommt, das giebt eine Consultation, meine Herren, und das Honorar soll, denke ich, unserm gemeinsamen Mittagessen in Lütjenburg nicht zum Schaden gereichen. Ich bitte deshalb die eventuelle kleine Verzögerung, die der Fall mit sich bringt, entschuldigen zu wollen." Man entschuldigte, ich saß auf und stieg eine halbe Minute später vor der blauen Lilie wieder ab.

Ein wohlwollend blickender Mann stand vor der Hausthür, er schien mir der Wirth zu sein, darum redete ich ihn an und sagte:

„Wohlan, hier ist der gesuchte Doctor; wo ist der Andere?"

Er wendete sich ab und rief: „Krumpeter!"

Ich verstand: Trompeter, und glaubte deswegen, man wolle mir, wie es der ländliche Brauch bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Festlichkeiten des Bauernstandes mit sich bringt, ehrenhalber eine Genugthuung cm-thun. Darum sagte ich:

„Bitte, unterlassen Sie lieber das Blasen, denn ich habe Nerven, und führen Sie mich gleich zu meinem Collegen, dein Doctor, der mich erwartet."

Er aber rief zum andern Male:

„Krumpetcr!"

Jetzt ging ich entschiedener vor. „Ich bin kein Freund von Blechmusik," sagte ich, „und wünsche nicht, daß meinethalben trompetet oder getutet wird. Ich wollte den Doctor sprechen."

Er maß mich mit einem sonderbaren Blick. „Und ich sagte nicht

„Trumpeter'," sagte er, „ich sagte Krumpeter," denn so heißt der Wirth. —

k, Siegfried in Kiel.

Krumpeter!" rief er jetzt zum dritten Male stark ins Haus hinein, „wo ist der Doctor?"

„Auf der Kegelbahn," scholl es von innen heraus, und ehe die Minute verstrichen, stand ich meinein dicken Collegen Crampus gegenüber, der in Hemdsärmeln vor einem mit Schreibereien bedeckten Tische saß und ohne aufzublicken mir die Hand entgegenstreckte.

„Crampus," rief ich, „Sie hier, fern von Madrid? Welcher Stern führt Sie her, in dieser frühen Morgenstunde? Wo ist das Opfer?"

„Still," sagte er, „kleiner Kuhberg sieben — Starnickel — Kupferschmied — Napiralla — Thekla — Dienstmädchen — Nachtbesuch — Morbilli. — Ich bringe da meine Bücher in Ordnung, zu Hause komme ich doch nicht dazu, drum bin ich für ein paar Tage ausgewandert. — Noch sechzehn Stunden, College, sechzehn Stunden! Sehen Sie," und er hielt den vollgeschriebenen Theil der Kladde, wie eine schwere Last, zwischen beiden Händen.

Ich wunderte mich natürlich gewaltig über all die vielen Patienten und bedauerte ihn des lästigen Schreibens halber. Dann fragte ich nach dem See.

„Fünf Minuten zu gehen," sagte er, „beim Ligusterbusch über das Stechel, den Fußsteg rechts über zwei Koppeln, dann haben Sie ihn. Der Schlüssel zum Badehaus ist in der Küche. Um halb fünf habe ich gebadet. Prachtvoll, sage ich Ihnen, prachtvoll!"

Ich ging meiner Nase nach und kam an den blühenden Ligusterbusch, der weithin duftete, wie eine Kammer, in der Scheibenhonig gebrochen wird, stieg dann über das Stechel und ging durch das Kornfeld. Der Roggen wurde schon bleich und senkte die Nehren. War es der Thau, oder war es die Hitze, auch er duftete so kräftig, wie sonst während der Blüthe, oder wenn er gemäht wird. Heute duftete Alles, sogar der grüne Hafer auf der zweiten Koppel. Und erst gar die Camillen dazwischen! Jenseits des Haferfeldes brach das Land schroff ab, wohl an die dreißig Fuß tief, und unten dehnte sich das Seebecken aus. Der See war, soweit das Auge reichte, von einem Kranz von Schilf und Binsen eingefaßt, inmitten der Binsen stand das Badehaus, ein primitiver Holzbau auf Pfählen, daneben schaukelte sich in einem Einbauin eine Anzahl kleiner Pfahlbauern. Um zum Badehause zu gelangen, mußte man einen langen, bretternen Steg überschreiten. „Nein," sagte ich mir, „wo Binsen stehen, da ist der Grund schlammig, und das Schilf schneidet. Außerdem habe ich den Schlüssel nicht mit. Von unserer Föhrde her bin ichs besser gewohnt. Ich will der Jugend ihr Vergnügen nicht stören und nehme mit dem bloßen Anblick vorlieb! Ich warf mich in den blühenden Thymian — Mutter Maria Bettstroh nennt ihn der Volksmund, denn er giebt in der That ein herrliches Polster ab — und ließ eine Weile den Blick über die freie Fläche schweifen.

Wo der Schilfkranz an das Seegestade ansetzt, zieht sich ein Saum von Buschwerk und niederm Gehölz hin, untermischt mit Stauden aller Art, wie

Federzeichnungen aus Holstein. 39^

man es an Orten, wo Wasser und Land in einander übergehen, in der Regel findet. Unter dem Gebüsch geht ein Fußweg den See entlang, ihm folgte ich, und er führte mich der völligen Einsamkeit entgegen. Bei einem Brombeerbusch fing die Einsamkeit an. Er war wie mit kleinen weißen Nosen überschüttet und breitete die Fülle seines glänzenden Laubes etwas spröde, aber mit einem glückseligen Lächeln auf dein weißen Sande aus. Nach ihm kam eine Urwildniß, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, weil Alles, was dort wuchs, solidarisch mit den Wurzeln einen Filz bildete, welcher schwamm. Die Büsche des grauwolligen Weidenröschens waren durchmoben von der weißen Trichterwinde, und ich hätte gern von den Blüthen einen Strauß gehabt, weil ich deren Duft liebe, aber als ich mich näherte, schlug der Boden Wellen, und an den Rändern quoll schwarzer Morast hervor. Eine wirkliche Quelle fand ich unter den Erlen, keine für Menschen, sondern eine für das liebe Vieh, daraus zu trinken, sie war klar und sah, ini Schmuck der blühenden Brunnenkresse, anmuthig genug aus. In ihrer Tiefe schwamm ein korallenartig verzweigter Stock der dreitheiligen Wasserlinse, auf lateinisch genannt I^emn» trigules. Auf einem luftigen Vorsprunge des Ufers stand eine Gesellschaft bunter Wiesenblumen bei einander, ländliche Schönheiten, und sah auf das Leben zu ihren Füßen von oben herab, Glockenblume, Trommelschlägel, Bärenwicke, Wiesenwicke, Lichtnelke, Mauerpfeffer, Sternblume, Thymian. Ein trübes Rosa war unter ihnen die Modefarbe, Einige trugen auch ein sattes Gelb zur Schau. Eine Anzahl kleiner Falter von unbedeutender Färbung machte ihnen die Cour. Ein knorriger Eichbaum neigte sich über das junge Holz vom See her gegen das Ufer. Was ihn bewogen haben mag, seiner Zeit Wurzel zu schlagen, wo er steht, mag ein anderes Jahrhundert missen; er sah in seiner Umgebung aus wie ein Fremdling. Doch that er's in dem leichtsinnigen Grün der Belaubung den Jüngsten unter der Jugend mindestens gleich; wie ja auch unter den Menschen gar manches alte Haus, wenn es sich mit den Jüngeren in einen Wettbewerb um den Preis der Thorheit einläßt, weder Maß noch Ziel findet und die Jugend am Ende selbst noch übertrumpft. Von hier ging der Weg in den Wald. Anfangs schob sich noch eine kleine Wiese seitwärts ein Stück zwischen die Laubmände der Eichen und Buchen hinein, theilweise lag auf ihr noch das gemähte Heu in Haufen, auf einem anderen Theil lagerten einige Kühe, und zwischen ihnen stolzirte der Adebar. Nach der anderen Seite ging der Blick unter den Stämmen hervor frei über den See. Ich fand am Ufer eine kühle Stelle, auf der ich mich, unter dein Schirm eines Haselbusches, auf das Moos streckte. Zufällig hatte ich mir den Kindergarten einer Froschgemeinde zur Ruhestätte ersehen, denn das Moos wimmelte von jungen Fröschen, kleinen hannlosen Gesellen in braunen Höschen, von deren Vorhandensein der Storch offenbar so wenig eine Ahnung hatte, wie vordem ich. Ich muß der Kindcrorziehung des Landes alles Lob spenden, denn während meiner Ruhe hat mich auch

29H k. Siegfried in «iel,
nicht Einer von ihm angetastet. Die braunen Frösche mag ich wohl leiden,
schon ihrer Anspruchslosigkeit halber, und ihr Gequarre im Frühling hört
Jeder gern, weil es der erste Laut ist, der das Schweigen des Winters
unterbricht. Mit Kröten dagegen habe ich nicht gern etwas zu thun, ich gehe ihnen,
wo ich sie treffe, lieber aus dem Wege und hätte mit ihnen mein Lager
nimmermehr getheilt. Ein Jeder hat von Natur seine Zuneigungen und
Abneigungen, die sich an die Vernunft nicht kehren; mir sind selbst Schlangen
weniger zuwider, als Kröten.

Es mar eine Jungfrau aus der Stadt Berlin, die ging um die Mittags-
stunde in der Provinz Posen an einen See, sich zu lagern, und schlief ein.
Und als sie erwachte, siehe, da zischte etwas, und sieben Schlangen reckten
um sie die Häupter. Dieses Zischen hat in ihrer Seele Wurzel gefaßt und
eine feste Gestalt angenommen; wenn sie Jemanden anblickt, so fährt es oft
unvermuthet aus ihren Augensternen heraus. Lange habe ich mir die selt-
same Wirkung ihres Blickes nicht zu deuten gemuht, bis sie selbst, in einer
vertrauten Stunde, mir sein Geheimnis; offenbarte.

Hier herrschte tiefer Friede, sogar die Fliegen störten nicht die Ruhe.
Eine Weile klangen von fern die Kirchenglocken, dann ward es ganz still.
Die kleinen Wellen zerrannen flüsternd am Ufer, und eine erzählte der anderen,
was sie auf dem weiten Wege über den See und durch das Schilf gesehen
und erfahren hatte. Einmal ward eine Menschenstimme von weitem hörbar,
es war, als ginge Jemand auf dem Fußsteg durch den Wald. Die Flüster-
stimme dringt oft weiter, als lautes Sprechen, hört man sie, so weiß man
nicht, ist der Sprechende nah oder fern. Ich machte es, wie die Kinder, die
meinen, wenn sie die Augen schließen und sehen nicht, so werden sie auch
nicht gesehen, ich hielt die Augen fest zu und lag ganz still. Einmal kam
ein feiner Dust zu mir, wie von der blühenden Reseda. Ich kenne ihn zu
gnt, uni ihn zu verwechseln, aber wo sollte wohl jetzt Reseda blühen? Dann
wieder hatte ich das Gefühl, als ruhte ein Blick auf mir, der Blick eines
lieben Auges, und ich hätte aufspringen mögen und ihn voll auffangen und
erwidern, und noch etwas mehr — aber ich mußte ja, es mar nur der
Traum, der seine Schildereien voraussandte, und um sein Kommen nicht zu
stören, hielt ich mich regungslos.

Endlich sagte mir eine innere Stimme, jetzt sei es Zeit, aufzustehen,
also machte ich die Augen auf und erhob mich. Da sah ich aber Etwas,
das mich wunderte, neben mir ini Moose lag eine rothe Nelke, roth mit gelb
geflammt, so frisch, wie eben erst vom Stock gebrochen. Also mußte doch
Jemand hier gewesen sein, vielleicht während ich schlief. Oder hatte ich die
Nelke vorhin blos übersehen? Spuren im Moose habe ich nicht gefunden.
Der Schatten des Waldes in den Binsen war schon ziemlich gegen das
Ufer herangerückt, auch hatte sich der Wind erhoben und kräuselte das Wasser,
als ich mich aufmachte, um heimzukehren. Zuvor merkte ich mir die Stätte,
wo ich gelegen, für alle Fälle genau. Das Ufer ist hier nicht hoch, ein

Federzeichnungen aus Holstein. 395

Meter, oder etwas darüber. Zur Rechten ragt ein Eichenstumpf magerecht über den See, er ist bis an die Spitzen der Zweige von blühendem Geisblatt umspinnen. Links öffnet sich eine kleine Bucht, drei Schritte lang und ebenso breit, die von dem rankenden Bittersüß wie eine Laube bedeckt und mit blaugelben Blüten übersät ist. Vor dem Eingang der Laube wächst ein Wasserdost, in seiner Gestalt ist er der Nessel ähnlich, aber schöner als sie. Er treibt erst der Blüthe entgegen; wenn ihn erst die röthlichen Schleier schmücken, dann ist schon der Herbst da.

Indem ich mich auf den Heimweg machte, sah ich, daß kaum fünfzig Schritt von meinem Lager entfernt. Jemand in einer Seebucht unter Buchenschatten derweil gebadet hatte, ein Arbeitsmann, jetzt war er wieder beim Ankleiden und kämmte sich gerade das Haar. Seine kleine Tochter hatte indessen Acht auf die Kleiber. Nun brauchte ich nach der Herkunft der Flüsterstimme nicht weiter zu suchen.

Unterwegs standen die Dinge ungefähr noch so, wie auf dem Heimwege, nur weideten bei der Quelle jetzt zwei Ziegen angebunden. Bei mir selbst aber merkte ich eine Veränderung. Das Seelenmikroskop war verschwunden, durch welches jedes Ding, das an mich kam, den Glanz empfing, der das Auge blendete und zuweilen ein wenig schmerzte, nur eine ganz kleine Seelenloupe war noch übrig. Beim Badehaus wartete eine Anzahl kleiner Mädchen im Gebüsch, um die Jungen im Einbaum abzulösen. Der Liguster duftete noch stärker als in der Frühe, und Crampus saß noch auf der Kegelbahn und schrieb Rechnungen. Krumpeter rief uns zum Frühstück, die Glocken läuteten die Kirche aus, und auf der Dorfstraße entstand für eine Weile viel Leben von Menschen und Fuhrwerk. Auch die Krugstube füllte sich, und unversehens trat ein wohlbekanntes Bild, das ich erst diesen Morgen lebhaft im Sinne gehabt, mir wieder vor die Seele. Ich roch Nesedaft, und die Nase ist ja bekanntlich der wirkliche, geheime Seelenoberarchivar! Da saß sie, die ich suchte, ihre linke Schulter nahe meiner rechten, halb von mir abgewendet, und sprach eifrig leise zu einer Nachbarin, indeß die eine Hand das Gesprochene lebhaft interpretirte. Die andere Hand hielt den Kirchenstrauß, und ich unterschied richtig neben den rothen Nelken die Reseda. Eigentlich sah ich von ihr nichts, als das linke Ohrläppchen, nebst einem goldblonden Ringel, der sich darum stahl, alles Uebrige wiegte sich in einer Fülle von schwarzer Seide, Tüll, Mull, Crep, und wie die Sonntagsstoffe alle heißen. Nun sollte man es nicht für möglich halten, und es ist doch so, das Auge kann mitunter, weil es der vornehmste Sinn ist, aus einem einzigen Ohrläppchen — selbst wenn eine große silberne Filigranbommel sich darin schaukelt — die ganze Consiguration einer blühenden Menschengestalt naturgetreu heraussehen: Stirne, Nase, Wangen, Mund — so muß es sein, wenn sie lacht, oder wenn sie spricht, und es ist so — bis auf die Augen selbst wieder! Als sie sich umwandte — „Mein Fräulein,“ hatte ich gesagt und mir's wohlweislich Merlegt, „Sie haben aus Ihrem Strauß

2⁶ k. Siegfried in «iel.

wohl diese Nelke verloren" — da flog über ihr Angesicht ein purpurfarbener Schimmer, aus dem zwei helle Jnselchen, wie mattes Elfenbein, rechts und links der Nasenflügel hervortauchten. Ich vergaß über dem einzigen Schauspiel beinahe, daß das Licht ihrer Augen von ganz anderer Art war, als das Ohrläppchen mir verheißen; keine Spur von meiner Madonna, eher noch die Schöne des Andrea del Sarto im Pallazzo Pitti. Es wären der Nelken noch hinlänglich viele im Strauß, gab mir der Mund in steifem Schulmeisterdeutsch zur Antwort, die Augen aber fügten hinzu: „Komm Du mir jetzt nicht zu nahe, sonst will ich Dir dienen.“ — Unmittelbar darauf verließen Beide das Zimmer, und als ich ging, nach meinem Zmeirad sehen, war von ihnen keine Spur mehr zu finden. Krmnpeter sagte: „Sie ist nicht aus der Gegend, sie muß auf Besuch sein.“ Die Andere war eine Bauerntochter aus Rothenhahu.

Bald danach steckte ein Postillon den Kopf zur Thürs herein: „Herr Doctor, wenn Sie mitfahren wollen nach Lütjenburg, ich spanne jetzt an.“ Die Kameraden waren, als sich die Sache mit der Consultation zerschlug, sofort weiter gefahren, jetzt fuhr ich ihnen mit der Post nach. Crampus half mit Rath und That, das Zweirad auf dem Postmagen festbinden, auch zeigte er nur sein Pferd, das ihn hergezogen, es ist ein Grauschimmel und heißt Lotte; an den ersten beiden Tagen hat es aus Sehnsucht nach seinen Stallgeführten nichts gefressen.

Die Fahrt auf der Carriolpost war munders schön. Man hat, wenn man neben dem Schwager auf dem Bock sitzt, mehr Zeit, auf die Gegend zu achten, als wenn man gleichzeitig treten und lenken muß. Alles in einer Person. Darum aber sage ich doch, das Nadfahren ist für den, der es kann, ein hoher Genuß, und die Abwechslung macht das Leben schön.

Mit dem Schwager wäre ich bald in einen Disput gerathen, indem hinsichtlich einer Theorie unsere Ansichten auseinandergingen. Neben einer Schmiede im Felde standen zwei hochgewachsene Eschen, die streckten die Aeste frei nach allen Seiten in die Luft und tranken den Sonnenschein. Die Eichen aber auf dem Knick, obwohl dem Winde weniger ausgesetzt, hatten ein kränkliches Ansehen und waren krumm gewachsen, wie Tonnenreifen. Darüber waren wir nun für's Erste einer und derselben Meinung, daß nämlich die Esche deswegen von den Stürmen nicht leidet, weil sie eine Langschläferin ist. Wenn die Frühlingswinde wehen, hält sie noch den Winterschlaf und wacht erst auf, wenn alles Andere grünt und blüht. Kommen aber die schweren Herbststürme, so hat sie ihr Kleid schon wieder ausgezogen. Zudem trägt sie ein lockeres, leicht bewegliches Laub, das jedem Luftzuge sich fügt, und hat keinen Feind im Thierreiche, der ihr Laub fräße, außer der spanischen Fliege, und die kommt nur alle sieben Jahre in unser Land. Die Eiche aber hat aber außer dein Eichenspinner und dem Maikäfer noch eine Menge Feinde, die ihr Laub fressen, und wenn sie auch im Frühjahr erst spät erwacht, so wächst und treibt sie fast den ganzen Sommer hindurch

Federzeichnungen aus Holstein, 29?

immer junge Triebe, an denen jeder Wind etwas zu zausen findet, und hält ihr Laub fest, bis in den November. Wo kommt nun die Krümmung her?

Die Sache liegt nach meiner Ansicht ungeheuer einfach, der Schwager aber sprach sich folgendermaßen aus: „Mit der Eiche," sagte er, „verhält sich das so. — Man muß nämlich aufpassen. — Denn erstens: Der Eichbaum wächst auf dem Knick. — Hier hat er den Acker, hier hat er den Weg.

— Der Knick ist natürlich trocken, also gehen die Wurzeln in den Boden.

Der Acker aber ist fruchtbar, denn er kriegt zu Zeiten seinen Mist und wird gepflügt; darum ist er fruchtbar. — Der Weg ist hart und mildes Erdreich.

— Also wächst der Eichbaum jenseit stärker als diesseit, denn die fette Seite überwächst die magere."

Ich für meinen Theil dachte an die krummen Eichen, die jederseits eine fruchtbare Koppel haben, ich dachte auch an die Entdeckung des seligen Braun, daß jede Pflanze, die Eiche nicht ausgenommen, im Wachsthum spiralig sich windet und daß man gerade bei alten krummen Eichen die Wachsthumsmülste oft besonders schön um den Stamm sich winden sieht und hätte ihm leicht darüber einen längeren Vortrag halten können, doch siel mir noch zur rechten Zeit ein, daß ein Körnlein selbsterrungener Erkenntniß viel fruchtbringender zu sein pflegt, als alle mit Löffeln gegessene Schulweisheit, und wie es gar nicht ausbleiben kann, daß in einem Lande, wo jeder Bauer den Stoff zu einem Professor in sich trägt, oder zu zweien, auch der Postillon durch andauernde Beobachtung der Natur den Weg zur Wahrheit findet, und lenkte deshalb das Gespräch auf die Spuren der Hirsche im Haferfeld. Nur möchte ich ihm wünschen, daß er bald eine andere Tour zu fahren kriegt, als die von Selent nach Lütjenburg, denn dort habe ich von den lehrreichen gemulsteteu Eichen gerade keine gesehen.

Wir holten eine Frau ein, die kam aus der Kirche und märe gern bis Klamv mit uns gefahren, doch hatte das seine Schmierigkeiten. Sie trug keinen Resedastrauß in der Hand, im Herzen aber trug sie Bedenken wegen des Zweirades. Ob es auch recht sei für einen Christenmenschen, meinte sie, am Sonntag Morgen in so nahe Berührung zu kommen mit einem Dinge, dem sie jede physische Existenzberechtigung aberkannte. Der Postillon redete ihr zu, und als sie endlich selbdritt mit uns saß, da mies ich ihr in ihrem Gesangbuch das Lied, welches mit den Worten beginnt:

„Nun lasjt uns gehu und treten"

und an etlichen Orten jedesmal gesungen wird, wenn ein Leineweber, Scheerschleifer, Balgentreter oder sonst Jemand, dessen bürgerlicher Beruf ini Treten besteht, in den Stand der heiligen Ehe tritt, nächstens aber auch zum selben Zweck in unseren Clubstatuten soll, wie es heißt, obligatorisch paraphirt werden. Als ich ihr dieses Alles deutlich gemacht und erklärt hatte, ward ihre Seele stille, und sie fuhr init uns geruhig bis Klamv.

Zu Lütjenburg am Markt saß unter blühenden Lindenbäumen eine in blauen Cheviot gekleidete Jünglingschaar und sah, zum Erstaunen der ein-

k. Siegfried in Kiel.

geborenen Jugend, ernst, ja düster, auf das betriebe des aus allerhand Kisten, Lattenmerk und verrotteten Leinwandbreiten in mannigfachster Gruppierung sich entwickelnden Jahrmarkts. Unser Haarbalg fehlte. Bei der Fahrt von Panker zum Hessenstein hatte er in: Walde einen Fehlweg eingeschlagen und an seiner Maschine Schaden genommen. Darauf hatte man ihn unter Wehgeschrei und Verwünschungen den Rückweg gegen Klamv hinunter nehmen sehen und ward sürderhin seiner nicht mehr gewahr. Dafür tröstete uns die Ankunft zweier Sportskameraden, die etliche Stunden nach uns Kiel verlassen hatten und nun, gerade als man uns zum Essen rief, im rechten Moment die Selenter Straße herunter geritten kamen.

Das Mittagmahl fing an mit rother Grütze und schloß mit Erdbeeren; dazwischen kam Alles, was die Jahreszeit der jungen Erbsen und der ersten Gurke bedingt. Auch bestätigte es in eigenartiger Weise die Beobachtung, welche von einem weisen Manne des Morgenlandes herrühren soll, daß nämlich die Morgenstunde zwar Gold im Munde, aber Blei im Puckel habe. Der Blähreifen oder die Luftwurst mar es, welche zuerst jammerte, nun sei der Appetit, den sie den Weg entlang gehegt und, lei dem köstlichen Duft der Nierensuppe zu einem wahren Heißhunger habe anwachsen gefühlt, ihr schon bei dem dritten Löffel plötzlich vergangen; und Jeder der Uebrigen machte in seiner Weise die gleiche Erfahrung. Nur unser Nestor hielt der neuen Wendung der Dinge gegenüber wacker Stand, und wo er einen wanken sah, ermunterte er ihn durch guten Zuspruch: „Lat Di Tied, mien Söhn, lat Di Tied bi'm Eeten, Du glöivst gornich, wat Een' daldrücken kann!“ Er lobte die Klößchen in der Nierensuppe und bat freundlich um den zweiten Teller. Bei der Roulade vom Aal zwinkerte er vergnügt mit den Augen, theilte bei den jungen Erbsen die Führung sorgsam zwischen dem Schinken und dem Matjeshering, verschwand dann für eine Weile im Gurkensalat und tändelte mährend des Kalbsrückens, sozusagen wie ein Schmetterling, von einer Compotschüssel zur andern, unter deren Menge sich die Tafel bog. „Kinder, Kinder,“ Hub er endlich strahlenden Blickes an und schlug an sein Glas, „laßt mich Thaten sehen! Habt Ihr je von einem Manne gehört, der Pasemald hieß? In meiner Kindheit erzählten von ihm die alten Leute, er mar ein Sonderling und ging zu Fuß nach Rom. Angesichts der Peterskuppel aber kehrte er um, dahin, von wannen er gekommen, und kam hoch zu Jahren. Und heute noch sagt man: „In Rom gewesen und den Pabst nicht gesehn“, von Einem, der die Stange erklimmt, ohne die Wurst zu pflücken.

„Die Welt, meine jungen Freunde, ist kurzsichtig, sie fragt nicht, was sie thut, ist es recht, oder ist es unrecht? Dem Manne Pasemald thut sie Unrecht mit der Meinung, er habe gehandelt aus tliörichtem Trotz, um sich vor ihr ein Ansehen zu geben, da er sie doch verachtete! Heute hat mir eine Offenbarung verkündet, in welchen, Sinne er gehandelt hat, und ich will Euch nicht verhalten, was ich erfahren.

Federzeichnungen aus Holstein. 299

„Als Ihr bei Klamp links schwenktet und hinauffahrt zum Hessenstein, da sah ich an die Länge des Weges und sagte zu mir: „Lieber, sagte ich. Du bist bei Jahren und thust es der Jugend nicht mehr gleich. Laß ihr den Hessenstein und nimm vorlieb mit dem, was Du genossen; es war Viel des Guten. Und ich nahm vorlieb und siehe, meine Augen sind wacker, und ich freue mich der Speise, indessen Eure Kraft ist versiegen gegangen. Maß zu halten ist eine Kunst, schwer zu lernen und schwer zu üben. Dem Kundigen trägt sie Zibeben ein und süßen Honigseim, dem Unkundigen aber wandelt sie die rothe Grütze um in Galle — Sela.

„Eines Mannes aber gedenke ich, den, heute die Freuden der Tafel vorzeitig sich verschlossen haben, nicht weil er in unbändigem Streben sich erschöpft, nein, weil er in Treue gehalten hat, was er versprach, daß auch dem schwächsten Radfahrer heute der volle Genuß einer Tagesfahrt zu Theil werden sollte, und ihm weihe ich in erster Linie dieses Glas.

Was unser Fahrart uns ist, meine Freunde, mir missen es Alle, wir wissen auch, daß treue Pflichterfüllung, selbst wenn sie vorerst nur im eigenen Bewußtsein ihren Lohn suchen muß, doch weiterhin, dem Weizenkorn gleich, Früchte trägt, tausendfältig. Nicht die Höhe des vorgesteckten Zieles bestimmt die Größe des Lohnes, sondern das Maß der nutzbar dabei entwickelten Kraft.

Wenn Pasewald sich sagt: „Jetzt ist's genug, mein Herz und Sinn ist gesättigt mit dem Guten, was darüber ist, ist vom Uebel“, so ist's genug für ihn, und Rom kann ihm nichts mehr bieten.

„Darum gedenke ich jetzt seiner, den ich nicht zu nennen brauche, den: heute der volle Genuß einer Tagesfahrt zu Theil geworden ist, doch nur ein Bruchtheil der Strapazen, Dank der Pflichttreue unseres Fahrwarts; er, die Krone seiner heutigen Thätigkeit, der schwächste Radfahrer, er lebe hoch!“

Als die Gläser verklungen waren, hoben wir die Tafel auf und bestiegen den Berg bei der Stadt, der das Signal trägt. Mir war es überraschend, da ich nicht von dem viel höheren Hessenstein die Aussicht genossen hatte, hier in? Osten die See in scheinbarer Nähe vor mir zu sehen. Ihr zartes Blau verschwamm mit dem Duft, der den Horizont einhüllte und die Aussicht auf Fehmarn und die dänischen Inseln benahm. Ich ineinte, in dem Ostwinde den erfrischenden Seegeruch zu verspüren, und gab mich, wie die Andern, willig der Mittagsruhe hin.

Ich wurde gestört, indem Jemand mich anrief und sagte, nun sei es aber hohe Zeit. Ich fuhr empor und hatte einen sonderbaren Anblick. Das Sonnenlicht war verschwunden, eine schiefergraue Wolkenmasse hatte von Westen her das Himmelsgewölbe überzogen, und eben schloß sich im Osten das Thor, durch welches noch das letzte Stückchen Blau hereinschien. Drei schwarze Wolkencolumnen zogen von Westen, Süden und Norden gegen uns heran, unter ihnen tummelte sich eine Plänklerschar von zerrissenem, weißlichem Gewölk

400 I, Siegfried in «iel.

Nun war es allerdings Zeit. Eine drohende Finsterniß lag auf der Erde, das lichte Grün der Wälder war ausgelöscht in ein bleiernes Grau, in das schon hie und da dunkle Negenstreifen sich mischten. Der Wind fuhr in abgebrochenen Stößen daher, bald von Süden, bald von Westen, und trieb Staubwolken empor. Ehe wir den Berg hinunter waren, trafen uns die ersten Regentropfen. Zwei polnische Arbeiter suchten ihren trunkenen Kameraden, der am Wege schlief, vergebens aus dem Rausch zu rütteln. Kiel weiß von einem Wirbelsturm zu erzählen, der um dieselbe Stunde mitten in die große Segelregatta hineingefahren ist. Ehe das Unwetter uns erreichte, hatte es seine Wuth schon erschöpft und brachte für Lütjenburg nichts, als einen ordentlichen Landregen.

Er dauerte noch an, als ich eine Stunde später meinen Kameraden, die gen Plön von dannen fuhren, bis zur Hinterthür des Hotels das Geleit gab. Als sie fort waren, wandte ich mich und fah nach meinen: Zweirade, welches wohlgeborgcn unter einem Schuppen lehnte. Hier hatte das Hühnervolk sich im Sande eingewühlt und verträumte die Zeit. Eine Ratte machte sich auf dem Müllhaufen an den Resten unserer Mittagsmahlzeit zu schaffen, bei meiner Annäherung zog sie sich zurück unter einen umgestürzten Schiebkarren auf dem Mist und sah mich mit ihren blanken Aeuglein an. Tann setzte sie die Flucht fort, gegen eine Brandmauer hin, zwischen deren Steinen ein blank getretener Rattenpfad hart neben den, Spiegel der Lanchkaule hinfief. Man mußte wohl wissen, welches Ziel man erstrebte, und gelegentlich nicht verschmähen, den Rücken zu biegen, so kam man hindurch, ohne einen Tropfen Regen auf den Pelz zu bekommen. Für die Ratte war dieses sehr wichtig, denn ihr halber Rücken war eine große Glatze. Vielleicht war eine Glasscherbe daran schuld, die irgendwo den Weg versperrte, vielleicht auch andauernde Geistesarbeit bei der Anlage des Rattenweges, denn einem Nattenhirn soll man nicht allzuviel zumuthen. I)der war es die Räude? Auch das Naturthier unterliegt mitunter Zuständen, für welche die Schwärmer unter den Philosophen allein die überfeinerte menschliche Lebensweise verantwortlich zu machen lieben. Neulich sah ich in Alfeld ein Gnu, das verbreitete einen lieblichen Geruch, indem es gegen die Räude eine Kur von Perubalsam brauchte.

Seit vier Wochen erfreut sich Lütjenburg einer Eisenbahn. Ter Bahnhof bestellt vorderhand nur aus Wellblech, ehe man ihn erreicht, muß man in ein Thal hinab und einen Berg hinansteigen, auf dem die letzte Wegestrecke noch imgepfllstert ist. Ich war froh, als ich oben war, und beneidete die Reisenden, die familienweise mir entgegenkamen, um den Genuß der Sommerfrische in Lütjenburg nicht.

Das Wellblechgebäude war voller Menschen, die auf die Abfahrt des Zuges warteten und sich mit allerhand Kurzweil die Zeit vertrieben. Die größte Kurzweil war ein schwachsinniger kleiner Junge, dem das Zeug vom Regen troff. Machte er eine linkische Bewegung, oder schnitt er eine Grimasse,

Federzeichnungen ans Holstein.

50,

oder stieß er mit dem Kopf an die Tischkante, so erhob sich allemal ein großes Gelächter. In Gremsmühlen hatten wir eine Stunde Aufenthalt, die sich, da es empfindlich kühl geworden war, nicht besser hinbringen ließ, als durch fleißiges Hin- und Hergehen. Unter den Reisenden aller Art, die dort gingen, waren einige wirkliche Großstädter, der karrirte Engländer mit den beiden Mopsen, ferner der Mann mit der Loofamütze. Auch Israel aus Aegrwten war da, mit der gelben Theerose im Knopfloch. Er war von Allen der Großstädtichste, denn es stehet geschrieben: In Paris wird von der Herrenwelt gegenwärtig keine andere als die Marschall-Niel-Rose getragen. Zwischen Plön und Preez lagerte alles Getreide, so hatte der Sturm und der Regen hier gemüthet; und die Kartoffeln kehrten die Rückseite ihrer Mütter empor. Bei Elmschenhagen brach dann wieder die Sonne durch das Gewölk, und wir hatten doch noch einen schönen Abend.

Word »t, Tüd, I.XI,, 185,

^7

Die todte Stelle.

Novelle

von

MliuF Gesellhofen.

— Breslau, —

tation Pagrowice!" rief der Schaffner mit unverkennbar polnischem Accent und öffnete zwei neben einander liegende Coupös erster Klasse. Aus dem einen sprang sogleich, sich die Augen reibend, als habe er eben erst den Schlaf verscheucht, ein hochgewachsener schlanker Herr mit militärischer Haltung heraus. Er strich sich, indem er zögernden Fußes vorwärts schritt, den langen wohlgepflegten Schnurrbart und überschaute prüfend die nächste Umgebung.

Die andere Thür blieb etwas länger offen. Erst nach einer Welle erschien in ihrem Rahmen die Gestalt eines alten Herrn mit weißen Haaren, glattrasirtem Kinn und grauein Backenbart. Er war offenbar hier bekannt, denn er wurde von dem Stationsvorsteher höflich begrüßt, und als er ans deni Perron stand, sprang ein Mann, angethan mit polnischer Bauertracht, langem blauen Leinwandrock, breitkrämpigem Filzhut, weiten leinenen Beinkleidern und hohen Stiefeln, eilfertig heran, küßte ihm knieend den Rocksaum und nahm ihm mit der den Polen niederen Standes eigenen DemutK die elegante Handreisetasche ab.

Der andere Reisende hatte inzwischen seine Umschau beendet und wandte sich eben unschlüssig wieder nm. Die Blicke der Beiden trafen sich, und iin selben Augenblick scholl herüber und hinüber ein Ausruf des Erstaunens.

„Sie hier! Herr Geheimrath; was führt Sie denn in diese weltferne polnische Einöde?"

vie todte Stelle.

„Ich möchte Ihnen die Frage zurückgeben, Herr Baron. Hier giebt es doch weder Turf, noch Gelegenheit zu flotten Abenteuern. Oder wollen Sie etwa Terrainstudien im strategischen Interesse machen?“

„Nichts von Alledem! Aber Sie vergessen Eins, das es hier in bester Qualität giebt, — die Jagd. Der Graf N., dem fast die ganze Gegend hier gehört, hat schlecht gemirthschastet, wie die meisten polnischen Großbesitzer. Seine Güter werden daher bis auf Weiteres fequestriert, und der Administrator, ein alter Waffenkamerad von mir, war so liebenswürdig, mich wissen zu lassen, daß er die Jagd des ganzen Areals am liebsten in eine Hand verpachten möchte. Solch ein großartiges Jagdgebiet durfte ich mir nicht entgehen lassen und bin daher unvermeilt hergereist. Da haben Sie das ganze Geheimniß! Aber Sie! Was in aller Welt kann Sie denn bewogen haben? Sie wollen mir doch nicht etwa gar Concurrnz machen?“

Der Geheimrath schüttelte darauf nur mit einen leisen Lächeln den Kopf und erwiderte:

„Was mich herführt? Das ist eine eigene Geschichte. Sie werden aber jetzt weder Zeit noch Lust haben, sie zu hören, denn sie ist weder originell noch pikant.“

„Vielleicht führt unser Weg nach derselben Richtung. Ich sehe mich nur bis jetzt noch vergeblich nach dem Wagen um, der mich abholen soll.“ Sie hatten inzwischen den Bahnhof verlassen und standen auf der holprigen Straße, die, mit Pappeln und kümmerlichen Trauerbirken bepflanzt, über die weite Ebene dahinführte.

Von einer herrschaftlichen Equipage war in der That nirgends etwas zu sehen; nur eine ärmliche polnische Britschka, mit zwei mageren kleinen Kosakenpferden bespannt, harrte am Eingänge des Bahnhofgebäudes ihres Fahrgastes; daneben stand in demüthiger Haltung der Bursche, welcher die Tasche des Geheimraths an sich genommen hatte.

Der Baron sah sich noch einmal forschend um, aber auch auf der Straße, die man ziemlich weit übersehen konnte, war kein herankommender Wagen sichtbar. Er wandte sich daher seufzend an den Geheimrath und sagte:

„Wenn Sie mich auf Ihrem Marterfahrzeug mitnehmen und bis nach Schloß N. fahren wollen, werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Mein einziger Trost für die in Aussicht stehende Näderung ist die Gewißheit, daß ich nun doch noch Ihre Geschichte zu hören bekomme. Ich bin wirklich sehr gespannt darauf.“

Der Geheimrath nickte mit einem etwas zweifelhaften Lächeln und rief dem Burschen einige Worte in polnischer Sprache zu, worauf dieser auch dem Baron devot den Rocksäum küßte. Dann kletterten die Herren auf das federlose Gestell, der Kutscher setzte sich auf das über die Kelle genagelte Brett, schnalzte mit der Zunge, und fort gings im Hundetrott über die steinige Straße dahin, daß dem Baron, der zu Hause auf Gummircidern fuhr, im Anfang Hören und Sehen verging.

27*

HÖH Julius Gescllhofen in Breslau.

Es war eine Gegend ohne jeden landschaftlichen Reiz, durch welche sie fuhren: weite Felder mit kümmerlich gedeihendem Getreide, Kartoffelbeete, hie und da mit Unkraut überwuchertes Brachland, und in der Ferne, aus sandigen Boden sich erhebend, ein düsterer, melancholischer Kiefernwald, nach dem die Straße in ziemlich gerader Richtung hinlief; kein Dorf und kein Gewässer sichtbar, soweit das Auge schweifte.

Die beiden Herren hatten eine lange Weile schweigend neben einander gesessen, da der Geheimrath in tiefe Gedanken versunken schien und der Baron ihn nicht unzarter Weise darin stören mochte. Eben fuhr der Wagen in den wie in stiller Trauer schweigenden Wald ein. Die Steine des Feldweges und damit auch die empfindlichen Stöße hörten auf, aber dafür fuhr man nun durch tiefen Sand. Die kleinen langhaarigen Pferde »lachten die verzweifeltsten Anstrengungen, im Trabe zu bleiben, mochten aber bald das Vergebliche dieses Bemühens einsehen und sielen deshalb nach kurzer Zeit in einen gemächlichen Schritt, aus dem sie weder das ermunternde Schnalzen des Lenkers, noch dessen Peitsche aufzuschrecken vermochte.

Der alte Herr richtete sich jetzt in die Höhe, nickte den schmerzmüthig in den blauen Himmel ragenden Kiefern zu, als begrüße er alte Bekannte, und sagte zu seinem Begleiter gewandt:

„Sie wollten wissen, was mich in diese verlorene Gegend führt? Nun, das ist kurz gesagt: Ich gehe in meine Sommerfrische.“

Der Andere wandte sich zur Seite und antwortete nichts, aber der Geheimrath fuhr unbeirrt fort:

„Sie glauben, ich wolle mir einen Scherz mit Ihnen machen, oder ich sei verrückt. Sie täuschen sich aber; ich sagte Ihnen die Wahrheit und bin völlig bei Sinnen. Geben Sie Acht; sobald wir die kurze Waldstrecke durchfahren haben, werde ich Ihnen mein Tusculum zeigen.“

In der That lichtete sich jetzt die Aussicht, und der Blick fiel jenseits des Waldes auf ein etwas mannigfaltigeres Bild, das aber trotzdem den melancholischen Charakter der ganzen Gegend beibehielt.

Das Terrain senkte sich von hier aus einige Meter hinab bis an das Gestade eines ansehnlichen Sees, dessen dunkelblaue Fläche die auf der Landschaft ruhende Trauerstimmung noch erhöhte. An dem Wasser entlang zog sich links im Vordergrund dichtes Erlen- und Weidengebüsch, hinter dem die elenden Hütten eines Dörfleins sichtbar waren. Dem hohen Punkt, auf dem sie sich eben befanden, gegenüber ragte zwischen alten Parkbäumen der massive Thurm eines herrschaftlichen Schlosses in den Himmel und verlieh mit seinem auf dem Kopfe stehenden Spiegelbilde in See der Landschaft einen malerischen Hintergrund. Zur Rechten des Wassers aber dehnte sich, soweit der bis an das Ufer herantretende Kiefernwald die Aussicht frei ließ, wieder die weite eintönige Ebene bis fern an die Horizontlinie aus. Das Wasser war an dieser Seite von dichtem Schilf bestanden, hinter dem das altersschwarze Strohdach eines einzelnen Häuschens trübselig hervorlugte.

Die todte Stelle. 405

„Ah, nun verstehe ich!“ — sagte der Baron, nachdem er mit einem flüchtigen Blick das Landschaftsbild gemustert hatte; — „Sie haben sich hier eine Herrschaft getauft, auf der sie einige Wochen in beschaulicher Ruhe verbringen wollen. Das lasse ich gelten. Die Wasserjagd muß hier vorzüglich sein.“

„Sie irren,“ erwiderte der Geheimrath lächelnd, „der alte Bau drüben ist Schloß N., Ihr Reiseziel; das meine liegt hier rechts hinter dem Röhricht. In zehn Minuten werden Sie es selbst in Augenschein nehmen können. Nachher fahre ich Sie hinüber nach N. Der Weg um den See herum nimmt kaum eine Stunde in Anspruch.“

Der Baron folgte mit seinen Augen der die Richtung weisenden Hand des Gefährten, und sein Blick fiel auf die Hütte mit dem verwitterten Strohdach. Er stutzte. Erstaunen und Verwirrung malte sich auf seinem Gesicht, und er schaute nun wirklich besorgt den Anderen von der Seite an.

Dieser bemerkte es und lächelte behaglich.

„Jetzt halten Sie mich in der That für verrückt,“ — begann er mit bestem Humor, — „und ich kann's Ihnen auch ganz und gar nicht übelnehmen. Ich bin ein Mann, der im Welthandel ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat; ich besitze in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein Dutzend Landgüter mit mehr oder minder prächtigen Herrenhäusern, nenne eine Villa am Züricher See und eine andere an der Riviera mein eigen und bin der Herr eines alten Schlosses im schottischen Hochlande; — das Alles wissen Sie wahrscheinlich, und nun erzähle ich Ihnen, daß ich mir zur Villegiatur eine schlechte Lehmhütte in einer reizlosen Gegend der polnischen Ebene ausgesucht habe; — da müssen Ihnen ja Zweifel an meinem gesunden Menschenverstande aufsteigen. Aber des Näthsels Lösung ist sehr einfach: Jene Hütte ist — mein Vaterhaus.“

„Man hat Ihnen vielleicht schon in der Residenz gelegentlich erzählt, daß ich ein 86lf'Maäß-iul,Q in des Wortes wirklicher Bedeutung bin; umsomehr wird es Sie befremden, mich hier zu längerem Aufenthalt an die Stätte meiner armseligen Kindheit zurückkehren zu sehen, da man in der großen Welt gewohnt ist, daß ein Emporkömmling gern über seine Vergangenheit einen Schleier zieht. Was thut's! Ich bin nun einmal solch ein Sonderling.“

Die Pferde hatten sich inzwischen, da sie wieder harten Boden unter den Füßen fühlten, von freien Stücken in Trab gesetzt, und nach wenig Minuten fuhr der Wagen an der Thür des niederen Häuschens vor. Der alte Herr sprang mit jugendlicher Elasticität herab und nöthigte seinen Reisegefährten, ihm zu folgen.

Sie traten durch die Thür in ein zwar sauber gehaltenes, aber äußerst ärmliches Stilbchen ein. Ein Tisch, einige Schemel und ein mächtiger Schrank, alles plump und schmucklos aus Kiefernholz gezimmert und mit rothbrauner Farbe angestrichen, bildeten das ganze Mobiliar.

Julius Gesellzofen in Breslau.

„Es ist Alles hier so geblieben, wie es in meiner Kindheit zu Lebzeiten meiner guten Eltern war," — erklärte der Geheimrath, — „nur das Bett in der Kammer nebenan hat einem «lodern construirten und bequem ausgestatteten weichen müssen. Die alten Knochen sind doch schon zu mürbe, um auf dein harten Lager der Armuth ausruhen zu können, nachdem sie ein halbes Jahrhundert besser gebettet gewesen.

„Das sind alle meine Appartements; über uns befindet sich nur noch ein Bodenraum; dort schläft, solange ich hier wohne, mein getreuer Karczmarek, welcher Diener, Kutscher, Koch und in meiner Abwesenheit auch Kastellan in einer Person ist.

„Sie kennen jetzt meinen Sommerpalast, und nun sagen Sie mir getrost, daß Sie mich für einen alten Narren halten; ich nehme es Ihnen nicht übel, denn Sie sprechen damit nur aus, was alle Welt denkt, soweit sie nämlich meine sogenannte Caprice kennt.

„Vor Allem aber nehmen Sie Platz und lassen Sie sich eine kleine Erfrischung gefallen, denn die Gastfreundschaft ist auch in unseren polnischen Hütten zu Hause, und in meiner spartanischen Villa habe ich immerhin enge Vorräthe, die auch dem verwöhnten Gaumen des Großstädtlers zusagen dürften."

Der alte Herr hatte die Worte lebhaft und mit liebenswürdigstem Humor hervorgesprudelt, und sein Gast war, wie von einem Traume umfungen, nicht im Stande gewesen, ihm auch nur ein Wort zu erwidern.

Man nahm am Tische Platz, und als jetzt Karczmarek, der draußen die Pferde besorgt hatte, hereintrat, rief ihm sein Gebieter einige polnische Worte zu, worauf er sogleich wieder verschwand, um nach wenigen Minuten mit einer dickbauchigen Ungarmeinflasche, zwei Gläsern und etwas kalter Küche zurückzukehren. Der Baron langte herzlich zu, denn die stark gewürzten Speisen waren wirklich überaus schmackhaft und der Wein von einer Milde und einem Feuer, wie er ihn in der Residenz niemals auf die Zunge bekommen zu haben glaubte.

„Nun brechen Sie aber endlich Ihr Schweigen, mein werthester Gast," — Hub der Geheimeinrath wieder an, — „und machen Sie sich nach Kräften lustig über mich. Sie sehen, ich bin darauf gefaßt."

Der Baron schüttelte aber leise den Kopf. „Spott treiben," — erwiderte er, — „könnte hier nur ein frivoler Mensch; aber — ich weiß nicht, ob ich für meine Empfindung das richtige Wort treffe, — eine gemisse Verwunderung kann ich allerdings nicht unterdrücken. Ich verstehe wohl, daß Jemand seine Heimat liebt und sie gern in späteren Jahren wieder aufsucht, wenn sie auch dem Feinden noch so reizlos scheint, aber daß Sie, ein Mann, der nicht nur an den größten Coinfort des Lebens, sondern auch an regste Thätigkeit und an den anregenden Verkehr mit Männern aus allen Schichten der Gesellschaft gewöhnt ist, — daß Sie es wochenlang in diesem kahlen Stübchen, in dieser Weltabgeschiedenheit aushalten und nur das

Die tobte Stelle, stumpfe Gesicht Ihres polnischen Burschen sehen können, ohne der Gefahr des Tiefsinns ausgesetzt zu sein, das — offen gestanden — das verstehe ich nicht."

„Das hat auch noch einen tiefer liegenden Grund," sagte der alte Herr mit einem stillen Seufzer. Sein Gesicht war völlig ernst geworden, und sein Auge schaute nachdenklich durch das Fenster über die eintönige Ebene hin.

„Also doch ein Geheimnis;!" dachte der Baron bei sich, und sein Interesse an der seltsamen Neigung des alten Herrn ward dadurch merklich gesteigert. Aber er war zu wohlgezogen, um eine indiscrete Neugier zu zeigen, und begnügte sich daher, mit einem murmelnden so so! zu antworten.

Es trat nun eine Pause ein, während der Geheimrath, wie in Erinnerung ferner Zeiten versunken, schweigend vor sich hinstarrte. Endlich schien er sich wieder der gegenwärtigen Situation bewußt zu werden, denn er hob plötzlich den Blick und schaute seinem Gaste gerade ins Gesicht. Er empfand offenbar ein Bedürfnis; nach Mittheilung, und da ihm jener mit keiner Frage entgegenkam, Hub er schließlich von freien Stücken an:

„Haben Sie Geduld genug, Baron, die Erinnerungen eines alten Mannes bis zu Ende anzuhören? Ja? na, das thut inir wirklich wohl.

Ich bin heut so mittheilsam gestimmt, wie seit langer Zeit nicht mehr. Und da ich Sie einmal in mein unschuldiges Geheimniß eingeführt habe, so macht es mir wirklich Freude, Ihnen die ganze Geschichte zu erzählen. Zuvor aber wollen wir auf gute Nachbarschaft anstoßen, da Ihre Jagd Sie voraussichtlich auch in den Sommermonaten wochenlang auf Schloß N. festhalten wird."

Er füllte die Gläser von Neuem, ließ das seinige hell an dem des Gastes klingen und begann also:

„Mein Vater war, nachdem er zwölf Jahre in einem preußischen Infanterieregiment gedient hatte, in den Grenzdienst getreten und hier dem Nebenzollamt N. zugetheilt worden. Bald darauf heirathete er meine Mutter und erwarb für deren kleines Erbtheil dies Häuschen nebst einigen Morgen Acker. Hier hat er mit ihr viele Jahre glücklich gelebt, und ist nie zu bewegen gewesen, in ein reicheres und bequemerer Heim überzusiedeln, so oft ich's ihm auch später geboten habe.

Er war eine offene lebenswürdige Natur und hatte einen gesunden, nie versagenden Humor, den ich als bestes Erbtheil von ihm überkommen habe. Meine Mutter, von Geburt eine Polin, war ein stilles sanftes Wesen mit einem starken Hang zur Melancholie, der sich auch bei mir nicht selten geltend gemacht hat. Als einziges Kind meiner Eltern wuchs ich in einer für das kindliche Gemüth nicht immer zuträglichen Abgeschlossenheit und Einsamkeit auf, denn mit den verwahrlosten polnischen Jungen des Dorfes war mir voni Vater jede Gemeinschaft verboten, und die übrigen Grenzaufseher und sonstigen Beamten wohnten zu weit entfernt, um mit ihren Kindern einen

Julius Gesellhofen in Breslau.

regelmäßigen Verkehr zu unterhalten. Es mar daher kein Wunder, daß sich von allen meinen Gaben am ersten und stärksten die Phantasie entwickelte. Meine liebste Beschäftigung war es, am Ufer des Sees zu sitzen, den, geheim - nißvollen Rauschen des Schilfes zu lauschen und in das dunkle Wasser zu blicken, dessen Tiefe ich mir mit den wundersamsten Bildern und Gestalten bevölkerte.

In eine Schule ward ich nicht geschickt, denn dazumal gab es hier noch keine deutsche Schule, und mein Vater, der auf sein Deutschthum stolz mar, wollte um jeden Preis meine Polonisirung verhüten, wie traurig auch meine Mutter darob sich zeigte. Er selbst lehrte mich in seinen Freistunden lesen, schreiben und innerhalb der vier Svecies rechnen. Das Uebrige sollte dann einer weiteren Ausbildung vorbehalten bleiben, von der er damals, glaube ich, selbst noch keine recht klare Vorstellung hatte.

So mar ich etwa zwölf Jahr alt geworden und hatte bisher ein Dasein geführt, das in ungestörtem Glücke wie ein süßer Märchentraum dahingeflossen war, als ein Ereigniß mich plötzlich aus demselben heraus und mitten in's dichteste Marktgetriebe des Lebens schleuderte.

Ein fremder Holzhändler, den mein Vater von früher her kannte, hatte voni Grafen N. einen großen Schlag Kiefern gekauft. Der Wald, dessen Rest mir heut durchfahren haben, zog sich damals um den ganzen See herum bis an den Park des Schlosses hin. Sie können sich denken, daß das Bild, welches Sie heut von der hohen Stelle des Weges aus überschaut haben, damals ein viel schöneres und romantischeres mar. Der See lag mitten im Walde, denn auch drüben auf der Dorfseite war das Erlengebüsch noch dichter und ausgedehnter; und von der Außenwelt sah und hörte man in unserem stillen Häuschen nichts.

Dem Händler war zwar für die Dauer seines hiesigen Aufenthalts vom Grafen ein Zimmer im Beamtenhause der Herrschaft angewiesen, er hielt sich aber mehr bei uns auf, als dort, theils aus alter Freundschaft für meinen Vater, theils weil er von unserin Hause aus nur wenige Schritte zu gehen hatte, um den wichtigsten Theil des Schlages zu erreichen.

Ich hatte mich von Anfang an ihin attachirt, weil er ein freundlicher und mittheilsamer Mann war, der auf seinen Reisen viel gesehen und viel erlebt hatte und auch gern davon erzählte. Und Geschichten zu hören war meine Leidenschaft. So kam's, daß ich ihn auf seinen Gängen stets begleitete und ihm willig hilfreiche Hand leistete, wo er meiner Dienste bedurfte.

Mochte er nur wirklich an mir Gefallen gefunden haben und in mir besondere Begabung vermuthen, oder glaubte er mit einem unverdorbenen Naturkinde eine bessere Acausition zu machen, als mit einen, großstädtischen Burschen, genug, er machte vor seiner Abreise meinen, Vater den Vorschlag, mich ihm nach der Provinzialhauptstadt mitzugeben, wo er mich erst eine Schule besuchen lassen und dann in seine», Comptoir beschäftigen wollte. Ich will über die schweren Bedenken meiner Eltern, die nur durch lange sorgfältige

Sie todte Stelle.

4«9

Erwägungen schließlich besiegt wurden, schweigen, will auch meine eigenen Gefühle beim Scheiden aus der Heimat, die im vollsten Sinne des Wortes meine Welt war, übergehen, da ihre Schilderung mich zu weit führen würde. Ich theile Ihnen nur das Endergebnis; mit: Acht Tage später fuhr ich mit meinem neuen Herrn und Beschützer der Hauptstadt zu.

Wie ich es in fünfzehn Jahren vom Laufburschen bis zum selbständigen Kaufmann und dann weiter zu meiner jetzigen Stellung als tonangebender Welthändler, Geheiner Commerzienrath :c. gebracht habe, soll uns hier ebenfalls nicht beschäftigen, denn obwohl ich meinen persönlichen Werth ganz genau kenne und nothigen Falls auch geltend zu machen weiß, bin ich doch kein selbstgefälliger Prahler und will Ihnen auch nichts weiter erzählen, als wie ich dazu gekommen bin, mich alljährlich im Sommer für einige Wochen in dieses Häuschen zurückzuziehen und fern von allen Geschäften und allem Verkehr nur meiner Beschauung zu leben.

Mein Leben in der Hauptstadt hatte sich von Anfang an sehr thätig und arbeitsreich gestaltet. Mein schlummernder Ehrgeiz war bald erwacht und hatte mich zu nimmermüdem, rastlosen Streben angespornt. Erst lernte ich mit mahrer Gier, was mir irgend erreichbar war, und begann dann mit demselben Eifer meine Kenntnisse und Fähigkeiten praktisch zu verwerthen. Und da das Glück mir zur Seite stand, hastete ich von Erfolg zu Erfolg, ließ mir keine Zeit, rückwärts oder in mich zu schauen, und freute mich nur, wenn mir ein neues Unternehmen gelungen war. Die meisten Menschen sehen in dem Reichthum nur das Mittel, sich alle Genüsse zu verschaffen und die Erfüllung jeden Wunsches zu sichern. Ich habe aber an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß die Jagd nach dem Mammon selbst und sein Besitz an sich einen geheimnißvollen, bestrickenden Reiz hat. Ich verstehe seitdem den sinnlosen Spieler; ich verstehe sogar den Geizhals, der bei seinem Golde friert und hungert.

Ogleich mir nun Alles unter den Händen gedieh, und obgleich ich rasch von Staffel zu Staffel emporstieg zu der Höhe des materiellen Glücks, verspürte ich doch seltsamer Weise manchmal, wenn ich mir in dem athemlosen Ringen und Streben eine Stunde der Ruhe gönnte, ein Gefühl der Unbefriedigung und der Unlust in mir. Was ich ersehnte und erhoffte, ging mir meist in Erfüllung; um was ich mit Anstrengung meiner ganzen Denk- und Willenskraft arbeitete, fiel mir zu, und doch wollte eine Empfindung reinen Glücks nicht in mir aufkommen. Es blieb immer gleichsam eine todte Stelle auf dem Grunde meiner Seele. Ich wußte mir dies Ungenügen nicht zu erklären.

Daß ich meinem Beruf nicht aus eigener freier Wahl angehörte, siel mir niemals ein. Ich hatte ihn ja so lieb, und er war ja augenscheinlich so geeignet, das mich ganz und gar beherrschende Gefühl des Ehrgeizes zu befriedigen, daß ich Jeden ausgelacht haben würde, der mir gesagt hätte, ich triebe in falschem Fahrwasser.

H^t) Julius GesellKofen in Vreslau,

Ich strebte also nur immer danach, höher zu steigen und mehr zu gewinnen, indem ich meinte, die Zufriedenheit müsse kommen, wenn ich erst den höchsten Gipfel des irdischen Glücks erreicht hätte.

Aber sie kam nicht. Je gewaltiger mein Reichthum answoll, je größerer Ehren ich theilhaftig wurde, und je mehr mein Leben auch an geistigem Inhalt gewann, desto leerer wurde mein Herz, und desto mehr verlernte es die Fähigkeit, in freudiger Erregung höher zu schlagen.

Ich hatte aus Liebe, ohne eigennützige Nebenabsichten, geheirathet. Mein Weib war schön, hingebend und liebenswert!); wir hatten vier herzige und gesunde Kinder und erfreuten uns selbst beständig des besten körperlichen Wohlseins, und doch konnte ich das selige Gefühl des Genügens nicht erjagen. Ich ward zusehends düsterer und unzugänglicher und zog mich schließlich selbst von meiner Familie zurück, denn die theilnahmsvollen Blicke meiner Frau ebenso wie die heiteren Gesichter der minder thaten mir in meiner dauernden Verstimmung förmlich weh.

Und dann kam es eines Tages zum Ausbruch. Das Mißvergnügen steigerte sich zum heftigen Seelenschmerz, der am Ende in Verzweiflung ausartete. Ich saß in meinem luxuriös ausgestatteten Cabinet und rang mit mir selbst. Der Kampf war ein dämonischer, aber er währte nicht lange. Mein Lebtage werde ich daran gedenken. Ich riß einen Revolver aus einer Schublade meines Schreibtisches, richtete ihn gegen meine Stini und drückte los. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß meine Frau weinend am Bett und hielt meine Hand in der ihrigen, und neben ihr stand unser Hausarzt mich mit ernstern Blicken betrachtend. Er hatte meine ziemlich ungefährliche Kopfwunde verbunden und mochte sich wohl in dem Augenblicke seine Diagnose über meinen geistigen Zustand zurechtlegen.

Ich ward ermahnt, mich ruhig zu halten und womöglich zu schlafen, was ich auch befolgte, da ich, vermuthlich durch den Blutverlust, äußerst erschöpft war.

I» der nächsten Zeit brachte der Doctor täglich einen Collegen mit, einen berühmten Psychiater, wie ich später erfahren habe.

Dieser, ein noch junger Mann, sehte sich gewöhnlich an mein Nett, sprach von diesen, und jenem und wußte mich auf das Anregendste zu unterhalten, wobei er seine hellen, durchdringenden Augen in die meinen versenkte, als wolle er mein Inneres bis in die tiefsten Tiefen erforschen.

In leichter gefälliger Plauderei verstand er nach und nach eine Schilderung der Seelenverfassung aus mir herauszilllocken, in der ich den Versuch der Selbstvernichtung gemacht. Und als er soweit war, ging er mehr und mehr ans meine Vergangenheit ein, ließ sich mein ganzes Leben erzählen und verweilte besonders gern bei meiner Kindheit und bei meinem Austritt aus dem

Die todte Stelle.

Vaterhaus«, der für die Gestaltung meines ganzen Lebens entscheidend geworden war.

Als ich zum ersten Mal wieder aufstehen durfte, geleitete er mich selbst zu einem Spaziergange in den Garten und führte dabei die Unterhaltung lebhafter und esprittvoller, denn je.

Schließlich kam er wieder auf mich und meinen Gemüthszustand zu sprechen und sagte, als ich ihm ausweichen wollte:

„Verschließen Sie sich einem wohlgemeinten Zuspruch nicht, Herr Commerzienrath! Ihre Nerven sind angegriffen; Sie bedürfen daher vor allen Dingen der Ruhe. Miethen Sie sich an einem der oberitalischen oder Schweizer Seen ein und geben Sie sich dort ausschließlich der Ruhe und der inneren Beschauung hin. Das wird Sie wieder gesund machen.“

Zu meiner Frau aber — sie hat es mir später wortgetreu wiederholt — sagte er beim Weggehen heinlich: „Ihr Gatte ist geistig völlig gesund. Ihm fehlt nichts, als die Zufriedenheit mit sich selbst. Es giebt Dinge, die man nicht mit Geld kaufen kann, die man sich erringen muß. Lassen Sie ihn mit sich allein fertig werden.“

Der Mann hatte meine Seele durchschaut und meinen Zustand richtig geschätzt. Sein Remedium war das richtige. Der Umstand, daß er mir an einen der Seen zu gehen rieth, war wohl bedacht. Und doch war noch ein kleiner Irrthum in seiner Verordnung. Das Mittel hatte er getroffen, aber die Dosis war noch zu schwach.

Ich kaufte die Villa am Züricher See und siedelte ganz allein mit einem Diener dahin über.

Der ärztlichen Vorschrift gemäß lebte ich mehrere Wochen dort ganz einsam, freute mich an der großartigen Schönheit der Natur und gewann so eine gewisse Ruhe für mein unzufriedenes Herz. Meine Seele ward gewissermaßen in einen sanften Schlummer gewiegt, vermöge dessen sie ein eigentliches Schmerzgefühl nicht empfand. Aber glücklich war ich dennoch nicht; ich fühlte noch immer die todte Leere in mir, obschon sie mir nicht so bittere Pein bereitete, wie ehemals.

Eines Abends, als die Sonne sich zur Rüste neigte, saß ich auf meiner von den Wellen des Sees gespülten Terrasse und schaute träumend über den Wasserspiegel hin. Ich achtete nicht auf die gewaltige Scenerie um mich her, die in dem wechselnden Lichte des scheidenden Tagesgestirns wundervolle Effecte zeigte; ich hatte mich zeither schon satt daran gesehen, und eine ganze Aufmerksamkeit ward von dem Spiel der leicht anschwellenden und wieder zerrinnenden Wogen in Anspruch genommen. Ich glaubte längst verklungen« und vergessene Laute daraus zu hören und gab mich willig der langsam mich umsangenden Traumseligkeit hin.

Die Sonne war längst versunken; das dunkelblaue Wasser wurde schwärzer und schwärzer; phantastische Bilder webten sich aus den Schatten zusammen, und als nun der Mond heraufstieg und sein Licht über die ge-

Julius Gesellhofen in Breslau.

heimnißvolle Tiefe gleiten ließ, da nahmen die Traumgebilde greifbare Gestalt an; die lichten Bilder meiner Kindheit umgaukelten mich, und aus den Fluthen des Sees tauchten dieselben Gestalten empor, die vor langer, langer Zeit die bewegliche Phantasie des Knaben aus den Wassern des polnischen Landsees hervorgezaubert hatte.

Ein unbeschreiblich süßes Gefühl durchrieselte mich wie ein Wonneschauer, die todte Stelle in meiner Seele hatte plötzlich Leben gewonnen. Ich hatte dem Glück ins Auge geschaut, nach dem ich so lange vergeblich gerungen. Das Erscheinen meines Dieners, welcher inir der Abendkühle wegen einen Mantel brachte, scheuchte mich aus der lieblichen Traumwelt empor. Ich blickte um mich und gewahrte, daß ich mich nicht an meinem heimischen Gestade, sondern in dem Garten einer modernen Prunk-Villa befand. Ein fast verächtliches Gefühl überkam mich beim Anblick des von vielen Menschen so heiß ersehnten Luxus. Dennoch seufzte ich erleichtert auf. Ich hatte ja nun den Weg dahin gefunden, wo mir das schmerzlich ersehnte volle Genußen werden sollte.

Schon am nächsten Morgen sandte ich meinen Diener mit der nöthigen Aufklärung nach Hause und reiste ganz allein auf Courierzügen hierher. Meine Eltern waren beide schon vor Jahren gestorben, und ich hatte mich seitdem um das Häuschen wenig gekümmert, es aber gleichwohl nicht veräußert. Ich ließ es nun eilig in Stand setzen und verlebte darin seit meiner Kindheit zum ersten Mal wieder einige wahrhaft glückliche Wochen. Die Leute hier mochten mich wohl damals für verrückt halten, aber ich kümmerte mich nicht im Geringsten um ihr Urtheil. Ich ließ mir eine aus unbehauenen Birkenstämmen gezimmerte Bank hinter dem Hause aufstellen, wo ich einen Ausblick über den See hin hatte, das Wasser plätschern und rauschen und die Schilfhalme im Winde leise flüstern hörte.

Dort saß ich täglich in süße Träume versunken und lebte nur der Erinnerung. Ich kostete noch einmal alle Wonnen der Kindheit, litt der Kindesseele kleine Schmerzen wieder, sah die Märchenphantasien des Knaben wieder erstehen und durchlebte von Neuein wieder alles kindliche Sehnen, Wünschen und Hoffen.

Hier erkannte ich meinen eigentlichen, mir von der schaffenden Natur von Anbeginn zugewiesenen Beruf, denn hier wurde ich zum Dichter, indem ich all die Stimmungen und Gefühle, die lange in mir geschlummert und jetzt plötzlich wieder lebendig geworden waren, rhythmisch formte und ihnen deutliche Gestaltung verlieh. Dies bemußte Nachschaffen des ehemals in kindlicher Unbefangenheit nur unklar Empfundene war und ist das seligste Glück, das ich je gekostet, und seitdem rinnt mir neue Lebenskraft und frischer Muth durch die Adern. Hier bin ich wirklich von dem Sicchthum meiner Seele gesundet. Die todte Stelle ist verschwunden.

Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich behaupten, daß ich seitdem den Comfort verachte, den der Reichthum gewährt. Im Gegentheile, ich freue mich

— Die todte Stelle, Hl.5

seiner das ganze Jahr hindurch. Aber auf einige Wochen muß ich immer wieder hierher zurückkehren, um an der Stätte meiner Kindheit wieder ein Kind zu sein.

Meine Frau und meine Kinder haben für diese seltsame Passion nur ein entschuldigendes Achselzucken. Sie begreifen das Heimweh des alten Mannes nach dein armseligen Häuschen in der polnischen Einöde nicht. Nur mein jüngster Sohn, der Maler, versteht mich ganz.

Er besucht mich alljährlich auf einige Tage hier, und vor drei Jahren hat er von der hohen Wegstelle aus in eine Heimstätte auf seine Leinwand gezaubert.

Das Bild ist im Pariser Salon prämiert worden wegen der unnachahmlichen Stimmung, die darüber gebreitet ist. Jetzt hängt es in meinem Cabinet über dem Schreibtisch."

Der alte Herr hatte geendet und füllte nun die Gläser aufs Neue, um noch einmal mit dem Gaste anzustoßen.

Der blasirte Sportsman, der sonst weichen Empfindungen gegenüber leicht zum Spott neigte, stand wortlos auf. Er drückte dem Gastfreunde warin die Hand, und während sie vor die Thür traten, um wieder auf die Vritfchka zu steigen, fügte er mit leise bebender Stimme:

„Jetzt verstehe ich Sie."

Die internationale Musik- und Theater Ausstellung in Wien.

von

Gustav Weisirodr.

— Wien. —

DM^ic «littcnmkionalc Ausstellung für Musik- und Theaterwcsen" — so lanicr i-,::

ofsiellcr Titel — in Wien in scinläur cröffnet. Erzherzog !>Nnl Ludwig, >

kunstsinnige Bruder des Kaisers, hat das Protectorat übcmommcn, Markgraf Pallavicini

ist ihr Präsident, die Tcelc derselben aber ist die genial schaffende Fürstin Pnulinc

Metternich, und aus ihrer Initiative ist sie auch hervorgegangen. Volle fünf Monate, bis

in den Monat Octobcr hinein, bleibt die Ausstellung geöffnet, und sie ist so umfassend, so

weit ausgreifend und von solcher Mannigfaltigkeit, das; sie sowohl den betreffenden streng

wissenschaftlichen, als den gebildeten Laien-Kreisen und sogar den? nach Lmmbng dürstenden

Publikum das intensivste Interesse abgewinnen mns;. Ihr Reinertrag dient nicht „inter-

nationalen" nnd nicht einmal gesamt-östrrcichischen Zwecken, er ist lediglich zur „Unter-

stützung gemeinnütziger Bestrebungen in Wien" bestimmt, vorausgesetzt natürlich, das,

überhaupt ein Reinertrag zu erzielen sein wird! Bisher hat ausnahmslos jede Wiener

Ausstellung ein Tcsicit und mitnutcr ein colossalcs Tcsicit (die Weltausstellung des

Jahres 1878 ein solches von neunzehn Millionen (dulden) zu Wege gebracht, und es ist

vorläufig wenig crmuligend, das; die Vorsitzende des der AnStellungscommission ange-

gliederten Tamcn-Comitss, die Gemahlin des Zlatthaltcrs von Niedcröstrrcich, öffentlich

zu beklagen Veranlassung gesunden hat, „die Ausstellung habe nirgciws gegen so

grosse Vornrtheilc nnd gegen einen so eingewurzelten Pessimismus zu kämpfen, als in

Wien selbst," Tie Wiener sind einmal so: sie hoffen oder fürchten immer das Aeusterste.

ein Maschaltcn in Beigem kennen sie nicht, „himmelhoch jauchzend" oder „zn Tod:

betrübt".

Toch über materiellen Erfolg oder Miszerfolg kann erst die Zukniffc entscheiden: das;

die Ausstellung aber eine liöchst gediegene nnd gelungene ist, darüber kann kein Zweifel

bestehen. Ten» sie führt N'is die gesnmmtc geschichtliche Entwicklnng von Musik nnd

Theater in künstlerischer, technischer nnd gewerblicher Beziehung in einem geschlossenen

und von keinem anderen Anstellungsobject beirrten nnd beeinträchtigten Bilde vor Augen

nnd bringt damit die mächtige knlturclle Wirkung dieser bcidm Knnstrichtungen zur

Darstellung.

Ten Mittelpunkt auf der jetzigen Nuzstclln'ig bildet die schon vor fast Zwanzig

Jahren errichtete grosse und schöne Rotunde in Mitten unseres unvergleichlichen Pratercs,

Die internationale Musik» n. u. heateiAusstellung in Wien. <f ^ 5

die Rotunde sammt ihren eben so alten Annexen: neu hinzugebaut sind aber ein Theater und zwei Musikhallen. Wenn »wir durch das imposante Südfportal, an der Hauptfront des Eolossalbanes, eintreten, so gelangen wir durch eine „Ehrenhalle“ der Tichtercomponisten in den weiten Mittlraum der Rotunde, die aber diesmal, aus Schönheitsrücksichten, für die eigentliche Ausstellung nicht verwendet, sondern zu einem reizenden Park umgestaltet ist, in dessen Mitte, - in natürlicher Größe, das Modell des künftigen Mozart-Denkmal steht. In der Rundgalerie ist die Fachausstellung untergebracht, weil sie dort das beste Licht hat, doch haben, bei ihrer Reichhaltigkeit, auch die anfangs für die ihr affiliirte Gewerbeausstellung bestimmten vier Transepte hinzugekommen werden müssen, und hat man die letztgenannte Ausstellung in die Seitengalerie und in verschiedene Annexe verwiesen. Die Gewerbeausstellung ist eine Ausstellung der für die Musik und das Theater arbeitenden Kunstgewerbe. Es kommt hier die Einrichtung für Bühne und Zuschauerraum, einschließlich der Garderoben sowohl für die Schauspieler als für das Publikum, in Betracht, die Ausstellung bietet also nicht etwa bloß Decorationeil, sondern — Kleines und Kleinstes nicht verschmähend — auch Fautcuils, Sitze und Bänke, die bei thunlichster Raumersparnis; und bei geräuschlosestem Functioniren die möglichste Bequemlichkeit gewähren, auch zur Unterbringung der Hüte, Operngläser, Theaterzettel :c. Der Nachdruck aber ist, um zu zeigen, was durch geschmackvolle Ausstattung im Dienste der Kunst erreicht werden kann, auf die Theater-Interieurs gelegt, auf die Zusammenstellung von Salons, Boudoirs, Speisesälen, Veranden :e., sämmtlich natürlich für das Theater berechnet, welches z. B. in den Größenverhältnissen der Möbel und in der Wahl der Farben ganz andere Bedingungen stellt als das wirkliche gesellschaftliche Leben und welches außerdem, sei es «noch auf Kosten der Solidität und Dauerhaftigkeit, wesentlich billigere Preise fordert.

Die Fachausstellung (die Gewerbeausstellung nicht) ist national gegliedert. Man hat sich schwer dazu entschlossen, weil eine solche nationale Sonderling die Einheitlichkeit und Ubersichtlichkeit beeinträchtigt, aber das Ausland hat darauf bestanden, daß sein nationales Eigenthum nicht zerstreut und zersplittert »verde, und so hat man nachgegeben. Doch haben, während alle übrigen Staaten sich gesondert etablirten, Oesterreich und Deutschland, nni auch in dieser Richtung ihre Zusammengehörigkeit »cl oculos zu demonstrieren, in einer einzigen Abtheilung ihren Platz gefunden, und sie nehmen gemeinsam den südlichen Theil der Rundgalerie ein. Die Peripherien der Rotunde occupiren, als geschlossene Abtheilungen, die sogenannten Interieurs, theilweise mit Sculpturenbildern aus der ganzen Gesellschaft, theilweise als besondere Beethoven-, Mozart-, Goethe-, Schiller-, Grillparzer- ?c. Zimmer, ganz nach den Originalen und mit der vollständigen Original-einrichtung. So viel im Innern der Rotunde. Den Ausstellungs-Park betritt man durch das Westportal und hat dann, sicher eine der schönsten Promenaden der Welt, eine weite und freie Avenue vor sich; nur zwei kleinere Fontainen zieren sie, die Eolossalfontaine der letzten (1899) Ausstellung, die so fest gebaut war, daß man ihr mit der Hacke nicht beikommen konnte, sondern daß sie von Geniesoldaten gesprengt werden mußte, existirt nicht mehr. Das neu erbaute Ausstellungstheater schließt die Avenue perspectivisch ab, und von Außen gelangen die Besucher, ob sie nun im stolzen eigenen Bkährt oder bescheiden mit der Pferdebahn anlangen, durch einen gedeckten Gang in dasselbe hinein. Wir haben sonst mir noch ausdrücklich zu erwähnen, daß für die leibliche Auffrischung, ohne die, am allerwenigsten in Wien, keine Ausstellung gedacht werden kann, ausgiebig gesorgt ist, allerdings nicht so ausgiebig wie früher, wo die betreffenden Etablissements nicht sowohl der Ausstellung dienstbar, sondern Selbstzweck waren, aber doch ausgiebig genug. Ein vortreffliches und geräumiges Kaffeehaus fehlt selbstverständlich nicht. Die Existenz würdiger Tempel für den (5nltus eingeborener und bayerischer Biere ist noch selbstverständlicher, und von den vorhandenen zwei Restaurants ist das erste „auf den Massenconsnm berechnet“ und notirt nicht viel mehr als das Doppelte der schon hoch genug bemessenen Stadt-Preise, während die oberen Zehntausend sich in einem „französischen“

41,6 Gustav weisbrodt in Wien.

Etablissement ausrauben lassen können, dessen direct ans Monte Carlo verschriebener Inhaber — in Monte Carlo giebt man sich, wie Franz Moor, nicht mit Kleinigkeiten ab — seine kulinarischen Wunderwerke zu Preisen verwerthet, wie unsere auch nicht blöden grojzcn und kleinen Eduard Sacher sie in ihren kühnsten Träumen nie geträumt. Was nun zunächst das Theaterwesen betrifft, so hat das unmittelbar an die Rotunde angebaute Theater — auch dieses ein Werk der berühmten Theaterbau-Firma Follner und Hölmer — einen Fassungsraum für 1500 Personen (1000 Sitze im Parterre-Raum und 500 auf 5 Meter höher liegendem Balkon) und ist mit allen erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen ausgestattet. Die in ihm zu bietenden Aufführungen sollen ein lebendiges Bild, nicht bloß der gegenwärtigen Theaterkunst, sondern auch ihre stufenweise Entwicklung in den verschiedensten Epochen und Zonen, von den ersten religiösen oder gottesdienstlichen Anfängen an bis auf die profane Jetztzeit veranschaulichen. Freilich ist das Material zu massenhaft, um es auf einmal ganz bewältigen und erschöpfen zu können, und die Ausstellung hat sich also wesentliche Beschränkungen ihres idealen Programms, zu dessen Verwirklichung übrigens nicht bloß die bestehenden Theater des In- und Auslandes herangezogen, sondern auch, natürlich mit schon vorhandenen Kräften, eine besondere Ausstellungs-Truppe zusammengestellt wird, auferlegen müssen, und behufs dieser nothwendigen Beschränkungen liegt der Schwerpunkt der Aufführungen in der Darlegung der Entwicklung des deutschen Theaters, worin er auch um so eher liegen kann, als dem Kerne nach, wenn auch mutatis mutandis, die Entwicklung des Theaters überall dieselbe ist. Und dabei ist es durch die Verhältnisse gegeben — denn ausreichend und zu jeder Zeit stehen uns Wiener Kräfte zur Verfügung — daß, in möglichst knappem und geschmackvollem Rahmen, in erster Reihe das Werden und Wachsen des deutschen Theaters in Wien zur Erscheinung gebracht wird. Es werden indes; nicht etwa in chronologischer Ordnung alle für die Geschichte des deutschen Theaters ins Gewicht fallenden Stücke gegeben — das wäre die Erstarrung zu einem theatergeschichtlichen Museum —, sondern es werden unverkürzt nur jene ganz besonders interessanten Erscheinungen vorgeführt, von welchen auch heute noch eine lebendige Wirkung zu erwarten ist, und es darf also das vielleicht wissenschaftlich Bedeutende, aber menschlich Langweilige in dem Theater-Repertoire höchstens in einer Art Quodlibet von kunstvoll geschliffenen Splittern sich geltend machen, und zu diesen Splittern werden die alten Kloster- und Schulspiele, die Fastnachtsspiele und der Hanswurst mit seinen zahlreichen Descendenten bis zum Staberl herab gezählt. Aus der „prähistorischen“ Zeit des Wiener Theaters kommt das Volksschauspiel vom „Tochter Faustus“ zur Aufführung, das gleich einem Karfunkel aus der Rohheit der volkstümlichen Burleske und aus der tödlichen Langeweile des gelehrten Dramas herausleuchtet, und auch die ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts haben einzelne Stücke gezeugt, von denen das heutige Publikum mehr verlangen kann, als eine bloße Kostprobe. Ueberreich wird die Theaterkunst der Jetztzeit vertreten sein, und die Reihenfolge der Vorstellungen, die schon zwei oder drei Mal abgeändert werden mußte, ist endlich hoffentlich endgiltig festgestellt. Ten Monat Mai füllen zuerst das Berliner „Deutsche Theater“ unter der Leitung von L'Arronge, wohl zu einem großen Theile mit den Kräften, die aus Wien an die Spree verpflanzt wurden, aber mit einem hier weniger bekannten Repertoire, dann das „Königlich Ungarische Nationaltheater“ mit Werken rein ungarischer Provenienz und selbstverständlich mit waschechten ungarischen Künstlern, endlich die „Opernsäle“ mit ihren abgeleiteten klassischen und modernen Stücken, aber mit den besten ihrer wohlthätigen „Societäre“. Der Juni bringt eine böhmische d. h. eine czechische Oper, die allerdings nicht in der Lage ist, für die national-czechischen Weisen (prächtige Sachen darunter) mit Vollblut-Czechchen das Auslangen zu finden; dann die Saison vom Pariser Varietheater, um uns mit einem auserlesenen Personal in die Geheimnisse der französischen feinen Kreise einzuweihen: endlich den findigen Hamburger Theaterdirector Pollini mit dem tiefsinnigen Monstrum der „Tragödie des Menschen“. Der Juli hat in seiner ersten Hälfte ein sehr gemischtes Menu, das der Feinschmecker getrost überschlagen kann.

Die internationale Musik» u. Theater<Anstellung in Wien.

Ballet, Eincuter-Sittspiele, Operetten ans aller Herren Länder, während die zweite Hälfte für den Berliner Emanuel Reicher mit einer Elite Truppe rcsrvirt bleibt. Für den August ist eine französische Operetten-Gesellschaft „allerersten Ranges“, zur Zeit aber aus der Aiummität noch nicht herausgetreten, cwisirt und dann eine Truppe der, wie alle Tiroler, mit groszem Geschäftssinn ausgestatteten Bauern-Tilettanten von Brixlegg, die auf profanem Gebiet so Ungewöhnliches leisten, wie die frommen bayrischen Oberammergauer in ihren Passionsspicien, mit einem Bolksschauspicl „Andreas Hofer“. Tie erste Woche des Septembers haben die Polen für ihre nationale Theater-Literatur in Beschlag genommen, dann kommt eine regelrechte Italienische Stagione, die Truppe von Sonzogno zusammengestellt, das Orchester von Mascagni, dem Komponisten der „(^vgllsria rsticsnä“ und des „Freund Fritz“ geleitet, nnd den Beschluß macht ein Operetten-Cnclus unsers „Theaters an der Wien“ mit einer Auswahl der zugkräftigsten seiner Operetten, von Offenbachs keuscher „SchönerHclena“ an herab bis zumMillöcker'schen „Sonntagskind“. Bielleicht kommt zwischendurch auch noch eine Slopopenhagener Truppe, um uns den Timen Holberg und den Norweger Ibsen zu interpretiren, vielleicht sendet auch St. Petersburg seine besten Schauspieler niit den besten russischen Stücken und Warschau sein berühmtes Ballet, aber noch wahrscheinlicher ist es, dafz unter der Führung Innkermanns, der die Figuren Fritz Reuters so meisterhaft wiedergiebt, ein plattdeutsches Theater da sein wird, und daß sich eine 25 Äöpfe starke Truppe Japaner in Tänzen und kleinen Komödien producirt, wie denn überhaupt von vornherein principiell gar Nichts ausschlossen ist, was durch seine Eigenart eine Beachtung in Anspruch nimmt. Ein „chinesisches Schattenspiel“ darf sich keiner exotischen Herkunft rühmen, soiwern ist einfach ein Slbklatz des Pariser „I^its ekinois“, aber in den Morgenstunden wird ein Marionetten-Theater zum Entzücken der gesitteten Babys in Attion treten.

Was endlich — Isst nnt le»8t — die Eintrittspreise betrifft, so sind dieselben im Allgemeinen die, nach hiesigen Begriffen, nicht unbescheidenen Preise des „Teutschcn Volksrheatcrs“, aber für Ausnahmeverstcllungen werden, freilich nur für die ersten Sitzreihen, auch Ausuahmeprcisc in Anwendung kommen, und wir fürchten — exsmplü trsluivt — oasz diese Ausnahmeprcise bald die Regel bilden werden. Tie Eintrittskarten, wohlverstanden, in die Ausstellung berechtigten keineswegs zum Eintritt in die Theatervorstellungen sondern wer in's Theater geht, zahlt extra, zahlt die Ausstellung und das Theater: für das Eintrittsgeld in die Ausstellungsräume ficht man eben Nichts «ls die eigentliche Ausstellung. Ticse «arten sind übrigens ziemlich niedrig im Preise gehalten, ms zur Erleichterung des Besuches werden auch, zu noch weiter ermäßigten Preisen, Familienkartcn für 4 oder ! Personen sowie Pcrmancnzkartcn, für die ganze Dauer der Ausstellung gültig, zn 1, ' , Fl. ausgegeben, nnd den Vertrieb der letzteren hat eine ganze Armee ehrgeiziger Tnmcn übernommen, welche Jedem, den sie nur halbwegs für zahlungsfähig halten, mit ihrer mehr oder weniger schönen Hand die Pistole auf die Brust setzen.

Eines noch möchten wir an dieser Stelle hinzufügen. Tic Ausstellung verschmäht auch die „leichten Reizungen“ nicht, welche der gewiegte Thcaterpraktikus Heinrich Laube, dessen Denkmal in seiner schleichen Vaterstadt Sprottau, nebenbei bemerkt, sehr lange auf sich warten läfzt, wie sein „Wiener Stadtthcatcr“ ausstattete, und eine solche Reizung bietet, nutzer verschiedenem anderen Hnmbng die plastische Nachbildung des „Hohen Marktes“, wo in unvordenklicher Zeit das luteum der römischen Legionen stand, eine Nachbildung, die freilich nicht weiter zurückgehen konnte, als zu dem ältesten vorhandenen Plan und uns den damaligen Pranger, das „Narrcnkuttcl“ nnd die „Schrann“ zeigt, in Mitten der ans Holz aufgebauten, nach den Originalen getreu übermalten nnd Abends in allen Stockwerken — allerdings im schreicndcn Anachronismus — elektrisch beleuchteten Häuser und Häuschen von damals. Mitten ans diesem Platze nnn, nnd deshalb gehört seine Erwähnung hierher, ist ein Hanswurstthcncntcr ausgeschlagen, und die Interpreten des lieben alten Hanswursts und des daneben laufenden Rüpels werden zwei Schauspieler sein (Gottsleben und Rränschr), die einst die Säulen des jetzt in ein „Volksthcatcr Nord und Cud. I.XI., 18S, 23

HI.3 Gustav weisbrodt in Wien.

im k. k. Pmtcr" umgetauften „Fün'ttheaters" waren. Eine Pantomime „Tic Geburt des Hanswurst" wird das Hohe Marktthcater eröffnen, dann aber wird dasselbe unö zwar — „der erste Fall in unserm Hause" — bei freiem Eintritt, in täglich zwei und Sonntags sogar drei Vorstellungen, Volksstücke und Possen bringen, und so hat denn auch Wien seine, allerdings sehr unblutigen „Circenses", vorläufig ohne Brot. Wir kommen jetzt, nachdem wir das Theater absolvirt haben, zum Kapitel Musik, Für die Mnsikaufführungen sind zwei Musikhallen, eine grofzc und eine kleine, gebaut. Die kleine Halle ist wesentlich fiir den Liedervorrage und für die Kammermusik, dann aber auch für die historischen Concerte und zwar für diejenigen derselben bestimmt, bei welchen auch die betreffenden historischen Instrumente zur Verwendung gelangen. Die große Halle — beide sind übrigens elektrisch beleuchtet — faßt, im Parterrcraum, in Logen (darunter eine Hofloge, eine Präsidialloge und eine Fremdenloge) und auf den lyalerien 2000 Personen. Die für die Aufführungen bestimmte Tribüne kann bei größeren Produktionen in ein amphitheatralischcs Podimn umgewandelt werden und hat dann. Raum für 150 Musiker rersp. für 300 Sänger. Tic grofzc Halle dient den volkstümlichen mid den Eliteconcerten. Wöchentlich finden drei oder vier Aufführungen klassischer sowohl als moderner Musik statt, und es gilt als Grundsatz, das; die vorzuführenden Kompositionen aus der klassischen Zeit vorwiegend das weniger Bekannte bringen und daß die Borführung der Novitäten einerseits den musikalischen Gesichtskreis des Publikums zu erweitern und andererseits junge Talente zu fördern hat. Die Eliteconcerte werden von berühmten Componisten und Dirigenten geleitet, und außerdem hat eine lange Reihe in- und ausländischer Tondichter ihre noch nicht veröffentlichten Werke der Ausstellung zur Verfügung gestellt, und diese Werke werden dann — eine weitere „leichte Reizung" — vor den Augen des Publikums gesetzt und gedruckt und zu einem Hefte vereinigt. Bon den historischen Concerten sind, außer den schon erwähnten Concerten in der kleinen Halle, sieben in Aussicht genommen, je eines für das deutsche Lied, für das Madrigal, für Oratorien, für Scencn aus den ersten Opern von Cacciani, Monteverdi und Moralto, für Lieder und für Instrumentalmusik. Tic historischen Concerte beginnen mit einem christlichen Volksgesang (Gregorianischer Choral oder deutsches .Kirchenlied) und werden dann kirchliche Werke des » «avslia-Stuls aus dem 13. bis zum 17. Jahrhundert bringen. Der Schwerpunkt des Ganzen aber liegt in den Concerten des unter der Leitung Grädeners (vom Conservatorium) aus einer stattlichen Zahl wirklicher Künstler zusammengestellten besonderen Ausstellungsorchesters. Diese Concerte bringen wöchentlich zwei Mal, und in der Regel auch am Sonntag, Symphonien und haben — denn man hofft, das Orchester auch über die Ausstellung hinaus beisammen halten zu können — vor allen Dingen den Zweck, die klassische Musik, die bisher nur in kleineren Kreisen gepflegt wird, populär zu machen und in Wien einzubürgern. Bei den volkstümlichen Concerten werden übrigens, nach dem Muster anderer großer Städte (z. B. Berlins), statt der Bankreihen Sessel und Tisch aufgestellt, damit dem verchnmgswürdigen Publikum auch Gelegenheit geboten sei, nicht bloß geistige Genüsse zu schlürfen, sondern auch in Bequemlichkeit seines Leibes zu pflegen. Das Alles geschieht in geschlossenem Räume; die Militärconcerte aber finden im Freien statt, Wohl sind dazu massenhaft nicht bloß deutsche, sondern auch französische, belgische, englische, italienische, russische und sogar türkische Capellen — alle „in Uniform", meldet verheißungsvoll das Programm — angekündigt, aber sicher ist einstweilen nur das Kommen der allerdings vorzüglichen Capelle des badischen Leibregiments, die in Deutschland schon seit längerer Zeit mit ihren alten Märschen auf den alten Instrumenten herumzicuncrt und in glänzendster Weise die Entwicklung der Militärmusik zu Gehör bringt. Uebrigens arbeitet auf dein (Miete der Entwicklung der Musik überhaupt die Ausstellung in fast erschöpfender Weise. Wir sehen in ihr alle möglichen Tasten-, Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente, sogar Holz- und Strohinstrumente aufgehäuft. Um die eigentliche Ausstellung schlängeln sich, gleich Arabesken, alle erdenklichen Allotrien. Es wimmelt namentlich von guten und schlechten Portrmts und von Amo-

Die internationale INusik> u. Theater<Ausstellmig in Wien.

graphen mehr oder weniger berühmter Dichter, Componisten, Dramaturgen, Capellmcister, Kritiker, Intendanten, Direktoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, Säuger und Sängerinnen, und man muthet uns sogar ein Interesse für bildliche Darstellungen „her-vorragender Momente“ in ihrem Leben zu, ihrer Geburts- oder Wohnhäuser, ihrer Arbeits- oder Studirzimmer und — das Alleräußerste für „bemerkenwerthe Gegenstände ihres Besitzes“. Da sind am Ende noch die ebenfalls reichlich ausgestellten Liceuzgesuche und die marktschreierischen Anschlagzettel moderner Schauspiclertruppen und die Theater-zettel der ErstlingsauMhrungen stehender Bühnen interessanter, wie Zettel aus dem Jahre 1633, also 260 Jahre alt, mit der Ankündigung einer Faustvorstellung. Die Krone aller Ausstellungsobjecte aber ist unbedingt der berühmte „Papyrus Erzherzog Rainer“, der denn auch unter militärischer Bedeckung und in einer eisernen Kassetten in die Rotunde gebracht wurde und von eigenen Wächtern Tag und Nacht gehütet wird. Zum Schlufz nur noch das Eine. Bei dem hohen und in einzelnen Fällen geradezu unschätzbaren Werth, den die Ausstellungsgegenstände repräsentiren, ist für die Sicherung des gesummtcn Ausstellungstermins pflichtgemäß die peinlichste Sorgfalt aufgewendet. Das ganze Terrain, ausschließlich natürlich der Rotunde, ist von automatischen Feuer-meldern durchzogen, die gleichzeitig mit Telephoneinschaltung versehen sind, und in jedem Wächterrayon befinden sich, je nach dem Umfange des Ranons, größere oder kleinere Alarmglocken, auch diese mit telcphonischer Verbindung. Es sind vier von einander unab-hängige verschiedene Melde- und eben so viele Alarmlinien vorhanden, zwei in, zwei außerhalb der Rotunde, jede Linie mit zwanzig, also im Ganzen mit achtzig automatischen Meldern ausgerüstet. Das Theater und die Musikhallen sind besonders versichert. Schon seit dem ersten April functionirt in der Rotunde ein Post- (Brief- und Fahrpost) und Telegraphenamts, beides für den gesummtcn Aufgabe- und Abgabedienst. Und da Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, so wird demnächst eine, mit ein paar Geldgewinnen als Lockvögel an der Spitze aufgeputzte Effectenlottcrie (eine Million Loose, das Stück zu fünfzig Pfennigen) etablirt werden, und inn wird das Ergebnis brauchen können, denn es wird ziemlich kavalierrnäßig gewirthschaftet. Für die Bequemlichkeit und den Comfort der Besucher geschieht übrigens alles Mögliche. Im frequentesten Theil der Ausstellung wird ein Fremdensalon und ein Damenboudoir eingerichtet: man kann dort — Alles liegt bereit — seine Korrespondenz erledigen, Depeschen befördern, Geld wechseln, Cheks oder Creditbriefe eincassiren, die telcgraphischen Curse aller Börsen-plätze einsehen (die „Länderbank“ hat dafür eine Filiale errichtet) und findet endlich „die Blätter der ganzen Welt“ aufgelegt, d. h. bescheidener und zugleich richtiger: Blätter aus allen Theilen der Welt. Außerdem sind sprachenkundige Beamte aufgestellt, welche über die bequemsten Eisenbahnzüge zur Heim- oder Weiterfahrt Auskunft ertheilen und welche sogar die Reiscbillets lösen und das Reisegepäck auf die Bahn befördern. Alles das, unglaublich aber wahr, ganz unentgeltlich.

Nicht im Zusammenhang mit der Ausstellung, sondern nur aus Anlaß und während der Ausstellung, wird hier ein Kongreß der glatt rasirten deutschen Bühnenkünstler tagen und es wird bereits angedeutet, daß es sich wohl geziemen möge, ihnen zu Ehren etwas Besonderes zu veranstalten Nun, will man absolut in solcher Weise den Größenwahn jener Herrschaften noch höher steigen?, so mag es geschehen. Aber hoffentlich nicht aus dem Säckel der Stadt Wien und nicht aus der Kasse der Ausstellung.

^Illustrirte Bibliographie.

Mnot »u« der Umgebung «on letuo».

Timbultu. Reise durch Marollo, die«ah«ea und den Sudan, ^on Oskar Lenz. Zweite urcräudertc Aussage, Zwei Tände. Mit 5? Ab- bildungen und U Karten. Leipzig, F. A. Niock- Hans.

Trotz der Nähe ron Europa ist das limere ren Marokko bis in die neueste Zeit hinein im N.'ciem- lichen eine terr» inen^niiu geblieben; erst der Rci« des französischen Vicomte de Foucauld über den Atlas bis Südmarokko und den Forschungen seiner Llludslcutc Tevepiicr, Tcisscrenc de Bort, Palat. dencu die Tcntschn Iannasch und Soller sowie d« Inigländcr Joseph Thompson anzureihen sind, rcr- danken wir eine befriedigendere Henntnif! des Landes, In den letzten Jahren hat Marokko und dessen Hinter- land jedoch nicht nur die Aufmerksamkeit der wissen- schaftlichen, sondern auch die der politischen Welt erirectl — wie ja auch immer mehr und mehr wissenschaftliche und politische Bestrebungen bei den (Speditionen ir, ausiercuropäische Länder nebeneinander rerfolgt werden. Schon 1884 klagte Lenz am Schlüsse scincs jetzt in neuer Aussage vorliegenden Wertes, das» «die zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommeueu Reisen immer seltener werden und das, fast jede der neueren Unter- nehmungen einen politischen oder praktisekn Hinter- grund" hätte. „Tic Reisen der Teutschcn," behauptete er, „bewahren noch am meisten den wissenschaftliche-! Charakter, währclü) die Expeditionen der Franzosen. Engländer und neuerdings auch die der Italiener und Spanier vorherrschend politischer Natur sind." —

Ziluftrirte Bibliographie.

Jedenfalls war die Reise, welche Oskar Lenz in den Jahren 1875/80 im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ unternahm, eine rein wissenschaftliche und bat demmthsprechende bedeutsame Resultate gehabt. Es ist mit Freuden zu begrüßen, das; die Berlagsh,mdlung F. A. Brockhans durch Beranstaltung einer neuen, bedeutend im Preise ermäßigten Anfinge von Ncnem die Aufmerksamkeit auf das bedeutende Werk

Lenz' lenkt, in welchem derselbe seine kühne, an Mühsal und Gefahren, ab?r auch an Erfolgen reiche Reise beschrieben. Lenz hatte mit derselben bewiesen, was ein Einzelreisender mit den geringfügigsten Mitteln iu Afrika zu erreichen vermag. Was von Bielen vorher versucht, von den Meisten vergebens versucht worden war: die alte Handels-

Nord und Süd.

stadt im Sudan: Timbuktu zu erreichen und genau kennen zu lernen; ihm gelang es. Ter Brite Mnugo Park (1805) war bei diesem Versuch gescheitert: sei» Laudsmaim Laing (1826) nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen aus Timbuktu ausgewiesen und auf der Rückkehr ermordet worden; der Franzose Eailis >1828> während seines vierzchntägigen heimlichen Verweilen» in Timbuktu an genaueren! Beobachten verhindert worden. Nur einem Europäer war es vor Lenz geglückt, Timbuktu von Osten zu erreichen und längere Zeit, vom September 1853 bis Juli 185-1, in der Stadt und lim-

Marokkanische Jüdin im Prachtgewonde.

An!: limbuktu. Von Oikor Lenz. Leipzig, F. A. B rock bau».

gchend zn wcilen: Heinrich Barth. Ihm folgte dann 1880 Oskar Lenz, der damit eine That ini vollsten Sinne des Wortes vollbrachte. Er war dann der Erste, nclchr von Timbuktu aus nach Scncgambien gelangte und so bewies, das; die Handelsstadt im Sudan sowohl von Noroen her, wie vom Senegal erreichbar ist.

Ans die wissenschasilichcn Ergebnisse dieser Reise genauer einzugehen, ist jetzt nickt mehr am Playc: bekanntlich ist — um nur au Eins zu erinnern — durch Lenz mittelst

Illustrierte Bibliographie.

H2Z

der während seiner Reise durch die westliche Sahara angestellten Aneroidbeobachtungen, die Anschauung, daß dieselbe unter dem Niveau des Weltmeeres liege, endgiltig als Irrthum erwiesen worden. Ferner hat Lenz in seinem Werke manchen beachtenswerthen Beitrag für seine Ansicht geliefert, daß der Ursprung der Sahara nicht auf directen Klimawechsel, sondern auf Entwaldung zurückzuführen ist.

Besondere Beachtung darf die Schilderung der ethnographischen und politisch-administrativen Verhältnisse Marokkos beanspruchen; und was Lenz in dem Schlußkapitel über „Islam und Afrikaforschung“, über „Europäer und Eingeborene“ sagt, erweckt gerade jetzt ein eigenes Interesse, Aus der Charakteristik des Islam möchten wir einige Sätze herausheben: „Zwar zeigen fast alle Religionen das Bestreben, die weltherrschende zu werden, und nur die Mittel dazu sind verschieden, aber keine hat sich dieser Aufgabe in rücksichtsloserer Weise zu entledigen gesucht, als der Islam . . . Der Islam verlangt die Weltherrschaft und war zweimal nahe daran, etwas Derartiges zu erreichen: einmal im 8. Jahrhundert nW dann im 1U. Er wurde über die Pyrenäen und die Donau zurückgedrängt, und gegenwärtig, wohl schon seit Anfang dieses Jahrhunderts, führt er in Europa wenigstens nur eine klägliche Scheinexistenz . . . Der Islam hat scheinbar etwas Imposantes, wenn er in seiner ganzen Größe und Reinheit dasteht, aber sowie er sich nur zu irgend einer Concession gegenüber der modernen Cultur hergibt, wird er zur lächerlichen Caricatur. Derselbe muß sich principiell völlig ablehnend gegenüber dieser Cultur verhalten, er will und darf dieselbe nicht acceptiren, und von diesem Gesichtspunkte aus verschließen sich die Mohammedaner dem Eindringen abendländischer Emissäre.“ — Aus diesem Gefühl heraus erklärt sich der religiöse Fanatismus der Mohammedaner, der im Bunde mit der dem Morgenländer anhaftenden Habgier so zahlreiche Opfer von Europäern bis in unsere Tage hinein gefordert hat.

lieber den Aufstand des Mahdi schrieb Lenz im Jahre 1884:

„Ist ans was anderes läßt sich der neueste Ausstand des Mahdi, des falschen Propheten, im ägyptischen Sudan zurückführen, als auf einen neuen Versuch des Islam, sich der modernen Cultur und damit seines Zusammensturzes zu erwehren? Es wäre ein großes Unglück für Aegypten«, das bereits sehr viel von der Cultur des Westens acceptirt hat, wenn dieser Aufstand größere Dimensionen annehmen und nicht bald unterdrückt werden sollte: denn unter der Fahne des Mahdi vereinigen sich alle reactionären Elemente, die ihre Hoffnungen ans die Alexandriner Assaie gesetzt hatten und durch das energische Einschreiten der Engländer enttäuscht worden sind? und es wäre traurig, wenn ein fanatischer, beutegieriger Narr oder Betrüger das Alles wieder zerstören sollte, was durch die aufreibende Thätigkeit der christlichen Missionare und Verwaltungsbeamten, worunter Deutsche und Oesterreich« einen hervorragenden Antheil nehmen, geschaffen worden ist.“

Nicht unangebracht erscheint es uns im Hinblick ans die schwächliche Empfindsamkeit, die sich noch vielfach in der Beurtheilung colonialer Fragen bei uns bemerkbar macht, die Ansichten Lenz' wiederzugeben, die sich mit denen berühren, welche kürzlich Paul Richard in seinem Werk über Deutsch-Oswfrika geäußert:

„Es giebt gewiß Leute genug, die das Vorgehen der Europäer gegenüber den eingeborenen oder eingewanderten Völkern anderer Erdtheile für ein Unrecht erklären. Man solle die Naturvölker in ihrer idyllischen Unschuld lassen und sie nicht mit den Bedürfnissen unseres Culturlebens bekannt machen, vor Allem aber solle man ihnen nicht ihr Land wegnehmen. Die stets ruhig und gleichmäßig fortschreitende Cultur kümmert sich um solch sentimentale Politik nicht: wer sich den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts zu widersetzen versucht, muß unterliegen, in einem solchen Falle sind die mohammedanischen Staaten der Mittelmeerländer. Das civilisirte Europa kann unmöglich zusehen, wie diese so gesegneten Erdstriche, in denen schon vor Jahrtausenden sich eine so wunderbare Cultur entwickelt hat, unter dem theokratischen Regime des Islam zu Grunde gehen . . . Unser Zeitalter wird sicherlich den Zusammenbruch all dieser verrotteten Verhältnisse an der Mittelmeerküste Afrikas erleben, und glücklich die Nationen, die zur rechten Zeit sich einen großen Einfluß in diesen werthvollen Ländern zu verschaffen wissen.“

Wie schon erwähnt, hat die Verlagshandlung, den Preis für das werthvolle Werk Lenz' bedeutend herabgesetzt? während die erste Auflage 24 Mk, kostete, kann man die vorliegende zweite (unveränderte) Auflage für den überaus mäßigen Preis von 8 Mk erwerben! Dieser Umstand wird der Verbreitung des Werkes gewiß in wünschenswerther Weise Vorschub leisten. s>. >V.

Nord und Süd.

Neue Werke von Felix Dahn.

Rolandin. Erzählung in Versen. Leipzig 13M. Odhins Rache. Erzählung. Leipzig 13S2. Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (VII). Leipzig 18!X>. Jugend-Gedichte. Zweite durchgesehene Aufl. der „Enten Sammlung“. Leipzig 18!11. Keiner unserer Dichter beherrscht die Kunst der gebundenen Rede mit größerer Meisterschaft als Felix Dahn: seine Werke, schon die der frühen Jugend, zeigen stets Sicherheit in der Technik und in der Verwendung schwieriger Maße, so ist es auffällig und ist es schade, daß er diese Kraft in keinem der kleinen Epen genutzt hat, die in den letzten Jahren geschaffen sind. Der Stoff dieser Dichtungen forderte doch gewiß dazu auf. Aber die Leute wollen heute — abgesehen von den stichometric gedruckt Worten Julius Wolffs — keine Verse. Diesem Vorwurfe müßten die Dichter kein Zugeständnis machen, sondern kämpfend begegnen; und zu solchem Kampfe hat Dahn eine sicheres Waffe geschmiedet, den „Rolandin“. Es ist ein Sang, der Ruhe und Schönheit athmet, ein hohes Lied von Liebe und Treue und Heldenherrlichkeit,

Der Stoff des Epos ist frei erfunden: weder von einem Rolandin noch von einer Jolanthe ist in der Karlsage die Rede; aber der Gedanke, den großen Helden nicht nur Vorfahren, sondern auch Nachkommen zu erfinden und sie in Sang und Sage zu preisen, ist nicht neu. Helt Rolandi», der Sohn des Roland und der Alda, ist von dem alten Kaiser Karl entsandt, daß er für König Ludwig um Jolanthe, die Tochter Olivers, werbe. Der Munschatz ist gegeben, die Braut ist nach gutem Rechte des Königs. Rolandin aber über Verrath: er entführt die geliebte Jolanthe auf sein sicheres Felsenschloß Hautegard hoch oben in den Pyrenäen. Ein Priester wird gezwungen, die Ehe zu schließen. Ganz sich selbst gegeben, leben die liebenden Gatten Tage der Wonne. Da kommt böse Kunde: die Sarazenen, nicht mehr durch Furcht vor Rolandin zurückgehalten, sind mordend und brennend in das Frankreich gebrochen, sie haben Kaiser Karl mit Übermacht geschlagen und das Heer der Franken bei Narbonne eingeschlossen. In Rolandin erwacht die Kampflust und Treue. Mit Windeseile trägt das Roß ihn und Jolanthe den Bedrängten zu Hilfe: er reißt die Franken mit sich fort in die Schlacht, die Feinde werden mit kühnem Streiche gefällt, der Sultan wird getödtet. Doch schlimmer Dank erwartet den Sieger. Nach Franken Recht und Satzung ist Rolandin durch seine Missethat dem Tode verfallen, und kein gerechter Spruch des Kaisers kann ihn retten. Die Sarazenen haben ihre Streitkräfte wieder gesammelt und sind zu neuem Ansturm bereit: da schwingt sich Rolandin mit Jolanthe zu Rosz, der Sieg wird gewonnen — sei» Opfer ist das Paar, durchbohrt von tödtlichen Pfeilen.

Diesen frei erfundenen Stoff hat Dahn zu einer in Aufbau und Form vollendeten Dichtung gestaltet. Wer freilich erwartet, daß die Anschauungen des 11. Jahrhunderts Rechnung getragen sei, oder auch nur, daß die Stimmung des deutschen Rolandsliedes und seiner Onelleu sich wieder spiegelt, der wird enttäuscht sei». Ob ein solches Verlangen berechtigt wäre, darüber läßt sich streiten: Mancher wird es kleinlich, pedantisch nennen. Dahns Sang schließt sich an viel jüngere Muster an: die Erzählung erinnert uns oft an die Glanzzeit des mittelhochdeutschen Epos, die reichen Blüten lyrischer Dichtung sind in Wanken und Form romanisierend, und der schöne Hymnus — der freilich in der vorliegenden Gestalt und Anwendung vor dem 11. Jahrhundert nicht denkbar wäre — bezeugt die Herrschaft über das spätlatinische. Wem, Dahn die nur in Kamps und Glauben großen Helden des alten Rolandsliedes weicherer Gefühle sähig erscheinen läßt, wenn er dem Wunderglaube, weniger Bedeutung beimißt, so trägt er vermittelnd dem lyrischen Geschmack seiner Leser in berechtigter Weise Rechnung; in einem andern Punkte aber wäre enger Anschluß an die Onelleu 6« Rolandin dem Werke zu Gute gekommen: die gewaltige, ick möchte sagen starre Größe des allen schweigsamen Kaisers wäre dann zur Geltung gelangt. Dahns Karl redet manch schönes, kraftvolles Wort. Herrlich ist der Dank an den treuen Ncums-

„Von meinen Paladinen
Bist du mir nur geblieben!
Dem treusten unter ihnen
Nun lohn' ich und den Hieben,
In denen ihr mit Schwertesstreich
Empor gehämmert habt dies Reich,
Das ihr mit Rath und Waffen
Ihr eurem Blut geschaffen:
Das stolze Reich der Franken.

Ein rechter Kaiser weiß zn danken!
Mein Sohn, geboren ans dem Thron,
Meint, dies Verdienst genüge schon.
O weh! das ist ein bitterer Ton!
Er schrillt mit herbster Klage
Durch meine letzten Togc!"

Bibliographie.

Solche Worte wollen wir wahrlich nicht missen; aber der Kaiser redet auch Vieles, was wir gar nicht oder anders gesagt wünschen. Die Klage ist zu breit und kehrt zu oft wieder; der Zornausbruch bei der Kunde von Rolandins Berrath wirkt geradezu ernüchternd: „Dein Sohn, o Roland, mich verrathen? Das ist die scheußlichste der Thaten!“ So auch das Wort an Naimis: „Das wird dein letzter Dienst, ich weis;! Dann stirbst auch du, speermüde Greis!“ Ich vermüthe, das; wir solche matten Aeußerungen nur dem Reime zu danken haben. Bielleicht erklärt sich auch dadurch ein sonst unverständlicher Mißgriff: Der letzte Kampf Rolandins gilt einem elenden „Häuflein Mohren; sie wissen wohl, sie sind verloren, doch wollen sie sich ergeben nicht.“ Und hieran anknüpfend will ich noch einige kleine Fehler erwähnen, welche die Zeichnung der Jolanthe beeinträchtigen. Ein zartfühlendes Weib würde nie und nimmer den Kaiser an eine alte Liebe mahnen, würde auch gewiß nicht vor versammelter Menge sagen: „um einen Kuß von Rolandin .. ich thät's noch mal“ — ein Wort, das im Munde des Odhin und des Civilis berechtigt ist: auch die Worte: „frei bin ich ihm an's Herz gesprungen, frei spring ich mit ihm in den Tod“ gefallen mir nicht.

Solchen Tadel darf eine gerechte Beurtheilung des „Rolandin“ nicht verschweigen. Da« aber diese Kleinigkeiten der großartigen Wirkung des Ganzen keinen Abbruch thun, brauche ich nicht zu begründen. Mein Unheil über das Werk fasse ich in den Worten zusammen, daß es eine der schönsten Schöpfungen ist, die uns deutscher Sang seit Jahrzehnten geschenkt hat.

Dem herrlichen „Rolandin“ verzeihen wir gern die Schuld, daß eine kleine mythologische Erzählung, die uns in diesem Jahre beschert ward, ein wenig zu kurz gekommen ist. Dahn hatte im „Skirnir“ mit feinem Takte einen eddischen Stoff umgedichtet, Hartes mildernd und Anregungen nutzend: in „Odhins Rache“ hat das schwere Wagnis; nicht zu so schönem Erfolge geführt. Der Stoff trägt daran wohl grössere Schuld als der Dichter. In einem Liede der eddischen Hävanwl erzählt uns Odhin von einem mißglückten Liebesabenteuer: „Weife wandelt zu Thoren der Liebe Macht.“ Billings Tochter will er gewinnen, sie verspricht ihm zum Abend Gewährung; doch als er naht, ist alles kampfbereit und der Weg zur Maid ihm verwehrt. Am Morgen kehrt Odhin wieder. Da findet er eine Hündin statt der Jungfrau in Schlafgemach: Schmach hat die Schlaue ihm angethan, und „Nichts ward ihm vom Weibe.“ Das ist eine kurze Einschaltung, deren feiner, in der Selbstverspottung liegender Humor trefflichen Stoff zu einer kleinen Ballade böte, Dahn hat ihn in ganz anderem Sinne gestaltet. Odhin verzehrt sich in sehndem Leide um Alfhoit (nicht Alfvhit!), die schöne Tochter des Königs von Alfdali die aber ist Adhals, des Königssohnes von Updal, ringverlobte Braut. Als Fremdling, Wegwalt geheiß, hatte der Gott in Alfdal geweiht; dem Gewaltigen kann sich der Jungfrau Herz nicht verschließen, und sie verspricht ihm die Begegnung. Odhin achtet nicht der Warnung seines Schwagers Forseti, des Rechtsgottes, noch der Schwester Wara, welche die Eide hört und den Treubruch rächt: nicht will er sich und der Geliebten durch Runenzauber Vergessen schaffen. Nächtens, da der Mond strahlend über dem Fjord steht, landet Wegwalt an stiller stätte, wo der Fluß den Markwald durchströmt, und harret der Geliebten; da plötzlich treten ihm kämpfend ihr Bruder Alfhart und Adhal entgegen. Alfhit, dem Verlobten treu, hat sich der Mutter vertraut; sie ist vom Bruder eingeschlossen worden, damit sie nicht zum Stelldichein kommen könne, doch sie entflieht mit Todesgefahr, Wegwalt zu warnen. Der aber ist im Kampfe verwundet und kehrt heim nach Asgardh, unsagbar unglücklich. Er sinnt auf Rache, dock, er erkennt, daß Alfvhit nicht Berrath an ihm geübt hat, sondern zu der Treue heimgekehrt ist, die sie dem Verlobten versprochen. Schreckendes Leid in der Brust, schenkt er der Geliebten durch Runenzauber Vergessen — das ist Odhins Rache.

Die Erzählung bietet große Schönheiten in Gedanken und Form- Alshvits Klage und die Mutter, ihre Begegnung mit Wegwalt, Odhins Entsagung — das ist hohe Poesie, Aber ich glaube, daß die Gestalt des Gottes in dieser Dichtung mehr als in den früheren (Odhins Trost, Friggas Ja) der nordischen Anschauung und zugleich dem modernen Empfinden widerspricht, und daß die gewagte Huvostasirung Odhins, die sich in seiner Gegnerschaft zu Forseti und Wara ausspricht, bei nur sehr wenigen Lesern auf ein liebevolles Verständnis! hoffen darf. Doch das kann uns nicht hindern, die dichterischen Schönheiten des Werkes, die selbst den rechtsphilosophischen Erörterungen nicht fehlen, dankbar anzuerkennen. — Nachträglich will ich eine störende Kleinigkeit erwähnen: Durchgehends ist für unser gutes (nordgermanisches) Wort „Schwager“ fälschlich „Schwäher“ eingeführt worden; das bedeutet aber „Schwiegervater“ und entspricht lautlich genau dem lateinischen

Nord und sind.

5[^]evr. Diese Bemerkung ist um so nöthiger, als sich — dankenswerther Weise! — so manche Schriftsteller Dahns Wortschatz zum Muster nehmen.

Auch sein altbewährtes Gebiet des geschichtlichen Romans hat der Dichter nicht verlassen: hier stehen als jüngstes Werk „Die Bataver“ da. Seit dem „Kampf um Rom“ missen wir, mit welcher Meisterschaft Dahn gerade die Berührung der Römer und Germanen darstellt: die meisten seiner Dichtungen venvctthen in großartiger Weise den Gegensatz des romanischen und germanischen Elementes. In den „Batavern“ ist der Aufstand des Civilis behandelt, jener große Krieg, den Mommsen „einen der seltsamsten und entsetzlichsten aller Zeiten“ genannt hat. Es ist begreiflich, daß die Dichter sich bisher an diesen bedeutenden Stoff so selten gewagt haben: der Vorwurf ist einer der gewaltigste!?, aber auch der schwierigsten, die sich denken lassen, denn die Ereignisse sind so verwickelt, der kleinen Kämpfe und der Meutereien, die in der Erzählung wenig Abwechslung bieten, aber doch unerläßlich sind, gibt es so viele, daß ihre Gruppierung um einen Mittelpunkt unendlich schwer ist. Dahn ist es gelungen, die Fäden mit einander zu verknüpfen.

Die römischen Krieger in Germanien und Gallien, größtentheils Angehörige dieser Lande, waren binnen wenigen Monaten Soldatm des Nero, des Galba, des Vitellius, des Vcspasian. Bitellius wollte die batavischn Truppen „ach Italien senden-, mit deren Führer Civilis aber knüpften Beauftragte des Vcspasian Verhandlungen an: die Legionen sollten durch eine Jsurrection in Germanien zurückgehalten werden. Civilis entzündete den Aufstand, jedoch mit der geheimen Absicht, die Römer aus dem Lande zu schlagen. Das Glück war ihm günstig, vor Allem da im römischen Heere, das unter Befehl des schwachen Hordeonius Flaccus und des Vocula stand, Meutereien ausbrachen, und dn zugleich die Treverer Classicus und Sabinns ein gallisches Reich errichteten, um die Römcrherrschaft für immer abzuschütteln. Da übertrug Vcspasian dem fähigen Pctillius Cerialis denOberbefehl: Gallien ward schnell zurückgewonnen, und nach verzweifelten! Widerstande ward auch der tapfere Civilis, da er seiner eigenen Leute nicht sicher war, besiegt: die Pricsterin Veleda ward als Gefangene nach Rom gebracht. Was wir über die Tinge durch Taciins und Caisins Dio erfahren, das hat Dahn zur historischen Grundlage seines Romans gemacht. Das Werden und Zerfallen des Bundes germanischer Völker mit all den nncläßlichcn Kleinigkeiten ist in geistvoller, dichterischer Weise ausgeführt und um Civilis als Helden grnppirt. — Brinno, das tapfere Haupt der «anncnfatcn, und sein Bruder Brinnobrand, der Friese Ulemer und der Markomcmnc Sido drängen zum Abfall, doch Civilis ist den Römern treu. Selbst als «attraid die Kunde bringt, das; sie ihm mit Undank gelohnt und schändlich seinen Bruder und seineu Sohn gemordet haben, bleibt er standhaft: trifft es doch nur seine Sippe, nicht sein Volk; da er aber hört, daß sie die Verträge gebrochen haben, zerreißt er alle Bande und rüstet zum Kriege. Auch die edle Pricsterin Veleda im Lande der Bruktcrer, die weit und breit nit frommer Sehen verehrt wird, treibt zum Kampfe. Civilis beredet mit dem Legaten Hordeonius den Ucbrtrirt zu Vcspasian, den Anschein erweckend, als richte sich sein Plan gegen Vitellius, nicht gegen Rom. Auf dem Allding zur Sonimersonmrcnd verbünden sich die Stämme zi: gemeinsamer Empörung und erheben Civilis auf den Schild. Gallien schlicht sich an, Tic Treverer Classicus und Julius Sabinns, Julius Tutor und der Oberdruidc Gutruat haben ein großes gallisches Reich gegründet — ein phantastisches und aussichtsloses Unternehmen, da die unfähigen, in Ucpvigkeit und Wohlleben verkommenen Schöpfer nur ihren persönlichen Vorthcil verfolgen. Ihnen gegenüber hat Rom kein schweres Spiel. Ter Feldherr Cerialis ist ein tapferer nnd fähiger, aber gewissenloser Mensch, der vor keiner Schandc und Grausamkeit zurückschreckt, wenn es die Befriedigung seiner Lüste oder Gewinn gilt: er ist zum Tode vcurtheilt, doch ist ihm Begnadigung versprochen, falls er siegt. Tie Gallier haben die Alpcnvässc in wahnwitzigem Leichtsinn unbesetzt gelassen: der gallische Xiaiscr Sabinns, der Gatte der frommen Christin Epponina, ergiebt sich den Frcudcn der Liebe mit Claudia Sacrata, der Gemahlin des Gutruat, anstatt seiner Feldherriivstichten zu gedenken, Cerialis zieht über Mainz, Bingen und Trier nach Langres. dem gallischen Öanptquarticr, Hicr kommt es zur Schlacht. Während der römische Feldherr, nm zu einem Stelldichein mit der buhlerischen Claudia Sacrata zn eilen, den Oberbefehl abgegeben hat, bricht Civilis, dcr sein Heimatland von Feinden gesäubert und sich nit den Galliern vereinigt hat, in das römische Lager ein: er siegt, kann aber die zügellosen Truppen nick« zusammenhalten. Cerialis erscheint und besiegt in furchtbarem Kampfe die Gegner. Tie Germanen fliehen, und das Verderben folgt ihnen. Civilis wird verwundet, und sterbend läßt er seinen Sohn Meroweh schwören, Einheit und glicht und

Bibliographische Notizen. H27

Gehorsam zu wecken und dann das tapfere Schwert des Vaters der Befreiung seines Volkes zu weihen. Beleda wird nach Rom geführt, daß sie im Triumphzuge als die besiegte Germania einherschreite; sie aber stürzt sich in die Wellen des Tiber, und der Strom trägt die Todte fort in's freie Meer.

Aus dieser kurzen Skizze mag man ersehen, mit wie großem Geschicke der SWSF bewältigt ist. Von der geschichtlichen Uebcrlieferung weicht Dahn nur ab, wo es durchaus nothwendig ist: z. B. kann Classicus nicht in seiner historischen Größe erscheinen, weil damit das Interesse vom Helden Civilis abgelenkt würde. Je enger der Anschluch an die Geschichte, desto bewundernswürdiger ist die Composition. Sie ist wustergiltig. Wenn uns hier und da die Anschläge und Kämpfe zu viel erscheinen wollen, so ist das nicht die Schuld des Dichters, sondern ein kleiner Nachtheil des großartigen Stoffes. Und wie die Composition, so ist auch die Ausführung im Einzelnen hohes Lobes Werth. Nnr einige wenige Kleinigkeiten habe ich auszusetzen: die Art und Weise, wie dem vermundeten Katwald die Kunde von den Vorgängen in Rom abgefragt wird, hat trotz der genügenden Begründung etwas Gemachtes; das Zwiegespräch zwischen Vespasian uud Cerialis ist in mehreren Punkten, namentlich wo es sich nm Hochverrath handelt, uuwahrscheinlich; das Lagerleben der Bataver und Brinnobrand's Kampf gegen die Wurfmaschine sind etwas zu matt, zu gemüthlich dargestellt. Aber damit ist auch aller Tadel erschöpft. Im Ganzen wie im Einzelnen ist Leben und echte Poesie. Die Gestaltungskraft des Dichters hat Großes geleistet, indem sie aus dem knrzen Berichte über die Vcleda ein herrliches lebensvolles Bild geschaffen hat; mit feinem Sinn ist die Erscheinung des jungen Tacitus geschildert; durch die Erzählung von der treuen Epponina ist ein wirkungsvoller Gegensatz zur Claudia gewonnen; ein Meisterstück ist die Zeichnung des Cerialis, des Tutor, des Brinnobrand. Dramatisches Leben herrscht in Allem, in den Charakteren und in der Scenerie. Die Schilderung des Alldings und deS Tiusscstes enthält vielleicht mehr des Unwahrscheinlichen als des Glaubhaften, aber ich schätze sie dennoch hock). Sie leistet im Kleinen, was die Gesammtheit der historischen Romane Dahns im Großen erreicht: sie weckt Liebe und Begeisterung für das deutsche Altcrthum.

Ten „Batavern" sind einige Gedichte angehängt; sie zeigen, wie einzelne Gedanken und Gestalten des Romans schon in den Jugendballadcn des Dichters auftauchen. Auf die gesammelten Jngendgedichte werden wir zurückkommen; die Fortsetzung dieser neuen Auflage wird uns anregen, das Werden des Dichters zu verfolgen, ts.

Bibliograph

Deutsche Bol!S° und Kulturgeschichte für Gchule und Haus.

Von Dr. Karl Biedermann. Wiesbaden. Verlag von I. F. Bergmann.

Dem Buche sind lobende Urtheile von berufenen Personen und Fachzeitschriften vorgedruckt, denen wir uns im Allgemeinen gemc anschließen. In der Hand eines kundigen Lehrers kann es für Auswahl, Begrenzung und Behandlung des Klilturgeschichtlichen Stoffes in der Schule ein vortreffliches Hilfsmittel sein; ob es aber zur Lccrüre für selbst reifere Schüler geeignet ist, scheint zweifelhaft. Es dünkt uns, als ob David Müllers „Geschichte des deutschen Volkes" in ihrer packenden, warmen und patriotisch erhebenden Darstellung immerhin mehr geeignet sei, die Herzen unserer Jugend für des eigenen Vaterlandes EntWickclung und Größe zu begeistern. — Wer jedoch, ohne besondere Fachkenntnisse zu besitzen, sich in aller ische Notizen.

Kürze über eine Frage der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen unseres Landes in historischer Weise unterrichten

will, wird bei der klaren Anordnung des
Biedermann'schen Buches sich schnell und
sicher belehren können. Somit wird es
auch seinen weiteren Zweck, dem deutschen
Hause zu dienen, gewiß erfüllen, «ck.

Aegypten und Assyrien. Geschicht-
liche Erzählungen für Schule und Haus

von U»8ton ölsspsru. Ueberfetzt

von D. Birnbaum. Mit 1W in den

Text gedruckten Abbildungen und Zeich-

nungen von Fancher-Gndin. Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

Der hervorragendste französische For-
scher, der unter den bedeutendsten Aegypto-

logen der Gegenwart mit an erster Stelle

genannt werden muß, hat in diesem Buche

seine Forschungen über die ältesten Cultur-

länder auch dem weiteren Publikum zu-

Nord u
nd öüd.

gänglich gemacht. Die Ägyptologie ist eine Domäne für einen nur kleinen Gelehrtenkreis, und der weitere Kreis der Gebildeten würde ohne die Ebers'schen Romane und — «it venezianer» — ohne Wilhelm Buchholz vielleicht nicht viel von dem alten Nillande wissen.

Hier nun wird auf sicherem, wissenschaftlichem Hintergründe ohne Romanform, aber in fesselndem Plauderton das Leben der Ägypter und Assyrer geschildert, wie es sich in allen seinen Ausprägungen in Familie, Gemeinde und Staat, in Krieg und Frieden, in Trauer und Freude abgespielt haben muß. Das sind wirkliche, lebensvolle Gestalten, die vor unserem Geiste auftauchen, sie haben alles Mumienhafte abgestreift und machen uns begreiflich, das; sie Repräsentanten einer Cultur sind, von der selbst die Griechen ihre erste Anregung empfangen haben. — Das Buch sollte in keiner Büchersammlung für gereifere Schüler fehlen und wird auch jeder Familienbibliothek nur zur Zierde gereichen.
vcl.

Im Osten Berlins. Ein sozialmischer Roman. Von Gust. Heinr. Schneideck. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die soziale Frage zu lösen, indem man auf breite Schichten des Volkes durch die Literatur zu wirken versucht, dürfte wenig Erfolg versprechen. Vor Allem rechnet der Verfasser obigen Buches mit völlig veränderten Verhältnissen, unter denen er sozialistische Literatur, welche das Volk zur gesunden Auffassung seiner Lage erziehen soll, verbreiten will. Dann aber muß bemerkt werden, daß die Dichtung, welche der Verfasser bietet, eine recht schmale ist. Sein Nonnen bleibt weit hinter seinem guten Willen zurück. Seine Schilderung ist verfehlt, seine Charaktere sind ohne Rückgrat, sprunghaft entwickelt, seine Menschenkenntnis; ist mangelhaft, kurz, seine Erzählung verrät in Allem den unsicher tastenden Anfänger. Uebrigens ist der Roman nicht frei von Flüchtigkeiten. Als Tendenzwerk ist er gut gemeint, aber verfehlt, als «unsterbliche» ungenügend, xf.

IANJr«8»"!z>>o Uü?!,«r. I!«,i>r«eKuvl? I>!>ek ^us»«KI <Isr Ii«I,iciun vorbeniUl»».

.OIUemelne ^KellterUerne kiirviiiine „ml Ve».

III« M<»»cl>e I,Iter»Iur «eil iksekin»» >Ie» K»

kreie Kritik^ »efr I^u>I»id' ^»»„gruben

k»»i«»r»»>, I>5w„!w„! Irtt«s!is X»eK

««Inner, V,, <Z.«d» r»u»«ae». H»eK cksr v^r-

Himmel unck rcke. Iiw N n««ur«, ^Io„k,tk»clir.

I V, ,I>>>rg IIsK « u, 7, Twrl n, II, ^I^>>«I,

^aev»li, IK,, I.^«» ^ck^«7u, ^s,,
Hexer, Kleiner IZnck ttl«. Zlit «ennttuög ck>»s
XiilckeKe^ öiisntllisx'Ks SKi??Sll, IZ«r!ia.
«ell»t»li, U, I.,, ISI? gis II^o>,er le»
jZclillier, Nrlese, Kriu«eK« S««»t»a«^l« in
»,,lti», , ?.ur ünüilc. i?«ek?enn änksZt»,
1r«ll»ll»ra»t.'t,»l, I v, ^ns usr ?!«ks. L«u»n
Redigirt nnlcr veranlrvorilichke,! des herausgeber,,
Schlefsche Snchdruckerei. «nns. nnd ver>ag,.Angal, normal, S. Schonlaender. Sreslan,
Unberechtigter Nachdruck au, dem Znboit dieser Zeilchrifl unlrrsagt. Ueberseriungirecht vorbehalte».